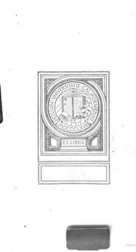
Deutsche Revue

Digitized by Google

Deutsche Revue

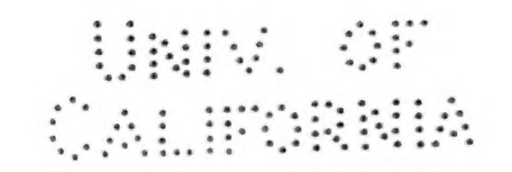
Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Fünfundzwanzigster Jahrgang. — Erster Band.
(Januar bis März 1900.)

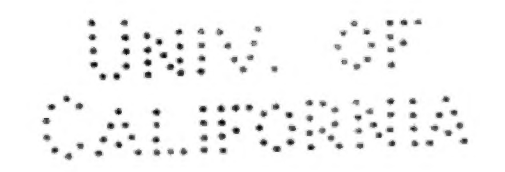
Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1900.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

AP30
D4
v.25:1-2

Digitized by Google


UNIV. OF CALIFORNIA

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXV

(Januar bis März 1900).

Seite

Richard Fleischer: Vorwort 1
Dr. Robert Bosse: Ueber Savignys Schrift „Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft". Im Hinblick auf die Herstellung eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches . . 7
Georg Freiherr v. Ompteda: Das Moralische 24
Horst Kohl: Aus der Korrespondenz des Grafen Friedrich zu Eulenburg mit dem Fürsten Bismarck I. II. 39. 183
G. Kaibel: Die neue Bildung 57
Ludwig Barnay: Bühnenvirtuosen 67
Heinrich Rickert: Eine Episode aus Karl Twestens Leben. Seine Wahl in Danzig im Jahre 1867 73
Prof. Dr. Hegar in Freiburg i. B.: Die beste Vorbeugung gegen Krankheiten und Gebrechen 84
Oscar Blumenthal: Verbotene Stücke I. II. 92. 204
P. Zweifel, Geh. Rat und Professor an der Universität in Leipzig: Pläne und Hoffnungen für das neue Jahrhundert 108
Dr. J. Héricourt: Erinnerungen an Pasteur 121
Max Nordau: Die Glücksbilanz der Gesittung 127
Neues über Leopold v. Gerlach und ungedruckte Briefe desselben I. II. 145. 329
Gertrud Franke-Schievelbein: Froi-lein. Novelle 157
Sir Edward J. Reed, K. C. B., F. R. S.: Zur Charakteristik Kaiser Wilhelms II. 168
Dr. Wilhelm Kienzl: Richard Wagners persönlicher Charakter. Eine Studie 219
Prof. Dr. A. Weichselbaum: Ueber die Pest 232
Albrecht Weber: England und der Krieg 247

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Seite
Frédéric Loliée: Ein Besuch bei Paul Deschanel 251
Staatssekretär a. D. Hollmann über die Schiffstypen 257
v. Helldorff-Bedra: Der Fall des Sozialistengesetzes 273
Otto von Leitgeb: Ein Dichter 284
Der erste falsche Demetrius 300
General Stefan Türr: Fürst Bismarck und die Ungarn. Reminiscenzen aus dem Jahre 1866 313
Dr. Hans Buchner, o. ö. Universitätsprofessor und Direktor des hygienischen Instituts der Universität München: Ueber die richtige Vorbildung der Mediziner 343
M. v. Brandt: Weltpolitik und Friedenspolitik 353
Oswald Hancke, Großh. Hoftheater-Direktor in Karlsruhe: Bühnenvirtuosen. Die Kehrseite der Medaille 358
Fritz Lemmermayer: Gustav zu Putlitz und Friedrich Hebbel. Ein ungedruckter Briefwechsel 363

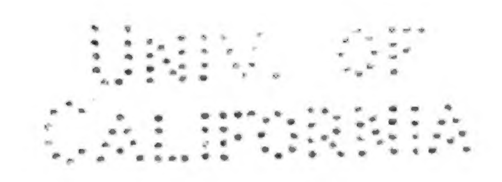
Berichte aus allen Wissenschaften.

Litteraturgeschichte.
Dr. Alfred Leicht (Meißen): Michael Bernays über Goethe-Forschung 136
Geschichte.
Prof O. Koller: Weltuntergang 263
P. v. Ebart: Gothaer Fürstenbilder aus früherer Zeit. Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg 389
Volkswirtschaft.
Dr. G. K. Anton in Jena: Der Rhein-Elbekanal und die deutsche Landwirtschaft 382
Meteorologie.
Professor Dr. Paul Czermak: Das Hagelschießen 385

Kleine Revuen.

Naturwissenschaftliche Revue 371
Litterarische Berichte 137. 270. 394
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 142. 271. 395

Digitized by Google



Vorwort.

Bei Beginn des neuen Jahrhunderts und zur Eröffnung des 25. Jahrgangs dieser Zeitschrift bitte ich, mir zu gestatten, öffentlich meinen herzlichsten Dank für das dauernde Interesse und für die Mitwirkung an der „Deutschen Revue“ zum Ausdruck zu bringen, sowie einige Worte über die Haltung und über weitere Bestrebungen derselben hinzufügen zu dürfen.

Wenn man fast fünfundzwanzig Jahre eine Revue geleitet hat, welche berufen ist, in die großen Zeitfragen einzugreifen und nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung zu bleiben, muß man sich die Frage nahe legen, ob man fernerhin noch fähig sein wird, als Steuermann das Schiff auch im Sturm und durch Klippen zu führen, auf dessen Flagge geschrieben steht: dem Vaterlande!

Ich weiß nicht, ob ich mir diese Fähigkeit anmaßen darf, und muß um Nachsicht der Leser und Mitarbeiter bitten, wenn ich noch eine Zeitlang am Steuer zu stehen beabsichtige, um manchen vielleicht nicht unwichtigen Zielen zu folgen.

Die Begründung des Deutschen Reiches brachte auch neues Leben in die periodische Litteratur. Nicht nur die Tagespresse hat einen weiteren Horizont und eine größere Ausdehnung gewonnen, sondern auch die Zeitschriftenlitteratur ist mächtig angewachsen. Das deutsche Volk wollte andern großen Nationen nicht nachstehen und Organe besitzen, in welchen, wie in den großen englischen und französischen Revuen, hervorragende Männer das Wort ergreifen, um aufzuklären, zu belehren und für das Wohl der Gesamtheit zu wirken.

Die Zeit des gelehrten und bureaukratischen Schweigens und des Abschließens von der Oeffentlichkeit ist vorüber. Die Feder regiert mit in der Welt, und man kann jetzt weit eher von einem Bacillus scriptorum als von großen Schweigern reden.

Es ist ein Glück, daß das Licht der Oeffentlichkeit selbst in die geheimsten Kabinette und in alle Werkstätten der Arbeit und des Geistes dringt, um den Frieden zu erhalten und um die Forschungen und Entdeckungen in den Wissenschaften zum Gemeingut aller Kulturvölker zu machen. Die Bücher der Weisheit haben ihre sieben Siegel verloren; offen liegt alles, was unsre Zeit bewegt, was erstrebt und geschaffen wird, vor unsern Augen da.

Digitized by Google

Wo die Geister aber aufeinanderstürmen, werden die Federn oft zu Schwertern, und in der Leidenschaft des Kampfes wird häufig das Ziel und der klare Blick verloren. Der furor teutonicus ist leicht in Bewegung gebracht. Wir Deutsche haben die Neigung wegen eines Sturmes in einem Glase Wasser zu kämpfen und wegen Kirchturmspolitik Fraktionen und Fraktiönchen zu bilden. Die Geschichte von der tödlichen Feindschaft zweier Philologen wegen der Stellung eines Kommas in einem Klassiker ist nicht ganz unbegründet. Es ist deshalb die Aufgabe jedes Organs, welches nicht in der Partei- und Tagesströmung steht, mit darauf hinzuwirken, daß die nationalen Kräfte nicht unnötig im Parteikampfe zersplittert werden.

Die „Deutsche Revue“ wird sich stets die vollste Unabhängigkeit von allen Parteien bewahren, sie wird bestrebt sein, den Gesamtinteressen des Vaterlandes auch fernerhin zu dienen. Der vornehmen und sachlichen Kritik wird diese Zeitschrift immer zugänglich sein, denn das edle und freie Wort muß freie Bahnen haben. Es klingt fast paradox, aber es ist leider eine Thatsache, daß die Werke der großen Geistesheroen früherer Jahrhunderte heute nicht mehr ungestraft gedruckt werden könnten und daß unsterbliche Dichter wie Lessing, Schiller und Goethe in unsrer Zeit in einen häufigen Konflikt mit dem Preßgesetz gekommen wären.

Es ist deshalb von Professor v. Schulte in dieser Zeitschrift die Anregung für eine Aenderung der betreffenden Gesetzesparagraphen gegeben worden, welche hoffentlich nicht ohne Erfolg bleiben wird.

Mit Recht hatte der große König Friedrich II. angeordnet, daß man die Gazetten nicht genieren soll, wenn man auch jede niedrige Gesinnung und Tonart in der Presse auf das schärfste bekämpfen muß.

Es leidet jeder Staat, welcher die Gedankenfreiheit zu unterdrücken sucht, am meisten selbst darunter. Die freie Geistesarbeit ist die höchste Macht in der Kulturentwicklung der Völker, und ein gesunder Fortschritt ist nur dann möglich, wenn die Schäden und Fehler, die im politischen und wirtschaftlichen Leben zu Tage treten, offen und frei besprochen werden können. —

Die „Deutsche Revue“ wird erstreben, dazu beizutragen, daß der Schutz der Schwächeren in der Rechtsfindung und im wirtschaftlichen Leben durch neue Institutionen im Reiche noch mehr gefördert wird. Der Arbeitsnachweis müßte von einer Zentralstelle geleitet und den Kommunen zur Pflicht gemacht werden; für den Arbeitsnachweis ist in dieser Zeitschrift ein naher Verwandter unsers Kaisers eingetreten. Für Errichtung billiger und gesunder Arbeiter- und Beamtenwohnungen in der Nähe der großen Städte oder in den Großstädten selbst müßte noch weit mehr geschehen. Vielleicht könnten das Reich und die einzelnen Staaten den Kommunen Unterstützungen (durch Zuwendungen von Bauplätzen, Bewilligung von Anleihen für Errichtung von Arbeiterhäusern, welche durch die Mieten verzinst und amortisiert werden könnten rc.) gewähren. Die sozialen Verhältnisse in den größeren Städten müßten auch durch eine stärkere Kolonisation im Innern, welche der Landwirtschaft zu gute kommen würde, gebessert werden.

Digitized by Google

Ein freiwilliger Rückzug aufs Land würde das Elend in den Städten verringern. Je mehr Menschen wieder in der Natur arbeiten und auf dem Lande leben können, desto glücklicher und zufriedener würde sich das soziale Leben gestalten.

Es ist aber auch nötig, die Erziehung des Volkes in wirtschaftlicher, politischer und in humaner Beziehung noch weiter zu entwickeln. Eine größere Zahl von Ackerbauschulen auf dem Lande könnten eingerichtet werden, damit der Ackerbau von der Landbevölkerung möglichst rationell erlernt und betrieben wird. Für unsern Arbeiter- und Handwerkerstand und für die Erwerbsverhältnisse der ärmeren Bevölkerung wäre es wünschenswert, daß in den Volksschulen auch der Handfertigkeitsunterricht, sowie Unterricht in verschiedenen Handwerks- und Erwerbszweigen durch ortsansässige Meister und andre eingeführt würde. Jedes Kind würde hierdurch eine kleine und nützliche Vorbildung als Handwerker, Arbeiter rc. erhalten und sich im späteren Leben besser und leichter forthelfen können.

Auch wäre es gut, wenn in den höheren Klassen der Volks- und Bürgerschulen oder in den Fortbildungsschulen wöchentlich eine Unterrichtsstunde über die Rechte und Pflichten der Staatsbürger erteilt werden könnte, damit das Volk, welchem das allgemeine Wahlrecht gegeben ist, sich nicht durch die Wahlagitatoren der extremen Parteien und durch deren leere Versprechungen täuschen läßt. Ein Mann, welcher auch nur eine Ahnung von den Einrichtungen und von den Entwicklungen im staatlichen und sozialen Leben hat, wird sich nicht leicht durch utopistische, reaktionäre und revolutionäre Anschauungen und Agitationen blenden lassen.

Alle Parteien müßten dafür eintreten, daß die politische Bildung auch durch den Unterricht eine weitere Verbreitung im Volke findet, damit die Verfassung des Reichs, die bürgerlichen Rechte und Pflichten von allen Bürgern hochgehalten und beschützt und die sozialen Gefahren vermindert werden. Die politische Bildung des Volkes ist ein Korrelat und ein Schutz für das allgemeine Wahlrecht.

Von der richtigen Erziehung des Volkes hängt das Wohl des Vaterlandes, die Selbstlosigkeit im Dienste der Gesamtheit und die Förderung wahrer Nächstenliebe ab. —

Um in Not und Gefahr jedem die Möglichkeit zu geben, seinem Nächsten hilfreich beistehen zu können, müßten in den Schulen Anweisungen im Samariterdienst erteilt werden. Die Menge steht oft ratlos und unthätig da, wenn ein Unfall auf der Straße sich ereignet, anstatt zu helfen, verschlimmert sie häufig durch ihre Unthätigkeit und Aufregung den Zustand eines Verunglückten. Wenn jeder weiß, wie ein Notverband angelegt werden muß und welche erste Hilfen bei Unfällen und plötzlichen Erkrankungen gebracht werden können, würde manches Unheil verhütet werden.

Allgemeine Kenntnisse im Samariterdienste sind aber auch für die Armee und für die Pflege der Kranken und Verwundeten im Kriege von Wichtigkeit.

Der Samariterdienst hebt den moralischen Mut des Einzelnen und erzieht tüchtige Männer für das Heer.

Wir brauchen eine starke Armee und eine mächtige Flotte, unsre geographische Lage macht dies zur Notwendigkeit, aber wir müssen bei den Verstärkungen unsrer Wehrkraft zu Wasser und zu Lande nur bis an die Grenze der äußersten Notwendigkeit gehen und unsre Finanzkraft für den Krieg schonen. Wo Ersparungen möglich sind, müßten dieselben ausgeführt werden. Im Militäretat könnten vielleicht einige Abstriche durch Vereinfachung der Uniformen, der Kavallerieausrüstung und so weiter gemacht werden.

Die fortdauernde Vergrößerung der Flotte legt die Frage nahe, ob wir uns für längere Zeit an bestimmte Schiffstypen binden können, da die Technik und Taktik zu rasche und zu große Fortschritte machen. Ich behalte mir vor, diese Frage in der „Revue“ von fachmännischer Seite beleuchten zu lassen.

Eine starke Flotte ist für den Handel und für die Industrie von Wichtigkeit, wir müssen aber auch die Verkehrsverhältnisse durch neue Wasserstraßen und Regulierung der Flüsse wesentlich erleichtern, um auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig und mächtig zu bleiben.

Der Seehandel, welcher etwa 80 Prozent des gesamten deutschen Handels beträgt und sich auf ungefähr 900 Millionen Mark jährlich beläuft, müßte nach dem Ausbau der neuen großen Wasserstraßen durch Seeschiffahrtskanäle ins Herz des Reiches geführt werden. Es wird dies die Sorge und Arbeit unsrer Enkel werden. Ich möchte aber nicht unerwähnt lassen, daran zu erinnern, daß schon Wallenstein den Bau eines Seekanals von der Ostsee ins Innere des Landes ins Auge gefaßt hatte und daß ebenso die Möglichkeit vorhanden ist, mehr als 4000 große Seeschiffe unsrer Handelsflotte bis nach Köln hinaufzuführen, wenn einmal eine Vereinbarung mit Holland über die Tieferlegung des Rheinbettes auf 6,5 Meter getroffen werden könnte.

Der Weltverkehr und die Lage des Welthandels sind von großer Bedeutung für den Weltfrieden. Gute Handelsverträge sichern auch gute internationale Beziehungen. — Kabinettkriege sind in unsrer Zeit nicht mehr möglich, aber Differenzen in Zoll- und Handelsfragen können zu schweren Verwicklungen mit fremden Mächten führen.

Unsre auswärtige Politik wird gegenwärtig von einem der befähigtsten Diplomaten geleitet, welcher das Vertrauen fast aller Parteien genießt. Es ist deshalb zu hoffen, daß wir zu guten neuen Handelsverträgen gelangen werden und daß durch die Friedenspolitik des Deutschen Reiches auf längere Zeit ein Weltbrand verhütet wird. Das Pulverfaß steht aber im Orient, wir dürfen uns dort in keine gewagten oder gar abenteuerliche Unternehmungen einlassen, wir müssen uns die Hände freihalten, wenn im Orient einmal zwei Weltmächte zusammenstoßen.

Die Friedenszeit muß das deutsche Volk auch fernerhin benutzen, um sich geistig und materiell immer höher und weiter zu entwickeln.

Unsre technischen Hochschulen haben wesentlich dazu beigetragen, daß sich

unsre Industrie zu so großer Blüte erhoben hat. Unsre Technik wird im allgemeinen von keiner Nation übertroffen. — Was in den Laboratorien und in den stillen Werkstätten unsrer großen Gelehrten und Forscher geschaffen wird, das kommt dem ganzen Volke zu gut. Man spricht oft spottend über die „Bücherwürmer“ und von den „Theoretikern“, aber die Grundlage aller Praxis ist die Theorie. Es läßt sich nicht die kleinste Aenderung an einer Dampfmaschine oder an einem Motor ohne theoretische Vorkenntnisse ausführen. Die Praktiker, welche nichts Neues geschaffen haben, aber von den Früchten geistiger Arbeit leben, und trotzdem nicht selten verächtlich von den Wissenschaften reden, sind die Zwerge, die auf den Rücken der Riesen: der großen Entdecker und Forscher in den Wissenschaften stehen. Die grauen Theorien werden von der Wissenschaft selbst verbannt, denn die Wissenschaft strebt nach Leben, Licht und Wahrheit. Die Wissenschaft und ihre Lehren müssen deshalb frei und unabhängig bleiben. Man darf die Hochschulen in ihrer Arbeit nicht stören und disciplinieren, ihre Lehrer müssen sich ein starkes Rückgrat bewahren, um die geistigen Errungenschaften unsrer Zeit zum Segen des Volkes hochzuhalten und zu beschützen. — Eine Zierde des Deutschen Reiches bilden die Universitäten. Keine andre Nation besitzt so hoch entwickelte wissenschaftliche Institute. Wir müssen darauf bedacht sein, daß immer neues Leben und neue Kräfte und Mittel diesen Hochschulen zugeführt werden, um dieselben auf ihrer Höhe zu erhalten. Was eine große Nation an Weisheit und Bildung durch die hohen Lehrstätten der Wissenschaft gewinnt, das überträgt sich auch auf ihre Macht, auf ihre Gesittung und auf ihre Arbeit.

Um aber die Errungenschaften und die Lehren der Wissenschaft nicht nur auf den Hörsaal und auf die Fachkreise zu beschränken, sondern weiter zu verbreiten, sind die Organe der Presse berufen. Es wird das eifrige Bestreben der „Deutschen Revue“ bleiben, auch hierin weiteren Kreisen des deutschen Volkes Dienste zu erweisen.

Um ein Gesamtbild der Geistesproduktion und Arbeit unsrer Zeit zu schaffen, möchte ich hier die Frage der Errichtung einer Reichsbibliothek in Anregung bringen. Die Landesbibliotheken können unmöglich alle litterarischen Erscheinungen Deutschlands erwerben, so daß wir im Deutschen Reiche bis jetzt nirgends eine Stätte besitzen, welche den großen Schatz der deutschen Geistesarbeit zusammenfaßt und für jedes Fach, für jeden Berufszweig die neueste litterarische Produktion des Reiches ohne Lücken enthält. Daß eine solche Reichsbibliothek nicht nur für die Geistesarbeiter, sondern auch für jeden Deutschen, gleichviel welche Stellung derselbe einnimmt, einen besonderen Wert hätte, ist wohl kaum zweifelhaft, besonders wenn von dieser Reichsbibliothek ein amtliches Wochenblatt herausgegeben würde, welches über sämtliche Erscheinungen fortgesetzt berichten und vielleicht auch zeitweise eingehende und fachmännische Besprechungen über besonders hervorragende Werke enthalten würde. Ein solcher litterarischer Wochenbericht über die Gesamtproduktion hätte für alle Autoren, sowie für alle Kreise ein großes Interesse und würde auch auf die Förderung der gesamten Litteratur günstig einwirken.

Auf unsre Litteratur können wir mit Stolz blicken, sie steht mindestens auf gleicher Höhe mit den Litteraturen anderer großer Kulturvölker. Wir sind eines der reichsten Völker in der litterarischen Produktion der Welt und können im Geisteskampfe der großen Nationen mit den schwersten Geschützen dienen.

Haben wir gegenwärtig auch keine so großen Dichter wie unsre Klassiker, so besitzen wir doch eine Reihe großer und schöner Talente, welche Hervorragendes und Tüchtiges leisten. Die Poesie und die Kunst dürfen im deutschen Volke niemals aussterben und müssen auch von den leitenden Faktoren im Reiche und in den einzelnen Staaten kräftig unterstützt und gefördert werden.

Die Lieder unsrer großen Sänger von der deutschen Einheit sind zur That geworden, was die Leier sang, hat das Schwert errungen.

Die Poesie ist die Sonne, welche die Volksseele erwärmt und erleuchtet, wo ihre Strahlen zünden, da erweckt sie Edles und Hohes. Das Leben ist kalt und leer ohne dieses Licht! Wir müssen dahin wirken, daß auch der geringste Mann im Volke nicht ganz ohne Kunst und Dichtung lebt und nicht im täglichen Getriebe der Arbeit das Gefühl für das Edle und Hohe im Menschen verliert. Wir können uns ein Vorbild an den Meistern der Arbeit im Mittelalter nehmen, welche Großes und Unvergängliches in der Kunst geschaffen haben.

Wir müssen auch bestrebt sein, daß unsrer Jugend die wahre Kunst und die Poesie des Herzens erhalten bleibt, damit sie nicht ein Opfer der Aeußerlichkeiten und Eitelkeiten der Mode wird und nicht dem rohen Materialismus verfällt.

Hohes Fühlen und Denken führt zu großen und edeln Thaten, bewahrt den Männerstolz und die Würde des Mannes und schafft tüchtige Bürger.

Das deutsche Volk hat manche so große Bürger besessen, daß ihre Größe selbst von den Feinden Deutschlands bewundert wurde. Möge das Vaterland immer durch die Werke seiner großen Bürger an Ruhm und Macht gewinnen, und möge im Deutschen Reiche auch fernerhin ein guter, freier und edler Geist das ganze Volk beherrschen.

Wir alle sind berufen, gleichviel in welchem Maße, für das Wohl der Gesamtheit zu wirken. Vielleicht ist auch meine fast fünfundzwanzigjährige Thätigkeit als Leiter dieser Revue, so gering auch meine Kräfte sind, nicht ganz vergeblich für das Vaterland gewesen. Es wäre dies für mich der höchste Lohn und die größte Befriedigung. Wenn ich einmal nicht mehr die Kraft besitze, diese Arbeit fortzuführen, werde ich dieselbe in die Hände eines Mannes zu legen suchen, welcher diese Zeitschrift vielleicht zu noch höherer Blüte und Bedeutung bringen wird.

Richard Fleischer.

Ueber Savignys Schrift „Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“.

Im Hinblick auf die Herstellung eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches.

Von
Dr. Robert Bosse.

Seit einer Reihe von Jahren hat der Gedanke, dem wiedererstandenen Deutschen Reiche auch ein einheitliches allgemeines bürgerliches Recht zu geben, durch den Beschluß des Reichstags, die Ziffer 13 des Artikels 4 der Reichsverfassung auf das gesamte bürgerliche Recht auszudehnen, greifbare Gestalt gewonnen. Der Bundesrat hat dem entsprechenden Gesetzentwurfe am 12. Dezember 1873 zugestimmt. Schon vorher aber hatte der Präsident des Reichskanzler-Amts auf Grund einer unter den verbündeten Regierungen herbeigeführten Verständigung im Reichstage erklärt, daß die verbündeten Regierungen für den Fall der Annahme der Verfassungsänderung beabsichtigten, mit der Publikation der letzteren gleichzeitig eine Kommission zur Aufstellung des Entwurfs eines allgemeinen deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs einzusetzen, da sie die Herstellung der Einheit des bürgerlichen Rechts in *einem* Gesetzbuch für Deutschland als das zu erstrebende Ziel der in Rede stehenden Verfassungsänderung betrachteten. Im Jahre 1874 hat dann der Bundesrat die hiernach verheißene Kommission berufen. Diese hat unter dem Vorsitze des verewigten Wirklichen Geheimrats Dr. Pape einen Entwurf fertiggestellt, und dieser Entwurf ist bekanntlich durch eine vom Bundesrate gewählte neue Kommission einer zweiten Lesung unterzogen worden.

Diese Kommission hatte eine gewaltige Aufgabe zu lösen, eine Aufgabe, die bereits vor mehr als siebzig Jahren in Deutschland Gegenstand eines überaus lebhaften litterarischen Streites gewesen ist. Es liegt nahe genug, sich den damaligen Streit, obwohl er nunmehr thatsächlich entschieden ist, zu vergegenwärtigen. Denn in der That sind viele der damals ins Feld geführten Gedanken auch heute noch von lebendigem Interesse. Die politische Lage oder, richtiger ausgedrückt, die nationale Stimmung in Deutschland hatte im Jahre 1814 unmittelbar nach den Befreiungskriegen eine außerordentliche Aehnlichkeit mit der nach dem Jahre 1871. Ja, diese Aehnlichkeit war unzweifelhaft viel größer, als wir, vor denen die nachmals eingetretenen Enttäuschungen offensichtlich daliegen, es uns heutzutage vorzustellen pflegen. Savigny selbst bezeugt dies in der Vorrede zu der im Jahre 1828 erschienenen zweiten Ausgabe der zuerst 1814 erschienenen Schrift, mit deren Inhalt wir uns beschäftigen wollen. „Jahre hindurch,“ sagt er, „waren die Bande, welche unser deutsches Vaterland an fremde Willkür knüpften, immer fester angezogen worden, und es

war deutlich einzusehen, daß unser Schicksal, wenn die Absichten des Unterdrückers zur vollen Ausführung kamen, mit der Vernichtung unsrer Nationalität enden mußte. Die großen Schicksale, durch welche die fremde Herrschaft zertrümmert wurde, wendeten dieses herbe Los von unserm Vaterlande ab, und das Gefühl dankbarer Freude, welches damals durch die Befreiung von der größten aller Gefahren allgemein erregt wurde, sollte wohl bei allen als eine heilige Erinnerung bewahrt werden. Damals war es wieder möglich geworden, über öffentliche Dinge nach freier Ueberzeugung öffentlich zu reden, und der durch die ganze durchlebte Zeit überall aufgeregte Sinn machte dieses Geschäft anziehender und dankbarer, als es in gewöhnlichen Zeiten zu sein pflegt. So trat damals ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter — bekanntlich Thibaut — mit dem Vorschlage auf, ein gemeinsames bürgerliches Gesetzbuch für Deutschland abzufassen und dadurch die politisch so wichtige Einheit der Deutschen, zugleich aber auch die Rechtspflege und die Rechtswissenschaft zu fördern."

So weit Savigny. Die Aehnlichkeit der damaligen nationalen Bewegung mit der unsrigen 1871 liegt auf der Hand. Um so näher liegt die Frage, welche Gründe waren es, die einen Mann von der patriotischen Lauterkeit Savignys bewogen, sich mit der denkbar größten Entschiedenheit gegen den Thibautschen Vorschlag auszusprechen? Diese Gründe, die ja über ein halbes Jahrhundert hindurch den durchschlagendsten Erfolg erzielt haben, müssen doch auch heute noch von einigem Interesse sein. Denn wenn sie überzeugend sind, so hätte man besser gethan, ein Werk aufzugeben, an welches eine Unsumme von Kraft aufgewendet worden ist und noch gewendet werden muß, wenn es geltendes Recht wird. Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich die Savignysche Schrift wieder hervorgeholt, nachdem ich sie seit fast vierzig Jahren nicht mehr gelesen und ihren Inhalt nahezu vergessen hatte. Ich wurde auf die Schrift im Jahre 1854 kurz nach meinem Eintritte in den praktischen Justizdienst durch einen älteren Richter aufmerksam gemacht, der sie mir als die unübertreffliche Quintessenz aller juristischen, gesetzgeberischen und politischen Weisheit pries. Und in der That hat sie damals nach Form und Inhalt einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Die klassische Schönheit und die plastische Ruhe ihrer Sprache, der feine geschichtliche Sinn, der sie beherrscht, werden auf jeden Juristen, der sie liest, auch heute noch ihren Zauber üben.

Eine andre Frage ist, ob sie in ihrer Gesamtheit noch überzeugend wirkt. Ich werde mir erlauben, den Inhalt der Schrift kurz zu skizzieren, und daran einige Bemerkungen kritischer Natur anknüpfen.

Savignys Schrift „Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" ist eine Streitschrift. In der Einleitung wird dies nach einem Hinweise auf das zwangsweise Eindringen und krebsartige Weiterfressen des Code in Deutschland ausdrücklich zugegeben, „aber" — heißt es dort — „es giebt einen zweifachen Streit, einen feindlichen und einen friedlichen. Jenen führen wir, wo wir Ziel und Zweck verwerflich finden, diesen, wo wir Mittel suchen zu gemeinsamen löblichen Zwecken". Diesen friedlichen Streit will Savigny führen

„gegen die auf die Annahme eines gemeinschaftlichen Gesetzbuches für die deutschen Staaten gerichtete Meinung“, und man muß, wie man auch zu der Streitfrage selbst stehen mag, unbedingt anerkennen, daß er den Streit mit musterhaft vornehmen Waffen führt.

In der Einleitung bringt er den Vorschlag, ein allgemeines deutsches bürgerliches Gesetzbuch herzustellen, in Verbindung mit vielen ähnlichen Vorschlägen und Versuchen seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und diese wieder mit dem „völlig unerleuchteten Bildungstriebe jener Zeit“, mit andern Worten, mit der ungeschichtlich gerichteten Periode der sogenannten Aufklärung, sodann aber mit der irrtümlichen Ansicht von der Entstehung alles positiven Rechts, nach welcher im normalen Zustande alles Recht aus Gesetzen, aus ausdrücklichen Vorschriften der Staatsgewalt entstehen und die Rechtswissenschaft lediglich den Inhalt dieser Gesetze zum Gegenstand haben soll. Beide von ihm bekämpfte Auffassungen seien durch die Ueberzeugung miteinander vermittelt, daß es ein praktisches Naturrecht oder Vernunftrecht gebe, eine ideale Gesetzgebung für alle Zeiten und alle Fälle, die wir nur zu entdecken brauchten, um das positive Recht für immer zu vollenden. Folgerichtig untersucht Savigny nach diesen Prämissen zunächst, wie es sich in Wirklichkeit mit der Entstehung des positiven Rechts verhalte.

Schon in den ersten Anfängen urkundlicher Geschichte, so führt er hier aus, hat das bürgerliche Recht bereits einen bestimmten Charakter, der dem Volke in gleicher Weise eigentümlich ist wie seine Sprache, Sitte und Verfassung. Ja, alle diese Erscheinungen, Sprache, Sitte, Verfassung und Recht, haben kein abgesondertes Dasein, sie sind als Kräfte und Thätigkeiten desselben Volks in der Natur untrennbar verbunden. Und das, was sie zu einem Ganzen verknüpft, ist die gemeinsame Ueberzeugung des Volks, das gleiche Gefühl und Bewußtsein innerer Notwendigkeit, welches jeden Gedanken an zufällige und willkürliche Entstehung ausschließt. Ja gerade durch diese eigentümlichen Funktionen der Völker werden diese erst zu Individuen oder, wie wir heute vielleicht sagen würden, zu Nationalitäten. Im Jugendzustande der Völker sind diese arm an Begriffen, aber sie haben ein klares Bewußtsein ihrer Zustände und Verhältnisse, auch der ihres bürgerlichen Rechts, und die Regeln des letzteren, gleichsam Gegenstand des Volksglaubens, verkörpern sich ursprünglich nicht wie heute in ausgesprochenen, mündlich oder schriftlich überlieferten Grundsätzen, sondern in symbolischen Handlungen, deren sinnliche Anschaulichkeit das Recht in bestimmter Gestalt festhält. Sie bilden in dieser Periode die eigentliche Grammatik des Rechts, und das Hauptgeschäft der älteren römischen Juristen bestand gerade in der Erhaltung und Anwendung dieser symbolischen Formen, die niemals, wie unsre heutigen Rechtsregeln, als etwas Willkürliches oder als eine Last empfunden wurden, sondern vielmehr in ihrer Anschaulichkeit ein Stück des Volksglaubens bildeten und so auch aufgefaßt sein wollen. Nun giebt es aber wie für die Sprache, so auch für das Recht eines Volkes keinen Augenblick des Stillstandes. Das Recht ist derselben Bewegung und Entwicklung unterworfen, wie jede andre

Richtung des Volks, und auch diese Entwicklung steht unter dem gleichen Gesetz der Notwendigkeit, wie die erste Entstehung. Allein diese Weiterentwicklung ist außerordentlich schwer als Rechtsüberzeugung *des ganzen Volks* zu verfolgen und namentlich in der unermeßlichen Ausdehnung der Einzelheiten — man denke nur an die Pandekten — als Volksüberzeugung zu erkennen. In der That tritt bei steigender Kultur ein neues Moment hinzu, die Sonderung der verschiedenen Volksthätigkeiten, die Absonderung der einzelnen Stände. So entsteht der Juristenstand. Das Recht bildet sich nunmehr in der Sprache aus, es nimmt eine wissenschaftliche Richtung, es fällt wesentlich dem Bewußtsein der *Juristen* anheim, die in dieser Funktion das Volk repräsentieren, wiewohl das Recht daneben auch jetzt noch ein Teil des gesamten Volkslebens bleibt. Demgemäß hat das Recht jetzt ein doppeltes Lebensprinzip, und daraus erklärt es sich, daß auch jenes ungeheure Detail noch auf organische Weise, ohne eigentliche Willkür und Absicht entstehen konnte. Savigny nennt den Zusammenhang des Rechts mit dem allgemeinen Volksleben das *politische*, das abgesonderte wissenschaftliche Leben des Rechts aber das *technische* Element des Rechts. Je nachdem das eine oder andre Prinzip überwiegt, kann und wird daher bei demselben Volke das Recht natürliches, dem allgemeinen Volksleben entsprungenes oder gelehrtes, juristisches Recht sein. Immer aber und auch jetzt noch zeigt sich der Einfluß des allgemeinen Volkslebens noch in einzelnen Anwendungen, *da* nämlich, wo in engeren Kreisen ein gleiches, oft wiederkehrendes Bedürfnis auch ein gemeinsames Bewußtsein des Volks möglich macht, zum Beispiel in den örtlichen Rechten der Dienstbotenordnungen oder dem Rechte der Mietwohnungen und dergleichen. Savigny zieht hieraus den Schluß: Alles Recht entsteht als Gewohnheitsrecht, das heißt erst durch Sitte und Volksglauben, dann durch die Jurisprudenz, also durch innere, stillwirkende Kräfte, nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers. Ein Einfluß des letzteren ist freilich ebensowenig ausgeschlossen, wie die Beeinflussung durch fremdes Recht oder die Verzweigung des Rechts innerhalb desselben Volks nach Stämmen oder örtlichen Gebieten. Das höchste Verdienst an dieser Erkenntnis der Entstehung des Rechts schreibt Savigny einesteils *Hugo*, dann aber auch *Möser* zu, obwohl letzterer, weil nicht zünftig, von den Juristen meist ignoriert werde.

Folgerecht untersucht Savigny demnächst genauer den Einfluß der Gesetzgebung auf das Recht. Er nimmt dafür drei verschiedene Motive an. Einmal den Willen des Gesetzgebers, der auf der Annahme beruht, daß höhere *politische* Zwecke ein Eingreifen fordern. Als Beispiele führt er an die gesetzliche Regelung der gutsherrlichen Rechte, unter Augustus die lex Julia und Papia Poppæa und unter den christlichen Kaisern eine große Anzahl von Gesetzen. In Gesetzen dieser Art sieht Savigny die Gefahr einer ungeschichtlichen und schließlich unwirksam bleibenden Korruption des Rechts. Sodann als zweites Motiv, das er weit weniger bedenklich findet, die Beseitigung vorhandener rechtlicher Zweifel und Unklarheiten. Hierfür hatte das Römische Recht die treffliche Einrichtung des Prätorischen Edikts, die Savigny unter gewissen Bedingungen

auch im modernen Staate für möglich hält. Das dritte Motiv habe aber mit den beiden ersten nichts gemein. Wenn man ein allgemeines Gesetzbuch fordere, so meine man die Kodifikation des gesamten, auf seine Brauchbarkeit zu untersuchenden Rechtsvorrats. Manche dächten dabei an ein ohne Rücksicht auf das bestehende Recht zu fixierendes allgemeines Vernunftrecht. Savigny verwirft das von seinem Standpunkte aus selbstverständlich als völlige Thorheit. Aber auch die Aufzeichnung des ohnehin bestehenden Rechts mit den Verbesserungen, welche aus politischen Gründen nötig seien, bekämpft er. Die letzteren könne man, wo wirklich zwingende Gründe vorlägen, auch in neuen Einzelgesetzen vornehmen, die bloße Aufzeichnung des bestehenden Rechts aber sei auch in der Weise denkbar, daß sie von einzelnen Rechtsgelehrten ohne den Staat bewirkt werde, so wie es in altgermanischer Zeit wiederholt geschehen sei. Der Unterschied liege lediglich in der Veranlassung und Bestätigung von seiten des Staats, denn die technische Seite falle ja doch ausschließlich den Juristen zu, und die ganze Arbeit sei überhaupt nichts andres als juristische Technik. Man wolle damit zweierlei erreichen: einmal höchste Rechtsgewißheit und Sicherheit der gleichförmigen Anwendung, sodann aber Besserung und Berichtigung der äußeren Grenzen der Gültigkeit, indem an die Stelle verschiedener Lokalrechte ein allgemeines Nationalrecht treten soll.

Die Erreichung größerer Rechtsgewißheit, sagt Savigny, hängt augenscheinlich ganz und gar von der Vortrefflichkeit der Ausführung ab. Er beruft sich auf Baco, der vor jeder Beseitigung der älteren Rechtsquellen warnt und der für eine solche Arbeit eine Zeit fordert, die an Bildung und Sachkenntnis höher steht als die früheren Zeiten. Es komme darauf an, das Vorhandene, was beibehalten werden soll, gründlich zu erkennen und es richtig auszusprechen, also einmal auf den Stoff, sodann auf die Form. Bezüglich des Stoffs sei die wichtigste Aufgabe die Vollständigkeit des Gesetzbuchs. Im Wege der Kasuistik sei diese nicht zu erreichen, weil es für die Erzeugung der Verschiedenheiten wirklicher Fälle schlechthin keine Grenze giebt. Es komme also ausschließlich auf die leitenden Grundsätze an. Diese herauszufühlen und von ihnen ausgehend den inneren Zusammenhang und die Art der Verwandtschaft aller juristischen Begriffe und Sätze zu erkennen, sei aber eine der schwersten Aufgaben der Rechtswissenschaft, ja es sei eigentlich das, was der juristischen Arbeit den wissenschaftlichen Charakter giebt. Entstehe nun ein Gesetzbuch zu einer Zeit, welche dieser Kunst nicht mächtig ist, so werde die Rechtspflege nur scheinbar durch das Gesetzbuch, in Wirklichkeit durch andre Momente, die außerhalb dieser formell regierenden Rechtsquelle lägen, beherrscht, ein höchst verderblicher falscher Schein. Komme dazu die Absicht möglichster materieller Vollständigkeit des Gesetzbuchs, so sei eine geist- und gedankenlose Rechtspflege unvermeidlich. Das alte Recht früherer, einsichtsvoller Zeiten habe man nicht mehr, das Gesetzbuch hemme die Berührung mit dem früheren Rechte auf allen Seiten. Der Buchstabe werde herrschen, wie Baco sage: Jurisconsulti tamquam e vinculis sermocinantur. Und nun gar die rechte Form zu finden, die rechte

Mitte zwischen Kürze und Weitläufigkeit, sei unendlich schwer. Hiernach werde nur in sehr wenigen Zeiten, also nur ganz ausnahmsweise, die Fähigkeit vorhanden sein, ein gutes Gesetzbuch zu machen. In der Jugendzeit der Völker fehle es an der rechten Sprache und logischen Kunst, in sinkenden Zeiten meist an allem, an Kenntnis des Stoffs wie an der Sprache. Es bleibe also nur eine mittlere Zeit übrig, welche gerade für das Recht als Gipfel der Bildung gelten könne. Allein eine solche Zeit könne für sich kein Bedürfnis zu einem Gesetzbuch haben, sie würde es nur für eine spätere, schlechtere Zeit veranstalten können, gleichsam Wintervorräte sammelnd.

Das alles sucht Savigny durch die besondere Anwendung auf Römisches Recht und auf das Recht in Deutschland noch klarer und überzeugender zu erweisen.

Der nun folgende Abschnitt über Römisches Recht würde für die uns Deutsche heute bewegende Frage an sich entbehrlich sein, und ich würde ihn übergehen, wenn er nicht in der großartigen Einfachheit, zu der Savignys besondere Kenntnis des Römischen Rechts und sein feiner geschichtlicher Sinn ihn vor andern befähigte, ganz besonderes Interesse darböte. Savigny spricht ziemlich verächtlich von der landläufigen Bewunderung des Römischen Rechts, die sich, genau besehen, meistens auf die Bewunderung der Theorie der Kontrakte beschränke. Diese aber ist nach seiner Meinung so allgemeiner Natur, daß der Kern der hier sich manifestierenden römischen Gerechtigkeit schon durch gesunden Verstand ohne alle juristische Bildung gefunden werden könne. Es lohne sich nicht, um so leichten Gewinn Gesetze und Juristen von zweitausend Jahren her zu unsrer Hilfe zu bemühen. In Wirklichkeit verhalte es sich mit dem wahren Werte des Römischen Rechts ganz anders. Es handle sich um das Recht eines großen, lange bestehenden Volkes, das eine ganz nationale, ungestörte Entwicklung gehabt habe, um ein Recht, das zugleich in allen Perioden dieses Volkes mit vorzüglicher Liebe gepflegt worden sei. Die Justinianischen Rechtsbücher, also diejenige Form, in der das Römische Recht zu uns gekommen ist, trügen deutlich das Gepräge einer Zeit des Verfalles. Der Mittelpunkt dieser Rechtsbücher sei eine Kompilation aus Schriften einer klassischen Zeit, die als verloren und unerreichbar dastehe, die Zeit Papinians und Ulpians. Die wahre Größe dieser Juristen bestehe in der Beherrschung der leitenden Grundsätze. Die Begriffe und Sätze ihrer Wissenschaft erscheinen ihnen nicht willkürlich hervorgebracht; es sind wirkliche Wesen, deren Dasein und Genealogie ihnen durch langen vertrauten Umgang bekannt geworden ist. Daher die mathematische Sicherheit ihres Verfahrens; man kann geradezu sagen: sie „rechnen“ mit ihren Begriffen. Und diese Methode ist nicht Prärogative einzelner, sondern Gemeingut aller. Auf die äußeren Mittel legen die römischen Juristen geringen Wert; ihre Definitionen zum Beispiel sind unvollkommen, ohne daß die Schärfe und Sicherheit der Begriffe darunter leidet. Dagegen haben sie eine treffliche Kunstsprache, ohne darum der Gefahr einseitiger, bloß formaler, dem Leben entfremdender wissenschaftlicher Richtung zu verfallen. Das Recht hat kein Dasein für sich, sein

Wesen ist das Leben der Menschen selbst, von einer besonderen Seite angesehen. Die römischen Juristen gehen, wenn sie einen Rechtsfall zu beurteilen haben, von der lebendigsten Anschauung desselben aus. Wir sehen vor unsern Augen das ganze Verhältnis Schritt vor Schritt entstehen und sich verändern. Es ist, als ob dieser Fall der Anfangspunkt der ganzen Wissenschaft wäre. Theorie und Praxis seien ihnen nichts Verschiedenes, die Theorie sei bis zur unmittelbarsten Anwendung durchgebildet, und die Praxis werde durch wissenschaftliche Behandlung geadelt. Diese bewundernswürdige Methode habe ebenso wie der Rechtsstoff selbst ihre Wurzel in der Zeit der Republik, in der Zeit der Freiheit, in dem regen, lebendigen, politischen Sinne dieses Volkes, in dem richtigen Ebenmaß der beharrlichen und fortbewegenden Kräfte. Im römischen bürgerlichen Rechte wirkte dieser feine politische Takt länger fort als im Verfassungsleben. Ueberall eine allmähliche, völlig organische Entwicklung, ein Festhalten am Herkömmlichen, ohne sich daran zu binden, wenn es einer neuen, volksmäßig herrschenden Ansicht nicht mehr entsprach. Daher die Fähigkeit zur Bildung neuer Rechtsformen im Anschluß an die alten, der Begriff der Fiktion, der bonorum possessio neben der hereditas, der publiciana neben der rei vindicatio, der actiones utiles neben den directæ. So habe sich das römische Recht kraft des der Nation inwohnenden juristischen Genies fast ganz von innen heraus, als Gewohnheitsrecht gebildet, die Gesetze hätten nur einen verschwindenden Einfluß gehabt; auch in der klassischen Zeit habe man gar kein Bedürfnis für ein Gesetzbuch gehabt, obwohl Papinian, Ulpian und Paulus præfecti prætorio waren, die Gelegenheit genug gehabt hätten, ein Gesetzbuch zu machen. Erst Cäsar sei zur Zeit des Verfalls zuerst auf einen solchen Gedanken gekommen. Erst im sechsten Jahrhundert, als alles geistige Leben erstorben war, suchte man die Trümmer aus besseren Zeiten zusammen, es entstanden das Edikt des Theodorich, das Westgotische Breviarium, der sogenannte Papian und die Rechtsbücher Justinians, und weil in den letzteren der Geist des Römischen Rechts erkennbar sei, darum hätten sie im neueren Europa Eingang gefunden.

In Deutschland habe bis vor kurzem ein gleichförmiges bürgerliches Recht als gemeines Recht gegolten. Seine Hauptquelle seien die Justinianischen Rechtsbücher gewesen, die aber bei uns schon durch ihre bloße Anwendung auf deutsche Verhältnisse erhebliche Modifikationen erlitten hätten. Savigny bezeichnet es als grundlose Beschwerde, daß das heimische Recht dadurch an seiner selbständigen und wissenschaftlichen Ausbildung gehindert sei. Ohne innere Notwendigkeit hätte die Rezeption des Römischen Rechts nicht geschehen können. Sie sei erfolgt unter den gleichen Einflüssen, wie Rom sie auf unsre Bildung und Litteratur gehabt habe. Aber auch ohne das habe unser heimisches bürgerliches Recht sich nicht in ähnlicher Weise wie das Römische Recht entwickeln können. Dazu fehlte es an einer zentralen Lokalität, an einem Mittelpunkte, wie ihn Rom bis zum Untergange des westlichen Reichs darstellte. Dann habe Deutschland viel tiefer greifende Revolutionen erfahren, man solle nur an die von Grund aus alles verändernde Umgestaltung durch das Lehenswesen denken.

Aber auch das in den Landesrechten erhaltene deutsche Recht habe vielfach römisches in sich aufgenommen und sei nur durch dieses und unter Anwendung der römischen Methode verständlich. Diese Verschiedenheit der örtlichen deutschen Rechte sei kein Mangel, sondern ein naturwüchsiger, gesunder Vorzug. Nicht Gleichförmigkeit, sondern gesunde Individualisierung der Rechtsbildung sei der normale Zustand.

Auf Grund dieser Präliminarien wirft Savigny nunmehr die Frage auf, ob wir zurzeit fähig seien, ein deutsches Gesetzbuch zu machen. Er exemplifiziert dabei auf Ehe und Eigentum als Repräsentanten des Familien- und des Vermögensrechts. An beiden pflegten die Nichtjuristen unmittelbaren lebhaften Anteil zu nehmen. Beide würden viel getadelt, aber Gesetze könnten da schwerlich helfen. Alle Reformvorschläge liefen doch schließlich auf juristische Technik hinaus, ein Zeichen, daß uns die rechtsbildende Kraft fehle. Es komme also darauf an, wie es mit der Ausbildung unsrer juristischen Technik stehe. Dabei komme es auf ein Zwiefaches an, auf historischen Sinn, um die Eigentümlichkeit jedes Zeitalters und jeder Rechtsform scharf aufzufassen, und auf systematischen Sinn, um jeden Begriff und Rechtssatz in lebendiger Verbindung und Wechselwirkung mit dem Ganzen zu erfassen. Juristen mit dieser doppelten Qualifikation hätten aber dem achtzehnten Jahrhundert gemangelt. Nicht einmal eine genügende Darstellung des Römischen Rechts habe es hervorgebracht. Die juristische Bildung in Deutschland habe nicht einmal mit der allgemein litterarischen gleichen Schritt gehalten. Damit sei der Fähigkeit der Zeit, ein gutes Gesetzbuch zu machen, das Urteil gesprochen. Sei bei den Römern schon um das Jahr 500 das Edikt des ostgotischen Theodorich mißlungen, so sei damals wenigstens nichts zu verderben gewesen. Bei uns aber sei wenigstens ein lebendiges Vorwärtsstreben unverkennbar, und man wisse gar nicht, wie viel Gutes wir der Zukunft entziehen, indem wir die gegenwärtigen Mängel befestigen. Dazu kämen die Mängel der Sprache. Im ganzen achtzehnten Jahrhundert gebe es kein deutsches Gesetz, welches in Ernst und Kraft des Ausdrucks mit der Carolina zu vergleichen sei.

Hat Savigny schon mit diesen Erörterungen deutlich genug Stellung zu der von ihm aufgeworfenen Frage genommen, so wendet er sich nun der Kritik der drei neuen Gesetzbücher zu, des Code, des Allgemeinen preußischen Landrechts und des Oesterreichischen Gesetzbuches. Sein Urteil über diese drei Kodifikationen lautet durchaus abfällig.

Beim Code hebt er das Vorherrschen des politischen Elements, den Einfluß der Revolution und ein daraus und aus der napoleonischen Tyrannis sich naturgemäß ergebendes widerspruchsvolles Schwanken in den Prinzipien hervor. Für Deutschland, das von der Revolution nicht unmittelbar getroffen war, hält er den Code für noch verderblicher und heilloser als für Frankreich selbst, da er dieses wenigstens einen Teil des revolutionären Weges wieder zurückgeführt habe. Der technische Teil des Code, meint er, soweit er schon bestehendes Recht enthalte, bestehe teils aus römischem, teils aus französischem Recht (coutumes) und sei,

soweit er neues Recht einführe auch in Frankreich nirgends willkommen gewesen. Ein ähnlicher Erfolg würde bei einem entsprechenden Versuche in Deutschland unvermeidlich sein. Aber auch die gesetzgeberische Arbeit des Code, die von den vier Redaktoren in wenigen Monaten zu stande gebrachte Grundlage des projet de Code civil und die Diskussionen des Staatsrats darüber seien selbst von Thibaut als oberflächlich bezeichnet worden. Das streng Technische, wovon der eigentliche Wert abhänge, sei in dem großen Kollegium des Staatsrats naturgemäß so gut wie gar nicht zur Sprache gekommen. Der Code bleibe also wesentlich die flüchtige Arbeit der Redaktoren. Ueberdies sei die französische Rechtswissenschaft, wie er an einigen eklatanten Beispielen berühmter damaliger französischer Rechtsgelehrten darzuthun sucht, geradezu von lächerlicher Oberflächlichkeit und Unwissenheit gewesen. Gerade der Mangel an leitenden Grundsätzen sei das allertraurigste. Die Franzosen hätten wohl eingesehen, daß die wenigsten Rechtsfälle unmittelbar durch eine Stelle des Code entschieden werden können, daß man also ein in subsidium geltendes Recht haben müsse. Aber über die Natur dieses subsidiaren Rechts sei man sich nicht klar gewesen. Genannt werden: 1. équité naturelle, loi naturelle; 2. Römisches Recht; 3. die alten coutumes; 4. usages, exemples, décisions, jurisprudence; 5. droit commun; 6. principes généraux, maximes, doctrine, science. Aber über das Verhältnis dieser verschiedenen Werte werde nichts gesagt, außer daß das Naturrecht nur in subsidium gelte, wenn selbst doctrine und usage nicht ausreichen. Im Grunde sei auch damit nichts anzufangen. Aus dem Naturrecht lasse sich nicht entscheiden, ob eine Ehe wegen unvollkommener Form der Trauung ungültig sei. Es blieben eigentlich nur das bisherige Recht und die wissenschaftliche Theorie als subsidiäre Rechtsquellen übrig. Das führe natürlich wieder zu einer großen Rechtsverschiedenheit in den verschiedenen Sprengeln der Gerichte, und die wissenschaftliche Theorie sei ebenso unsicher wie das bisherige Recht. Also Rechtsunsicherheit und Preisgeben des Rechts an Zufall und Willkür. Das Tribunal von Montpellier habe das auch rundweg ausgesprochen. Entweder, sage dieses, könne man den Code nur als Institution betrachten und ihm ein zweites, ausführlicheres Gesetzbuch beigeben, oder man lasse besser das bisherige Recht fortbestehen und führe bloß in einzelnen bestimmten Stücken neues und gleichförmiges Recht für ganz Frankreich ein, das heißt man mache kein allgemeines Gesetzbuch. Diesen Vorschlag findet Savigny so gediegen und praktisch, daß man in dieser Umgebung durch so frische Gedanken doppelt erfreut werde.

Was das Preußische Landrecht anbetrifft, so erkennt Savigny den Ernst und die Ausdauer der Vorarbeiten mit voller Achtung an, ebenso Svarez' geistreiche Wirksamkeit für die Einheitlichkeit des Ganzen. Darin sei es mit dem Code gar nicht zu vergleichen. Einen weiteren Vorzug des Landrechts erblickt er in seinem Verhältnis zu den örtlichen Quellen. Es sollte bloß als subsidiarisches Recht an die Stelle des Römischen, gemeinen Sachsen-Rechts und andrer fremden subsidiarischen Rechte und Gesetze treten; alle Provinzialrechte sollten fortbestehen, aber in drei Jahren zu besonderen Gesetzbüchern verarbeitet werden. Dagegen

findet Savigny durch die innere Entstehung des Landrechts seine Ansicht von der Unrätlichkeit einer Kodifikation bestätigt. Man habe einen von Volkman nach Svarez' systematischem Plane gearbeiteten Quellenauszug aus dem Justinianischen Recht zu Grunde gelegt, und in der Einseitigkeit dieser Arbeit, die wegen ihres Mechanismus für einen Mann von Geist, Bedeutung und Selbständigkeit nicht geeignet gewesen sei, liege ein wesentlicher Mangel. Allerdings sei die ursprüngliche Idee Friedrichs des Großen, mittels eines höchst einfachen, populären und vollständigen Gesetzbuchs dem Richter eine Art mechanischer Anwendung aufzunötigen, nachher nicht durchgeführt, und es sei dem Richter die freie Interpretation gestattet. Allein das sei nur eine vereinzelte Abweichung von der dem Gedanken des Landrechts zu Grunde liegenden Regel; die Tendenz sei die geblieben, daß die einzelnen Rechtsfälle als solche hätten vollständig aufgezählt und einzeln im Landrechte hätten entschieden werden sollen, also eine Kasuistik, die der Methode der sicheren Anwendung der leitenden Grundsätze, worin die Stärke der römischen Juristen bestand, direkt entgegengesetzt sei. Die meisten Bestimmungen des Landrechts erreichten weder die Höhe allgemeiner leitender Grundsätze noch individuelle Anschaulichkeit. Die Verfasser des Landrechts seien gegen das wissenschaftliche Studium desselben durchaus nicht gleichgültig gewesen. Man habe auch alle möglichen wissenschaftliche und praktische Stimmen über den Entwurf gehört. Allein ein völlig abschließendes Urteil sei ohne Kenntnis der vollen Materialien nicht möglich, und diese empfiehlt Savigny daher nachdrücklich, ohne weiter, als ich eben erwähnt habe, aus seiner vorsichtigen Reserve gegenüber dem Landrecht herauszutreten.

Das Oesterreichische Gesetzbuch, zu welchem der erste Anstoß gleichfalls um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erfolgt sei, habe denselben Zustand der deutschen juristischen Litteratur vorgefunden wie unser Landrecht. Auch ihm liege eine in acht Folianten niedergelegte, größtenteils aus den Kommentatoren des Römischen Rechts gezogene handschriftliche Arbeit zu Grunde. Ein Auszug daraus sei von Martini zu einem Gesetzbuch verarbeitet; dieser Entwurf sei öffentlich bekannt gemacht, von den österreichischen Landeskollegien und Universitäten geprüft und beurteilt, und aus dieser Revision sei das Gesetzbuch entstanden. Das übrige juristische Deutschland scheine sich so gut wie gar nicht beteiligt zu haben. Schon diese Absonderung erklärt Savigny für sehr gefährlich. In der Behandlung unterscheide es sich vom Landrecht dadurch, daß man nicht die Rechtsfälle habe erschöpfen wollen, sondern nur die Begriffe der Rechtsverhältnisse und die allgemeinsten Regeln für dieselben aufzustellen gesucht habe. Nach Form und Anlage sei es einem Institutionenkompendium ähnlich. Bei dem geringen Umfange des Oesterreichischen Gesetzbuchs (die drei Teile enthalten zusammen nur 561 Seiten, sehr weitläufig gedruckt), komme auf die grundlegenden Begriffe alles an. Diese Begriffe aber, nicht die Definitionen, seien teils zu allgemein und unbestimmt konstruiert, teils zu sehr auf den bloßen Buchstaben des Römischen Rechts oder auf das Mißverständnis der Kommentatoren desselben gegründet. Beide Fehler habe es mit dem Landrecht gemein, bei diesem aber

sei der Schade geringer wegen der größeren Ausführlichkeit und Kasuistik. Savigny sucht dies an einer Reihe von Beispielen darzuthun, deren fehlerhafte juristische Konstruktion im Oesterreichischen Gesetzbuche er meisterlich nachweist. Alle diese Fehler führt er auf den Grundcharakter des Gesetzbuchs zurück, und er lehnt daher einen damals gemachten Vorschlag, das Oesterreichische Gesetzbuch ohne weiteres in Deutschland einzuführen, mit vornehmer Geringschätzung ab.

Hat Savigny mit dieser Beurteilung der drei Kodifikationen für seine weitere Untersuchung eine Art Grundlage geschaffen, so beantwortet er nunmehr die beiden Fragen: Was haben wir zu thun, wo keine Gesetzbücher sind? und: Was ist bei vorhandenen Gesetzbüchern zu thun?

Wo keine Gesetzbücher sind, also in den Ländern des gemeinen Rechts, ist nach seiner Meinung der löbliche Zustand des bürgerlichen Rechts von drei Faktoren abhängig: erstens von einer zureichenden Rechtsquelle, sodann von einem zuverlässigen Personal, drittens von einer zweckmäßigen Form des Prozesses.

Als Rechtsquelle hält er für ausreichend, ja ganz vortrefflich die Verbindung des gemeinen Rechts und der Landesrechte, wie sie früher in ganz Deutschland herrschend war, vorausgesetzt freilich, daß die Rechtswissenschaft thut, was ihres Amtes ist. Er giebt zu, daß wir die Masse juristischer Begriffe und Ansichten, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt und angehäuft haben, nicht mehr beherrschen, aber er verlangt von der Rechtswissenschaft, daß sie diesen massenhaften Stoff durch historische Ergründung uns unterwerfen und uns in den Stand setzen soll, ihn frei als unser Werkzeug zu gebrauchen. Wir Deutschen seien dazu vor andern im stande kraft unsers wissenschaftlichen Sinnes. Nur durch die strenge historische Methode der Rechtswissenschaft würden das gemeine Recht und die Landesrechte als Rechtsquellen wahrhaft brauchbar und tadellos. Jeder gegebene Stoff müsse bis zu seiner Wurzel verfolgt und so das organische Prinzip entdeckt werden, wodurch sich von selbst das, was noch Leben hat, von demjenigen absondert, was schon abgestorben ist und nur noch der Geschichte angehört. Von einer ausführlichen Methodik in diesem Sinne nimmt Savigny Abstand; wohl aber geht er näher darauf ein, in welcher Weise das Studium des Römischen Rechts künftig einzurichten und fruchtbarer zu machen sei. Er setzt sich dabei mit Thibaut und andern auseinander und sucht zu entwickeln, wie durch ein gründliches, namentlich rechtsgeschichtliches Studium des Römischen Rechts der ganze Juristenstand zu wissenschaftlicher Arbeit erzogen und dadurch das zur Herstellung einer befriedigenden Rechtspflege erforderliche Personal beschafft werden könne. Was den Prozeß anbetreffe, so stehe es damit in den gemeinrechtlichen deutschen Staaten zum Teil sehr übel. Die Hauptgebrechen seien: Anarchie der Advokaten, Mißbrauch der Fristen und ihrer Verlängerungen, Vervielfältigung der Instanzen und besonders die an sich bei richtigem Gebrauche sehr wohl beizubehaltene Aktenversendung. Dazu möge man bessernde, womöglich gemeinsame oder gleichlautende Gesetze machen. Aber auch die bürgerliche Gesetzgebung könne — ohne daß es eines Gesetzbuchs bedürfe — sich zweckmäßig auf Entscheidung von Kontroversen und auf die Verzeichnung

alter Gewohnheiten richten, beides natürlich mit Einschränkung auf das dringend Notwendige und auf das durch wirkliche Uebung feststehende Gewohnheitsrecht. Bekomme man so wissenschaftlich erzogene, tüchtige Juristen, so würden diese auch wieder das fähige Subjekt für lebendiges Gewohnheitsrecht werden, und auf diese Weise könne allenfalls auch für künftige schwächere Zeiten gesorgt werden. Nicht durch ein totes Gesetzbuch, sondern durch lebendiges gutes Recht. Sehr charakteristisch sagt Savigny hier: „Als das jüdische Volk am Berge Sinai das göttliche Gesetz nicht erwarten konnte, machte es aus Ungeduld ein goldenes Kalb, und darüber wurden die wahren Gesetzestafeln zerschlagen.“ Die Anwendung auf das Bürgerliche Gesetzbuch liegt nahe genug.

Für die deutschen Länder, in denen Gesetzbücher bereits vorhanden sind, verlangt Savigny, soweit es sich um das Landrecht und das Oesterreichische Gesetzbuch handelt — den Code betrachtet er als eine überstandene politische Krankheit — nicht deren Abschaffung. Er erkennt sie als Rechtsthatsachen an, die nicht aus der Welt zu schaffen sind. Er untersucht nur, wie die Uebel vermieden werden können, die bei unrichtiger Behandlung der Gesetzbücher eintreten würden, und hier kommt er auf den Einfluß der Kodifikationen auf das künftige Rechtsstudium, eine Frage, die ja auch bei uns nunmehr von der schwerwiegendsten Bedeutung geworden ist. Ich beschränke mich bei der Wiedergabe dieser feinsinnigen Ausführungen der gebotenen Kürze wegen auf das Allernotwendigste. Savigny sagt: Dasselbe historisch begründete Rechtsstudium wie vor der Kodifikation ist auch nachher nötig. Leichter und einfacher wird das Studium nicht, eher schwerer, denn zu der bisherigen Arbeit kommt noch eine neue hinzu. Er zeigt, wie man in Frankreich, Preußen und Oesterreich nach der Kodifikation das Rechtsstudium geordnet hat, in Frankreich schlecht, in Oesterreich etwas besser, aber auch mangelhaft, in Preußen recht gut, weil man hier die alten Quellen nach wie vor zu Grunde gelegt hat. Auf das neue Gesetzbuch sei ein wissenschaftliches Studium überhaupt nicht zu gründen. Neben ihm die alten Quellen zu Grunde legen, heiße aber das Studium erweitern und erschweren. Kurz, er kommt zu dem Ergebnis: Mag ein Gesetzbuch da sein oder nicht da sein, das Rechtsstudium muß dasselbe bleiben, und man muß nach wie vor das alte Recht und seine Quellen, auch die Landesrechte, in ganz Deutschland wissenschaftlich erforschen, lehren und studieren. Diese Gemeinschaft des bürgerlichen Rechts in Deutschland hochzuhalten, erachtet er für eine der wichtigsten Angelegenheiten der Nation. Wie es keine bayrische Sprache und Litteratur giebt, sondern eine deutsche, so sei es auch mit den Urquellen unsers Rechts und ihrer Erforschung. Das Mittel dazu findet Savigny — gewiß mit Recht — in den Universitäten.

In einem besonderen Kapitel setzt sich Savigny schließlich noch mit Thibaut auseinander, dessen lautere vaterländische Gesinnung er rückhaltlos anerkennt. Beide, sagt er, wollen wir Grundlagen eines sicheren Rechts, sicher gegen Eingriff der Willkür und ungerechte Gesinnung; beide wollen wir Gemeinschaft der Nation und Konzentration ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen auf dasselbe

Objekt. Für diesen Zweck verlange Thibaut ein Gesetzbuch, während er selbst das rechte Mittel in einer organisch fortschreitenden Rechtswissenschaft sehe, die der ganzen Nation gemein sein könne, während das Gesetzbuch die gewünschte Einheit nur für die Hälfte von Deutschland bringen könne. Einig seien sie auch in der Beurteilung des derzeitigen Zustandes als mangelhaft. Thibaut aber sehe den Grund des Uebels in den Rechtsquellen und die Hilfe in einem Gesetzbuch, er selbst dagegen finde den Grund des Uebels in uns, den Zeitgenossen und Juristen, und halte uns deshalb zu einem Gesetzbuch nicht für berufen. Auch Thibaut halte die Arbeit nicht für leicht, vielmehr für das schwerste von allen Geschäften. Die Hauptfrage sei: wer dieses Werk machen soll. Auch Thibaut verlange dafür zwei Klassen von Mitarbeitern: Geschäftsleute und Juristen von gelehrtem Beruf. Allein von den Geschäftsmännern hege auch Thibaut nur mäßige Erwartungen, und auch auf die Gelehrten setze er keine übertriebenen Hoffnungen. Deshalb fordere er eine kollegialische Behandlung, nicht einer, auch nicht wenige, sondern viele und aus allen deutschen Vaterländern sollen das Gesetzbuch machen. Savigny hält das für verkehrt.

Es gebe allerdings Geschäfte, worin sechs Menschen genau sechsmal so viel oder mehr leisten als einer. Ein gutes Gesetzbuch könne aber auf diesem Wege nicht entstehen, weil es nach seiner Natur weder eine einzelne Bestimmung noch ein Aggregat einzelner Bestimmungen, sondern ein organisches Ganze sei. Unter den Römern zur Zeit des Papinian sei ein Gesetzbuch möglich gewesen, weil ihre gesamte juristische Litteratur selbst ein organisches Ganze war; man könne sagen, die einzelnen römischen Juristen seien damals fungible Personen gewesen. Unter solchen Umständen hätte einer allein oder hätten auch mehrere unabhängig voneinander ein Gesetzbuch machen können, immer wäre alles gleichartig gewesen. Bei uns sei das völlig unmöglich. Wenn das Gesetzbuch nicht durch bloß mechanische Zusammensetzung unlebendig und deshalb völlig verwerflich sein solle, so werde, selbst wenn der Auftrag dazu an ein Kollegium ergehe, thatsächlich gleichwohl ein einzelner es machen müssen, dem die andern nur untergeordnete Dienste dabei leisteten. Den einen aber, den wahren Gesetzgeber zu finden, sei ganz unmöglich, weil wegen der völligen Ungleichartigkeit der individuellen Bildung und Kenntnis unsrer Juristen kein einzelner als Repräsentant der Gattung betrachtet werden könne. Man brauche sich auch nur die Diskussionen des französischen Staatsrats über den Entwurf des Code anzusehen, um an der Möglichkeit eines kollegialischen Zustandekommens zu verzweifeln.

Auch Thibaut verlange, daß das Gesetzbuch populär sein solle, und — recht verstanden — sei das zuzugeben. „Die Sprache nämlich," fährt Savigny wörtlich fort, „die das wirksamste Mittel ist, wodurch ein Geist zum andern kommen kann, hemmt und beschränkt auch diesen geistigen Verkehr vielfältig; oft wird der beste Teil des Gedankens von diesem Medium absorbiert, wegen der Ungeschicklichkeit entweder des Redenden oder des Hörers. Aber durch Naturanlage oder Kunst kann dieses Medium so unterworfen werden, daß beiderlei Ungeschicklichkeit nicht mehr im Wege steht. Der Gedanke schreitet dann weg

über die verschiedene Art und Bildung der hörenden Individuen und ergreift sie in dem gemeinsamen geistigen Mittelpunkt. Dann kommt es, daß die Hohen befriedigt werden, während auch den Geringen alles klar ist; beide sehen den Gedanken über sich als etwas Höheres, Bildendes, und beiden ist er erreichbar. So ist irgendwo ein wunderthätiges Christusbild gewesen, das die Eigenschaft hatte, eine Handbreit höher zu sein als der größte Mann, der sich daran stellen mochte; kam aber ein Mann von mäßiger Größe oder ein kleiner, so war der Unterschied dennoch derselbe, nicht größer. Diesen einfältigen, einzig populären Stil sehen wir in unsern besseren Chroniken, aber er kann auch in mancherlei andern Arten erscheinen. Wenn wir ihn einmal wiederfinden, dann wird manches Treffliche möglich sein, unter andern eine gute Geschichtschreibung, und unter andern auch ein populäres Gesetzbuch."

Damit und mit einem schönen lateinischen Worte Melanchthons über die Herrlichkeit und den Wert der deutschen Rechtswissenschaft schließt Savigny sein berühmtes Buch. —

Meine Bemerkungen will ich auf das denkbar engste Maß einschränken und auf die Einzelheiten verzichten.

Wie man auch über die Argumente Savignys denken mag, darüber kann, glaube ich, kein Zweifel bestehen, daß er das Buch so, wie es vor uns liegt, heute nicht geschrieben haben würde. Schon die Existenz des Deutschen Reichs und die Thatsache, daß wir ein oberstes Reichsgericht haben, hat die Voraussetzungen, von denen er ausging, von Grund aus geändert. Ich glaube hinzufügen zu dürfen, daß sich in den letzten siebzig Jahren auch der Zustand der deutschen Rechtswissenschaft wesentlich — und zwar zum Besseren — verändert hat, und unter den großen Juristen, denen wir diesen Fortschritt verdanken, steht unbestritten Savigny selbst in erster Reihe. Nicht weniger hat sich in den in Betracht kommenden Verhältnissen dadurch geändert, daß wir in vielen Beziehungen ein gemeinsames, auf Gesetzgebung beruhendes deutsches Recht bereits haben; ich erinnere an die Prozeßgesetze, das Handelsgesetzbuch, das Strafgesetzbuch, die Gewerbeordnung, die Arbeiterversicherungsgesetze. Mit allen diesen Faktoren würde Savigny, wenn er sein Thema heute behandeln wollte, zu rechnen haben, und ob ihnen gegenüber ihm die ideale Gemeinsamkeit der deutschen Rechtswissenschaft heute noch genügen würde, erscheint mehr als zweifelhaft.

Aber selbst wenn wir von dieser wesentlichen Veränderung der Gesamtlage einmal ganz absehen, erscheint Savignys ganze Argumentation — bei allem ihrem Reichtum an geistvollen, zutreffenden Einzelbemerkungen und bei aller ihrer vornehmen Idealität und Großartigkeit der juristischen Auffassung — nicht recht überzeugend. Die von ihm aufgestellten drei Kategorien der guten, schlechten und mittleren Zeiten packen uns nicht mehr. Diese Unterscheidung beruht auf subjektiver Willkür. Man kommt in Verlegenheit, in welche Kategorie man unsre Zeit einreihen soll; in Wirklichkeit paßt keine ganz auf sie, und in gewisser Beziehung treffen ihre Fehler und Vorzüge sämtlich auf uns zu, und nicht bloß

Digitized by Google

auf unsre Zeit, sondern auf jede Zeit. Mit Recht läßt sich einwenden, daß, wenn Savigny recht hätte, es niemals eine Zeit geben würde, die sich für berufen halten dürfte, ein gemeinsames bürgerliches Gesetzbuch zu stande zu bringen.

Die Frage selbst ist ja inzwischen für uns entschieden. Wir sind mit der Arbeit fertig. Eine andre Frage bleibt freilich die, welche Hoffnung des Gelingens wir hegen dürfen, und für die Prüfung dieser Frage bieten Savignys Bemerkungen manchen nicht ganz abzuweisenden Anhalt.

In dieser Beziehung tritt am meisten in den Vordergrund die Thatsache, daß bei uns der Weg der kollegialischen Arbeit gewählt worden ist. Wie man weiß, nicht ohne mannigfachen Widerspruch. Noch neuerdings ist das Verlangen laut geworden, wenigstens im letzten Stadium die Arbeit in die Hand eines einzelnen zu legen und diesem zu überlassen, sich den Generalstab seiner Gehilfen selbst auszuwählen. Hätten wir im Deutschen Reiche unter unsern großen Juristen eine Persönlichkeit von so anerkannter Autorität, daß unsre Juristenwelt oder auch nur die Mehrzahl der Juristen sich ihr beugten, so würde sich über den Vorschlag wohl haben reden lassen. Aber auch heute noch fehlt die Antwort auf Savignys Frage: Wo ist dieser Eine, dieser wahre Gesetzgeber, dieser berufene Repräsentant der ganzen Gattung? Wir haben keinen. Man braucht nur einmal den Versuch zu machen, in juristischen, namentlich akademischen Kreisen Namen wie Jhering oder Windscheid, Sohm oder Gierke, Planck oder Dernburg in diesem Sinne zu nennen, so erhebt sich ein Widerspruch, der nicht zu bändigen ist, und wollte man gar an Praktiker wie Bähr oder Rocholl denken, so wird das Geschrei noch größer sein, und es läßt sich ja auch nicht in Abrede stellen, daß ein völlig einwandfreier idealer Jurist, wie Savigny ihn fordert und wie man ihn fordern müßte, zurzeit nicht zu haben war und zu haben ist.

Nicht einmal für den Vorsitz in der Kommission hat man eine so unbestrittene juristische Autorität finden zu können gemeint und hat an die Stelle der persönlichen Autorität die amtliche, an die Stelle eines großen Juristen das Reichsjustizamt gesetzt. Eine außerordentlich beredte Thatsache, die ungemein charakteristisch ist. Ich will nur auf das eine hinweisen: An die Stelle einer persönlichen Autorität das amtliche Abstraktum.

Ich erblicke aber einen der verhängnisvollsten Fehler in der ganzen Gedankenreihe Savignys über die Frage des Gesetzbuchs in dem Umstande, daß er auch an das Buch selbst einen idealen Maßstab anlegt, dem in dieser Welt der Endlichkeit die thatsächliche Leistung niemals völlig wird entsprechen können. Wir können ein gutes, brauchbares, recht verstanden volkstümliches, unsern Bedürfnissen im wesentlichen und wenigstens zunächst einigermaßen oder doch annähernd entsprechendes bürgerliches Recht bekommen: ein völlig einwandfreies, vollkommenes Ideal des bürgerlichen Rechts ist ein Traum, der niemals Wirklichkeit werden wird. Die Schranke des unter menschlichen Verhältnissen Erreichbaren steht, wenn irgendwo, so gerade hier unmittelbar neben der gewaltigen Aufgabe.

Hält man diese nüchterne Anschauung fest, so konnte auf anderm als auf kollegialem Wege die große Arbeit nicht angegriffen werden. Immerhin kommt es ja freilich auch bei der kollegialen Arbeit auf das Wie und auf die rechten Mitarbeiter an. Und darüber gestatten Sie mir noch ein paar Worte.

Ich will nicht auf die Erörterung der Frage eingehen, ob und inwieweit das von der ersten Kommission eingeschlagene Verfahren überall zweckmäßig und einwandsfrei gewesen ist. Die Kommission hat bekanntlich zu ihrer Arbeit vierzehn Jahre gebraucht, und es mag ja gegen die Art und Weise ihrer Arbeit im einzelnen mancherlei einzuwenden sein. Indessen das ist vorbei, das fertige Ergebnis liegt vor. Es ist wahr, daß der Entwurf der ersten Kommission — namentlich auf den ersten, nicht gleich in die Tiefen des Zusammenhanges dringenden Blick — manches Befremdliche darbietet. Sprache und Stil sind unvolkstümlich und schwer verständlich, und zahlreiche Konstruktionen der Rechtsinstitute sind so fein, so verwickelt, so doktrinär, so schwierig, daß sie nicht selten über das Verständnis des Durchschnittsjuristen hinausgehen. In dieser Beziehung durfte man jenen ersten Entwurf, ohne ihm zu nahe zu treten, als verbesserungsbedürftig bezeichnen, glücklicherweise aber auch als verbesserungsfähig. So viel steht fest, daß bisher noch niemals ein ähnliches Gesetzgebungswerk mit gleicher Gründlichkeit und Sorgfalt, mit gleichem Fleiß und gleicher Hingebung und — ich glaube hinzufügen zu dürfen — mit einer gleichen Fülle wissenschaftlichen juristischen Verständnisses vorbereitet worden ist. Je tiefer man in jenen ersten Entwurf eindringt, desto höher steigt die Bewunderung vor der Arbeit und vor den Leistungen der ersten Kommission. Das hat im allgemeinen auch die sehr ausgiebige Kritik des Entwurfs durch Theoretiker und Praktiker anerkannt. Es ist deutlich erkennbar, daß die Kritik allmählich bei tieferer Beschäftigung mit dem Entwurfe immer weniger ungünstig für ihn ausgefallen ist. Nach Form und Inhalt war vieles an dem Entwurf zu ändern, umzugestalten, zu verbessern. Wenn dies einigermaßen gelungen ist, so haben die überaus fleißigen, eingehenden, mühseligen Arbeiten der Kritiker daran das größte Verdienst, ein größeres, als es die zweite Kommission sich auch bei treuester Arbeit hat erwerben können. Ihr eignes Verdienst wird dadurch wahrlich nicht geschmälert.

Eine völlige Umgestaltung des Entwurfs nach Anlage, System und juristischer Konstruktion im ganzen war unmöglich. Der Bundesrat hat der zweiten Kommission ausdrücklich die zweite Lesung des Entwurfs zur Aufgabe gemacht. Der Forderung einer radikalen Umgestaltung, wie sie von einigen Seiten verlangt worden ist, ließ sich daher nicht mehr Rechnung tragen. Hätte die zweite Kommission — über ihren Auftrag hinaus — das ganze Redaktionswerk von neuem beginnen, neue Redaktoren bestellen, neue Entwürfe der einzelnen Teile ausarbeiten und diese der Beratung zu Grunde legen wollen, so wäre damit nach menschlichem Ermessen und nach anderweiten Erfahrungen das Zustandekommen des Werkes überhaupt in Frage gestellt gewesen. Jedenfalls hätte unser Jahrhundert keine Aussicht gehabt, den Entwurf zum Gesetz erhoben zu sehen. Es würde über einen derartigen, auch bei Benutzung des ersten als Material immer

doch wesentlich neuen Entwurf eine nochmalige Flut der Kritik ergangen sein, und billigerweise hätte man diese Kritik ebensowenig wie die bisherige abschneiden dürfen oder eindämmen können. Die Kraft der Mitarbeiter würde erlahmt sein, denn das Maß der Arbeit, welche die Revision schon in der vom Bundesrat gezogenen Begrenzung erforderte, war unendlich groß und schien über menschliche Kräfte fast hinauszugehen.

Wahr ist es, daß die Zusammensetzung einer derartigen Kommission durch den Bundesrat immerhin gewissen Zufälligkeiten und auch sonstigen Einflüssen unterworfen war. Die Gefahr lag auf der Hand, daß Mitglieder in die Kommission kamen, für die es vielleicht einen noch besseren Ersatz gegeben hätte, und daß Männer darin fehlten, deren Berufung der wahre Freund der Sache als dringend geboten ansehen mochte. Gegen solche Gefahren gab es keine sichere Gewähr. Allein über der Zusammensetzung der Kommission hat im ganzen und großen ein überaus glücklicher Stern gewaltet. Die Mitglieder haben an Hingebung, Eifer und gutem Willen nichts zu wünschen übrig gelassen. Die in ihr vereinigten wissenschaftlichen und technischen Kräfte, auch die Praktiker, waren durchweg ihrer Aufgabe voll gewachsen, und einer unter ihnen, Planck, kam dem idealen Gesetzgeber, der Savigny einst vorschwebte, mindestens sehr nahe.

Außer der Sozialdemokratie sind alle politische Parteien in der Kommission vertreten gewesen, und — gewiß ein gutes Zeichen — die in der Kommission scharf hervortretenden verschiedenen juristischen Richtungen haben sich stets als völlig unabhängig von jeder politischen Parteifärbung erwiesen. Aber auch die sich bekämpfenden juristischen Richtungen wußten in der formellen Behandlung der Streitfragen sich maßvoll zu erhalten. Wo immer es möglich war, wurde eine Verständigung zu erreichen gesucht, und auch die größten Siege und Niederlagen nach oft sehr scharfem Streit haben das ausgezeichnete Verhältnis der Kommissionsmitglieder untereinander nicht einmal vorübergehend zu trüben vermocht.

Unsre Zeit wird vielfach geschmäht. Und in der That, sie läßt, wie jede Zeit, vieles zu wünschen übrig. Mit der Wende des Jahrhunderts ringt sich eine neue Zeit ans Licht, und das kann nicht geschehen ohne Schmerzen und Wehen. Und doch hebt uns über alle Schmerzen und Sorgen die eine Thatsache hinweg, daß wir wieder ein Volk und ein Reich geworden sind. Die stärkste Klammer aber für die wiedergewonnene Einheit unsers Volkstums und seiner Organisation im Reiche bildet das Zustandekommen des Bürgerlichen Gesetzbuches, das am 1. Januar 1900 in Geltung tritt. Ein Recht für das gesamte Deutsche Reich! Daß wir das erlangt haben, daß die Bundesregierungen, der Reichstag und die Einzellandtage mit nicht genug anzuerkennender Selbstverleugnung einmütig zusammengewirkt haben, um dieses einheitliche und doch durch die Ausführungsvorschriften für die einzelnen Bundesstaaten so lebensvoll gestaltete bürgerliche Recht zu schaffen, das allein beweist, daß das Bedürfnis der einheitlichen deutschen Rechtsbildung stärker war als alle die geistvollen Bedenken, denen Savigny gegen das große Werk optima fide einst Ausdruck gab.

Ob der große Wurf gelungen ist, ob das Bürgerliche Gesetzbuch den — auch bei nüchterner Auffassung — hohen Ansprüchen, die das deutsche Volk an sein Rechtsbuch stellt und stellen muß, ob es auch den berechtigten Ansprüchen der Wissenschaft entspricht und Genüge leistet, kann heute noch niemand mit voller Sicherheit übersehen. Darüber werden erst die Zukunft und die Praxis das entscheidende Wort reden. Wir aber erhoffen es. Auf der Unsumme redlicher Arbeit, die hier geleistet worden ist, wird ein Segen liegen, dessen das deutsche Volk im neuen Jahrhundert sich mit dankbarem Stolze wird freuen dürfen.

Das Moralische.

Von

Georg Freiherrn v. Ompteda.

Eines Abends besuchte mich ein alter Bekannter, mit dem ich einmal ein gemeinsames Kommando hatte, Rittmeister Zernikow. Er trug ein richtiges Räuberzivil, wie mancher Offizier aus kleiner Garnison, der nie Gelegenheit gehabt hat, gut gekleidete Zivilisten zu sehen, und fast nie in die Notwendigkeit gekommen, selbst bürgerliche Kleidung anzulegen.

Nach einem erstaunten Ausruf, ihn plötzlich vor mir zu sehen, und ein paar Fragen meinerseits, fiel er sofort mit der Thür ins Haus und sagte halb wütend, halb als könne er es selbst noch gar nicht fassen:

„Denken Sie mal, ich habe den Abschied jenommen!“

Da ich nicht wußte, ob das aus freudigem oder traurigem Grunde geschehen, machte ich nur ein Gesicht wie: „Ach nein!“ Er jedoch erzählte mir in kurzen Worten den Hergang:

„Ich wollte ihn nämlich jar nicht nehmen. Ich habe nu sieben Jahre 'ne Schwadron, habe immer ganz nett abjeschnitten. Da sagt plötzlich bei der Besichtigung der neue Brigadekommandeur was von ‚mäßiger Vorführung‘ und ‚energisch besser werden‘, und das ärgert mich, denn das ist mir doch noch nicht passiert. Man schindet sich 's janze Jahr, und dann kriegt man so was zu hören! Nee! Ich jehe also nach Haus und schreibe in der ersten Wut sofort mein Abschiedsgesuch. Wie ich dann ruhig jeworden bin, war mir's leid. Aber ich dachte, der Kommandeur würde mir schon ins Jewissen reden, meine Schwadron wär' doch bis jetzt gut, — kein Grund — Abschiedsjesuch zurücknehmen und so weiter. Aber nun denken Sie mal bloß, was da passiert. Nichts passiert! Der Kommandeur sagt keinen Ton und jiebt mein Abschiedsgesuch ruhig weiter. Es läuft den Instanzenweg durch, wird jenehmigt, und ich — bin nicht mehr

Schwadronschef, werde abjegessen vom Regiment. Janz in allen Ehren. Kriege noch 'ne Rede vom Kommandeur beim Diner. Andenken bewahren. Alter lieber Kamerad. Bums. Ab. Aus ist es. Und ich habe 'n Zivilrock an."

Der kleine dicke, behäbige Mann machte nicht den Eindruck, als ob er sich im Dienste zu sehr angestrengt haben würde. Und ich konnte mir's schon denken, daß bei seiner Schwadron nicht gerade ein sehr energischer Dienstbetrieb stattgefunden hatte.

Mir kam auch die ganze Sache eigentlich mehr komisch wie tragisch vor. Und ich sagte weiter nichts. Er schien das auch nicht zu erwarten. Wir rauchten eine Zigarre und redeten von Tod und Teufel. Schließlich sagte er, als ich schon dachte, er hätte seinen Kummer über den Abschied vergessen:

„Wissen Sie, das ist doch eigentlich eine Jemeinheit. Im stillen kann ich ja sagen, ich habe mich nicht gerade im Dienste blödsinnig angestrengt. Aber sehen Sie mal, es war doch immer 'ne Beschäftigung und der Tag reichlich ausgefüllt. Die verfluchte Jeschichte ist jetzt die: daß ich mich langweile, um die Bäume 'ruff zu klettern."

„Na, aber in Berlin kann man sich doch amüsieren," antwortete ich.

Er strich, wie er es immer that, mit dem kleinen Finger die Asche von der Zigarre, so daß sie auf den Teppich fiel, und sagte, wie ich es auch an ihm kannte:

„Ah so, Pardon, ich denke immer nicht an den verfluchten Aschenbecher. Wissen Sie, Berlin hin, Berlin her, so 'n junger Windhund bin ich nicht mehr, daß ich hier herumtoben möchte, dazu bin ich zu alt, das macht man als Leutnant, aber für mich ist das nichts mehr. Und nun sagen Sie bloß mal um Jottes willen, was soll ich den janzen Tag anfangen!"

Ich wußte, daß er in sehr guten Verhältnissen war und es in der That nicht nötig hatte, irgend einen Beruf zu ergreifen. So schlug ich vor:

„Halten Sie sich doch recht viel Pferde, reiten Sie im Tiergarten."

Er machte eine ganz verächtliche Gebärde:

„Nee, nicht sehen! Seitdem sie mich so schlecht behandelt haben, kann ich kein Pferd mehr sehen. Ich mag's jar nicht sehen! Wissen Sie, hier in Berlin den Winter im Tattersall herumzotteln, das ist doch keen Vergnügen. 'n jroßer Bahnreiter bin ich nie jewesen. Nee, nee, ich habe die Pferde jeliebt wie eigne Kinder, aber wenn sie mich so schlecht behandeln, mag ich keins mehr sehen."

Da war in der That guter Rat teuer, und ich riet nun aufs Geratewohl:

„Wissen Sie was, heiraten Sie doch!"

Er antwortete gar nichts, sondern ließ bloß wieder seine Asche fallen, ohne jedoch diesmal nach dem Aschenbecher zu rufen. Aus seinem Schweigen ersah ich, daß der Gedanke ihm nicht so unmöglich zu sein schien, aber ich bekam doch keine richtige Antwort.

Ich forschte nicht weiter. Wir ließen das Thema fallen, und er stand auch bald auf, um zu gehen. Als er sich eben empfehlen wollte, sagte er noch:

„Wollen Sie nicht mal bei mir essen? Ich habe mir 'ne Junggesellen-

wohnung einjerichtet mit einem Eßzimmer. Die ewije Restauranteſſerei kann ich nicht vertragen, bei mir wird zu Haus jekocht."

Ich nahm an, und wir verabredeten Tag und Stunde.

Er wohnte am Kurfürſtendamm in einem neuen Hauſe mit prunkvoller Treppe, Marmorſtuck, Holzſchnitzerei, überprächtigen Vorderräumen und durchaus unzureichendem Nebengelaß und Dienſtbotenzimmern wie gewöhnlich.

Als ich klingelte, machte ein nettes, ſauber gekleidetes Mädchen auf und ich trat in ſein Zimmer, das ganz eigentümlich eingerichtet war.

Teils ſtanden alte, wohl ererbte Möbel darin, teils neue, wahrſcheinlich ſehr teure prunkvolle Stücke, und an den Wänden hingen regellos durcheinander Photographien, alte Regimentsbilder, Waffen, Rehgehörne, Hirſchgeweihe, Reitpeitſchen, Pferdebilder, kurzum, ein ziemlich wüſtes Allerlei, das zum Teil die Möbelhandlung aus Berlin W. verriet, zum Teil Urväter Hausrat, zum Teil nach kleiner Garniſon roch und jedenfalls gar nichts Individuelles und Charakteriſtiſches beſaß.

Es dauerte eine Weile, bis es zum Eſſen ging. Es fiel mir am Rittmeiſter auf, daß er etwas Verlegenes hatte. Er druckte hin und her. Irgend etwas mußte ihm wohl auf der Seele laſten.

Bald entdeckte ich auch den Grund ſeines Unbehagens. Die Thür ging nämlich plötzlich auf, und eine Dame — ja . . . junges Mädchen — ja, ich weiß wirklich nicht, wie ich ſie bezeichnen ſoll, trat herein.

Jung war ſie nicht, hübſch war ſie auch nicht, ſie war aber gut angezogen und machte einen ſehr netten, beſcheidenen Eindruck.

Er ſtellte mich vor, doch ich erfuhr nicht, wer ſie eigentlich wäre. Und nun gab es zuerſt eine fürchterlich ſteife Unterhaltung; er war verlegen, ſie redete nicht, ich wußte nicht, mit wem ich's zu thun hatte.

Glücklicherweiſe erſchien kurz darauf der Diener, dem ich aus dem ganzen Benehmen ſofort den ehemaligen Offiziersburſchen anmerkte, und meldete in ſtrammer Haltung:

„Es iſt angerichtet."

Ich zögerte eine Weile, dann bot ich der Dame den Arm. Sie nahm ihn an, etwas befangen, und wir gingen ins Eßzimmer hinüber.

Sie ſaß in der Mitte, ich rechts, er links. Und wir ſchütteten, ohne ein Wort zu ſprechen, unſre Suppe hinunter.

Solange der Diener da war, blieb der Rittmeiſter ſteif ſitzen.

Aber ſobald jener das Zimmer verlaſſen hatte, bemühte er ſich, irgend etwas zu reden.

Die Dame ſprach gar nichts.

Mein Freund erzählte von der Vergangenheit, vom Regiment, und allmählich, nachdem wir erſt ein paar Gläſer Wein getrunken, ward die Unterhaltung lebhafter.

Aber ſie beſchränkte ſich doch größtenteils auf uns beide. Ich ſuchte die Dame ins Geſpräch zu ziehen, ſie gab mir jedoch kaum ein Wort zurück.

Ich wußte wirklich nicht recht, was ich aus ihr machen sollte. Endlich ging mir, als ich hörte, daß er sie „du" nannte, so eine Ahnung auf.

Aus allerhand Beobachtungen und kleinen Bemerkungen schloß ich, daß sie sich wohl seit langer Zeit kennen mußten. Sie benahm sich hier wie die Hausfrau.

Ich war aber froh, als das Essen zu Ende ging und wir endlich wieder drüben in seinem Zimmer saßen.

Die Dame war mit uns gekommen, und ich hörte, wie er ihr zuflüsterte:

„Dicke, kümmere dich doch mal um den Kaffee."

Dick war sie nun gerade nicht, nein, eigentlich beinahe das Gegenteil. Es schien also so ein Kosewort aus früheren Zeiten zu sein, vielleicht mochte sie in ihrer Jugend, die doch wohl immerhin etliche Jahre zurücklag, wirklich dick gewesen sein.

Sobald sie hinausgegangen war, legte ich ihm die Hand auf den Arm und fragte schnell, um den Augenblick zu benutzen, ehe sie wieder hereinkäme:

„Sag mal, wer ist denn das?"

Er schien etwas verlegen zu werden, antwortete gar nicht direkt, sondern fragte nur:

„Gefällt sie dir?"

Das sind nun solche eignen Fragen. Wie man's immer thut, antwortete ich natürlich:

„Gewiß, gewiß, sehr, aber sag mal, wer ist's denn?"

„Ja, das kann ich dir nicht so gleich sagen. Weißt du, sie führt mir sozusagen die Wirtschaft."

Ich hatte nur noch Zeit, „Aha!" zu antworten, ein „Aha!", in dem alles mögliche lag, als die Thür aufging und „die Dicke" mit dem Kaffee erschien. Und nun plötzlich hatte er irgend welchen Grund, seinerseits zu verschwinden. Ich weiß nicht mehr recht, was es eigentlich war, ich glaube, er wollte mir Photographien vom Regiment zeigen, die er drüben im Schlafzimmer liegen hatte. In Wirklichkeit aber war es das Bestreben, das Gespräch abzubrechen. Ich sollte mich offenbar mit der „Dicken" selbst ins Einvernehmen setzen.

Nun befand ich mich in arger Verlegenheit. War sie Frau? War sie Fräulein? Ich sah nach ihrem Finger; sie trug überhaupt keine Ringe. Vielleicht war sie Witwe. Kurzum, der Zweifel, wie ich sie ansprechen sollte, störte mich bei der Unterhaltung.

Und ich fragte, ob denn der Rittmeister wirklich bereue, seinen Abschied genommen zu haben.

Die Dame meinte — und ein freudiger Ausdruck leuchtete aus ihren Augen:

„Ach, ich bin ja so glücklich, daß er den Abschied genommen hat!"

Was ging sie das an? Ich meinte:

„Sie sind wohl auch lieber in Berlin?"

„Ach Gott, daran liegt mir nicht so besonders viel. Aber er ist doch nun mehr zu Hause."

„Ja, ja, das mag wohl sein,“ antwortete ich und dachte mir: wenn du Wirtschafterin bist, müßtest du dich eigentlich freuen, wenn der Herr möglichst lange fort ist.

Ich sagte so von ungefähr:

„Er scheint sich doch furchtbar zu langweilen.“

„Das hat er immer gethan.“

„So? Auch beim Regiment?“

„Ach Gott, eigentlich noch viel mehr wie hier.“

„Na, wenn man die Wahl hat, ist es schon besser, in Berlin zu sein als in so einem kleinen Nest.“

Wieder lächelten ihre Augen glückselig:

„Ja, und hier kann ich doch immer bei ihm sein.“

„Wieso? Sind Sie denn damals in der Garnison nicht bei ihm gewesen?“

Es war mir, als errötete sie etwas. Sie zögerte einen Augenblick, dann antwortete sie freimütig:

„Das wäre doch nicht gegangen, ich konnte doch nicht immer da sein.“

„Wieso? Wenn ich recht verstehe, haben Sie die Wirtschaft geführt?“

„Ja — doch nicht eigentlich.“

„Ja, dann verstehe ich aber nicht . . .“

Jetzt war sie aber wirklich rot geworden, und mir war's peinlich, das arme Mädchen in Verlegenheit gesetzt zu haben, denn ich wußte ja nun doch alles. Ich wollte es wieder gut machen und beschloß deshalb, so zu thun, als wäre ich von allem unterrichtet, was offenbar zwischen den beiden vorgegangen. Deshalb fragte ich:

„Kennen Sie ihn denn schon lange?“

Da ward sie plötzlich gesprächig, und während sie mir die Tasse Kaffee zuschob und einen Blick nach der Thür warf, ob er nicht etwa wieder eintrete, meinte sie:

„Ach, wir kennen uns doch schon fünfzehn Jahre, über fünfzehn Jahre.“

„Nein — was — so lange!“

Sie setzte sich nun so, daß mir das Licht ins Gesicht schien und sie im Dunkeln blieb:

„Ach, ich bin doch schon alt. Das ist ja mein Kummer. Wenn ich doch nicht so alt wäre!“

Das war nun wieder so eine Lage, wo man nicht weiß, was man einer Frau antworten soll. Von ihrem Alter sprechen sie alle nicht gern. Ich fand sie nämlich auch alt. Aber sollte ich ihr nun sagen: sie sehe wie achtzehn Jahre aus? So meinte ich denn, da mir ihre Stellung immer klarer ward:

„Nun, der Hans ist doch am Ende auch kein Jüngling mehr!“

Mit einem Male wurde sie zutraulicher:

„Finden Sie nicht, daß er jünger aussieht wie ich?“

„Keine Spur! Ich finde, er sieht so gerade die gewisse Anzahl Jahre älter aus, die der Mann älter sein soll!“

„Ja, wie bei Mann und Frau!“ meinte sie und kniff dann die Lippen zusammen, als möchte sie es schon wieder zurücknehmen.

Unsre Unterhaltung geriet ins Stocken, und ich wünschte sehnlichst, der Rittmeister möchte seine Photographien gefunden haben. Aber er schien sie wohl nicht finden zu wollen, und ich fragte:

„Hat Hans eigentlich noch Verwandte?“

„Nein, keinen Menschen.“

„Also er steht ganz allein?“

„Ja. Er braucht sich um niemand zu kümmern.“

„So, so. Und ... und ... sagen Sie mal, apropos, ich dringe da in Ihre persönlichen Verhältnisse ein. Aber des guten Hans, meines alten Freundes Schicksal interessiert mich doch auch. Pardon, sagen Sie mal ... Sie haben wohl auch niemand auf der Welt?“

Jetzt gab sie eine Weile gar keine Antwort, und ich konnte in ihren Zügen nicht lesen, denn draußen fing es allmählich an, ganz dunkel zu werden. Und in dieser halben Finsternis faßte sie offenbar Mut, beugte sich zu mir und sagte mit Wärme, etwas hastig sprechend, immer mit dem Blick nach der Thür, als platze sie mit einem Geständnis heraus:

„Nein, ich stehe ganz allein, und ich habe nur ihn, sehen Sie, nur ihn. Sie müssen sich nicht denken, daß es mir leicht wird, so davon zu sprechen. Bitte, verkennen Sie mich nicht, so bin ich nicht. Daß ich hier im Hause bin, daß ich hier bei ihm bin, ist doch immer sehr peinlich für mich, und ich habe lange Zeit gebraucht, um mich daran zu gewöhnen. In der kleinen Garnison — na — es ging zum Teil ja nicht. Aber wenn ich einmal kam, so war mir das schrecklich, und die Blicke der Kameraden und das Munkeln und Reden — Nein, bitte, denken Sie nicht zu schlecht von mir. Leicht ist mir's nicht geworden.

„Aber ich habe ja wirklich niemand. Ich habe keine Eltern, ich habe keine Verwandten, ich stehe ganz allein. Ich bin nicht mehr jung, hübsch bin ich nicht, ich habe kein Geld, ich weiß nicht, ob ich mir etwas verdienen könnte, aber ich glaube es nicht, ich wüßte nicht, womit. Da habe ich bloß ihn. Und ... und ... und ... ich denke, da geht's wohl zu entschuldigen.“

„Entschuldigen?“ fragte ich. „Wie meinen Sie das?“

„Ja, ja, ich weiß ja, daß das nicht recht ist, ich weiß das alles. Ich bin nicht so abgebrüht. Bitte, denken Sie nicht schlecht von mir. Aber sehen Sie, das ist so allmählich gekommen. Wir kennen uns jetzt über fünfzehn Jahre.

„Er war damals ein ganz junger Leutnant, und ich hatte meine Eltern noch, und da verliebte ich mich in ihn. Ich hoffe, er hat sich auch in mich verliebt, wenigstens hat er mir's doch gesagt. Nein, ich glaube, er hat mich sehr gern, er hat mich heute noch gern.

„Ja, und das ist so allmählich gekommen, und da sind so die Jahre hingegangen, und dann starben meine Eltern, und ich hatte niemand mehr, und mit ihm zusammen war ich doch nun mal.

„Ja, und nun, was sollte ich nun machen. Das war doch nun nicht rückgängig zu machen. Es war ja Leichtsinn von mir.

„Es war sehr großer Leichtsinn, denn ich hatte eine gute Erziehung bekommen. Mein Vater war Betriebsinspektor an der Staatsbahn, und die Eltern dachten, sie würden mich noch ganz gut verheiraten, und es haben auch ein paar angefragt, und ich wäre vielleicht jetzt eine ganz zufriedene Frau ...

„Aber ich hatte nun mal den Mann da bloß im Kopfe, und da habe ich — ach Gott, hat das Scenen zu Haus gegeben, ich habe immer nein gesagt, ich will nicht, und der Vater war so vernünftig und hat mir alles vorgestellt. Er hat mir gar keine Vorwürfe gemacht, er hat mir nur gesagt:

„‚Mit deinem Leutnant, das hat doch keinen Zweck, heiraten thut er dich doch nicht! Er mag ja ein braver Kerl sein und sehr netter Junge, aber lasse ihn doch, du mußt doch auch an die Zukunft denken. Was soll denn werden? Ich will dir gar keine Vorwürfe weiter machen, lasse ihn nur sein.‘

„Ja, und ich weiß heute nicht — vielleicht hatte er recht, vielleicht auch nicht. Ich hab' ja dann eine schlechte Zeit gehabt. Ich habe doch auch Reue gefühlt. Wenn man so ein bißchen älter wird und denkt darüber nach, was ist man schließlich, da kommt auch mal so 'n Moment, daß man moralischen Kater kriegt, und wissen Sie, ich habe genug geheult ...

„Aber es geht doch nicht rückwärts im Leben, man wird doch nicht wieder jung, und 's ist vielleicht eine Dummheit von mir. Ich hätte doch niemand mehr geheiratet, das hätte ich doch nicht riskiert.

„Und Hans ist immer gut gegen mich gewesen, er ist sehr gut.

„Aber bitte, denken Sie nicht zu schlecht von mir, nicht wahr? Das thun Sie nicht?“

Ich hatte mir ja nun längst das alles gedacht, aber diese kurze, stürmische Erklärung machte mir doch das Herz warm. Es war ja schließlich nichts als die alte Geschichte, die so tausendmal wiederkehrt, die so banal geworden ist, daß sie schon nichts mehr Besonderes hat: das Mädchen, das es gar nicht nötig hätte, auf Abwege zu geraten, das sich verrennt und verliebt in irgend einen jungen Menschen, das seine Jugend ihm schenkt und darüber vertrauert und versäumt, das dann erwacht und mit halbem Entsetzen sieht, wie eben die Jahre vorüber sind, daß man nicht jünger wird, daß man Vergangenes nicht streichen kann.

Und er, ein junger Mensch, der sich da in ein junges Blut vergafft, der mit ihr anbändelt, er weiß vielleicht gar nicht warum, aus Zufall, aus Langweile, der sich in sie verstrickt, der mit ihr zusammenbleibt, und von Jahr zu Jahr immer wieder denkt: 's ist mal so, und wir wollen nichts daran ändern.

Den vielleicht gar nicht eine heiße Liebe oder tiefe Neigung mit diesem Wesen verbindet. Aber den allmählich die Gewohnheit mit ihr eint.

Ueber diesem Paar streichen dann die Jahre hin, und ohne daß sie es merken, werden sie älter und älter, ohne daß sie es gewahren, haben sie sozusagen beinahe die Brücken hinter sich abgebrochen, die übrige Welt versinkt, sie blieben allein. Sie müßten auf sich angewiesen sein, sie sollten zusammengehen. Es

trennt sie Aeußeres, es trennt sie Inneres. Und dasselbe, was sie scheidet, eint sie doch wieder.

Und dann, wenn sie die Zeit verbummelt, die Jahre verträumt, wacht sie eines Tages auf und sagt mit erstaunten Augen:

„Was nun?“

Und wenn ihm durch diese oder jene Umstände die Augen geöffnet werden, fragte dann auch er: „Was nun?“

Mir schien, als stünden sie jetzt vor dieser Frage. Und während wir noch stumm einander gegenüber saßen, that sich die Thür auf, und der Rittmeister kehrte zurück.

Er hatte die Photographien nicht gefunden. Ich hatte sogar den stillen Verdacht, es gäbe am Ende gar keine.

Nun ging die Unterhaltung leichter. Und als die Lampe angezündet war, wir bei einer Zigarre von alten Zeiten erzählten, vom gemeinsamen Kommando, von diesem und jenem, den wir während unsrer Dienstzeit kennen gelernt, da war es mir allmählich, als säße ich hier gar nicht bei dem unverheirateten Rittmeister, sondern als wären die beiden Menschen dort ein Paar, und ich verbrächte bei meinen Freunden einen netten Abend.

Sie redete nicht viel, blieb in einer Ecke mit einer Arbeit und lief ab und zu hinaus, wie eine rechtschaffene gute Hausfrau, um draußen nach ihrer Wirtschaft zu sehen.

Während sie so einmal verschwunden war, gab ich dem Gespräch eine andre Wendung und sagte:

„Ich möchte Sie doch mal was fragen.“

„Nun?“

„Sie haben es doch so mollig hier zu Haus, nett eingerichtet, alles, was Sie wollen. Wie können Sie da so unzufrieden sein? Wie können Sie sich denn da langweilen?“

Er blickte vor sich hin und meinte, indem er wieder die Zigarrenasche zu Boden fallen ließ, sie immer mit dem kleinen Finger abstreichend, dessen Nagel eigens dazu in die Länge gezüchtet worden:

„Ja, das mag schon alles sein, aber mir fehlt doch sehr viel. Sehen Sie mal, hier in den vier Pfählen ist's ja janz nett, aber — na — Sie wissen ja janz jenau, was die Uhr jeschlagen hat. Kurzum, ich kann mit ihr doch nicht ausjehen, kann mich nicht zeigen. Wir treffen uns ja und jehen wohl zusammen ins Theater. Aber schließlich würde ich mir 'nen Wagen halten, würde spazieren fahren und alles so was, würde sie überall mitnehmen. Das mag ich nicht so und jenes nicht so ...“

Ich warf ein:

„Hier in Berlin? Ach Gott, da achtet doch niemand darauf!“

„Ja — nee, das ist mir fatal. Wissen Sie, so ein bißchen auf das Aeußere halte ich doch, und ich denke eben, ich sollte heiraten. Sie haben mir's ja jesagt, Sie haben mir's ja vorjeschlagen. Ich bin ja janz Ihrer Meinung, das fehlt

mir eben. Aber zum Teufel noch mal, wen soll ich denn heiraten? Ich bin so faul jeworden, in Jesellschaften — so was — da mag ich doch nicht jehen, Besuche machen will ich auch nicht, wo sollte ich da überhaupt jemand kennen lernen.

„Und dann ist noch was dabei. Sie thut mir leid, und ich weiß jar nicht, ob ich das überhaupt überleben würde. Ich glaube, ich könnte mich doch nicht von ihr trennen.

„Sie hat meinetwegen vor vielen Jahren nicht geheiratet, denn sie ist aus 'ner janz anständigen Familie, da brächte ich's doch nicht übers Herz, sie nu sitzen zu lassen. Also Heiraten ist für mich ausjeschlossen."

Ich überlegte mir den Fall und antwortete ihm, nachdem wir eine Weile sinnend den Dampf unsrer Zigarren von uns geblasen:

„Zernikow, sagen Sie mal, warum sollen Sie sie denn nicht heiraten können?"

„Na, das jeht doch nicht."

„Geht nicht? Warum?"

„Na, als Offizier hätte ich's doch nicht jekonnt. Und ich will doch nicht schlechter werden. Ich will doch jetzt so bleiben, wenn ich auch den Abschied habe, wie früher, in meinen Ansichten wie in allem."

„Ja, meinen Sie denn, daß es so besser ist?"

„So war's doch immer!"

„Ja, deswegen war's doch nicht gut."

„Nee, gut nicht, aber 's ist doch so jegangen."

„Warum soll's denn nicht anders gehen?"

Unser Gespräch fand wieder eine Ende, denn nun trat sie herein mit dem Thee.

Sie bereitete in netter Art und Weise uns den Thee, wirklich wie eine kleine Frau. Sie kümmerte sich um seine Bequemlichkeit, sie dachte an Dinge, die er vergaß und versäumte, und das Gefühl drängte sich mir auf: der bleibt doch hängen, der kommt doch nicht von ihr los, und die ist auch überhaupt die Richtige für einen Mann wie er.

Ich bin an diesem Abend lange bei den beiden Leuten geblieben. Ich that Einblicke in allerlei. Ich erfuhr, wie sie lebten. Sie hatten eigentlich gar keinen Verkehr, ein paar Junggesellen, wie er sich eben als Junggeselle rechnete. In Familien ging er nicht, also kam auch niemand zu ihm.

Abends las sie ihm vor. Ich erfuhr ein paar Titel, ich konnte die Bibliothek mustern; gute Sachen waren's nicht, aber eben so, was der Durchschnitt der Menschen braucht: einen spannenden Roman, Kriegsabenteuer, die Beschreibung von Jagd- und Reiseerlebnissen und dergleichen. Sie lebten häuslich, gingen fast nie aus, erregten kein Aergernis bei den Nachbarn, kein Mensch wußte offenbar von ihnen, und sie kümmerten sich um niemand.

Sie genügten einander, sie waren froh, wenn man sie nur in Ruhe ließ.

Beim Vorlesen schlief er ab und zu ein — sie neckte ihn damit in meiner Gegenwart.

Dann legte er jeden Abend vor dem Zubettgehen eine Patience, und wenn sie nicht aufging, mußte sie helfen. Früh machte er Zimmergymnastik, um die nötige Bewegung, die ihm jetzt fehlte, zu haben. Sie schrieb ihm dabei die Lektionen im Buche vor, die er durchzumachen hätte, und hielt darauf, daß er nicht statt „fünfzigmal Beine spreizen rechts“, die sie vorgeschrieben, es bloß fünfundvierzigmal links mache.

Er hielt sehr auf das Essen, und sie verstand vorzüglich die Küche.

Sie hatten bereits die gleichen Gewohnheiten angenommen und waren sich in vielem wirklich ähnlich geworden, wie man behauptet, daß es alten Ehepaaren geht, die seit Jahrzehnten miteinander Freud' und Leid teilen.

Ich meinte, als ich an jenem Abend fortging, er wünsche doch nichts Sehnlicheres, als daß ihm zugeredet werde, er solle sie heiraten; und sie — na — darüber war ja weiter kein Wort zu verlieren.

Als ich sie ein paar Tage später wieder besuchte — sie hatte mich dringend eingeladen —, fragte ich ihn, während sie draußen war, um nach dem Abendessen zu sehen, das wir bekommen sollten:

„Haben Sie immer noch nicht ans Heiraten gedacht?“

Er sah mich verblüfft an:

„Nee, das heißt, ich denke ja immer mal dran, nur hilft's nichts! Ich finde ja doch keine.“

Und wieder einen Abend darauf fügte es sich, daß ich sie allein sprechen konnte. Und ich fragte halblaut:

„Glauben Sie nicht, daß es für ihn das Beste wäre, er fände eine Frau?“

Sie zuckte zusammen:

„Es ist ja möglich.“

„Und Sie?“

Beinahe verächtlich kam es von ihren Lippen:

„Das ist doch ganz gleich.“

„Na, ein Menschenschicksal ist doch nicht ganz gleich!“

Nun meinte sie, weich, herzlich und gefaßt:

„Ich will ihm nicht im Wege stehen.“

„Aber was soll denn dann aus Ihnen werden?“

„Ach, das findet sich alles!“

„So. Glauben Sie, das würde Ihnen so leicht?“

Sie fuhr plötzlich empor und rief, schnell sprechend, mit großer Erregung, wie ich sie noch nie gesehen:

„Leicht? Nein, nein, leicht allerdings nicht. Nein, denn ich wüßte nicht, was ich thäte, was soll ich denn thun? Ja, was soll ich denn dann überhaupt noch auf der Welt? Ich habe mein Leben geopfert, und dann wär's ganz verpfuscht. Ach, um mich wär's nicht schade, ich — ach ich!“

Unwillkürlich ergriff ich ihre Hand:

„Nun Sie — was meinen Sie?“

Sie schien ein wenig verwirrt zu sein, stand auf und sagte:

„Nein, nein, ich will gar nichts.“

Aber ich erhob mich gleichfalls und trat an sie heran:

„Sie meinen, für Sie wär's aus. Das verstehe ich. Sie gingen ins Wasser oder irgend so was! Nicht wahr, das meinen Sie doch?“

Sie wandte sich ab.

„Und wenn er nun Sie heiratete?“

Da lachte sie plötzlich laut auf wie ein Kind. Aber die gute Laune verging wieder, und sie meinte traurig:

„Ach Gott, das thut er ja doch nicht. So vor zehn Jahren, da haben wir mal solchen Plan geschmiedet, es mag wohl noch länger her sein, und ich hab's auch geglaubt, aber ich wollte ihm doch nicht seine Carriere ruinieren. Er hätte doch den Abschied nehmen müssen, und das ging nicht.“

„Aber er hat doch jetzt seinen Abschied genommen! Sie können ihm doch nichts mehr ruinieren?“

„Das ist allerdings wahr!“ meinte sie kleinlaut und nachdenklich.

Da trat ich wieder näher heran und griff leise nach ihren Fingern. Wie ich ihr so ins Antlitz sah, fand ich doch, sie schaute recht alt aus, recht ungraziös, recht wenig hübsch, sie war vielleicht nie hübsch gewesen, aber einen Schmuck hatte sie einmal besessen: die Jugend.

Und den hatte sie diesem Manne dargebracht.

Ich drückte ihre Hand und sagte ganz leise, fast flüsternd:

„Wenn ich ihn nun dahin brächte, daß Sie seine Frau würden?“

Sie bebte und schauerte zusammen wie unter einem zu großen Glück, das sich ihr genaht, wehrte ab durch eine Armbewegung und meinte nur, mit einem bitteren Zuge vor sich hin sprechend:

„Das wird ja doch nie.“

„Soll ich's nicht versuchen?“

Ich bekam keine Antwort.

„Wenn ich's nun versuche? Sagen Sie ja?“

Da konnte sie doch nicht anders, sie blickte mich gerade an und meinte:

„Ja.“

Wir redeten kein Wort weiter miteinander. Und es war, als beteiligte sie sich an diesem Abend weniger am Gespräch. Der Rittmeister war auch müde, gähnte ein paarmal, und ich empfahl mich bald. Wieder ein paar Tage darauf — es war Vorfrühling — ging ich mit ihm ein Stück die Tiergartenstraße hinauf. Ich hatte ihn zufällig getroffen, und er kehrte mit mir um, mich zu begleiten.

Der Himmel war licht und klar, ganz kleine Wölkchen zogen nur darüber hin, hoch oben über den Baumwipfeln des Tiergartens, den das erste Grün färbte.

Wie es an solchen Tagen geht, schien doppelte Lebensfreudigkeit alles zu beseelen. Mit dem Erwachen der Natur war der Mensch erwacht. Alles strömte ins Freie.

Die Radfahrer jagten die Tiergartenstraße hinab, und unausgesetzt klang ihr Klingelzeichen. Ein gut angespanntes Tandem sauste vorüber. Taxameter dazwischen, und dann eine ganze Reihe von Equipagen.

Es schien, als ob alles, was Pferd und Wagen hatte, hinausströme ins Freie, um den schönen Tag zu genießen.

Düfte wehten herüber, kräftig und frisch von den Bäumen, die Luft war weich und warm, daß der Ueberzieher einem schon überflüssig schien. Die Menschen hatten sich geputzt, als müßten sie mit dem Erwachen der Natur in Wettbewerb treten. Neue Hüte waren herausgekommen, neue Kleider. Die Herren hatten die Sommeranzüge vorgeholt. Ja einen vorwitzigen Strohhut sahen wir ein Stück vor uns.

Und über den Rittmeister war auch etwas gekommen von dieser Stimmung. Er, der sonst wohl derartigen Regungen nicht zugänglich, der sonst nur seine Bequemlichkeit und Ruhe haben wollte und sich eben langweilte, tödlich, wie er immerfort gestand, that eine Aeußerung, die mich beinahe erschreckte.

Er meinte:

„Wissen Sie, so im Frühjahr, ich weiß nicht, ob das andern Menschen auch so jeht, aber da hat man so ein Jefühl, als wäre man neu erwacht. Und denken Sie mal, sonst ist mir's eijentlich, wie ich Ihnen sagte, die Reiterei janz schnuppe jewesen, aber heute früh habe ich jedacht: wenn du jetzt ein Pferd hättest und rittest mal so 'raus nach dem Jrunewald, so 'nen kleinen Galopp, das müßte doch wundervoll sein. Oder wenn ich jetzt einen Wagen hätte, einen Selbstkutschierer, oder was jetzt modern ist — na — das besorgt ja alles der Lieferant, und die Pferde, die kaufe ich schon gut ein, und 's kann ja was kosten, das ist mir janz gleich. So, mal jetzt losgondeln mit Wagen, sogar viere lang, aber zwei thut's auch, so bin ich jar nicht. Herr Gott von Bimbach! Das wär' so was!"

Er war so begeistert geworden, daß ich beinahe über ihn lachen mußte, und ich meinte nun, um seine Glut zu schüren:

„Nun denken Sie mal, das Gefühl wird Ihnen jetzt oft wiederkommen. Und im Sommer noch viel mehr. Denken Sie bloß mal, wenn's hier heiß wird, da mag man doch gar nicht mehr zu Fuß laufen . . ."

Er wischte sich schon die Stirn mit dem Tuch und knöpfte den Ueberzieher über dem wohlgerundeten Bäuchlein auf:

„Nee, das Loofen, das kann ich für 'n Tod nicht vertragen! Ich kann einfach nicht jehen."

„Na, da fahren Sie doch!"

„Janz allein?"

„Nein, nehmen Sie sie doch mit."

Er gebrauchte jetzt immer den Ausdruck „die Dicke" vor mir und nannte sie gar nicht mehr anders:

„Mit der ‚Dicken' kann ich doch nicht fahren."

„Warum denn nicht?"

„Nee, das ist nu mal nicht nach meinen Jrundsätzen, 's ist vielleicht dumm, aber Sie wissen, wie ich da bin.“

„Es kennt Sie doch kein Mensch! Es sagt Ihnen doch niemand etwas. Es weiß doch keiner, wer Sie sind! Sie könnte doch ebensogut Ihre Frau sein.“

„Ja, wenn sie meine Frau wäre.“

Da blieb ich stehen, legte ihm die Hände auf die Schultern, so daß zwei Herren, die vorübergingen, nun auf den Fahrdamm ausweichen mußten und uns ganz erstaunt anblickten.

Und nun spielte ich meinen Trumpf aus, jetzt, meinte ich, sei der gegebene Moment:

„Himmelsakrament, da heiraten Sie sie doch!“

Er sah mich groß an und setzte dann schweigend den Weg fort. Nachdem wir noch an ein paar Villen vorübergekommen waren und das Gedränge der ins Freie strebenden Wagen und Menschen immer größer wurde, sagte er plötzlich ganz traurig, als gestände er mir das tiefste Leid seines Lebens:

„Das jeht aber doch nicht.“

„Warum soll's denn nicht gehen?“

„Was werden denn die Leute denken und sagen. Ich hab' doch immer über die jeschimpft, die so was machen!“

„Aber die Leute können Ihnen doch ganz gleich sein!“

„Sind mir auch janz schnuppe.“

„Da schießen Sie doch los!“

Nun kam er mit dem Sonderbarsten, was ich bisher aus ihm herausbekommen. Er meinte nämlich plötzlich, wie ein verliebter junger Thor, der auf Freiersfüßen geht und nicht weiß, ob die Holde ihn erhören wird:

„Glauben Sie denn wirklich, daß sie mich heiraten würde?“

Ich lachte ihm gerade ins Gesicht. Aber er schien es sehr ernst zu nehmen und meinte:

„Nu ja, das ist noch jar nicht so ausjemacht. Mal, wie ich den Dienst satt hatte, da habe ich so was jesagt, und da hat sie's nicht jewollt, absolut nicht . . .“

Weiter kam er nicht. Ich ließ ihn auch ruhig dabei, und er meinte plötzlich, mich nicht weiter begleiten zu können, er müsse nach Haus.

Wir trennten uns, und ich wartete Tag um Tag, denn ich meinte, doch bald von den beiden Leuten etwas hören zu sollen. Aber es kam nichts.

Ich war ungeduldig geworden und ging hin. Es schien sich nichts verändert zu haben. Sie empfingen mich genau so wie früher. Es war, als hätten wir darüber nie gesprochen.

Ich verreiste, und es war immer noch nichts geschehen. Wider Erwarten kehrte ich nicht nach Berlin zurück, sondern blieb den ganzen Sommer fort. Erst im Herbst traf ich wieder in der Reichshauptstadt ein.

Mein erster Gang war zu Zernikow.

Er war nicht zu Haus, aber sie nahm mich an.

Sie schien verändert. Sie sah wohler aus, gesünder, ihre Wangen waren runder, die Haut straffer, sie schien mir besonders gut gekleidet, geschmackvoll, vielleicht mochte es auch daran liegen, daß sie sich anders frisiert, und dazu trug sie einen wunderschönen Ring, den ich bisher noch nicht an ihr gesehen.

Als wir uns gesetzt und der Diener die Thür geschlossen, ergriff sie plötzlich meine Hand und sagte mit herzlichem Ton, während ihre Augen leuchteten:

„Ich danke Ihnen tausendmal!“

Ich war erstaunt:

„Bitte, wofür? Ich wüßte nicht!“

„Wir sind doch verlobt!“

Ich mußte beinahe lachen:

„Verlobt?“

Und mit neckischer Frauenart, halb schämig, halb stolz, sagte sie, den Kopf erhebend:

„Ja, heimlich verlobt.“

Da that ich dem armen lieben Wesen zum erstenmal die Freude an und nannte sie, wie ich es nie gethan, „gnädiges Fräulein“.

Ich verbeugte mich lachend gegen sie:

„Ah so, gnädiges Fräulein, aber damit sagen Sie mir nichts Neues ...“

„Wieso?“

„Nun, heimlich verlobt waren Sie doch schon seit fünfzehn Jahren!“

Sie lachte, errötete ein ganz klein wenig, als schämte sie sich, ging aber sofort auf meinen Scherz ein:

„Ja, da, da haben Sie recht.“

Und nun erzählte sie mir, Hans wolle niemand etwas sagen, sondern einfach seine alten Bekannten mit der Thatsache überraschen. Deshalb wären sie jetzt heimlich verlobt, denn sie wären nämlich schon aufgeboten, und in vierzehn Tagen würde die Hochzeit sein, ganz still. In ganz kleinem Kreise.

„Und, nicht wahr, Hans wird es Ihnen ja noch sagen, Sie leisten uns den Dienst: Sie sind Trauzeuge, nicht wahr?“

Sie sagte das sicher, bestimmt, ruhig, lächelnden Mundes, ein ganz andres Wesen als früher, als hätte sie jetzt das Recht, hier zu sein, als fühlte sie jetzt festen Boden unter den Füßen, als wären ihr Ehre, Leben, Dasein, Licht und Sonne zurückgegeben, als genieße sie eine zweite Jugend, als wache sie auf, wie eine Blume, die geschnitten und die Blüten hat hängen lassen, aufblüht, wenn man sie, zum Strauße gebunden, ins Wasser stellt.

Ich sagte zu und meinte, halb scherzend, es war mir beinahe wehmütig wie eine tiefe innere Freude und Genugthuung zu Sinn:

„Haben Sie denn schon an eine Hochzeitsreise gedacht, gnädiges Fräulein?“

Sie klatschte in die Hände:

„Natürlich. Denken Sie nur, Hans hat mir versprochen nach Italien! Und ich habe doch immer einmal nach Italien gewollt.“

Als ich mich erhob, um zu gehen, wobei es mir war, als stünde ich jetzt

diesem Wesen doch einen Grad anders gegenüber, als habe sie ihre Stellung, als habe sie beinahe Frauenrang und Recht, fragte ich nur noch, ehe ich mich empfahl:

„Ist es denn nicht besser so?"

Nie in meinem Leben, glaube ich, habe ich einen so glücklichen Ausdruck gesehen. Sie meinte bloß:

„Ich habe mich so geschämt vor Ihnen!"

„Aber warum?"

„Denken Sie nur, meine Stellung hier im Haus! Und jetzt wird doch alles anders. Es bleibt ja immer schlecht von mir, und . . ."

Sie zögerte, ihre Züge wurden etwas düsterer, während sie fortfuhr:

„Ja, eigentlich ist es doch zu spät."

„Nie ist etwas zu spät!"

„Es hätte vor fünfzehn Jahren sein sollen."

Diese Stimmung wollte ich nicht aufkommen lassen:

„Aber nun ist ja alles in Ordnung, und alles, was Sie nicht recht gefunden haben vor ihrem Gewissen, wird ja jetzt gut gemacht."

Sie seufzte doch ein wenig:

„Spät."

„Aber nun wird alles rein."

Sie schlug die Augen nieder:

„Geht das noch?"

„Es kommt nur darauf an, wie man sich selbst fühlt."

Das freute sie, und sie blickte mich wieder an, indem wir uns zum Abschied die Hand gaben:

„Ich habe es ja immer wieder gut machen wollen. Und wir sind doch auch dahin gekommen."

Da fiel mir ein Wort ein, das mir als junger Mensch lange Zeit großen Eindruck gemacht. Ich mußte es loswerden, ich mußte es anbringen, und ich sprach zu ihr:

„Wissen Sie, da hat es einmal in Stuttgart einen Philosophen gegeben und großen Menschen, er hieß Friedrich Theodor Vischer, und der hat gesagt: ‚Das Moralische versteht sich immer von selbst.'"

Ob sie begriff, was ich meinte, weiß ich nicht, aber sie las wohl den Sinn aus meinen Worten, denn ihre Augen strahlten wieder hell. Und die Freude dieses Menschenkindes, das nach fünfzehnjähriger Irrfahrt den Hafen gefunden, ließ noch lange in meinem Herzen einen hellen Schein zurück.

Aus der Korrespondenz des Grafen Friedrich zu Eulenburg mit dem Fürsten Bismarck.[1]

Von

Horst Kohl.

Berlin, den 6. April 1854.

Ich schreibe mit einer Stahlfeder, was ich nicht gewohnt bin, und petitioniere, was ich auch nicht gewohnt bin. Daher, verehrter Freund und Gönner, entschuldigen Sie Form und Inhalt.

Der Leutnant Gustorf, vom 28. Infanterieregiment, ist der Sohn eines alten und bewährten Freundes von mir, des hiesigen Medizinalrats Gustorf. Er geht heute abend nach Frankfurt ab, und der Vater hat mich gebeten, ihm durch ein Schreiben den Weg in Ihr Haus und zu Ihrer Protektion zu öffnen. Ich weiß nicht, ob mein Brief eine solche öffnende Kraft auf Sie ausüben wird, habe aber wenigstens den Versuch machen wollen, auf diese Weise meinem alten Freunde nützlich zu sein.

In acht bis vierzehn Tagen werde ich, auf meiner Rückreise nach Antwerpen, bei Ihnen anklopfen und Ihnen manches erzählen können. Bis dahin leben Sie wohl und bewahren Sie ein freundschaftliches Andenken

Ihrem ergebensten

Eulenburg.

*

Warschau, den 16./28. Juni 1859.

Gestatten Sie mir, verehrter Freund und Gönner, Ihnen meine Ankunft in Warschau und die Uebernahme der hiesigen Geschäfte durch diese Privatdepesche kund zu thun.

Ihr amtliches, an mich gerichtetes Schreiben vom 12. Mai habe ich noch in Berlin empfangen. Das Exequatur für mich ist aber bisher nicht ausgefertigt. In großer Aengstlichkeit ist, als ich hier ankam, seitens der diplomatischen Kanzlei des Fürsten-Statthalters sofort nach Petersburg telegraphiert worden, mit der Anfrage, ob ich fungieren könne, worauf die telegraphische Antwort erfolgt ist: oui, officieusement. Ich fühle mich durch diesen offiziösen Zustand zwar nicht beengt, besser aber wäre es doch, wenn derselbe sich bald in einen offiziellen verwandelte, und ich stelle daher anheim, ob Sie nicht gelegentlich die Güte haben wollen, anzufragen, was der Ausfertigung des Exequatur im Wege steht.

Von den unzähligen Visiten, welche ich gemacht habe, und von all den

---

[1] Die nachfolgenden Briefe des Grafen Friedrich zu Eulenburg hatte noch der selige Fürst Bismarck mit einigen andern Stücken zur Veröffentlichung im Bismarck-Jahrbuch bestimmt. Da das Material nicht ausreicht, um einen Band zu füllen, benutze ich die „Deutsche Revue“ zur Publikation, um der Geschichte und der Forschung diese Stücke nicht vorzuenthalten. Horst Kohl.

russischen und polnischen Namen, welche ich behalten soll, ist es mir ganz wirr im Kopfe. Doch ist der Eindruck, den ich vom Ganzen habe, nicht übel, und der Wirkungskreis, der mir bevorsteht, jedenfalls ein großer und interessanter.

Preußenfeindliche Gesinnungen habe ich hier nirgends, namentlich in offiziellen Kreisen nicht gefunden, aber Verstimmung gegen Oesterreich, wenngleich es scheint, daß diese Verstimmung mit jeder Schlacht, welche die Oesterreicher verlieren, abnimmt, und daß man keineswegs die Gefahren einer Präponderanz des Kaisers Napoleon und des von ihm angerufenen Nationalitätsprinzips verkennt. Die Polen sind äußerst heiter. In einem öffentlichen Garten wurde vorgestern eine von der Musik gespielte Stelle aus der Mazurka „Noch ist Polen nicht verloren," in Gegenwart russischer Offiziere lebhaft beklatscht. Es soll dies etwas seit geraumer Zeit Unerhörtes sein.

In drei bis vier Wochen, wenn ich mich hier erst etwas eingearbeitet habe, muß ich nochmals nach Belgien zurückkehren, um daselbst meine Sachen zusammenzupacken und meine Abschiedsbesuche zu machen. Hoffentlich ist Ihre Frau, der ich mich sehr zu empfehlen bitte, inzwischen bei Ihnen eingetroffen, und hilft Ihnen über die Melancholie hinwegzukommen, von der Ihre Briefe an Oskar Arnim ein deutliches Gepräge trugen.

Bewahren Sie ein gütiges Andenken Ihrem aufrichtig und freundschaftlich ergebensten

Eulenburg.

*

Berlin, 17. November 1859.

Mit aufrichtiger Teilnahme, mein verehrter Freund, verfolgen ich und viele mit mir die Nachrichten über den Verlauf Ihrer Krankheit.[1]) Sie haben sich in Petersburg einen Knacks geholt, und wenn Sie jetzt, im Winter, dahin zurückkehren, so fürchte ich, kann die Sache sehr ernst werden. Ist es denn keine Möglichkeit, zu bewirken, daß Sie den Winter über noch in Deutschland bleiben? Ich stelle mich für jede hier etwa in dieser Beziehung zu haltende Rücksprache oder Sendung zur Disposition.

Den Seekadetten v. Eisendecher werde ich nicht vergessen. Machen Sie, ich bitte, die besten Empfehlungen an Ihre Frau und an Herrn v. Below von Ihrem aufrichtig ergebenen Freunde

Eulenburg.

*

Berlin, 27. November 1859.

Ihren Brief vom 21. d. M. habe ich erhalten, verehrter Freund. Zwar habe ich den Minister, trotz mehrmaliger Ansätze dazu, bisher nicht sprechen können, ich erfahre aber von Theremin, daß der Minister Ihnen inzwischen in wohlwollendster Weise geschrieben hat; daß man dringend wünscht, Sie möchten ungeniert alles thun, was Sie zur Wiederherstellung Ihrer Gesundheit für not-

[1]) Im Begriff, nach Petersburg zurückzureisen, erkrankte Herr v. Bismarck Anfang November 1859 in Hohendorf an schwerer Lungenentzündung.

wendig erachten, und daß von teilweiser Entziehung des Gehaltes weder die Rede ist, noch sein wird. Seien Sie daher verständig, bester Freund, und bleiben Sie bis zum Sommer in Deutschland.

Sobald ich den Minister gesprochen habe, schreibe ich Ihnen mehr; einstweilen nehmen Sie meine herzlichsten Grüße und meine besten Wünsche für schnelles Fortschreiten Ihrer Genesung.

Ihr aufrichtig ergebenster

Eulenburg.

*

Berlin, Sonntag, 18. Januar [1863].

Die General-Ordenskommission hat unter der Hand bei mir anfragen lassen, ob sie zum Ordensfeste bloß die Präsidenten oder auch die Vizepräsidenten beider Häuser einladen soll. Im Prinzipe würde ich sehr dafür stimmen, daß auch die Vizepräsidenten, wie es bisher bei allen offiziellen Gelegenheiten der Fall gewesen ist, eingeladen werden. Ich fürchte nur, der König wird Bockum-Dolffs nicht sehen wollen, oder, wenn er ihn sieht, ihm Grobheiten sagen. Wenn Sie Gelegenheit haben, den König zu sehen, so sprechen Sie ihm doch darüber: bitten Sie ihn, zur Einladung der Vizepräsidenten seine Genehmigung zu erteilen, dann aber auch zu versprechen, daß er sich mit Bockum-Dolffs nicht einlassen will.

Aufrichtig ergebenst

Eulenburg.

*

Berlin, 4. Juli 1863.

Verehrter Freund!

Ihre beiden Briefe habe ich erhalten und danke herzlich dafür.

Seit Dienstag findet alle Abend Skandal in der Oranienstraße, auf dem Moritzplatz und in der Umgegend statt. Die erste Veranlassung dazu, und die Ereignisse bis zum zweiten Abend wollen Sie gefälligst aus den beiden anliegenden Berichten, um deren demnächstige Rückgabe ich bitte, ersehen.[1]) Auch gestern abend hat wieder Unfug stattgefunden, vor den geschlossen anrückenden Schutzmännern zu Fuß und zu Pferde ist die Bande aber davon gelaufen. Bis jetzt sind etwa 170 Personen arretiert.

Nach allseitigem Urteile ist die Politik diesen Aufläufen ganz fremd: man muß die Sache aber doch nicht chronisch werden lassen und ihr baldmöglichst ein bestimmtes Ende machen. Ich habe mich deshalb heute morgen an Ort und Stelle begeben, die Lokalität in Augenschein genommen und mit dem Feldmarschall,[2]) dem Oberbürgermeister[3]) und dem Polizeipräsidenten[4]) konferiert.

[1]) Die Exmission eines Schankwirtes gab Veranlassung zu Zusammenrottungen des Pöbels, die sich seit dem 29. Juni täglich wiederholten und in der Nacht zum 4. Juli die Polizei auch zum Gebrauch der Waffen zwangen.

[2]) v. Wrangel.

[3]) Seidel.

[4]) v. Bernuth.

Wir sind übereingekommen, heute abend den Versuch zu machen, uniformierte Schutzleute am Anfange gar nicht zum Vorschein kommen zu lassen, sie aber so stark als möglich auf dem Platze erscheinen zu lassen, sobald Exzesse verübt werden. Auch ist der Feldmarschall ersucht worden, Kavallerie bereit zu halten. Sollte heute abend wiederum irgend erheblicher Unfug getrieben werden, so wird morgen früh eine scharfe Polizeiverordnung erscheinen und bei Zuwiderhandlungen gegen dieselbe sofort mit Militär eingeschritten werden.

Sie werden ja am besten bemessen, wie dem Könige die Sache darzustellen ist: versichern Sie ihn in meinem Namen, daß die Politik vorderhand noch gar keine Rolle darin spielt; die Möglichkeit, daß das Ding einen politischen Anstrich bekommt, ist aber nicht ausgeschlossen, und deshalb muß man demselben ein rasches Ende machen.[1])

Bodelschwingh schreibt mir, daß Herr v. Holzbrinck die Präsidentenstelle in Arnsberg angenommen habe; wegen Villers, den er selbst am Rheine zu sprechen gedenkt, erwarte ich noch weitere Nachricht.

Staatsanzeiger und Braßsche Zeitung[2]) beklagen sich sehr, daß sie nichts vom Könige erfahren, während andre Zeitungen anscheinend von offiziöser Seite gut unterrichtet sind.

Schreiben Sie mir doch ein Wort über Ihre eignen Pläne, verehrter Freund, und behalten Sie in gutem Andenken

Ihren ergebensten

Eulenburg.

*

Berlin, 29. Juli 1863.

Besten Dank für Ihren Brief, Verehrtester, und für die darin enthaltenen interessanten Mitteilungen. Ich höre, der Kronprinz wird zum Begräbnisse des Prinzen Friedrich[3]) herkommen, und ich bin sehr neugierig, ob er sich einen von uns wird kommen lassen: j'en doute fort.

Sie schreiben wegen der Wahlen für Behrend und Unruh. Wie es mit der Wahl für letzteren steht, weiß ich im Augenblicke nicht, die für Behrend ist aber gar nicht angeordnet, weil ich alle Nachwahlen, die in letzter Zeit notwendig geworden sind, vertagt habe.

30. Juli.

Morgen früh um 11 Uhr findet die Leichenfeier für den Prinzen Friedrich statt. Um dieselbe Stunde werden sechsundsiebzig wegen Hochverrats in Untersuchung befindliche Polen, meist den höheren Klassen angehörend, hier eintreffen, in zehn Omnibussen vom Eisenbahnhofe nach der Hausvogtei geschafft werden und dort einstweilen ihr Absteigequartier nehmen.

Gestern dinierten Bodelschwingh, Lippe, Selchow, Auerswald, Senfft-Pilsach

---

[1]) Man vergleiche dazu den Brief Bismarcks an Roon vom 6. Juli 1863 (Bismarck-Jahrbuch III 258 f.) und Roons Antwort (Bismarck-Jahrbuch IV 61 ff.).

[2]) Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

[3]) Gest. 27. Juli 1863, Sohn des Prinzen Ludwig, Enkel Friedrich Wilhelms II.

und einige andre bei mir. Letzterer hielt mir nach Tisch, als alle übrigen schon fort waren, mit der Thürklinke in der Hand, noch einen Vortrag von dreiviertel Stunden, der mich großer Gefahr aussetzte, da der kalte Champagner mir etwas in den Leib geschlagen war.

Herzlich der Ihrige

Eulenburg.

Morgen abend fahre ich auf ein paar Tage nach Königsberg.

*

Montag, 23. November [1863].

Graf Reventlow, der eine Vorstellung der Holsteinschen Stände in Frankfurt überreicht hat und eben von dort zurückkommt, wünscht dringend, Sie zu sprechen. Haben Sie doch die Güte, ihn zu empfangen. Er kann Ihnen interessante Mitteilungen über dänische und holsteinische Zustände machen.

Eulenburg.

*

Berlin, 3. Mai 1864.

Haben Sie die Güte, einen Blick in das anliegende Schreiben des Grafen Taczanowski an den Juden Levinstein zu werfen, und mir dasselbe dann zurückzuschicken.

Die Frage, ob der Landtag einzuberufen sei, geht mir noch sehr im Kopf herum, und je mehr ich darüber nachdenke, je mehr glaube ich, daß man sie bejahen muß.

Wie ich aus zuverlässiger Quelle und nach näherer Erkundigung erfahren habe, ist Bodelschwinghs Ansicht, daß die Fortschrittler die Zusammenberufung des Landtages wünschten, durchaus irrig; im Gegenteil: sie fürchten sich entsetzlich davor, und dies bestätigt, meine ich, die Richtigkeit meiner Anschauung, daß man ihnen diesen Moment — derselbe wird aber höchstens noch acht bis vierzehn Tage dauern — nicht schenken darf. Wenn das Abgeordnetenhaus eine Anleihe[1]) nicht bewilligt, so braucht man es deshalb noch nicht gleich aufzulösen — obgleich ich dafür sein würde, — aber man kann es gleich schließen, und die Kerle sind vor dem Lande an den Pranger gestellt.

Bitte, überlegen Sie die Sache doch noch recht genau; ich leide nicht an der Eitelkeit, meiner Ansicht à tout prix Geltung verschaffen zu wollen, aber ich finde, daß der jetzige Moment nie wiederkehrt, und daß man daher nicht ernstlich genug erwägen kann, ob man ihn ungenutzt für unsre innere Politik vorübergehen lassen darf.

Haben Sie etwas dagegen, wenn ich gelegentlich einmal die Sache in meinem Sinne mit dem Könige bespreche?

Ganz der Ihrige

Eulenburg.

*

---

[1]) Zum Kriege gegen Dänemark.

Berlin, 26. Juni 1864.

Verehrter Freund!

Münchhausen kann nicht nach Jütland gehen, weil er krank ist und in diesen Tagen ins Bad reist. Es wird nicht zu vergessen sein, daß der oder die Beamten in Jütland eine andre Stellung einnehmen werden als Zedlitz. Letzterer ist Wirklicher Zivilkommissarius und steht höchstens unter dem Oberkommando der Armee. Der Beamte, den Sie nach Jütland wünschen, soll unter Falkenstein stehen und nur dessen Befehle sachkundig ausführen. Unter solchen Umständen wird auch von v. Mirbach zu abstrahieren sein. Ich bin der Meinung, daß es am praktischsten ist, Zedlitz den Auftrag zu geben, den General Falkenstein etwa bis in die Mitte von Jütland zu begleiten, sich die Sache anzusehen und dann speziell zu sagen, wieviel und welche Sorte von Beamten gebraucht werden. Unumgänglich nötig wird ein erfahrener Steuerbeamter sein: Bodelschwingh, von dem ich eben komme, wird daher quam citissime den Ober-Regierungsrat v. Olberg in Magdeburg für Jütland disponibel machen. Als brauchbare Beamte unter Falkenstein kann ich bezeichnen Landrat Prinz Hohenlohe, Regierungsrat Hoyer, aus meinem Ministerium und so weiter. Wolff kann ich nicht entbehren. Wenn Seine Majestät und Sie damit einverstanden sind, daß man die Einrichtung der Verwaltung von Jütland zunächst in Zedlitz' Hände legt und dessen Vorschläge erwartet, so werde ich die nötigen Beamten aus der Kategorie der Landräte, Regierungsräte und Assessoren bereit halten. Eventuell haben wir gegen Stolberg nichts: ich glaube, er würde seine Sache besser machen als Mirbach, an welchen letzteren ich übrigens selbst, vor Eingang Ihres Schreibens, gedacht hatte.

Nun aber, bester Freund, wie ist es mit Einberufung des Landtages? Ein solcher Moment kommt nicht wieder. Alle Parteien jauchzen Ihnen zu: Auskunft über schwebende Verhandlungen brauchen Sie nicht zu erteilen. Seine Majestät bleiben ruhig in Karlsbad, und wir verhandeln hier acht Tage mit dem Landtage, der sicherlich Geld bewilligt. Ich beschwöre Sie, erwägen Sie die Sache. Wollen Sie sie mit mir besprechen, so kann ich jeden Augenblick nach Karlsbad kommen. Lassen Sie uns nicht nochmals den Moment versäumen wie damals gleich nach Düppel. Aber was geschehen soll, muß gleich geschehen.

Viele Empfehlungen von Bodelschwingh soll ich Ihnen sagen.

Ihr aufrichtig ergebener

Eulenburg.

*

Berlin, 15. Juli 1864.

Mit aufrichtigem Bedauern höre ich, daß Sie noch immer unwohl sind. Haben Sie, auf den Rat einer hochgestellten Dame, zu viel Bitterwasser getrunken?

Aus Ihrer Hierherkunft scheint nichts zu werden; daher will Roon heute nach Gastein abreisen.

Unter besonderem Couvert erhalten Sie einen Immediatbericht des Staatsministeriums wegen Einberufung des Landtages in der zweiten Hälfte des August.

Tragen Sie ihn gefälligst vor, sobald Sie den Zeitpunkt dazu gekommen glauben. Wenn wir nur noch in diesem Monat Antwort haben.

Soll irgend einer von den Ministern nach Potsdam gehen, um den Kaiser von Rußland zu begrüßen?

Ich hoffe, wir lassen uns ohne Friedenspräliminarien, in welchen die dynastische Trennung der Herzogtümer stipuliert wird, auf Waffenruhe oder Waffenstillstand nicht ein, sonst kriegen wir wieder die Vermittlungsversuche der Engländer auf den Hals.

Im übrigen geht alles gut; nur leide ich bedeutend an Ohrenschmerzen. Die Königin gefällt sich im Hofhalten und ist äußerst affabel.

Herzlich der Ihrige

Eulenburg.

*

Berlin, Montag, den 3. Juli 1865.

Verehrter Freund!

Sie werden mit diesem Kurier den Immediatbericht wegen Feststellung der für das laufende Jahr zu erwartenden Staatseinnahmen und der zu leistenden Ausgaben erhalten.

General v. Manteuffel hat mir geschrieben und in freundlichen Worten sein Scheiden aus seiner bisherigen Stellung angekündigt. Sie haben wohl die Güte, ihm meine beifolgende Antwort zuzustellen, da ich ihn noch in Karlsbad vermute. Geht er denn nun nach Wien? Jetzt, nachdem der Ministerwechsel stattgefunden hat, scheint mir eine persönliche Besprechung mit Mensdorff unumgänglich notwendig. Mit einem Schmelingschen Oesterreich Krieg zu führen, das ginge noch allenfalls, aber mit einem konservativen? Da stände doch gar zu viel auf dem Spiele.

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie an Mühler ein Wort wegen des Professors Glaser schrieben, der, wie Ihnen bekannt ist, eine etatsmäßige Stelle bei der Universität in Königsberg hat, vor zwei Jahren hierher zu schriftstellerischen Zwecken beurlaubt worden ist und nun am 1. Oktober oder 1. November durchaus nach Königsberg zurück soll. Da Mühler den Urlaub unter keinen Umständen verlängern will, so hat Professor Glaser den dringenden Wunsch, wenigstens an eine andre Universität als Königsberg versetzt zu werden. Mir scheint dieser Wunsch billig. Kehrte Glaser nach Königsberg zurück, wo er nunmehr an der Universität keinen einzigen konservativen Kollegen mehr hat, so würde er nicht nur in eine sehr unangenehme soziale Stellung kommen, sondern auch den Vorwurf hören müssen, daß man ihn in Berlin nicht habe brauchen können. Es mag schwer sein, einen Platz an einer andern Universität für ihn zu finden, aber es würde ein großer Fehler sein, auf seine billigen Wünsche nicht zu hören und ihn quasi fallen zu lassen.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, 13. Juli 1865.

Verehrtester!

Ihren Brief an mich habe ich gestern abend um 7 Uhr erhalten, und Ihre Briefe an Bodelschwingh und Itzenplitz sofort an ihre Adresse befördert.

Daß der Bruch mit Oesterreich so nahe vor der Thüre sei, hat uns alle überrascht. Ich wußte, durch Thile, daß der Kronprinz, der gestern abend nach der Insel Föhr abgereist ist, sich ein Rendezvous mit dem Erbprinzen in Hamburg gegeben habe, und es schien mir von höchster Wichtigkeit, ihn nicht abreisen und mit dem Erbprinzen sprechen zu lassen ohne Kenntnis von der Lage der Dinge. Da ich erfahren hatte, daß der Kronprinz Berlin nicht berühren, sondern sich zu Wagen direkt von Potsdam nach Spandau begeben, und erst dort den Eisenbahnzug besteigen werde, so entschloß ich mich kurz, nahm Kurierpferde, fuhr nach Spandau und faßte den Kronprinzen dort ab. Er war von meinen Eröffnungen ganz verblüfft, äußerte sich sehr ungehalten, daß er durch Sie und das Auswärtige Ministerium nichts erfahre und sagte immer: „Ja, was ist zu thun?“ Ich sagte ihm, daß er keine Nachricht von Ihnen bekäme, habe er sich selbst zuzuschreiben; kein Minister schicke ihm noch Notizen, da er früher jede Verbindung mit uns ausdrücklich zurückgewiesen, und dieselbe bisher nicht wieder angeknüpft habe. Ich hätte mich nur verpflichtet gehalten, ihn zu bitten, dem Erbprinzen zu sagen, wohin sein illoyales Benehmen führe, und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß mit dem ersten Kanonenschuß, der zwischen Oesterreich und Preußen gewechselt werde, jede Hoffnung des Erbprinzen auf die Herzogtümer für ewig schwinde. Der Erbprinz könne nichts thun, als sofort die preußischen Forderungen zugestehen, jede andre Haltung treibe ihn ins Verderben. Wir seien fest entschlossen, kein Mitleid mit demjenigen zu haben, der sich nicht scheue, einen Bruch zwischen Preußen und Oesterreich zu veranlassen.

Der Kronprinz war außerordentlich betroffen, er wollte, daß ich noch eine Station mitfahren solle, was ich ablehnen mußte. Er bat dringend, ihn mit ferneren Nachrichten zu versehen.

Vom Auswärtigen Amte erhalte ich soeben Abschrift des Berichts, welchen Zedlitz unterm 12. Juli an Sie erstattet hat und worin er unter anderm bittet, man möge ihm sichere und gewandte Personen von Berlin aus zusenden, die, ohne gekannt zu sein, sich von dem Augustenburgischen Treiben Kenntnis verschaffen und darüber Aufklärung geben könnten. Das ist doch wirklich naiv! Wildfremde Menschen sollen jetzt auf einmal nach den Herzogtümern gehen, um Zedlitz Aufklärung über das Augustenburgische Treiben zu geben?

Leben Sie so wohl, bester Freund, als es unter den gegebenen Umständen möglich ist: ich bin sehr gespannt auf die nächste Zukunft.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, Dienstag, 25. Juli 1865.

Verehrter Freund!

Gestern abend bin ich wieder hier eingetroffen, nachdem ich den Sonntag mit Roon gemütlich in Prag bei herrlicher Militärmusik und Pilsener Bier verlebt habe. Die „Prager Zeitung“ meldete unsre Ankunft und berichtete dabei: „Der Eindruck, den der Kriegsminister mache, sei der des verkörperten Verfassungskonflikts,“ was Roon, etwas pikiert, einen wohlfeilen Witz nannte.

Mein Bruder erzählt mir, daß am Tage meiner Abreise von hier ein Offizier der Potsdamer Garnison ihm erzählt habe, sämtliche Minister seien zu einem Conseil nach Regensburg gerufen.[1]) Auf meines Bruders verwunderte Frage, woher er das wisse, habe ihm der Offizier gesagt, er wisse es vom Prinzen Christian von Holstein (der früher beim dritten Garde-Ulanenregiment stand); derselbe habe die Nachricht von seinem Bruder, dem Erbprinzen, erhalten, der angesichts der kriegerischen Eventualitäten sich unter den Schutz der österreichischen Bajonette nach Altona zurückziehen werde oder zurückgezogen habe.

Sollte dem Erbprinzen die Nachricht von Föhr[2]) gekommen sein?

Die hiesige Diplomatie ist ganz aus dem Häuschen darüber, daß über die Zusammenkunft in Regensburg ein so tiefes Geheimnis bewahrt worden ist.

Selchow ist fort, Lippe geht morgen nach Helgoland.

Ich bleibe in stiller Verzweiflung hier und Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, 8. August 1865.

Verehrter Freund!

Es ist mir unmöglich, mehr als ein paar Worte zu schreiben, les voici:

Der französische Geschäftsträger[3]) war zu wiederholten Malen bei mir: er versicherte mich, daß bei einem Kriege zwischen uns und Oesterreich vollständige Neutralität das Mindeste sei, was wir von Frankreich zu erwarten hätten. Er wisse das ganz bestimmt.

Die Personalberichte von Lippe zeichne ich nur, wenn ich dessen ausdrückliche Zustimmung aus den Akten ersehen kann.

Schreiben Sie bald wieder; wir sind sehr gespannt auf den Erfolg der neuen Sendung Blomes nach Gastein.

Von Herzen der Ihrige

Eulenburg.

*

Berlin, Sonnabend 12. August 1865.

Besten Dank für Ihren Brief vom 10.

Täglich besucht mich der französische Geschäftsträger; als ich ihm gestern, auf Grund Ihres letzten Schreibens, die Bemerkung machte, wir wüßten noch

---

[1]) Die Conseilberatung fand am 21. Juli statt.

[2]) Also durch Mitteilung des Kronprinzen.

[3]) Lefèvbre.

immer nicht recht bestimmt, wie wir mit Frankreich für den Fall eines Krieges mit Oesterreich ständen, wurde er förmlich leidenschaftlich, indem er beteuernd wiederholte, daß die Stimmung des Kaisers Napoleon eine geradezu freundschaftliche für Preußen sei. Es wundere ihn im höchsten Grade, daß Goltz nicht aufs bestimmteste in diesem Sinne aus Paris berichtet habe, und könne sich das nur dadurch erklären, daß Goltz alle Sachen mehr persönlich als sachlich auffasse; derselbe sei in seiner Eitelkeit zu leicht verletzbar, sei entsetzlich eifersüchtig auf Mr. und Madame de Metternich, und gebe daher wahrscheinlich seinen Berichten sehr oft eine Färbung, die mehr seine eignen Gefühle als die Gefühle und Anschauungen des französischen Kabinetts widerspiegeln.

Noch immer bin ich hier allein; eben habe ich ein stundenlanges Gespräch mit der Großfürstin Helene gehabt, mit der ich heute beim Württemberger dinieren werde. Sie geht morgen nach Ragatz.

Werden Sie nicht müde, hin und wieder ein Wort zu schreiben.

Wie gefiel Ihnen der neuliche Leitartikel der Provinzialkorrespondenz? Diese Artikel muß ich, da Hahn auf Urlaub ist, nun auch noch schreiben, oder wenigstens jedesmal so umarbeiten, daß es dem Selbstschreiben gleich kommt.

Gott befohlen.

Eulenburg.

*

Berlin, 20. August 1865.

Besten Dank, verehrter Freund, für Ihre vertrauliche und überraschende Mitteilung, deren richtigen Empfang ich Ihnen schon telegraphisch gemeldet habe. Also wir im vollen ungeteilten Besitze des außerdeutschen Landes Schleswig, und Eigentümer von Lauenburg! Gratuliere von Herzen! Daraus läßt sich etwas machen. Wie gern spräche ich eine Stunde mit Ihnen!

Von hier ist wenig zu berichten. Itzenplitz und Selchow sind wieder da. Die Zeitungen beschäftigen sich viel mit dem Köln-Mindener Vertrage und warnen die Generalversammlung, denselben anzunehmen, da er, ohne Genehmigung des Landtages, keine Gültigkeit habe, und vorauszusehen sei, daß er vom Landtage werde verworfen werden.

Der französische Geschäftsträger war vorgestern bei mir, und las mir einen an ihn gerichteten Erlaß des französischen Auswärtigen Ministers vor, worin derselbe von neuem versichert, daß Frankreich sich in die Streitigkeiten zwischen Oesterreich und Preußen nicht mischen werde, solange dieselben nicht das übrige Europa in Mitleidenschaft zögen, und daß auch in diesem Falle Frankreichs Haltung gegen Preußen eine durchaus freundliche sein werde. Der Geschäftsträger war beauftragt, die Note mir, als Ihrem Vertreter (?), vorzulesen.

Künftige Woche möchte ich gern etwas aufs Land, um Hühner zu schießen, der König wird wohl nichts dagegen haben.

Adieu, Verehrtester!

Eulenburg.

*

Berlin, Freitag 25. August 1865.

Verehrter Freund!

Ihr Schreiben wegen Lauenburg habe ich erhalten. Schon vor Empfang desselben hatte ich daran gedacht, mir die Vorgänge bei ähnlichen Gelegenheiten[1]) zu vergegenwärtigen, und wird daher der von Seiner Majestät befohlene Bericht ehestens abgehen. Aber Sie schreiben nichts von dem Verhältnisse, in welches Lauenburg treten soll. Ich vermute, es soll seine Verfassung und Gesetze behalten, und der König von Preußen soll nur für seine Person Herzog von Lauenburg werden. Jedoch auch in diesem Falle, und wegen Flüssigmachung der vier Wochen nach Unterzeichnung der Uebereinkunft zu zahlenden Abfindungssumme, scheint mir (wenn auch der Art. 2 nicht in Anwendung kommen sollte) nach Art. 55 der Verfassungsurkunde die Zuziehung des Landtages nicht zu umgehen. Die Bestimmung ist klar, und ihre Verletzung würde voraussichtlich auch das Herrenhaus sehr übel nehmen. Sie erwähnen dieser ganzen Frage mit keiner Silbe, und doch wird man sie sich klar machen und dieselbe entscheiden müssen. Kommen Sie, wie verlautet, am 6. September her, so ist dann noch Zeit dazu; kommen Sie aber nicht, so muß ich vorher unter allen Umständen Sie sprechen und bitte in diesem Falle, mir von Seiner Majestät die Erlaubnis zu einer Reise nach Baden zu erwirken.

Ich bin wirklich schlimm daran. Bis jetzt habe ich hier bleiben müssen, um Bodelschwingh und Mühler und Selchow und Lippe zu vertreten. Kaum sind die beiden letzteren zurück, und kaum bin ich im Begriffe, mich aus dem Staube zu machen, so kommt der Auftrag wegen Lauenburg an mich, der mich hier fesselt.

Antworten Sie bald Ihrem

Eulenburg.

*

Berlin, Mittwoch 30. August 1865.

Verehrter Freund!

Ich begreife nicht, wie es kommt, daß ich seit so langer Zeit keine Nachricht von Ihnen habe.

Eben war der französische Geschäftsträger bei mir und sagte mir, er habe einen vertraulichen Erlaß von Paris bekommen, woraus hervorgehe, daß Goltz bei Drouyn de l'Huys angefragt habe,[2]) ob Frankreich sich formell zur Neutralität verpflichten wolle, wenn wir in Krieg (doch wohl mit Oesterreich) verwickelt würden. Der Minister habe darauf erwidert, das ginge nicht, sonst müsse Frankreich einen solchen Neutralitätsvertrag auch mit Oesterreich schließen, und dadurch würde es sich zu sehr die Hände binden.[3]) In Bezug auf die Herzogtümerfrage könne Preußen fortdauernd auf die völlige Neutralität Frankreichs rechnen, seine ganze Faveur werde es demjenigen der beiden deutschen

[1]) Erbhuldigung.

[2]) Randbemerkung Bismarcks: wann?

[3]) Original: bitte.

Großstaaten zuwenden, welcher geneigt sein würde, die Stimme der Bevölkerungen zu hören und zu beachten.

Was bedeutet Goltz' Anfrage in Paris? Ich konnte es nicht sagen, und Lefèvbre (der Geschäftsträger) machte mir den Eindruck, als sei man dort sehr beunruhigt über dieselbe. Besonders gern wollte er wissen, ob Oesterreich eine Garantie für Venedig verlangt habe. Auch darüber konnte ich nur schweigen, machte ihm aber bemerklich, daß die Erteilung einer solchen seitens Preußens mir höchst unwahrscheinlich vorkomme.

Benedetti, der die Absicht hatte, nach Baden zu gehen, ist gesagt worden, er möge das unterlassen.

Donnerstag, 31. August.

Heute morgen habe ich Ihr Telegramm erhalten, welches mich autorisiert, eine Erholungsreise zu machen; ich werde vier Tage nach Schlesien gehen. Der König, sagen Sie, will den Landtag jetzt nicht. Das glaube ich wohl, aber wie wird es mit der Zahlung des Kaufpreises an Oesterreich? Mir scheint, es wäre das allerzweckmäßigste, der König schösse den Kaufpreis aus seinen Mitteln vor und nähme Lauenburg vorläufig in Besitz. Dann macht man dem Landtage bei seinem nächsten Zusammentreten eine Vorlage dahin gehend, daß 1. der Kronfideikommißfonds seine Auslage aus der Staatskasse zurückerhält, 2. die Personalunion genehmigt wird. Verweigert der Landtag beides oder das erstere, so hat der König immer ein gutes Privatgeschäft gemacht; verweigert er nur das letztere, so überträgt der König die Regierung von Lauenburg auf den Kronprinzen.

Bodelschwingh soll wieder hier angekommen sein; Mühler ist da; Roon wird erst zum 15. erwartet. Lassen Sie sich durch meine Abwesenheit nicht abhalten, mir zu schreiben; ich lasse mir die Sachen nachschicken.

Von Herzen der Ihrige

Eulenburg.

*

Hamburg, den 22. September 1865.

Verehrter Freund!

Ich lasse heute einen vorläufigen Bericht an Seine Majestät abgehen, der das Resultat meiner Besprechung mit Richthofen, Rößler und Ungern-Sternberg enthält. Alle drei sind gescheite und gebildete Leute: die beiden letzteren scheinen mit den Zuständen und Persönlichkeiten in den Herzogtümern vollständig vertraut. Daß ich mich stundenlang eingehend mit ihnen unterhalten habe, wird mir für meine Mission nach Schleswig von großem Nutzen sein.

Dieselben meinten, Zedlitz habe, sobald die gemeinschaftliche Verwaltung der Herzogtümer und die negative Haltung des Herrn v. Halbhuber begonnen hätten, alle Initiative verloren und sei wesentlich schuld an dem für Preußen unerträglichen Zustande, in welchem sich diese Verwaltung vor dem Gasteiner Vertrage befunden habe. Auch jetzt mache er und die Verwaltung in Schleswig noch den

Eindruck, als sei man sich des Zieles nicht bewußt, wohin man steuere: dies müsse natürlich, wenn auch nicht geradezu demoralisierend, so doch dahin auf die Bevölkerung wirken, daß sie nicht daran gewöhnt werde, die preußische Zukunft bestimmt ins Auge zu fassen, so sehr auch im allgemeinen die Gasteiner Uebereinkunft den Eindruck hervorgerufen habe, daß den Herzogtümern nun nichts andres übrig bleibe, als preußisch zu werden. Die Manteuffelsche Proklamation soll keinen guten Eindruck gemacht haben. Als der General hier durchgereist ist, hat er dem ersten Bürgermeister Sieveking einen Besuch gemacht und dabei in Gegenwart des hiesigen preußischen Konsuls den Satz aufgestellt:

Die gemeinschaftliche Aufgabe aller deutschen Regierungen, der großen wie der kleinen, sei, die Demokraten zu bekämpfen, denn diese wollten der Kleinstaaterei ein Ende machen, während die großen Regierungen, und namentlich Preußen, es sich zur Aufgabe gemacht hätten, alles Wohlerworbene und also auch die kleinen Fürsten und Regierungen in ihren Rechten und ihrer Machtvollkommenheit zu schützen.

Mit sichtlichem Erstaunen hat der Bürgermeister diese Erklärung entgegengenommen und sie mit einigen ironischen Bemerkungen beantwortet.

Keinen guten Eindruck soll auch der vom General angeordnete durchgängige Garnisonwechsel in Schleswig gemacht haben. Offiziere und Leute sollen sich in den meisten bisherigen Garnisonorten eingelebt, beliebt gemacht und preußische Propaganda gemacht haben. Jetzt ist, so sagt man mir, plötzlich alles durcheinandergeworfen. Die dringendsten Bitten der städtischen Vorstände, ihnen ihre bisherigen Garnisonen, mit denen sie in ein befreundetes Verhältnis getreten seien, zu belassen, sind vom General mit dem Bemerken zurückgewiesen worden, daß das militärische Angelegenheiten seien, in welche sich niemand zu mischen habe: mancher Offizier, welcher auf gutem Wege war, eine Tochter des Landes zu erobern, ist in seiner Courmacherei unterbrochen worden.

Bisher habe ich es vermieden, Richthofen gegenüber eine Anspielung darauf zu machen, daß er unter Umständen dazu bestimmt sei, Zedlitz zu ersetzen. Ich will erst den Erfolg der Verhandlungen mit letzterem abwarten. Aber es kommt mir so vor, als sei in Richthofen selbst schon der Gedanke aufgestiegen, daß er die geeignete Persönlichkeit für die Zivilverwaltung von Schleswig sei. Namentlich deuteten darauf seine vielfachen Fragen über die Stellung von Zedlitz zu Manteuffel. Er wollte Näheres über die Abgrenzung des Geschäftskreises beider und insbesondere wissen, ob Zedlitz bloß dem Gouverneur oder dem Gouvernement untergeordnet sei, so daß in letzterem Falle, bei Abwesenheit des Generals, Zedlitz den Befehlen des den Gouverneur vertretenden Gouvernementsoffiziers, beispielsweise des Herrn v. Podbielski, unterworfen sei. Ich gehe heute nach Schleswig und möchte von da gern einen Ausflug nach Flensburg, Sonderburg und wo möglich auch nach Kiel machen. Komme ich dazu, letzteres zu thun, so werde ich nicht vermeiden können, auch Gablenz einen Besuch zu machen, wogegen Sie hoffentlich nichts einzuwenden haben.

Beschließen Sie nichts, bevor Sie nicht einen Bericht von mir aus Schleswig haben. Ganz der Ihrige

Eulenburg.

*

Donnerstag [7. Dezember 1865].

Verehrter Freund!

Morgen, Freitag, den 8. d. M., vor drei Jahren, wurde ich auf Ihren Antrieb zum Minister ernannt.

Wollen Sie diesen Jahrestag Ihrer Scheußlichkeit, um 5 Uhr, in schwarzer Halsbinde, bei einigem Sekte, mit mir feiern?

Eulenburg.

Antwort Bismarcks mit Bleistift auf dem Briefe notiert:

Mit dem größten Vergnügen.

*

Montag, 7. Mai [1866].

Kann ich Sie wohl im Laufe des Tages eine Viertelstunde sprechen?[1]) Wann ist es Ihnen am bequemsten?

Ihr

Eulenburg.

*

Montag, [7. Mai 1866].

Eben bekomme ich ein Telegramm des Polizeipräsidenten so lautend:

> Der Verbrecher[2]) hat sich soeben mit einem der langen[3]) gehaltenen Taschenmesser eine anscheinend nicht gefährliche Wunde über dem Kehlkopfe im Halse beigebracht.

Ueber den Ausdruck langen gehaltenen habe ich Rückfrage gehalten und zugleich ein Donnerwetter erlassen, daß man denselben (nämlich den Verbrecher) nicht gehörig untersucht hat.

Verzeihen Sie mir, alter Freund, wenn ich nicht bloß trotz dem Mordversuche, sondern sogar wegen desselben ungewöhnlich guter Laune bin. Der liebe Gott konnte Sie uns in diesem Augenblick nicht nehmen; er konnte uns nicht der gräßlichen Beschäftigung aussetzen, mit Ihrem Kadaver — wie Sie sich einst ausdrückten — zu krebsen. Krebsen Sie mit! Dann geht es besser; ein neues Vertrauen zur Gerechtigkeit der von Ihnen verfochtenen Sache wird die Bevölkerung durchdringen, und namentlich diejenigen werden zu erneuter frischer Thätigkeit angetrieben werden, die Ihnen so treu und freundschaftlich ergeben sind als Ihr

Eulenburg.

*

---

1) Wegen des Mordversuchs Cohen-Blinds.

2) Cohen-Blind.

3) „der langen" offenbar verstümmelt für: verborgen.

Freitag, [29. März 1867].

Verehrter Freund!

Gehen Sie ja pünktlich in den Reichstag. Es kommt heute, gleich zuerst, die Diätenfrage zur Beratung, und mehrere Mitglieder des Reichstages haben mir gestern abend gesagt, daß es sehr zweifelhaft ist, ob dieselbe im Sinne der Regierung entschieden werden wird, wenn Sie nicht bestimmt erklären, daß die Regierungen auf Diätenzahlung unter keinen Umständen eingehen werden.

Eulenburg.

*

Dienstag, [27. August 1867].

Verehrter Freund!

Wenn Sie heute den König sehen, so bitten Sie Seine Majestät doch, daß er die Provinzialordnung für Hannover, über die ich ihm gestern Vortrag gehalten habe, und gleichzeitig auch die Bestallung für Nordenflycht vollzieht, die ihm schon seit Monaten vorliegt. An eine Zusammenberufung des Provinziallandtages ohne Mitwirkung eines geschäftskundigen Oberpräsidenten ist nicht zu denken.

Ihr

Eulenburg.

Beilage.

Hochgebietender Herr Ministerpräsident!

Euer Excellenz wollen mir gütigst gestatten, Ihre geneigte Intervention zur baldigen Beendigung einer Lage, die für mich sehr peinlich ist, anrufen zu dürfen. Ohne Gegenstand einer Beschäftigung hier, der mich zurückhält, meinen Posten in Frankfurt wieder anzutreten, kann ich doch auch diesen Posten nicht wohl eher wieder einnehmen, nachdem ein andrer, der Präsident v. Götz, mit der Wahrnehmung der dortigen Geschäfte beauftragt worden ist, bevor nicht das Kommissarium des letzteren zurückgenommen und über meine Zukunft entschieden worden ist. Ich befinde mich seit Monaten bereits im offiziellen Zustande der Designation für Hannover. Seine Majestät höchstselbst haben mich davon in Frankfurt mündlich unterrichtet; auf allerhöchste Bestimmung bin ich zur Konferenz mit den Vertrauensmännern zugezogen, habe an den Vorarbeiten und Nacharbeiten thätigen Anteil genommen, bin von den Vertrauensmännern als der demnächstige Oberpräsident angesehen worden, wie die Presse längst es gethan hat, und nunmehr, da der Augenblick der Vollziehung gekommen, scheint eine Wendung eingetreten. Ich habe um die mir zugedachte Stelle im entferntesten nicht ambiert; ich bin mir bei der ersten Mitteilung der Schwierigkeit der Aufgabe bewußt gewesen, ich habe über mich bestimmen lassen und glaube jetzt allerdings meine persönliche Ehre einigermaßen engagiert. Ich war zweifelhaft, ob ich ohne eine bestimmte Zusicherung wegen meiner künftigen Stellung an den Beratungen mit den Vertrauensmännern mich beteiligen dürfe, da ich als Präsident der Regierung zu Frankfurt keinerlei Titel hierfür geltend machen konnte. Der Minister des Innern machte hiervon dem Könige Mitteilung, und aus Ems kam die schriftliche Antwort des Königs: „Ich werde Nordenflychts Ernennung vollziehen, sobald

die Beratungen mit den Vertrauensmännern zur Zufriedenheit abgelaufen sind; daß N. an letzteren teilnimmt, erachte ich für selbstverständlich." Diese Antwort ward mir vorgelegt und entschied über mein Verhalten.

Sollten auch Euer Excellenz nicht anerkennen, daß ich aus alledem einiges bestimmte Anrecht erworben hätte, und daß ein Fallenlassen meiner Kandidatur (wenn es so genannt werden darf) einen starken Schatten auf mich wirft, wovon ich nicht weiß, wodurch ich es verdient hätte?

Ich wäre sehr gern in Frankfurt geblieben, wo es mir sehr gut gefiel. Mein jetziger Rücktritt dorthin ist peinlich.

Ich würde um eine Audienz bei Euer Excellenz gebeten haben, wenn ich nicht wüßte, wie kostbar Ihre Stunden bemessen sind. Keinesfalls mögen Hochdieselben mir übelwollen, daß ich unter solchen Umständen diesen Weg eingeschlagen habe, Ihnen meine fatale Lage auseinanderzusetzen. Sollten Euer Excellenz mir persönliche Audienz noch gestatten, so kann ich nur bitten, über mich zu befehlen. v. Nordenflycht.

Berlin, 25. August 1867, Unter den Linden 73.

*

Donnerstag, ... [1868].

Mir wird erzählt, jemand hätte Ihnen hinterbracht, auf meine Veranlassung sei der Vorstand der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses nicht geändert worden und Bodelschwingh an der Spitze derselben geblieben.

Dies ist einfach eine grobe Lüge: ich habe allen denjenigen in der Fraktion, auf die ich irgend Einfluß habe, gesagt, daß die Aenderung des Vorstandes die Bedingung einer Aussöhnung zwischen Ihnen und der Fraktion sei, und daß das ganze Ministerium sich so wenig in dieser wie in irgend einer andern Frage von Ihnen trennt.

Man drängt mich, Ihnen dies zu schreiben: ich weiß eigentlich nicht recht warum? An meiner Loyalität haben Sie hoffentlich nie gezweifelt, und die Sucht, Geschichten zu erzählen und Klätschereien zu machen, ebenso belacht und verachtet als ich.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 22. November 1868.

Verehrter Freund!

Mit Ihrem Briefe vom 19. d. M. in betreff des Aufenthaltes der Prinzessin Louise in Wiesbaden begab ich mich sofort zum Hausminister, der von der Sache bereits unterrichtet war und mir sagte, er habe von Seiner Majestät die Autorisation erhalten, der Prinzessin zu eröffnen, daß ihr Plan, einen längeren Aufenthalt in Wiesbaden zu nehmen, von Seiner Majestät nicht gebilligt werde.

Wir geben uns der bestimmten Hoffnung hin, daß Sie nächstens frisch und gesund wieder unter uns verweilen werden. Aber was ist „nächstens"?

Vor dem 1. Dezember kommen Sie wohl auf keinen Fall, und in dieser Voraussetzung erlaube ich mir, Ihnen zur Ausfüllung Ihrer Mußestunden die Lektüre der anliegenden Kreisordnungs-Entwürfe zu empfehlen.

Den Entwurf A habe ich aus den Motiven, die beiliegen, in den Entwurf B umarbeiten lassen.

Ihnen noch weitläufiger darüber zu schreiben, ist mir, aus Mangel an Zeit, absolut unmöglich. Sie werden sich aber wohl so zurecht finden können, zumal das überwiegend Wichtigste in den Entwürfen doch die Zusammensetzung der Kreistage ist.

Ehe ich nicht weiß, daß ich mich in dieser Beziehung mit Ihnen in Uebereinstimmung befinde, kann ich die Gesetzesvorlage, obgleich sie sich bereits in den Händen der Minister befindet, dem Könige und dem Landtage nicht unterbreiten.

Widmen Sie, verehrter Freund, dem Projekte Ihre volle Aufmerksamkeit, und senden Sie mir Ihre Bemerkungen, oder noch besser, kommen Sie bald selbst, um dasselbe mit uns festzustellen.

Vielleicht halten Sie es für gut, auch Blanckenburgs Ansicht zu hören. Zu diesem Zwecke schicke ich Ihnen die Schriftstücke in duplo.

Der Pariser Goltz ist hier, ich habe ihn aber noch nicht gesehen. Sein Bruder sagt mir, daß der Patient die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes kenne.

Empfehlen Sie mich Ihren Damen aufs angelegentlichste, und kommen Sie bald! Ich freue mich herzlich darauf, Sie wiederzusehen.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 31. Dezember 1868.

Die besten Wünsche sende ich Ihnen zum neuen Jahre, verehrter Freund!

In acht Tagen spätestens denke ich ganz wieder auf den Beinen zu sein; vorderhand aber darf ich noch nicht ausgehen, und Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie morgen Seiner Majestät ein paar Worte der Entschuldigung für mich sagen.

Ich habe rite die Pocken gehabt, und kann es mir nicht anders erklären, als daß ich mich bei einer Sau in Wusterhausen angesteckt habe, mit der ich bin

Ihr aufrichtig ergebenster Freund

Eulenburg.

*

Berlin, den 19. Januar 1869.

Verehrter Freund!

Ich melde mich hiermit gesund.

Gestatten Sie, daß ich mit dieser Meldung eine Bitte verbinde. Sie sind, wie ich höre, über die Verzögerung, welche die Kreisordnungsangelegenheit erlitten hat, in hohem Grade verstimmt. Objektiv mögen Sie recht haben, subjektiv dürfte ich aber doch wohl berechtigt sein, einige Nachsicht in Anspruch zu nehmen.

Im Sommer und Herbst habe ich mit dem Fertigstellen der Arbeiten für

die Provinziallandtage von Hannover, Hessen, Nassau, Schleswig-Holstein so viel zu thun gehabt, wie kein andrer Minister. Ich mußte von allem genaue persönliche Kenntnis nehmen, damit die ersten Provinziallandtage der neuen Provinzen zahlreiche und gut ausgearbeitete Vorlagen bekämen. Das ist gelungen und dankbar anerkannt worden.

Trotz dieser Arbeitslast ist die Kreisordnung ausgearbeitet und dem Staatsministerium, wenn ich nicht irre, Anfang November vorgelegt worden. Mein sehr bestimmter Antrag, den Entwurf, ehe er Seiner Majestät unterbreitet werde, mit Vertrauensmännern aus dem Landtage beraten zu dürfen, wurde, auf des Ministers v. d. Heydt Anstiften, abgelehnt. Ich hielt es für Pflicht, denselben nun wenigstens so lange zurückzuhalten, bis Sie davon Kenntnis genommen haben würden. Auf Ihren Antrag wurde nun beschlossen, in das Prinzip des Gesetzes wesentliche Aenderungen zu bringen und die Idee der Vertrauensmänner wieder aufzunehmen. Die Umarbeitung des Gesetzentwurfes sollte beginnen. Da wurde ich krank.

Wenn Sie sich diesen Gang der Angelegenheit vergegenwärtigen wollen, so werden Sie vielleicht nicht so hart urteilen, als Sie sonst zu thun geneigt sein möchten. Wenn persönliche Freundschaft in Geschäftssachen auch niemals entscheidend sein darf, so wird sie doch bei der äußeren Behandlung derselben nie ganz abdanken dürfen. Und auf persönliche Freundschaft darf ich ja wohl fortdauernd rechnen.

Ihr

Eulenburg.

*

Antwort Bismarcks.[1])

Berlin, den 19. Januar 1869.

An den Herrn Minister des Innern
Grafen zu Eulenburg, Excellenz.

Verehrter Freund!

Ich freue mich herzlich über Ihre definitive Genesung und greife der Besprechung des weiteren Inhaltes Ihres Briefes nur mit wenig Worten vor. Verstimmt bin ich allerdings, aber nicht gegen Sie. Wenn ich selbst soeben wegen Krankheit jedermanns Nachsicht habe in Anspruch nehmen müssen, so bin ich nicht in dem Maße Egoist, daß ich mir nicht vorhielte, wie andern zu Mute ist, wenn sie in der Lage sind, in der ich war. Verstimmt bin ich gegen Ihre Mitarbeiter im Ministerium. Wolff war in der Ministerialbesprechung der Kreisordnung zugegen; die ganze Aenderung bedingte eine Arbeit rein ausführender Natur von zwei Stunden. Seine Pflicht war, wenn Sie erkrankten, Ihrem Vertreter Sulzer Rechenschaft von der Sachlage zu geben und den ihm bekannten Beschluß auszuführen, und Sulzers Pflicht war, von der Sachlage einer so wichtigen Arbeit sich Kenntnis zu schaffen und sie zu fördern. Statt dessen geschah vier Wochen absolut nichts, und wäre ohne mein Eingreifen bis heute nichts geschehen.

---

[1]) Nach einer zu den Privatakten genommenen Abschrift.

Erlauben Sie mir bei dieser Gelegenheit eine offene Bemerkung, mit der ich nicht nur mein Urteil, sondern gleichzeitig das unsrer Kollegen und aller Mitarbeiter im Zentrum der Geschäfte ausspreche: Sie haben von allen Ministern den Vorsprung in der Unfähigkeit der Räte, mit denen Sie arbeiten, wobei allseitig Ihr Vetter, als exceptio, qui firmat regulam, ausgenommen wird. Der aber muß bald Präsident werden, wenn er nicht verkümmern soll. Sie haben an der Spitze die absolute Nullität, und es ist meines Erachtens Ihre Pflicht, dafür zu sorgen, daß Sie Urlaub oder Krankheit haben können, ohne daß der Staat unter Ihrer Vertretung leidet. Außerdem bedürfen Sie, und wenn Sie der fleißigste Mann von der Welt wären, in Ihrem Ministerium, für jetzt dem wichtigsten von allen, andrer produktiver Kapacitäten in größerer Anzahl, als sie vorhanden sind. Im Publikum begreift niemand, wie ein so kluger Minister es aushält, mit solchen — vollenden Sie selbst, der Platz fehlt.

Ihr

(Schluß folgt.) v. B.

Die neue Bildung.

Von

G. Kaibel.

Seit einem Jahrzehnt ist in Preußen die humanistische Vorbildung unsrer Gymnasiasten, also der jungen Leute, aus denen dereinst sich die sogenannte gebildete Gesellschaft zusammensetzen wird, einer Revision unterzogen worden. Die Verminderung des griechischen und lateinischen Unterrichts erscheint den einen ganz geringfügig, so daß sie sich berühmen, die Jugend auch auf diesem Gebiet ebenso wohl ausgerüstet zur Universität zu entlassen wie zuvor, andre halten den Eingriff für gewaltsam und meinen verzichten und verzagen zu müssen. Beiden gegenüber steht die Mehrzahl derjenigen, die an der pedantischen, unpraktischen, unfruchtbaren klassischen Bildung längst Aergernis genommen hatten, die es wurmte, daß das Abiturientenzeugnis eines Gymnasiums dem glücklichen Besitzer alle Pforten menschlichen Lebensglücks öffnete, ihm Titel, Ehren und Aemter, Conubium und Commercium mit den besten Gesellschaftsklassen verhieß. Ihr Triumphieren zeigt, daß sie nichts Geringes gewonnen zu haben meinen; die Klügeren unter ihnen wollen sich mit den Neuerungen begnügen, die Hitzigen hoffen mit der Zeit mehr zu erreichen. Wie immer, wenn zwei Parteien mit ihren Interessen zusammenstoßen, haben auch hier beide recht und unrecht nur die feinen Köpfe, die in der Mitte zwischen beiden ihren sicheren Platz suchen, die beide Ansprüche anerkennen und nach beiden Seiten zu schieben meinen,

während sie in der That von beiden Seiten geschoben werden. Den Parteien darf man es nicht verdenken, wenn sie sich regen, wenn sie ihre geschicktesten und ausdauerndsten Rufer im Streit voranschicken, wenn sie alle Mittel verwenden, um zum Siege zu gelangen, und sich durch keinerlei Gründe des Irrtums überführen lassen. Aber es fragt sich, ob es nicht Gedanken giebt, die über den Wünschen und Grundsätzen der Parteien stehen, Gedanken, an deren Beseitigung beiden Gegnern gleich viel liegen müßte.

Wer sind zunächst die Gegner der humanistischen Gymnasialbildung, die ihre Freude am beginnenden Umschwung haben? Es gab eine Zeit, da der naturwissenschaftliche Unterricht das Aschenbrödel war, das neben den stolzen Töchtern des Hauses nur das kärgliche Leben fristete, von den Schülern nur gering geachtet wurde und zu einer rechten Wirksamkeit nicht gelangen konnte. Der Unmut der naturwissenschaftlichen Lehrer, besonders derer, die frisch von der Universität kamen, stolz auf ihre Wissenschaft, durchdrungen von dem Wert des Wissens, das sie selbst glücklich machte, dieser Unmut war begreiflich. Das hat sich wesentlich geändert, und das Aschenbrödel, wenn sich auch der Prinz noch nicht eingestellt hat, führt doch ein recht erträgliches Leben. Von den Vertretern der Naturwissenschaften auf den Gymnasien ist eine berechtigte Opposition gegen den humanistischen Unterricht nicht mehr zu befürchten, noch viel weniger aber von den Universitätslehrern, die in Deutschland, von wenigen Ausnahmen abgesehen, noch immer mit den Historikern und Philologen in friedlicher Fakultätsehe leben. Es ließen sich da viele Männer nennen, die schon die bisherigen Veränderungen der Gymnasien empfinden und beklagen, darunter auch solche, deren wissenschaftliche Forschung einer praktischen Ausnützung wenn auch nicht dient, so doch ganz besonders ausgesetzt ist. Die eigentlichen Gegner sind die Techniker, und ihr Feldherrnzelt sind die technischen Hochschulen. Die Bedeutung der Technik, ihre Erfolge, ihre Verdienste um die Förderung und Hebung, Erleichterung und Sicherung des Verkehrs, des Handels, der Industrie, des ganzen menschlichen Lebens erkennt jeder Laie dankbar an, und jeder nutzt das Gute und Angenehme, das ihm die Technik gebracht; da ist keiner, der so viel angewendete Energie, Mühe und Scharfsinn zu bewundern und zu preisen sich weigerte. Die zahllosen praktischen Erfindungen, die eine immer die andre drängend, verdrängend, überbietend, erwecken manch einem den Eindruck, als ob wir jetzt erst aus der Barbarei hervortauchten und endlich zu leben anfingen. Die technischen Hochschulen haben eine Organisation, die den deutschen Universitäten angeähnelt ist: da fehlt es weder an Vorlesungen noch an Seminarübungen, weder an Instituten noch an Sammlungen, sie haben Professoren, die sich ihren jährlichen Rektor wählen, und Privatdozenten, die von diesem Rechte ausgeschlossen sind, sie haben Studenten und farbentragende Verbindungen, Kneipen und Mensuren — kurz, die Aehnlichkeit vom Größten bis zum Kleinsten ist vollkommen. Nur eines haben sie nicht, und wer das vorher nicht wußte, der konnte sich durch die Rede des jüngsten Rektors der Charlottenburger Hochschule authentisch belehren lassen. Er sagt es, daß „die vielseitige philosophische Fakultät im wesent-

lichen nur eine Spezialfachschule für Lehrausbildung" ist, und zeigt damit nicht nur, daß er die Universitätsarbeit nicht kennt — weniger als einer, der darüber redet, sie kennen sollte —, sondern auch, daß er nicht unterscheiden kann zwischen angewandter Wissenschaft, die als solche natürlich auch fremder wie eigner Geistesarbeit bedarf, und wissenschaftlicher Forschung an sich, die nicht den Hintergedanken hat, Maschinen, Lampen oder Dampfmotoren zu konstruieren, sondern den ewigen Zusammenhang des menschlichen Seins und Werdens, Denkens und Handelns zu begreifen sucht, die den geistigen Menschen an sich ausfüllt, die seinem Geiste eine so notwendige Bethätigung ist wie dem Fuß das Gehen und dem Auge das Sehen, die ihn nicht in einen bloß geschäftlichen Zusammenhang mit den Mitmenschen bringt, daß sie ihm seine Künste bezahlen, sondern ihn sich fühlen läßt als kleines Glied einer unendlichen Kette von Gedanken und Erscheinungen, mit denen er unlöslich zusammenhängt, die er ergründen muß, weil er ohne die Erkenntnis der Vergangenheit auch seine Zeit und sich selbst nicht versteht — das ist wissenschaftliche Arbeit, mag sie Naturwissenschaft oder Geisteswissenschaft heißen.

Gegen die Technik hat kein Verständiger das geringste einzuwenden, nur soll sie nicht in dem Glauben, sie sei Wissenschaft, die Wissenschaft verdrängen und ersetzen wollen, die es nun einmal nicht glauben will, daß sie eigentlich Technik sei. Es ist ein eigen Ding um das Spiel mit Namen. Benennen wir eine Sache falsch, so dauert es nicht lange, bis wir auch den Sinn in ihr finden, den der falsche Name andeutet. Jedes Blatt fast der Tagespresse bringt den Beleg, wie weit die Verwechslung und Entstellung der wichtigsten Begriffe fortgeschritten ist, unter lebhaftester Beteiligung aller derer, denen damit gedient ist. Und indirekt wird diese Konfusion durch die Neuordnung der Gymnasien bestätigt und gefördert.

Man soll doch nicht sagen, daß die Veränderungen unwesentlich an sich und ohne irgend welche ernsthaften Konsequenzen seien. Der Beschluß des reichsländischen Landesausschusses, eine große Anzahl humanistischer Gymnasien teils zu beseitigen, teils in anders geartete Schulen zu verwandeln, wäre niemals gefaßt worden, wenn man noch die früheren Anschauungen, daß die Gymnasien unantastbare Stätten deutscher Bildung seien, bei der Regierung voraussetzte. Freilich geht die Kunde, daß der Antrag ultramontaner Anregung entsprungen sei und sein Zweck der wäre, den bischöflichen Gymnasien zu stärkerem Besuch und größerem Ansehen zu verhelfen. Wer reichsländische Verhältnisse kennt, wird das nicht für unwahrscheinlich halten. Aber daß die Katholiken jetzt solche Hoffnungen nähren, zeigt wiederum deutlich, daß sie den Zeitpunkt für günstig halten. Sie wollen ja gewiß nicht der humanistischen Bildung zu Leibe, aber sie wollen sie betreiben in ihrem Sinne, sie wollen das aufnehmen, was der Staat, wie sie richtig erkennen, mehr und mehr fallen lassen wird. Das bedeuten die neuerdings so eindringlichen Auseinandersetzungen hervorragender Katholiken über katholische Wissenschaft. Ein weiteres Zeichen der Zurücksetzung ist die verwunderliche Sparsamkeit, unter der in Preußen wie in den Reichslanden die

Gymnasien leiden. Sie ist so sehr anerkannter Grundsatz geworden, daß der Landesausschuß in Straßburg sie als Deckmantel für seinen Beschluß verwerten konnte, komisch genug, da die Finanzen der Reichslande nicht aufs Sparen angewiesen sind. Abgesehen von den Gymnasialbibliotheken, die nach gewaltiger Beschränkung ihrer Mittel diesen Namen kaum noch verdienen, ist es geradezu unbegreiflich, wie Oberlehrerstellen mit jungen „wissenschaftlichen Hilfslehrern" besetzt werden, die für eine minimale Entschädigung vollen Unterricht zu erteilen haben. Ich weiß wohl, daß unter diesen jungen Leuten tüchtige und opferwillige Kräfte sind, daß sie ihre Sache gut machen und die mangelnde Erfahrung durch Frische und Lehrtalent oft reichlich ersetzen. Aber wer Söhne auf dem Gymnasium hat, der weiß, daß der unbarmherzige Scharfblick der Jugend verhängnisvolle Unterschiede macht, daß sie den „Hilfslehrern" nur gerade so viel Achtung bezeigen, als unbedingt gefordert wird, daß mithin ein gedeihliches Verhältnis zwischen den jungen Lehrern und ihren Schülern nur selten zu stande kommt. Also Arbeit haben sie so viel wie die „definitiven", ja noch mehr, da sie sich erst erwerben müssen, was jene längst besitzen, aber der Lohn ihrer Arbeit wird ihnen tropfenweise zugemessen. Und der Staat nimmt diese Opfer an, ohne großen Dank natürlich: er weiß ja, daß sich ein jeder lieber zu Knechtsdiensten hergiebt, als daß er verhungert, und weiß vor allem, daß keiner mit ihm rechten wird.

Aber die Gymnasien, so behauptet man, erreichen trotz der Beschneidung des klassischen Unterrichts dasselbe wie früher, nur auf rationellere Weise und mit geringerem Zeitaufwand. Das behauptet man, aber wer beweist es? So ein junger Student, der frisch vom Gymnasium kommt, weiß oft ein langes und breites zu erzählen von den Schriftstellern, die er gelesen hat: Homer, Platon, Sophokles und was nicht sonst alles. Aber hat er auch verstanden, was er gelesen? Wie sollte er, da er die Anfangsgründe der griechischen Sprache entweder nie gelernt oder seit lange wieder vergessen hat. Die Eselsbrücken, die man jetzt in der Form von Schriftstellerausgaben schockweis auf den Markt werfen sieht, zeigen, was man an Wissen bei den Schülern voraussetzt und was man Primanern an Belehrung zu bieten wagt. Die armseligen Sprachkenntnisse und Uebersetzungskünste, die Unfähigkeit der jungen Leute, einen etwas schwereren Gedankengang in der fremden Sprache zu verfolgen, erschrecken uns auf der Universität immer aufs neue und zwingen uns, auf einen Standpunkt hinabzusteigen, den sie selbst längst überwunden zu haben glaubten. Sie haben ja nur zum Schein gelernt. Das sind wahrlich keine Vorwürfe, die den Lehrern und den Schülern gelten, da doch die begabtesten Schüler der bewährtesten Lehrer von den übrigen sich nur wenig unterscheiden. Es sind Vorwürfe gegen die Schule, wie sie nun einmal geworden ist und vermutlich noch lange bleiben soll. Die Einbildung, man könne einen fremden Schriftsteller ohne gründliche Sprachkenntnisse lesen und verstehen, ist ebenso verhängnisvoll wie die andre, jetzt weitverbreitete, daß man ihn aus der Uebersetzung so gut wie aus dem Original kennen lernen könne. Nicht einmal für Shakespeare oder für Molière trifft das

zu, und es sollte für Griechen und Römer gelten? Die griechischen Dichter sind für uns doch nicht Quellen gewisser wissenswürdiger Thatsachen oder nützlicher und weiser Sentenzen! Die dem Inhalt angepaßte Form, der aus der Form verständliche Inhalt, das sind Dinge, die nicht zu trennen sind. Und welcher Deutsche verstünde Goethe, ohne seine Sprache zu kennen?

Wer nichts erreicht, der giebt die Arbeit auf oder betreibt sie, weil er sie einmal betreiben muß, schlaff und unmutig. Ich könnte es keinem Lehrer verdenken, wenn ihm die Begeisterung für seinen Stoff ebenso wie für seinen Unterricht ausginge. Und sie ist vielen und nicht den schlechtesten ausgegangen, sie haben sie durch Pflichttreue ersetzt: sie müssen ja zufrieden sein, wenn sie erreichen, was für das Abiturientenexamen unbedingt notwendig ist, von dem, was sie besitzen und geben könnten, dürfen sie nur das wenigste geben. In der Tertia eines preußischen Gymnasiums waren im letzten Sommer von den sechs griechischen Lehrstunden vier auf den Nachmittag verlegt, zum Beweis vermutlich, daß die moderne Pädagogik nachmittägliche Müdigkeit der Schüler durch ihre Künste überwunden hat. Man kann sich die Freude der Jungen denken, als ein Teil der Stunden wegen „Hitzferien", ein andrer Teil wegen wochenlanger Erkrankung des Lehrers einfach ausfiel. Bei Schulneuerungen pflegt man auf die Kritik der Schüler zu wenig Gewicht zu legen. Das Urteil der unmündigen Jugend an sich ist natürlich wertlos, aber es gewinnt dadurch an Bedeutung, daß es durch häusliche Einflüsse gelenkt und genährt wird. Die Mysterien der alten Sprachen müßten dem Jungen nicht so viel Mühe machen, wenn die Elternhäuser des Durchschnitts ihnen nicht abgeneigt sein sollten. Solange die Zügel von oben her straff gehalten wurden, schwieg der Widerspruch: jetzt jedoch, wo die Regierung ein vermeintliches Zuviel eingeschränkt und damit zugestanden hat, daß die Knaben früher unnütze Dinge gelernt haben, wagt sich die Opposition immer offener heraus. Was die Eltern meinen und murren, bleibt den Jungen nicht verborgen, und der Widerwille gegen die unnützen Arbeiten und gegen den langweiligen Unterricht findet schon unter Tertianern und Sekundanern gesinnungstüchtige Vertreter. Deutschland braucht Seesoldaten, Verwaltungsbeamte, Ingenieure, Turner, Ruderer und Fußballkünstler, aber Stubengelehrte braucht es nicht — das sind Sätze, die so oft in dieser oder jener Form wiederholt werden, von großen und kleinen Autoritäten, daß sie doch richtig sein müssen, zumal sie den Mühen der Schulzeit eine fröhliche Abkürzung versprechen. Diese Stimmung der Schuljugend, die von Jahr zu Jahr wächst und ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht hat, erschwert schon jetzt den Unterricht und macht ihn unfruchtbar, weil Lehrern und Schülern der Glaube an das, was sie lehren und lernen, immer mehr verloren geht. Denn in der Schule beruht aller Erfolg auf gegenseitigem Einverständnis. Nichts aber ist verderblicher als unfruchtbare, mißmutig geleistete Arbeit. Der klassische Unterricht, wie er jetzt getrieben wird, ist nichts andres als Komödie, und wenn einmal ein ehrlich radikal gesinnter Mann das Heft in die Hand nimmt, so wird er das nutzlose Spiel beseitigen und den Gymnasien den Garaus machen. Aber mit der griechischen und lateinischen

Sprache wird noch weit mehr fallen. Für die Propheten des praktischen Nutzens hat die Geschichte, soweit sie nicht Stoff für patriotische Reden an die Hand giebt, genau denselben Unwert wie die toten Sprachen; Litteraturkenntnisse sind genau so überflüssig, Poesie und Kunst stehen schon lange auf dem Index der praktischen Leute, wer sich mit ihrer Geschichte befaßt, treibt doch nur geschäftigen Müßiggang; deutsche Sprache, soweit sie nötig ist, lehrt das Haus und das Leben, im Verkehr mit den meisten gebildeten Nationen reicht überdies ein wenig Englisch und Französisch aus, und um einen Stil zu schreiben, wie ihn der oben erwähnte Rektor von Charlottenburg schreibt, braucht man wirklich keinen einzigen deutschen Schriftsteller gelesen zu haben.

Es ist ja gewiß, daß kein Mensch in Deutschland an diese extremen Konsequenzen denkt, aber ist die schiefe Ebene einmal konstruiert, so gleitet auch mehr auf ihr herab, als in der Absicht des Konstrukteurs lag.

Deutschland berühmte sich — leider viel zu oft und zu laut —, für die Pflege der humanistischen Studien andern Nationen ein anregendes und förderndes Beispiel geworden zu sein. Das ist natürlich kein durchschlagender Grund für die Deutschen, ehrenhalber das weiter zu pflegen, was Italiener und Franzosen unvorsichtigerweise, weil sie es für gut und recht, für nützlich und notwendig hielten, von ihnen angenommen haben. Aber schon das Urteil der andern Nationen sollte doch nachdenklich machen. Die humanistische Bildung in Deutschland ist nicht ein hastig und zufällig übergeworfenes Gewand, sondern sie hat sich in jahrhundertlanger, nicht immer friedlicher Entwicklung festgesetzt, sie ist ein organischer Bestandteil deutschen Geistes geworden. Läßt sie sich plötzlich abschütteln wie eine Mode, die man lange bewundert hat und deren man sich plötzlich schämt? Haben wir wirklich darum Griechisch und Latein gelernt, damit der Theologe seine Bibel, der Jurist sein Corpus iuris lesen kann, was er ja nun nicht mehr nötig hat, oder damit der Mediziner die scheinbar griechisch oder lateinisch gebildeten Namen der Körperteile und Krankheiten versteht?

Es mag ein Fehler unsrer Naturanlage sein, daß wir über das, was andre vor uns gethan haben, und was wir selbst nach ihnen thun, nachdenken, und daß wir nicht nur nach dem fragen, was ist, sondern auch wie und warum, aus welchen Anfängen und in welcher Entwicklung es geworden ist. Aber dieser Fehler ist einmal begangen und wurzelt in unsrer Natur, es fühlt sich der einzelne wie ein ganzes Volk als Produkt seiner Vorfahren, isolierte Kulturen und self-made men giebt es in der Geschichte nicht. Damit ist das Bedürfnis historischer, das heißt wissenschaftlicher Betrachtung und Forschung für den Menschen gegeben. Unsre afrikanischen Kolonisten könnten es ja einmal versuchen, ihre leibliche und geistige Existenz vom Tage ihrer Gründung zu rechnen und alles, was jenseits liegt, zu ignorieren: Deutsche werden sie dabei nicht bleiben, allenfalls weiße Kamerunneger werden, und dann haben sie eben wieder die Negervergangenheit, mit der sie sich verbunden fühlen. Unsre politischen und sozialen Zustände, die ja doch nicht Dinge an sich sind, da sie sich täglich verbessern oder verschlechtern, jedenfalls aber verändern, sie sind nur verständlich,

wenn wir wissen, wie sie geworden sind; unsre Poesie und Kunst würden wir oft gar nicht begreifen, nie richtig beurteilen, wenn wir nicht erwägen, aus welcher früheren Anregung oder im Gegensatz zu welchen Anschauungen sie entstanden sind. Es ist brutal, undankbar und unwahr, wenn einer sich einredet, er stehe allein und sei aus sich etwas Rechtes geworden: er kann sich schon von seinen Mitmenschen nicht lösen, viel weniger aber noch von seinen Vorfahren. Dieses historische Denken, dessen Urgrund uns angeboren ist, und das uns die fortschreitende Zeit als ein kostbares Besitztum schätzen gelernt hat, wünschen wir vor allem in unsrer lernenden Jugend zu erwecken und sie an die Notwendigkeit dieses Denkens zu gewöhnen: das ist die Aufgabe der Schule, vor allem des Gymnasiums; die Universität oder sonst eine höhere Schule giebt Gelegenheit und Anweisung, die gelernte Denkfähigkeit auf einzelne Zweige menschlichen Wissens anzuwenden. Nun setzt sich unsre moderne Kultur aus mancherlei Faktoren zusammen, neueren und älteren: die muß der gebildete Mensch kennen, und um so genauer, je wichtiger sie uns geworden sind. Es hat sich aber gezeigt, daß die Grundlage der gesamten modernen Kultur und Bildung von den Griechen gelegt ist, daß wir ganz und gar von ihren Einflüssen so durchströmt sind, daß wir uns in historisch unerlaubter und zum Glück unmöglicher Weise zurückbilden müßten, um wieder frei zu werden. Man thut gelegentlich so, als ob wir die humanistischen Studien so etwa aus gutmütiger Trägheit beibehalten, und weil Homer doch nun mal ein unverächtlicher Dichter war. So liegt aber die Sache nicht. Wir können nicht los von den alten Griechen, weil sie in uns sitzen und weil sie geistig unsre Vorfahren sind, in weit tieferem Sinne als die alten Germanen. Wüßte ich keine andern Gründe, so würde mir der eine genügen, daß uns ohne Kenntnis griechischer Kultur und Litteratur Goethe unverständlich bleibt. Ein Besonderes nun aber hat unser Verhältnis zu den Griechen: andre Kulturen leben nur in ihrer spürbaren Nachwirkung, aber die griechische lebt in ihren Werken bis auf den heutigen Tag, und es sind darunter solche, die bei allem Bemühen Jahrhunderte hindurch kein moderner Dichter oder Künstler hat erreichen können. Solange wir's aber nicht besser können, sind und bleiben sie unsre Lehrmeister. Von den Griechen haben wir den Begriff, die Vorstellung, den Ausdruck des Schönen gelernt, wie wir denn ohne sie überhaupt nicht wußten, daß das Schöne darstellbar sei, und wir würden es unsrer ganzen deutschen Art nach bald wieder verlernen, wenn nicht die ewige Quelle griechischer Schönheit unsern leicht versiegenden Strom immer wieder aufs neue nährte. Die Lust zum Guten wollen wir unsern Kindern anerziehen und beginnen, sie frühzeitig mit abstrakten Lehren der Weisheit und Tugend vollzustopfen, aber die engverwandte Freude am Schönen wollen wir ihnen mißgönnen oder nur von fern ein weniges davon zeigen? Was die Natur an Schönheit geschaffen hat, sollen sie bewundern, was der Mensch in stillem Anbeten der Natur, von ihrem göttlichen Odem angehaucht, zu stande gebracht hat, der Mensch, der doch eine menschlichere Sprache redet und dessen Wirkung unmittelbarer empfunden wird, das soll geringeren Wertes sein für unsre nach Schönheit verlangende

Jugend? Es gilt für unverantwortlich, irgend eine Naturkraft unausgenützt zu lassen: eine Quelle aber geistiger Nahrung, wie sie uns aus den Werken griechischer Kunst und Litteratur entgegenströmt, die dürften wir versiegen lassen, sie dem Nachbar lieber gönnen als uns? Wir sollten die griechischen Dichter in den Bibliotheken vermodern und die griechischen Skulpturen in den Museen verstauben lassen, und uns dessen nur wie einer historischen Thatsache in müßiger Stunde entsinnen, daß all unser geistiges Gut griechische Erbschaft ist, wir sollten nicht herantreten und den Mitmenschen nicht heranführen und weiter von unsern Lehrmeistern und Wohlthätern lernen, das Alte immer wieder aufs neue lernen und immer Neues dazu? Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß die griechische Kultur den Philologen und Archäologen gehöre: nein, sie gehört der ganzen Welt, die an geistigem Gehalt jedesmal gewachsen ist, wo sie in nahe Berührung mit dem Griechentum getreten ist. Aber die Zucht zur hellenischen Bildung gehört notwendig ins Gymnasium: unsre Jugend muß sich von ihrer Lebenskraft und unvergleichlichen Bedeutung überzeugen, und je tiefer sie eintaucht in diesen Born ewiger Jugend und Schönheit, um so besser. Man hat gelegentlich die läppische Lüge gepredigt, daß der Hellenismus der Gymnasien den deutschen Patriotismus ertöte. Der Patriotismus ist keine militärische oder turnerische Leistung, er ist die Liebe zum Vaterlande, der jeder denkende und fühlende Mensch zugänglich ist, und je kostbarer uns das Vaterland ist, je mehr es uns an geistigen Schätzen bietet, je mehr innere Förderung, Erwärmung und Ausfüllung wir ihm verdanken, desto größer wird unsre Liebe sein. Ein Land, das uns reichlich zu essen giebt und weiter nichts, das werden wir verlassen, wenn es uns nicht mehr ernähren kann; auf solchen Dingen beruht die Liebe nicht, unsre Liebe gehört dem Vaterlande, das uns geistig erzogen hat und dem wir als seine geistigen Kinder unzertrennlich angehören.

Der einzige Vorwurf, der mit Grund gegen die klassischen Sprachen auf dem Gymnasium erhoben wird, daß sie außer den Philologen niemand direkt auf den künftigen Beruf vorbereiten, das ist kein Vorwurf, sondern ein Vorzug. Es ist der Schule nicht nur unmöglich, auf alle Berufe auch nur einigermaßen vorzubereiten, es wäre auch, wenn sie es leisten könnte, nicht einmal ein Glück. Je größere Kreise bei verschiedener Lebensthätigkeit gleiche Bildung haben, desto besser wird ihr Zusammenleben und -arbeiten sein. Je später ein junger Mensch dessen inne wird, daß der Staat von ihm eine bestimmte Menge von Wissen und Können zu einem bestimmten Zweck verlangt, desto freier kann er sich regen, von allen Bäumen pflücken und die mannigfachen Wünsche seines Gemüts und Geistes befriedigen. Jede Berufsarbeit hat in ihrer Beschränkung einen Hauch vom Banausentum an sich, je reifer und reicher jemand an sie herantritt, desto besser ist er gegen handwerksmäßige Pedanterie gewappnet.

Die Neigung zu einem bestimmten Beruf wird durch mancherlei Umstände geweckt und bestimmt: irgend eine besonders entwickelte Geschicklichkeit, eine besonders gepflegte Beschäftigung, die Anregung eines besonders tüchtigen Lehrers, die geistige Luft des Elternhauses, das alles kann entscheidend wirken. Aber es

kann nur in vereinzelten Fällen dahin kommen, daß ein junger Mensch durch die Lehre von der Natur stärker und tiefer ergriffen und beeinflußt wird als durch die Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Werke. Menschen haben die Geschichte gemacht, ein einziger bedeutender Mann, der dem Jahrhundert beschieden ist, hat auf die Charakterbildung einer ganzen Generation, auf die Leitung und Veredlung ihrer Bestrebungen größeren Einfluß als alle noch so kostbaren und weittragenden naturwissenschaftlichen Entdeckungen. Die Jugend braucht Heroen, deren Kult sie zu einer Gemeinde zusammenthut. Wie es einst Goethe war, so ist heute Bismarck der Heros, den sie bewundert und verehrt, weil er ihr eine ganze Welt von neuen Gedanken eröffnet hat und sie durch Wort und That belehrt, beglückt und begeistert hat. Die Geschichte schätzt den Menschen nach dem, was er für die Ewigkeit geleistet hat, nicht nach dem, was die Zeitgenossen ihm an Ruhm, Ehre und Gewinn zusprechen. Und darum wird das Griechenvolk nicht in Aeonen untergehen, weil sein Wirken bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben ist; die Namen glücklicher Erfinder werden verschwinden, sobald ihre Erfindung durch eine vollkommenere überholt ist.

Wenn aber die humanistische Bildung die breiteste, sicherste, ja notwendigste Grundlage für alle ist, so soll sie auch mit Ernst betrieben werden. Man kann sie beseitigen, das macht für das Ganze nicht viel aus, da eine spätere Generation sie wieder an ihren Platz setzen wird: aber man soll sie nicht mitleidig dulden, ihr die halbe Kraft verschneiden, also daß sie nicht wirken kann, das ist dauernde Zeitverschwendung und ist auch nicht ehrlich. Man kann sich im Prinzip noch nicht zu der folgenschweren Ueberzeugung bekennen, daß die Schule, also auch das Gymnasium, eine Vorbereitung für den praktischen Beruf sei, in der That aber nähert man sich der Anschauung mehr und mehr. Es soll Nützliches gelehrt werden, und dabei bedenkt man nicht, daß der Mensch außer dem Magen auch einen Geist besitzt, der verwünscht wenig danach fragt, ob seine notwendige Nahrung zugleich auch den Leib satt macht. Deutschland hat sich in überraschender Weise entwickelt: aus einem Binnenstaat, der sich nach allen Seiten seiner Haut zu wehren hat und daher eine Militärmacht sein muß, sind wir auf dem Wege, eine Weltmacht zu werden. Wir haben Kolonien und die Anfänge einer Flotte, wir konkurrieren in Handel und Industrie mit England und Amerika, wir fabrizieren und handeln, bauen, konstruieren und erfinden mit den in diesen Dingen renommiertesten Nationen um die Wette: es ist klar, daß das alles einen andern Apparat von Menschen und Maschinen, von Interessen und Ideen mit sich bringt, als wir uns früher träumen ließen, und es ist begreiflich, daß ebensowohl die Fremdartigkeit der neuen Bestrebungen wie ihre Einträglichkeit die Jugend mächtig anzieht, daß das Bewußtsein, Deutschland wird groß und stark, den Ehrgeiz erregt. Eine fiebrige Hast, da es bei der Konkurrenz darauf ankommt, überall der erste am Platze zu sein, wachsender Unternehmungsgeist und Erwerbseifer gewinnen immer breiteren Boden. Es wäre thöricht, sich nicht daran zu freuen, aber weniger erfreulich sind die Folgen, die sich schon jetzt bemerklich machen. Die Jugend wird viel zu früh in den Taumel hineingerissen,

sie kann es nicht erwarten, die Schulbank zu verlassen, um sich an Arbeit und Gewinn da draußen zu beteiligen. Mit halbfertiger Bildung eilen sie in einen engbegrenzten Beruf, der alle ihre Energie, alle ihre Kraft und Zeit in Anspruch nimmt: die Schwierigkeiten sind groß, das Ziel aber ist des Schweißes wert. Wo ist das Ziel? Die menschliche Arbeit hat kein Ziel und Ende: das Erreichte ist immer nur ein Sprungbrett für weiteres Bemühen. Das ist gut und notwendig, aber es kommt auf die Art der Arbeit an. Ist sie nichts als das Mittel zu einem rein materiellen Zweck, so wird der Zweck allein sie schließlich beherrschen, und mag sie auch von einem wissenschaftlichen Gedanken ausgegangen sein, sie kann nicht wissenschaftlich bleiben. Je mehr aber die materiellen und praktischen Zwecke in den Vordergrund treten, desto mehr wird die wissenschaftliche Arbeit zurücktreten, und da sie allein die Gedanken giebt, wird es schließlich der Praxis an Gedanken fehlen. Wir wissen es, daß praktische Ideen immer mehr auch in den Bereich der Universität eindringen, und daß geistige Arbeit mehr und mehr in der Wertschätzung sinkt. Uns persönlich ist es gleichgültig, da wir nicht um Anerkennung arbeiten, aber bedenklich ist das wachsende Ansehen des Technizismus — ich wiederhole, nicht für uns, sondern für unsre gesamte Kultur: denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Daß das wachsende Ansehen der Techniker nach einem äußeren Zeichen der Anerkennung begehrte, ist in einem Lande, wo man sich seine persönliche Bedeutung gern durch einen Titel verbriefen läßt, leicht verständlich. Den vielfach begehrten Doktortitel haben sie in sinnig modifizierter Form erhalten. Ihr bewährter Stolz wird es nicht dulden, daß der deutsch geschriebene Doktoringenieur zu irgendwelchen Verwechslungen mit dem akademischen Doktortitel führt, dessen Begriff nun einmal mit reinwissenschaftlicher Arbeit unlöslich verbunden ist. Dem mit cynischer Offenheit ausgesprochenen Geständnis, daß man den Titel nur darum wünschte, um die gesellschaftliche Stellung der Techniker aufzubessern, darf man gewiß keine große Bedeutung beilegen. Es giebt in jedem Lager Schreckenskinder, die die Gedanken ihrer Partei nur halbrichtig verstehen und ganz unrichtig ausläuten. Was sollte auch die gute Gesellschaft zu der Insinuation sagen, daß sie den tüchtigen Mann ausschließe und den Titel passieren lasse. Freuden und Ehren seien der Technik in Fülle gegönnt, aber daß ihr Bildungsprinzip oder gar ihre Bildung selbst in Deutschland das Uebergewicht gewinne, das muß mit der gleichen Energie und aus den gleichen Gründen verhütet werden wie die falsche Vorstellung ausgerottet werden muß, daß Technik Wissenschaft sei.

Alles, was von den Gegnern der humanistischen Bildung gesagt und gethan wird, sollte die Regierung stutzig machen und warnen. Das Prinzip der Utilität auf die Gymnasien angewendet, treibt unsre Jugend dem Banausentum mit Gewalt in die Arme. Der jugendliche Geist bedarf einer Nahrung, bei der seine Verstandeskräfte und die Ansprüche seines Herzens in gleicher Weise ihre Rechnung finden. Die Nation braucht Männer, die mehr sind als tüchtige Berufsleute: die Geschichte hat so viel Schätze an Kunst und Litteratur gehäuft, die benutzt sein wollen, und ohne deren Benutzung man zwar ein vortrefflicher Jurist,

Chemiker oder Ingenieur werden, aber doch ein herzlich ungebildeter Mensch bleiben kann. Geistesbildung und Berufstüchtigkeit schließen sich nicht aus, aber das erstere ist das wichtigere und soll als Grundlage vorhanden sein für das andre. Die Beschäftigung mit den klassischen Sprachen und der klassischen Litteratur ist nichts Fremdes, das widerrechtlich herbeigezogen und unorganisch unsrer Schulbildung aufgepfropft wird, sondern ist unser historisches Eigentum: lassen wir es fahren, so fährt allmählich alles übrige mit, und der dürftige Mantel der Berufsdressur bleibt allein in unsern Händen. Es ist wahr, manche ernste und mühselige Berufsarbeit hat von Poesie nicht viel an sich, und trotzdem kann das Menschenherz ohne Poesie nicht auskommen. Unser Leben wird nicht nur von sichtbaren und greifbaren Mächten regiert, das Unsichtbare und Unfaßbare hat größere Gewalt über uns als die realen und brutalen Thatsachen. Wer Herz und Gemüt hat, der weiß das. Die Poesie ist die Fähigkeit, das vorzustellen, was unser Auge nicht schaut, dessen kräftige Wirkung aber wir spüren, sie geht weiter als die Wissenschaft, hinauf in unmeßbare Höhen und hinab in unergründliche Tiefen. Nur der Dichter kündet uns die Geheimnisse des Herzens, versteht seine Bedürfnisse, seine Freuden und seine Schmerzen. Die Poesie ist die Quelle aller wahren und echten Religion, und in jedem Menschen liegt ein Stücklein vom Dichter verborgen. Dieses Stück sollen wir pflegen und großziehen: die Gefahr, daß wir schlechte Dichter erziehen, ist gering, je mehr einer von wahrer Poesie begreift, desto geringer. Die matter-of-fact-men, die einst Dickens verspottet hat, sind nicht in Deutschland erfunden: imitieren wir sie, so tragen wir eine häßliche und lächerliche Maske, sie steht unserm Volke, vor allem unsrer Jugend, Gott sei Dank, herzlich schlecht.

Bühnenvirtuosen.

Von

Ludwig Barnay.

Unsre dramaturgischen Schriftsteller, unsre Theaterrezensenten und Bühnenleiter eifern in allen Tonarten gegen Gastspiele und Bühnenvirtuosen. „Gastspiele sind nur schädlich — sie verderben das Ensemble — weg mit den bösen Virtuosen — das Milieu ist alles — wir wollen keine Reklamehelden“ — so hört man von allen Seiten im Chorus erschallen, was freilich nicht verhindert, daß die dramaturgischen Schriftsteller sich in ihren Werken mit den Leistungen gastierender Schauspieler ganz besonders eingehend befassen, daß die Rezensenten ihre ausführlichsten Kritiken gerade dann erscheinen lassen, wenn

es gilt, das Urteil über einen dieser bösen Virtuosen festzustellen, und daß die Bühnenvorstände sich, fast ausnahmslos, eifrig bemühen, einträgliche Gastspiele der schlimmen Gäste an ihren Bühnen zu veranstalten.

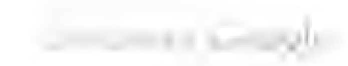
„Vier Worte sind es, inhaltsschwer“ — Virtuose, Ensemble, Milieu und Reklame —, welche auf dem Wege der Virtuosenverdammnis immer wieder aus dem Dunkel auftauchen, vier Worte, welche bezeichnenderweise einer fremden Sprache angehören und für die niemand eine klare und unzweifelhafte Definition geben kann; jeder denkt sich etwas andres darunter, und sie schwimmen angenehm in einem Nebelheim von vagen Begriffen. Frägt man: „Was verstehen Sie unter Ensemble? so erhält man zur Antwort: „Mein Gott! Ensemble ist eben — das Ensemble!“ „Sie meinen also das Zusammenspiel?“ „Nun ja, wenn Sie wollen, Zusammenspiel — obzwar Zusammenspiel noch lange kein Ensemble ist!“ — Und genau so ergeht es einem mit den andern drei Bezeichnungen; denn was eigentlich „Milieu“ ist, wer ein „Virtuose“ genannt werden soll und wo die Berechtigung der „Reklame“ anfängt oder aufhört, wird man schwer konkret beantworten können.

Sicherlich wird man nun erwarten, daß ich meinerseits jeden der genannten Begriffe genau und zweifellos zu umschreiben versuche; aber ich bilde mir nicht ein, mehr darüber sagen zu können als andre Leute, und würde zu den vielen, oft grundverschiedenen Deutungen nur eine neue hinzufügen können.

Für heute will ich mich nur mit dem „Bühnenvirtuosen“ befassen.

Die Bezeichnung Virtuose wird bei dem musikalischen Künstler als epitheton ornans, bei dem dramatischen als Tadelwort, wenn nicht gar als gelinder Schimpfname gebraucht — warum? Mit dem Mohren in Fiesko möchte ich ausrufen: „Das Ding ist mir zu spitz, ich will einen Gelehrten fragen“ ... Wenn die *Instrumental*virtuosen, wenn Liszt und Rubinstein, Joachim und Sarasate zweifellos große und echte Künstler sind, so kann ich nicht erkennen, warum der *dramatische* Virtuose ein so böser Geselle sein sollte, von dem man in Theater- und Schriftstellerkreisen nur spricht, indem man das Zeichen des Kreuzes macht. Von den Bühnenvirtuosen hört man so viel Schlimmes sagen wie von — den Schwiegermüttern.

Ich erinnere mich, vor Jahren einen geistvollen, witzreichen Aufsatz Julius Stettenheims gelesen zu haben, in welchem endlich einmal für die bestverleumdeten Schwiegermütter eine Lanze gebrochen wurde, und so denke ich, wird es wohl gestattet sein, ein wenig zu untersuchen, ob die sogenannten Bühnenvirtuosen nicht auch einigermaßen zu verteidigen seien, ob sie nur Schlimmes und nicht auch manches Gute und Segensreiche bringen und fördern. Man sollte eigentlich immer ein wenig mißtrauisch sein, wenn eine Sache fortwährend nur Tadel erfährt. Denn ich meine, „kein Ding ist so schlecht, daß nicht auch etwas Gutes daran zu finden wäre“, und so lohnt es sich wohl — nachdem das Schädliche und Verderbliche der Gastspiele von allen Seiten genügend betont und beleuchtet wurde —, einmal zuzusehen, ob den Gastspielen und Gastspielern nicht auch einiges Gute nachzusagen wäre.



In der Regel werden die Bühnenvirtuosen ohne nähere Beweisführung angeklagt und verurteilt; es kleidet den, welcher „unter dem Strich“ einer Zeitung seines kritischen Amtes waltet, so gut, wenn er sich das ästhetische Mäntelchen in malerischen Falten um die Schultern drapiert und mit ernsthafter Priesterwürde ausruft: Apage Satanas! Weg mit diesen Virtuosen! Sie schaden nur! Sie stören das Ensemble! Sie verderben das Repertoire! Sie entwerten unsre heimischen Kräfte! Sie haben sich ein paar Rollen auf ihrem schauspielerischen Leierkasten eingewerkelt und ziehen damit durch die Städte! Sie haben keine künstlerischen Ziele! Ihr Motto lautet lediglich: „Effekt machen und Geld verdienen!“

Nun, das letztere will ich gar nicht leugnen, obzwar mir einigermaßen zweifelhaft ist, ob diejenigen dramatischen Künstler, welche „niemals keine Reise thaten“, sich so ganz ablehnend gegen die beiden Dinge: „Effekt machen“ und „Geld verdienen“ verhalten sollten.

Aber wie steht es denn mit den genannten allgemeinen Anklagen? Ich denke, sie werden am einfachsten beantwortet und vielleicht widerlegt werden, wenn wir zu beleuchten versuchen, was die Bühnenvirtuosen Förderndes und Belehrendes bringen.

Der Gastspielvirtuose, welcher sein „Handwerk edel und nobel treibt“, wird nützlich, fördernd, bildend und belehrend wirken, und zwar nach drei Richtungen: für sich selbst, für das Publikum und für seine Mitspieler. — Für sich selbst, indem er heraustritt aus seinem gewohnten Wirkungskreise und sich fortwährend dem Urteile eines fremden Publikums, einer neuen kritischen Stimme unterwirft, welche sich an seine Fehler nicht gewöhnt, ihn in seinen Vorzügen nicht verwöhnt hat. Achtet der Gastspieler aufmerksam auf das, was ihm von Publikum und Presse in den verschiedenen Städten an Lehren und Ermahnungen, an Tadel und Lob entgegengerufen wird, erfährt er, daß ihm von der Mehrzahl der Städte, in denen er nach und nach auftritt, immer dieselben Fehler vorgeworfen, immer die gleichen Vorzüge nachgerühmt werden, so wird er sich mühen, die ersteren zu verbessern und die letzteren auszubilden; er wird in ernster Arbeit seine Ecken abzuschleifen, seine Unarten und Manieren abzulegen bemüht sein. Der Nutzen für ihn selbst ist also damit dargethan. (Pellere si captes aliquem, te cursibus aptes.)

Ist das richtig, dann wäre damit implicite auch der Vorteil für das Publikum festgelegt. Denn die Verbesserungen der künstlerischen Nahrungsmittel können dem ganzen Organismus nur wohlthun, und außerdem erwächst ein weiterer Gewinn für das Publikum in dem Maßstab, den es für die Höhemessungen der heimischen Kunstleistungen erhält. Vor das beobachtende Auge des Zuschauers tritt eine neue, ihm ganz fremde Künstlerpersönlichkeit: man steht ihr ohne Voreingenommenheit gegenüber und beurteilt die künstlerische Leistung sine ira et studio. Man sage mir nur hierbei nichts von Reklame! Die Wirkung der vorhergegangenen Reklame dauert erfahrungsgemäß nicht länger als bis zum Aufgehen des Vorhanges; steht hinter der Reklame nicht eine

tüchtige, wertvolle und ungewöhnliche Kunstleistung, entspricht diese nicht den Anpreisungen, welche vorher ins Publikum gebracht wurden, so ist die Enttäuschung sehr bald da, und die Reklame wird dann eher schaden als nützen. Im übrigen habe ich die Beobachtung gemacht, daß der Künstler durch die Reklame wohl für einige Zeit auf eine Stufe gehoben werden kann, die ihm eigentlich nicht gebührt, daß das aber für die Dauer nicht vorhält. Alle Gastspieler, ausnahmslos, welche es zuwege gebracht haben, jahrelang die Häuser zu füllen und gute Erfolge zu erzielen, können etwas und zwar mehr als die Dutzendschauspieler; sie ragen über das Mittelmaß hinaus und bieten dem Publikum Kunstleistungen, welche nicht alltäglich sind.

Der Gastspieler bringt an die Theater, an welchen er auftritt, Neues und Ungewohntes in seiner Leistung, in der scenischen Anordnung, in der Komplettierung oder Verkürzung des bisher gebrauchten Textes: Publikum und Presse werden in erhöhtem Maße zum Nachdenken, zum Erwägen und Vergleichen angeregt; sie messen an dem neugewonnenen Maßstabe die Leistungen der heimischen Künstler, und — diese gewinnen meistens dabei — das ist das Merkwürdige! — Nach meinen Erfahrungen hat ein Gastspieler noch niemals und nirgends dem heimischen Künstler — wenn er ein Talent ist, wenn er etwas kann! — bei seinem Publikum geschadet. Das letztere versteht es vortrefflich, zu subtrahieren, es begreift vollkommen, daß es an die Leistungen des Gastes ganz andre und höhere Ansprüche zu machen berechtigt ist als an den heimischen Künstler, und wenn dieser auch nur zur Schulterhöhe des Gastes heranreicht, so freut man sich der respektablen Kunsthöhe, des schönen und tüchtigen Talentes des „engagierten“ Darstellers und empfindet Stolz und Freude über den Besitz eines solchen Künstlers. Aus der Schweiz heimgekehrt, freut sich der Bewohner Thüringens, des Schwarzwaldes seiner schönen Berge, von denen er weder Gletscher noch Schneefelder, weder schwindelnde Abgründe noch in die Wolken ragende Spitzen erwartet; er weiß ja, daß sie nicht so hoch sind wie der Pilatus und die Jungfrau — aber sie sind ihm hoch genug, sie bereiten ihm Freude und Genügen, und nicht selten entdeckt er bei vergleichender Betrachtung an seinen heimischen Bergen Schönheiten, die ihm das Herz rühren und die er doch bei den grotesken Bildungen des Hochgebirges trotz ihrer Erhabenheit nicht gefunden hat. Und ist denn „die Störung des Repertoires“ wirklich ein so großes Unglück? Ist es wirklich ein so schlimmes Uebel, wenn ein Neuer in den gewohnten Kreis tritt? Ruhe und Unbeweglichkeit ist jedenfalls das größere Uebel: Bewegung, Anregung, Kampf aber sind das Wertvolle, Belebende! Man sehe nur einmal hin, wie sehr sich das Gespräch über Theater allgemein belebt und oft bis zu leidenschaftlichem Streite steigert, sobald das Gastspiel eines hervorragenden Künstlers das tägliche Einerlei unterbricht, sobald durch dasselbe das Interesse für die Bühne wachgerufen und in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückt wird.

Dabei habe ich nur die Gastspiele unsrer deutschen Künstler im Auge und schweige ganz von der Befruchtung, welche die ausländischen Künstler durch ihre Gastspiele bei uns erzielt haben und noch erzielen. Oder sollte jemand

leugnen wollen, daß die Rossi, Salvini, Ristori, Edwin Booth, Duse, Sawina und die Franzosen uns an Stil, Inhalt, Auffassung und technischem Können reiche Belehrungen gebracht haben? Das Publikum und die Kritik hat fraglos durch diese Gastspiele seinen Gesichtskreis erweitert, sein Urteil geschärft, neue wertvolle Anregungen gewonnen, und der Nutzen, den die Gastspiele nach dieser Richtung bringen, scheint mir erwiesen zu sein.

Noch wichtiger und nutzbringender aber ist wohl die Belehrung und Anregung, den die Gastspieler ihren Berufsgenossen mitbringen. Der Gastspieler ist, wenn er seinen Beruf redlich und voll erfüllt, ein Wanderlehrer, ein Fruchtträger, ein Erreger und Förderer ersten Grades für die an der Bühne festangestellten Darsteller.

Es ist durchaus unwahr, daß der Gastspieler seine Mitspieler an die Wand zu drücken, sie zu nichtsbedeutenden Figuranten zu machen sucht; das Gegenteil davon ist richtig. Der gastierende Künstler weiß ebenso gut wie andre Leute, daß der Schauspieler nichts, aber auch gar nichts ohne intime Mithilfe seiner Mitspieler zu leisten vermag, und so wird er — schon aus rein egoistischen Gründen — bestrebt sein, das Gelingen seiner eignen Kunstleistung dadurch zu steigern, daß er seine Mitspieler belehrt, unterweist, verbessert und aneifert — freilich nur so weit, als diese sich das gefallen lassen wollen —, denn der Fall, daß der heimische Schauspieler sich eine solche Belehrung und Hilfe nicht gefallen lassen will, daß er sie als „Ueberhebung des Gastspielers“ bezeichnet, gehört leider nicht zu den Seltenheiten. Der Gastspieler weiß nur zu gut, daß auch das beste Gericht unschmackhaft ist, wenn es auf unsauberer Schüssel und mit verdorbener Sauce serviert wird. Freilich spreche ich immer wieder nur von wahren, ehrlichen Künstlern, welche als sogenannte Virtuosen an einer Bühne gastierend auftreten und nicht etwa von jener, Gott sei Dank kleinen Minorität von Gastspielern, welche ihre Paradepferde abreiten und lediglich den Geldsack tüchtig füttern wollen, und die unvernünftig genug sind, zu glauben, daß das Publikum an Vorstellungen Gefallen finden könnte, welche das Unkünstlerische und Unharmonische der gesamten Darstellung an der Stirne tragen. Gewiß giebt es solche unkluge, unkünstlerische Gäste auch, und folgendes Vorkommnis, welches mir authentisch erzählt wurde, mag als bezeichnend für diese hier genannt werden. Ein Schauspieler aus München gastierte in Moskau in der Rolle des König Lear und sagte in der Probe — als der Darsteller des Grafen Kent im ersten Akte, beim Abschiede von Cordelia, herzlich warme Töne anschlug — verweisend zu ihm: „Ich bitte, keine Gefühlstöne — das ist meine Sache!“ Dergleichen Gefühls-, Empfindungs- und Effektmonopole müssen aber wohl zu den größten Seltenheiten gehören, sonst würden sie nicht als sonderbares und merkwürdiges Vorkommnis erzählt und weiterverbreitet werden.

Der Bühnenvirtuose bringt seine eigne höhere Intelligenz, das besonders eingehende Studium, welches er auf das darzustellende Stück verwendet hat, die reiche Erfahrung, welche er allerorten gesammelt hat, mit auf die Probe. Hier wird er ein scenisch besseres Arrangement, dort eine treffende Betonung, die

neue und lichtvollere Auffassung einer Rolle, eine charakteristische Maske oder Kleidung, welche er an einer andern Bühne vorgefunden hat, dem Regisseur oder den Mitspielern mitteilen; er wird darauf aufmerksam machen, daß er das beschleunigte oder verlangsamte Tempo einer Rede, einer Scene oder eines Aktes als wirksam und gut für die Gesamtwirkung einer Vorstellung erprobt hat, er wird manche Stelle streichen, welche sich erfahrungsgemäß als überflüssig und retardierend erwiesen hatte, und wird Stellen, welche sonst gedankenlos weggelassen wurden, die sich aber als wichtig oder aufklärend bewährt haben, wieder herstellen, und indem er so dem Direktor, dem Regisseur und den Mitspielern neue Gesichtspunkte eröffnet, wirkt er belehrend, befruchtend und fördernd.

Man stimme nur nicht das alte Lied an, daß den Schauspielern das Neue, welches der Gastierende mitbringt, Hals über Kopf auszuführen angesonnen werde, daß sie nicht Zeit gewännen, es zu verdauen, zu verarbeiten und sich ganz zu eigen zu machen, und daß solchergestalt das sogenannte Ensemble darunter leiden müßte — dies wird nur in sehr seltenen Fällen zutreffen —, die talentvollen Mitglieder einer Bühne werden sich das neue Gute meist sehr rasch aneignen, und da die Wahrheit und Schönheit auf der Bühne füglich doch nur einen und denselben Ausdruck haben kann, so wird es sich in der Regel nur um technische Aeußerlichkeiten handeln, welche leicht anzueignen sind. Die guten und echten dramatischen Talente werden sich sehr schnell mit dem Gastspieler zusammenfinden, sie werden sich, von ihm angeregt und hingerissen, in ihren Kunstleistungen steigern, sie werden diese verbessern, erhöhen und mit höherem Gehalte füllen — die Talentlosen und Unwahren, die Verzerrten und Faulen werden freilich mehr abstechen wie sonst, und auch das wäre Gewinn —; mag die Spreu in Gottes Namen in den Wind geblasen werden!

Ich habe als junger Mann neben Emil Devrient, Bogumil Dawison, Hermann Hendrichs, Theodor Döring, Adolf Sonnenthal, Friedrich Haase, neben Fanny Janauschek, Klara Ziegler, Charlotte Wolter, Regine Delia und vielen andern bedeutenden Gästen gespielt, und kein einziger von ihnen ließ die Probe vorübergehen, ohne den Mitspielern Belehrendes und Förderndes für ihre Rollen zu sagen: und wie freuten sie sich, ja, wie dankerfüllt und anerkennend äußerten sie sich, wenn eine solche von ihnen inspirierte oder verbesserte Scene gut gelungen war! Ich erinnere mich, daß mir Dawison den Bassanio (Kaufmann von Venedig) und den Valentin (Faust) förmlich vorspielte, ebenso Emil Devrient den Laertes (Hamlet) und den König (Rubens in Madrid), Ludwig Löwe den Karl Moor, Hendrichs den Oberst Köller (Struensee) und so fort, und wieviel habe ich in den Proben mit einer Janauschek (Medea, Essex, Braut von Messina), Ziegler (Iphigenie, Judith), Wolter (Wintermärchen, Macbeth) und so fort, lernen und für meine Kunst profitieren können!

Die Virtuosen sind immer freudig bereit, ihren Mitspielern zu raten und zu helfen — „wenn diese *wollen*, so haben sie eine deutsche Kunst!“

Ich weiß, daß man mir nun einwenden wird, daß bei solchen Gastspielen kein runder und voller künstlerischer Eindruck zu erzielen ist, daß das Zusammen-

spiel nicht tadellos sein könne und daß die verschiedensten, einander diametral entgegengesetzten Stilarten aufeinanderplatzen; das mag richtig sein: darunter leidet wohl der eine Abend, aber was Regisseure und Schauspieler durch Beispiel und Belehrung dabei gewonnen haben, ist außerordentlich wertvoll; gelingt auch nicht alles gleich so, wie es sein sollte, so ist doch reicher Gewinn für die Zukunft erzielt; die Fackel ist entzündet, und wenn sie auch noch qualmt, sie wird schon leuchten! Der Samen ist gestreut, und er wird seinerzeit zu schöner Blüte und reicher Frucht aufgehen.

Der Gegensatz des reisenden Bühnenvirtuosen wäre der Schauspieler, welcher unentwegt an derselben Bühne wirkt, und vielleicht versuche ich es bald einmal, diesen „Liebling des Publikums“ zu skizzieren — man wird dann am besten beurteilen können, welcher von beiden der fortschreitenden Entwicklung der dramatischen Kunst die wichtigeren Dienste leistet.

Eine Episode aus Karl Twestens Leben.

Von

Heinrich Rickert.

Seine Wahl in Danzig im Jahre 1867.

Es fehlt eine Biographie von Karl Twesten. Schon Gneist und Lasker haben in den Reden, die dem Andenken Twestens gewidmet waren, dem Wunsche Ausdruck gegeben, es möchte das Leben und Wirken dieses Mannes ausführlicher dargelegt werden, und es ist sehr zu bedauern, daß sie, die in erster Reihe dazu berufen waren, nicht die Muße gefunden haben, ihren Wunsch selbst in Erfüllung zu bringen.

Karl Twesten nimmt in der parlamentarischen Geschichte, welche mit der Wiedergeburt des Deutschen Reiches verknüpft ist, eine besonders hervorragende Stelle ein. Seine öffentliche Thätigkeit fällt zusammen mit einem Wendepunkt in der Entwicklung des deutschen Parteilebens. Sie ist ein leuchtendes Vorbild für die Nachkommenden, zumal in einer Zeit, in der selbstloses Wirken für Vaterland und freiheitliche Volksentwicklung seltener wird.

Wenn ich dazu angeregt worden bin, die Lücke auszufüllen, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich den Anforderungen, welche an eine solche Aufgabe zu stellen sind, nach verschiedenen Richtungen nicht gerecht werden kann. Aber die Verehrung, welche ich für Karl Twesten immer empfunden habe und die Ueberzeugung, daß seine öffentliche Thätigkeit besonders geeignet ist, die Teilnahme des liberalen Bürgertums anzuregen und dasselbe zur Nacheiferung anzuspornen,

hat mich dazu bestimmt, wenigstens mit den Vorarbeiten zu beginnen. Ich hoffe, daß diejenigen, welche im Besitz von Briefen und sonstigem Material aus dem Nachlasse von Karl Twesten sind, mich dabei unterstützen werden.

Einstweilen müssen die geneigten Leser mit der nachfolgenden kurzen Episode aus Karl Twestens Leben fürlieb nehmen.

*

Während der Verhandlungen über das Indemnitätsgesetz im September 1866 traten die Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses Twesten, Michaelis, Roepell und v. Unruh aus der Fraktion der Deutschen Fortschrittspartei aus. Den Anlaß dazu gab nicht ihre Spaltung beim Indemnitätsgesetz. Für dieses Gesetz traten auch Mitglieder des linken Flügels der Fortschrittspartei, wie Duncker, Kosch, v. Kirchmann ein. Auch beim Dotationsgesetz waren wesentliche und prinzipielle Differenzen nicht hervorgetreten, denn auch Waldeck, v. Hoverbeck, Virchow, Schulze-Delitzsch wollten die geforderten anderthalb Millionen bewilligen, aber sie wollten nur die Feldherren dotieren, aber nicht die Minister v. Bismarck und v. Roon. Twesten dagegen und seine näheren Freunde glaubten, wie Twesten damals in einem nach Danzig gerichteten Briefe vom 30. Januar 1867 sagte, daß „bei der Verteilung der Nationalbelohnung die Männer nicht ausgeschlossen werden dürften, welche an der Vorbereitung und Herbeiführung der großen Erfolge die Hauptarbeit gethan, Graf Bismarck und v. Roon." Auch die Ausgaben für die Reorganisation des Heeres bildeten damals keinen erheblichen Streitpunkt. „Alle," schrieb Twesten, „auch die Herren Jacoby und Waldeck waren darüber einig, daß unter den damaligen politischen Verhältnissen eine Streichung der Reorganisationsausgaben im Budget unmöglich war und daß die geforderten Summen ohne wesentliche Aenderung bewilligt werden mußten. Alle gemeinschaftlich stimmten für die von Waldeck entworfene Resolution, daß aus dieser Bewilligung kein Verzicht auf die gesetzliche Regelung der Militärfrage und auf die künftige Minderung der Militärlast gefolgert werden dürfe."

Nicht also Differenzen bei den Abstimmungen waren es vorzugsweise, welche den Austritt der genannten Abgeordneten herbeiführten, sondern die wesentlich verschiedene Auffassung über die gesamte politische Lage und insbesondere über die Rückwirkung der Auseinandersetzung mit Oesterreich auf die inneren Verhältnisse Preußens und Deutschlands. Die Schlußrede Twestens beim Indemnitätsgesetz charakterisiert diese verschiedene Auffassung am treffendsten. Twesten — er war Berichterstatter — schloß mit folgenden Worten:

„Wir haben die Pflicht, wir sind verantwortlich dafür, daß der große Moment der Geschichte nicht unbenutzt vorübergehe. Wir dürfen nicht sagen: die Regierung hat ohne unsre Zustimmung und gegen unsern Willen die Angelegenheiten geführt; mag sie allein sehen, wie sie weiter kommt. Den heiligsten Interessen unsers Vaterlandes wird geschadet, wenn wir beiseite stehen, wenn wir uns auch ferner in der Negative halten, wenn wir nicht teilnehmen, sondern

uns selbst von der Teilnahme an der Neugestaltung unsers Vaterlandes ausschließen wollen.

„Meine Herren! Die großen Fragen Deutschlands, die Möglichkeit auswärtiger Gefahren, die ist für mich entscheidend, und ich hoffe, sie wird es auch für die Majorität der liberalen Parteien des Landes sein. Sie ist entscheidend dafür, daß die versöhnende Hand nicht zurückgewiesen wird, daß wir teilnehmen an den großen Aufgaben des Staates und sie nicht allein einer exklusiven Partei überlassen.

„Meine Herren! Ueber Sünden der Vergangenheit hinwegzusehen, dafür sind große Thaten und große Erfolge in der Geschichte aller Zeiten entscheidend gewesen. Es ist jetzt ein Erfolg erreicht worden, wie ihn unsre kühnsten Erwartungen noch vor kurzer Zeit nicht gehofft hatten. Es ist eine neue Epoche für die Geschicke Deutschlands eröffnet worden, es sind Thaten von außerordentlicher Größe vollbracht worden, und das muß vieles gut machen, was in der Vergangenheit gefehlt worden.

„Meine Herren! Als Scipio angeklagt wurde, zerriß er die Rechnungen und forderte das römische Volk auf, statt seine Anklage zu hören, den Göttern für seine Siege zu danken. In meinen Augen hat das Ministerium Bismarck in den vergangenen Jahren schwer gesündigt gegen das Recht und das Rechtsbewußtsein des preußischen Volkes, aber die Geschichte des letzten Jahres hat ihm die Indemnität erteilt. Sprechen wir sie aus.“ —

Den vier aus der Fortschrittspartei ausgetretenen Abgeordneten folgten sehr bald noch mehrere andre nach. In dem erwähnten, nach Danzig gerichteten Briefe spricht sich Twesten über die Gründe seines Austritts eingehender aus:

„Wir haben,“ sagt er, „bei der Feststellung des Budgets wie bei der Beratung von Gesetzen durchgängig mit der Fortschrittspartei gestimmt, hier in der That häufig den Ausschlag gegen die Konservativen gegeben und mit unsern Anträgen und Reden überall in der vordersten Reihe gestanden, wo es galt, die Rechte des Volkes wahrzunehmen, zu üben, zu befestigen, oder Maßregeln der Regierung, die wir mißbilligten, rückhaltlos zu bekämpfen ... Im Beginn der Session von 1866/67 wurde in der Fortschrittspartei ein Adreßentwurf vorgelegt und von einer, wenn auch nur geringen Majorität angenommen, welcher die Fortsetzung des Verfassungskonfliktes und den Bruch zwischen Regierung und Volksvertretung zur Folge gehabt hätte, falls er im Abgeordnetenhaus angenommen wäre. Dieser Entwurf wurde von der Fortschrittspartei selbst aufgegeben, aber die Ansicht, aus welcher er hervorgegangen, wurde von einem Teile der Fraktion bei den großen politischen Fragen immer von neuem geltend gemacht. In diesem Sinne stimmte ein Teil der Fraktion gegen das Indemnitätsgesetz, ein Teil gegen das ganze Budget, ein Teil, wie die Herren Jacoby, Duncker, Bresgen, Classen-Koppelmann sogar gegen die Annexion von Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt und Schleswig-Holstein. Nun können ohne Zweifel liberale Männer in einigen Dingen zusammenwirken, in andern verschiedener Meinung sein. Wenn aber in einer parlamentarischen

Fraktion die Mitglieder jede wichtige Frage von entgegengesetzten Standpunkten aus behandeln, wenn mehrtägige Debatten in der Fraktion wieder und wieder damit endigen, daß ein Teil ja und ein Teil nein stimmt, dann hat die Fraktion in meinen Augen keinen Sinn mehr. Das äußerliche Zusammenbleiben ermöglicht kein gemeinsames Handeln, es beeinträchtigt und gefährdet die parlamentarischen Verhandlungen. Das ist der einzige Grund, warum ich aus der Fraktion der Fortschrittspartei ausgetreten bin und warum andre dasselbe gethan haben. Wir traten in der Ueberzeugung zusammen, daß nicht um früheren Unrechts und früherer Zerwürfnisse willen ein Streit erneuert werden dürfe, welcher dem Staat und Volk zum Schaden gereichen würde; daß wir dafür verantwortlich, unter den gegebenen Verhältnissen das zu thun, zu halten und zu erreichen, was dem Vaterlande heilsam. Ich frage, was würde geschehen sein, wenn die Majorität des Abgeordnetenhauses das Indemnitätsgesetz, das Budget, die Annexion der eroberten Länder verworfen hätte? Wäre die Regierung abgetreten? Wären die Eroberungen rückgängig gemacht? Ich glaube, die Regierung hätte ihren Weg fortgesetzt, hätte Volksvertretung und Verfassung nicht weiter beachtet, ein großer Teil des preußischen Volkes hätte sich dann, wie nach 1849, der Teilnahme am öffentlichen Leben enthalten, und dieselbe Folge wie 1849 wäre eingetreten: eine das Volk tief schädigende Periode der Reaktion. Zu dieser Konsequenz führt eine Ansicht, welche vor einiger Zeit ein Artikel des von Herrn Jacoby und andern begründeten Blattes ‚Die Zukunft' aussprach. Da ward geradezu die Forderung aufgestellt, die Mitglieder des norddeutschen Parlaments sollten mit der gegenwärtigen Regierung gar nicht verhandeln. Mitglieder, die so denken, halte ich allerdings im Parlament für überflüssig. Läßt sich aber ein liberaler Mann auf die Verhandlungen im Parlamente ein, so wird er die thatsächlichen Zustände beachten müssen; und so schwierig die Abwägung im einzelnen werden mag, wird doch der leitende Grundsatz sein müssen: das zu fördern, was der Machtstellung des preußischen Staates und dem Fortschritte der deutschen Einheit frommt, und nichts zuzulassen, was die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes schmälern oder die Einwirkung des Volkes auf die öffentlichen Angelegenheiten illusorisch machen könnte ... Die liberale Partei wird Mühe genug haben, die bestehenden politischen Rechte des Volkes und der Volksvertretung zu wahren, und ich für meine Person bin vollkommen entschlossen, lieber auf jede Bundesverfassung neben der preußischen zu verzichten, als ein Zurückdrängen von der bis jetzt behaupteten Position zuzulassen. Den Mut, da ziemlich festzustehen, wo ich glaube, stehen zu müssen, mögen Sie mir zutrauen, nur zu einem Dinge werden Sie nie Mut bei mir finden, das ist zu leerer Renommisterei, und als solche betrachte ich es, wenn Grundsätze proklamiert werden, die den Thatsachen nicht entsprechen, wenn Versprechungen gegeben oder Forderungen aufgestellt werden, die nicht durchführbar sind. Das ist zwar eine leichte, aber auch eine schlechte Art, Politik zu treiben. Große Worte, denen man keinen Nachdruck zu geben vermag, demoralisieren die eigne Partei und arbeiten den Gegnern in die Hände."

Am 27. September 1866 wurde der Landtag bis zum 12. November vertagt. Unmittelbar nach der Vertagung veröffentlichten vierundzwanzig Abgeordnete — fünfzehn von der Fortschrittspartei und neun vom linken Zentrum — Fraktion Bockum-Dolffs — eine Erklärung, in welcher dieselben darlegen, daß sie es für die dringendste Aufgabe in der außerordentlichen Session gehalten haben, der Regierung in ihrer auswärtigen Politik den vollen Beistand der Landesvertretung zu verschaffen. In den Erfolgen des kraftvoll geführten Krieges sieht die Erklärung den ersten glücklichen Anfang zu einer wahren Einigung des deutschen Vaterlandes; die Trennung des Südens solle nur zeitweilig und nicht länger andauern als die zwingende Macht der wiederstrebenden Verhältnisse. Trotz des Vertrauens zu der umsichtigen und hochstrebenden Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und zu dem energischen Schutze der preußischen Macht und des preußischen Berufes, trotz der Zeichen der Versöhnung in der Amnestie sei jedoch in der inneren Verwaltung des Landes noch nicht die Wendung gesichert, welche auch hier gestatte, die Schritte der Regierung mit Vertrauen zu begleiten; deshalb sei Wachsamkeit der liberalen Parteien nötig. Keines der verfassungsmäßigen Rechte dürfe aufgegeben werden. „Doch," so heißt es am Schluß der Erklärung, „sind wir fest entschlossen, solange uns in diesem Sinne zu wirken vergönnt ist, die Opposition nicht hinübergreifen zu lassen auf das Gebiet der gebilligten deutschen Politik. In dem großen Moment des erstarkten und sich verwirklichenden Einheitsdranges halten wir keine Partei und keine Maßregel berechtigt, welche der deutschen Entwicklung Hindernisse bereitet oder die nötigen Förderungsmittel versagt."

Von dieser Erklärung der vierundzwanzig Abgeordneten und dem vorangegangenen Austritt von Twesten, Michaelis, Roepell, v. Unruh datiert die Entstehung der nationalliberalen Partei. Das Programm vom Juni 1867 bezeichnet, nachdem Mitte November 1866 die Majorität der Unterzeichner der Erklärung unter dem Vorstande von v. Hennig, Twesten und v. Unruh sich als neue Fraktion im Abgeordnetenhause konstituiert hatte, die Konstituierung auch außerhalb des Parlaments. Trotz der Verschiedenheit der Auffassung über die auswärtigen Angelegenheiten und die Rückwirkung derselben auf die deutsche Politik war in den parlamentarischen drei liberalen Richtungen das Bewußtsein der Gemeinsamkeit ihrer Bestrebungen gegenüber der mächtigen konservativen Partei so lebendig, daß sie am 12. November für die Wahlen einen unter andern von Löwe-Calbe, Franz Duncker, Schulze-Delitzsch, Virchow, v. Bockum-Dolffs, Lette, v. Hennig, Lasker, Michaelis unterzeichneten gemeinsamen Aufruf veröffentlichten und ein gemeinsames Wahlkomitee bildeten, welches auch allgemeine Volksversammlungen veranstaltete.

In Danzig gelang die Einigung der Liberalen nicht, obwohl auch dort dem Wunsch des Berliner Zentralkomitees gemäß der Versuch gemacht wurde, in einer gemeinsamen Versammlung den Kandidaten für die Wahl zum ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes aufzustellen. Es stellte sich in dieser von etwa sechshundert Wählern besuchten Versammlung heraus, daß ein Teil der

liberalen Wähler nicht gewillt war, einen Kandidaten aufzustellen, welcher auf dem Standpunkte der oben erwähnten Erklärung vom September 1866 stände.

Die Gegensätze in den Anschauungen der Danziger liberalen Wähler fanden ihren Ausdruck in nachfolgenden, einander gegenübergestellten Resolutionen:

I. „Wir halten es für Pflicht, Männer in das norddeutsche Parlament zu wählen, deren politischer Charakter uns die Bürgschaft giebt, daß sie vor allem für den Rechtsstaat eintreten und nicht in vermeintlichem Interesse der Einheit und Macht die Freiheitsfrage vertagen. Bei der Unbestimmtheit der Aufgaben dieses Parlaments und bei der Ungewißheit darüber, welche Wirkung seine Beschlüsse haben werden, ist es doppelt wichtig, Abgeordnete von erprobter Charakterfestigkeit zu wählen."

II. „Wir halten es für Pflicht, Männer in das norddeutsche Parlament zu wählen, deren politischer Charakter uns die Bürgschaft giebt, daß sie der Einheit die Freiheit nicht opfern und welche den norddeutschen Bundesstaat zwar als Provisorium acceptieren, jedoch die Einigung des ganzen Deutschlands als Einheitsstaat unter der Krone Preußens erstreben."

In der Versammlung wurde, nachdem ein Teil der Anwesenden sich entfernt hatte, nach wiederholter Zählung, die längere Zeit in Anspruch genommen hatte, schließlich proklamiert, daß eine Majorität für die erste Resolution gestimmt habe. Damit waren nach der Interpretation, welche die Resolution gefunden hatte, Kandidaturen wie diejenige von Twesten und Forckenbeck beseitigt. Ein großer Teil der Danziger Wähler wollte sich jedoch der kleinen Majorität der in jener Versammlung anwesenden sechshundert Wähler nicht fügen, zumal da Twesten früher in einer allgemeinen Versammlung eine ausreichende Unterstützung gefunden hatte. In einer von fünfhundert Wählern unterzeichneten öffentlichen Erklärung wurde Twestens Kandidatur proklamiert und in einer unter dem Vorsitz des nachmaligen Abgeordneten Theodor Bischoff abgehaltenen Versammlung bestätigt. Die Anhänger der Resolution I stellten Dr. Langerhans aus Berlin als Kandidaten auf. Damit war der Kampf unter den Liberalen eröffnet. In einem besonderen Schreiben sprach Schulze-Delitzsch sein Bedauern über diese Spaltung der Liberalen aus, die schwere Bedenken wegen des Wahlsieges erwecken müßte. Diese Meinung wurde von den Danziger Führern des linken Flügels nicht geteilt; man hoffte auf eine regere Beteiligung und erklärte es in den Versammlungen für selbstverständlich, daß bei einer engeren Wahl jeder für den liberalen Kandidaten und gegen den konservativen stimmen würde. Die Resolution I war, wie den andern in der allgemeinen Versammlung ausreichend unterstützten Kandidaten, auch Twesten zur Aeußerung zugesandt. Er erklärte sich mit der Resolution einverstanden, wenn er sie dahin verstehen könne, daß in der künftigen Verfassung der Volkswille frei und ungefälscht zum Ausdruck gelangen und der gewählten Volksvertretung ein wirklicher Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, auf System und Politik der Regierung gesichert werden müsse! Das Komitee gab sich mit dieser Erklärung noch nicht zufrieden, es wies Twesten darauf hin, daß diese Aeußerung in Widerspruch mit

der von ihm ebenfalls unterzeichneten Erklärung vom September 1866 stehe. „Um der Klarheit willen, die zwischen den Abgeordneten und der Wählerschaft herrschen müsse," wurde Twesten die Frage vorgelegt, „ob er sich verpflichtet halte, das preußische Ministerium durch Bewilligung von Geld und Soldaten in seiner deutschen Politik zu unterstützen, selbst wenn es der liberalen Opposition nicht gelinge, dem freien, ungefälschten Volkswillen den wirklichen Einfluß auf System und Politik der Regierung zu sichern."

Twesten antwortete darauf, daß seine Antwort nicht im Widerspruch stehe mit der von ihm unterzeichneten Septembererklärung. „Ich habe mich," sagte er, „nicht für jede deutsche Politik engagiert, sondern für eine solche, welche ich billige. Gegen eine gebilligte auswärtige Politik will ich um anderweitiger Differenzen, um der Zerwürfnisse im Innern willen, also aus Gründen, die nicht in der auswärtigen Politik liegen, keine Opposition erheben. Aber ich bin keineswegs gesonnen, eine auswärtige Politik zu unterstützen, die ihrerseits in das Gebiet des Landesrechts und der Volksfreiheit übergreifen möchte, oder eine Politik, die unter dem Vorwande der äußeren Machterweiterung die Rechte des Volkes zu mindern suchte ... Für eine Erweiterung der Volksrechte halte ich die gegenwärtige Lage der Verhältnisse sehr wenig günstig, und ich glaube nicht, daß ein gewissenhafter Mann diese für die nächste Zeit in Aussicht stellen kann, aber daß die Volksrechte nicht gemindert und geschmälert werden, dafür zu sorgen, wird das Parlament die Macht haben, und diese geltend zu machen, bin ich für meine Person vollkommen entschlossen."

Auch diese Erklärungen Twestens befriedigten und beruhigten seine Gegner nicht. Es entbrannte in Danzig ein lebhafter Wahlkampf. Im Lande dagegen vermied man den Streit soviel wie möglich. Man war, wie Schulze-Delitzsch der Meinung, daß darin eine Gefahr liege und daß der Streit nur zu leicht dem gemeinsamen Gegner zu gut kommen könnte. Ueber die Aussichten der Wahlen schrieb mir Twesten im Januar 1867 aus Berlin:

„Die Regierungsmänner versichern hier, daß mit Ausnahme der großen Städte nirgends in den östlichen Provinzen ein liberaler Kandidat gewählt werden würde. Nous verrons. Freilich wäre es sehr schlimm, wenn sich im Parlament wesentlich Reaktionäre und radikale oder partikularistische Preußenfeinde gegenüberstehen sollten, indessen bei den hundert Abgeordneten aus den neuen Provinzen und den außerpreußischen Ländern, den dreißig Rheinländern, den zwanzig bis dreißig liberalen Abgeordneten aus den großen Städten, Westfalen und Posen, wird die Regierung gewiß keine kompakte Majorität finden, um die parlamentarischen Rechte ganz niederzuschlagen ..."

In Danzig hatten wir bei der Hauptwahl am 2. Februar 1867 für Twesten gegen die linksstehenden Liberalen einen entschiedenen Erfolg. Bei einer Beteiligung von 53% der Wähler erhielten Twesten 4388, der Kandidat der Konservativen Justizrat Martens 3539 und Dr. Langerhans 1017 Stimmen. Twesten hatte also mehr als viermal so viel Stimmen erhalten als sein Gegenkandidat von links, obwohl er persönlich in dem Wahlkreise noch nicht erschienen

war und gleichzeitig auch in seinem Landtagswahlkreise Reichenbach kandidierte. Bei der engeren Wahl am 1. März 1867 erhielt Twesten 6050, der konservative Gegenkandidat 4890 Stimmen. Die Beteiligung war um 1604 Stimmen gewachsen. In seinem Landtagswahlkreise Reichenbach kam Twesten ebenfalls zur Stichwahl und blieb auch Sieger. Unsre wiederholten Bemühungen, ihn zur Annahme der Wahl in Danzig zu bewegen, blieben vergeblich. In Danzig hätte er einen dauernden Wahlkreis gehabt, bei Ablehnung der Wahl lag die Gefahr nahe, daß die Uneinigkeit der Liberalen den Wahlkreis in die Hände der Konservativen bringen würde.

Alles das machte ich geltend; aber Twesten antwortete mir am 22. Februar 1867: „Für mich persönlich wäre es ohne Zweifel besser, in Danzig gewählt zu werden und annehmen zu können, als in Reichenbach, denn wenn es bei den direkten Wahlen verbleibt, habe ich dort keine Chancen mehr. Ich fürchte überhaupt, daß selbst bei größerer Thätigkeit der Liberalen die direkten Wahlen sich künftig noch mehr gegen uns wenden werden, als diesmal, weil die Regierung ihren Apparat immer mehr ausbilden und auf dem Lande über kurz oder lang dieselben Resultate erzielen wird, wie in Frankreich. Solange zahlreiche Klassen der Bevölkerung politisch ganz teilnahmlos und der regelmäßigen Diskussion unzugänglich sind, wird uns schwerlich eine lebhafte Wahlagitation gegen den überlegenen Mechanismus der Regierung helfen. Ist man erst in den neuen Provinzen eingearbeitet, wie in den alten, so ist nicht abzusehen, wo noch ein Halt gegen die überflutende Gewalt zu finden ... Die Zahl derer, die sich Geld und Mühe nicht verdrießen lassen, wenn es die Erreichung öffentlicher Zwecke gilt, ist bei uns noch gering, und doch ist die Gefahr, daß wir aus den schon gewonnenen Positionen gänzlich wieder zurückgeworfen werden, seit langen Jahren nicht so groß gewesen wie in dem jetzigen Augenblick. Um so mehr gilt es auszuhalten! ... Hier in Berlin war die Beteiligung eine unerwartet große, im zweiten Bezirk glaubten die Anhänger Bismarcks so zuversichtlich, seine Wahl durchzusetzen, daß manche unsrer Freunde ganz bedenklich wurden, indessen wird die Majorität Waldecks eine sehr große sein. Von beiden Seiten hat man kein Haus und keinen Wähler unbeachtet gelassen. Es wäre in der That etwas Großes, wenn dieses Experiment des direkten Wahlverfahrens in unserm Lande gut ausfiele und die Hoffnungen des Cäsarismus täuschte."

Twesten lehnte ab. Danzig hatte eine Nachwahl. Die Anhänger Twestens stellten den Vorsteher der Stadtverordnetenversammlung, nachmaligen Landtagsabgeordneten Bischoff als Kandidaten auf. Die Anhänger von Dr. Langerhans konnten sich, ungeachtet des Resultats der ersten Wahl, nicht dazu entschließen, für Bischoff zu stimmen, sie stellten einen eignen Kandidaten und zwar ebenfalls einen Danziger, Herrn Otto Steffens auf. Bei der Wahl am 20. März erhielt Bischoff 4309, der konservative Martens 3799, Steffens 684, ein diesmal neu aufgestellter Zentrumskandidat, der nachmalige Bischof Dr. Redner, 495 Stimmen. Bei der engeren Wahl am 1. April erhielt der konservative

Kandidat 4643, der liberale 4626 Stimmen. Der Konservative war also mit einer Mehrheit von 17 Stimmen gewählt, weil ein Teil der Wähler, die bei der Hauptwahl für den weiter links stehendenden Kandidaten gestimmt hatten, sich diesmal der Abstimmung enthielt. Dies geschah, obwohl bei den damals gerade schwebenden Verhandlungen über die norddeutsche Bundesverfassung mehrere wichtige Bestimmungen mit einer Majorität von nur wenigen Stimmen abgelehnt waren. Vergeblich hatte der Präsident des Abgeordnetenhauses v. Forckenbeck, als Twesten 14 Tage vor der Nachwahl nach Danzig gekommen war, um in einer großen, so imposanten Versammlung, wie sie bisher in Danzig kaum gesehen war, den Wählern für seine Wahl zu danken, die Wähler an ihre Pflicht erinnert, für den liberalen Kandidaten zu stimmen. „Die Wirksamkeit der entschieden liberalen Partei," rief Forckenbeck den Wählern zu, „liegt nicht so sehr im Aussprechen und Bekennen von Prinzipien, als in dem fortwährenden Streben, mit den vorhandenen Kräften längst schon erkannte Wahrheiten endlich und unter stetem Ringen zum Nutzen des Vaterlandes in der Wirklichkeit auszuführen!"

Diese Danziger Vorgänge beweisen die auch anderwärts gemachte Erfahrung, daß ein erheblicher und oft ausschlaggebender Teil der Wähler bei einer engeren Wahl trotz der Empfehlung der Führer dem Kandidaten nicht die Stimme giebt, der bei der Hauptwahl von denselben Führern heftig angegriffen und bekämpft ist.

Nach dem für die Liberalen beschämenden Ausfall der Wahl schrieb mir Twesten am 7. April 1867:

„Mit tiefem Bedauern sehe ich es, daß nach allen Ihren Mühen, durch die Abspannung der einen und die Unfügsamkeit der andern schließlich die konservative Partei Siegerin geblieben ist. Ihre Proteste werde ich der Abteilung für die Wahlprüfung übergeben, sobald ich sie erhalte... Wahrscheinlich wird die Vorberatung der Verfassung Mittwochs oder Donnerstags beendet werden, und nach einer kurzen Pause, in welcher die Regierungen sich verständigen, oder re vera die preußische Regierung ihren definitiven Entschluß fassen wird, die Schlußberatung noch vor Ostern stattfinden. Wir haben einige wesentliche Siege errungen, indessen mit sehr kleiner und wenig zuverlässiger Majorität. Da die sogenannten Altliberalen uns gänzlich im Stiche lassen, setzen wir nur mit Hilfe von Ultramontanen, Partikularisten und Polen unsre Amendements durch, und die Aussichten für die schließliche Gestaltung des Werkes sind sehr trübe... Interessieren wird es Sie, daß Simson sich von den Altliberalen getrennt hat; Saucken-Julienfelde soll Vincke und ein paar andern gesagt haben, sie müßten sich nicht mehr Altliberale, sondern ehemalige Liberale nennen."

Nach langen und schwierigen Verhandlungen wurde die norddeutsche Bundesverfassung, in welcher immerhin noch mehr erreicht war, als man in den letzten Wochen erwartet hatte, am 16. April 1867 mit 253 gegen 53 Stimmen angenommen. (In der Minorität befanden sich unter andern Runge, Schulze-Delitzsch, Waldeck, Wippers.) So entschieden war bei Twesten die Ueberzeugung

von der Notwendigkeit des Zustandekommens der Bundesverfassung, daß er bei der Schlußberatung in der Diäten-Frage, obwohl er in der Vorberatung für die Gewährung von Diäten gesprochen und gestimmt hatte, entgegen seinen nächsten Freunden, Forckenbeck, Gneist, Lasker, v. Unruh gegen die Gewährung von Diäten stimmte, als der preußische Ministerpräsident v. Bismarck diese Bestimmung für schlechterdings unannehmbar erklärt hatte.

Am Tage der Abstimmung im Norddeutschen Reichstag schrieb Twesten an den ihm von seiner Jugend an eng befreundeten nachmaligen Abgeordneten Gustav Lipke:[1])

„Heute sind wir denn mit der Verfassung fertig geworden, und noch besser davon gekommen, als es in den letzten Tagen den Anschein hatte ... Natürlich werden wir viel wegen der schlechten Verfassung heruntergemacht werden, aber manche derselben Leute würden noch ärger auf uns schimpfen, wenn wir die Verfassung zu Falle gebracht hätten.“

Auch das preußische Abgeordnetenhaus hatte zur Bundesverfassung sein Placet zu geben. In mehrtägigen Sitzungen wurde heftig um das Werk gekämpft und dasselbe schließlich mit 227 gegen 93 Stimmen angenommen. Twesten war Berichterstatter. Er trat wiederholt mit großer Entschiedenheit für die Annahme der Verfassung ein. Er protestierte dagegen, daß die Verfassung, welche ohne Zweifel ein Hauptbestandteil unsers öffentlichen Rechtes werden würde, durch ungerechtfertigte und übertriebene Angriffe herabgewürdigt werde. Für völlig unbegründet erklärte Twesten die Behauptung, daß durch diese Verfassung die konstitutionellen Rechte in Preußen zerstört würden und dem Abgeordneten Dr. Jacoby, der „von einer Schmach freiwilliger Knechtschaft gesprochen habe“, erwiderte er, „daß durch die Schroffheit der Ausdrücke unwahre Behauptungen nicht wahr werden.“

Mit der Annahme der Bundesverfassung war der Grundstein zur Einigung Deutschlands gelegt. Unabsehbar wären die Folgen gewesen, wenn der damalige Augenblick ungenutzt vorübergegangen wäre.

Die Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts neben dem für Preußen geltenden veralteten Dreiklassenwahlsystem stellte ungewöhnlich große Anforderungen an das Bürgertum und insbesondere an die führenden Kreise desselben. Twesten war nicht frei von Mißtrauen gegen die Urheber des kühnen Schrittes und ihre Absichten, er war auch nicht ohne Sorge, daß das Bürgertum sich der Aufgabe nicht gewachsen zeigen würde. Dieser Sorge hat er wiederholt Ausdruck gegeben. In der Danziger Wählerversammlung vom 5. März sagte Twesten unter anderm:

„Das direkte Wahlrecht war ein Experiment, ohne Zweifel von der Regierung nicht gemeint, daß dadurch der liberalen Sache ein Vorschub geleistet werden sollte. In großen Städten hat wohl jeder einzelne Wähler Gelegenheit,

---

[1]) Abgedruckt in der „Deutschen Revue“ im Januar-Heft 1880. Lipke: Bismarck und Karl Twesten.

aus Zeitungen, aus fliegenden Blättern, Unterhaltungen mit seinen Mitbürgern, auch über die Person des Kandidaten sich unmittelbar zu unterrichten. Fast unmöglich aber ist es in den großen ländlichen Wahlkreisen, wo selten ein gedrucktes Blatt in die Wohnung des Arbeiters auf dem Lande dringt, wo er fast unbedingt hingegeben ist den Einflüssen, die sich in seiner Nähe bewegen, denen er entweder gewöhnt ist zu folgen oder die es im einzelnen Falle verstehen, sein Vertrauen zu gewinnen und auf eine bestimmte Person hinzulenken. Das abschreckendste Beispiel der Folgen der direkten Wahl sehen wir in Frankreich, wo nunmehr seit 16 Jahren die vereinigten reaktionären und absolutistischen Einflüsse eines militärischen Gouvernements und des katholischen Klerus die Wahlen in der Hand haben und den Erfolg herbeiführen, daß, abgesehen von wenigen großen Städten, fast allein und ausschließlich diejenigen Kandidaten gewählt werden, welche die Regierung durch ihre Macht oder durch die Macht der Geistlichkeit dem Volke auferlegt. Meine Herren! Die Wahlen in unserm Vaterlande sind gewiß nicht durchgängig so ausgefallen, daß Männer liberaler Gesinnung sich über ihren Ausfall zu freuen Ursache haben. Wenn wir aber den Ausfall vergleichen mit dem Ergebnis der französischen Wahlen, so mögen wir wohl einen gerechten Stolz empfinden über die Unabhängigkeit, über die Sittlichkeit unsers Volkes, über die Unzugänglichkeit desselben gegen unmoralische und oppressive Einflüsse. Aber jedenfalls standen wir vor einem ganz neuen Experimente. In keinem einzigen ländlichen Kreise konnte man sicher sein, einen liberalen Kandidaten durchzubringen."

Eine ähnliche Besorgnis äußerte Twesten bei der Beratung der Verfassung (Antrag auf Einführung von Diäten).

„Man könnte," sagte er, „wohl versucht sein, Herrn Wagener darin beizustimmen, wenn er neulich erklärte, daß das direkte Wahlrecht dahin wirken könnte, die liberale Bourgeoisie zu entfernen. Herr Wagener ... sprach von den Bataillonen der Arbeiter, die gegen die Bourgeoisie marschieren könnten, und das ist allerdings eines von denjenigen Dingen, welches mir gegen das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht, wie es die jetzige Regierung proponiert, und mit den Klauseln, welche sie hinzugefügt hat, ein sehr lebhaftes Bedenken erregt hat. Auf der einen Seite die militärische Kraft, fester und ausgedehnter als je, in kriegsherrlicher Hand zusammengefaßt, und daneben das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht; das sind die Mittel, mit denen in Frankreich die cäsarische Diktatur aufgebaut ist."

Twesten hat ohne Zweifel darin recht, daß das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, wenn es auch dem großen Zuge entsprach, welcher durch die deutsche Politik jener Jahre ging, nicht eingeführt ist, um durch dasselbe der liberalen Sache Vorschub zu leisten; die Pläne, welche Herr Wagener und seine Freunde an die Einführung dieses Wahlrechts geknüpft haben, sind nicht alle in Erfüllung gegangen, aber der Einfluß des liberalen Bürgertums ist vermindert. Freilich nicht durch die Schuld des Wahlrechts; denn dasselbe ist auch in Preußen geschehen trotz des Dreiklassenwahlsystems. Das liberale Bürgertum hat die

Probe auf welche das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht dasselbe stellte, nicht bestanden. Große Kreise haben die erhöhten Pflichten nicht erfüllt. Extreme Agrarier, Sozialdemokraten und Zentrum haben sich einheitlich organisiert und führen den Hauptkampf um den Einfluß. Der Liberalismus ist zurückgedrängt, nicht weil er „tot" ist, wie seine Gegner sagen, sondern weil er in seiner Zersplitterung zu einer wirksamen Entfaltung seiner Kraft nicht gelangen konnte.

Die beste Vorbeugung gegen Krankheiten und Gebrechen.

Von

Prof. Dr. Hegar in Freiburg i. B.

Vor mehreren Monaten fand ich in der „Frankfurter Zeitung" eine Notiz, nach welcher in dem Unionsstaate Norddakota den Alkoholikern und den mit Irrsinn und Tuberkulose behafteten Individuen die Eheschließung verboten sei. Erkundigungen nach Einzelheiten und besonders nach der Formulierung des Gesetzes führten zu keinem Resultat. Vor kurzem erhielt ich jedoch durch die Güte der Redaktion jener Zeitung den Wortlaut einer Bill, welche in einem andern Staat, in Michigan, erlassen worden ist. Hiernach dürfen Irrsinnige, Idioten, sowie an Syphilis oder Gonorrhoe erkrankte und nicht geheilte Personen nicht heiraten. Die Strafen bestehen in Geldbuße von 500 bis 1000 Dollars oder in Gefängnis bis zu 5 Jahren. Auch beiderlei Bestrafungen können nach Ermessen des Gerichts verhängt werden. Der Mann soll gegen seine Frau und die Frau gegen ihren Mann als Zeuge vernommen werden, sie mögen zustimmen oder nicht. Der Arzt soll gezwungen sein, alles zu sagen, was er bei der Behandlung in Erfahrung gebracht hat.

Man mag mit der Fassung dieses Gesetzes einverstanden sein oder nicht, jedenfalls ist es als ein großer Fortschritt freudig zu begrüßen, daß man endlich einmal dieses Thema nicht nur akademisch erörtert, sondern auch mit praktischen Maßnahmen vorgeht. Es ist nur zu bedauern, daß unsre deutsche Gesetzgebung hier hinter der amerikanischen zurückbleibt. Ein Säufer, welcher täglich ein Liter Schnaps zu sich nimmt, oder ein schwachsinniger Trottel können ungehindert heiraten. Ein mit angeborenen bösen Instinkten behafteter Sträfling kann einige Tage nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus sich mit einem ihm vielleicht ebenbürtigen Weib trauen lassen. Ein mit Syphilis oder Gonorrhoe behafteter Mensch steckt ungestraft seine junge Frau an, macht sie für ihr Leben zum Krüppel und erzeugt vielleicht leider noch lebensfähige Kinder, welche einem elenden Dasein als schwächliche Kümmerer entgegengehen.

Aerzte und Laien sind darüber einig, daß man Krankheiten und Gebrechen

vorbeugen müsse, und daß man damit weiter käme als mit Heilversuchen. Man handelt leider häufig nicht nach diesem Grundsatz. So baut man jetzt Heilstätten für Lungenkranke, während man sicherlich weiter käme, wenn man den Staub der Städte wegschaffte und gute Wohnungen für die Unbemittelten herstellte. Am besten würde man das eine thun und das andre nicht lassen. Wenn man aber vor die Wahl gestellt wäre, so müßte man unbedingt auf die Heilanstalten verzichten. Sieht man die großen Hospitäler, die zahlreichen Irrenanstalten, die vielen Horte und Heime für Unglückliche und Elende, so erhält man keine große Meinung von den durch unsre bisherige Prophylaxis gewonnenen Resultaten. Das liegt nun freilich zu einem Teil an der Dichtigkeit der Bevölkerung, an unsern verwickelten sozialen Verhältnissen, welche sich nur langsam bessern lassen, und an den schädigenden Einflüssen der Naturgewalten, gegen welche ein vollständiger Schutz unmöglich ist.

Die wichtigste Ursache unsrer Mißerfolge besteht aber darin, daß wir unsre prophylaktischen Maßregeln erst mit der Geburt beginnen lassen. Von diesem Zeitpunkt an ist der Mensch den Angriffen der Außenwelt unmittelbar ausgesetzt, und wir glauben sehr viel zu thun, wenn wir diese Angriffe, soweit sie nachteilig sind, von ihm abwenden, indem wir ihn in die möglichst günstigen Verhältnisse zu versetzen suchen. Dabei bedenken wir nicht, daß alle seine Körpersysteme und Organe bereits vorhanden und daß Differenzierung und Wachstum nach der Geburt gering sind, im Vergleiche zu denselben Vorgängen in der Zeit zwischen Befruchtung und Geburt. Selbst der individuelle Charakter des Organismus ist bereits angelegt, wenn wir dies auch mit unsern stumpfen Sinnen nicht stets bemerken. Ein neugeborenes Mädchen hat für uns keine Aehnlichkeit mit einem seiner Verwandten. Und doch gleicht es mit achtzehn Jahren, wie aus dem Gesicht geschnitten, dem Porträt seiner Großmutter, das von dieser in demselben Lebensalter angefertigt worden ist. Das muß doch schon im Kinde gelegen haben, als es das Licht der Welt erblickte! Unvorteilhafte oder fehlerhafte Bildungen, Entwicklungsstörungen, Dispositionen zu Krankheiten und selbst ausgesprochen pathologische Prozesse werden vielfach schon gleich oder bald nach der Geburt beobachtet. Die im Schoße der Mutter eingeschlossene Frucht ist zwar den direkten Einwirkungen der Außenwelt entzogen. Allein schädliche Stoffe im mütterlichen Körper, Spaltpilze, oder wenigstens deren Stoffwechselprodukte und andre Gifte vermögen mit dem Blute bis zu ihr vorzudringen. Abnorme Zustände der die Frucht zunächst umschließenden mütterlichen Gewebe können einen nachteiligen Einfluß ausüben. Die ganze Konstitution einer Frau, der Bau ihrer Generationsorgane und ihres Skeletts kann so beschaffen sein, daß sie sich zur Durchführung der Schwangerschaft und der Geburt nicht eignet. — Wenigstens wird die Frucht geschädigt.

Es liegt nicht in meiner Absicht, gerade hierauf einzugehen und zu erörtern, in welcher Weise da vorzubeugen sei, was vielfach nur durch Ausschließung ungeeigneter Personen von der Fortpflanzung erreicht werden könnte. Ich möchte darthun, daß wir auch hiermit unserm Ziel nicht viel näher kommen werden, da

wir an den ursprünglichen Anlagen, den Grundsteinen, auf welchen sich der Organismus aufbaut, damit nichts ändern. Die günstigsten Bedingungen, unter welche wir das Geschöpf als Frucht oder als Kind bringen, werden wenig nützen, wenn jene Anlagen unzureichend oder fehlerhaft sind. Wir können wohl das abhalten, was sie in ihrer Entwicklung stört, aber nichts hinzuthun und nicht sie selbst ändern. Früher nahm man das an, und die Behauptung Lamettries, man könne einen Affen durch passende Umgebung und Erziehung zum Sprechen und zum Verständnis der Sprache bringen, beruhte auf einer solchen Anschauung.

In erster Linie hängt die Beschaffenheit eines Menschen von seinen Eltern ab, welche beide ihren Beitrag dazu liefern. Indem väterliches und mütterliches Keimplasma bei der Befruchtung zusammentreffen, bildet sich ein drittes Keimplasma, und dieses enthält die Faktoren, welche die Beschaffenheit der ursprünglichen Anlagen und damit die wesentlichen Grundzüge des werdenden neuen Organismus bestimmen. Bei jenem Zusammentreffen und Aufeinanderwirken der beiden Keimplasmen ändern sich ohne Zweifel Zusammensetzung und Anordnung der in ihnen enthaltenen Moleküle und Molekulargruppen, und dementsprechend erhält auch der Sprößling die Eigenschaften der Eltern modifiziert, oder wenigstens nicht in demselben Komplex wie eines der Eltern.

Eine direkte Beobachtung der Veränderungen, welche in den elterlichen Keimplasmen bei der Befruchtung vor sich gehen und die dem neuen Geschöpfe eine andre Beschaffenheit als die der Eltern verleihen, ist nicht möglich. Wir erschließen sie, weil sie einen Erklärungsgrund für die Abweichungen bieten, welche sich trotz oft großer Aehnlichkeit zwischen den Eltern und den Kindern finden. Die Verhältnisse zwischen den Eigenschaften der Eltern und Kinder sind sehr wechselnd und mannigfaltig. Bald schlägt das Kind dem Vater oder einem Ahnen väterlicherseits nach, bald der Mutter oder deren Vorfahren. In andern Fällen hat es eine Eigenschaft vom Vater und eine andre von der Mutter, so daß ein Mosaikbild entsteht, dessen Stücke bald von dieser, bald von jener Seite herrühren. Es kommt aber auch vor, daß eine Eigenschaft des Kindes ungefähr in die Mitte zwischen die entsprechenden Eigenschaften der Eltern fällt; das Kind erreicht zum Beispiel weder die bedeutende Körpergröße des Vaters noch bleibt es so klein wie die Mutter.

Ein Gesetz darüber kann noch nicht aufgestellt werden, und es läßt sich in einem gegebenen Falle nicht sicher sagen, wie der Sprößling ausfallen werde. Beobachtungen an Menschen und besonders die Erfahrungen der Tierzüchter haben uns jedoch eine gewisse Aufklärung verschafft über die Abhängigkeit, in welcher die Beschaffenheit des Kindes von der Beschaffenheit der Eltern steht, und besonders auch über den Einfluß, welchen die Aehnlichkeit oder die Verschiedenheit zwischen Vater und Mutter ausüben. Dies ist für unsre Betrachtungen deswegen von Wert, weil Unvollkommenheiten und Mängel des Kindes lediglich davon abhängen können, daß die an sich normalen, mit keinem Fehler behafteten Eltern nicht zu einander passen.

Zu große Aehnlichkeit kann dadurch einen ungünstigen Einfluß auf den

kindlichen Organismus ausüben, daß eine an sich gute Eigenschaft durch zu bedeutende Steigerung zu einer nachteiligen wird. Der englische Hühnerhund, Pointer, hat einen schlanken Körperbau und hohe Läufe. Sucht man nun zwei Tiere aus zur Paarung, welche diese Attribute in hohem Maße besitzen, so können die Sprößlinge leicht zu schlank und dünn und damit unbrauchbar werden. Noch eher wird dies eintreten, wenn man in wiederholten Züchtungen stets die schlanksten Exemplare auswählt. Man spricht dann von Ueberzüchtung.

Ein andrer Nachteil entsteht dadurch, daß bei Individuen, die sich gleichen, häufig auch gleiche Fehler vorhanden sind; diese steigern sich dann bei der Nachkommenschaft. Aehnlichkeiten werden nun häufig und in höherem Grade vorzugsweise bei Personen beobachtet, welche derselben Familie oder demselben Stamm angehören. Man hat daher eine Scheu vor Ehen unter Blutsverwandten; doch läßt sich bei Wegfall jener erwähnten, die Gefahr bedingenden Momente nichts dagegen einwenden. Die Inzucht kann sogar vorteilhaft sein, indem sie wünschenswerte Eigenschaften sehr sicher zu steigern vermag. Da jedoch unter unsern jetzigen Verhältnissen kaum eine Familie ohne Skelett im Hause existiert, so wird sie wohl am besten nicht in Anwendung gezogen werden, wenigstens nicht beim Menschen.

Kommen zwei Individuen mit sehr verschiedenen Eigenschaften zur Paarung, also besonders Individuen, welche verschiedenen Familien, Stämmen oder gar Rassen angehören, so spricht man von Kreuzung. Diese wird gewöhnlich als sehr vorteilhaft angesehen, was durchaus unberechtigt ist, sobald man das für alle Fälle gelten läßt. Besonders bei der Kreuzung kommt es zu den erwähnten verwickelten Verhältnissen, in welchen die Eigenschaften der Eltern teils unverändert, teils modifiziert auf die Kinder übergehen. Hierbei können große Nachteile entstehen. Kommen Personen mit sehr verschiedenen Attributen zur Paarung, so kann bei einzelnen dieser eine Ausgleichung bei dem Sprößling zu stande kommen. So steht die Hautfarbe des Mulatten etwa in der Mitte zwischen der des Weißen und der des Negers. Das ist aber nicht stets so. Der Hoffnung, das Kind eines Mannes mit einer Adlernase und einer Frau mit einer Stülpnase werde eine griechische Nase erhalten, würde leicht eine unangenehme Enttäuschung bereitet werden. Häufig hat das Kind die eine Eigenschaft von der Mutter und die andre vom Vater oder von einem der Ahnen beider, so daß es sich, wie schon oben erwähnt wurde, mosaikartig zusammensetzt. Freilich sind dann bei demselben Individuum wieder andre ausgeglichene Eigenschaften gleichzeitig vorhanden. Das kann nun alles ganz gut zusammenpassen „Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zum Fabulieren.“ Vielfach ist das jedoch nicht der Fall, und besonders dann nicht, wenn die Eltern zu verschiedenartig sind. Es kommen dann disharmonische, unausgeglichene Geschöpfe zu Tage, deren einzelne Stücke nicht zusammenpassen. In manchen Gegenden hat man den Versuch gemacht, das leichte Landpferd durch Einführung schwerer belgischer oder normannischer Hengste vorteilhaft umzugestalten, indem man annahm, das Fohlen werde etwa

die Mitte zwischen beiden einhalten. Man erzielte aber nicht selten ein Pferd mit der sehr starken Kruppe des belgischen Hengstes und dem relativ schwachen Vorderteil des Landpferdes — ein wenig brauchbares, sich bald abnutzendes Tier. Noch auffallender tritt dies beim Hunde hervor. Der Sprößling eines Dachshundes und eines Hühnerhundes hat oft die niedrigen krummen Beine des Dackels und dabei den Rumpf und Kopf des Hühnerhundes, was einen tragikomischen Eindruck macht. Man nennt ein solches Geschöpf bei den Hunden einen Scherenschleifer oder Fixköter. Deren giebt es auch bei den Menschen, nur hat sich unser Auge dahin noch nicht geschärft. Sie kommen in allen Klassen der Bevölkerung vor, auch wenn beide Eltern demselben Stande angehören, da auch hier große Verschiedenheiten zwischen zwei Individuen vorkommen. Umgekehrt können Angehörige verschiedener Klassen keine zu großen Unterschiede zeigen; beides ist aber nicht die Regel.

Da wo die Eltern verschiedenen Rassen angehören, ist die Gefahr natürlich viel größer, obwohl auch wieder die Entstehung brauchbarer, harmonisch gebildeter Geschöpfe durchaus nicht ausgeschlossen ist. Man sucht sogar absichtlich verschiedene Rassen zu kreuzen und so allmählich, indem man bald mehr Blut von der einen, bald von der andern hinzubringt, eine neue Rasse mit besonderen brauchbaren Attributen zu schaffen. Die neue Rasse ist dann fertig, sobald alle Eigentümlichkeiten ohne Zuführung frischen Blutes sich forterben. Allein es mißlingt dies doch recht häufig oder gelingt erst nach vielfach mißglückten Versuchen und ist bei dem Mangel genügend theoretisch begründeter Lehren mehr Sache des Experiments. Die Tierzüchter, besonders in England, haben es hierin zu einer großen Virtuosität gebracht, wie dies die prachtvollen Pferde und Hunde zeigen.

Man kann ohne Zweifel die Menschen auch so züchten, da sie sich hierin in keiner Weise von den Tieren unterscheiden. Man hat dies in Abrede gestellt und vielfach auf die Unähnlichkeit hingewiesen, welche nicht selten zwischen sehr hochbegabten, genialen Vätern und deren wenig bedeutenden oder selbst degenerierten Söhnen besteht. Dies Verhältnis ist nun durchaus nicht so allgemein, wie es gewöhnlich hingestellt wird, und man kennt viele Familien, in welchen sich große Talente viele Generationen hindurch erhalten haben. Es braucht aber auch nicht wunderzunehmen, wenn das Gegenteil eintritt, da zur Erzeugung eines Menschen zwei Leute gehören. Wenn der Vater außerordentlich gescheit, die Mutter aber eine dumme Gans ist, kann man keinen Goethe oder Kant erwarten. Das zuweilen — durchaus nicht allgemein — beobachtete baldige Aussterben von Nachkommen genialer Männer, welches man der „Erschöpfung der Natur nach Hervorbringung eines Wunderwerks“ zuschreibt, kommt wohl viel eher auf Rechnung des Alkohols und der Syphilis.

Wir erheben uns übrigens über die Tiere, wenn wir eine Züchtung des Menschen ins Werk setzen. Das Tier kann nicht mit Verständnis und Absicht für das Wohl und die Gesundheit seiner Nachkommen in dieser Weise sorgen, wohl aber der Mensch; und dieser erniedrigt sich zum Tier, wenn er es nicht thut.

Doch gehört dies nicht eigentlich zu unserm Thema. Wir wollen hier nicht darlegen, wie man einen vollkommenen Menschen herzustellen vermag. Vielleicht findet ein solches Bestreben später einmal mehr Anklang, als in unsrer Zeit, in welcher man vorzugsweise auf die Quantität und weniger auf die Qualität der Bevölkerung sieht. Wir beabsichtigen, die Wege zu zeigen, auf welchen man wenigstens groben Unvollkommenheiten, Gebrechen und Fehlern vorzubeugen vermag. Dazu gehört eine Berücksichtigung der oben erwähnten Erfahrungen über den Einfluß der Aehnlichkeit und Verschiedenheit der Eltern auf die Beschaffenheit ihrer Kinder. Belehrung und Aufklärung der weitesten Kreise über diese Verhältnisse ist das einzige Mittel, welches hier zur Anwendung kommen kann. Ein Einschreiten der Gesetzgebung ist um so weniger statthaft, als die Wissenschaft nicht im stande ist, ihr genügende Anhaltspunkte zur Formulierung einer Bestimmung zu bieten. Nur ein Verbot über Heiraten zwischen nahen Blutsverwandten läßt sich aus theoretischen und praktischen Gründen als passend ansehen, wobei ein Dispens nur nach Zuziehung sachverständiger Aerzte zulässig sein sollte. In der katholischen Kirche besteht das Verbot zweckmäßigerweise noch; doch wird der Dispens leider leicht und ohne Berücksichtigung medizinischer Gesichtspunkte erteilt.

Es giebt nun weiter eine große Reihe von Fehlern und Gebrechen, bei welchen wir die Entstehung genauer verfolgen und den kausalen Zusammenhang bestimmter feststellen können, als bei den Zuständen, welche in dem schlechten Zusammenpassen der elterlichen Keime ihre Quelle finden. So beobachten wir bei Vergiftungen durch Alkohol oder Metallsalzen, wie Blei, Quecksilber 2c., sowie nach Infektionen, insbesondere mit Lues und Tuberkulose, Absterben der Frucht im Mutterleibe, rechtzeitige Geburt lebensschwacher Kinder, welche bald sterben, Entwicklungsstörungen und Bildungsfehler der verschiedensten Art. Vielfach sind es auch nur elende, zur Aufnahme jedes Infektionskeims disponierte verkümmerte Wesen, welche sich nie eines vollkommenen Wohlseins erfreuen. Der Beweis, daß diese Anomalien durch Schädigungen des Keimplasma selbst hervorgerufen sind, ist dadurch gegeben, daß die Nachkommen ergriffen werden, auch wenn nur der Vater not gelitten hat, die Mutter aber verschont geblieben ist. Ist diese selbst der Vergiftung oder Infektion ausgesetzt gewesen, so kann man daran denken, daß auch die Frucht während der Schwangerschaft geschädigt werde. Vom Vater aus ist ein Einfluß aber dann nicht mehr möglich. Bei ihm kann die Schädigung nur durch die Einwirkung des Giftes auf die Zeugungsstoffe erfolgt sein. Infektionen können auf zweierlei Arten das Keimplasma nachteilig verändern, entweder dadurch, daß die Mikroorganismen selbst in dieses eindringen, oder indem die durch den Stoffwechsel der Mikroorganismen im Körper der Eltern gebildeten Gifte mit dem Blutstrom zu den Geschlechtsdrüsen und damit zu dem Keimplasma hingeführt werden. Dringen die Mikroorganismen in dieses selbst, so ist natürlich auch gleichzeitig Vergiftung vorhanden. Doch kann letztere auch allein bestehen, da die Gifte stets, die Mikroorganismen nicht immer in das Keimplasma einzudringen vermögen; und wenn sie es thun, dasselbe leicht

so schädigen, daß keine Befruchtung mehr erfolgt. So steht fest, daß die Erreger der Syphilis in das Keimplasma gelangen, und es zeigt die Frucht, beziehungsweise das Kind die spezifischen anatomischen Veränderungen, wie sie der Syphilis zukommen. Aber nicht jedes von einem syphilitischen Vater erzeugte Kind weist diese Veränderungen auf, sondern es stirbt im Mutterleibe oder bald nach der Geburt ab, ist mißbildet oder mit einem Entwicklungsfehler behaftet. Man nimmt dann an, daß das Keimplasma, aus dem es hervorging, nur der Einwirkung des im Körper des Vaters durch die Erreger der Syphilis erzeugten Giftes ausgesetzt gewesen sei. Für die Tuberkulose lassen die meisten nur die zweite Art der Einwirkung zu und leugnen den Uebergang der Bazillen vermittelst des Keimplasmas. Noch viele andre Erkrankungen, Vergiftungen und Infektionen können einen vorübergehenden oder auch dauernd nachteiligen Einfluß auf dieses ausüben. Selbst andre Verhältnisse, wie zu große Jugend oder zu hohes Alter bringen Nachteile. Allein diese Einflüsse sind weniger studiert und klargestellt als bei den genannten Zuständen, und es würde auch zu weit führen, hier darauf einzugehen. Glücklicherweise ist vielfach eine Selbstkorrektur vorhanden, indem das Keimplasma vorübergehend oder dauernd zur Befruchtung untauglich wird oder die Mikroorganismen so bedeutende anatomische Veränderungen in den Generationsorganen erzeugen, daß deswegen keine Empfängnis erfolgt oder das befruchtete Ei abstirbt. So verhält es sich bei der Gonorrhoe, welche als eine der häufigsten Ursachen der Unfruchtbarkeit bei Männern und Weibern und als eine der größten Geißeln der Menschheit anzusehen ist. Ohne Zweifel liefert diese Erkrankung auch einen recht erheblichen Beitrag zu der geringen oder ganz fehlenden Bevölkerungszunahme Frankreichs. In andern Ländern fehlt es zwar auch nicht an dieser Infektion; allein ihre Folgen werden doch wieder ausgeglichen durch die stärkere Kindererzeugung im allgemeinen.

Da, wo die Sache so klar liegt wie bei der Lues, ist gewiß ein gesetzliches Verbot der Eheschließung am Platze. Damit ist freilich die Kindererzeugung nicht ausgeschlossen; allein es ist ihr doch ein guter Riegel vorgeschoben. Man könnte einwenden, die Syphilis sei ja der Heilung fähig. Ich will das nicht in Abrede stellen; jedoch eine Sicherheit, daß in einem gegebenen Falle vollständige Ausheilung stattgefunden habe, existiert nicht. Die Fachmänner sind sich nicht einmal einig darüber, wie lange nach dem letzten Auftreten eines spezifischen Symptoms der Krankheit eine Verheiratung ohne Gefahr geschlossen werden könne. Die Syphilis kann auch vollständig geheilt sein, und doch können sich ihre Folgen nebst denen des Quecksilbers und Jods noch im Körper des früher Erkrankten und in dessen Keimplasma geltend machen.

Mit der Tuberkulose verhält es sich etwas anders. Hier ist eine vollständige Heilung eher möglich. Außerdem ist die Uebertragung des Bazillus auf die Nachkommen mittels des Keimes zweifelhaft. Das ändert freilich nicht viel, da — wenn auch die Bazillen nicht überwandern, die Nachkommen doch einer durch die Vergiftung des Keims herbeigeführten Verkümmerung unterliegen,

welche sie zur Aufnahme aller Infektionsstoffe, insbesondere auch der Bazillen, disponiert. Von der Mutter aus können außerdem noch, wie erwähnt, die Bazillen auf die in ihrem Schoß eingeschlossene Frucht überwandern. Solange die Mikroorganismen im Körper der Eltern gefunden werden, sollte die Eheschließung nicht gestattet sein. Erst wenn keine Krankheitssymptome mehr vorhanden und auch deren Folgen überwunden sind, was sich durch einen längere Zeit hindurch andauernden guten Allgemeinzustand feststellen läßt, sollte die Heirat erlaubt werden.

Beim Alkoholiker ist eine Besserung und Heilung sehr wohl möglich. Freilich giebt es auch Unglückliche, bei welchen manche Organe, besonders das Gehirn so notgelitten haben, daß ein normaler Zustand nicht mehr eintreten kann. Es ist nicht gerade schwer, die Grenze zu bestimmen, bis zu welcher noch Heilung zu erwarten ist. Jedenfalls müßte das Verbot der Ehe hier so lange bestehen, als nicht nur eine Garantie gegen den Rückfall gegeben ist, sondern auch die Folgen des Alkoholismus ganz beseitigt, was ebenfalls durch einen guten Allgemeinzustand des Körpers bewiesen werden müßte.

Bei Vergiftungen mit Metallsalzen könnten die gleichen Bestimmungen gelten.

Bei der Gonorrhoe ist ein Verbot nicht durch eine vermittelst des Keimes eintretenden Schädigung der Nachkommen gerechtfertigt: meist tritt ja Unfruchtbarkeit ein, welche so etwas abschneidet. Allein die übeln Folgen der Infektion sind doch so häufig; so viele Frauen, angesteckt von ihren früher erkrankten und angeblich geheilten Männern, werden für ihr Leben elend und krüppelhaft, daß dagegen eingeschritten werden sollte; Strafe für den, welcher die Krankheit weiter verbreitet und Verbot der Eheschließung so lange, als nicht durch den Facharzt erklärt ist, daß keine Gefahr der Weiterverbreitung mehr vorliege.

Vielfach läßt sich nun bei Mißbildungen und Gebrechen, wie Syndaktylie, das heißt Verwachsung der Finger und Zehen, Hasenscharten und Wolfsrachen, Bluterkrankheit, konträre Geschlechtscharaktere, Epilepsie, Irrsinn, Idiotie und so weiter die Ursache nicht auffinden. Die Gefahr für die Nachkommenschaft ist aber dadurch erwiesen, daß jene Anomalien bereits in mehreren Generationen der Familie beobachtet worden sind. Dabei ist nicht stets derselbe Fehler vorhanden; es kann ein Wechsel stattfinden so, daß zum Beispiel bei einem Mitglied der Familie ein körperlicher Bildungsfehler, bei einem andern eine schwere Neurose oder eine Geisteskrankheit, bei einem dritten beides zusammen beobachtet wird. Dadurch ist eine tiefgehende regelwidrige Veränderung des Keimplasmas dargethan. Bei allen diesen sogenannten Erbfehlern sollte keine Eheschließung stattfinden dürfen.

Es giebt freilich auch noch eine andre Art der Beseitigung des Uebels: eine viele Generationen hindurch fortgesetzte Kreuzung mit ganz gutem Blut. Allein das dauert sehr lange, ehe man vor Rückschlägen einigermaßen sicher ist. Ein einziger Fehler in der Auswahl kann einen mühsam errungenen Erfolg wieder vereiteln. Außerdem ist die Verheiratung mit einem Halbidioten oder einer Epileptischen nicht jedermanns Sache, und es würde denjenigen, welche

ihr gutes Blut zu solchen Experimenten hergeben müßten, ein Unrecht zugefügt. Für die Allgemeinheit ist es auch besser, wenn gutes Blut anderweitig zur Verwendung kommt.

Eine allgemeine Formulierung des Verbots könnte etwa so lauten:

„Die Eheschließung ist allen mit einem Bildungsfehler, einem Gebrechen, einer Krankheit oder einer Vergiftung behafteten Personen verboten, sobald dauernde und erhebliche Schädigung der Nachkommen zu erwarten ist.“

Man könnte gegen ein solches Gesetz den Einwand erheben, daß es sehr grausam sei und unglücklichen Menschen den letzten Trost, vielleicht die einzige Freude ihres Daseins raube. Dies kann man wohl zugeben. Allein es ist noch viel grausamer, Wesen entstehen zu lassen, welche von Geburt an leiden, bald einem elenden Tode verfallen, oder als Krüppel und Kümmerer ein längeres Leben führen, um vielleicht wieder unglückliche Geschöpfe in die Welt zu setzen, welchen das gleiche Schicksal beschieden ist.

Verbotene Stücke.

Von

Oskar Blumenthal.

I.

Eine Versammlung von politischen Männern, die sich in ernsthafter Wechselrede mit der Welt des Rampenlichtes, mit den Lebensfragen der Bühne beschäftigt, kann uns nach Athen zurückversetzen, wenn diese Beschäftigung aus dem Bewußtsein entkeimt ist, daß auch die ästhetische Erziehung des Volkes in die Bildungsaufgaben des Staates einzureihen und durch die Pflege des Schönen die Uebung des Guten zu fördern ist. Aber die nämliche Versammlung kann uns auch über zwei Jahrtausende hinweg nach Abdera entführen, wenn der Zusammenklang der verschiedenartigen Stimmen am Ende nichts andres ergiebt, als einen Hilferuf nach dem Schutzmann zur Bewachung der gefährdeten Musen — nichts andres, als den gedankenlosen Entschluß, durch die Aufrechterhaltung der polizeilichen Theaterzensur Thalia und Melpomene unter die Obhut des Revierleutnants zu stellen und mit dem Gendarmensäbel unsre verknäuelte Theaterfrage zu lösen ...

In diesen Sätzen habe ich meine Stellung zur Theaterzensur schon zu einer Zeit zusammengefaßt, als ich ihr schädigendes Wirken noch nicht am eignen Leibe erfahren mußte, sondern nur als kritischer Beobachter dieser Frage näher trat. Der Kampf gegen jede amtliche Unterdrückung des freien Dichterwortes hat viele Jahre hindurch auf meiner publizistischen Tagesordnung gestanden — und die

einzige Vorbestrafung, die ich mir zugezogen habe, verdanke ich der Offenherzigkeit, daß ich das Verbot eines Stückes, das in Dresden erlaubt war, in Berlin aber untersagt wurde, als einen polizeilichen Willkürakt bezeichnet habe. Ich mochte es nicht verstehen, daß eine geographische Entfernung von drei Stunden die Moralbegriffe so wesentlich ändern könnte; daß der Meilenzeiger auch die Grenzen zwischen Erlaubt und Verboten bestimmen sollte, und daß es eine Art Sittlichkeitsgeographie geben könnte, wie es eine Pflanzengeographie giebt. Als ich dann im Jahre 1888 das Lessing-Theater begründet habe, war es mein sehnlichster Wunsch, auch an dieser Stätte der litterarischen Redefreiheit einen Hort zu schaffen, und vorurteilslos auch dem Kühnen und noch Unversuchten breiten Raum zu gewähren. „Willkommen sei die wahrheitsfrohe Kunst, die von des Herzens tiefsten Heimlichkeiten und von des Menschenlebens Scham und Gram mit schonungsloser Hand den Schleier zieht — und keine zarte mädchenhafte Scheu, kein höfisches Bedenken zieht die Schranken des Dichters freien mutigen Gedanken.“ Das war das Begrüßungswort, das ich im Festgedicht des Eröffnungsabends den dramatischen Mitarbeitern des Lessing-Theaters entgegenrief — und ich bekenne, daß mir dabei die Drohblicke der Zensur keine erheblichen Bedenken einflößten. Fand ich doch in der preußischen Verfassung einen wunderschönen Artikel 27, an dessen Wortlaut jeder Schriftsteller seine helle Freude haben mußte. Denn hier war das Recht der freien Meinungsäußerung jedem Preußen verbürgt, und es war ausdrücklich verfügt worden, daß eine Zensur nicht eingeführt werden darf.

Leider bin ich aus diesen schönen Träumen, die ich in der Frühlingszeit meiner Bühnenleitung gehabt habe, sehr bald und sehr unsanft aufgerüttelt worden, denn mein nüchterner Rechtsfreund, mit welchem ich die Frage über die Rechtsbeständigkeit der Polizeizensur oft und gründlich durchgesprochen habe, machte mich darauf aufmerksam, daß neben jenem schönen Verfassungsartikel eine sehr herbe Polizeiverordnung aus der Hinkeldeyzeit besteht, die vom 10. Juli 1851 datiert ist und die durch die Verfassung aufgehobene Zensur im Verfügungswege wieder hergestellt hat. Denn in dieser Verordnung heißt es im § 5 und § 7:

„Die Erlaubnis zur Veranstaltung einer öffentlichen Theatervorstellung muß von dem Unternehmer unter Angabe der zur Aufführung bestimmten Zeit rechtzeitig beim Königlichen Polizeipräsidium schriftlich nachgesucht werden. Dem Gesuch muß, wenn nicht in einzelnen Fällen eine Ausnahme hiervon aus besonderen Gründen gestattet wird, das zur Aufführung oder zum Vortrag bestimmte Stück beigefügt werden ... Das Königliche Polizeipräsidium prüft demnächst, ob nach den hierüber vorhandenen Bestimmungen sicherheits-, ordnungs-, sitten- oder gewerbepolizeiliche Bedenken der beabsichtigten Vorstellung entgegenstehen, und wird je nach Befund die Erlaubnis erteilen, versagen, oder von der Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig machen.“

Selbstverständlich ist der Widerspruch zwischen der Verfassung, welche die Zensur beseitigt, und der Polizei, welche sie wieder aufrichtet, wiederholt im Verwaltungsstreitverfahren zur Sprache gelangt, aber die Frage ist bisher immer zu Gunsten der Polizeibehörde entschieden worden. So wurde durch Urteil des Kammergerichtes vom 31. Januar 1884 ausgesprochen:

„Eine Polizeiverordnung, welche vorschreibt, daß vor Veranstaltung einer öffentlichen

Theatervorstellung die Erlaubnis der zuständigen Verwaltungsbehörde, unter Beifügung des zur Aufführung bestimmten Stückes, eingeholt werden muß, und daß diese Genehmigung auch bei wiederholten Aufführungen erforderlich ist, sofern mit dem Texte Veränderungen vorgenommen werden, erscheint lediglich als ein Ausfluß des der Verwaltungsbehörde zustehenden Ueberwachungsrechtes, und steht mit den Gesetzen, insbesondere mit dem Artikel 27 der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 nicht im Widerspruch."

Das Kammergericht führt in seiner Begründung aus, daß jene Verordnung ihren Rechtsgrund in einem Gesetz über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 findet, das im § 6d der Polizei das Recht erteilt, Verordnungen zu erlassen, welche die Ordnung und Gesetzlichkeit beim Zusammensein einer größeren Anzahl von Personen sichert, und im § 10 des Allgemeinen Landrechtes Teil 2, Titel 17, nach welchem es das Recht der Polizei ist, die nötigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit, Ordnung und zur Abwendung der dem Publikum bevorstehenden Gefahren zu treffen. Das Eingreifen des Polizeipräsidenten erscheine daher nur als ein Ausfluß dieses der Verwaltungsbehörde zustehenden Ueberwachungsrechtes. Im gleichen Sinne hat auch das Oberverwaltungsgericht in einem Rechtsstreit, den der Schriftsteller Hans v. Rheinfels angestrengt hat, die Frage entschieden, und in einem Erkenntnis vom 12. Juni 1892 einen grundsätzlichen Unterschied zwischen der Bücherzensur, die durch die Verfassung aufgehoben sei, und der Sittenzensur gemacht, welche den Behörden nach wie vor zustehen soll. In diesem Erkenntnis heißt es:

„Die rechtliche Zulässigkeit der Theaterzensur folgt daraus, daß es zu den Aufgaben der Polizei gehört, die öffentliche Sittlichkeit zu schützen, gegen eine dem Publikum drohende Gefährdung der Sitten vorbeugend einzuschreiten und zwar auch dann, wenn nur das ideale Gut der Sittlichkeit bedroht ist ... und daß die Polizei berechtigt und verpflichtet ist, jede Verschlechterung der Sitten zu verhüten, möge diese auch nur in einer Verschlechterung des sittlichen Denkens und Fühlens bestehen ... Das Recht der Polizei zum Einschreiten ist daher auch gegeben, wenn die Ursache zu einer Gefährdung der Sittlichkeit die öffentliche Aufführung eines Schauspieles ist. Insbesondere wird durch ein Verbot solcher Aufführung nicht das durch Artikel 27, Absatz 1 der Verfassungsurkunde und durch das Reichsgesetz über die Presse vom 27. Mai 1874 (Reichsgesetzblatt 65) gewährleistete Recht der Preßfreiheit beeinträchtigt. Ebenso begründet die im Artikel 27, Absatz 2 der Verfassungsurkunde ausgesprochene Aufhebung der Zensur keine Beschränkung der polizeilichen Befugnis zum Verbot der Aufführung eines Stückes aus sittenpolizeilichen Gründen. Unter der Zensur im Artikel 27, Absatz 2 ist vielmehr lediglich die Bücherzensur zu verstehen, die mit der Preßfreiheit im engsten Zusammenhange steht ... Mit der Bücherzensur, das ist mit der Einrichtung, wonach jede Vervielfältigung der Gedanken durch den Druck, von einer Erlaubnis abhängt, hat aber das Verbot der Aufführung eines Schauspieles im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit so wenig zu thun, wie mit der Preßfreiheit. Bei einem solchen Verbot handelt es sich vielmehr um die Sittenzensur, welche die Erhaltung der Sittlichkeit zum Zweck hat, und welche von der Bestimmung des Artikels 27, Absatz 2 der Verfassungsurkunde nicht betroffen wird ..."

Daß in solcher Weise eine sittenpolizeiliche Theaterzensur in Preußen zu Recht besteht, ist übrigens, unter besonderer Berücksichtigung der Polizeiverordnung vom 10. Juli 1851, bei der Verhandlung über den § 32 der Gewerbeordnung im Reichstage von dem Berichterstatter, dem Abgeordneten Freiherrn v. Soden und einem zweiten Redner zur Sache, dem Abgeordneten Richter-Hagen, aus-

drücklich und unbeanstandet ausgesprochen worden, und zwar, ohne bei der Beratung im Reichstage Widerspruch zu finden. Möchte aber selbst gegenüber diesen juridischen Darlegungen ein Bühnenleiter noch zweifeln, ob jene Hinkeldeyverfügung für ihn bindende Kraft hat, so würde der Wortlaut der Theaterkonzession schon genügen, um auch den hartnäckigsten Skeptiker eines Besseren zu belehren. Denn da heißt es ausdrücklich:

„Es wird Ihnen hierdurch auf Grund des § 32 der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich vom 21. Juni 1869 und des Reichsgesetzes vom 15. Juni 1850 die Erlaubnis zum Betriebe des Gewerbes als Schauspielunternehmer mit dem Bemerken erteilt, daß für die Ausübung dieser Erlaubnis, welche durchaus persönlich ist, und auf keinen andern übertragen werden kann, die Polizeiverordnung vom 10. Juli 1851 (Nr. 175 des ‚Berliner Intelligenzblattes‘ vom 30. Juli 1851) maßgebend ist.“

Wenn aber selbst bei diesem Wortlaut der Konzessionsurkunde, die eine Anerkennung der in Rede stehenden Polizeiverordnung unzweideutig zur Voraussetzung jedes Theaterbetriebes macht, ein eigenwilliger Theoretiker sich nicht beruhigen wollte, so möge ihn am Ende aller Enden ein Briefwechsel belehren, den ich in dieser Frage mit dem Polizeipräsidium gehabt habe. Als mir die Aufführung von Victorien Sardous Schauspiel „Toska“ durch polizeiliche Verfügung verboten war, hat der Eigentümer des Werkes, Herr Maurice Grau, dieses Verbot nicht als rechtsgültig anerkennen wollen, und ich sah mich genötigt, an das Königliche Polizeipräsidium das folgende Schreiben zu richten:

Berlin, den 25. Mai 1889.

„An das Verbot von Sardous Schauspiel ‚Toska‘, dessen Aufführung mir zurzeit durch Verfügung des Königlichen Polizeipräsidiums vom 25. November 1888 untersagt worden ist, hat sich ein Rechtsstreit angeknüpft, in welchem mein Gegner von mir eine Konventionalstrafe von 25000 Mark fordert, weil ich das genannte Bühnenwerk nicht zur Darstellung gebracht hätte. Mein Hinweis auf das Zensurverbot wird vom Gegner nicht anerkannt, weil er auf Grund der bestehenden Gesetze die polizeiliche Untersagung nicht als unabwendliche Gewalt im Sinne des Landrechtes gelten lassen will. Zur Widerlegung dieser gegnerischen Ansicht ersuche ich das Königliche Polizeipräsidium, mir mitzuteilen, welche Folgen und Schäden einen Bühnenleiter treffen würden, der im Widerspruch mit der Verfügung eines hohen Präsidiums ein untersagtes Stück zur Aufführung bringen wollte? Und auf welcher gesetzlichen Basis die Zensur vom hohen Präsidium ausgeübt wird?“

Eine unzweideutige Antwort ließ nicht lange auf sich warten, sie bestand in dem folgenden Reskript:

Berlin, den 27. Mai 1889.

Der Polizeipräsident.
Journ.-Nr. 1134. P. J. 3.

Euer Wohlgeboren

erhalten auf die gefällige Anfrage vom 25. dieses Monats hierdurch zum Bescheid, daß die Aufführung nicht genehmigter Theaterstücke die polizeiliche Verhinderung der Vorstellung zur Folge haben würde, und daß die gesetzliche Grundlage für die Theaterzensur am hiesigen Platze in der rechtsgültigen Polizeiverordnung vom 10. Juli 1851 gegeben ist.

Das Königliche Polizeipräsidium
gez. v. Richthofen.

Also entweder gehorsame Unterwerfung unter das Zensurverbot, soweit es nicht etwa im Beschwerdewege anzufechten ist, oder Unterdrückung der Theater-

vorstellung mit der bewaffneten Macht ... Das ist die angenehme Alternative, die dem Theaterleiter und dem Dichter in Preußen gegönnt ist. Die eiserne Klammer, welche die Verordnung des Herrn v. Hinkeldey in einer Zeit der politischen Halbreife geschmiedet hat, ist in allem Wandel der Zeiten von unzerbrechlicher Festigkeit geblieben, und die Bühnenschriftsteller sehen sich somit, wenn sie ihre Situation mit den Buch- und Zeitungsschriftstellern vergleichen, unter ein drückendes Ausnahmegesetz gestellt. Jeder andre Autor darf frei und ungehemmt „in Wort, Schrift, Druck und bildlicher Darstellung" von dem verfassungsmäßigen Recht der Meinungsäußerung Gebrauch machen und hat eine Konfiskation nur zu befürchten, wenn ein richterlicher Beschluß darüber vorliegt. Dem Bühnenschriftsteller aber kann gewissermaßen das Wort schon im Munde gefangen genommen werden. Seine Werke dürfen in einen polizeilichen Gewahrsam eingesperrt werden, ohne daß auch nur eine Begründung dieser Maßregel nötig wäre. Zwischen den Autor und die Oeffentlichkeit schiebt sich ein Sicherheitskordon von Polizeiassessoren, eine Art von artistischer Schutzmannschaft, und während alle andern Autoren nur vor den ordentlichen Gerichten für den Inhalt ihrer litterarischen Schöpfungen verantwortlich sind, muß sich der Bühnenschriftsteller von Anfang an bescheiden, nur obrigkeitlich erlaubte Empfindungen und polizeilich abgestempelte Gedanken seinen Hörern zu überliefern ... Fast möchte man in dieser unwillkommenen Bevorzugung der Theaterdichter eine feine Schmeichelei erkennen. Welche Ehrfurcht vor der Macht des gesprochenen Wortes, vor der Gewalt der schauspielerischen Beredsamkeit muß die Polizeiverwaltung empfinden, wenn sie diesen außergewöhnlichen litterarischen Wachtdienst für notwendig hält und den Theaterwerken, die mit der Stunde kommen und mit der Stunde verhallen, eine so tief eingreifende Wirkung auf die Anschauungen und Sitten der Gesellschaft zuschreibt! Man könnte von diesem Gesichtspunkte aus unsre Zensurbeamten für die letzten Idealisten halten, wenn sie nicht zumeist strebsame Bureaukraten wären, die ihr ästhetisches Wächteramt genau so nüchtern, wie jede andre Aufgabe ihrer amtlichen Thätigkeit erledigen.

Die Kämpfe, die ich während meiner zehnjährigen Thätigkeit als Bühnenleiter gegen die Zensur und ihre Entscheidungen mit wechselndem Glück geführt habe, bilden vielleicht einen nicht wertlosen Beitrag zu der noch ungeschriebenen Geschichte der Redefreiheit. Vor mir liegt ein Bündel von Aktenstücken, die der Archivar des Lessing-Theaters mit liebevoller Sorgfalt gesammelt und gesichtet hat. Und wenn ich diese Blätter jetzt durch die Finger gleiten lasse, und alle die Ausrufungszeichen und Fragezeichen, alle die Glossen und Merkworte überfliege, die ich in der Erregung der Stunde auf den Rand der Akten hingeworfen habe, so empfinde ich es mit besonderem Frohgefühl, daß ich aus der Sehweite des kühlen Beobachters auf alle diese erhitzten Tage zurückschauen kann. Denn was bei allen Zensurkämpfen so ungeduldig und verdrossen macht, ist nicht sowohl die Mühe des Kampfes selbst, als die Thatsache, daß man nicht mit schriftstellerischen Fachmännern ringt, die jede Einzelheit eines Werkes im Zusammenhange mit dem Ganzen aufzufassen geschult sind, sondern mit Polizei-

beamten, die nach einer mechanischen Abwägung von gut und böse, von sittlich und unsittlich ihr Schlußverdikt formulieren, als wenn sie den handelnden Personen einer Bühnendichtung ein polizeiliches Führungsattest ausstellen sollten ... Es liegt in dieser ganzen Institution etwas so fremdartig Vormärzliches, daß man sich in eine andre Geschichtsepoche zurückgeworfen fühlt — und das wird jeder mit mir empfinden, wenn ich hier einen Teil meiner Aufzeichnungen in knappen Auszügen mitteile.

*

Es war einer der bewegtesten Tage in der Geschichte des Lessing-Theaters, als mich in der Woche vor der ersten Aufführung von Hermann Sudermanns Drama „Sodoms Ende", während wir auf der Probe die schon vollständig ausgearbeitete Gesamtdarstellung des Werkes noch einer letzten wachsamen Prüfung unterwarfen, mein Sekretär darauf aufmerksam machte, daß das Manuskript noch immer nicht mit dem erforderlichen Zensurvermerk vom Königlichen Polizeipräsidium zurückgelangt sei. Es war fristgerecht eingereicht worden, wiederholt hatte auch der Theatersekretär in der Kanzlei das Stück in Erinnerung gebracht, aber ausweichende Antworten hatten ihm den Eindruck erweckt, daß hier augenscheinlich Zensurbedenken vorliegen mußten, die niemand von uns bei einem Drama von Hermann Sudermann vorausgesehen hatte. Wir hätten uns nicht gewundert, wenn der polizeiliche Rotstift die eine oder die andre Stelle vorsorglich ausgetilgt hätte. Wir wären nicht überrascht gewesen, wenn wir einige charakteristische Aufrichtigkeiten in dem Dialog des Werkes hätten opfern müssen, aber ein Verbot des Stückes war von niemand für möglich gehalten worden ... und so hatten wir denn an der scenischen Veranschaulichung des Dramas froh und sorglos gearbeitet, ohne uns durch die Verzögerung der polizeilichen Entscheidung irgendwie verschüchtern oder verstimmen zu lassen. Erst die erneute Meldung des Theatersekretärs, daß noch immer, drei Tage vor der Première, das Buch nicht in unsern Besitz gelangt sei, machte uns stutzig, und ich verließ sofort die Bühne, um nach dem Polizeipräsidium zu fahren und persönlich um Auskunft zu bitten. Das Amt der Theaterzensur ruht in den Händen des Decernenten der politischen Polizei, und wurde damals von Herrn Regierungsrat Schütte, der inzwischen in hohe Verwaltungsstellen eingerückt ist, mit Schonung und Duldsamkeit verwaltet. Meine Anfrage wegen „Sodoms Ende" fand denn auch sofort eine rücksichtsvolle und ehrliche Beantwortung. Der Decernent hatte nicht das geringste Bedenken gegen das Drama und hatte die Zensurerlaubnis bereits erteilt, aber der Polizeipräsident hatte sich das Werk zur Prüfung kommen lassen, und die Verfügung getroffen, daß die öffentliche Aufführung nicht zu gestatten sei.

„Und die Gründe?" frug ich mit höchstem Staunen.

Der Herr Decernent zuckte die Achseln: „Vielleicht fragen Sie den Herrn Präsidenten selbst!"

Ohne Zögern ließ ich mich bei dem damaligen Polizeipräsident Herrn v. Richthofen anmelden, und bekenne, daß ich trotz der Bedenklichkeit der Situation

die entschiedene Hoffnung hegte, durch eine überzeugende Erläuterung des Stückes und seiner litterarischen Absichten den Widerstand des Polizeichefs zu brechen. Herr v. Richthofen gehörte zu jenen Beamten, die ihrer Autorität zwar eine etwas barsche und knappe Diktion im Verkehr mit dem Publikum schuldig zu sein glauben, aber im Grunde wohlwollend und urban sind. Ueberdies wurden die Herbheiten, die aus dem Munde des Polizeichefs zu Gehör kamen, durch sein joviales Berlinisch, das er fast mit accentuierter Absichtlichkeit auch im amtlichen Verkehr festzuhalten pflegte, wesentlich gemildert, und da es mir schon mehr als einmal in vorsichtiger Ueberredung gelungen war, polizeiliche Entscheidungen wieder rückgängig zu machen, so betrat ich auch diesmal das Bureau des Herrn Polizeipräsidenten mit den besten Erwartungen.

„Ich höre soeben, Herr Präsident,“ begann ich, „daß mir drei Tage vor der ersten Aufführung Hermann Sudermanns Drama ‚Sodoms Ende‘ verboten werden soll?“

„Das stimmt!“

„Und daß Sie persönlich das Verbot verfügt haben?“

„Stimmt auch!“

„Ja, aber bedenken Sie die Situation eines Bühnenleiters, Herr Präsident! Vierzehn Tage angestrengter Bühnenproben ... ein Gastspiel mit Joseph Kainz für diese Novität abgeschlossen ... der ganze Spielplan der nächsten Wochen darauf aufgebaut ... selbstverständlich kein Ersatzstück vorbereitet ... die Erfolge des früheren Repertoires ausgeschöpft ... das Haus für die ersten drei Vorstellungen schon vollständig ausverkauft ... und nun diese Ratlosigkeit auf der Höhe der Saison, in der besten Zeit des Theaterjahres ...“

„Alles sehr traurig! Aber die Behörde kann auf Privatinteressen keine Rücksicht nehmen.“

„Aber *warum* das Verbot? Warum?“

„*Weil es uns so paßt!*“

„Ich verstehe vollkommen, Herr Präsident ... Sie wollen mir durch diesen Lakonismus in das Gedächtnis rufen, daß nach der polizeilichen Verordnung vom 10. Juli 1851 die Behörde nicht verpflichtet ist, für das Verbot eines Stückes Gründe anzugeben ...“

„Na, da wissen Sie ja also Bescheid!“

„Ich meine aber nur, Herr Präsident, daß doch immerhin die Möglichkeit vorliegt, durch behutsame Aenderungen die Bedenken, die zu diesem Verbot geführt haben, aus der Welt zu schaffen. Vielleicht sind es nur einige gewagte Stellen, um die es sich handelt?“

„O nein!“

„Oder einzelne Scenen?“

„Auch nicht!“

„Ja, aber was sonst?“

„*Die janze Richtung paßt uns nicht!*“

Nach dieser Aufklärung, die ich wortgetreu wiedergebe, war ich allerdings

nahe daran, etwas lebhaft zu werden. Ich begnügte mich aber zunächst nur zu erwidern:

„Aber die Zensur kann doch nicht daran denken wollen, ganze litterarische Geschmacksrichtungen in Acht und Bann zu thun? Damit wäre ja jede dichterische Redefreiheit verloren, und überdies gehört Hermann Sudermann durchaus nicht zu den verwegensten Vertretern jener Richtung, von der Sie sprechen. Ich kann mir unmöglich denken, Herr Präsident, daß das Ihr letztes Wort sein soll."

„Mein letztes Wort! Die Verfügung habe ich vorhin unterschrieben, und wenn Sie die Ordonnanz nicht abwarten wollen, die sie Ihnen Nachmittag überbringt, können Sie sich Buch und Verordnung drüben in der Kanzlei gleich mitnehmen. Und dabei bleibt's!"

„Ich bedaure, aber dabei kann ich mich nicht beruhigen und muß in diesem Falle mir vorbehalten, den Herrn Minister des Innern persönlich um seine Intervention zu ersuchen."

„Das thun Sie nur!" erwiderte der Polizeipräsident, und das Gespräch war beendet. Auf der Kanzlei aber erhielt ich ohne weiteres das Buch und die folgende Verfügung:

Berlin, den 23. Oktober 1890.

Der Polizeipräsident.
Journ.-Nr. 2161. P. J. 3 A.

Das dem Polizeipräsidium zur Prüfung eingereichte Theaterstück „Sodoms Ende" von H. Sudermann eignet sich seinem Gesamtinhalte nach nicht zur öffentlichen Darstellung. Ich versage deshalb die Genehmigung zur Aufführung.

Der Polizeipräsident
gez. v. Richthofen.

Ohne einen Augenblick zu zögern, suchte ich nun den Minister des Innern, Herrn Herrfurth, auf, und brauchte auch nicht lange zu warten, um vorgelassen zu werden. In fliegenden Worten machte ich den Minister mit dem überraschenden Zensurverbot bekannt, und begegnete bei ihm zunächst einer streng bureaukratischen Auffassung:

„Sie wissen," erwiderte er mir, „daß gegen eine polizeiliche Verordnung Ihnen zwei verschiedene Mittel der Anfechtung zu Gebote stehen. Sie können entweder auf dem Wege der Klage beim Bezirksgericht oder auf dem Wege der Beschwerde beim Oberpräsidium der Provinz Brandenburg, das seinen Sitz in Potsdam hat, eine Aufhebung des Verbots beantragen. In beiden Fällen steht Ihnen noch die Möglichkeit zu, im Verwaltungsstreitverfahren die Sache in letzter Instanz vor das Oberverwaltungsgericht zu bringen."

„Aber inzwischen vergeht ein halbes Jahr, Excellenz, und in allen litterarischen Kreisen wird diese Unterdrückung einer dichterischen Schöpfung den denkbar peinlichsten Eindruck hervorrufen. Ich sollte meinen, daß das Ministerium des Innern, als gesetzliche Aufsichtsbehörde ..."

„Ich bitte," unterbrach mich der Herr Minister, „im Aufsichtswege darf das Ministerium des Innern nur in einem einzigen Falle einschreiten: wenn ein grober amtlicher Mißgriff vorliegt."

„Und der liegt vor! Wenn Excellenz bedenken wollen, daß Hermann Sudermann in diesen Tagen für den Schiller-Preis in Aussicht genommen ist; daß es ein Schriftsteller ist, dem auch seine erbittertsten Gegner die vollste litterarische Lauterkeit nicht absprechen können; daß in dem Werk mit der ganzen sittlichen Herbheit des Tragikers der Niedergang eines Künstlers in einem erschütternden Gesellschaftsgemälde geschildert wird, so werden Sie sicher zu dem Ergebnis gelangen, daß nur ein grobes Mißverständnis, nur eine unbegreiflich einseitige Loslösung des Stoffes von der Form das Verbot veranlaßt haben kann. Und durch ein rasches Eingreifen würden Excellenz sicherlich ein Alpdrücken von der ganzen Schriftstellerwelt nehmen, die mit einer solchen Ausübung der polizeilichen Gewalt den Kern ihres Wirkens und Schaffens bedroht sehen muß. Ich bitte Excellenz nur, das Werk zu lesen, und ich bin gewiß, daß dann das Verbot als unhaltbar erkannt werden wird."

„Also gut," erwiderte der Herr Minister, „schicken Sie mir das Buch mit einer entsprechenden Eingabe, und ich werde sehen, was sich thun läßt . . ."

Rasch fuhr ich nun in das Theater zurück und machte Hermann Sudermann mit der Situation bekannt. Aber während in der begreiflichen Bestürzung des Augenblicks der Autor mit Joseph Kainz alle möglichen übereilten Pläne besprach, um hinter dem Rücken der Polizei, in einer Aufführung vor geladenen Gästen sein Werk trotz allem und allem zur Mitteilung zu bringen, diktierte ich im Nebenzimmer meinem Stenographen kaltblütig die folgende Eingabe:

Berlin, den 23. Oktober 1890.

Euer Excellenz

beehre ich mich, die nachfolgende Beschwerde ergebenst zu unterbreiten:

Durch Verfügung des Königlichen Polizeipräsidiums vom 23. Oktober 1890 ist mir die Aufführung des Trauerspieles „Sodoms Ende" von Hermann Sudermann, das ich vorschriftsmäßig zur Zensur eingereicht hatte, untersagt worden. Mein mündlich ausgesprochenes Ersuchen, mir etwa die einzelnen Stellen oder Scenen kenntlich zu machen, welche zu diesem Verbot den Anlaß gegeben haben, wurde vom Herrn Polizeipräsidenten abgelehnt, weil das Werk „sich seinem Gesamtinhalte nach nicht zur öffentlichen Darstellung eigne". Diese Verfügung glaube ich nun als sachlich ungerechtfertigt anfechten zu dürfen und richte an Euer Excellenz das ergebenste Ersuchen, die Aufführung des Trauerspieles zu genehmigen. Die Gründe, die ich für diese Bitte anzuführen mir die Freiheit nehme, sind die nachfolgenden:

Wie Euer Excellenz aus dem bei dem Königlichen Polizeipräsidium erliegenden Pflichtexemplar ersehen werden, ist das Trauerspiel „Sodoms Ende" die tiefernste Arbeit eines vornehmen Schriftstellers, der durch seine gesamte litterarische Vergangenheit und die Werke, die er bisher unter dem einmütigen Beifall selbst der strengsten Kunstrichter veröffentlicht hat, jeden Verdacht ausschließt, durch niedrige Reizungen sich an die schlechten Instinkte des Publikums zu wenden. In dem vorliegenden Werke hat der Dichter den tragischen Untergang eines Künstlers geschildert, der in der Mitte einer frivolen Gesellschaft, wie sie das zeitgenössische Berlin in einzelnen Kreisen thatsächlich aufweist und wie sie in dem Werke lebensgetreu geschildert ist, den sittlichen Halt verloren hat und an den schicksalsschweren Folgen seiner Lebensführung zu Grunde geht. Sowohl in dem ganzen Grundgedanken dieses Werkes, welcher in dem erschütternden Schlußakt zu besonders beredtem Ausdruck gelangt, wie in den einzelnen Charakterzügen, die uns den Helden des Werkes menschlich

näher bringen, zeigt sich der Dichter in der vollsten Uebereinstimmung mit den ethischen Anforderungen, die an die Sittlichkeit in der Kunst gestellt werden dürfen und müssen. Kein Leser, der das Stück aus dem Buche, und kein Zuschauer, der es von der Bühne aus kennen lernt, wird mit niedrigen oder lüsternen Empfindungen sich von diesem Drama verabschieden können, sondern eine echte tragische Erschütterung und tiefe menschliche Rührung mitnehmen.

Im Zusammenhang dieses Grundplanes war der Dichter selbstverständlich genötigt, die gesellschaftliche Umgebung, die den sittlichen Verfall des Helden herbeiführt und seine ursprünglich reine und edle Natur im Kern verwüstet, mit dem vollen Wahrheitsmute des Poeten und Sittenschilderers zur Anschauung zu bringen — gerade wie der Arzt den Körper entblößen muß, den er heilen will. Aber in keinem Moment des Stückes kann es dem Zuschauer entgehen, daß alle diese Sittenschilderungen zugleich ehrliche und ernste Anklagen bedeuten, die einer gewissenlosen und frivolen Gesellschaft ins Gesicht geschleudert werden. Und überdies hat der Dichter, um jedes Mißverständnis zu verbannen, mitten in die lockergesitteten Kreise, die er schildert, zwei Gestalten — Professor Riemann und Frau Janikow — gestellt, die den Adel ihrer Sitten und die Reinheit ihres innersten Wesens immer wieder in beredten und energischen Worten zum Ausdruck bringen. „Sodoms Ende“ muß somit selbst vor der peinlichsten Prüfung als ein Werk von tief ethischem Kern bestehen bleiben. Und wenn der Autor vielleicht in der Verve seiner Sprache und der Keckheit der Farbe in wenigen Stellen seines Werkes etwas gewagt gewesen ist, so würde dadurch sicherlich nur die Ausmerzung einzelner Sätze, aber gewiß nicht das Gesamtverbot des ganzen Werkes erklärlich werden. Es kommt hinzu, daß das Stück nicht vor einem volkstümlichen Publikum, sondern vor einem litterarisch wohlerzogenen Hörerkreise, der gewöhnt ist, alle Einzelheiten eines Werkes im Zusammenhang des Grundgedankens aufzufassen, und von welchem daher peinliche Mißverständnisse nicht zu befürchten sind, aufgeführt werden soll.

Ich bitte Euer Excellenz, von diesen Erwägungen aus das Werk Hermann Sudermanns einer Prüfung zu unterwerfen und einem Dichter, der dem Vernehmen nach für sein bisheriges litterarisches Gesamtwirken demnächst mit dem Schillerpreis ausgezeichnet werden soll, die Beschämung zu ersparen, die in dem polizeilichen Verbote seines neuesten Dramas liegt. Ganz besonders würde ich aber Euer Excellenz für eine Beschleunigung dieser Angelegenheit zu besonderem Danke verbunden sein, da alle Vorbereitungen für die Aufführung getroffen, die Dispositionen der ganzen nächsten Monate auf dieses eine Stück gebaut sind und die Aufrechterhaltung des Verbots somit dem Lessing-Theater die schwersten Sorgen und eine mit jedem Tage des Zweifels anwachsende Schädigung auferlegt.

Wir waren uns klar darüber, daß es sich bei diesem Hilferuf an den Minister nicht bloß um das Einzelschicksal eines Bühnenwerkes handelte, sondern daß jetzt die Frage auf der Tagesordnung stand, ob die Grenzen der Wahrheitsliebe auf der Bühne durch das künstlerische Gewissen oder die polizeiliche Gewalt abgesteckt werden sollten? Wenn bereits ein Autor wie Hermann Sudermann, dem seine Gegner mit höhnischer Provokation und seine Freunde mit aufmunternder Anerkennung das gleiche Zeugnis ausgestellt haben, daß er zwischen dem alten und neuen Stil einen vorsichtigen Ausgleich gefunden und sich in behutsam abgemessener Entfernung zwischen den herausfordernden Derbheiten des Verismus und den gefälligen Erfindungen der Theaterkonvention seinen Platz gewählt hat, der Zensur als ein gefährlicher Neuerer gelten konnte, der unter ein polizeiliches Umsturzgesetz gestellt werden mußte ... wie sollten dann die kühneren Vertreter eines neuen Stils, die vorgeschrittenen Wortführer des Realismus mit der ästhetischen Schulweisheit der Zensurbeamten ins reine kommen! Durch den

Erfolg unsrer Schritte mußte augenscheinlich die ganze künftige Gestaltung des modernen Theaterspielplanes mitbestimmt werden. So legten wir denn mit dem Bewußtsein, daß hier um die Lebensfragen der neuen Bühnenlitteratur gerungen wird, unsre Beschwerdeschrift in die Hände des Ministers Herrfurth, der sofort eine schnelle und vorurteilslose Prüfung des Manuskriptes zusagte ... und damit hatte das Drama eines Dramas seinen ersten Aktschluß erreicht, der ein gutes Ende erhoffen ließ.

*

Der zweite Akt wurde durch das folgende kurze Schreiben eingeleitet, in welchem ich den hauptstädtischen Zeitungen das Zensurverbot mitteilte:

Berlin, den 23. Oktober 1890.

Sehr geehrte Redaktion!

Zu meinem Bedauern habe ich Ihnen die überraschende Mitteilung zu machen, daß dem Lessing-Theater die Aufführung von Hermann Sudermanns Drama „Sodoms Ende", das ich bereits am 7. dieses Monats dem Königlichen Polizeipräsidium zur Prüfung überreicht hatte, in letzter Stunde durch eine polizeiliche Verfügung untersagt worden ist. Die Ursachen, welche zu diesem Verbot geführt haben, sind mir nicht bekannt, da mein Ersuchen um die Angaben der einzelnen Stellen oder Scenen, die etwa Bedenken erregt hätten, abschläglich beschieden wurde und mein Hinweis auf den tiefen litterarischen Ernst des Werkes als belanglos verworfen wurde. Ich werde nunmehr den im Gesetze vorgezeichneten Instanzenweg beschreiten, um eine Zurücknahme des Verbotes zu erwirken, und habe inzwischen für den Abend, an welchem dem Publikum die Bekanntschaft eines neuen Werkes von Hermann Sudermann vermittelt werden sollte, eine Wiederholung des Schauspieles „Die Ehre" angesetzt, das den Ruf des Dichters begründet hat.

Diese Mitteilung wirkte wie ein Signalschuß, der ein vielstimmiges Echo weckte. Die Vorstellung der „Ehre" wurde vom Publikum, welches das Theater in allen Räumen füllte, zu einer stürmischen Demonstration benutzt, und in der Presse begann ein Sturmlauf gegen die Einrichtung der Theaterzensur. Man vergaß vollständig in der Erregung des Augenblicks, wie oft schon ähnliche Mißgriffe vorgekommen sind, und empfand plötzlich den ganzen schneidenden Anachronismus, der in dieser aus den Jahren der Unmündigkeit zurückgebliebenen Institution vorliegt. Maßvoll und leidenschaftlich, nüchtern und pathetisch, ernst und ironisch wurde die Behörde zur Rede gestellt, und als vollends in litterarischen Kreisen bekannt wurde, daß sich das Verbot nicht sowohl gegen das einzelne Werk als gegen die ganze Richtung wenden wollte, da empfand man diesen gewaltthätigen Eingriff der Polizei in die litterarische Entwicklung wie ein Verbrechen gegen das keimende Leben. In einem beredten und einsichtsvollen Artikel der „Vossischen Zeitung" hieß es: „Man kann ästhetisch mit dem Alten oder mit dem Neuen gehen; das ist eine Geschmacks- und Ansichtsfrage, die weitab von der andern Frage liegt, wie weit das Recht der Polizeibehörde geht, den dichterischen Hervorbringungen der Gegenwart den öffentlichen Schauplatz zu entziehen, und dadurch nicht nur den Dichtern selbst die freie Bewegung ihres Geistes und ihrer Phantasie zu hemmen, sondern auch das Urteil unsers gebildeten und selbständig denkenden Theaterpublikums zu bevormunden ...

Wenn die Berührung geschlechtlicher oder pathologischer Dinge ein notwendiger Bestandteil des künstlerischen Organismus ist, darf man ästhetisch-kritisch, aber nicht polizeilich-zensorisch gegen Kunstwerke und Künstler einschreiten ... Ein Polizeipräsident als ausschlaggebender Richter in einem litterarischen Areopag ist schon deshalb undenkbar, weil ihm die berufsmäßige Vorbildung zum kritischen Urteil fehlt. Aber auch abgesehen davon, greifen derartige polizeiliche Maßregeln tief und verderblich ein in das künstlerische Schaffen der Zeit. Nicht umsonst nannten schon die Alten ihre Künste ‚artes liberales‘. Nur eine freie Kunst vermag zur Blüte zu gedeihen. Das Weltgebilde, das sich in der Phantasie des Künstlers abspiegelt und von seiner besonderen Individualität Gestalt empfangen hat, muß ohne Rücksicht in die Erscheinung treten dürfen. Wenn aber vollends von der Polizei die Absicht ausgesprochen wird, ganze Richtungen zu unterdrücken und ganze Stoffgebiete der Kunst zu verschließen, so ist die freie dichterische Phantasie an die Sklavenkette gelegt, und der freie Künstler verwandelt sich in ein unter Polizeiaufsicht stehendes Individuum ...“

Man kann nicht treffender die schrille Kakophonie zum Bewußtsein bringen, die aus dem Zusammenklang von Polizei und Kunst entstehen muß. In einem andern freisinnigen Blatte hieß es:

„Wenn der Herr Polizeipräsident in der That die Absicht zu erkennen gegeben hat, eine ganze litterarische Richtung von der Bühne auszuschließen, so bestreiten wir der Polizei an und für sich und in jeglichem Betracht ein inneres Recht zu einem derartigen Eingriffe in die litterarische Bewegung. Wir sprechen auch dem höchststehenden, auch dem universell gebildeten Polizeibeamten die Kompetenz zu einer Urteilsfällung über litterarisch-ästhetische Angelegenheiten entschieden ab. Auch die vormärzliche Bücherzensur war in weitaus den meisten Fällen litterarisch durchgebildeten Männern anvertraut, und die Forderung, daß die endgültige Entscheidung über Sein oder Nichtsein eines Bühnenstückes nicht dem Ermessen eines Verwaltungsbeamten unterstellt werde, entspricht lediglich dem Gefühle der Achtung vor der geistigen Arbeit, die nicht mit dem Maßstabe polizeilicher Erwägungen beurteilt werden darf. Wenn es in der That die Absicht des Polizeipräsidenten ist, die „ganze Richtung“, der das Sudermannsche Stück angehört, von der Bühne fernzuhalten, so möge der Herr Präsident doch bedenken, daß diese Richtung selbst noch keineswegs abgeklärt und greifbar ist, sondern daß aus dem Schäumen und Gären einer neuen litterarischen Schule erst eine neue Richtung sich herausbilden soll. Wir hoffen, daß an dem Verbote von „Sodoms Ende“ der Scheiterhaufen für die Theaterzensur entzündet werden wird. Ein Zustand wie der gegenwärtige, eine Unterstellung der dramaturgischen Schriftstellerei unter die Fuchtel der Polizei ist allem ästhetischen Feingefühl wie allem Rechtsgefühl gleich unerträglich. Die verfassungsmäßig gewährte Freiheit der Meinungsäußerung muß sich auch auf die Bühne erstrecken, und die Bevormundung des Publikums wie der Litteratur durch die Polizei hat in unserm Zeitalter auch nicht einen Schimmer innerer Berechtigung.“

In ähnlichem Sinne haben sich selbst konservative Zeitungen geäußert, und in einem Blatte tauchte die Frage auf, ob wir wirklich das traurige Schauspiel noch oft erleben wollen, daß die Polizei, wenn die Litteratur nicht gehorchen will, gegen sie blank ziehen soll, wie gegen einen widerspenstigen Rowdy? Selbstverständlich hat auch die Satire sich den dankbaren Stoff nicht entgehen lassen. Aus dem Publikum wurde mir der Rat gegeben, die Inschrift über dem Bühnenportal des Lessing-Theaters „Kunst und Natur sei eines nur“ in Zukunft um-

zuändern: „Kunst und Zensur sei eines nur“. Otto Erich Hartleben veröffentlichte im „Berliner Tageblatt“ ein beredtes Gedicht, „Der Traum des Zensors“, in welchem es unter anderm heißt:

Zensor! Zensor! Wir bejammern
  Dich, der noch im Traum sich plagen.
Noch im Schlafe unsertwegen
  Muß an seinem Grimme nagen!

Armer Freund! Und glaubst du wirklich,
  Wenn dir alles auch gelungen,
Wenn du alles hast verboten,
  Daß du — Geister hast bezwungen?

Geister, die mit ihren Schwingen
  Jeder Fessel ewig spotten,
Ob sich auch zum Fang die Schergen
  Scharenweis zusammenrotten?

Wenn du mit den plumpen Fingern
  Greifst nach einem Dichterbilde —
Ewig wird es dir entschlüpfen
  Frei in selige Gefilde.

Ewig wirst du stehn und staunen,
  Daß die Menschen dich verlachen —
Doch die kaum vergeßne Schlauheit
  Wirst du ewig wieder machen...

Am beißendsten äußerte sich aber der Spott in einer parodistischen Polizeiverordnung, welche die „Berliner Zeitung“ veröffentlicht hat, und die so witzig zugespitzt ist, daß ihr erneuter Abdruck, wenigstens im Auszuge, an dieser Stelle gestattet sein möchte:

Polizeiverordnung.

Auf Grund der §§ 5 und 6 des Gesetzes über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 (G.-S. S. 265) verordnet das Polizeipräsidium für den Stadtkreis Berlin, was folgt:

§ 1. Die gewerbsmäßige Herstellung von Lust-, Schau- und Trauerspielen darf in Zukunft innerhalb des Berliner Polizeibezirkes nur von solchen Personen betrieben werden, welche sich im Besitz eines vom Polizeipräsidium ausgefertigten Dichtscheines befinden. Gesuche um Ausstellung eines Dichtscheines sind unter Beifügung der Militärpapiere bei dem Reviervorstand des Bezirks, in welchem der Nachsuchende wohnt, anzubringen. Durch die Aushändigung des Dichtscheines erhält der Inhaber desselben das Recht zur Ausübung des Dichtbetriebes in der im Dichtschein näher bezeichneten Richtung.

§ 2. Vor Inangriffnahme eines Lust-, Schau- oder Trauerspieles ist der Plan dem Decernenten für das öffentliche Dichtwesen zur Begutachtung einzureichen. Beim Bau jedes Stückes ist darauf zu achten, daß es für den betreffenden Reviervorstand (§ 1 Abs. 2) nicht zu hoch ist.

§ 3. In keinem Stück, auch nicht in Trauerspielen, darf bei dem die Vorstellung überwachenden Polizeibeamten Furcht oder Mitleid erregt werden.

§ 4. Handlungen, welche durch das Strafgesetzbuch mit Strafe bedroht sind, dürfen von den im Stück auftretenden Personen nur unter solchen Umständen begangen werden,

unter denen eine Entdeckung des Vergehens durch die Berliner Kriminalpolizei möglich wäre. Die Entdeckung und Bestrafung des Schuldigen muß spätestens in dem auf die Begehung der That folgenden Akt erfolgen.

§ 5. Personen, welche dem Adelsstande angehören, dürfen im Stück nur auftreten, wenn sie sowohl in Bezug auf ihren Charakter wie auf ihre geistigen Fähigkeiten in einem ihrem Stande entsprechenden Lichte erscheinen. Mitglieder des Adelsstandes, welche ihre Schulden nicht bezahlen, dem Glücksspiele huldigen oder von den Grundsätzen des an hiesigem Ort bestehenden Männerbundes abweichen, dürfen unter keinen Umständen auf die Bühne gebracht werden, es sei denn, daß das Stück in der Zeit vor Christi Geburt spielt.

§ 6. Uebertretungen dieser Verordnung und ihrer künftigen Ergänzungen werden mit Geldstrafen bis zu 150 Mark oder mit Haft, im Wiederholungsfalle mit Entziehung des Dichtscheines geahndet.

Berlin, den 27. Oktober 1890. Königliches Polizeipräsidium.
(gez.) v. Dichthofen.

Während so in allen Tonarten die Zeitungspolemik das Wort ergriff, ging die amtliche Aktion sachlich und geräuschlos ihren Weg. Schon nach wenigen Tagen wurde ich zum Minister des Innern wieder zur Audienz berufen, und er teilte mir mit der vollsten Offenherzigkeit die Eindrücke der Lektüre mit:

„Ich habe gestern abend das Stück gelesen," begann er, „und ich bekenne, daß für meine Nachtruhe diese Lektüre nicht eben förderlich war. Es ist zweifellos eine tiefernste, wenn auch zum Teil gewagte Arbeit, und ich wünschte nur, daß eine Anzahl von Stellen, die ich angezeichnet habe, vom Verfasser ausgemerzt werden. Ich halte es für zweckmäßig, daß Sie, bevor ich im Aufsichtswege einschreite, das Buch dem Königlichen Polizeipräsidium in dieser geänderten Form nochmals überreichen, und ich hoffe, daß mir dann jeder Eingriff erspart bleiben wird."

Damit sollte offenbar dem Polizeipräsidenten eine goldene Brücke zum Rückzuge gebaut werden, und bereitwillig gingen wir auf diesen Wunsch des Ministers ein. Nachdem wir an siebzehn Stellen kleine Aenderungen, Striche und Milderungen vorgenommen hatten, die ohne jede Vergewaltigung des litterarischen Gewissens möglich erschienen, überreichte ich das Buch mit einem besonderen Anschreiben nochmals der Behörde. Zur Unterstützung dieses Schrittes brachte „Die Post" nach zwei Tagen einen damals viel bemerkten Artikel, der bei den gouvernementalen Beziehungen des Blattes besonders schwer ins Gewicht fallen mußte:

„Wie wir hören, ist die Aussicht noch nicht geschwunden, daß Hermann Sudermanns Drama ‚Sodoms Ende' in der geänderten Gestalt, in welcher es die Direktion des Lessing-Theaters dem Königlichen Polizeipräsidium neu eingereicht hat, die Genehmigung der Zensur erlangen wird. Wenigstens ist das Buch bis zur Stunde noch nicht an Herrn Dr. Oskar Blumenthal zurückgelangt, und diese Verzögerung läßt darauf schließen, daß Herr v. Richthofen in eine neue Prüfung des Werkes bereitwillig eingetreten ist. Würde der Herr Polizeipräsident in der Lage sein, das Drama jetzt zur Aufführung zuzulassen, so wäre das nicht die Zurücknahme eines erlassenen Verbotes, sondern die neue Genehmigung eines neuen Manuskriptes, und die Zensurbehörde würde damit dem Wunsch aller litterarischen Kreise, eine neue Schöpfung von Hermann Sudermann dem entscheidenden Richterspruch von Publikum und Kritik unterbreitet zu sehen, entsprechen können, ohne deshalb eine bereits erlassene Verfügung zurücknehmen zu müssen ... Wir gestehen, vom rein

litterarischen Gesichtspunkte aus, daß wir diese Lösung der schwebenden Frage für die erfreulichste halten würden... Wir haben noch hinzuzufügen, daß der Minister des Innern sich über das Verbot des Werkes einen amtlichen Bericht bereits eingefordert hat. Es fehlt nicht an einem Präcedenzfalle, wo durch das Ministerium des Innern ein Verbot im Aufsichtswege beseitigt wurde. Als ‚Die Fourchambault' in Stettin verboten waren, ist durch telegraphische Weisung des Grafen Eulenburg die Aufführung freigegeben worden. Wir wollen dem Lessing-Theater, das sich durch zwei Jahre langes Ringen die Sympathie der besseren Kreise gewonnen hat und jetzt mit in der Reihe der vornehmsten Bühnen steht, gern wünschen, daß die Angelegenheit baldigst eine für das Institut erfreuliche Erledigung finden möchte."

Auch dieser journalistische Mahnruf hatte keine Wirkung. Das Polizeipräsidium war gesinnungstüchtig und hatte augenscheinlich nicht den Wunsch nach einer konzilianten Lösung der Frage, sondern wollte nur unter dem Zwange einer ministeriellen Entscheidung seine Entschließungen ändern. Und so erhielt ich nach drei Tagen des Hangens und Bangens nachfolgendes Reskript:

Der Polizeipräsident. Berlin, den 27. Oktober 1890.
Journ.-No. 2322 P. J. 3 A.

Euer Wohlgeboren

erwidere ich auf das gefällige Schreiben vom 24. d. M., bei Rückgabe der Anlage desselben, ergebenst, daß ich auch nach nochmaliger Erwägung mich nicht veranlaßt sehen kann, die Genehmigung zur Aufführung des Dramas „Sodoms Ende" zu erteilen, da dasselbe in seiner ganzen Anlage und Durchführung geeignet erscheint, das sittliche Gefühl zu verletzen, dieses sittenpolizeiliche Bedenken daher durch die von Ihnen angebotene Streichung einzelner besonders anstößiger Stellen nicht behoben werden kann.

Der Polizeipräsident.
(gez.) v. Richthofen.

Als ich den Minister, der empfangenen Weisung gemäß, von dieser neuen Entscheidung unterrichten wollte, lag das polizeiliche Reskript bereits in seinen Akten, und nunmehr war die Stunde gekommen, wo Herr Herrfurth nur noch durch persönliches Eingreifen das Verbot rasch aus der Welt schaffen konnte.

„Vor meiner definitiven Entscheidung," sagte mir der Minister, „habe ich noch eine letzte Bedingung zu stellen. Bei Werken dieser Art kommt alles auf die Form an, in welcher sie auf der Bühne veranschaulicht werden. Die Darstellung kann hier alles retten und alles verderben. Sie kann das Gewagte schamhaft und annehmbar erscheinen lassen. Aber sie kann es auch bis zur Unerträglichkeit steigern und verschärfen. Und da ich in diesem Falle durch meine Entscheidung die persönliche Verantwortung für die Vorstellung übernehmen soll, so muß ich Sie ersuchen, vor einer Kommission von drei Ministerialräten eine Generalprobe des Stückes, die mit der Abendaufführung in jeder Einzelheit übereinstimmt, zu veranstalten."

Auf Grund dieser Verfügung fand im Lessing-Theater am 30. Oktober 1890 die merkwürdigste Theaterprobe statt, die ich in meiner zehnjährigen Thätigkeit zu verzeichnen hatte. Eine Geheimprobe, der außer dem Regisseur der Vorstellung, Herrn Anton Anno, und dem Autor lediglich die drei Ministerialräte beiwohnten, die der Minister entsandt hatte. Mit besonderer Genehmigung

der Herren hatte ich nur noch Herrn Ernst Hartmann, der vom Hofburg-Theater delegiert worden war, um der ersten Aufführung des Stückes beizuwohnen und nun verschlossene Thüren fand, die Anwesenheit bei der Probe gestatten dürfen. Der Eindruck der Darstellung war tief ergreifend. Im Mittelpunkte stand Joseph Kainz, der die Gestalt des Willy Janikow mit seiner ganzen persönlichen Liebenswürdigkeit und Jugendwärme durchströmt hat. Der nun heimgegangene Oskar Höcker bot als alter Janikow eine der schönsten Gestaltungen seiner lebensvollen Kunst — jeder Zug schlicht und ehrlich, aus dem Vollen des Menschlichen geschöpft. Alle andern Künstler, von der entscheidungsschweren Bedeutung der Probe besonders erregt, gaben jeder an seiner Stelle das Beste und Reifste ihrer Kunst ... und da über dieser ganzen Vormittagsaufführung eine seltsam ehrfürchtige Stimmung lag, eine Art von befangener Andacht, so ist vielleicht das Werk nie wieder mit so vollendeter Wärme und Ehrlichkeit auf der Bühne gegeben worden. Wir hatten die Freude, von den Herren aus dem Ministerium eine Reihe feinsinniger Bemerkungen zu hören, die den Eindruck der Darstellung des Werkes mit dem zartesten ästhetischen Taktgefühl wiedergaben ... und das Ergebnis der Probe ließ nicht lange auf sich warten. Bereits am folgenden Tage war ich in der angenehmen Lage, aus den Händen eines Schutzmannes das folgende Reskript in Empfang zu nehmen:

Der Polizeipräsident. Berlin, den 31. Oktober 1890.
Journ.-No. 237o. P. J. 3.

Euer Wohlgeboren

teile ich ergebenst mit, daß die Genehmigung zur Aufführung des Dramas „Sodoms Ende" von Hermann Sudermann nach dem Wortlaut des eingereichten Pflichtexemplares, mit Ausnahme der rotgestrichenen Stellen, auf Anordnung des Herrn Ministers des Innern hierdurch nachträglich erteilt wird. Das Soufflierbuch folgt anbei zurück.

Der Polizeipräsident.
(gez.) v. Richthofen.

*

Damit hatte das Zensurdrama einen versöhnenden Abschluß gefunden, aber niemand weiß bis heute, daß dieses Drama noch ein eigentümliches Nachspiel gehabt hat. Heute ist Herr Herrfurth nicht mehr Minister, und es kann ihm kaum noch eine Unbequemlichkeit erwachsen, wenn jetzt bekannt wird, daß seine Aufhebung des Zensurverbotes und sein freimütiges Verhalten in dieser Frage ihm wohl den Dank aller litterarischen Kreise erobert, aber an allerhöchster Stelle einen leisen Tadel zugezogen hat. Hermann Sudermanns Drama hatte sich längst im Spielplan des Lessing-Theaters eingebürgert, als ich eines Tages in früher Stunde aus der Geheimkanzlei des Ministeriums des Innern ein Schreiben erhielt, durch das ich zum Minister berufen wurde. Hier wurde mir eröffnet, daß der Kaiser beim jüngsten Vortrag des Ministers das Verbot von „Sodoms Ende" zur Sprache gebracht hätte. Der Minister führte die Gründe an, die ihn zur Aufhebung des Verbots veranlaßt hätten, und fügte hinzu:

„Ich selbst habe das Werk mit vorsichtiger Sorgfalt gelesen; ich habe mich

bei jeder Scene gefragt, ob ich dieses Drama in der Begleitung meiner Frau würde anhören können? Und erst als ich diese Frage bejahen mußte, habe ich im Aufsichtswege eingegriffen."

„Sie hätten sich fragen sollen," entgegnete der Kaiser, „ob Sie auch in Begleitung Ihrer Tochter jede Scene anhören könnten?"

Der Minister führte in ehrfurchtsvoller Replik aus, daß vor dieser Frage auch Werke der klassischen Litteratur, welche den köstlichsten Repertoirebesitz der Königlichen Bühne bilden, nicht standhalten würden. Aber das Ergebnis dieses Zwischenfalles war doch die Frage des Ministers an mich, ob ich nicht Hermann Sudermanns Werk jetzt allmählich im Spielplan „versickern" lassen könnte? ... Man begreift, daß ich dem Minister, der mir und dem Autor eine so seltene Konnivenz bewiesen hatte, mit einigen ausweichenden Höflichkeiten antworten mußte. Thatsächlich wird ja der Spielplan einer Bühne nicht durch den Willen ihres Leiters, sondern durch das Plebiscit der Besucher festgestellt. Hermann Sudermanns Werk war bei der Première nicht kampflos durchgedrungen. Die vorausgegangene polizeiliche Maßregelung hatte eine ungesunde Sensation in den Abend hineingetragen. Die Luft war voll elektrischer Spannung. „Mir ist es," sagte mir Joseph Kainz vor seiner ersten Scene, „als wenn ich in einen Accumulator treten sollte." Aber der Widerspruch des ersten Abends war inzwischen längst verstummt. Jetzt wirkte das Gesellschaftsbild, das hier entrollt wird, rein und voll nach den Absichten seines Schöpfers. Von Berlin aus hatte das Drama sich auch viele große auswärtige Bühnen erobert. Seine Hauptgestalten waren dem deutschen Publikum vertraut und lebendig geworden ... und nun konnte auch ein höchster Wille nicht mehr die Gewalt haben, das Werk aus der zeitgenössischen Litteratur auszuschalten. (Schluß folgt).

Pläne und Hoffnungen für das neue Jahrhundert.

Von

P. Zweifel,

Geheimrat und Professor an der Universität in Leipzig.

Noch sind die geschäftigen Federn nicht völlig eingelebt, die verschlungene 8 der Jahreszahl zu ändern, und wenn auch das angetretene Jahr nur das letzte des Hunderts ist, so prägt sich der Wechsel und das Gefühl des Ueberganges in eine neue Zeit in diesem doch mehr ein als bei der rechnerisch richtigen Zahl 1901.

Daß die Lebenden dieses scheidende Jahrhundert preisen, daß von hundert-

tausend Stimmen und Federn dessen Lob verkündet wird, ist selbstverständlich, weil die Menschen, die sich wohl fühlen, auch das Medium freundlich beurteilen, in dem sie leben. Die Sprechenden und Schreibenden haben in diesem Jahrhundert gelebt und geliebt, die Wonne des Daseins gekostet und so viel von den Fortschritten, welche die neuen Erfindungen brachten, Nutzen und Annehmlichkeiten gezogen, daß die Dankbarkeit für das genossene Leben sich auf die Zeit überträgt, die wir „unsre" nennen.

Selbst solche, die aus dem erleichterten Verkehr eine ungünstige Veränderung der Sitten ableiten, werden nicht so unbillig sein, zu verkennen, daß sie selbst von vielen Errungenschaften des Jahrhunderts Nutzen und Annehmlichkeiten gezogen haben. Wer hat nicht schon von Eisenbahnen, Dampfschiffen, dem elektrischen Telegraphen, der Lithographie, der Photographie, dem verbilligten Zeitungs- und Bücherdruck Nutzen oder Annehmlichkeit gezogen, und wer wäre verbissen genug, allfällig bedenklich scheinende soziale Aenderungen gerade den neuen Entdeckungen in die Schuhe schieben zu wollen?

Wenn man die Umgestaltung der Welt während des 19. Jahrhunderts überblickt, so ist das Wesentlichste unter dem Vielen die Verwendung der Kraft in der Form von Dampf und Elektricität zu Zwecken des Verkehrs (Eisenbahnen, Dampfschiffe, elektrischer Telegraph, elektrische Bahnen) und zur Warenerzeugung; denn diese Kraftverwendung hat die entferntesten Länder der Erde einander näher gebracht und das wundergleiche Ziel erreicht, daß auf den die Erde umspannenden und die Meere durchziehenden Drähten der Gedankenaustausch mit des Blitzes Geschwindigkeit von einem Ende der Welt zum andern geschieht. Der Verkehr ist von Grund aus verändert worden, das Reisen wird immer reger und führt Menschen zusammen, deren Heimat diametral auseinander liegt. Nicht bloß Kaufleute, sondern auch Vergnügungsreisende machen mehr Bekanntschaften mit Menschen aus andern Erdteilen, als heute noch in der Regel ein Bauer über das nächste Dorf hinaus besitzt.

Gewiß sind die Veränderungen, die an Großartigkeit ihresgleichen in der ganzen früheren Geschichte nicht haben, derart, daß man das ablaufende Zeitalter in Bezug auf Kulturfortschritte bedeutungsvoller bezeichnen kann als das ganze vorausgegangene Jahrtausend. Ein Vergleich von heute mit Großvaterszeiten läßt dies leicht beweisen, und je mehr man von der Oberfläche in die Tiefe, von den Verhältnissen des täglichen Lebens in die Einzelheiten der Wissenschaften und der Technik eingeht, um so leichter, um so schlagender kann dieser Satz bewiesen werden. Und doch! Gerade in Bezug auf die Verkehrsverhältnisse dürfen wir über Entdeckungen älterer Zeit nicht hinwegsehen, die an Bedeutung keiner andern unsers Jahrhunderts nachstehen: die Entdeckung der Magnetnadel und deren Benutzung zum Schiffskompaß im 13., und die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Gutenberg im 15. Jahrhundert.

Der letzteren verdankt die Menschheit die Ausbreitung der Bildung, der ersteren die transmarine Schiffahrt und die Entdeckung der Azoren durch den älteren Cabral, Amerikas durch Columbus, des Seeweges nach Indien durch

Vasco da Gama u. s. w., u. s. w. Wir dürfen gerechterweise nicht vergessen, daß diese Kulturfortschritte noch mehr das Leben aller Völker des Erdballs beeinflußten, als die sämtlichen Entdeckungen unsers Zeitalters zusammen, so groß dieselben auch gewesen sind. Unter allen Entdeckungen möge diejenige von Christoph Columbus obenan gestellt werden, sowohl um ihrer Folgen als auch des bewunderungswürdigen, unübertrefflichen Mutes willen, nach der Richtung der Magnetnadel quer über das Atlantische Meer zu segeln. Und trotz der Großartigkeit der That hat es bei der vierten Centenarfeier der Entdeckung Amerikas im Jahr 1892 Männer der Wissenschaft gegeben, die in der Beurteilung von Christoph Columbus so tief griffen, daß sie ihn als einen habsüchtigen Abenteurer bezeichneten und den ersten Weltumsegler Magelhaens weit höher stellen wollten. Es ist dies eine unglaubliche Verkennung der Wahrheit nicht etwa deswegen, weil die Folgen von der Entdeckung Amerikas viel größer oder weil auch bei Magelhaens Gewinnsucht Beweggrund der Unternehmung waren, sondern weil bei Columbus ein Opfermut für seine Ueberzeugung und eine Milde in der Behandlung seiner widerstrebenden Untergebenen sich vereinigten, die durch Größeres und Edleres nicht überboten wird und die ihn weit über den zwar kühnen und äußerst erfolgreichen, aber grausamen Magelhaens stellen.

Nur mit dieser und einigen andern Einschränkungen im Gebiet der mathematischen Wissenschaften dürfen wir das 19. Jahrhundert als das erfolgreichste im Gebiet der Entdeckungen und Erfindungen über alle andern des ganzen letzten Jahrtausends stellen.

Unsre Absicht ist es nun nicht, einen Rückblick auf die Vergangenheit zu werfen, sondern vielmehr forschend unsre Blicke in die Zukunft zu richten und zu fragen, was wohl im kommenden Jahrhundert noch zu erfinden und zu verbessern übrig bleibe.

Zwar ist das Prophezeien ein gewagtes Unternehmen und gilt mit Recht derjenige, welcher die privaten und politischen Geschicke voraussagen will, eher als Schwindler denn als Prophet in seinem Vaterlande. Anders ist es dagegen mit den Aufgaben der Wissenschaften, die auf lange Zeiträume vorauszusagen sind, weil sie heute schon feststehen, deren Erforschung jedoch die Hingabe von Tausenden verlangt, die in scheinbar kleinen Verbesserungen und Entdeckungen die Wissenschaften fördern, trotzdem es kaum einem unter tausend vergönnt ist, die Kulturwelt durch einen entscheidenden, der Allgemeinheit imponierenden Fortschritt zu bereichern.

Nehmen wir die Verwendung der Dampfkraft als Beispiel an, so braucht man kein Prophet zu sein und begiebt sich nicht in das Gebiet von Utopia, wenn man verspricht, daß alle Dampfmaschinen verschwinden und durch Vollkommeneres Ersatz finden werden. Die jetzigen Dampfmaschinen gehen nämlich mit dem Material, welches die Kraft spendet, der Kohle, so verschwenderisch um, daß es keine Prophezeiung ist, eine völlige Aenderung der Krafterzeugung vorauszusagen. Was geschieht denn eigentlich mit der Kohle? Sie verbindet sich bei

dem Verbrennungsprozeß mit dem Sauerstoff der Luft, wird zu Kohlensäure und Wasserdampf und bildet bei dieser Umwandlung Wärme, beziehungsweise Hitze. Doch von den erzeugten Wärmemengen werden auf den Lokomotiven nicht mehr als 5% zu Kraft verwertet und 95% gehen durch den Schlot verloren. Das kommt davon, weil sich der Sauerstoff der Luft mit der Kohle verhältnismäßig schwer verbindet und dazu ein starker Luftzug nötig ist. Hier kann man sich verschiedenartige Verbesserungen denken, selbst wenn man die Kohle um ihrer großen Verbreitung willen als Kraftspenderin allein in Anschlag bringt. Es ist denkbar, daß man dieselbe in andre Verbindungen überzuführen lernt, bei welchen sie mit dem Sauerstoff sich leichter verbindet, oder auf gut deutsch, daß sie leichter verbrennt als die Kohle im ursprünglichen Zustand.

Solche Sätze bleiben so lange Orakel, bis man Beispiele heranzieht. Verbindungen der Kohle mit Wasserstoff, zum Beispiel unser Leuchtgas, nimmt ungleich leichter den Sauerstoff der Luft auf, das heißt, das Leuchtgas entzündet sich und verbrennt viel leichter als die Kohle. Wir brauchen für das Leuchtgas durchaus nicht mehr den starken Zug wie beim Verbrennen der Kohle im Ofen, können deswegen die großen Verluste, wie sie bei den Schlöten entstehen, vermeiden und eine viel bessere Ausnützung der in der Kohle enthaltenen Wärme erreichen. Nun wird die Kohle bei den Dampfmaschinen verbrannt, um eingeschlossenen Wasserdampf unter hohe Spannung zu bringen und mittelbar die Wärme in Arbeit umzuwandeln. Wenn Leuchtgas zur Verfügung steht, wird diese Umwandlung, die wieder mit Verlusten bedingt ist, erspart und das Leuchtgas mit der Luft gemischt, entzündet und dessen Spannung unmittelbar zur Krafterzeugung verwendet (Gasmotoren).

Einer Ausnützung der Kohle in diesem Sinne, jedoch im größten Maßstab, steht die verhältnismäßig umständliche Leuchtgasgewinnung im Wege, die um der Kosten willen bis jetzt diesen Umweg in großen Betrieben nicht lohnend gestaltet. Denken wir uns jedoch die Möglichkeit, die Abspaltung von Kohlenwasserstoffen durch Zusätze bei der Destillation ausgiebiger zu gestalten, so könnte der Umweg auf einmal lohnend werden und nun eine viel ausgiebigere Ausnützung der in der Kohle enthaltenen Kraft erreicht sein. Auch hierbei ist ein Beispiel schon gegeben, welches jedoch wieder um andrer, noch zu erwähnender Gründe willen noch nicht als Ersatz gelten kann, nämlich das Calcium-Carbid, welches als eine äußerst merkwürdige Verbindung der Kohle mit Calcium, dem Metall des Kalkes, entsteht und durch Uebergießen mit Wasser das Acetylengas liefert, welches durch die Radfahrlaternen und die Acetylenbeleuchtung allbekannt ist.

Auf das Acetylen sind die größten Erwartungen gesetzt worden. Doch muß es bisher um der Explosionsgefahr willen noch als ein ungebändigter Riese betrachtet werden, bis man Mittel und Wege findet, die Explosionsgefahr zu bannen. In dieser Hinsicht ist schon die Nachricht durch die politischen Zeitungen gegangen, daß durch Beimengung von Sand, ähnlich wie dies bei dem Nitroglycerin der Fall ist, dessen Explosionsgefahr gehoben werde. Sollte sich dies bestätigen, so könnte dem Acetylengas in der Krafterzeugung eine große

Rolle vorbehalten sein, trotzdem zur Gewinnung des Calcium-Carbids die höchste Hitze durch elektrische Flammenbogen notwendig ist.

Die Bildung von Kohlenwasserstoffen ist jedoch ein Umweg; denn das Endziel ist immer die Oxydation der Kohle, das heißt deren Verbindung mit dem Sauerstoff der Luft. Warum soll nicht der gerade Weg angestrebt werden?

Die Kohle geht mit dem Sauerstoff zwei Verbindungen ein und zwar je mit einem oder mit zwei Atomen und heißt danach Kohlenoxyd und Kohlendioxyd beziehungsweise Kohlensäure.

Das Kohlenoxyd, welches entsteht, wenn die Ofenklappen zu früh geschlossen werden, und durch die dadurch bedingten Unglücksfälle zu einer traurigen Berühmtheit gelangt ist, verdankt seine Bildung einer Reduktion der Kohlensäure durch die glühenden Kohlen beim glimmenden Feuer, also ohne den starken Luftzug, und ließe sich mit geringen Verlusten vollständig aus der Kohle gewinnen. Da es brennbar ist, geschieht bei ihm eine Verbindung mit Sauerstoff leichter und ließe sich also durch diese Vorstufe die Ausnützung der Kohle viel vollkommener erzielen. Doch würden sich die Einrichtungen, welche dieser Umweg in der Verwertung der Kohle bedingen würde, bei der Billigkeit der Kohle nicht lohnen.

Dafür verfolgt die Wissenschaft ein andres Ziel, nämlich durch die direkte Verbindung des Kohlenoxydes mit Sauerstoff eine ausgiebige Quelle für elektrische Kraft zu schaffen und dadurch eine hohe, fast vollkommene Ausnützung der in der Kohle enthaltenen Wärme zu erreichen. Daß diese Entdeckung kommen werde, halten die Gelehrten nur für eine Frage der Zeit.

Es klingt wie eine poesievolle Verheißung, wenn so in Aussicht gestellt wird, daß die Rußplage, die heute den Kummer der Hausfrauen und das Elend vieler Kranken bedingt, welche unter der Verschlechterung der Luft der Städte leiden, verschwinden, und dies nicht nur in den großen Städten eine bessere Luft, freundlicher aussehende Häuser und eine Minderung an Krankheiten, insbesondere der Atmungsorgane bringen, sondern auch den Fabrikbesitzern die Herstellung der mechanischen Kraft verbilligen werde. Doch trotz der Verbilligung wird das Suchen nach Kraftquellen noch mehr gesteigert, weil selbstredend Kraft in immer ausgedehnterem Maße gebraucht wird, je billiger sie ist.

Die elektrischen Induktionsmaschinen und die Transformatoren geben die Mittel an die Hand, jede beliebige Kraftquelle besser auszunützen, weil sie die Fernleitung an den Bestimmungsort erleichtern. Bis jetzt werden nur Wasserkräfte in bescheidenem Umfange ausgenützt und nur mit besonderer Auswahl, wo die Verhältnisse günstig liegen. In besonders unvollkommener Form wird die Kraft des Windes herangezogen und diejenige der Flutwelle ganz außer acht gelassen. Das geschieht in diesem geringen Umfange, weil diese Naturkräfte so launisch sind, daß mit denselben ein geregelter Fabrikbetrieb undenkbar ist. Das würde mit einem Male anders, wenn man Accumulatoren bekäme, die bedeutende Kraftmengen aufzuspeichern vermögen, die in sieben fetten

Wochen gestatteten, auf Lager zu arbeiten, um in sieben mageren den Ueberschuß an Kraft zur Aushilfe abzugeben.

Wohl spricht man heute schon von Accumulatoren, die jedoch im Verhältnis zu den hypothetischen ganz unzulänglich sind, weil die jetzigen elektrischen Accumulatoren im Verhältnis zu dem großen Gewicht der Metallplatten zu wenig Energie ansammeln und die Kraft zu unvollkommen und auf zu kurze Zeit halten, als daß sie den Anforderungen, wie sie oben gedacht sind, genügen könnten. Ja es ist überhaupt fraglich, ob elektrische Accumulatoren in dieser Beziehung je genügen können.

Also muß man Umschau halten, ob dies nicht anders denkbar ist. Die Mittel hierzu sind gegeben in den verflüssigten Gasen und der flüssigen Luft, und so weit muß es kommen, daß man die Kraft in konzentrierter und haltbarer Form auf Flaschen abziehen und nach Gewicht verkaufen kann.

Die Gase hat man schon und die Verfahren, sie zu verflüssigen; aber es fehlt bis jetzt noch die Haltbarkeit der flüssig gemachten.

Ein solches System der Kraftspeicherung wird für eine große Zahl von Fabrikbetrieben nicht mehr die Anhäufung der Arbeiter an den Ort der Kraftquelle nötig machen, es werden die Arbeiter eher wieder dahin verziehen können, wo ihnen angenehmere Wohnungs- und Lebensbedingungen erreichbar sind; sie werden eher wieder eine eigne Scholle erwerben können und wieder mehr Heimatsgefühl gewinnen, als die heute in den Fabrikstädten zusammengedrängten Arbeiter kennen, selbst wenn nur für gewisse Betriebe eine größere Verteilung, eine Rückkehr zu ausgedehnter Hausindustrie möglich ist.

Eine Aufspeicherung der Kraft wird eine große Zahl von Kraftquellen erschließen, die jetzt deswegen unverwertet bleiben, weil an der Stelle der Kraft kein Zweck zur Verwendung ist. Es giebt in den Alpen Hunderte von Wasserläufen, welche durch einen Tunnelbau leicht zu fassen wären und um des großen Gefälles willen gewaltige Kräfte abgeben würden, die aber in dem engen Hochthal zwecklos sind, weil kein Raum für eine Fabrik und keine Mittel da sind, die Kraft an die Orte der Nachfrage zu leiten. Das wird rasch anders werden, wenn man Kraftspeicherungen zu Hilfe nehmen kann. Die Kraft muß in unabhängigerer Form Marktware werden, als es die Fortleitung durch transformierte Ströme gestattet.

Die Folgen, welche solche Kraftspeicherungen für die gesamte Menschheit haben können, sind nicht zu übersehen. Und doch bedeuten die wenigen, die man voraussagen kann, sehr viel. Es wird, wie oben angedeutet, wieder in manchen Betrieben eine Rückkehr zur Hausindustrie oder doch zur Ermöglichung des Wettbewerbes kleinerer Betriebe stattfinden, was gewiß eher eine Gesundung unsrer sozialen Verhältnisse anbahnt als die weitere Ausdehnung der Fabrikanlagen. Dann werden Gegenden zu Wohlstand kommen, die jetzt zu den ärmsten gehören, und wird die Sonne den entlegenen Alpenthälern, wo keine Aehre mehr reift, sondern nur noch bescheidene Gräser zum Blühen und Reifen kommen, eine Quelle des Segens bringen, wenn der Gewinn der Sonnenstrahlen gerechter-

weise verteilt wird und denen zu gute kommt, die dort leben, nicht fern wohnenden Kapitalisten. Vielleicht die größte Aenderung würde sich für die große Politik, das heißt für das Verhältnis der Staaten untereinander ergeben.

Es liegt sehr nahe, daran zu denken, wie übermächtig die Engländer sind, die jetzt sich anschicken, ein kleines Volk zu überwältigen, welches seine Unabhängigkeit bewahren will, und daß sie dies nur thun und wagen dürfen, weil sie zur See die schrankenlose Uebermacht haben. Alle Nationen der zivilisierten Welt empfinden das bittere Unrecht und den grausamen Hohn auf die im gleichen Jahre stattgefundene Friedenskonferenz, die Heuchelei gegenüber dem bedachten Intriguenspiel, das allein darauf zielt, die Holländer Südafrikas mit Gewalt englisch zu lehren und mehr auszubeuten, als ob das englische Weltreich noch nicht groß und reich genug wäre; aber niemand erhebt den Finger, weil keine Nation allein Halt gebieten könnte und ein einiges Vorgehen durch das gegenseitige Mißtrauen verhindert wird.

Es ist wohl ein biologisches Gesetz, daß Nationen, die sich im Besitz einer Uebermacht fühlen, diejenigen unterdrücken wollen, die sich ihnen im Wege befinden; denn dieser Vorgang wiederholt sich in der Weltgeschichte so oft, daß man aus ihr trotz aller Phrasen von der Weltgeschichte als dem Weltgericht leicht hundert Beispiele zusammenstellen könnte, die nach dem Grundsatz verliefen: „Macht geht vor Recht“. Aber seit dem Anfang dieses Jahrhunderts, wo dieser Grundsatz unvergleichlich triumphierte, ist dessen Proklamation nicht wieder so unverhüllt bethätigt worden als in dem Krieg der Amerikaner gegen Spanien und jetzt demjenigen Englands gegen Transvaal. Nicht daß man die Amerikaner tadeln könnte, daß sie der schlechten Regierung Spaniens auf den Antillen ein Ende bereiteten — aber daß sie dem besiegten Gegner trotz des Zugeständnisses im Präliminarfrieden nachträglich die Philippinen abnötigten, weil sie erkannten, daß niemand willens sei, dem abscheulichen Unrecht Halt zu gebieten, ist so recht die Proklamation des Satzes: „Macht geht vor Recht, und Vertragsbruch schadet nicht, wenn man ihn erzwingen kann“. Dieser Krieg hat noch eine andre Thatsache der ganzen Welt zum niederdrückenden Bewußtsein gebracht, an welche außer den fachmännischen Kreisen bis dahin niemand gedacht hatte. Die Erklärung der Kohle als Kriegscontrebande seitens der Vereinigten Staaten und Englands hat selbstverständlich dem letzteren Staate, wegen seines über die ganze Erde verbreiteten Besitzes an Inseln und Kohlenstationen für den Fall eines Krieges eine übermächtige Vorherrschaft zur See geschaffen, die nach dem obigen biologischen Gesetz, welches genau so in der ganzen Tierwelt gilt und deswegen nicht mit Unrecht „brutal“ genannt werden kann, natürlich die Stimmung zeitigte, daß England zugreifen könne, wie es mag und wo es will, weil es wegen der Vorherrschaft zur See sich um keine andre Nation zu kümmern brauche.

Es war zwar schon lange in Deutschland unter den Politikern Grundsatz, es für besser zu erklären, daß die Vorherrschaft zur See bei den Engländern liege, als bei andern Nationen, den Franzosen oder Spaniern, wo sie früher war, weil die Engländer den Grundsatz der Handelsfreiheit hochhalten. Mit

einem gewissen Stolz bezeichnete man häufig in Deutschland die Engländer als Vettern, wird aber besser thun, in Zukunft etwas zurückhaltender zu sein, weil die letzten zehn bis fünfzehn Jahre zur Genüge gezeigt haben, daß diese Gefühle auf der andern Seite des Kanals kein Echo finden; nicht allein, daß jeder Aufschwung Deutschlands mit verhaltener Mißgunst beurteilt wurde, sondern vielmehr weil die übermäßig heftige Stellungnahme weiter Kreise Englands und die bösartigen Drohungen, die auf die bekannte Depesche an den Präsidenten Krüger erfolgten, den Schleier lüfteten über die wahre Gesinnung weiter englischer Kreise, wird man in Deutschland gut thun, dies nie zu vergessen und sich keinen Illusionen hinzugeben, weder in Ueberschätzung der freundlichen Gesinnung befreundeter Nationen, wie dies die Diplomatensprache zu bezeichnen beliebt, noch in Ueberschätzung der eignen Macht. Trotz der Enttäuschungen, welche Deutschland wegen der übelwollenden Gesinnung des offiziellen Englands in den letzten Jahren zu spüren bekam, ist heute, wo die Engländer von den tapferen Holländern Südafrikas wiederholt geschlagen werden, davor zu warnen, die Freude über die Erfolge des kleinen Heldenvolkes zur ungezügelten Schadenfreude gegen die Engländer ausarten zu lassen, die trotz der bereiteten Enttäuschungen ein stammverwandtes Volk und ein Kulturvolk ersten Ranges sind.

Aufgabe und Ziel der Wissenschaft ist es Mittel schaffen, welche die englische Vorherrschaft zur See wesentlich ausgleichen würden, wenn man durch aufgespeicherte Kraft die Schiffe auf Monate hinaus zur Fahrt ausrüsten und sie damit von Kohlenstationen unabhängiger machen könnte.

Diese Vorstellungen und die aus ihnen abgeleiteten Probleme knüpfen immer an die Kohle an, welche der auf uns kommende Rest einer mächtigen Pflanzenwelt ist, deren Gedeihen so gut wie heute an Sonnenschein und Wärme gebunden war.

In Schatten und Kälte wächst nichts, alle Geschöpfe der Erde bedürfen zu ihrem Gedeihen des Lichtes und der Wärme und alle Pflanzen, welche den Menschen und den Tieren zur Nahrung dienen, sind Kinder der Sonne. Auch die Kraftleistungen von Menschen und Tieren sind gebunden an die Nahrungsaufnahme und immer wieder umgewandelte Sonnenwärme, wie selbst alle Wasserkräfte demselben Leben spendenden, Wonne verbreitenden Weltkörper ihr Dasein verdanken.

Sollte es denn nicht im Bereich des menschlichen Könnens liegen, die Sonnenwärme direkt in Energie umzuwandeln und in den Dienst der Menschheit einzuspannen? Indirekt geschieht es schon durch den Landbau, durch die Benützung von Kohle, von Wind und Wasserkraft.

Es ist zu hoffen, daß es direkt gelinge, wenn es auch noch verborgen ist, wie es geschehen soll, weil alle bisherigen Versuche mit thermo-elektrischen Elementen unbefriedigende Ergebnisse hatten.

Wenn hier nur Rücksicht genommen wurde auf die Gewinnung und Umwandlung von Kraft, so geschah es, weil Entdeckungen in der angedeuteten Richtung die ganze Menschheit berühren würden, doch nie mehr in dem Maße, wie die Kraftverwendung im Lauf des 19. Jahrhunderts es schon gethan hat.

Diesen Umwandlungen gegenüber treten die größten Entdeckungen im Gebiet der Elektricität — die Telephonie, die drahtlose Telegraphie, die Röntgenstrahlen-beleuchtung, die neuen Leuchtkörper für elektrisches Licht — an Bedeutung für die Allgemeinheit zurück.

Dagegen sind von der Chemie Erfindungen zu erhoffen, welche den größten Entdeckungen auf dem Gebiet der Physik an die Seite gestellt werden könnten, obschon bei den Problemen der Chemie die Zuversicht im Prophezeien nicht mehr groß ist, da das Erwartete gelingen, aber auch, wo es nicht zu begreifen ist, mißlingen kann.

Die zu erwartenden Entdeckungen können nur die Nahrungsmittel betreffen, das A und O des Lebens und zwar durch Fortschritte der Synthese, das heißt der Bildung von organischen Verbindungen aus einfacheren Atomgruppen.

Wir wollen nur die kühnste Hoffnung herausgreifen.

Die Grundstoffe der Nahrungsmittel sind die Stärke, das Fett und die Eiweißstoffe, und da in den Organismen aus Stärke immer Fett gebildet werden kann, beschränkt sich das Interesse hauptsächlich auf Stärke und Eiweiß. Die Stärke beziehen Menschen und Tiere ausschließlich aus den Pflanzen und bilden sie in ihrem Organismus um wie das Feuer die Kohle, das heißt sie bilden schließlich Kohlensäure und Wasser. Dasselbe geschieht mit den Eiweißstoffen, die Menschen und Tiere nur abbauen und zuletzt in Ammoniak und Kohlensäure verwandeln.

Aber aufbauen möchte man lernen. Stärke und Holzfaser haben genau gleichviel Atome. Dieselben müssen jedoch ganz anders gruppiert sein, denn die Holzfaser oder Cellulose ist kein Nahrungsmittel, kann nie verdaut und verwertet werden.

Ob die Umwandlung der Cellulose in Stärke jemals gelingen wird? Es wäre die allergrößte Entdeckung aller Zeiten.

Ebenso ist es mit dem Eiweiß. Der Stickstoff ist in der Luft in unerschöpflicher Menge vorhanden. Sollte es jemals der Wissenschaft gelingen, diesen irgendwie mit andern Elementen zu binden, mit Wasserstoff oder Kohlenstoff, so würde die ganze Ernährungsfrage in neue Bahnen kommen. Durch die Zeitungen ging die Notiz, daß einem Chemiker eine Cyanverbindung (Kohlenstoff-Stickstoff) aus dem Stickstoff der Luft geglückt sei. Wenn sich dies bewahrheiten sollte, so wäre der erste Schritt gethan.

Wenn hier einzelne Aufgaben der Physik und Chemie erwähnt wurden, welche für die gesamte Menschheit die größte Bedeutung haben, so ist dies nur ein winziger Bruchteil derjenigen, die in scheinbar kleinen Aenderungen der Thatsachen große Folgen haben für die Wissenschaft und die Technik.

Unstreitig haben auch die Fortschritte einer andern Wissenschaft große Bedeutung für die gesamte Menschheit, die der Medizin. Während des ablaufenden Jahrhunderts macht sich in fast allen Kulturstaaten eine Erscheinung geltend, die als selbstverständlich hingenommen wird, nämlich die Bevölkerungszunahme, die schon in vielen Ländern zur Uebervölkerung geführt hat. Es ist unrichtig, daß

dies immer so war, und nachweisbar, daß die Bevölkerung in diesem Jahrhundert in viel stärkerem Maße anwächst als früher.

Es verlohnt sich zu überlegen, woher dieser Unterschied gegen einst kommen kann. Sicher ist es, daß die Befreiung von vielen engherzigen Fesseln, in welche das Volk überall bis zur französischen Revolution geschlagen war, und die riesige Aenderung der Verkehrsverhältnisse eine Besserung in der Lebenshaltung der unteren Klassen gebracht und ihnen die Eheschließung erleichtert hat. Man denke an die Hemmnisse, welche der alte Zunftzwang und das alte Heimatsrecht mit seiner Ehebeschränkung, das eine gewisse Summe als Ausweis von dem Brautpaar verlangte; was das alte Erbrecht auf dem Land, welches dem ältesten Sohn das Gut zusprach und die jüngeren Geschwister nötigte, als Knechte und Mägde im Gut zu bleiben, da eine Auswanderung verpönt oder gar verboten war, der Eheschließung in den Weg legte. Noch ist der Kriege zu gedenken, welche die Ziffer der Toten in die Höhe schnellten und selbstredend die Zahl des Zuwachses minderten.

Ist das alles früher so schlecht gewesen und alles in unserm Jahrhundert so sehr ins Gegenteil verwandelt, daß dies den Unterschied der Bevölkerungsbewegung von einst und jetzt erklären kann?

Das ist nicht der Fall; denn die beschränkenden Gesetze haben zum Beispiel in Deutschland weit in das 19. Jahrhundert hinein bestanden, wo die großartige Volksvermehrung schon jahrzehntelang andauerte. Die Kriege der früheren Zeitalter wurden immer mit kleinen Heeren ausgefochten — sie konnten auf die Bevölkerungsbewegung nur dann Einfluß gewinnen, wenn sie die Ernährungsmöglichkeit des ganzen Volkes beschränkten. Es besteht in dieser Hinsicht eine lehrreiche Zusammenstellung in der „Statistischen Zeitschrift" des Königreichs Bayern aus der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts, in welcher die Geburtenzahl und die Getreidepreise genau parallele Kurven ergaben, also doch wohl die erstere von der letzteren abhängig war.

Daß der Dreißigjährige Krieg und Verwüstungen wie diejenige der Pfalz durch Mélac unter Louis XIV. die Bevölkerung vermindern mußten, ist selbstverständlich, aber damit ist das langsame Ansteigen im 18. Jahrhundert nicht erklärt. Da man damals keine allgemeinen Volkszählungen, sondern nur solche in den Städten, und keine Mortalitätsstatistiken hatte, ist ein Beweis, woher der Unterschied kommt, wohl niemals sicher zu erbringen, aber er kann aus den Städtezählungen doch erkannt werden, da die Chroniken selbst immer die Seuchen als Ursache der großen Rückschläge der Bevölkerungszahl angeben. Die Epidemien, welche in früherer Zeit vorkamen, waren noch mehr schuld an den Rückschlägen der Volkszahl als die Kriege. Die häufigsten Seuchen waren Pest und Blattern, doch kam die Pest im 18. Jahrhundert in Europa nicht mehr vor.

Es kann also die Ursache für den großen Unterschied nur an einer Krankheit liegen, nämlich den Blattern, trotzdem dieselbe fast nie zu einem auffallenden Rückschlag der Bevölkerung führte. Sie hemmte dagegen den Zuwachs, weil sie

im letzten Jahrhundert fast ausschließlich eine Krankheit der Kinder war. Aus der Geschichte einzelner, insbesondere fürstlicher Familien können wir die Tragik und die Folgen dieser Krankheit studieren, weil häufig, wenn eine Epidemie auftrat, ganze Familien ausstarben, indem alle Kinder derselben erlagen.

Warum ist es anders geworden mit der Bevölkerungsbewegung im 19. Jahrhundert? Die Antwort lautet:

Um der allgemeinen obligatorischen Impfung willen.

Als Würgengel der Kinderwelt trat in unserm Jahrhundert die Diphtherie in die Lücke, die jedoch dank dem von Behring eingeführten Heilserum hoffentlich im Laufe der nächsten Decennien ebenso an Gefahr verlieren wird, wie es bei den Pocken durch die Impfung der Fall war. Aber auf diesem Gebiete geht eine große Hoffnung unerfüllt in das nächste Jahrhundert hinüber, die Hoffnung auf ein spezifisches Schutz- und Trutzmittel gegen die Tuberkelbazillen. Dies würde am meisten die Gesamtmenschheit berühren, weil die Tuberkulose unter den Erwachsenen mehr Opfer fordert als alle andern Krankheiten zusammen.

Jetzt sind solche Heilmittel zur Abschwächung und zur Verhütung von bazillären Krankheiten bekannt gegen die Blattern, gegen die Diphtherie, die Wasserscheu, den Starrkrampf und wird eines gegenwärtig versucht gegen die Pest.

Wie werden nun die zu erwartenden Entdeckungen das Leben der Menschheit beeinflussen? Was die Entdecker selbst betrifft, so machen diejenigen, welche mehr um des Gewinnes als der Ehre und des inneren Triebes willen arbeiten, meistens ihre Rechnung falsch. Nicht sie, sondern die Großproduzenten kommen an den gedeckten Tisch zu sitzen. Doch wenn es mit den neuen Entdeckungen so gehen sollte, wie es mit denjenigen des 19. Jahrhunderts gegangen ist, daß einzelne wenige reich und dafür Tausende ärmer werden als bisher, so dürfte die Frage auftauchen, ob es dann nicht besser wäre, das Forschen einzustellen oder zu verbieten. Nur der kurzsichtige Egoismus kann über neue Entdeckungen immer als erstes fragen, ob es mir nützen wird? Alle Erfindungen und Entdeckungen haben bisher Nutzen gebracht und werden auch in Zukunft solchen bringen, zwar nicht allen Menschen und manchem vorübergehend eher Schaden als Nutzen, wie dies mit den Eisenbahnen geschehen ist. Die Gasthofbesitzer an den von den Posten befahrenen Landstraßen haben schwere Verluste gehabt ohne entschädigt zu werden. Aber die Allgemeinheit, der ganze Staat, das ganze Volk haben durch die neuen Verkehrswege einen unvergleichlichen Fortschritt erlebt, und binnen fünfzig Jahren haben sich auch die Verhältnisse längs der verlassenen Poststraßen wieder zum Besseren gehoben.

Wahrscheinlich wird auch die schon begonnene Entwicklung im Sinne einer Hebung der Lebensführung der unteren Klassen anhalten, wenn sie besonnen, in langsamer friedlicher Entwicklung sich vollziehen kann. Und welchen Einfluß wird schließlich die fortschreitende Bevölkerungszunahme ausüben? Auf Deutschland genau denselben, wie sie es in England schon in unserm Jahrhundert that. Es kann die größere Zahl Menschen den Unterhalt nur finden durch die Industrie

und unter der Bedingung des ungehemmten freien Verkehrs auf allen Meeren. Die Industrie aber kann in Deutschland gedeihen und vielen neuen Millionen den Boden für ein glückliches Leben gewähren, wenn der Vorsprung der allgemeinen, weit geförderten Schulbildung Hand in Hand geht mit Arbeitsfreudigkeit, Nüchternheit und Sparsamkeit. Wie alle Umwälzungen der Produktionsweise wird es einigen zu ungewöhnlichem Reichtum verhelfen, wogegen der Lauf der Zeit schon wieder den nivellierenden Ausgleich bringen wird. Aber eines wird trotz aller Veränderungen gleich bleiben, nämlich der Begriff dessen, was man auf Erden als wahres Glück bezeichnen kann. Was auch in dieser Hinsicht an neuen Vorschlägen auftauchen mag, wird doch die Bibel mit ihren Jahrtausende alten ethischen Lehrsätzen an Wert nicht in den Schatten stellen, eine Ueberzeugung, welche der Einblick in das Leben und eine ausgedehnte Kenntnis menschlichen Glücks und Unglücks unwillkürlich aufdrängen.

Es hat noch nie so viele Glückseligkeitsapostel gegeben wie in unserm Jahrhundert, weil erst die französische Revolution diesen Geistern die freie Meinungsäußerung gebracht hat. Während vorher das Privilegium, den Weg zum Glück zu lehren, ausschließlich bei der Kirche war, die in allen Konfessionen darin übereinstimmte, daß die allgemeinen ethischen Grundsätze als Weg zum Glück gelehrt wurden. Wer nun glaubt, daß dieser Weg in einer neuen Zeit im geringsten anders führe, befindet sich ebenso im Irrtum als die Jugend, die vor hundert Jahren um die Freiheitsbäume tanzte. Viele bejubelten die neue Zeit, als ob ein zweites Paradies in Aussicht stände, und als der Rausch vergangen war, reifte das Korn nicht früher als vorher und kam das Brot nur auf den Tisch, nachdem es im Schweiße des Angesichtes verdient war. Die größere Freiheit der Individuen und der gesicherte Rechtsschutz räumten Hemmnisse des Erwerbes weg, schufen aber noch nicht mehr Mittel zum Glück.

Wenn wir uns überlegen, was in unsrer Zeit als Weg zum Glück gelehrt wird, so muß neben vielen Verkehrtheiten, die auftauchen und die man ob ihrer Harmlosigkeit mit Lächeln übergehen kann, eine als sehr ernst aufgefaßt werden, die Verkehrtheit, welche die Zerstörung des bisher Bestandenen als die alleinige Möglichkeit hinstellt, der Mehrzahl der Menschen auf Erden zu einem glücklichen Dasein zu verhelfen. Die Zerstörung ist stets ein schlechter Anfang gewesen, um Menschenglück aufzubauen. Und was wollen denn die sozialdemokratischen Führer andres als die Zerstörung, wenn sie immer den großen „Kladderadatsch“ als Zukunftsmusik im Munde führen?

Wenn die Arbeiter danach streben, ihre Lage zu verbessern, so werden sie darin bei den nicht unmittelbar beteiligten Klassen der Bevölkerung viel eher Beachtung und Unterstützung finden bei sachlicher Begründung als mit der rohen Drohung, die jetzt in mehr oder weniger verhüllter Form oft ausgesprochen wird. Das Drohen erweckt beim bedrohten Teil durchweg den Gegensatz, den Widerspruch, den Widerstand, und bringt ihm Bundesgenossen, die sonst nicht zu ihm halten würden. Das ist in der letzten Zeit fast ebenso oft geschehen, als bei den Lohnstreiks die Drohungen begannen. Revolutionär ist ja die sozialdemokratische Lehre

des Lassalle und Marx von Grund aus und ihrem ganzen Wesen nach, aber das Ausführbare, was bei aller Verkehrtheit in diesen Lehren steckt, kann nur dann zum Wohl der Arbeiter zur Geltung kommen, wenn es keine Revolution giebt. Die revolutionären, das heißt umstürzlerischen Ideen, welche von den Parteigründern aufgestellt wurden, haben stückweise bei Leuten Anklang gefunden, die sich höchlichst darüber entsetzen würden, wenn man sie für revolutionär hielte, die sich im Gegenteil zu den konservativen Stützen des Staates zählen und nur eine einzige Verbesserung am Bestehenden wünschen. Das dürfen sich viele Reformlustige ernst überlegen.

Die Verbesserungswünsche rütteln zumeist an den Grundsätzen, die über Besitz und dessen Rechte und Pflichten und zweitens über Ehe, Erbe und das Verhältnis der beiden Geschlechter bestehen.

Der eine will alle, das heißt seine Steuern den Reichen oder Reicheren aufhalsen und sich selbst entlasten lassen, einem andern entspricht die Ehe nicht, er predigt den freien Vertrag. Natürlich wollen solche Verbesserer, die nichts zu erben haben, das Erbrecht abschaffen oder einschränken und den Staat zum Verschlucken einladen, und alle Frauen oder Jungfrauen, die mit der bisherigen Weltordnung ihre Rechnung auf Glück nicht gefunden haben, wollen es die Männer tutti quanti entgelten lassen. Man kann ganz getrost in das neue Jahrhundert hineinleben, unbesorgt um solche kurzsichtige Weltverbesserungspläne; denn sie werden alle unerfüllt bleiben, soweit sie von den wesentlichen sittlichen Grundlagen abweichen.

Es werden im neuen Jahrhundert politische Aenderungen, Hebungen der Völker und Besserstellung einzelner Individuen kommen; das jedoch, was die Menschen zum irdischen Glück führen kann, Gesundheit, das tägliche Brot und Liebe, die uneigennützige, opferfreudige Liebe der Eltern zu Kindern, die allein am Sein und Gedeihen derselben in körperlicher und sittlicher Entwicklung ihren Lohn erhofft, und die Liebe der Gatten, welche das gemeinsame Lebensziel zusammenkittet, das wird gleich bleiben, wie vor Jahrtausenden, und wird der Weg zum Glück für die einzelnen Menschen wie für ganze Völker in kürzester Form heißen: ernste Befolgung der uralten ethischen Gesetze im weitesten Sinn.

Erinnerungen an Pasteur.

Von

Dr. J. Héricourt.

An den Herausgeber der „Deutschen Revue“.

Verehrter Herr!

Sie haben mich gebeten, Ihnen einige persönliche Erinnerungen an Pasteur zu geben.

Obwohl diese Erinnerungen für mich äußerst schmerzhaft sind, mußte mir doch Ihr Wunsch eine Pflicht auferlegen, denn ein Schüler und Freund Pasteurs hat nicht das Recht, es von sich abzulehnen, zur weiteren Kenntnis eines derartigen Meisters beizutragen und sein Andenken zu einem stets ehrenvolleren zu gestalten, wenn die Gelegenheit sich dazu darbietet.

*

Pasteur starb am 28. September 1895 auf der Domäne Villeneuve-l'Etang, die der Staat ihm anläßlich seiner Untersuchungen über die Hundswut zur Verfügung gestellt hatte. Dort wurden die umfassenden Hundeställe errichtet, welche die zu den Versuchen bestimmten Tiere aufnehmen sollten, Tiere, deren Nachbarschaft Schrecken einflößte, und die man darum von allem bewohnten Lande absondern mußte.

Diese Domäne, im Umfang von mehreren Hektar, war zu einem derartigen Zwecke sehr geeignet. Am Ende des Parks von Saint Cloud gelegen — in der Nähe des Bahnhofs von Garches --, mit Mauern eingefriedigt, von einem Bach durchflossen und mit hundertjährigen Bäumen bestanden, umschloß sie die Ruinen eines kleinen Schlosses, das, um nicht über das gegenwärtige Jahrhundert hinauszugehen, der Herzogin von Angoulême gehört hatte. Nach der Revolution von 1830 wurde das Schlößchen von dem Herzog von Decazes angekauft, der es zu Beginn des zweiten Kaiserreichs an Napoleon III. verkaufte. Der Kaiser liebte diese diskrete Erweiterung des Palais von Saint Cloud. Aber nach dem Kriege waren Schloß und Nebengebäude in einem so kläglichen Zustande, daß alles in Verfall geriet.

Diese Domäne war vor fünfzehn Jahren durch ein Gesetz zum Laboratorium für Pasteur bestimmt worden. Die Nebengebäude, die der Umgebung des Kaisers und namentlich seinem Gefolge von Hundesgnaden zur Unterkunft gedient hatten, wurden damals wieder neu hergerichtet, und während die Pferdeställe in bequeme Hundeställe umgewandelt wurden, wurden die Räume des ersten Stockwerks zu einer bescheidenen Wohnung für Pasteur und seine Gattin eingerichtet, die dort regelmäßig mit ihrem Schwiegersohn und ihrer Tochter, Herrn und Frau

Vallery-Radot, sowie den beiden kleinen Kindern, Camille und Louis Pasteur-Vallery-Radot, den Sommer verbrachten.

Im Jahr 1892, als ich selbst meinen Sommeraufenthalt in Garches, einige hundert Meter von Villeneuve-l'Etang, genommen hatte, begannen für mich die mir unvergeßlichen nachbarlichen Beziehungen zu Pasteur und seiner liebenswürdigen Familie. Meine beiden Söhne Charles und Georges, im Alter von sechs und vier Jahren, hatten ihrerseits in dem jungen Louis Pasteur-Vallery-Radot — allgemein nur „Loulou“ genannt —, der einige Monate älter als mein ältester Sohn war, ihren besten Spielkameraden gefunden. Die junge Camille, die damals in ihr dreizehntes Jahr ging, war ein entzückendes Persönchen, etwas melancholisch, mit Vorliebe unter den hohen Bäumen lesend, in reizender, origineller Weise bereits sehr ausgereifte Gedanken mit erstaunlicher stilistischer Fertigkeit und Gewandtheit dem Papier anvertrauend und damals schon von einer schwärmerischen Leidenschaft für Johanna von Arc ergriffen, deren Geschichte sie fünf Jahre später so ergreifend darstellen sollte.

Unter den Bewohnern von Villeneuve darf einer nicht vergessen werden, ein junger Bursche, dessen Andenken erhalten zu werden verdient. Es war Jupille, der kleine Hirtenknabe aus dem Jura, der im Jahre 1885 nach Joseph Meister der erste gewesen war, der die Impfung gegen die Tollwut erhalten hatte.

Alle Welt kennt die Geschichte dieses mutigen Burschen. Als er seine Herde auf einer Wiese bei Villers-Farlay weidete, sah er einen tollen Hund auf eine Gruppe von Kindern losstürzen, die einige Schritte weiter spielten. Jupille wirft sich mit seiner Peitsche dem Hunde entgegen. Die Kinder ergreifen die Flucht. Der Hund wendet sich gegen Jupille. Es entspinnt sich ein schrecklicher Kampf. Jupille bringt es fertig, mit seiner Rechten seine von den Hauern des Hundes ergriffene Linke freizumachen, dann gelingt es ihm, den Hund mit sich fortschleppend, mit seiner Peitschenschnur dessen Schnauze zusammenzubinden, und endlich ergreift er einen seiner Holzschuhe und giebt damit dem Tier damit den Rest.

Dieser junge Hirte, dem sein Ruhm nicht zu Kopf gestiegen war, war nun Stallbursche zu Villeneuve-l'Etang geworden. Man sah ihn dort die Pferde zur Tränke und die Kühe zur Weide führen. Es war jedenfalls ein eigentümliches Schauspiel, einen Bauernburschen vor sich zu haben, dessen Standbild in Bronze gegossen worden war, denn die Statue Jupilles, wie er den tollen Hund bezwingt, erhebt sich inmitten des Ehrenhofs im Institut Pasteur in Paris.

In dieser sehr einfachen Umgebung, in der er sich, mitten auf dem Lande und sich seiner vollen Ruhe erfreuend, angesichts der Ställe voll Meerschweinchen und Kaninchen in sein Laboratorium zurückversetzt denken konnte, verbrachte Pasteur seinen letzten Sommer.

Hier erfreute er sich aber im höchsten Maße der Liebe und Verehrung, die ihm seine Kinder und Enkel entgegenbrachten im Vereine mit zahlreichen Schülern und Freunden, die namentlich des Sonntags kamen, um ihm ihre Er-

gebenheit zu bezeigen und zugleich Nachrichten über die Laboratorien in der Rue Dutot zu bringen.

In den vier letzten Jahren seines Lebens arbeitete Pasteur nicht mehr, doch verfolgte er mit größter Aufmerksamkeit die wissenschaftlichen Angelegenheiten, und der geringste Arbeiter war sicher, an ihm den aufmerksamsten Zuhörer zu finden, wenn es etwas über Versuche und neue Forschungen zu berichten gab.

Trotz der sichtlichen Fortschritte, welche damals sein Uebel gemacht hatte, war der Geist des Meisters vollkommen klar geblieben. Man weiß, daß Pasteur im Oktober 1868, also einundzwanzig Jahre vor jener Zeit, gelegentlich seiner berühmten Untersuchungen über Seidenwürmer, von einer halbseitigen Lähmung befallen worden war. Er war damals dem Tode nahe gewesen. Aber der Geist, der seinen Körper so sehr in der Gewalt hatte, sollte zum größten Heile der Wissenschaft und der Menschheit über das Uebel triumphieren. Gleichwohl hat Pasteur, an der linken Körperseite gelähmt, nie den vollkommenen Gebrauch seiner Gliedmaßen wiedergefunden. Man sah ihn daher mit dem Schritt eines Verwundeten — aber eines glorreich Verwundeten — auf den Arm seiner Gattin, was am häufigsten vorkam, oder auf den eines zum Besuch gekommenen Schülers gestützt, in den Alleen von Villeneuve einher wandeln, um sich von seiner Wohnung nach einem Rasenplatz zu begeben, wo sich unter einer mächtigen Buche einige ländliche Sitze zurechtgemacht fanden.

Dort ging man hin, um dem Meister verehrungsvoll die Hand zu drücken, und dort fand man bei ihm die stets aufrichtig herzliche und liebevolle Aufnahme, die den Besuchen von Villeneuve einen mit einer wirklichen Gemütserregung verbundenen Reiz verlieh.

Stets mit einem schwarzen Rock bekleidet, auf dem Kopfe das graue Käppchen, das durch seine Bilder populär geworden ist, und in seinem ganzen Anzuge die liebevolle Sorgfalt verratend, die Frau und Tochter ihm widmeten, streckte Pasteur dem Besucher seine Hand entgegen, und seine Augen drückten dann mit auffallender Lebhaftigkeit das Vergnügen aus, das er empfand, und das sein etwas verlegenes Wort nur langsam und mühevoll zum Ausdruck bringen konnte.

Mit jedem wußte er von dem zu reden, was ihn besonders interessierte, und wenn der Gegenstand ihn näher berührte, dann belebte sich auch sein Wort und nahm unter der Macht des Gedankens eine unerwartete Wärme an.

Ich erinnere mich, daß er sich gelegentlich eines in der „Revue scientifique“ erschienenen Artikels, dessen Verfasser über eine der Studien des Meisters nicht ganz zutreffend berichtet hatte, mit einem Eifer, den seine ihm jede Aufregung zu ersparen bestrebte Umgebung ganz besorgt machte, herbeiließ, mir einen ganz wunderbaren Vortrag zu halten, einen Vortrag, wie ich ihn fesselnder noch nicht gehört hatte. Und doch handelte es sich um einen Gegenstand, wie er abstrakter nicht zu denken war, über die Frage der molekularen Dissymetrie. Mit großer Energie konstatierte Pasteur, daß es noch niemals gelungen sei, seine Behauptung, bezüglich der synthetisch im Laboratorium bewirkten Herstellung von Körpern, die

auf das polemisierte Licht reagieren, zu widerlegen, einer Herstellung, die er für das Charakteristische des Mikrobenlebens hielt.

Aber neben dem großen Genie, dessen letztes Aufleuchten man bewunderte, fand man den durch und durch guten, stets hilfsbereiten Menschen, der sich auch für die geringfügigsten Gegenstände interessierte. Gleich Victor Hugo war er vor allem ein unvergleichlicher Großvater; und seine kleinen Enkelchen waren vielleicht das, was er von allem an ihn Herantretenden am meisten liebte. Er war für sie unablässig besorgt, mögliche Unglücksfälle befürchtend und in dieser Hinsicht die umständlichsten Vorschriften machend. „Loulou“ brauchte ihm nur etwas lange aus dem Gesichtskreise zu bleiben, dann sah man ihn sofort unruhig werden, und da er stets fürchtete, es sei irgend ein Unglück passiert, das man ihm verbergen wolle, wich seine Besorgnis erst, wenn „Loulou“ sich ihm wieder persönlich vorstellte. Denn „Loulou“ war ein Wagehals; er liebte es, auf den großen Hunden zu reiten, er that oft furchtbar gefährlich auf seinem kleinen Dreirad, die Bäume und die Schaukel führten ihn mehr in Versuchung als gut war, und Großvater zitterte oft. Aber „Loulou“ fürchtete nichts so sehr, als dem Großvater Kummer zu bereiten, und wenn er sich seinen tollen Launen überließ, geschah das immer möglichst so, daß dieser nichts davon merkte.

Der Sommer 1895 hatte in das gewohnte Treiben von Villeneuve-l'Etang, innerhalb dessen Pasteur und die Seinen sich so wohl fühlten, einige Veränderungen gebracht, und die Lebensgewohnheiten, mit denen man so rasch verwächst, waren einigermaßen gestört worden.

Man war damals in voller Thätigkeit begriffen, die gegen die Diphtheritis gerichtete Serotherapie in die Praxis einzuführen, und um dem Bedürfnisse von Paris oder vielmehr dem ganz Frankreichs zu genügen, hatte man die ehemaligen Stallungen der Hundertgarden wieder mit Pferden bevölkern müssen. Da diese aber noch nicht ausreichten, hatte man mit der Errichtung von neuen Baulichkeiten begonnen, die etwa hundert Pferden zur Gewinnung des Serums Unterkunft gewähren sollten.

Bis zur Fertigstellung der neuen Stallungen aber wurden die Pferde auf den schönen Rasenplätzen des Parks untergebracht, und nun hörte man nichts mehr als Pferdegewieher und begegnete allenthalben nur noch Futter- und Düngerfuhren und Zügen zur Tränke und atmete in der Luft den penetranten Geruch ein, der den Reiz des gestern noch so ruhigen, so einsamen und so erquickenden Aufenthaltsortes ganz und gar verändert hatte.

Selbst nachts konnte es den Gästen von Villeneuve nicht entgehen, daß ihnen die im Dienste der Serotherapie stehende Kavallerie über den Hals gekommen war, denn die Kämpfe zwischen den Pferden nahmen kein Ende, und von den Ställen her tönten weithin die Huftritte und weckten Pasteur aus seinem leichten Schlummer auf.

Es war jedem klar, daß man es in einer derartigen Umgebung nicht aushalten konnte, und man sprach schon von der Wahl eines neuen Rückzugsortes für das nächste Jahr. Gewiß, man würde untröstlich darüber sein, die schönen

Bäume von Villeneuve zu verlassen, unter denen Camille Vallery-Radot in den Erinnerungen an Johanna von Arc geschwärmt hatte, aber schließlich wich man der Wissenschaft und ihrer erfolgreichen Verwendung im Leben, und das war immer doch ein tröstender Gedanke. Pasteur wich schließlich nur den Konsequenzen seines Genies.

Aber eine weit schmerzlichere Veränderung noch sollte die Gäste von Villeneuve betrüben; denn mit Pasteur selbst ging im Jahr 1895 ein großer Wechsel vor. Seit dem Sommer des vorangegangenen Jahres war er stark gealtert, hatte er bedeutend abgenommen. Die Lähmung war fortgeschritten; er schleppte sein linkes Bein nur noch mühsam nach, und auch das rechte begann seinen Dienst zu versagen; das Sprechen verursachte ihm derartige Mühe, daß man ihn kaum verstand, wenn er seinen Besuchern den Willkommgruß bot. Dann litt er an einer offenen Wunde am linken Fuß und wurde oft von Schwächeanfällen befallen, infolge eines schon von längerer Zeit her datierenden Nierenleidens.

Bei diesem Anlaß muß bemerkt werden, daß Pasteur ärztlich so schlecht beraten war, wie wohl nur irgend jemand auf der Welt. Eigentlich war er es gar nicht, weil er mit zu vielen Aerzten verkehrte, die seine Freunde waren. Der Reihe nach kam jeder von ihnen einmal, gab einen Rat und verschrieb etwas. Fiel unvorhergesehen einmal etwas vor, so holte man rasch den Arzt von Garches; einige Stunden darauf kam dann der Besuch von Grancher, von Roux oder von Chantemesse und brachte eine neue Verordnung. In Wirklichkeit aber bekümmerte sich niemand gründlich um Pasteur, der aus Zartgefühl — denn das war einer der hervorstechendsten Züge in seinem Charakter — niemals die Auswahl aus einem Kreise von Freunden treffen wollte, um keinen zu verletzen.

In den letzten Tagen des Juli brachte ein Unfall, der „Loulou“ betroffen, neuen Kummer. „Loulou“ war beim Turnen im Park vom Reck gestürzt, sehr unglücklich, und hatte sich das linke Handgelenk gebrochen. Gewiß, die Sache war nicht von sonderlicher Bedeutung, aber zunächst herrschte in der ganzen Familie große Bestürzung, denn man mußte um jeden Preis den Vorfall vor Pasteur geheimhalten, der bei seiner krankhaften und übertriebenen Reizbarkeit nicht ohne Gefahr davon hätte vernehmen können.

Um ihn nichts merken zu lassen, bedurfte es einer ganzen Reihe besonderer Kunstgriffe. „Loulou“ erwies sich als ein wahres Erfindergenie, um sich stets in der Nähe seines Großvaters zu befinden, mit ihm zu plaudern, ihn zu berühren, ihn zu umarmen, ohne je seinen verschienten Arm sehen zu lassen. „Loulou“ vervielfältigte sich, aber stets unter dem gleichen Gesichtswinkel, von derselben Seite.

Ich brauche nicht zu sagen, welchen wunderbaren Mut dieses Kind in den ersten Tagen entfalten mußte, um stets ein lächelndes Gesicht zu zeigen, zum Beispiel bei Tische, als sein gebrochenes Aermchen ihm die furchtbarsten Schmerzen bereitete. Aber um seinem Großvater einen Kummer zu ersparen, hätte das kleine Kerlchen sich bei lebendigem Leibe verbrennen lassen.

Merkte Pasteur denn gar nichts? Wir glauben es nicht. Seine Blicke richteten sich äußerst ängstlich und zärtlich auf „Loulou“ und augenscheinlich war er bei seinen Liebkosungen weniger neugierig als gewöhnlich. Was für ein Gefühl hielt ihn dann aber in der Unwissenheit, in der man ihn lassen wollte? Fürchtete er, es werde ihm zu leid thun, wenn er die Wahrheit erfahre, und wollte er sich lieber an dem Anscheine des normalen Zustandes erfreuen, den man ihm mit so viel Kunst vortäuschte? Die Erklärung dieses kleinen, gewiß recht betrübenden häuslichen Dramas umschließt ein psychologisches Problem, an dessen Lösung die zarten Seelen sich wagen mögen, die sich nur unter sich verstehen.

So verging denn in trauriger und unruhevoller Stimmung der Sommer des Jahres 1895, und so nahte der Namenstag Pasteurs heran. Alljährlich wurde dieser Tag von den Enkeln des Gelehrten mit irgend einer Feier begangen, und vier Wochen zuvor schon bereiteten diese mit großer Geschäftigkeit und im tiefsten Geheimnis die „Ueberraschungen“ dafür vor.

In diesem Jahre hatte man außer den von Camille und „Loulou“ in Aussicht genommenen kleinen Scenen einen Vortrag der „Petits Héricourts“ angesetzt. Meine Söhne spielten beide Violine, und da sie den Unterricht mit dem fünften Jahre begonnen hatten und sie begabt waren — namentlich der ältere, Charles —, so durfte man wohl daran denken, sie bei einem so wichtigen Anlaß auftreten zu lassen. Es wurde daher beschlossen, daß die beiden kleinen Héricourt ihre Geigen mitbringen und Pasteur mit einer Morgenmusik, einem Duo, begrüßen sollten.

Der Vortrag des besagten Duo fand unter der großen Buche statt, unter deren Laubdach wir uns zu versammeln pflegten, und meine beiden kleinen Kerlchen zogen sich durch ihren lebhaften Vortrag und ihr leidlich gutes Zusammenspiel ganz artig aus der Sache.

Pasteur verlor jedenfalls keine Note von ihrem Spiel, und sein Kopfnicken und der Ausdruck seiner weit geöffneten Augen zeugten von dem regen Interesse, das er an dem Vortrag nahm. Als meine Kleinen geendet hatten, breitete er ihnen seine Arme entgegen und drückte sie weinend an sein Herz.

Es war das letzte Mal, daß ich Pasteur sehen sollte. Seither habe ich auch meinen ältesten Sohn verloren, Charles, den kleinen Geigenspieler, der dem großen Gelehrten seinen letzten musikalischen Genuß verschafft und ihm seine letzten Thränen entlockt hatte!

Darum sind diese letzten Erinnerungen so schmerzhaft für mich.

Um die Mitte September trat nochmals eine Verschlimmerung in dem Befinden Pasteurs ein. Das Herz verlangsamte entschieden seine Bewegungen, die Füße schwollen an, die Beklemmungen nahmen zu, die Nächte verliefen schlaflos, und der teure Kranke nahm keine Nahrung mehr zu sich. Die Spaziergänge hörten auf, und die große Buche sollte den großen Gelehrten nicht mehr unter ihrem Schatten empfangen.

Die Symptome verschlimmerten sich bald. Das Herz stellte seine Thätigkeit

ein, und nach einem schmerzhaften Todeskampfe, der beinahe zwei Stunden dauerte, verschied Pasteur am 28. September.

„Loulou“ wollte mehrere Tage kein Essen zu sich nehmen. Er blieb traurig und schweigsam, und wenn er auch auf das traurige Ereignis nicht anspielte, dachte er doch immer daran; man befürchtete, er werde ernsthaft krank werden.

In Villeneuve-l'Etang, nunmehr Aufenthaltsort der zahlreichen Pferde, die für die kleinen Diphtheritiskranken ihr Blut hergeben und uns zu dem Schutzmittel gegen die uns bedrohende Pest verhelfen, hat man in pietätvoller Erinnerung das kleine Zimmerchen, in dem Pasteur den Geist aufgegeben, so belassen, wie es sich im Augenblick des Todes befand.

Ich glaube aber, unter allen den Erinnerungen, mit denen die Familie des großen Gelehrten einen wahren Kult treibt, kommt nach den Bildern der wissenschaftlichen Kämpfe und Siege und nach dem des unvergeßlichen Tages der Apotheose in der Sorbonne, an welchem Pasteur noch bei Lebzeiten am 27. Dezember 1892 unter die Unsterblichen versetzt wurde, als liebstes und nachhaltigstes Gedenken immer noch dasjenige an die schönen Tage, die unter der Buche des Parks von Villeneuve-l'Etang verbracht wurden.

Die Glücksbilanz der Gesittung.

Von

Max Nordau.

I.

Unzählige Leute, Berufene und Unberufene, Kurz- und Weitsichtige, werden sich gedrängt fühlen, einen Rückblick über das ausgehende Jahrhundert zu werfen, sein Ende mit seinem Beginne zu vergleichen, sein Inhaltsverzeichnis zusammenzustellen, sein Sachregister aus den verschiedensten Gesichtspunkten zu bearbeiten. An tausend Strängen werden beflissene Glöckner ziehen, um den scheidenden und den kommenden Zeitabschnitt aus- und einzuläuten. Es wird ein Schallen und Dröhnen erklingen, daß den Hörern die Ohren gellen und die Köpfe brummen werden. Es ist unvermeidlich, daß bei der Breite dieses Uebersichtschrifttums sehr viel Minderwertiges, sehr viel Wiederholung und Nachdrusch mitrollen wird. Es ist berechtigt und nützlich, daß die Menschheit Gelegenheiten wahrnehme, sich auf sich selbst zu besinnen, sich über das Woher und Wohin ihres häufig gewundenen Entwicklungsganges Klarheit zu verschaffen. Aber die bei solcher Selbsteinkehr gewonnene Erkenntnis wird um so rascher Gemeinplatz, je eigenartiger und überraschender sie ursprünglich war, und der

Augenblick säumt nicht, wo den Leser ein stilles Grauen erfaßt, wenn er nur das Wort Jahrhundert in einem Buchtitel oder der Ueberschrift eines Aufsatzes erblickt. Man wird deshalb aus Geschmacksgründen gern vermeiden, zur erwarteten Ueberfülle säkularer Betrachtungen auch selbst beizutragen, man hätte denn einen Punkt zu beleuchten, den die andern Lichtanstecker dunkel gelassen haben.

Ein solcher Punkt scheint mir das Verhältnis des Glücks, richtiger der Glücksempfindung der gesitteten Menschheit zu ihrem Fortschritt zu sein.

Ich mache keinen Unterschied zwischen geistigem und materiellem Fortschritte, denn das sind keine zwei verschiedenen Dinge, sondern verschiedene Anblicke desselben Dinges. Alle Aenderungen in der Welt des Stoffes sind die Wirkung von Entdeckungen und Erfindungen, diese aber sind geistiger Natur. Es ist also nicht möglich, daß sich stofflicher Fortschritt vollziehe, ohne daß ihn geistiger verursacht habe, und daß geistiger Fortschritt stattfinde, ohne daß ihm materieller als Nutzanwendung und Probe auf die Rechnung folge.

Alle Jahrhundertübersichten werden nun notwendig ein Lob- und Freudenhymnus auf den Fortschritt sein.

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige,
Stehst du an des Jahrhunderts Neige ...“

Das Hochgefühl des Stolzes hat seine volle Berechtigung. Es giebt in der Geschichte der Menschheit kein Jahrhundert, das diese auch nur annähernd um ein so gewaltiges Stück vorwärts gebracht hätte wie das neunzehnte. Die Aufzählung aller Errungenschaften kann ich mir ersparen. Sie bildet den eisernen Bestand des Rückschauschrifttums und ist jedem Gebildeten geläufig. Die Erkenntnis hat sich ungeheuer erweitert, und um sie noch immer gering zu finden, muß man sich schon auf den höchsten, den Sirius-, den Unendlichkeitsstandpunkt stellen. Nur von dort herab darf man mit düsterm Baß das trostlose „Ignorabimus“ Du Bois-Reymonds rufen, das wohl nur für die letzte Ursache gilt. Bis zu diesem äußersten Reiseziel des Menschengeistes dehnt sich aber eine unabsehbare Wegeslänge, und davon haben wir denn doch eine sehr stattliche, sehr befriedigende Anzahl Meilenstrecken zurückgelegt.

Die Eroberungen der Wissenschaft leugnet nur der Unwissende. Von ihrem Bankbruche spricht nur derjenige, der bei ihr nie ein Guthaben besessen hat. Eine andre Frage ist es schon, ob die sittliche Entwicklung mit der geistigen Schritt gehalten hat, ob die Menschen und Völker in dem Maße besser und gerechter geworden sind, indem sie kenntnisreicher wurden. Aber diese Frage, mit der die größten Geister sich angstvoll beschäftigt und die sie verschieden beantwortet haben, will ich hier nicht behandeln. Was ich untersuchen möchte, das ist etwas andres.

Vor hundert Jahren reisten die Menschen in rumpeligen Postchaisen, heute reisen sie in Salonwagen der Blitzzüge; auf eine Anfrage nach Amerika erhielt man die Antwort in sechs bis acht Monaten, heute erhält man sie in einer halben Stunde; man ist von der Argandlampe zum elektrischen Licht, vom Feuerstein

zum Streichholz, von der Grobschmiede zum Hunderttonnen-Dampfhammer, vom Cartwright- zum Schönherr-Webstuhl vorgeschritten und so weiter; aber sind die Menschen heute glücklicher, fühlen sie sich glücklicher als vor einem Jahrhundert?

Dünkelhafte Schöngeisterei, die sich für vornehm und tiefsinnig hält, wird diese Frage banausisch finden. „Der Philister fühlt sich glücklich, wenn er sich den Wanst mit dicken Erbsen und Pökelfleisch gefüllt hat, gutes Bier dazu trinkt und eine Pfeife raucht. Soll man danach den Wert der edelsten Anstrengungen des Menschengeistes bemessen? Was liegt daran, wie eine neue Eroberung der Wissenschaft auf die gemeine Menge wirkt, wie sie sich mit ihr abfindet? Nach dem bekannten Witzwort Börnes zittern alle Ochsen, wenn eine neue Wahrheit gefunden wird, seit Pythagoras in freudiger Dankbarkeit für die Entdeckung seines Lehrsatzes eine Hekatombe schlachtete. Soll das Zittern der Ochsen unsre Genugthuung über Wahrheitsfunde beeinträchtigen?“

Das klingt überzeugend, es ist jedoch oberflächlich. Dem Fortschritt liegt das Nützlichkeitsprinzip zu Grunde; nicht bloß in der Menschheit, sondern in der ganzen belebten Natur, im ganzen Weltall. Erkenntnis ist nicht Selbstzweck, ihr Zweck ist Besserung der Lebensbedingungen des Menschen. Die Quelle aller Bemühungen des Geistes, sich selbst und seine Umschicht besser zu verstehen, ist irgend ein organisches Bedürfnis. Erreicht der Geist eine höhere Entwicklungsstufe, so verdunkelt sich ihm manchmal dieses einfache Verhältnis von Ursache und Wirkung; er giebt sich der Selbsttäuschung hin, daß er nur aus edler, selbstloser Wißbegierde sinnt und forscht, daß er nur der abstrakten Wahrheit dient, daß kein andrer Drang ihn stachelt als Wissensdurst, daß er keine andre Befriedigung sucht, als durch Erweiterung und Vertiefung seiner Einsicht gottähnlicher zu werden. Die Wahrheit ist jedoch, daß selbst die höchste Form des Forschertriebes, wenn man sie bis auf ihre Wurzeln zurückverfolgt, zuletzt auf ein vom Leibe empfundenes Bedürfnis hinabführt, das Befriedigung fordert, den Geist in einer gegebenen Richtung polarisiert, das Bewußtsein zur Aufmerksamkeit zwingt und so lange auf Anstrengungen besteht, bis es in irgend einer Weise gestillt ist.

Der Kampf eines jeden Lebewesens gegen die zerstörenden Kräfte der Natur wird mit einer einzigen Waffe geführt: der Anpassung. Durch sie werden jene Lebenzerstörer zu Lebenerhaltern. Erkenntnis nun ist eine Form der Anpassung, ihre vornehmste, geistigste und darum allgemeinste, umfassendste, wirksamste. Denn Erkenntnis lehrt die Welterscheinung und ihre Gesetze immer besser begreifen; hochtrabend könnte dies so ausgedrückt werden, daß sie Herrschaft über die Natur verleiht, das Bewußtsein ungeheuer erweitert und ihm die Vorstellung des Weltalls zum Inhalt giebt; schlicht biologisch heißt dies, daß sie dem Wissenden ermöglicht, unmittelbar und mittelbar Schädlichkeiten zu vermeiden, förderliche Verhältnisse zu schaffen oder aufzusuchen, also im weitesten Sinne: sich anzupassen.

Subjektiv wird der Trieb, Schädlichkeiten zu meiden, nützliche Verhältnisse

aufzusuchen, als Scheu vor Unlustgefühlen, als Verlangen nach Lustgefühlen empfunden. Hat die Erkenntnis den Zweck, dem Individuum bessere Lebensbedingungen zu sichern, so kann sie nach diesem Satze einen solchen Zweck nicht erfüllen, ohne die Summe seiner Lustgefühle zu vermehren. Wenn die Erfahrung nun aber lehren würde, daß der Fortschritt, der, wie wir gesehen haben, dasselbe ist wie die Erweiterung der Erkenntnis, die Lustgefühle der Menschen, die sich zur Glücksempfindung summieren, nicht vermehrt, daß er sie vielleicht sogar vermindert hat, so würde sich eine Reihe verwirrender Fragen vor uns aufrichten.

Sind alle Thatsachen, die die verschiedenen Wissenschaften im Laufe des Jahrhunderts sichergestellt zu haben glauben, keine Wahrheiten, sondern Irrtümer? Haben wir an Erkenntnis nicht gewonnen, sondern verloren? Es giebt Mystiker, die es behaupten. Aber die Behauptung ist offenbar absurd, denn die zahlreichen Erfindungen, die den Anblick des Lebens umgestaltet haben, sind der greifbare Beweis der Richtigkeit der wissenschaftlichen Entdeckungen, deren stofflicher Ausdruck sie sind.

Ist der Fortschritt keine Verirrung, sondern bewegt er sich auf der Bahn der Wahrheit, so sollen wir dann etwa annehmen, daß er entweder überhaupt keinen auf die Menschheit zu beziehenden Zweck hat oder daß sein Zweck nicht die Besserung der Lebensbedingungen unsrer Gattung sein kann? Auch diese Annahme wird von der Vernunft als absurd zurückgewiesen.

Wenn der Fortschritt aber thatsächlich den Zweck der Besserung menschlicher Daseinsbedingungen hat und erfüllt und trotzdem die Glücksempfindung der Menschheit nicht vermehrt, sondern vermindert, haben wir dann die Lehre der Psychophysiologie als falsch zu erkennen, wonach bessere Lebensbedingungen dem Individuum als gesteigerte Lustgefühle zum Bewußtsein kommen?

II.

Den Ausgangspunkt weiterer Untersuchungen hat nun zunächst die Feststellung zu bilden, daß die gesittete Menschheit sich heute subjektiv nicht glücklicher fühlt als vor hundert Jahren.

Das könnte nur der leugnen, der sich die Ohren verstopfte und den Blick von den lebenden Menschen weg nach den Wolken richtete. Aus Kunst und Schrifttum tönen düstere Klagen. Beide sind dunkler gefärbt als zu irgend einer Zeit vorher. In der Philosophie herrscht Pessimismus vor. Das Jahrhundert hat Schopenhauer, Hartmann und Mainländer gezeugt. Das Völkerleben läßt überall tiefe Unzufriedenheit wahrnehmen, die sich in der Wildheit des Parteihaders, im vielerorten grollenden Aufruhr, in der wachsenden Schwierigkeit des Regierens offenbart.

Ich übersehe keineswegs den naheliegenden Einwand, daß die Menschen zu allen Zeiten unzufrieden waren, daß ungefähr aus jedem Geschlechtsalter des geschichtlichen Zeitraums beredte Beweise dafür vorliegen, vom schauerlichen Skeptizismus des Ekklesiastes bis zur krankhaften Sehnsucht Jean Jacques

Rousseaus nach andern als den ihm vertrauten gesitteten Zuständen und zur schneidenden Satire Voltaires auf Leibnizens beste aller Welten, und daß es nur ein Fall von „Akrochronismus“ (Gumplowicz), jener seelischen Sehtäuschung ist, die einen Gegenwartszustand als neu, als noch nie dagewesen wahrnehmen läßt, — wenn man die nicht zu bestreitende Unzufriedenheit und Verstimmung des heutigen Geschlechts als eine Eigentümlichkeit gerade unsrer Zeit anspricht, statt zu erkennen, daß sie eine Dauererscheinung und allen Zeiten eigentümlich ist.

Es ist aber auf diesen Einwand zu antworten, daß die Unzufriedenheit, obschon zweifellos eine Begleiterin der Gesittung und in allen Geschichtsepochen anzutreffen, doch kaum jemals vorher eine solche Ausdehnung und Stärke hatte wie heute. Wen Kunst, Schrifttum, Philosophie, Politik nicht überzeugen, der wird vielleicht der Beweiskraft von Massenerscheinungen des Völkerlebens zugänglich sein, der Ausbreitung des Sozialismus, die sicherlich kein Anzeichen von Zufriedenheit ist, der gewaltigen Wanderung von Provinz zu Provinz (Sachsengängerei), von Land zu Land, von Weltteil zu Weltteil, die schwerlich für großes Behagen an angestammten Verhältnissen zeugt, der unheimlichen Werbekraft des wahnsinnigen Anarchismus der That, der überall Anhänger findet und sich nur aus dem tiefsten Grimm über das Bestehende erklärt.

Vergebens wird man der nicht zu bestreitenden Thatsache entgegenzutreten suchen, indem man ihr die Berechtigung abspricht. Thatsachen sind nun einmal so eigensinnig und widerhaarig, daß sie nach ihrer Berechtigung nicht fragen. Es giebt Statistiken, die überzeugend darthun, daß die Völker wie die Individuen sich heute unvergleichlich besser befinden als vor hundert Jahren und daß dem Fortschritt der Erkenntnis thatsächlich ein gleich rascher Fortschritt in der Lebenshaltung und dem Wohlstand der Menge entspricht. Das Durchschnittseinkommen ist stärker gestiegen, als die Kaufkraft des Geldes gefallen ist. Jeder Erwerbende kann sich also heute eine größere Menge Güter kaufen als früher. Man wohnt, man nährt und kleidet sich besser als vor hundert Jahren. Auf einen Raum entfallen weniger Bewohner, der Fleisch-, der Brot-, der Woll- und Baumwolleverbrauch haben bedeutend zugenommen. Die Rückwirkung dieser Besserung der sachlichen Verhältnisse auf die leibliche Verfassung der Völker ist offensichtlich. Die Zahl und Dauer der Erkrankungen und die Sterblichkeit gehen überall zurück. Anders gesagt: jeder Gesittungsmensch kann heute auf eine längere Lebensdauer und während seines Lebens auf mehr Gesundheit rechnen als vor hundert Jahren.

Das ist alles unanfechtbar richtig. Das Schlimme ist nur, daß die Statistik auf sittliche Fragen nicht oft eine Antwort zu geben hat. Es geht den Völkern und den einzelnen weit besser als je zuvor und sie sind trotzdem so undankbar, sich nicht glücklicher, sondern weit weniger glücklich zu fühlen. Das macht: die Glücksempfindung ist nicht Funktion des wirtschaftlichen Wohlergehens. Das ist eine von der Volksweisheit längst erkannte Binsenwahrheit. Vor vielen Jahrhunderten wurde das hübsche persische Märchen von dem erkrankten Schah gedichtet, den nur das Hemd eines Glücklichen heilen konnte, der darauf in seinem

ganzen Reiche nach einem Glücklichen suchen ließ und dem nach langem Forschen schließlich gemeldet werden mußte, man habe in der That einen einzigen Glücklichen gefunden, aber dieser eine, dieser einzige besitze kein Hemd.

Die Frage nach dem Glück ist nicht von außen, sondern von innen zu entscheiden. Die objektiven Aeußerlichkeiten gestatten keinen Schluß darauf, wie sie subjektiv empfunden werden, darauf allein aber kommt es an. Alle Kundgebungen des zeitgenössischen Subjektivismus zwingen uns nun zur Anerkennung der Thatsache, daß der Fortschritt, so viel er auch für das Wohlergehen der gesitteten Menschen gethan, sie doch nicht glücklicher gemacht hat.

III.

Wie ist diese paradoxale Wirkung des Fortschritts zu erklären?

Nur auf eine Art: durch eine Steigerung und Verfeinerung der Empfindlichkeit des Nervensystems.

Diese darf nicht mit jener krankhaften Störung verwechselt werden, die man vielfach als Zeitneurose bezeichnet. Die übermäßige Nervosität des heutigen Geschlechts, allerdings auch eine Hauptquelle des weitverbreiteten Pessimismus und Unbehagens, ist nicht die natürliche und notwendige Folge des Fortschrittes an sich, sondern die Folge der übermäßigen Schnelligkeit, mit der er sich in den letzten Geschlechtsaltern vollzogen hat. Die gesittete Menschheit hatte nicht Zeit, sich all dem auf sie einstürmenden Neuen anzupassen. Sie ermüdete sich übermäßig im Bemühen, Schritt zu halten. Ihre tiefe Verstimmung ist ein Erschöpfungszustand, auf dessen allmähliche Ueberwindung wohl gerechnet werden darf.

Die Verfeinerung der Nervenempfindlichkeit dagegen ist keine krankhafte Nebenwirkung des Fortschrittes, sondern seine unvermeidliche Begleiterscheinung, richtiger seine Voraussetzung; also auch kein vorübergehender, sondern ein dauernder Zustand; nicht vom Tempo des Fortschrittes abhängig, sondern mit dem Fortschritt selbst verknüpft.

Dieselbe höhere Entwicklung, die das Gehirn zu länger anhaltender und schärferer Aufmerksamkeit, zu rascherem Denken, zu reicheren Associationen und dadurch zu fortschreitender Erkenntnis befähigt, macht auch das peripherische Nervensystem zu einem feineren Uebermittlungswerkzeug äußerer Eindrücke und das Gehirn selbst zu einem empfindlicheren Empfangs- und Reaktionsapparat. Ein stumpfes, träges Gehirn, bedient von einem stumpfen, trägen Nervensystem, würde keine neuen Wahrheiten finden. Wird es aber heikler und feinfühliger und dadurch zu einem geeigneten Instrument der Erkenntnis, so hat es notwendig auch die Fähigkeit gewonnen, unter allen einigermaßen unsanften Berührungen, auch unter deren Erinnerungsbildern, zu leiden. Der Schmerz ist das verhängnisvolle Vorrecht der höheren Entwicklung. Er ist ein Vollkommenheitszeichen und tritt erst auf den obersten Stufen in der Reihe der Lebewesen auf.

So weit äußere Beobachtung einen Schluß auf Zustände eines vom menschlichen unfaßbar verschiedenen Bewußtseins gestattet, dürfen wir als äußerst wahrscheinlich annehmen, daß niedere Tiere nur sehr schwacher, vielleicht gar

keiner Schmerzempfindung fähig sind. Von den wirbellosen Tieren ist dies kaum zweifelhaft. Gewisse Erscheinungen ihres Lebens wären schwer zu begreifen, wenn man bei ihnen Schmerzempfindlichkeit voraussetzen müßte. Viele Krustentiere verteidigen sich beispielsweise durch Selbstverstümmelung (Autotomie). Kräftiges Anfassen eines Beines löst als Reflex Zerreißung der Muskeln und Bruch des Panzers aus, so daß die Gliedmaße in der Gewalt des Angreifers bleibt, das Tier aber von dannen eilt. Ein solcher Reflex könnte sich schwerlich entwickeln und erblich organisieren, wenn ein jäher Schmerz jedesmal mit Hemmungswirkung dazwischentreten würde. Viele große Würmer fressen ihren eignen Schwanz an, ohne es zu merken. Man hat beobachtet, daß eine weibliche Mantis-Heuschrecke einem sich ihr nähernden Männchen die Beine, dann den Kopf abriß und verzehrte, ohne daß dies den Rumpf des Tieres von Begattungsversuchen abhielt.

Aber auch Wirbeltiere, selbst so hoch entwickelte wie unsre Haustiere, haben eine an Unempfindlichkeit grenzende Stumpfheit des Nervensystems. Auf Schlachtfeldern hat man unzählige Male Pferde mit weggeschossenen oder zerschmetterten Beinen und aufgerissenem Leibe in ihrem Blute liegen sehen, die trotz ihrer furchtbaren Wunden ruhig das Gras abweideten, so weit sie es mit dem ausgestreckten Kopf erreichen konnten. Wenn dies kein Jägerlatein ist, sollen Füchse und Wölfe ihr in einem Schwanenhals gefangenes Bein abbeißen, um sich aus dem mörderischen Eisengriff zu retten.

Und wir brauchen nicht einmal beim Beispiel der Tiere zu bleiben. Die Wahrnehmung ist häufig gemacht worden, daß auch die minder vorgeschrittenen Menschenrassen vergleichsweise unempfindlich sind. Die europäischen Wundärzte staunen über den Gleichmut, womit Chinesen ohne Narkose schwere operative Eingriffe, etwa die Amputation eines Arms oder Beins, ertragen. Die Methoden persönlicher Ausschmückung, die bei den Wilden in Gebrauch sind, haben geringe Schmerzempfindlichkeit zur notwendigen Voraussetzung, denn sie machen das Durchbohren verschiedener Körperteile, tiefe Einschnitte in Wangen und Brust und ähnliche Grausamkeiten nötig. Auch die niedrigen Klassen der weißen Völker ertragen Schmerzen weit leichter als die höheren. Diese, ihre eigne Empfindlichkeit bei jenen voraussetzend, sind versucht, die Leute aus dem Volke, die unter allerlei anscheinend äußerst schmerzhaften Einwirkungen so stoisch bleiben, für Helden zu halten. Ihr Verhalten erklärt sich aber meist nicht aus Seelenstärke, sondern aus Nervenstumpfheit. Fast möchte man glauben, daß selbst die Kunst diese Entwicklung von Unempfindlichkeit zur Feinfühligkeit, vom Viehbehagen zum geistig-menschlichen Schmerze beobachtet und widerspiegelt: denn ihre aufsteigende Linie beginnt mit dem einfältigen Lächeln der Aegineten, um bei dem auf tragische Hintergründe hinweisenden tiefen Ernst des Phidiasschen Zeuskopfes und dem Jammer der Niobiden anzulangen.

Wir leiden nicht mit den Nerven, sondern mit dem Gehirn. Der Sitz des Schmerzes ist nicht die Stelle, die einer schädlichen Einwirkung ausgesetzt ist, sondern das Organ der Wahrnehmung und Vorstellung. Der Schmerz ist eine

hohe Leistung des Organismus, ein spätes Vervollkommnungsergebnis. Freilich fühlt das hoch entwickelte Gehirn wie den Schmerz, so die Lust feiner und reicher, und die zartere Empfindlichkeit ist nicht lediglich eine Quelle häufigeren und heftigeren Leidens. Aber es liegt in der Natur des Verhältnisses der Lebewesen zu ihrer Umgebung, daß dem individuellen Dasein feindliche, also schädliche und darum schmerzhafte Einwirkungen ungleich häufiger sind als nützliche, die Lustgefühle erregen. Durch die Verfeinerung des Gehirns empfängt also das Bewußtsein einen Empfindungs- und Stimmungsinhalt, in welchem Schmerz über Lust und Glück weit vorwiegt.

So gelangen wir dazu, es als biologisches Gesetz zu begreifen, daß ein höher entwickeltes Nervensystem und Gehirn, das die Voraussetzung fortschreitender Erkenntnis ist, auch gegen alle Berührungen der Außenwelt empfindlicher wird und dem Bewußtsein leichter schmerzliche Affekte liefert. Daraus ergiebt sich mit Schicksalsnotwendigkeit, daß der Schmerz der untrennbare Begleiter der Erkenntnis ist und daß der Fortschritt, wie immer er die Bequemlichkeiten des Lebens vermehren möge, die Menschen subjektiv nicht glücklicher, sondern unzufriedener und unglücklicher macht. Wie tiefsinnig erscheint, im Lichte dieses Naturgesetzes gesehen, das Sinnbild der Schrift vom Baume der Erkenntnis, dessen Frucht dem, der sie ißt, mit dem Wissen auch den Schmerz und den Tod bringt! In dieser Allegorie ist die ganze Entwicklungsgeschichte der Menschheit enthalten. Sie geht vom Paradies der Unwissenheit, das der Mensch fröhlich mit allem Getier der Schöpfung teilt, ins Dornen- und Distelgestrüpp des Wissens. Die Erkenntnis führt den Schmerz und, wenn nicht buchstäblich den Tod, doch den Gedanken an den Tod, der allein dem Tode Schrecken verleiht, in die Welt ein, und die Menschen haben dieses Verhängnis immer geahnt und in uralten Sagen und Gleichnissen ausgedrückt.

IV.

Was ist nun der Weisheit letzter Schluß? Sollen wir den Fortschritt verurteilen und mit der Bergpredigt sprechen: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich“? Behält Stahl recht mit seinem grotesken: „Die Wissenschaft muß umkehren“? Befand Rousseau sich auf dem richtigen Wege, als er die Wilden gegen die gesitteten Menschen pries, und lehrt Tolstoj, dieser unbewußte Schüler Rousseaus, die Wahrheit, wenn er alles Wissen als unnützen, ja schädlichen Plunder hinstellt?

Es wäre verfehlt, dies aus den vorausgeschickten Feststellungen zu folgern. Es ist wahr: die Glücksbilanz der Gesittung schließt mit einem Fehlbetrag. Der Fortschritt hat die Menschheit wissender, er hat sie nicht zufriedener, nicht fröhlicher gemacht. Aber nur Sophistik wird deshalb verkünden, daß der Fortschritt ein Feind der Menschheit, nicht ihr Wohlthäter ist. Wir dürfen uns auf unsre Triebe verlassen, die zwar auch nicht unfehlbar, aber dem Irrtum weniger ausgesetzt sind als der klügelnde Verstand. Auf einer gewissen Entwicklungsstufe erwacht der Wissensdrang, und er ist dann mächtiger als das Glücksverlangen.

unter Umständen sogar mächtiger als der Selbsterhaltungstrieb. Will man also nicht zu der absurden Annahme gelangen, daß der Wissensdrang der Drang nach eigner Zerstörung, ein wahrer Selbstmordtrieb ist, so bleibt nur der Schluß übrig, daß er lebensförderlich und lebensnötig ist und eine höhere Form des Selbsterhaltungstriebes als dessen enge, individuelle Form darstellt.

Da aber die Thatsache bestehen bleibt, daß Erkenntnis lebensförderlich ist, ohne Glücksempfindung zu geben, so ergiebt sich die Notwendigkeit, den Satz der Psychophysiologie umzulernen, wonach lebensförderliche Einwirkungen von Lustgefühlen begleitet sein müssen.

Mit diesem Satz steht und fällt eine Weltanschauung, die hedonistische oder eudämonistische, die als den Lebenszweck, als den einzig wünschenswerten Lebensinhalt Lustgefühl oder Glück erkennt. An die Stelle dieser Philosophie hat eine andre zu treten, die die Unlust, die Unzufriedenheit als die große Triebkraft des Menschenlebens verkündet.

Da es nicht der Zweck dieser Betrachtung ist, die Philosophie des Mißvergnügens zu entwickeln, so seien hier nur einige führende Linien vorgezeichnet.

Hedonismus hat Ruhe, die Philosophie der Unzufriedenheit Bewegung zur Voraussetzung. Jener ist Verweilen, diese ist Eilen. Glücksgefühl oder einfaches Vergnügen schließt notwendig den Wunsch der Dauer des als angenehm empfundenen Zustandes in sich, Unzufriedenheit den Wunsch der Aenderung. Dadurch erweist sich aber Unzufriedenheit als dem geheimsten Sinne des Lebens unvergleichlich näher verwandt als Vergnügen und Glücksgefühl. Denn Leben ist beständiges Werden, also beständiges Streben nach Zukünftigem, also beständiger Drang des Ueberwindens von Gegenwärtigem. In Bewußtsein umgesetzt kann aber dieser Drang, dieses Streben nichts andres sein als Unzufriedenheit. Vergnügen und Glück sind nach dieser Anschauung Leugnung des Lebensprinzips, Unzufriedenheit ist der subjektive Anblick dieses Prinzips, ist das Lebensgesetz des beständigen Werdens von innen gesehen und mit einem Gefühlston begleitet.

Es wäre oberflächlich, diese Philosophie als eine pessimistische zu bezeichnen. Sie ist es nicht notwendig. Sie bedeutet nicht: es ist das Lebensgesetz des Menschen, daß er strebe, und es ist sein grausames Verhängnis, daß er sein Lebensgesetz nur aus Unzufriedenheit heraus, das heißt unter Unlustgefühlen, erfüllen kann. Sie bedeutet vielmehr, daß wir einigen Begriffen andre Werte zu geben haben. Unzufriedenheit muß aus den lebensfeindlichen Unlustgefühlen ausscheiden, und Vergnügen, das heißt beharrenslustiges Verweilen in einem Gegenwartszustand, darf nicht mit Glück gleichgesetzt werden. Biologische Betrachtung begegnet sich an diesem Punkt überraschend mit den Ahnungen, die Mystikern, Ekstatikern, Religionsstiftern in Augenblicken höchster monoideistischer Steigerung ihres Wesens traumhaft aufgingen.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Litteraturgeschichte.

Michael Bernays über Goethe-Forschung.

Nachdem sich anläßlich der vorjährigen Goethe-Feier Stimmen für und wider dieselbe erhoben haben, ist ein Brief von erhöhtem Interesse, den der 1897 verstorbene Litterarhistoriker Michael Bernays, einer der feinsinnigsten und dank seinem erstaunlichen Gedächtnis unfehlbarsten Goethe-Kenner vor Jahren an den damaligen Präsidenten der Schiller-Stiftung — allerdings nicht als solchen — geschrieben hat, an Moritz Lazarus, in dessen außerordentlich vielseitiger Wirksamkeit die litterarischen Interessen, die fruchtbaren und regen Beziehungen zu den meisten der namhaften zeitgenössischen Dichter und Schriftsteller eine wesentliche Rolle spielen.

Den Anlaß zu Bernays' Brief gab eine Anfrage Lazarus', der eine psychologische Studie über die Dankbarkeit zu schreiben beabsichtigte. Bernays protestiert in seiner Antwort dagegen, der Klasse der Goethe-Kenner beigezählt zu werden, und giebt seinem Unmut über eine gewisse übertreibende Art des Goethe-Kultus unverblümt Ausdruck. Die wissenschaftliche Bedeutung Bernays', der wie Lazarus auch durch seine glänzende Rednergabe weiten Kreisen bekannt geworden ist, und des letzteren selbst, auf den eben jetzt anläßlich der Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums (30. November) die Blicke seiner zahlreichen Verehrer gerichtet sind, läßt den Abdruck des folgenden, für den Schreiber höchst charakteristischen Briefes angemessen erscheinen:

Hochverehrter Herr Kollege!

Goethes wirkliche Ansichten und Aussprüche über Dank und Undank finden Sie zusammengestellt in den Riemerschen Mitteilungen über Goethe, 1, 99—102. Mein Freund G. v. L.(oeper) hat in dem eben erschienenen dritten Bande der Goetheschen Gedichte Seite 264 zu den zahmen Xenien „Wen die Dankbarkeit geniert" noch einiges Brauchbare gesammelt. Sollten Ihnen die Bücher nicht zur Hand sein, so würde meine Frau mit ihrer zierlichen Hand Ihnen alles Dienliche daraus aufzeichnen. Möglich, daß Goethe einmal in derber Tischlaune dem Undank paradoxe Lobsprüche gespendet. Was wollten diese aber verfangen gegen die seinen Werken einverleibten zahlreichen, von tiefem Ernst getragenen Aeußerungen? Besonders die umständliche Darlegung im zehnten Buche von Wahrheit und Dichtung erschien mir stets als ein merkenswertes Kapitel der Goetheschen Ethik.

Daß Sie mich als einen sogenannten Goethe-Kenner anrufen, ist wohl nur im Scherz geschehen. Ich bin der rücksichtsloseste Gegner und Verächter alles Gemeinde- und Zunftwesens, sobald es sich im Gebiete der Kunst oder der Wissenschaft geltend machen will. Die Goethe-Zunft wäre aber sicherlich die allerletzte, in die ich mich einschreiben möchte. Hoffentlich haben Sie mich ihr im Ernst auch niemals beigezählt. Es würde mich schmerzen, wenn ein von mir so gründlich verehrter Mann wie Sie mein bescheidenes, aber auf ernste Ziele gerichtetes Bestreben so gründlich verkennen wollte. Ich trachtete danach, in das Studium der neueren Litteratur die Methode einzuführen, die ich mir selbst im Studium des klassischen Altertums angeeignet. Ich habe über Goethe im philologischen Sinne gearbeitet; ich glaube, mit seinen Werken nicht oberflächlich bekannt zu sein; aber ich habe ihn nie anders studiert, als irgend einer der großen Dichtungsmeister, mit denen seit den Tagen Homers und der alttestamentlichen Propheten Gott der Herr die Menschheit beglückt hat, von mir studiert worden ist. — Mit einer Art von lustigem Abscheu blicke ich auf die in widerlicher Ueberfülle fortwuchernde Goethe-Litteratur, welche das kaum deutlich gewordene Bild des Menschen und Dichters allmählich wieder umdunkeln wird! — Man sollte die Miß-

wörter „Goethe-Kenner, -Forscher, -Verehrer“ und so weiter nur noch zu Zwecken humoristischer Verhohnung gebrauchen.

Dem verehrten Steinthal hätte ich gern einmal mündlich gedankt für die Ausgabe der sprach philosophischen Werke Wilhelm v. Humboldts. Glauben Sie, daß er Kenntnis hat von einem französischen Auszug aus dem Werke über Hermann und Dorothea, den Humboldt selbst angefertigt? Der umfangreiche Aufsatz ruht seit Jahren unter meinen Papieren.

Mit dem Ausdruck wahrer Verehrung

Ihr

Bernays.

München, 9. Februar 1883.

Dr. Alfred Leicht (Meißen).

Litterarische Berichte.

Die Religion der Schönheit. Ihr Fundament. Von Wilhelm Tappenbeck. Leipzig 1898. Hermann Haacke. 96 S.

Der Verfasser versucht die Prinzipien der Aesthetik darzulegen und darauf eine Religion der Schönheit zu erbauen. Der Titel will mehr als ein volltönendes Wort sein: Tappenbecks Absicht ist, der Menschheit den Weg zur Erlösung zu zeigen; „das verrottete Christentum“ vermag das Erlösungswerk nicht zu vollbringen, auch nicht „der edlere Buddhismus, das vermag nur die Religion der Schönheit.“ Das Schöne ist ihm die Welt des ästhetischen Scheins, die von den Relationen des Daseins frei ist und uns den Kampf ums Leben vergessen läßt. Eben dadurch vermag sie zu „erlösen“ und die Religion zu ersetzen. Es dürfte wenig Bücher in unsern Tagen geben, die so viele geistreiche und anregende Bemerkungen enthalten und zugleich solche Fülle von Irrtümern aufweisen. Besonders gilt dies von dem einleitenden Abschnitt, in dem der Verfasser einen Abriß der Erkenntnistheorie zu geben unternimmt. Außer in manchen andern Punkten erinnert er auch darin an Schopenhauer, daß das Buch außerordentlich gewandt und blendend geschrieben ist. Br.

Musiker und ihre Werke. Stuttgart, J. Schmitt Verlag.

Die kleinen „Musikführer“, deren Herausgabe eine glückliche Idee war, werden jetzt von der Verlagsbuchhandlung in verschiedenen Kombinationen zu Büchern zusammengestellt. Vor uns liegt ein Band, betitelt: Franz Liszt, sein Leben und seine Werke. Der Grundstock des Büchleins sind die Erläuterungen zu Liszts sinfonischen Dichtungen, vorausgeschickt sind einige Mitteilungen über das Leben des Musikers und ein paar Worte über die Form der sinfonischen Dichtung. — Ein andrer Band ist überschrieben: Die beliebtesten Symphonien und symphonischen Dichtungen des Konzertsaals. Die Beethovenschen Sinfonien fehlen freilich, da sie für sich einen Band bilden, aber sonst sind die wichtigsten Erscheinungen von Haydn bis auf Richard Strauß gekennzeichnet und mit Hilfe von Notenbeispielen analysiert. — Ob es ratsam war, die Heftchen zu Büchern zusammenzukoppeln, wagen wir nicht zu entscheiden. Da es aber nun einmal geschehen ist, wollen wir zwei Wünsche nicht unterdrücken. Es durften erstens nicht so abscheulich viele Druckfehler stehen bleiben, wie sich thatsächlich finden, und es müßten zweitens den verschiedenen Mitarbeitern gleiche Vorschriften über die Art der Behandlung gemacht werden, damit nicht in einem und demselben Bande über ein Werk kurz und objektiv berichtet, über ein andres ausführlich geurteilt wird. M. D.

Keplers Traum vom Mond. Von Ludwig Günther. Leipzig 1898, B. G. Teubner. 185 S.

Eines der merkwürdigsten Werke aus der Geschichte der Astronomie ist es, das hier in guter Uebersetzung, begleitet von zahlreichen Anmerkungen und anschaulichen Abbildungen, vorliegt. In phantasievoller Einkleidung offenbart sich ein streng wissenschaftlicher Inhalt: die Beschreibung des Mondes selbst und des Fixstern- und Planetenhimmels, wie er sich den angeblichen Mondbewohnern dar-

stellt. Kepler hat die Einzelheiten seines astronomischen Traumes mit so vielen und eingehenden Noten dem Verständnis des Lesers näher gebracht, daß dies Buch gleichsam als Kompendium seiner Werke angesehen werden kann. In ausgiebiger Weise hat der Herausgeber diese Noten durch zahlreiche Hinweise auf die wissenschaftlichen Ergebnisse neuerer Forschungen vervollständigt. Insbesondere interessant ist es, zu sehen, wie Kepler, seiner Zeit voraus eilend, wichtige naturwissenschaftliche Probleme richtig aufgefaßt hat, deren genauere Begründung erst später gelungen ist, wie er, gleich andern großen Männern, epochemachende Entdeckungen in ihren Grundzügen vorahnend zu erraten scheint, lange bevor sie bestimmt ausgesprochen wurden. Br.

Goethe-Forschungen. Von Woldemar Freiherrn v. Biedermann. Anderweite Folge. Mit drei Bildnissen und dem Bildnisse des Verfassers. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1899. 271 Seiten. 10 M.

Vorliegender Band, der dritte von Biedermanns Goethe-Forschungen, umfaßt größere und kleinere Aufsätze über „Dichtungen Goethes, Quellen und Anlässe Goethischer Dramen, dramatische Entwürfe Goethes, Goethe mit Zeitgenossen, Vermischtes zur Goethe-Forschung, Berichtigungen und Nachträge, Beigabe". Im ganzen sind es sechsunddreißig einzelne Arbeiten, die meist schon in Zeitschriften veröffentlicht waren und hier nur hin und wieder, wo nötig, verändert sind. Nur wenige sind ungedruckt. Die Sammlung ist im ganzen kritischer Natur, so daß sie das „Aussehen einer Streitschrift bekommen" hat. Der Verfasser verfährt darin zwar mit seinen Gegnern (L. Geiger, Froitzheim und andern) nicht immer auf das glimpflichste, aber doch wird ihm wohl niemand deshalb den Namen „Krakeeler", den er selbst befürchtet, beilegen. Seine Arbeiten werden vielmehr, da sie aus reinster Liebe zur Wissenschaft hervorgegangen sind, allen Goethefreunden sehr willkommen sein in dieser Sammlung. E. M.

Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Professor Dr. H. Buchner. 1. Bändchen von „Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens". Leipzig 1898, B. G. Teubner.

Die Vorträge, die zum größeren Teile im Münchener Volkshochschulverein gehalten worden sind, behandeln in anregender Form und allgemein verständlicher Fassung die wichtigsten Punkte der Hygieine: so das Verhältnis von Luft, Licht und Wärme zum menschlichen Körper, Hautpflege, Kleidung, Wohnung. Besonders dankenswert sind die Ausführungen über die Natur der Infektionskrankheiten. Die „Losung", die der Verfasser am Schluß ausgiebt, verdient, von allen beachtet und befolgt zu werden: „Weniger Furcht vor den Bakterien und dafür mehr wirkliche Abwehr gegen dieselben, nicht nur durch Desinfektion, die sehr häufig auch durch strenge Reinlichkeit ersetzt werden kann, sondern namentlich durch bewußte Pflege und Entwicklung der natürlichen Widerstandsfähigkeit unsers Körpers."

Es sei bei dieser Gelegenheit auf die neue wohlfeile Sammlung, die durch obiges Werk eröffnet wird, nachdrücklich hingewiesen: sie darf auf das Interesse aller Gebildeten rechnen. Br.

Das deutsche Vaterland im neunzehnten Jahrhundert. Eine Darstellung der kulturgeschichtlichen und politischen Entwicklung für das deutsche Volk geschrieben von Albert Pfister. Mit 6 Karten. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1900. XI und 728 Seiten. Lex.-Okt. Elegant gebunden 8 Mark.

Dr. A. Pfister, der Enkel des schwäbischen Historikers Joh. Chr. Pfister, schildert uns hier voll Begeisterung für sein Volk den Werdegang des deutschen Vaterlandes im neunzehnten Jahrhundert. Sein Buch, für weitere Kreise bestimmt, gehört nach Inhalt und Form zu den hervorragendsten Werken über dieses Thema. Er hat der Kulturgeschichte, in der auch das Einfachste seinen bedeutsamen Platz angewiesen erhält, eine ebenso gründliche Ausführung gewidmet wie der politischen Geschichte. In einer kurzen Anzeige ist es schwer, auch nur annähernd den reichen Stoff des Buchs anzudeuten und die unzähligen Details, die es behandelt, zu verzeichnen. Es zerfällt in die drei Teile: Fremdherrschaft und Zeitalter Metternichs, das Zeitalter der Revolution und das Zeitalter Bismarcks. Diese hinwiederum gliedern sich in eine größere Anzahl Unterabschnitte. Wir heben daraus hervor: Freiheit und Vaterland, Fürstenrecht und Völkerwille, deutsche Landschaften, auf deutschen Straßen und am deutschen Herde, deutsches Volk und deutsche Städte, aus dem geistigen und religiösen Leben, der Deutsche Zollverein, Rufen und Suchen nach dem Vaterland, der Krieg des Volks und das Deutsche Reich, politische Parteiungen, die deutsche Welt und so weiter. Diese volkstümlichen Ueberschriften, die nicht minder volkstümlich ausgeführt sind, lassen am besten vermuten, wie das Werk ganz dazu geschaffen ist, ein Haus- und Familienbuch für das deutsche Volk zu werden. Pfister hat sich mit diesem Buch, das von schwäbischer Gründlichkeit und eisernem Fleiß zeugt und einen Historiker von ruhiger, objektiver Darstellung verrät, ein bleibendes Verdienst erworben. Möge dieses treffliche Geschichtswerk überall im deutschen Hause Eingang finden! Die

Verlags-Anstalt hat dies durch den wahrhaft billigen Preis von 8 Mark so sehr als nur möglich erleichtert. Noch sei erwähnt, daß eine ausführliche Inhaltsangabe und ein Register zur bequemen Benützung des Werks viel beitragen.

E. M.

Poetik. Die Gesetze der Poesie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Ein Grundriß von Eugen Wolff. Oldenburg und Leipzig 1899. Schulzesche Hofbuchhandlung.

Der Verfasser will die Theorie der Dichtkunst auf einer umfassenden Geschichte der Weltpoesie aufbauen. Er sucht die Poesieentwicklung in ihren Grundzügen und Hauptmomenten zu zeichnen und damit eine Erkenntnis ihrer ausschlaggebenden Faktoren, ihrer treibenden Kräfte anzubahnen. Wenn er dabei hoffte, daß auch diejenigen, deren Weg nicht der seine sei, in der Lage sein werden, dem größten Teil seiner Ergebnisse zuzustimmen, so hat er sich einigermaßen geirrt. Denn die Kritik hat zum Teil sein Buch nicht immer günstig aufgenommen. Doch darf ihm das Lob großen Fleißes und redlichen Strebens zuerkannt werden. Aufgefallen ist es dem Referenten, daß Wolff unter seinen Quellen den ziemlich problematischen Aesthetiker E. Mauerhof nennt, während er dagegen Braitmaiers hervorragendes Werk „Geschichte der poetischen Theorie und Kritik" übergeht.

— tm.

Ueber unsre gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen. Vortrag, gehalten auf dem vierten internationalen Zoologenkongreß in Cambridge, am 26. August 1898. Von Ernst Häckel. Bonn 1898, E. Strauß.

Dieser Vortrag, der in verkürzter Form schon im Novemberheft der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht wurde, darf als eine hochbedeutende Erscheinung der Anthropogenie bezeichnet werden. In ihm ist die Summe aller Erscheinungen gezogen, die als positiver Besitz der Wissenschaft vom Ursprung des Menschen gelten können. Und dies bedarf um so lebhafterer Anerkennung, als es in einer auch für den gebildeten Laien verständlichen Weise geschieht, ohne daß dadurch der wissenschaftliche Wert des Gebotenen irgendwie beeinträchtigt wird. Die drei großen „Urkunden", auf die sich die Anthropogenie stützt, die Paläontologie, die vergleichende Anatomie und die Ontogenie, werden höchst anschaulich auf ihre wichtigsten Resultate hin geprüft. Besonders eingehend beschäftigt sich Häckel mit dem 1894 von Dubois in Java gefundenen Pithecanthropus, in dem der Gelehrte einen Ueberrest der Mittelgruppe zwischen Affen und Menschen, das vielbesprochene „missing link", erblickt. Die beigegebenen Tabellen und Stammbäume der Primaten und Ahnen des Menschengeschlechts erleichtern die Uebersicht und das Verständnis außerordentlich. Das Büchlein ist ein wissenschaftliches Dokument von hervorragender Bedeutung.

Br.

Kunstgeschichte. Von Alwin Schultz. Lieferung 18—21. Historischer Verlag Baumgärtel, Berlin.

In den vorliegenden Heften erreicht das Werk, dessen wir früher schon anerkennend gedenken konnten, wie man wohl sagen darf, seinen Höhepunkt. Zur Behandlung gelangt hauptsächlich die große Periode der griechischen Kunst bis zur Entwicklung ihrer Plastik in der attischen und peloponnesischen Schule und ihrer Nachblüte in der Römerzeit. Ein bildnerischer Schmuck, wie er uns hier entgegentritt, ist wohl noch keinem Werke ähnlicher Richtung zu teil geworden. Die Abbildungen allein geben uns ein getreues Bild von dem Verlaufe der in Rede stehenden kunstgeschichtlichen Epoche. Zu ihrer Herstellung sind fast alle modernen Reproduktionsverfahren herangezogen worden, einschließlich des Buntdrucks, in dem unter anderm ein vorzügliches Blatt, den pompejanischen Fußbodenmosaik mit der Darstellung des Sieges Alexanders des Großen über Darios bei Issos veranschaulichend, vorliegt. Wie in den früheren Teilen des Werkes ist der Text kurz, aber klar und anschaulich gehalten mit Berücksichtigung alles dessen, was die kritische Forschung bis auf die jüngste Zeit ergeben hat. Seinem Zwecke, den weiteren Kreisen des gebildeten Publikums einen Leitfaden zum Studium der Kunstgeschichte an die Hand zu geben, kommt das Werk von Alwin Schultz jedenfalls in einer Weise nach, welche uneingeschränktes Lob verdient.

L. H.

Pauline Craven La Ferronnays. Ein Lebensbild von Teresa Herzogin Fieschi Ravaschieri, in das Deutsche übertragen von Marie v. Kraut. Berlin 1898. Mittler & Sohn. Zweite Auflage.

Pauline Craven, von deren Werken besonders „Récit d'une Sœur" und „Fleurange" weite Verbreitung gefunden haben, ist ohne Zweifel ein so eigenartiger Charakter in der Litteratur Frankreichs, daß eine eingehende Biographie wohl auf allgemeineres Interesse rechnen kann. Die 1891 gestorbene begabte Schriftstellerin vertritt mit bewußtem Ernst den religiös-katholischen Standpunkt. Ihr Hauptwerk, „Récit d'une Sœur", das 1891 in der fünfundvierzigsten Auflage erschien, beruht fast ganz auf Ereignissen, die die Verfasserin in der eignen Familie miterlebt hat. Den Höhepunkt dieser Erlebnisse bildete der Uebertritt einer Schwägerin vom Protestantismus zum Katholizismus. Das hier gegebene Lebensbild von Pauline Craven,

das in romanischen Ländern Beifall und Anerkennung gefunden hat, ist liebevoll entworfen, ohne freilich durch tiefergehende psychologische Analyse ausgezeichnet zu sein. Die deutsche Ausgabe läßt, wie Robert König, der ihr ein Geleitwort beigegeben hat, mit Recht bemerkt, die übersetzende Hand fast ganz vergessen. Br.

Die Entstehung des Lebens aus mechanischen Grundlagen entwickelt von Dr. Ludwig Zehnder, außerordentlicher Professor für Physik an der Universität Freiburg i. B. Erster Teil. Moneren, Zellen, Protisten. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1899.

Das Werk ist eine Ergänzung des vor zwei Jahren erschienenen Buches des Verfassers „Die Mechanik des Weltalls“. — Hatte der Gelehrte hier gesucht, von den einfachsten Annahmen über das Wesen der Materie ausgehend, alle bekannten physikalischen und chemischen Kräfte auf die Gravitation als einzige Fundamentalkraft zurückzuführen und die wichtigsten thatsächlich feststehenden Vorgänge in der unorganischen Welt aus diesen untersten mechanischen Grundlagen abzuleiten, so ist sein neues, umfassenderes, aber auch viel schwierigeres Unternehmen darauf gerichtet, die um so vieles verwickelteren und sich der direkten Messung und Rechnung so gut wie vollständig entziehenden Lebensvorgänge der organischen Welt auf dieselbe Weise zu entwickeln.

Zu diesem Zwecke legt der Verfasser zunächst die Grundlagen der Descendenztheorie dar, erwähnt, daß die neuere Forschung dahin geht, auch die seelischen Vorgänge in lückenlos aufsteigender Reihe bei allen Wesen nachzuweisen, in der letzten Konsequenz davon prinzipielle Unterschiede zwischen unorganisierten und organisierten Körpern nicht mehr anzuerkennen und auch den einzelnen Molekeln und Atomen eine „Seele“ zuzuschreiben (Haeckel und Verworn). Dadurch sei eine „Entstehung“ der Seele ausgeschlossen, ein Nachweis einer solchen Entstehung überflüssig und unstatthaft. Wir müssen freilich gestehen, daß uns hierin keine Lösung, sondern nur eine Hinausschiebung des Problems zu liegen scheint, denn selbst zugegeben, die Atome auch der Steine, Erze und so weiter hätten eine „Seele“ — eine Annahme, die uns allerdings mit den Ergebnissen der „exakten“, auf Erfahrung gegründeten Forschung nicht recht im Einklang zu stehen scheint —, so würde doch sofort die entscheidende Frage nach dem „zureichenden Grunde“ dafür wiederkehren, warum die „Seele“ in der unorganischen Natur gar keine Lebensäußerungen zeigt und mit einem Male erst in der organisierten Welt der Pflanzen und darauf in höherem Grade in dem Tier sich äußert, bis sie sich im Menschen zu den bewundernswertesten Leistungen in sittlich-praktischer, wissenschaftlich beobachtender und künstlerisch-schaffender Beziehung erhebt. Näher können wir auf diesen Punkt erst eingehen, wenn uns das Werk abgeschlossen vorliegt.

Zehnder geht also von der Annahme aus, es müsse eine „Brücke“ von den unorganisierten zu den organisierten Körpern hinüberführen, und sein Buch ist ein Versuch, die Existenz dieser Brücke streng wissenschaftlich nachzuweisen. Nach einleitenden Bemerkungen über den neueren Atomismus zeigt er, „welche Ursachen wirksam sind, daß zuerst die kleinsten sichtbaren Lebewesen, die Protisten, dann durch Zusammenlagerungen von Zellen zu Zellenstaaten die Pflanzen und die Tiere, auch die Menschen entstehen, ohne dabei vorerst auf seelische Vorgänge Rücksicht zu nehmen“. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sein Werk höchst geistreich und mit vollständiger Beherrschung des weitschichtigen Stoffes geschrieben ist und sich um so mehr Beachtung erzwingen wird, als es eine Frage, die bisher nur von Biologen behandelt worden ist, zum erstenmal vom Standpunkt des Physikers aus erörtert. Wegen der Einzelheiten müssen wir auf das Werk selbst verweisen, wollen aber schon hier mit dem Bedenken nicht zurückhalten, daß die bloße Einführung einer „verdauenden“, „secernierenden“, „nervösen“ und so weiter Substanz noch weit entfernt ist von dem streng wissenschaftlichen Nachweis, und daß es sich dabei vor allen Dingen um die Klarstellung der Momente handeln wird, welche die Umwandlung des rein physikalischen Vorganges, wie ihn Zehnder zunächst auffaßt, in die teleologische Funktion, wie sie jeder, auch der einfachste Organismus unzweifelhaft aufweist, bedingen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Ethik. Von Dr. Thomas Achelis. Leipzig 1898, G. J. Göschen. Band 90 der „Sammlung Göschen“.

Das Bändchen reiht sich den besten Erscheinungen der rühmlichst bekannten Sammlung in würdiger Weise an. Der Verfasser will nicht ein wissenschaftliches Lehrgebäude der Ethik errichten, sondern alle die, die ohne vorherige eingehende Studien den ethischen Problemen Interesse entgegenbringen, orientieren. Er weiß geschickt den Ansprüchen der Empirie und der philosophischen Spekulation gerecht zu werden, soweit solches in populärwissenschaftlichem Gewande möglich ist. Die Anordnung ist zu loben: auf eine allgemeine Einleitung über Methode und Aufgabe der Ethik folgt eine kurze Darstellung der geschichtlichen Entwicklung, die diese Wissenschaft genommen hat. Daran schließt sich im zweiten Abschnitt eine eingehende Betrachtung und kritische Erörterung der Erscheinungen (Sprache, Mythologie, soziales Leben u. s. w.)

und Prinzipien (Wille, sittliche Normen u. s. w.) der Sittlichkeit. Die präzise Form des Ausdrucks und die Gewandtheit der Darstellung seien rühmend hervorgehoben. Br.

Spätgotik und Renaissance. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Architektur, vornehmlich im fünfzehnten Jahrhundert, von Erich Haenel. Stuttgart, Paul Neff Verlag, 1899.

Die Studie ist die erweiterte Bearbeitung einer Preisaufgabe, die die philosophische Fakultät der Universität Leipzig im Jahre 1897 gestellt hatte. Dem Verfasser machte sich nach seinen eignen Worten „über den Rahmen einer stilgeschichtlichen Untersuchung hinaus ein Eingehen auf die allgemeinen künstlerischen Gesetze des architektonischen Schaffens notwendig". Für eine derartige Untersuchung sind nun aus leicht verständlichen Gründen gerade die Uebergangszeiten, in denen sich eine Umwandlung des Stils vollzieht, von besonderer Bedeutung, zumal wenn das Neue, das allmählich durchbricht, wie hier die Renaissance, gerade das entgegengesetzte Konstruktionsprinzip, den aus den Bauten des Altertums herübergenommenen Horizontalismus, dem in der Gotik die Alleinherrschaft behauptenden Vertikalismus entgegensetzt. Der Verfasser kommt denn auch auf Grund seiner eingehenden und von selbständigem Urteil zeugenden Forschungen zu dem Ergebnis, daß die Spätgotik die Raumbildung der Gotik, die nur die seitlichen Begrenzungsflächen klar charakterisiert, den oberen Abschluß aber nicht selbständig ausdrückt, sondern aus dem Zusammenschluß der vertikalen Glieder und Flächen bilden läßt, dadurch entscheidend umgestaltet, daß er die Decke wieder als eine eigne Flächeneinheit den Seitenwänden gegenübersetzt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Italien und die Italiener am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Betrachtungen und Studien über die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände Italiens. Von P. D. Fischer. Berlin 1899. Julius Springer.

Persönliche Anschauung und ernstes Studium, wissenschaftliche Gründlichkeit und ein geschmackvoller, klarer, anschaulicher Vortrag vereinigen sich, um das Werk zu einer Zierde unsrer Litteratur zu machen. K. F.

Das menschlich Anziehende in der Erscheinung Jesu Christi. Von Dr. Gustav Zart. Zweiter Abdruck. München 1898. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Der Titel kennzeichnet klar den Inhalt des Büchleins; es ist kein eigentlich theologisches Werk, es setzt beim Leser nicht einmal bestimmte Stellungnahme zu dem Problem der Göttlichkeit Jesu voraus, es will allein das menschlich Liebenswürdige — im besten Sinne des Wortes — beschreiben, das dem Stifter der christlichen Religion innewohnte. Der Verfasser hat alle charakteristischen Züge seines Wesens und seiner Reden sorgfältig gesammelt, übersichtlich geordnet und feinsinnig dargestellt. So ist eine Schrift entstanden, die nicht nur anregend genannt werden kann, sondern auch eines gewissen künstlerischen Reizes nicht entbehrt. Es ist nicht so sehr ein religiöses, als vielmehr ein ethisches — vielleicht auch ästhetisches — Erbauungsbüchlein, das zwar die Tiefe wissenschaftlicher Forschung meidet, durch seine schlichte Anmut aber sicherlich Freunde gewinnen wird.

Br.

Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien von Otto Liebmann. Zweites und drittes Heft. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner, 1899.

Zu den Philosophen unsrer Zeit, die Tiefe der Auffassung mit lichtvoller, künstlerisch abgerundeter Darstellungsweise verbinden, gehört in erster Reihe Liebmann. Dies zeigen die vorliegenden Hefte auf jeder Seite. Hatte sich das im Jahre 1882 erschienene erste Heft der Reihe mit logisch-metaphysischen Fragen beschäftigt, wie „Die Arten der Notwendigkeit", „Die mechanische Naturerklärung", „Idee und Entelechie", so bietet das zweite Heft in fünf Abteilungen „Gedanken über Natur und Naturerkenntnis, das dritte „vier psychologische Abhandlungen. Das Charakteristische für Liebmanns Schriften scheint uns darin zu liegen, daß er es meisterhaft versteht, den Leser Schritt für Schritt in ein Problem hineinzuführen, ihn die einzelnen Phasen desselben gleichsam selbst auffinden zu lassen und dann erst die Lösung zu geben, wenn die Bedeutung und Tragweite des Problems nach allen Seiten erörtert ist. Dies ist der eigentümliche Wert seiner „Analysis der Wirklichkeit", — derselbe Vorzug kehrt auch in den vorliegenden Heften wieder; wir verweisen in dieser Beziehung namentlich auf die im dritten Heft enthaltene Abhandlung über das Zeitbewußtsein.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Vorkämpfer der deutschen Einheit. Lebens- und Charakterbilder von Dr. Hans Blum. Mit 14 Porträts. Berlin 1899, Hermann Walther (Friedrich Bechly).

Dies neueste Werk Blums ist durch geschichtliche Treue und Gewandtheit der Darstellung gleich ausgezeichnet. Es giebt interessante Skizzen von einer Reihe der bedeutendsten deutschen Politiker der letzten Jahrzehnte, so von Robert Blum, Eduard Simson, Fürst Hohenlohe, Joh. v. Miquel,

Ludwig Bamberger, Rudolf v. Bennigsen, Max v. Forckenbeck. Das biographische Material ist um so zuverlässiger, als es durchweg auf persönlichen Mitteilungen beruht. Von besonderem Interesse ist ein Nachtrag zu dem Kapitel über August Metz, eine „Enthüllung" — wie Blum mit Recht sagt — über Bismarcks Stellung zu dem hessischen Minister Dalwigk. Es handelt sich um einen gegen diesen gerichteten äußerst scharfen Artikel in den „Grenzboten" vom Jahre 1871. Auf Veranlassung des Angegriffenen wurde Blum, der damals diese Zeitschrift redigierte, in Anklagezustand versetzt und nach einem Prozeß, der viel von sich reden machte, freigesprochen. Wie Blum jetzt mitteilt, stammte jener Aufsatz, der dazu beitrug, daß Dalwigk den Ministersessel verließ, aus dem Hauptquartier in Versailles von „einem damals vom Kanzler geschätzten Mitarbeiter Bismarcks" oder vielmehr aus dem Kopfe Bismarcks selbst, dessen Anschauungen jedenfalls der Artikel klar und nachdrücklich wiedergab. Das vorliegende Werk, dessen patriotischer Gehalt weitgehender Beachtung gewiß sein darf, sei angelegentlich empfohlen.

Br.

Die Kunst an der Brennerstraße. Von Berthold Riehl. Leipzig 1898. Breitkopf & Härtel.

Durch feinsinnige, äußerst eingehende Beobachtungen von Ort zu Ort wird nachgewiesen, wie die Einflüsse des deutschen und des italienischen Geschmacks auf der Brennerstraße, die schon seit alter Zeit von dem einen zum andern Lande führt, aufeinander eingewirkt haben. Durch die stattliche Zahl von nicht weniger als 100 Abbildungen wird ein Teil der wichtigsten unter den besprochenen Kunstgegenständen auch dem Auge zugänglich gemacht.

K. F.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Arnold, Hans, Christel und andere Novellen. Mit Illustrationen von W. Claudius. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 3.—

Arnold, Dr. Robert F., Geschichte der Deutschen Polenlitteratur von den Anfängen bis 1800. 1. Band. Halle a. S., Max Niemeyer. M. 8.—

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden auf Grund ungedruckter Briefe und Dichtungen. Mitgeteilt von K. Th. Gaedertz. Mit zahlreichen Bildnissen. Dritte Auflage. 1. Band. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung. M. 4.—

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 11. Bändchen: Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. Von Dr. Karl Borinski. Mit 8 Bildnissen. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.15.

Bennert, J. E., Der wilde Jäger von Rheindorf. Köln, J. G. Schmitzsche Buch- und Kunsthandlung. Gebunden M. 2.25.

Berdrow, Otto, Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. M. 7.—

Biedermann, Prof. Karl, Vorlesungen über Sozialismus und Sozialpolitik. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender. M. 3.—

Björnson, Björnstjerne, Die Neuvermählten. Zwei Akte. Autorisierte Uebersetzung von Julius Elias. München, Alb. Langen. M. 1.50.

Blum, Hans, Neu-Guinea und der Bismarckarchipel. Eine wirtschaftliche Studie. Berlin, Schoenfeldt & Co. M. 5.—

Büchner, Prof. Dr. Ludwig, Im Dienste der Wahrheit. Ausgewählte Aufsätze aus Natur und Wissenschaft. Gießen, Emil Roth. M. 6.—

Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz vom 18. August 1896. Liliputausgabe. Dritte Auflage. Berlin, O. Liebmann. M. 1.—

Castle, Dr. Eduard, Die Isolierten. Varietäten eines litterarischen Typus. Berlin, Alexander Duncker. M. 2.—

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. III. Jahrgang. Heft 2, November 1899. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Deutsche Bürgerliche Recht, das neue, in Sprüchen. Von Prof. Dr. Georg Cohn. I. Allgemeiner Teil. Zweite Aufl. Berlin, O. Liebmann. M. 2.—

Deutsche Juristen-Zeitung. Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. IV. Jahrgang, 1899. Nr. 22. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

Die Insel. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder. 1. Jahrgang. I. Quartal, Nr. 1, Oktober 1899. Vierteljährlich M. 9.— inklusive fester Einbanddecke. Berlin, Schuster & Loeffler.

Duboc, Julius, Früh- und Abendroth. Gedichte. Dresden, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung. M. 1.80.

Durch ganz Italien. Sammlung von 2000 Photographien italienischer Ansichten, Kunstschätze und Volkstypen. Prachtalbum in Grossfolio Querformat. Vollständig in 30 Lieferungen à M. 1.—. Lieferung 1 und 2. Berlin, Werner Verlag.

Ebers, Georg, Aegyptische Studien und Verwandtes. Zu seinem Andenken gesammelt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 8.—; gebunden M. 9.—

Einarsson, Indridi, Schwert und Krummstab. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Autorisierte Uebertragung aus dem Neu-Isländischen von C. Küchler. Berlin, E. Ebering.

Eisler, Dr. Rud., Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Sechste Lieferung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 2.—

Ettlinger, A., Leo Tolstoj. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens. Nr. X der Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Franz Muncker. M. 2.—

Falke, Gustav, Mit dem Leben. Neue Gedichte. Hamburg, Alfred Janssen. Gebunden M. 3.—

Falke, Gustav, Der Mann im Nebel. Roman. Hamburg, Alfred Janssen. Gebunden M. 3.—

Fester, Richard, Machiavelli. — Band I von „Politiker und Nationalökonomen". Eine Sammlung biographischer System- und Charakterschilderungen. Herausgegeben von G. Schmoller und Hintze. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. M. 2.50.

Flachs, Adolf, Dragan Bratow. Ein Roman aus Bulgarien. Berlin, Johannes Räde.

Florschütz, B., Gelegentliche Kleinigkeiten. Wiesbaden, Gebr. Petmecky. M. 1.50.

Förster, F., Kritischer Wegweiser durch die neuere deutsche historische Litteratur für Studierende und Freunde der Geschichte. Berlin, Joh. Räde.

France, Anatole, Die rote Lilie. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Alb. Langen.

Freise, Hermann, Unkraut. Ein Liederbüchlein. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Fronner, Francisco, Einführung in die spanische Handelskorrespondenz und zugleich in die Praxis des Exportgeschäfts. Mit zahlreichen Erläuterungen, Tabellen und Formularien. Leipzig, Verlag der Handelsakademie. Gebunden M. 2.75.

Fuchs, Reinhold, Herzenskämpfe. Erzählungen in Versen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Gaede, Dr. Udo, Schillers Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung". Studien zur Entstehungsgeschichte. Berlin, Alex. Duncker.

Geering, Agnes, Die Figur des Kindes in der mittelhochdeutschen Dichtung. Band IV der Abhandlungen. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Zürich, E. Speidel. M. 2.40.

Geiger, Albert, Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 2.—

Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von Rich. Andree. Band LXXVI, Nr. 19. Erscheint in halbjährigen Bänden von 24 Nummern. Vierteljährlich M. 6.—. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.

Goethe, J. W. v., Meine Religion. — Mein politischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden. Zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Wilh. Bode. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.—

Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt von Th. Vogel. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.80.

Hamsun, Knut, Die Königin von Saba und andre Novellen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von E. Brausewetter. Zweite Auflage. München, Alb. Langen. M. 3.—

Hamsun, Knut, Victoria. Die Geschichte einer Liebe. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Mathilde Mann. München, Alb. Langen. M. 3.—

Hansjakob, Heinrich, Abendläuten. Tagebuchblätter. Illustriert von C. Liebich. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.20.

Hertz, Wilhelm, Spielmanns-Buch. Novellen in Versen aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 6.50.

Heyne, Moritz, Altdeutsch-lateinische Spielmannsgedichte des 10. Jahrhunderts. Göttingen, Franz Wunder.

Hinter der Mauer. Beiträge zur Schulreform mit besonderer Berücksichtigung des Gymnasialunterrichts. Ein Buch für Verzieher und Verbildete. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Hirsch, Ludwig, Aus dem Tagebuch eines letzten Lebensjahres. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—

Hoffmanns Haushaltungsbuch für das Jahr 1900. Für den täglichen Gebrauch eingerichtet und durch Beispiele erläutert nebst Küchenkalender, Waschtabellen, Notizkalender. 18. Jahrgang. Stuttgart, Julius Hoffmann. Gebunden M. 2.—

Holm, Korfiz, Arbeit. Schauspiel in drei Akten. München, Alb. Langen. M. 2.—

Hübners Geographisch-Statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgegeben von Prof. Fr. v. Juraschek. Ausgabe 1899. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. M. 1.20.

Hunt, W. M., Kurze Gespräche über Kunst. Autorisierte Uebersetzung von A. O. J. Schubart. Zweite Auflage. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. M. 2.50.

Kellen, T., Wie werde ich ein guter Kaufmann? Praktische Anleitung für den jungen Kaufmann. Lebensbilder aus der Geschichte des Handels und der Gewerbe. Leipzig, Verlag der Handelsakademie. Gebunden M. 2.75.

Kistiakowski, Dr. Th., Gesellschaft und Einzelwesen. Eine methodologische Studie. Berlin, O. Liebmann. M. 4.—

Koloniale Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. 1. Jahrgang Nr. 1. Leipzig, Bibliographisches Institut. Erscheint jährlich 26mal; M. 2.50 pro Vierteljahr.

Kronfeld, Dr. Moritz, Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie. Mit 216 Holzschnitten und Kupferätzungen nach Photographien und Zeichnungen. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 2.50.

Langmann, Philipp, Verflogene Rufe. Novellen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 2.50.

Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. IV. Band von Franz Liszts Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 8.—

Lorenz, Max, Die Litteratur am Jahrhundert-Ende. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 3.—

Marni, Jeanne, Pariser Droschken. Autorisierte Uebersetzung von Paul Bornstein. München, Alb. Langen. M. 3.—

Marni, Jeanne, Stille Existenzen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Alb. Langen. M. 3.50.

Maupassant, Guy de, Tag- und Nachtgeschichten. Aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Alb. Langen. M. 2.50.

Mayer, Dr. Franz Martin, Geschichte Oesterreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. Zweite umgearbeitete Auflage. 1. Lieferung Wien, Wilh. Braumüller. Preis einer Lieferung M. 2.—

Meyers Hand-Atlas. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage in 113 Kartenblättern mit 9 Textbeilagen und vollständigem Register aller auf den Karten verzeichneten Namen. Lieferung 25—38 (Schluss). Vollständig in 38 Lieferungen à 30 Pf., in Leder gebunden M. 13.50. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Noack, Dr. Friedrich, Italienisches Skizzenbuch. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 8.—

Open Court, The. A monthly magazine. Vol. XIII. (Nr. 11.) September 1899. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually $ 1.—

Perfall, Anton Freiherr v., Das Goldherz. Roman. Berlin, Richard Taendler. M. 3.—

Pfeil, Graf Joachim, Studien und Beobachtungen aus der Südsee. Mit Tafeln und Zeichnungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 11.—

Prutz, Hans, Preußische Geschichte. I. Band: Die Entstehung Brandenburg-Preußen (von den ersten Anfängen bis 1655); II. Band: Die Gründung des preußischen Staates (1655 bis 1740). Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 8.— pro Band.

Reiser, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Heft 16. Kempten, J. Kösels Verlag. M. 1.—

Revue de Paris, La. 6e Année. Nr. 21, 1er Novembre 1899. Paris, Calmann Lévy. Livraison Frs. 2.50.

Rhein-Weser-Elbe-Kanal, Der. Nach den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses dargestellt. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.—

Röhling, Karl und Prof. Dr. Richard Sternfeld, Die Hohenzollern in Bild und Wort. Berlin, Martin Oldenbourg. Gebunden M. 5.—

Romanes, George John, Gedanken über Religion. Die religiöse Entwicklung eines Naturforschers vom Atheismus zum Christentum. Autorisierte Uebersetzung nach der 7. Auflage des englischen Originals von Dr. E Dennert. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 2.60.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 325/26: Dante. Von Chr. Hönes. (M. 1.50). Heft 327: Berühmte Schauspieler im griechischen Altertum. Von Dr. F. Völker. (75 Pf.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Schiefler, Gustav, Hamburgische Kulturaufgaben. Hamburg, Alfred Janssen. M. 1.60.

Schiff, Jakob, Gedichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Schiller-Humboldt Briefwechsel. Dritte vermehrte Auflage mit Anmerkungen von A. Leitzmann. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 7.—

Schreibershofen, H. v., Antonie. Roman. Berlin. Richard Taendler. M. 4.—

Schuler, G. M., Der Sklavenjäger von Sansibar. Poetische Erzählung aus Afrika. Zweite Auflage. Würzburg, Andreas Göbel. M. 1.50.

Seidel, Heinrich, Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. XV. Band von Heinrich Seidels gesammelten Schriften. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Seuffert, Prof. Dr. Hermann, Anarchismus und Strafrecht. Berlin, O. Liebmann. M. 4.50.

Sparagnapane, Gaudenz, 48 Lieder und Balladen. Felix Mendelssohn-Bartholdys 48 Liedern ohne Worte nachgedichtet. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.50.

Stegemann, Hermann, Stille Wasser. Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 3.—

Stieler, Karl, Aus Fremde und Heimat. Vermischte Aufsätze. Zweite Auflage. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 5.40.

Swift, Morrison J., Imperialism and Liberty. Los Angeles, The Ronbroke Press. $ 1.50.

Tausend-Bilder-Bibel. Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. Verdeutscht von Dr. Martin Luther. Lfg. 6 bis 8. (Erscheint in 40 Lieferungen à 40 Pf.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Tomaseth, Heinz, Die vier Bücher des armen Thoms. Dichtung eines Auferstandenen. Wien, Carl Konegen. M. 2.50.

Voß, Richard, Sigurd Eckdals Braut. Roman. Mit Illustrationen. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.60.

Wahle, Prof. Dr. Richard, Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza und Darstellung der definitiven Philosophie. Wien, Wilh. Braumüller. M. 3.—

Walcker, Dr. Karl, Oesterreichs evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse. Göttingen, Franz Wunder. 60 Pf.

Wedekind, Frank, Der Liebestrank. Schwank in drei Aufzügen. München, Albert Langen. M. 2.—

Wedekind, Frank, Die junge Welt. Komödie in drei Aufzügen und einem Vorspiel. München, Albert Langen. M. 2.—

Zapp, Arthur, Miß Nellys Freier. Roman. Berlin, Richard Taendler. M. 3.—

Zola, Emile, Fruchtbarkeit. Roman in sechs Büchern. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 6.—; gebunden M. 8.—

═══ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ═══

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

═══ Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ═══

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neues über Leopold v. Gerlach und ungedruckte Briefe desselben.

Die letzten Jahrzehnte sind überaus reich an Veröffentlichungen von Memoiren und Biographien. Man sollte deshalb meinen, es könnte damit eine Zeitlang eingehalten werden. Aber es bleibt der Ausspruch Lessings wahr: „Die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch.“ Kein Roman ist daher von so nachhaltigem Einfluß und Eindruck als die Wirklichkeit des menschlichen Lebens, wie sie sich in der Führung des einzelnen darstellt. So dürfte auch das nachfolgende Lebensbild Leser finden, das den Verfasser eines der wichtigsten neueren Memoirenwerke,[1]) den General Leopold v. Gerlach, zum Gegenstande hat, um so mehr, da in den Denkwürdigkeiten dieses merkwürdigen Mannes, der wie wenige das Vertrauen von Mitgliedern des preußischen Königshauses genossen hat, die persönlichen Erlebnisse desselben mehr oder minder zurücktreten und hier im wesentlichen nur Ereignisse mitgeteilt werden sollen, die in den genannten Denkwürdigkeiten nur zum kleinsten Teil vorkommen.

Leopold v. Gerlach wurde am 17. September 1790 geboren als zweiter Sohn des Königlichen Rates, späteren Präsidenten der Kurmärkischen Kammer (seit 1796) und nachmaligen Oberbürgermeisters von Berlin, v. Gerlach und dessen Gemahlin Agnes, geb. v. Raumer. Von diesem Elternpaar hören wir, daß der Vater ein strenggläubiger Mann von sehr festem Charakter war, der zur Zeit der französischen Herrschaft in Berlin in seiner Eigenschaft als Kammerpräsident mit größtem Mut der Willkür Davouts entgegentrat, wodurch er das Vertrauen der Berliner Bürgerschaft in so hohem Maße erwarb, daß sie ihn, der eben, weil er übergangen war, seinen Abschied aus dem Staatsdienst genommen hatte, im Jahre 1809 einstimmig zu ihrem Oberbürgermeister erwählte, als Steins Städteordnung in Kraft trat. Ueber die politische Gesinnung seines Vaters urteilt Leopold: „Er war, was man jetzt konservativ nennt, feind jedem Absolutismus; dem Königlichen Hause hing er mit Treue an, doch sagte er mir einmal, das Deutsche Reich läge ihm mehr am Herzen als der preußische Staat.“ Obwohl

[1]) Denkwürdigkeiten aus dem Leben L. v. Gerlachs. 2 Bände. Berlin, W. Hertz 1891. 1892.

er ein eifriger Kirchgänger und Bibelleser war, so war doch in seinem Hause „nach damaliger Art“, wie Leopold berichtet, von geistlichen Dingen nicht die Rede. Frau v. Gerlach war eine Frau von großem Verstand und trefflicher Bildung. Sie las neben den deutschen Klassikern in Schleiermachers Uebersetzung die Schriften Platos. Auf die Erziehung ihrer vier ungewöhnlich begabten Söhne hatte sie einen großen Einfluß. Der Vater liebte neben dem Studium der alten Autoren besonders das der Geschichte, eine Neigung, die auf seinen Sohn Leopold überging. Dieser wurde 1800 Schüler des Joachimsthaler Gymnasiums in Berlin, dessen Besuch in der reformierten Familie traditionell war, zeigte sich aber seiner eignen Aussage nach damals mehr leichtsinnig als fleißig. Als er im Jahre 1803 auf die Académie militaire kam, zeigte er dort viel Wißbegierde und gewann die Zuneigung seines Lehrers Ancillon (des französischen Predigers und späteren Ministers), von welchem er öfters einen Verweis anführte, der sehr komisch gefunden wurde: „Monsieur de Gerlach, ne faites pas toujours le bouffon de la classe.“

Mit seinen Brüdern lebte Leopold v. Gerlach im regsten Gedankenaustausch. In der Kindheit und frühsten Jugend kam es wohl zu allerlei Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten. In späteren Jahren harmonierten sie im großen und ganzen vortrefflich. Es war ein vierblättriges Kleeblatt, wie es so interessant sich selten wiederfindet: Wilhelm, der als Vizepräsident des Oberlandesgerichts zu Frankfurt a. O. starb, der spätere General Leopold, Ludwig, der vielberufene Rundschauer der „Kreuzzeitung“ und Parlamentarier, in seiner Amtsstellung zuletzt Präsident des Appellationsgerichts zu Magdeburg († 16. Febr. 1877) und der nachmalige Hofprediger Otto. Noch im Alter hob Leopold mit einem gewissen Stolze hervor, daß ihre Einheit von allen Seiten anerkannt wurde, daß sie bald in eins geworfen, bald miteinander verwechselt wurden. „Leopold Stolberg, ein Freund von Otto, bemerkte, wir hätten nicht allein einerlei Sprache, wir sprächen auch dieselben Dinge.“ Nach dem Tode des Vaters (1813) wurde der älteste Bruder Wilhelm das Haupt der Familie. Er galt für den gemütvollsten der Brüder. Es wurde von ihm gerühmt, daß er bei allen Familienereignissen im Freundeskreis mit wärmster Teilnahme in frohen wie in traurigen Tagen es verstand, den Freunden durch liebevolle Worte nahe zu treten; auch war er, wie Zuhörer vieler geistreicher Unterhaltungen der Gebrüder Gerlach hervorhoben, immer der maßvollste und nicht so geneigt, Paradoxen aufzustellen, wie Leopold und besonders Ludwig es liebten.

Der erste große Schmerz, der diesen Familienkreis traf, war der Tod der einzigen Tochter des Präsidenten v. Gerlach, Sophie, der vielgeliebten Schwester der vier Brüder. Von ihr berichtet Leopold: „Sophie war eine sehr begabte Person. Schon als Kind hatte sie unsre Spiele dirigiert mit vielem Sinn, so daß wir ihr blind folgten. Sophie war sehr musikalisch, hatte eine schöne Stimme und hatte viel gelernt. Sie hatte auch ein Verlangen nach dem Glauben und ließ sich noch auf dem Totenbette die Bergpredigt und manches aus der Heiligen Schrift vorlesen.“ Sie war seit dem Jahre 1804 vermählt mit dem

späteren General v. Grolman, dem berühmten Helden der Befreiungskriege, der in Preußen im Felde stand, als ihm am 3. Juli 1807 die heißgeliebte Frau entrissen wurde. Die edle Frau hatte es geahnt, daß der Abschied von ihrem Gatten am 23. September 1806 ein Abschied für immer war. Leopolds Mutter schrieb über jene Trennung: „Der Abschied war erschrecklich. Sophie rief immer: Wir sehen uns nicht wieder! Grolman riß sich endlich mit Gewalt los.“ Die trostlose Lage des Vaterlandes hatte schon vorher eine verzweifelte Stimmung in ihm reifen lassen. Kurz vor ihrem Tode hatte Grolman seinem Weibe einen Brief geschrieben, des Inhalts, er wolle sein Vaterland nicht wieder sehen und mit ihr nach Amerika gehen. Die einzige, am 27. August 1806 geborene Tochter aus der überaus glücklichen Ehe, wohl nach der verehrten Königin Luise genannt, wurde bei Frau v. Gerlach, der Großmutter, erzogen. Der Schwager Grolman war bei den Gebrüdern sehr beliebt und verehrt. Sie hielten auf seine Tüchtigkeit außerordentliche Stücke. Leopold nennt Grolman einen „Soldaten im besten Sinne des Wortes, viel mehr, so weit mein Urteil reicht, als der viel berühmtere Gneisenau. Ich war 1815 vom Mai bis November in beider nächster Nähe im Blücherschen Hauptquartier und hatte entschieden diesen Eindruck.“ Ludwig sagte über ihn: „Unser Schwager Grolman war ein Mann, der imposante militärische Heldenhaftigkeit (das Wort ist nicht zu stark) mit kindlicher, einfacher, nobler Selbstlosigkeit verband.“

Seit 1792 bewohnte das Gerlachsche Ehepaar das von ihm gekaufte Haus in der Französischen Straße Nr. 1 hinter der katholischen Kirche, in dem die Söhne Ludwig, der Rundschauer, und Otto, der Hofprediger, geboren wurden und das vierzig Jahre in Gerlachschem Besitze blieb.

Leopold trat 1806 bei Ausbruch des Krieges in die Armee, machte die Schlacht bei Auerstädt mit, wurde am 15. Oktober in Erfurt durch Kapitulation kriegsgefangen und traf Ende dieses Monats in Berlin ein. Im Jahre 1808 erbat er den Abschied, den König Friedrich Wilhelm III. indes abschlug mit dem Ausspruch, er glaube, Gerlach würde sich zu einem sehr brauchbaren Offizier ausbilden. Grolman war damals andrer Ansicht. Er meinte, nach Ludwigs Mitteilung, ein Zivildiener könne zurzeit mehr nützen und sei nicht in Gefahr, für eine schlechte Sache fechten zu müssen. Doch erhielt Leopold die Erlaubnis, zu studieren, worauf er zuerst nach Göttingen und später nach Heidelberg ging. In Göttingen hörte er besonders Hugo. Seine Berichte darüber an seine Eltern finden wir in zahlreichen Briefen. Sie verraten einen regen Wissenstrieb, der sich unter anderm auch bei dem Besuch der Dresdener Gemäldegalerie äußerte. Der Achtzehnjährige schreibt darüber am 14. Oktober 1808 aus Dessau an seinen Vater:

„Während unsres Aufenthalts in Dresden gingen wir täglich zweimal nach der Gemäldegalerie, von 9—12 Uhr vormittags, von 3—5 Uhr nachmittags. Die übrigen Kunstwerke konnten wir leider nur einmal sehen, weil die Zeit, wo man zweimal die Woche hingehen konnte, vorbei war. Doch ist es auch unmöglich, wenn man vorher gar kein Kunstwerk, weder Gemälde noch Statuen gesehen hat, in so kurzer Zeit recht das Künstlerische zu fassen, was bei Statuen sicher noch

schwerer ist als bei Gemälden. Insofern ist es vielleicht gut, daß wir unsre Zeit vorzüglich dazu angewandt haben, die Galerie zu besuchen. Doch fühle ich auch sehr deutlich, daß wir auch die noch lange nicht genug angesehen haben. Von den Ansichten habe ich gar keinen andern Nutzen gehabt, als daß ich einen höheren Begriff bekommen habe, was für Kunst und Genie dazu gehört, sie hervorzubringen ... Ich hoffe immer, noch einmal nach Dresden zu kommen, teils um die Gegend zu sehen, aber eigentlich, um mit mehr Verstand die Kunstwerke zu betrachten. Meine Schuld war es nicht, daß ich nicht alles begriffen und gefaßt habe; denn ich habe mich so viel als möglich darauf vorbereitet. Aber es gehört eine viel längere Zeit dazu, als wir darauf verwenden konnten.

„Schreibe mir doch, sobald Du Zeit dazu hast, was Du mir vorzüglich rätst, zu studieren; denn ich bin darüber noch nicht zu einem reifen Entschluß gekommen. Alles, was ich bis jetzt gethan habe, kommt mir so höchst unzusammenhängend vor, und wenn ich es übersehe, ist es, als ob es nur zufällig ausgewählt wäre. Da es seit einiger Zeit wieder den Anschein hat, daß Freiheit und Unabhängigkeit nicht ganz aufhören wird in Europa,[1] ist die Lust zum Soldaten wieder mehr rege in mir geworden, und ich möchte nur, daß die Begebenheiten im Westen bald mehr im Osten wirkten, was doch gewiß nicht ausbleiben kann. Schreibe mir ja über dies alles recht viel. Ich habe zwar von diesem, was mein Studium und meine Zukunft überhaupt betrifft, allerhand dunkle Ideen, Vorsätze und so weiter, doch sind sie nicht reif zur Mitteilung und nicht klar genug, sie zu befolgen. Vielleicht kannst Du, lieber Papa, mir über dies alles das Verständnis öffnen, mir meine Idee klar und deutlich machen durch Mitteilung Deiner gewiß reichlich durchdachten Meinung.

L. v. Gerlach."

Anfangs Dezember berichtet er, daß er mit seinen Studien „völlig im Zuge" sei. „Meine Kollegia gefallen mir bis auf die Statistik beim Geheimerat Sartorius sehr gut. Dies Kollegium ist bis jetzt — wir haben Frankreich gehabt — sehr unbefriedigend für mich gewesen. Das Naturrecht bei Hugo wird auch noch an Interesse zunehmen, wenn er erst mehr in das Spezielle kommt, was eigentlich sein Fach ist. Die Staatswirtschaft liest Sartorius fast ganz nach Adam Smith, den ich als Repetition des Kollegs nachlese. Es ist unangenehm, daß Smith sich oft in eine Menge Beispiele verliert, was die Uebersicht sehr erschwert. Außerdem habe ich mit Wilhelm Unterricht im Englischen beim Professor Rennecke. Obgleich er ein Deutscher ist, spricht er doch das Englische so gut, daß die Engländer, die bekanntlich sehr eigen mit ihrer Sprache sind, ihm nur vorgeworfen haben, er spreche wie ein englisches Buch. Eine bessere Methode, glaube ich, kann es nicht geben, eine Sprache zu lehren. Außerdem las ich mit Wilhelm die Odyssee. Durch diese vielen Sprachstudien bin ich ganz mit grammatischen Studien überhäuft; denn außer den englischen Studien, die ich getrieben, habe ich Buttmanns Grammatik größtenteils durchgelesen und aus-

[1]) Anspielung auf die glückliche Erhebung Spaniens.

gezogen, auch las ich die Syntax in der Bröderschen Grammatik durch, die wegen der vielen Beispiele sehr lehrreich ist, so schlecht sie auch übrigens abgehandelt ist. Wilhelm liest auch noch den Livius mit mir ... Gestern waren wir auf einem großen Thee beim Hofrat Sartorius, wo es recht hübsch war. Es ist so sehr selten, daß wir hier einmal in Gesellschaft kommen, daß es mir eine wirkliche Merkwürdigkeit wird.

„Berlin wird, wenn Du diesen Brief bekommst, wohl schon leer von Franzosen sein.[1]) Weiß man noch nicht, wann der König kommt? Etwas Erleichterung des Gemüts, wenn auch nicht der Arbeit, schafft Dir doch die Räumung des Landes ..."

Als das Jahr 1809 die ersehnte Erhebung zu bringen schien, da wurde dem jungen Studenten das Studium fast wieder leid, und er erwog ernstlich, ob er wieder zum Waffenhandwerk zurückkehren sollte. Ein Brief aus dieser Zeit an den Vater giebt uns Kunde von den widerstreitenden Gefühlen, die seine Brust bewegten:

„Göttingen, den 15. März 1809.

„Lieber Vater!

„Diesen Brief erhältst Du durch die beiden Sacks, Söhne des Hofpredigers. Mir war die Gelegenheit, nach Berlin zu schreiben, sehr angenehm, da ich endlich einmal frei und offen, ohne das Aufmachen des Briefs auf der Post zu besorgen, an Dich schreiben kann.

„Der Hauptgrund, warum ich mich so sehnte, nach Berlin zu kommen, waren die jetzigen kriegerischen Aussichten. Der Krieg mit Oesterreich ist so gut wie gewiß und wahrscheinlich jetzt schon ausgebrochen. Ich glaube noch immer, daß der König von Preußen daran teilnimmt. Denn erstens hat man seine ganze Gesinnung und seinen fortwährenden Haß gegen Frankreich aus dem bekannt gemachten Briefe des Minister Stein gesehen, der gewiß nicht ohne Vorwissen des Königs gehandelt hat. Die Pläne, die darin der Minister Stein angelegt hat, sind gewiß nicht aufgegeben, und wenn er sie ausführen will, ist dazu wohl keine schicklichere Gelegenheit als jetzt. Zweitens erkennt man seinen wütenden Haß gegen die Franzosen aus der Art, wie er die höchsten Staatsämter besetzt. Drittens: Warum kommt der König nicht nach Berlin, wenn er mit den Franzosen in gutem Vernehmen ist? Viertens: Was haben die Oesterreicher für eine Absicht, den Krieg nach dem Norden von Deutschland zu spielen, wenn sie da nicht auf Beistand rechneten? Wenn nun dieser Krieg ausbräche, so wäre ich in einer sehr unangenehmen Lage, da mir wahrscheinlich sogleich die Mittel genommen würden, nach Berlin zu kommen, wenn man erführe, daß ich noch in Diensten wäre. Dazu kommt noch, daß mein Urlaub abgelaufen ist. Soll ich um Verlängerung desselben anhalten oder nicht? Ich glaube, es ist schon unschicklich, daß ich, wenn ich um eine Verlängerung desselben von hier aus nachsuchen will,

---

[1]) Am 3. Dezember 1808 waren die letzten Franzosen aus Berlin abgezogen, um nach Spanien zu gehen.

ich es nicht schon gethan habe. Ich habe Dir letzt schon davon geschrieben; doch Du antwortetest mir nur, daß Ihr wegen meiner künftigen Bestimmung an Grolman geschrieben hättet. Ich selbst weiß ja gar nichts davon, was Deine Pläne in dieser Hinsicht sind. Meine Meinung ist folgende: Bleibt es Friede, so würde es mir höchst unangenehm sein, wieder in das Militär zu treten. Es würde für meine geistige Ausbildung auf jeden Fall vorteilhafter sein, noch länger zu studieren. Den jetzigen Geist der preußischen Offiziere kenne ich zwar nicht; ich glaube aber kaum, daß er viel verändert ist durch unsre Unglücksfälle, und vor dem Kriege war er nicht sehr erfreulich. Sollte Krieg werden, würde es erstlich nichts schaden, daß ich, der ich doch noch immer im Dienst bin, davon bliebe, und zweitens würde es mir selbst auch sehr unangenehm sein. Alle diese Rücksichten waren Ursache, daß ich so gern nach Berlin wollte, um Aufklärung darüber zu erhalten, die ich doch wenigstens über vieles dort finden konnte. Ich hatte auch schon den Plan, als ich sah, daß Ihr uns die Reise nach Berlin wegen der jetzigen Geldverhältnisse ganz abschlagen würdet, dennoch und zwar auf folgende Art hinzukommen: Ich wollte zu Fuß gehen und mich bei dem Fußgehen soviel als möglich einschränken. Auf die Art würde mir die Hinreise höchstens 2 Thaler kosten, und die Rückreise ebensoviel. Ich rechnete nämlich so: hier gebe ich für Frühstück, Mittag- und Abendessen täglich 9 Groschen aus. Sechs Tage bin ich unterwegs, macht 2 Thaler 6 Groschen, Ersparnis hierzu 2 Thaler, macht 4 Thaler 6 Groschen, täglich 17 Groschen, wofür ich ganz bequem reisen kann. Meine Reise von Dessau hierher kostete mir 6 Thaler, davon bin ich drei Meilen Extrapost gefahren, was allein 4 Thaler beträgt. Du siehst also, daß es wohl angeht, und auf dieser Reise habe ich mich nicht etwa eingeschränkt, sondern des Morgens Kaffee und des Mittags und Abends zweimal Wein getrunken ... Wilhelm findet einen besonderen Anstoß daran, daß es nicht anständig genug wäre, so zu reisen. Ich verdenke es ihm auch nicht, daß er diese Reise nicht machen will, da er die Zwecke nicht hat. Daß die ganze Reise keine Kinderei ist, wirst Du aus den Gründen sehen, die ich angeführt. Nimm die Sache ja recht in Ueberlegung und verwirf sie nicht, weil sie sonderbar scheint. Du siehst, lieber Papa, daß ich ernsthaftere und wichtigere Zwecke habe als mein Vergnügen, Zwecke, die auf mein ganzes künftiges Schicksal den entschiedensten Einfluß haben. Besonders wichtig könnte diese Reise noch werden, wenn ich Grolman sprechen könnte, was doch auch vielleicht angeht. Höchst traurig würde es für mich sein, wenn Du die Sache nicht so ansiehst, wie sie doch wirklich ist, sondern als eine bloße Kinderei ... Ueberlege Dir die Sache ja recht, und betrachte sie von allen Seiten.

L. v. Gerlach."

Wie schon aus diesem Briefe ersichtlich, hatten sich die Eltern an ihren Schwiegersohn Grolman gewandt mit der Bitte, ihnen zu raten, was Leopold beginnen sollte. Grolman erteilte diesen Rat in dem nachfolgenden charakteristischen Briefe:

„Königsberg, 3. April 1809.

„Meine teure Mutter!

„Ihren gütigen Brief habe ich nicht gleich beantwortet, weil ich erst den entscheidenden Moment abwarten wollte. Da mein Schweigen Ihnen aber unangenehm zu sein scheint, so breche ich es gern vorher. Der letzte Kampf Deutschlands naht, und diesen muß jeder Mann von Kraft und Mut mitkämpfen, also auch Leopold. Aber deswegen braucht er nicht preußischer Offizier zu sein, das würde vielleicht zum Nichtsthun führen. Auch Ihr Projekt, meine teure Mutter, kann ich nicht billigen; in unsre Diplomatie eintreten, heißt dem gesunden Menschenverstand, dem Recht und der Kraft auf ewig entsagen. Solch ein Sortiment von verhunzten Menschenfiguren hat es wohl noch nie gegeben ... Also, liebe Mutter, seien Sie nicht besorgt um die Laufbahn, die Leopold betreten soll. Sie findet sich von selbst, in dieser Krisis rangiert sich jedes Talent von selbst auf der Stelle, die ihm und seinem Glück gebührt, oder es geht unter, und dann hat alle Sorge ein Ende ... Nun, meine liebste Mutter, leben Sie wohl und küssen Sie mir meine kleine Luise, und halten Sie ihr ihre Heftigkeit zu gut, es ist ihr unverschuldetes Erbstück ihres Vaters

Grolman."

Daß Grolman damals daran gedacht hat, mit Schill gemeinsame Sache zu machen und in österreichische Dienste zu gehen, ist bekannt. Auch bei Leopold scheinen ähnliche Pläne bestanden zu haben. Wenigstens wird berichtet, daß Leopolds Bekannter, dem er später sehr nahe trat, Alexander v. d. Marwitz, sehr darauf rechnete, daß Leopold sich ihm anschließen würde, als er zu Schill ging. Leopold selbst teilt mit, das Vorhaben wäre „durch fortwährende Anfälle von kaltem Fieber" verhindert worden. So setzte er seine Studien in Göttingen fort. Im Herbst des Jahres ging er von hier mit seinem Bruder Wilhelm nach Heidelberg. Sie nahmen den Weg über Eisenach und besuchten von dort aus die Wartburg. Ueber diesen Ausflug berichtet er der Mutter am 24. September aus Frankfurt a. M.:

„Der Weg hin und die Aussicht, die durch das beständig abwechselnde Wetter eher gewann als verlor, übertraf meine Erwartung und war außerordentlich schön; doch das Gebäude ist so von der Zeit mitgenommen, daß wenig sehenswert daran ist. Inwendig sind viele merkwürdige Rüstungen, Luthers Stube, Tintenfaß und so weiter."

Am 10. Oktober trafen die Brüder von ihrer Reise, „der längsten und merkwürdigsten, die ich bisher gemacht," wie Leopold bemerkt, in Heidelberg ein. Erst nach längerem Suchen fanden sie eine ihnen zusagende Wohnung im Hause des Professors Weiß, „sehr abgelegen, dicht an dem Berge, worauf das alte Heidelberger Schloß liegt," die aus vier Räumen bestand. „Dies Quartier war von allen, die wir besahen, das größte und wohlfeilste und kostet halbjährlich hundert Gulden, was bei dem hiesigen hohen Preis der Mieten wirklich wohlfeil ist" ... „Uebrigens ist hier das Essen relativ wohlfeil, doch absolut etwas teuer,

da man hier bei weitem besser ißt ... Bis jetzt ist hier alles noch sehr einsam, da die Ferien den 23. Oktober erst zu Ende sind." Nun kommt eine längere Auseinandersetzung wegen der Geldmittel, das niemals erschöpfende Kapitel im Studentenleben. Doch hegt Leopold Vertrauen zu der Geduld der Mutter: „Wir sind ja schon oft überzeugt worden, daß Ihr uns zutraut, daß wir nichts Unnützes ausgeben." Unmutig bricht er indes seinen Brief ab: „Jetzt haben mir die vielen Geldsachen die Lust (zur Fortsetzung der Reisebeschreibung) benommen."

Im schönen Heidelberg, wo trotz Voß und Paulus der Geist der Romantik wehte und die romantische Schule feste Wurzeln faßte, empfing Gerlach gewisse Richtungen für sein künftiges Leben, wenn es auch noch nicht die entscheidenden Eindrücke waren, die er erhielt. Er kam hier in Verkehr mit geistreichen Frauen und Freunden. Er besuchte von hier aus Schubert und Tieck in München und Jean Paul in Bayreuth. Mit Tieck sprach er viel über Kunst. Den Verkehr mit den schöngeistigen Frauen billigte sein Bruder Wilhelm nicht. Zu den nahen Freunden gehörte Graf Paul Haugwitz, der Sohn des Ministers, und der Hamburger Sieveking,[1]) der Leopold schwärmerisch verehrte. Als Zeichen der Freundschaft Sievekings für ihn teilt Gerlach eine Stelle aus einem Briefe desselben an ihn mit: „Bacchische Begeisterung reißt mich hin, Dich in der Ferne zu umarmen." Durch seinen Heidelberger Umgang wurde Leopold angetrieben zur Beschäftigung mit der mittelalterlichen Kunst und Geschichte. Er kam auch zu einem tieferen Eindringen in das Christentum; aber die Einwirkung desselben als lebendige Kraft für ihn selbst blieb einer späteren Zeit vorbehalten. Weniger Geschmack fand er an seinem eigentlichen Studium. „Wenn meine ganze Brotwissenschaft ein so interessantes Studium wie die Staatswissenschaft ist, kann ich es mir wohl gefallen lassen," bemerkt er einmal. Gar mächtig war mit den ersten Reisen die Lust daran gewachsen, und er machte immer neue Pläne, so daß es ihn schmerzlich traf, als die Eltern ihm im Herbst 1810 die Erlaubnis zu einer Reise nach der Schweiz oder Paris rundweg versagten. In Paris wollte er bei seinem Freunde Sieveking wohnen. „Ich sehe an allen diesen Plänen nichts Extravagantes und begreife nicht, wodurch ich einen so harten Brief verdient habe ... Daß ich Lust habe, die Schweiz zu sehen, die nur dreißig Stunden von hier ist, ist doch wohl natürlich, auch daß ich Lust habe, nach Paris zu gehen, da man für vier Friedrichsdor in sechs Tagen dort ist und ich unter der Führung des schon ganz bekannten, lieben Menschen die große Stadt mit ihren Merkwürdigkeiten besehen, französisch lernen und die Kunstwerke Europas betrachten kann. Ebenso natürlich ist es freilich, daß ich mir das alles, wenn es nicht angeht, vergehen lasse, ohne zu murren, was ich denn auch wahrhaftig nicht thue ... Von der Schweizer Reise in ihrer größten Ausdehnung bis über die Alpen nach dem Lago maggiore hatte mich Tieck, der vorgestern

[1]) Der Begründer des „Rauhen Hauses" in Hamburg. Vergl. über ihn den Aufsatz bei W. Baur, „Geschichts- und Lebensbilder", Hamburg 1893[5], Band II; S. 187–223.

hier war, schon abgebracht ... Ich lebe hier übrigens in meinem alten Train fort. Von den Professoren sehe ich Boeckh und Wilken am meisten. Der letztere gefällt mir mit jedem Tage mehr ... Im andern Jahre will ich, weil Du es wünschst, ein Eingetragenes der Kameralwissenschaften hören, obgleich ich überzeugt bin, daß sie nicht besonders sein werden."

An die Mutter:

„Den 10. November 1810.

„... Mein früheres Fassen der Gegenwart und Lassen der Vergangenheit und Zukunft ist leider dahin, und ich werde durch die schlechte Gegenwart oft nolens volens nach hinten und vorne hingejagt ... Hier in Heidelberg sind jetzt viele gelehrte Damen vereint, und man spricht noch von der Ankunft mehrerer. Frau v. Chezy kennt Ihr schon, außerdem die Frau v. Helwig geb. Amalie v. Imhof. Außerdem wird die Frau v. Wolzogen erwartet."

An den Vater:

„14. November 1810.

„... Ich habe hier mehr Umgang der Extension, aber leider viel weniger der Intension nach, denn alle meine Freunde, die damals mit Wilhelm hier waren, sind fort. Dafür gehe ich jetzt mit gelehrten Frauen um, mit der Frau v. Chezy, von der Du schon weißt, und vorgestern habe ich auch mit der Amalie v. Imhof, die an den schwedischen General Helwig verheiratet ist und die Schwestern von Lesbos gemacht hat, Bekanntschaft gemacht. Alles dies kann mir aber meinen früheren Umgang keineswegs ersetzen, da ich so nötig habe, mit einem über alles, was ich lese und treibe, zu sprechen, und der ich dadurch erst alles begreifen und verarbeiten kann. Manchmal nehme ich dieses Bedürfnisses wegen den ersten besten meiner Bekannten und erzähle ihm etwas von meiner Lektüre, gar nicht, weil ich glaube, daß es ihn interessiert, sondern bloß es zu regulieren und zu verarbeiten ... Die Veränderungen in unserm Staate finde ich zweckmäßig, besonders die Abschaffung der Oberpräsidenten und der untergeordneten Minister, wodurch doch ganz unnötige Zwischeninstanzen glücklich beseitigt sind.[1]) Unsre Verwandtschaft kommt ja recht in die Höhe. Mein einer Vetter Regierungspräsident,[2]) ein andrer Günstling des dirigierenden Ministers,[3]) so kann es mir nicht fehlen. Ein bißchen lächerlich kommt es mir doch vor, daß sie mit ihren Veränderungen nur bewirkt haben, daß Bassewitz Deine Stellung bekommen, der sich selbst nicht einbilden wird, dazu nur halb so fähig zu sein[4]) ... Grolman macht mir rechte Freude, und ich gebe durchaus den Erfolg nicht auf, denn vor drei Jahren war schon dieselbe Wahrscheinlichkeit des Sieges der Gegenpartei."[5])

---

[1]) Vergl. hierzu Treitschke, Deutsche Geschichte I⁴, S. 370.

[2]) Gemeint ist wohl Karl Georg v. Raumer † 1. Juli 1833.

[3]) Friedrich v. Raumer, der Historiker der Hohenstaufen.

[4]) Etwas vorschnell geurteilt. Bassewitz war einer der tüchtigsten und kenntnisreichsten Verwaltungsbeamten, die Preußen gehabt hat.

[5]) G. war damals schon sehr antihardenbergisch gestimmt.

Nach einer glänzend bestandenen juristischen Prüfung trat Leopold im Herbst 1811 auf Wunsch seines Vaters als Referendar bei der Regierung zu Potsdam ein, mit dem festen Vorsatz, die Zivilstellung sofort wieder aufzugeben, wenn der Militärdienst ihm wieder irgendwie erwünscht sein würde. Er selbst berichtet von seiner Staatsprüfung: „Auf die Frage: ‚Woher wissen Sie das alles?‘ war die Antwort: ‚Das habe ich alles so aufgeschnappt.‘“ Viel scheint er sich nicht um die Amtsgeschäfte bekümmert zu haben. Sein Interesse ging ungleich mehr in der Politik und in militärischen Dingen auf. Sein Umgang waren vorwiegend die Offiziere von der Garde, besonders der geistreiche Alexander v. d. Marwitz. In der „Evangelischen Kirchenzeitung“ von 1836 findet sich eine aus Leopolds Feder geflossene Anzeige der Varnhagenschen Schrift „Rahel“ und darin eine Schilderung von Leopolds Umgang mit Alexander Marwitz, von Marwitz selbst geschrieben. Er sagt darin, wie Leopold seinen Pantheismus bekämpft, aber mit seinem witzigen, übermütigen Disputieren ihn nicht überwältigt habe. An den Freund seines Bruders Wilhelm, den Maler Meyer, schrieb Leopold in jener Zeit:

„Ich bin mit Wilhelm darin ganz einverstanden, daß nur die christliche Religion und der Glaube an ihre Wahrheit Trost und Beruhigung giebt, und wenn ich auch jetzt von mir noch nicht sagen kann, daß ich mit der Ueberzeugung und Hingebung eines Kindes daran glaube, so bin ich dennoch fest davon überzeugt, daß dies das Wahre ist, wohin auch jeder, der sich in reger Thätigkeit hält, kommen muß, wohin ich auch schon immer mehr gekommen bin.“

„Wir,“ so zeichnete er später über seine damalige religiöse Gesinnung auf, „besonders Wilhelm, waren an Erkenntnis gewachsen, aber in uns beiden blieb diese Erkenntnis noch längere Zeit tot. Erst nach dem Kriege fing das Evangelium an, eine Gestalt in uns zu gewinnen, als Otto, nachdem er Jura studiert hatte, sich, ohne den Rationalismus und Liberalismus passiert zu haben, der Theologie zuwandte, und als Ludwig durch seinen Freund und nachmaligen Schwager Adolf v. Thadden ein lebendiges Christentum an sich erfahren hatte.“

Noch in seine Studienzeit fällt ein Bonmot, das uns von Leopold überliefert wird. Als Napoleon die Marie Luise heiratete, nannte er diesen Schritt ein Zeichen des baldigen Endes des Abenteurers, denn er suche ja schon eine „Zivilversorgung“. Auf den Ruf des Königs 1813 ging auch er nach Breslau, um wieder in die Armee einzutreten. Er fuhr zusammen mit seinem Freunde Voß Tag und Nacht per Extrapost. Der nachmalige Minister Eichhorn hatte ihm einen Auftrag an den Tugendbund mitgegeben. Er schildert die begeisterte Stimmung in allen Ständen als besonders erhebend:

„Hier in Breslau zweifelt niemand an dem Krieg, obschon Hardenberg sich im Theater viel und freundlich mit dem französischen Gesandten unterhält. Eine herrliche Zeit ist hier, alles lebt wieder auf, alles wirkt auf seinen Zweck hin. Auf dem Wall, auf dem Ring, vor den Thoren exerzieren Truppen, Pferde werden geritten und verkauft, alles läuft herum, sich auszurüsten, und fast alle Handwerker arbeiten für den König. Täglich kommen Fremde hier an, Dienst

zu nehmen, täglich sieht man alte Bekannte und macht neue Bekanntschaften. Alles, was von unsern Offizieren nach Spanien, Oesterreich, Rußland und außer Dienst gekommen war, kehrt zurück. Der König nennt die Zeit mit Recht eine Auferstehung."

Scharfen Auges erkannte er in der allgemeinen Bewegung die verschiedenen Parteibildungen und entsetzte sich wohl über den Radikalismus einzelner Gruppen, so der um Jahn, obwohl er den Eindruck empfing, als ob dieser Urteutone „mit dem kahlen Kopf und schönen Gesicht" sehr viele reale und praktische Vorschläge machte. Höchst mißmutig vermerkte er es jedoch, daß Kaiser Franz vor dem preußischen Jakobinismus warnte.

General Scharnhorst ließ Gerlach zu sich kommen und stellte ihn zur Dienstleistung bei Blücher an. „Scharnhorst sah mich aber als seiner Person zugeteilt an. Alles beneidete mich, und ich war glücklich, au centre des affaires zu sein, wäre aber noch lieber mit Marwitz zu Dörnberg gegangen." Als Leopold sich beim König meldete, sagte ihm dieser, er möge die vielen Kenntnisse, die er sich erworben, auch gut anwenden. An Marwitz schrieb Gerlach damals: „Unsre Gespräche und unser Streiten gegen Willkür und jedes sogenannte philosophische Prinzip im Staate, was sich außerhalb der Geschichte bilden will, ist also vorbei. Pfui, wie auch diese Phrase nach dem Katheder riecht!" Dem mit Blücher von Breslau aufgebrochenen Hauptquartier folgte Gerlach am 21. März. In seinen Aufzeichnungen sagt er, es sei ihm bald bange um seine glänzende Stellung geworden, da er sich unter so vielen Prinzen und hervorragenden Persönlichkeiten so unbedeutend gefunden. In diese Zeit fällt die erste Bekanntschaft mit dem damaligen Kronprinzen, dessen Gunst so eingreifend in Gerlachs Leben wurde und sich bis zum Tode desselben erhalten hat.

Sehr bald wurden Scharnhorst und Blücher auf Gerlach aufmerksam. Es wurden ihm öfter besondere Aufträge erteilt. So ging er vor der Schlacht von Groß-Görschen nach Weimar, um dort eine nächtliche Zusammenkunft mit Müffling zu haben. In der Schlacht selbst (2. Mai) war er bei Blücher, dessen verwundetes Pferd fiel, als die Franzosen eine glückliche Attacke machten. Auf kurze Zeit gab Gerlach dem General sein eignes Pferd. Blücher schlug ihn deshalb zum Eisernen Kreuz vor und nahm es sehr übel, als seiner Empfehlung nicht gleich stattgegeben wurde. Nach der Schlacht bei Bautzen (20./21. Mai) erhielt es Gerlach denn auch. Diese Auszeichnung erlebte sein schon lange kränkelnder Vater noch. Wenige Tage danach, am 8. Juni 1813, starb er, 56 Jahre alt.

Im August kam Gerlach nach Berlin, von Blücher zum Kronprinzen von Schweden geschickt, um mit ihm wegen der nächsten Operationen zu verhandeln. Auf dieser Reise machte das Eiserne Kreuz Aufsehen, besonders im Hauptquartier von Bernadotte. Nach Scharnhorsts Tode blieb Gerlach in unbestimmtem Verhältnis im Blücherschen Hauptquartier und wurde von allen Prinzen, besonders dem Kronprinzen, sehr ausgezeichnet. Der Herzog Karl von Mecklenburg, der Bruder der Königin Luise, wollte ihn zum Adjutanten haben, was Gerlach indes

ablehnte; warum, ist nicht erkenntlich. Einen entscheidenden Anteil konnte er am Treffen von Wartenburg (3. Oktober) nehmen, wo er einen erfolgreichen Angriff zweier Husarenregimenter veranlaßte und selbst dirigierte.

Im Jahre 1814 wurde er Adjutant bei General v. Müffling und bearbeitete als solcher die Generalstabsgeschäfte. Mehrere Briefe aus damaliger Zeit versetzen uns in die Unruhe jener Tage. So schreibt Gerlach am 8. März 1814 aus Laon an die Mutter:

„Diesen Brief schreibe ich, ohne bis jetzt eine Aussicht zu haben, ihn zu Dir zu schicken. Seitdem ich nicht nach Berlin geschrieben, haben wir hier sehr unruhige Tage gehabt. Denn seit der Schlacht von Brienne am 2. vorigen Monats ist eine unbegreifliche Schlaffheit in unsre Operationen getreten, die, wie ich hoffe, endlich wieder aufhören soll, da der Himmel uns zu belehren zwar Unglück geschickt hat, aber keineswegs ein Unglück, was nicht gleich gut zu machen wäre. In Deinem Briefe vom 24. Januar schreibst Du mir von Papa und fragst, ob ich mich seiner noch erinnere. Ach, liebe Mutter, Du glaubst nicht, wie lebhaft gerade hier in dieser Unruhe, wenn alle äußere Thätigkeit aufhört und man von den schrecklich unangenehmen und ekelhaften Sorgen für Essen, Trinken, Wärme, Schlaf einmal zu einem Gedanken und einer Erinnerung kommt, Du glaubst nicht, wie lebhaft die dann eben ist. Wie oft habe ich an unsern Morgen gedacht beim Frühstück, wie oft, wenn Papa den Abend zum Essen kam, erwartet, geholt wurde ... Und was hat man jetzt dafür, immer dieselben Menschen und jetzt sogar nicht einmal das lebhafte Interesse an dem Krieg wie in Deutschland, nirgend gern gesehen, so daß es mir am liebsten ist, wenn wir nach einem Hause kommen abends, wo die Menschen davongelaufen sind, wo man sich auf Stroh legt und Kartoffeln an einem Kaminfeuer kocht. Ja, man verfällt in eine unglaubliche Apathie.

„Wilhelm ist jetzt wieder bei seinem Regiment und wohl und gesund; ich habe ihn aber nur einmal gesehen, weil wir die letzten Tage fast täglich gefochten hatten, wo er und ich dabei waren. Oefter sah ich Grolman und freute mich jedesmal über ihn, denn ich bin ihm sehr gut. Marwitz, der glücklich aus seiner Gefangenschaft entkommen, von seinen Wunden hergestellt und bei dem Corps des Generals York angestellt wurde, ist schon wieder seit der Affaire von Chateau-Thierry[1]) vermißt, das heißt tot oder gefangen.[2]) Von Ludwig habe ich nichts gehört; er müßte jetzt doch auch bald heran sein. Gestern war sein Geburtstag. Gesund bin ich noch immer, ein wenig Husten und Schnupfen ist alles, was mir zustößt; denn verwundet, scheint es, werde ich nun wohl nicht mehr werden. Durch den Uebermut des Napoleon über seine glücklichen Gefechte verzögert sich der Frieden und kann, wenn nicht bald kräftiger dafür gearbeitet wird, sich noch lange verzögern, obgleich außer Napoleon wohl jeder den Krieg satt hat. Frankreich wird schrecklich behandelt, und bei den beständigen Gefechten und den

---

1) 12. Februar 1814.

2) Er war gefallen.

gemischten Armeen sind die Soldaten nicht recht in Ordnung zu halten, besonders die Russen."

„Laon, 10. März 2 Uhr morgens.

„Gestern haben wir eine bataille gehabt und die Franzosen komplett geschlagen, dreißig Kanonen sind schon genommen, und stündlich kommen noch günstigere Resultate, und wenn der heutige Tag günstig ist, so kann der Sieg den Frieden bewirken. Grolman und ich und gewiß auch Wilhelm, der wahrscheinlich gar nicht zum Gefecht gekommen ist, sind wohl. Ich schreibe Dir dies durch den Kurier, der an den Herzog von Weimar nach den Niederlanden abgeht, und Du wirst wahrscheinlich zuerst in Berlin diese wichtige Nachricht erfahren, die Du als ausgemacht weiter erzählen kannst. Ich habe eben bei der Abfertigung des Kuriers geholfen. Grüße den dicken Otto,[1]) Wieschen[2]) und auch die Tante Marie. Karl Raumer,[3]) Scharnhorst,[4]) kurz, alle unsre Bekannte sind, soviel ich bis jetzt weiß, wohl. Leopold v. Gerlach."

(Schluß folgt.)

Froi-lein!

Novelle

von

Gertrud Franke-Schievelbein.

Froi-lein!" rief ein langgezogenes, klägliches Stimmchen. Und nach einer Weile geduldigen Wartens wieder: „Froi-lein!"

Das klang so eintönig, so tieftraurig wie der Klageruf eines gefangenen Vogels. So rührend ergeben, als wisse das Kind, daß es lange rufen müsse, ehe es gehört werde.

Im Frühstückszimmer schien die Sonne grell auf den Kaffeetisch. Ein junges, üppiges Weib in Rosa, mit einem Spitzenhäubchen auf dem blonden Haar, schob eben die Kaffeetasse von sich und griff nach der Zeitung. Alles lässig, vornehmthuerisch, voll weicher, spielerischer Faulheit, wie ein Kätzchen, dem es wohl ist.

Drei Kinder, wie die Engel aus einem Heiligenbilde, pausbäckig, goldmähnig, großäugig, saßen um den Tisch; das jüngste, ein Bübchen von kaum zwei Jahren, auf dem Schoß des blassen, dürftigen Kinderfräuleins.

Die beiden älteren schwatzten, lachten und trieben die alten Kinderstuben-

[1]) Der spätere Hofprediger.
[2]) Die Tochter Grolmans, Luise.
[3]) † 2. Juli 1831 als Generalmajor.
[4]) Sohn des Helden.

scherze, deren höchster Witz in ihrer endlosen Wiederholung liegt. Das Kleine lallte und krahlte in hellem Uebermut dazwischen. Es war satt, patschte mit dem Löffel vergnügt in seinem Brei herum und wehrte sich ungnädig, wenn „Fräulein“ ihm noch eine Portion in den Mund zu schieben versuchte.

Bei dem ersten Laut der fernen kläglichen Stimme hatte das Fräulein unwillkürlich aufspringen wollen. Aber die hübsche, bequeme Frau hatte mit einem halben Blick von der Zeitung gesagt: „Lassen Sie Paulchen erst ausessen.“

Das verblühte Mädchen war denn auch auf seinem Platz geblieben und hatte mit allerlei Listen den kleinen satten, zum Spielen aufgelegten Kerl zum Vertilgen des Breirestes bewegen wollen.

Aber dabei trat auf ihrem nervösen Gesicht allmählich eine quälende Unruhe zu Tage. Die dünnen Nasenflügel bebten auf und nieder, als wäre ihr der Atem knapp. Sie wurde noch blässer, gelber: alle die dürftigen, unschönen Formen schienen sich zuzuspitzen.

„Froi-lein!“ — Das kam noch dann und wann.

„Froi-lein!“

Ganz von fern, fast verschluckt von dem jubelnden Kreischen und Lachen der Kinder, zitterten die Töne heran. Niemand, außer Fräulein Lisbeth, achtete darauf.

Endlich verbat der kleine Paul sich mit einem energischen Faustschlag in Fräuleins Gesicht jede weitere Belästigung. Unbewegt ertrug sie den Schmerz, stand auf und stellte das Kind auf den Boden.

Das aber war nicht nach seinem Willen. Er erhob ein lautes Gebrüll, warf sich nieder und strampelte mit den dicken nackten Beinen.

„Mein Gott, was thun Sie ihm denn?“ fuhr die Dame empört auf. Ihre kätzchenhafte Lässigkeit war so jäh verschwunden wie das Weiche, Spielerische, Schmeichelnde im Wesen der Katze, wenn das Raubtier in ihr erwacht.

„Nichts. Er ist satt. Ich muß zu Anneben.“

„Aber hören Sie denn nicht, daß der Junge nicht allein bleiben will?“ fragte die gnädige Frau mit scharfem Vorwurf. „Soll ich etwa Ihre Arbeit thun? Sie sehen doch, ich bin beschäftigt!“

„Gnädige Frau, Anna ist seit einer halben Stunde wach.“

„Anna ist ungezogen. Wir haben sie leider Gottes verwöhnt, weil sie krank ist. Und Sie verziehen sie auf eine ganz unverantwortliche Weise. Jawohl, Fräulein! Machen Sie nicht so ein impertinentes Gesicht! Bleiben Sie hier. Singen Sie Paulchen etwas vor.“

Und das stille, getretene Geschöpf beugte sich ohne Widerspruch zu dem schreienden Stammhalter nieder, nahm ihn auf den Schoß und begann zu singen.

Sie sang mit zitternder, brechender, oft ganz versagender Stimme, wie einer, der singend einen steilen Berg emporklimmt.

„Sie singen aber heut so unrein, Fräulein. Das Kind wird sich das Gehör verderben.“

„Hopp, hopp, Reiter, wenn er fällt, dann schreit er,“ keuchte jetzt die fiebernde, zitternde Stimme in endloser Wiederholung.

„Scheit — er!“ lallte Paulchen selig. Die Thränen blieben ihm auf den runden, lachenden Backen stehen wie blitzende Diamanten.

Fräulein konnte nicht mehr. Dies ewige „Hopp, hopp“. Die Kniee wurden ihr lahm.

„Backe, backe Kuchen!“ Der kleine Kerl schlug die runden Händchen zusammen. „Eier — Salz — Butter — Schmalz —“

„Ach, das dumme Ding! Das ist doch nichts für einen Jungen,“ wandte die Mutter ein.

Fräulein lehnte sich einen Augenblick wie betäubt in ihrem Stuhl zurück. Dann raffte sie sich gewaltsam auf.

„So reiten die Herren, so fahren die Damen, so stuckert der Bauer.“ Und Paulchen flog hoch in die Höhe auf ihrem Knie.

„Tuckert — Bauer,“ kreischte er jubelnd. Die kleinen Zähnchen blitzten in dem weit offenen Mäulchen, die dünnen blonden Haarringel tanzten ihm um den runden Schädel. „Zum Auffressen lieb“ war er.

Aber Fräulein Lisbeth hätte das süße Geschöpf kalten Blutes umbringen können. Die Brust war ihr innerlich wund, wie zerrissen, kaum vermochte sie noch einen lauten Ton herauszubringen. Aber wenn sie nur eine Minute lang pausierte, kommandierte der kleine Tyrann: „Tuckert — Bauer!“ Und dann mußte sie wieder von vorn anfangen mit diesen lieben, herzigen Kinderreimen.

Der köstlichste Schatz unsrer Muttersprache, an dem für jeden Menschen noch etwas hängt vom halbvergessenen Kindheitsparadies — ihr war er zur schlimmsten Qual geworden.

Wer ihr das gesagt hätte vor zwanzig Jahren! Als sie aus dem dunkeln, unwiderstehlichen Liebes- und Pflegetrieb des Weibes heraus Kindergärtnerin geworden war!

O die Kleinen! Das Süßeste, Holdeste, Heiligste auf der Welt! Und Fräulein wußte nur zu gut — so arm, ohne Bildung, ohne alles, was die Männer lockt —, daß sie eigne Kinder nie besitzen würde. Da hatte sie den Beruf gewählt, zu dem ihr ganzes Herz sie drängte.

Seit zwanzig Jahren war sie nun aus einer Kinderstube in die andre gewandert. Singen, spielen, springen, vergnügt sein, das war ihre Pflicht gewesen.

Selbst als ihre Mutter gestorben war, durfte sie um Gottes willen sich nichts merken lassen, keine Trauerkleider tragen, nicht weinen. Denn ein Kinderfräulein darf keinen Augenblick an sich selbst denken. Es muß ja unaufhörlich aufpassen, daß den ihr anvertrauten Schätzen andrer Leute kein Leid geschieht. Jede Unart der Kinder kommt auf Fräuleins Kappe, für jede Beule, die sie sich schlagen, wird Fräulein die Schuld aufgepackt. Das ist nun mal selbstverständlich. Keinem fällt es ein, daß es vielleicht anders sein könnte.

Nach zehn Jahren war Fräulein Lisbeth nicht mehr „kinderlieb".

Nein, sie verschwendete keine Liebe mehr an die fremden Sprößlinge fremder Weiber.

Liebe? — Wer hatte denn die auch von ihr verlangt?

Ihr, der Fremden, dem Arbeitstier, alle Lasten der Mutterschaft, Aerger, Hetzerei, Sorge, Angst, Nachtwachen bei Krankheiten. Den Müttern der Stolz und die Freude über die saubergebadeten, geputzten, zum Händchengeben, Knickschenmachen, Liedersingen nett dressierten Püppchen.

Ihr die Unarten, der Trotz, die Lüge, die Wildheit bis zur Empörung, Streitsucht und Habgier dieser jungen Barbaren. Den Müttern das süße, warme, liebevolle Anschmiegen, die Küsse und zärtlichen Umarmungen, die gestammelten Schmeichelworte.

Und Fräulein Lisbeth, die darbend daneben gestanden hatte, mit dem stillen, verzehrenden Neide des Verhungernden, der einen andern schwelgen sieht, die hatte es endlich so weit gebracht, daß ihr Herz auch dem holdesten Liebreiz verschlossen blieb.

Wenigstens hatte sie's geglaubt. Bis sie die kleine kranke Anna gefunden hatte.

Da fühlte sie mit einem tiefen Staunen, wie ihr leise das Eis vom Herzen tropfte. All ihren Grundsätzen zum Trotz liebte sie wieder ein „fremdes Kind". Ein Wunder geschah: das arme, alte, verbitterte, abgestumpfte Mädchen erfuhr die volle, schmerzensreiche Seligkeit der Mutterliebe.

Paulchen war endlich des Singens satt. Er strampelte von Fräuleins Schoß hinab, zu seinem Tischchen hin, wo ein großer Osterhase, der ehemals eine schier unerschöpfliche Fracht von Süßigkeiten in seinem Innern getragen, schöne Erinnerungen in ihm erweckte. Die kleinen Finger öffnend und schließend, verlangte er kategorisch „Bom, Bom!"

Fräulein Lisbeth kramte all seine Spielsachen vor, um ihn auf andre Gedanken zu bringen.

Als er sich endlich, mit vorgestreckten Lippen, tiefernst und sinnend wie ein Großer, in den Bau eines Stalles für „Häs" vergraben hatte, huschte sie schweigend und unauffällig hinaus.

Sie hätte um Gottes willen keine Eile verraten dürfen, sonst hätte sich gewiß noch diese oder jene Arbeit für sie gefunden.

Anna war ja so geduldig. Die konnte warten.

Die Gesunden gingen vor. Die brauchten unaufhörliche Beaufsichtigung. Und die gnädige Frau mußte jetzt Toilette machen. Sie hatte heut eine Verabredung in die Kunstausstellung.

Kaum hatte Fräulein die Thür hinter sich zugezogen, so flog sie förmlich durch den langen Korridor bis zur letzten, neben der Küche gelegenen Thür.

Der müde, geduldige Ruf „Froi-lein" war längst verstummt.

Eine ganze Stunde mochte vergangen sein, seit Fräulein Lisbeth ihn zum erstenmal gehört hatte.

„Sie ist wieder eingeschlafen,“ dachte sie, als sie geräuschlos die Thür öffnete und das enge, verdunkelte Zimmer betrat.

Auf den Zehen schlich sie näher. Die Luft war zum Ersticken verbraucht, denn der Raum hatte nur die halbe Höhe der übrigen Zimmer. Oben schlief eins der Dienstmädchen.

Sie beugte sich über das schmale Bett und unterschied im Halbdunkel einen blonden Kopf, aus dem ein Paar große Augen sie anstarrten. Das Kind war wach.

Und jetzt streckte es ein Paar magere Arme empor und schlang sie um Fräuleins Hals.

„Annchen,“ flüsterte Lisbeth, „du hast ja nicht mehr gerufen.“

Das Kind seufzte und sagte traurig: „Du kommst ja doch nicht, Fräulein.“

Dieser schlichte Vorwurf, so bescheiden, so voll Ergebung geäußert, schnitt dem alten Mädchen desto tiefer ins Herz.

„Ich konnte ja nicht, Annchen!“ rief sie voll Heftigkeit, indem sie die dünnen Finger des Kindes an ihre Lippen drückte.

Anna nickte. „Das wußte ich ja. Und darum war ich still. Nicht wahr, es thut dir leid, wenn ich rufe, und du kannst nicht kommen?“

„Ja, es thut mir leid. Aber rufe nur.“

„Mama will es nicht. Aber ich möchte doch so gern ein bißchen aufstehen. Es ist heut schönes Wetter, nicht wahr? Mach doch hell, Fräulein!“

Lisbeth zog den Vorhang zurück und riß das kleine Fenster auf. Die Sommerluft strömte würzig herein. Ein Sonnenstrahl fiel auf das Bett des kranken Kindes.

Das kleine Gesicht mit den übergroßen, seltsam altklugen, durchsichtigen Augen sah in dieser Beleuchtung wie aus Wachs geformt aus, gelblich, blutlos, das feine Näschen ganz durchscheinend.

Fräulein Lisbeth begann sie sorgsam anzukleiden. Jede ihrer Bewegungen war zart und schonend, als habe sie eine zerbrechliche Kostbarkeit mit diesem mißgestalteten Körper in ihren Händen.

Als gesundes, kräftiges Kind war die kleine Anna zur Welt gekommen. Aber leider hatten die Eltern „Pech“ gehabt mit der Amme.

Wer konnte denn ahnen, daß die schlechte Person das Kind bald hungern lassen, bald überfüttern würde! Daß sie sich nachts davonstahl auf den Tanzboden und das Kind mutterseelenallein ließ!

Die Frau Landrat konnte heut noch nicht über diese Gewissenlosigkeit wegkommen. Diese Dienstboten! Das war ein Kreuz!

Als das Kind hätte laufen müssen, kam das ganze Unglück zu Tage. Der Rücken verkrümmte sich, die schwachen Beinchen trugen den Körper nicht, Drüsengeschwülste traten auf und machten schmerzhafte Operationen nötig.

Die Frau Landrat konnte den kleinen Krüppel gar nicht mehr ansehen. Es war ihr zu schmerzlich. Und — obgleich sie doch nicht im geringsten dafür konnte, ihrer Meinung nach — immer war's wie ein Vorwurf.

Den „Fräulein“ aber wurde die gewissenhafteste Sorgfalt für Anna eingeschärft.

Anna wußte es nicht anders, als daß sie „Fräulein“ zu rufen hätte, wenn sie irgend etwas wünschte. Ihre Mutter zu rufen, wäre ihr nie in den Sinn gekommen.

Sie mußte viel liegen; nur manchmal, wenn sie sich besonders wohl fühlte, durfte sie eine Stunde in ihrem kleinen Stuhl sitzen.

Mit ihren Geschwistern war sie nicht gern zusammen. Die spielten so wilde Spiele, und ohne böse Absicht thaten sie Anna weh.

Mit dem feinen Instinkt der Unglücklichen fühlte sie, daß die Gesunden lieber unter sich waren. Ja, manchmal sagte auch eins in naiver Kindergrausamkeit: „Geh, du bist so garstig.“

Wenn Anna dann wieder allein war, kam eine große Traurigkeit über sie; ja, oft packte sie etwas ganz Fremdes, Wildes, Verzweifeltes, daß sie sich hätte auf den Boden werfen mögen und wie ein wildes Tier schreien.

Dann that ihr die arme Brust, die der Onkel Doktor immer beklopfte und behorchte, so weh, als wäre drin etwas zerbrochen.

Am besten war's, sie kümmerten sich gar nicht um sie, und ließen sie ganz allein. Ein Bilderbuch, eine Puppe — und ihre Gedanken dazu!

Was konnte sie sich alles denken! So schön konnte die wirkliche Welt gar nicht sein wie die, die sie sich in ihren Träumen zusammenbaute.

Als Fräulein Lisbeth kam — nach unzähligen andern Fräuleins —, wußte Anna erst gar nicht, wie ihr geschah.

Gleich am ersten Abend, als Fräulein sie ins Bett gebracht, hatte sie gespürt: das ist etwas Neues, Erstaunliches, Wundervolles.

Wie Fräulein die armen empfindlichen Glieder berührte, so weich und schonend. Und ihre Stimme so warm. Und dann küßte sie sie. Das war das Seltsamste.

Niemand hatte je das kranke Kind geküßt.

Jetzt war's, als wenn der erste Sonnenstrahl ein armes Schattenpflänzchen getroffen hätte. Seine Wurzeln sind welk; aber es saugt und saugt mit allen Poren die süße Lebenswärme ein. Es treibt frische, zarte Blätter, es setzt Knospen an — möchte blühen — wie die andern.

Aber seine Wurzeln sind welk.

Fräulein Lisbeth wußte das. Der Arzt hatte es ihr, der Fremden, mitgeteilt, was er der Familie aus Schonung verschwieg. Nur kurze Zeit noch, ein paar Wochen — vielleicht Monate. Dann war das arme Geschöpf, das sich selbst und andern zur Last lebte, erlöst.

Von Anfang an hatte Fräulein Lisbeth gewußt, daß sie ihre Liebe einem todgeweihten Geschöpf schenkte. Was that ihr das? Sie wollte lieben und geliebt werden. Wie lange? Wer fragt danach, wenn er sein Herz der großen, heiligen Macht öffnet?

Und die heiligsten Schauer der Mutterliebe durchliefen sie, wenn das

Kind seinen Kopf an ihre Brust drückte und flüsterte: „Ich habe dich lieb, Fräulein.“

Was wollte sie mehr? Ist's denn nötig, daß man ein Kind geboren hat, um seine Mutter zu sein?

Das arme, gedrückte, hin und her gestoßene Kinderfräulein war auf einmal reich. Mit der stolzesten Mutter hätte sie nicht getauscht.

Aber nun wurde ihr Auge scharf und immer schärfer. Jede Vernachlässigung, jede Ungerechtigkeit, die Anna geschah, brannte sie wie Feuer. Sie hätte es der pflichtvergessenen, bequemen Mutter ins Gesicht schreien mögen: schäme dich!

Sie wußte, wie das Kind auf ihr Kommen harrte, den ganzen langen, langweiligen Tag. Und immer durfte sie nur auf ein verstohlenes Augenblickchen zu ihr hineinschlüpfen; nur so nebenher, in Hast und Eile durfte sie die Kleine versorgen.

Was hatte sie schon geleistet an Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung. Manchmal glaubte sie das Schweigen nicht länger ertragen zu können. Aber dann kam der Gedanke: Anna verlassen? -- Und sie blieb still.

Die gnädige Frau hatte noch nie ein so geduldiges Fräulein gehabt, ein Fräulein, das sich so widerspruchslos alle Arbeit aufpacken, hetzen und schelten ließ.

„Sie ist dumm,“ sagte sie verächtlich zu ihren Bekannten. Und sie genierte sich immer weniger, diesem geduldigen Arbeitstier neue Lasten aufzusacken. — —

Fräulein Lisbeth hatte das Frühstück für Anna geholt und das Zimmer in Ordnung gebracht. Dabei hatten die beiden sich so viel zu erzählen gehabt, daß die Zeit ihnen unbemerkt verstrich.

Fräulein Lisbeth hatte ein dunkles Gefühl, daß ihrer etwas Unangenehmes warte. Aber was that das! Das Kind war so heiter und mitteilsam.

„Fräulein, wie lange ist's noch bis zum Juli?“

„Nun, rechne mal. Gestern waren's noch neun Tage, heut sind's nur noch —?“

„Acht!“ sagte Annchen nach einigem Nachdenken, strahlend über die gelöste Aufgabe. „Und was geschieht im Juli?“

„Dann verreist Mama —“

„Und wir beide bleiben allein!“ jubelte Anna.

Fräulein Lisbeth konnte sich nicht helfen. Diese Freude des Kindes — so traurig sie im Grunde war — ließ ihr Herz vor Glück erzittern.

„Und dann schlafe ich bei dir im großen Kinderzimmer,“ fuhr Anna mit einer Stimme fort als erzähle sie ein Märchen. „Und wir beide sind dann immer und immer zusammen, nicht wahr, Fräulein?“

„Jeden Augenblick,“ sagte das Fräulein mit demselben geheimnisvollen Ton, mit dem die beiden sich diese unfaßbare Wundermär zuzuflüstern pflegten.

„Und dann fährst du mich in dem kleinen Sportwagen.“

„Ja, wir fahren dann bis drüben unter die Bäume. Und da setze ich mich auf eine Bank, und dein Wagen steht neben mir. Und du kannst dann hinauf-

sehen, wie es in den Wipfeln weht, und wie ein Stückchen Himmel ganz blau hindurchguckt —"

„Ja!" flüsterte das Kind tiefatmend mit einem seligen Lächeln. „Und wir hören die Vögel singen. Den Buchfink. Und auch Meisen. Nicht wahr, Fräulein? — Aber Nachtigallen giebt's hier nicht."

„Nein, Annchen. In der Stadt nicht."

„Ach, wenn ich doch nur ein einzigmal eine Nachtigall hören könnte!"

„Warte nur. Vielleicht fahren wir auch eines Tages mal hinaus nach Kleedorf. Da giebt's Büsche und viele, viele Wiesen. Und auf der Wiese legen wir uns ins Gras, mitten zwischen die Blumen —"

„Mitten zwischen die Blumen. Und da hören wir vielleicht die Nachtigall. O Fräulein, Fräulein — das wird schön —"

Das Kind verstummte. Mit visionären Augen blickte es in die Ferne, in all die Herrlichkeiten hinein, nach denen es sich in seiner engen Kammer so lange gesehnt.

Da tönte plötzlich ein lautes Schreien aus der Ferne.

Sie sahen sich an.

„Rasch, rasch, Fräulein!" flüsterte das Kind angstvoll.

In demselben Augenblick aber schallte auch schon die elektrische Glocke schrill durchs Haus.

„Mama!" brachte das Kind aus ganz erblaßten Lippen mühsam hervor.

Fräulein Lisbeth lief wie gehetzt davon.

In der Kammer saß das todblasse Kind und lauschte klopfenden Herzens. Paulchens Schreien steigerte sich zu einem wahren Gebrüll, und nur mühsam gelang es der scheltenden Stimme Mamas, dagegen aufzukommen. —

Den ganzen Tag wartete Anna vergebens auf Fräulein Lisbeth. Das Mittagessen brachte ihr die Köchin. Sie war sehr mürrisch, schimpfte über den Dienst, und als Anna nach Fräulein fragte, lachte sie höhnisch:

„Die geht natürlich auch wieder mal. Länger als vier Wochen hält's ja keine aus."

„Sie geht?" Annchen begriff noch gar nicht. „Wohin geht sie denn, Line? Wann geht sie denn?"

„Zum ersten Juli, Lämmchen. Und wohin? Na, Gott weiß! In 'nen andern Dienst."

„Line!" rief Anna. Aber Line war schon wieder hinaus.

Das Kind lag ganz still. Wie betäubt. Es suchte zu fassen, was es eben erfahren hatte. Vergebens!

Es war ja doch nicht möglich. Fräulein Lisbeth, *ihr* Fräulein Lisbeth — fort? Sie hatten's doch noch eben ausgemalt, wie glücklich sie beide zusammen sein würden — sie zwei ganz allein.

Nein, nein, Fräulein würde sie nie wieder verlassen. Wie oft hatte sie ihr das versprochen und ihr die rechte Hand drauf gegeben, wenn Anna Zweifel kamen, daß dies Glück möglich sei.

Fräulein hielt Wort. Die Line hatte das nur so hingeredet. Weil sie ärgerlich war. Dann sagte sie manchmal grobe, böse Sachen, die nicht schlimm gemeint waren.

So suchte das Kind sich selber zu beruhigen.

Aber die aufgestörte kleine Seele wollte nicht Ruh' geben. Immer wieder kam die Angst über sie und der Zweifel und der furchtbare Gedanke, daß wieder irgend ein fremdes Fräulein im Haus herumschalten könne, ihr widerwillig die kleinen Dienste thun, mit gleichgültigen oder bösen Blicken nur das Notwendigste reden. —

Nein, nein, jetzt würde sie das nicht mehr ertragen!

Es kam wie Fieberglut über sie — diese Herzensangst! Diese bittere Not des armen verlassenen, mit tausend Qualen kämpfenden Geschöpfes!

So ganz allein. Und immer nur die kahle Wand mit der großblumigen blauen Tapete. Der kleine graue Kachelofen, in dem sich das Bild des Fensters verwaschen spiegelte.

Sie war ja immer geduldig gewesen und zufrieden. Keiner fragte nach ihr. Sie hatten sich's abgewöhnt, an sie zu denken.

Aber Fräulein? Warum kam Fräulein nicht? Fräulein mußte doch wissen, daß sie sich nach ihr bangte.

Die Stunden schlichen hin. Sie hatte ein paarmal ihr „Froi-lein!" gerufen. Und dann gehorcht, gezittert. Der ganze kleine Körper flog auf und nieder. Das Herz hämmerte ihr in der engen, verkrümmten Brust, als solle sie von dem quellenden, jagenden Blut auseinandergesprengt werden.

Aber Fräulein kam nicht.

Es mußte schon spät sein. Die Sonne stand tief. Und wenn es nun finster würde! Wenn die Nacht käme und niemand nach ihr gesehen hätte, niemand ihr sagte, wo Fräulein sei? —

„Froi-lein!" schrie sie. Nicht mehr geduldig und bittend wie sonst. Nein, laut, verzweifelt, weinend, als wäre sie verirrt im dunkeln Walde um Mitternacht.

Eine Todesangst in der kleinen kranken Stimme! So mutterseelenallein.

Sie bäumte sich auf im Bett. Sie wollte aufstehen und konnte es doch nicht ohne Hilfe. Sie hatte nichts als ihre arme müde, heisergeschrieene Stimme. Und keiner hörte sie.

Es wurde ihr seltsam vor den Augen. Glühende Farben tanzten auf und ab. Fratzen, scheußlige Kobolde, furchtbare wilde Tiere, Ungeheuer. Die Brust brannte ihr wie Feuer von dieser wilden, wahnsinnigen, die ganze kleine Seele wie mit Krallen zusammenschnürenden Angst.

Sie konnte schon nichts mehr denken. Sie schrie und röchelte nur noch besinnungslos das eine Wort: „Froi-lein!"

Da — endlich ein Geräusch im Flur. Die Thür öffnete sich. Ihre Mutter trat ein.

Das Kind hatte versucht sich aufzurichten. Als es die geputzte, üppige blonde Frau sah, fiel es in die Kissen zurück.

„Aber Anna, was soll denn das heißen?“ fragte die Dame voll Strenge. „Wer wird so ungezogen sein!“

„Wo — ist — Fräulein?“ keuchte das Kind kaum verständlich.

„Fräulein? — Nun, natürlich bei Paulchen. Das arme Kind hat sich die Stirn zerschlagen. Es hätte das Auge kosten können. Nun muß Fräulein ihm Umschläge machen. Das pflichtvergessene Geschöpf! Sie hat das Kind ohne Aufsicht gelassen. Und wer weiß, ob nicht noch eine Gehirnerschütterung — ja. Und dazu bist du auch noch so entsetzlich ungezogen —“

Sie sprach sehr schnell und überstürzt, als wolle sie sich nicht lange mit der Sache aufhalten — als sei ihr nicht wohl hier in der engen Kammer bei ihrem verkrüppelten Kinde.

Annchens Gesicht schien ihr eine Art Entsetzen einzuflößen. Die wie im Krampf zuckenden Glieder widerten sie an.

‚Es ist nichts als Eigensinn,‘ dachte sie. Bei ihren gesunden Kindern hatte sie derartige Zustände oft beobachtet, wenn ihnen ein Wunsch abgeschlagen worden war.

Der Stock hatte dann manchmal gute Dienste gethan. Aber den konnte man bei der Kranken freilich nicht anwenden.

„Du mußt jetzt also artig sein,“ sagte sie sehr bestimmt. „Line bringt dir deine Suppe. Fräulein bleibt bei Paulchen.“ Der Atem wurde ihr kurz. Welch ein Unglück, so ein häßliches Kind zu haben! Es verdarb ihr immer die Stimmung.

„Fräulein — soll — kommen!“ schluchzte Anna abgebrochen, wild, außer sich, wie von Sinnen.

Die gnädige Frau hatte sich schon zum Gehen gewandt. „Sei doch vernünftig, Annchen,“ sagte sie freundlicher. „Häng dich nicht so fest an die garstige Person. Sie ist sehr unverschämt zu Mama gewesen. Darum kommt zum ersten Juli ein neues Fräulein —“

Sie erschrak. „Annchen, Kind, um Gottes willen!“ rief sie, auf das Bett zustürzend.

Was war das? Das Kind verdrehte die Augen. Der Atem kam ihm gurgelnd aus der Brust. Der ganze Körper wand sich in konvulsivischen Zuckungen.

„Annchen! Annchen!“ schrie sie. Jetzt ergriff sie eine Todesangst. Starb das Kind? Sie überwand sich, beugte sich hinab. „Annchen, Annchen! Sei doch lieb! Sieh, ich bin ja bei dir: Mama!“

Das Kind richtete seine Augen auf sie. Sein Blick traf sie wie ein Verdammungsurteil. Fremd, ernst, erhaben: Was habe ich mit dir zu schaffen?

Sie duckte sich wie unter einem entehrenden Schlag. Feige, gebrochen, ängstlich schlich sie hinaus, schickte das Mädchen nach einem Arzt und rief Fräulein zu Hilfe.

Und hinter Fräulein Lisbeth, die totenblaß, aber fest und ruhig Annchens Kammer betrat, schlich sie her wie das böse Gewissen selbst und blieb zitternd am Fußende des Bettes stehen.

„Annchen!“ rief Fräulein Lisbeth mit heißer, zärtlicher Stimme. Sie setzte sich aufs Bett, und mit beiden Händen ergriff sie die wild sich bäumende gebrechliche Gestalt und zwang sie sanft nieder.

Wie ein Lösen ging es durch die verzogenen Glieder. Der Krampf ließ nach. In süßer Erschlaffung streckten sie sich. Ein tiefes, langes, wohliges Atmen.

„Annchen!“ sagte Fräulein Lisbeth wieder.

„Fräulein!“ kam es mühsam, ganz leise gehaucht von Annchens Lippen. „Fräulein, bleibst du bei mir?“

„Ja!“ sagte Fräulein und küßte sie. Sie konnte es versprechen. Denn schon sah sie, wie der Tod sacht seine Hand nach dem Kinde ausstreckte.

Und nun hätte einer kommen sollen und ihr den Platz streitig machen! Nein, jetzt war sie Mutter! Ihr Kind starb. Und ihrem Kinde wollte sie das Geleit geben bis zu der dunkeln, geheimnisvollen Pforte.

Mochte das Weib, das ihr Kind geboren hatte, in feiger Angst, in brennender Reue von fern stehen. Niemand sollte sich zwischen sie und das sterbende stellen. — —

So gingen ein paar Stunden hin. Der Arzt kam und zuckte die Achseln. Dann versprach er, am nächsten Morgen wiederzukommen, und wußte doch, daß es umsonst sei.

Fräulein Lisbeth hielt Annchens Hände, und Ströme von Liebe flossen von einem zum andern.

Das Kind war ganz ruhig, seit „Fräulein“ bei ihr saß und seit sie aus Fräuleins Munde die Zusicherung erhalten hatte, daß sie immer bei ihr bleiben wolle.

Sie sprachen nichts. Das war auch nicht nötig. Und Annchen wurde müder und müder. Das kleine Gesicht nahm immer mehr die Marmorfarbe des Todes an. Ihre dünnen Hände erkalteten.

Noch einmal, wie ein Vogel im Traum zwitschert, flüsterte sie „Froi-lein!“ Und in dem Wort lag zusammengepreßt die Zärtlichkeit eines ganzen Lebens.

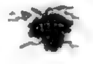
Als Fräulein Lisbeth fühlte, daß es zu Ende war, löste sie sanft ihre Hände aus denen des Kindes.

Sie sah den Glanz der Verklärung auf Annchens Gesicht, und wie ein Abglanz jenes Friedens kam es auch über ihre vergrämten, reizlosen Züge.

Dann erhob sie sich, reich, stolz, glücklich trotz des herzbrechenden Wehes, das in ihrer Brust tobte.

Sie hatte des Weibes höchste Weihe erhalten: Mutterschmerz.

Und ruhig sagte sie zu der scheu am Fußende stehenden Herrin: „Ich gehe, gnädige Frau. Leben Sie wohl.“



Zur Charakteristik Kaiser Wilhelms II.

Von

Sir **Edward J. Reed**, K. C. B., F. R. S.

Es giebt wahrscheinlich augenblicklich in der Welt keine hervorragendere Persönlichkeit und keine, die mehr geeignet ist, die nächste Zukunft zu beeinflussen, als den Deutschen Kaiser Wilhelm II. Der Glanz und die Vielseitigkeit seiner Begabung haben längst in den weitesten Kreisen Anerkennung gefunden, aber weniger hat man die Gediegenheit und Gründlichkeit derselben zu schätzen verstanden. Es steht das jedenfalls im Einklang mit der Erfahrung in derartigen Fällen und mit den allgemeinen Geistesgewohnheiten der nördlichen Volksstämme, denn wir sind alle mehr oder minder geneigt, Eigenschaften sehr verschiedener Art, wenn sie sich in einem Individuum vereinigt finden, fast naturgemäß für oberflächlich zu halten. Die meisten von uns sind, wie ich fürchte, selbst so entsetzlich abgestumpft und so sehr daran gewöhnt, sich wie Mühlpferde in irgend einem besondern Beschäftigungskreis abzuarbeiten, daß wir nicht nur keinen Erfolg auf andern Pfaden anstreben, sondern wir thatsächlich vor allem und jedem zurückschrecken, was uns außerhalb des Kreises unsrer Tagesarbeit als bemerkenswert erscheinen könnte. Abgesehen von dieser Scheu hegen viele von uns ein Gefühl der Gleichgültigkeit gegen äußere Anerkennung, das uns gleichfalls davon abhält, Ausflüge über die Sphäre unsrer gewöhnlichen Beschäftigung hinaus zu unternehmen. Ich bin selbst ein Beispiel, und vielleicht ein charakteristisches Beispiel von dieser Vereinigung von Scheu und Gleichgültigkeit gegen Erfolg außerhalb meines Berufs. Es möge mir gestattet sein, zwei Belege dafür anzuführen. Es hat mir nie ganz an der Gabe gebrochen, die einen, wenn die Gelegenheit sich dazu darbietet, in den Stand setzt, sich erfolgreich sowohl an volksmäßige wie beratende Versammlungen zu wenden: ich habe sogar darin einigen Erfolg gehabt; nichtsdestoweniger habe ich aber nicht ein einziges Mal, obgleich ich einundzwanzig Jahre im Hause der Gemeinen gesessen, den Versuch gemacht, mich auf eine Rede vorzubereiten oder einen besonderen Erfolg in parlamentarischer Beredsamkeit zu erringen. Gleich dem Apostel sage ich das „zu meiner eignen Beschämung“. Andrerseits habe ich eine besondere Vorliebe für die geregelte und gebundene Form der Rede im Versvortrag und habe einige Gedichte geschrieben, von denen einzelne, als sie halb gegen meinen Willen veröffentlicht wurden, sich das Lob sogar von einer Autorität wie dem verstorbenen Lord Tennyson errungen haben. Aber die meisten dieser Gedichte sind bis jetzt unveröffentlicht geblieben, und wenn man mich auch oft gedrängt hat, sie herauszugeben, weiß ich doch nicht, ob ich je meine Abneigung überwinden werde, sie vor der Oeffentlichkeit erscheinen zu lassen. Diese beiden Fälle sind nur unbedeutende und persönliche Belege für etwas, was meiner Ansicht nach

in meinem Heimatlande etwas nicht Ungewöhnliches ist. Im allgemeinen freue ich mich darüber, daß wir in England wenigstens außerhalb des politischen Gebiets unsre Bestrebungen nicht sonderlich zersplittern und das Entfalten einer vielseitigen Begabung sich als ein Hindernis für Erfolg in den ernstlichen Bestrebungen erweist, denen wir uns beruflich widmen.

Allein in dem Vorurteile gegen die Bethätigung verschiedener Talente durch eine und dieselbe Persönlichkeit kann man leicht zu weit gehen, und das thut man zweifellos, wenn man es auf Fälle bezieht, in denen die Verantwortlichkeit der Regierung hohen Persönlichkeiten eine Mannigfaltigkeit von Pflichten auferlegt. Unter einem kaiserlichen Regierungssystem legt das kaiserliche Amt seinem Inhaber Pflichten so mannigfaltiger und verschiedener Art auf, daß nur ein Mann von großem und vielseitigem Wissen und einer auf weite Kreise sich erstreckenden Sympathie dieses erhabene Amt zu bekleiden oder gar ihm zur Zierde zu gereichen vermag. Meines Erachtens ist eine lebhafte Beteiligung an Kunst und Wissenschaft, sowie an der Produktion seines Landes, wenn ihr sich eine volle Wertschätzung der nationalen Bedürfnisse und eine schuldige Berücksichtigung der internationalen und kolonialen Interessen zugesellt, bis zu einem gewissen Grade ein sicheres Zeichen dafür, ob jemand sich zur Regierung eines hochzivilisierten und hochkultivierten Reiches eignet.

Mich an allbekannte Thatsachen haltend und zunächst nur von dem Standpunkte eines Beobachters außerhalb des Deutschen Reiches sprechend, kann ich lediglich mit inniger Bewunderung auf den Genius und die bisherige Laufbahn seines kaiserlichen Oberhauptes blicken. Die Grundlage dieser Bewunderung wird allen denjenigen leicht verständlich sein, die den stetigen und rapiden Aufschwung Deutschlands in allem, was ein Volk wirklich groß macht, unter seiner Herrschaft wahrgenommen haben. Es möge mir nun gestattet sein, einige der Punkte in Betracht zu ziehen, bezüglich derer offen eine gegenteilige Beurteilung kundgegeben worden ist, am meisten vielleicht in England. Diese Dinge werden aber am besten gewürdigt werden, wenn man sich die Thatsachen, auf die es vor allem ankommt, vergegenwärtigt. Die wichtigste derselben ist aber meines Erachtens der stolze und blühende Zustand, zu dem Deutschland seit zehn Jahren unter dem gegenwärtigen Kaiser emporgediehen ist. Andre Personen mögen sich vielleicht eine andre Entwicklung des kaiserlichen Verhaltens und der kaiserlichen Politik vorstellen können und der Ansicht sein, daß dadurch Deutschland zu einer höheren Stufe hätte emporgebracht werden können, als zu derjenigen, die es jetzt einnimmt. Es darf keinen in Erstaunen setzen, daß es eine ganze Anzahl derartiger Personen giebt, sowohl in Deutschland selbst wie anderwärts, denn in unsrer demokratischen Zeit — demokratisch, wie ich die Sache fasse, dem Geiste, nicht der Form nach — giebt es genug schwache und alberne Köpfe, die nicht im stande wären, das kleinste Dörfchen ordentlich zu verwalten, sich dabei aber einbilden oder von andern zu der Einbildung bringen lassen, es gebe in der Welt kein König- oder Kaiserreich, das sie nicht mit beispielloser Weisheit regieren könnten. Allein ganz abgesehen von der dünkelhaften Menge und einigen wenigen Ultra-Egoisten mag

es immerhin ganz vernünftige und geschickte Leute geben, die der Ansicht sind, Deutschland hätte durch ein andres politisches Verhalten als das des gegenwärtigen Kaisers in eine bessere Lage gebracht werden können, als es jetzt einnimmt. Trotzdem mag es einem Ausländer wie mir gestattet sein, der gegenteiligen Anschauung zu sein und diese zu vertreten. Wir, die wir Deutschland hauptsächlich nur von außen betrachten und dabei wünschen, es in der richtigen Weise zu beurteilen, zweifeln thatsächlich nicht daran, daß es niemals in der wissenschaftlichen und industriellen Welt so hoch wie jetzt dagestanden hat und noch niemals sein Ansehen und seine Selbständigkeit so groß gewesen ist. Wir schätzen aber diese Ergebnisse um so höher, als es uns noch bewußt ist, welcher Spielraum Irrtümern und Böswilligkeiten während der gegenwärtigen Regierung und namentlich im Anfang derselben gegeben war, als das Gebäude des Deutschen Reiches, wenn der Souverän weniger weise und fähig gewesen wäre, als er sich erwiesen hat, leicht hätte erschüttert werden können.

Es widerstrebt mir, wenn auch in noch so maßvoller und zurückhaltender Weise, von einer persönlichen Erfahrung zu reden, wie ich sie durch die zuvorkommende Gastlichkeit des Kaisers zu machen in der besonders glücklichen Lage war, und ich habe davon bisher trotz mancher Versuchungen und Aufforderungen stets abgesehen. Doch, glaube ich, kann es nichts schaden, wenn ich jetzt, nach Verlauf von zwei bis drei Jahren, einige der auf diese Weise erhaltenen Eindrücke wiedergebe. Etwas von dem, was mich am meisten, als ich in Berlin war, frappierte, war die merkwürdig genaue und eingehende Kenntnis, in deren Besitz diese hervorragende Persönlichkeit sich in betreff von Nebendingen befand, die sich oft sogar dem Gesichtskreise verantwortlicher Staatsbeamten entziehen. Es trat das namentlich bei verschiedenen Unterhaltungen hervor, die sich über mehrere Stunden erstreckten und sich auf die verschiedensten Gegenstände bezogen; am meisten fiel es mir aber auf bei Gegenständen, welche das Flottenwesen betrafen. Als ein Punkt berührt wurde, der in der That beim Seekrieg von größter Wichtigkeit ist, war ich erstaunt darüber, daß, wie sich herausstellte, Seine Majestät über eine vollständigere, sich weiter bis in die jüngste Zeit erstreckende und gründlichere Information verfügte, als seine eignen Fachminister oder ich selbst sie besaß. Und diese Kenntnis war durch die Erfahrung, auf dem praktischsten und zuverlässigsten Wege erworben worden. Bei der Erörterung verschiedener andrer Gegenstände, über die ich infolge meiner eignen Berufsthätigkeit unterrichtet sein muß, fand ich mich unverkennbar einem geschickten und ganz vorzüglichen Fachmanne gegenüber, und zwar einem solchen, dessen Ansichten völlig frei von der Neigung waren, welche man bei Fachleuten so häufig antrifft. Ich zweifle sehr, ob irgend ein andrer Flottenadmiral im britischen Seedienste — denn diese Stellung hat Seine Kaiserliche Majestät huldvollst von unsrer verehrten Landesherrin, der Königin Viktoria, entgegengenommen — sich ebenso vollkommen unterrichtet über die geringfügigste Schiffs- oder Maschineneinrichtung erwiesen hätte wie mein kaiserlicher Gastherr. Ein höherer britischer Offizier, der in der Lage war, als Sachverständiger über den betreffenden Punkt

zu sprechen, versicherte mir, daß, wenn die Unterhaltung sich anstatt über die Flotte über das Landheer erstreckt hätte, dieselbe genaue Fachkenntnis hervorgetreten sein würde. Dazu mußte man sich unwillkürlich ebensosehr über den Weitblick wie die Tiefe der kaiserlichen Anschauungen wundern. Einige Wochen zuvor hatte ich bei einem Festmahl der „Institution of Naval Architects“ zu Newcastle am Tyne, bei dem die Anwesenheit von deutschen, französischen, russischen, amerikanischen und andern fremdländischen Flottenoffizieren auffiel, deren Gegenwart dem Umstande zugeschrieben, daß es eine unsrer Nationalsitten ist — die andern nicht immer so löblich vorkommen mag wie mir —, uns etwas Besonderes auf das Allumfassende unsrer seewissenschaftlichen Kenntnisse und das uns Briten eigne Hinwegsetzen über Versteckspielen und Geheimniskrämerei einzubilden. Sicherlich konnten aber keine der Ansichten, die wir haben, weiter und allumfassender als die Seiner Kaiserlichen Majestät sein, die ebenso bereitwillig eine gute Einrichtung oder irgend eine Verbesserung etwa bei einem französischen Kriegsschiff anerkannte, wie das nur irgend jemand thun konnte. Vielfach ist man bei uns auch geneigt, mit einem gewissen Maß von Bewunderung, und oft mit einem recht unangebrachten Maß von Bewunderung, auf Einrichtungen des Heerwesens, der Landesverteidigung oder des Flottendienstes zu blicken, an die wir seit langem gewöhnt sind. Mag es nun sein, daß der deutsche Geist weniger gefügig ist als der britische oder weniger geneigt, Herkömmliches hinzunehmen, weil es herkömmlich ist, oder mag es sein, daß dieser besondere deutsche Geist ein ausnahmsweise gründlicher war, Thatsache war es jedenfalls, daß die raison d'être eines jeden Einrichtungsstückes eines modernen Schiffs dargethan werden mußte, wenn es zufällig zur Erörterung kam, und die Ansicht Seiner Majestät dahin ging, daß eine eventuelle wirkliche Verbesserung niemals einem Vorurteile zuliebe geopfert oder durch Gleichgültigkeit hintangehalten werden dürfe.

Einem Geiste gleich dem meinigen — in dem stets neben der unerschütterlichen Ueberzeugung von dem Werte konservativer Anschauungen ein gründlicher Abscheu gegen die Hemmung des Fortschritts gelebt hat — kann es jedenfalls nur schwer fallen, ohne Herzensfreudigkeit auf die Person oder die Eigenschaften eines europäischen Herrschers zu blicken, und zwar eines Herrschers, der in der stolzen Blütezeit seines Lebens, fast überreich mit Gemütsgaben und gewiß überreich mit geistigen Fähigkeiten bedacht, doch ernst und nachdenklich geworden ist unter dem stets lastenden Druck der ihm auferlegten strengen Verantwortlichkeit — einer Verantwortlichkeit, die ihm zugleich von der Erde und dem Himmel auferlegt worden ist. Denn, wie immer man darüber denke, und von welchem Standpunkte man die Sache beurteile, es unterliegt keinem Zweifel, daß die Stellung eines Deutschen Kaisers unter den großen uns bekannten Stellungen ihresgleichen nicht hat, in Anbetracht sowohl der Sanktion, die ihr sozusagen von oben kommt, wie der ihr von den Königreichen und Fürstentümern, über die sie gesetzt ist, verliehenen. Aber mehr als gleich kommt der Stellung des deutschen Monarchen die mit ihr verbundene Verantwortlichkeit aus drei Gründen: erstens, weil in einem neugeschaffenen Reiche die an die Weisheit und den gesunden

Menschenverstand gestellten Anforderungen selbstverständlich größer und zahlreicher sind als bei schon seit längerer Zeit bestehenden Regierungen; zweitens, weil seit dem Kriege, aus welchem das gegenwärtige Deutsche Reich hervorgegangen ist, das besiegte Land, Frankreich, in seiner verbissenen Stimmung unausgesetzt den Friedensvertrag nicht als eine endgültige Abmachung, sondern als ein Unrecht betrachtet hat, für das Rache genommen werden müsse, und so dem neugeschaffenen Reiche die unerfreuliche Aufgabe einer steten Kriegsbereitschaft gegen einen Feind auferlegt, der unaufhörlich droht; und drittens, weil, wie allgemein bekannt, das kaiserliche Zepter über Königreiche und Fürstentümer hat ausgebreitet werden müssen, die vorher nicht einheitlich geeinigt waren, sondern, nachdem sie durch die grausame Notwendigkeit des Kriegs zusammengebracht worden waren, tausend Streitpunkte im Interesse eines gemeinsamen Vaterlandes begraben und durch die weisen Anstrengungen einer Reihe von Jahren des Friedens ein hastig während des stürmischen Glanzes einer Kriegs- und Siegeszeit errichtetes Reichsgebäude zusammenkitten mußten. Wir, das Publikum im allgemeinen, können nur wenig von den aus diesen und andern Gründen an den gegenwärtigen Kaiser gestellten Anforderungen wissen. Aber es bedarf nur eines sehr geringen Grades von Einbildungskraft und Erfahrung in nationalen Dingen, um sich in seinen Umrissen wenigstens ein Bild von den einsamen Arbeiten und Mühen des deutschen Oberhauptes zu machen. Ich sage „einsam“, weil, wenn von einem so hochgestellten Manne große und wichtige Entscheidungen zu treffen sind, sie oft aus Ratschlägen, die sich feindlich durchkreuzen, geschöpft werden müssen, und es sich oft, während der Mann gewöhnlichen Schlages, der den Dingen ruhig ihren Lauf läßt, sich gern dabei bescheidet, daß andre die Fassung für jede einzelne Entscheidung finden, für einen Mann von so ganz außergewöhnlichen Fähigkeiten und einem so äußerst scharfen Unterscheidungsvermögen wie Kaiser Wilhelm unmöglich erweisen muß, die Einkleidung für seine wichtigsten Entscheidungen andern zu überlassen. Er wenigstens muß sich von Zeit zu Zeit aus der Beratungshalle, von Ratgebern und Ratschlägen in jenes einsame innere Kämmerlein zurückziehen, wo nur eine Stimme spricht, und zwar die Stimme eines dem „Könige der Könige“ verantwortlichen Gewissens.

In England herrscht allerdings ziemlich allgemein die Befürchtung vor, das persönliche Element, auch wenn es die sakrosankte Form des persönlichen Gewissens annehme, dürfte sich in unsern modernen Tagen, in welchen der Konstitutionalismus in so hohem Ansehen steht, als ein etwas störendes Element bei der Regierung von Staaten erweisen. Und dieses Gefühl findet eine mehr als gewöhnliche Bestätigung im öffentlichen Leben unsers Landes, wo die Thätigkeit der Landesherrin in der Regierungssphäre beinahe unsichtbar ist und nach der allgemein verbreiteten Ansicht Königin Viktoria in nationalen und internationalen Angelegenheiten kaum etwas mehr als eine Privatrolle spielt. Es giebt viele Leute, die wirklich glauben, hinter der Thätigkeit des Ministeriums und des Kabinetts trete der aktive Wille der allgemein verehrten und geliebten Königin und Kaiserin beinahe vollständig zurück. Thatsache ist, daß das Verhalten der Königin Viktoria

während ihrer langen und glänzenden Regierung ein peinlich konstitutionelles gewesen ist, und nicht minder gewiß ist, daß diese Ueberzeugung zur Festigung ihres Throns und zur unerschütterlichen und allgemeinen Anhänglichkeit ihres Volkes beigetragen hat. Die Stürme der Mißbilligung und des Tadels, die nicht selten gegen ihre Premierminister und ihre Kabinette gewütet haben, haben auch nicht für einen einzigen Augenblick ihren Thron in Gefahr gebracht. Aber während der letzten Jahre der gegenwärtigen Regierung sind viele Thatsachen zu Tage getreten, die beweisen, daß die Landesherrin in der Sphäre der Regierung nichts weniger als unthätig gewesen ist und ihr scheinbares Zurücktreten seinen Grund nicht in ihrer Unthätigkeit und noch weniger in ihrer Gleichgültigkeit, sondern vielmehr in der äußersten Geschicklichkeit gehabt hat, mit der ihre Weisheit den Dingen ruhig ihren Lauf gelassen, und in der klugen und weisen Reserve, die ihre sämtlichen Regierungshandlungen gekennzeichnet hat. Man darf aber nicht vergessen, daß der britische Thron ein alter und lange schon bestehender ist und nur für die sehr kurze Periode der Cromwellschen Protektorate beseitigt wurde. Dazu bildet die Ministerverantwortlichkeit wenn auch nicht die alleinige Basis unsrer Regierung, so doch einen sehr großen Teil derselben, und zwar einen sehr soliden, substantiellen und durchaus erprobten, so daß bei der Regierung von England sich für den Monarchen weder eine Gelegenheit noch die Notwendigkeit ergiebt, öffentlich darzuthun, daß er ihr Oberhaupt ist. Sodann ist die Königin eine Frau und stets das gewesen, was wir eine „Lady“ nennen, und es liegt — was auch immer „moderne Frauen“ denken oder sagen mögen — nicht in den Lebensgewohnheiten und natürlichen Trieben einer Lady, sich unnötigerweise an die Oeffentlichkeit zu drängen. Schließlich aber ist die Königin lange Zeit eine Frau gewesen, auf welcher der Kummer lastete, und sie hat bange und schwere Stunden durchmachen müssen, die sie, wenn der Ausdruck gestattet ist, zu einer Art von geistiger Vereinsamung zwangen und sie immer mehr zu einem persönlichen Zurücktreten drängten. Ich will nicht behaupten, daß das Fernbleiben von den äußeren Regierungshandlungen, wie es zum Teil und selbst in erheblichem Umfange vorgekommen ist, stets etwas durchaus Wünschenswertes gewesen sei, solange die Königin in der Vollkraft ihrer Jahre stand, wenn es jetzt auch durchaus natürlich ist und der allseitig verehrten und geliebten Frau nur Ehre macht. Sicherlich würde es aber lächerlich sein, die Gepflogenheiten einer betagten Frau, die in ihrem Leben viel hat durchmachen müssen, als Richtschnur für einen verhältnismäßig jungen Kaiser hinzustellen, den natürliche Begabung und moderne Verhältnisse zu einer mehr öffentlichen Lebensbahn hindrängen. Trotzdem will es mir so vorkommen, als ob in England die thätige und beredte Teilnahme Kaiser Wilhelms II. an öffentlichen Angelegenheiten etwas abfällig beurteilt worden sei wegen des Gegensatzes, an den wir in England durch ein fast schweigsames Königtum gewöhnt worden sind. Der Gegensatz bietet aber eigentlich durchaus keinen Grund zu einer abfälligen Beurteilung dar, weil Monarch und Monarchie in Deutschland und England Dinge sind, die sich kaum miteinander vergleichen

lassen. Auch muß zugegeben werden, daß diese abfällige Beurteilung in England mehr und mehr verschwindet, weil sie durch den zutreffenden Charakter und die wirklich vornehme Beredsamkeit überholt worden ist, durch die sich auch die kürzesten Reden Seiner Majestät auszeichnen.

Es giebt einen Punkt, bezüglich dessen man, wie es mir stets hat vorkommen wollen, in England wie anderwärts das Vorgehen Seiner Majestät durchaus ungerecht beurteilt hat. Ich meine die Absendung eines äußerst wohlwollenden Telegramms an Präsident Krüger nach dem Einfalle Jamesons. Ich will gerne zugeben, daß in jenem Telegramm eine Phrase enthalten war, die ich besondern Grund zu bedauern habe, und daß das Telegramm selbst, weil von einem großen europäischen Kaiser an das Oberhaupt einer, wenigstens in internationalem Sinne unzweifelhaft unter der Oberhoheit der Königin Viktoria stehenden Republik und eine Persönlichkeit gerichtet, die Deutsche sowohl wie Engländer ihrer gesetzlichen Rechte beraubte, ein Gegenstand war, über den das Urteil verschieden ausfallen konnte. Andrerseits aber war der Einbruch selbst, durch was auch immer hervorgerufen, ein so grober Gewaltakt, daß er naturgemäß in der ganzen Welt die stärkste Entrüstung hervorrief: und nirgends, darf ich wohl sagen, war diese Entrüstung stärker als gerade in England, als dort das Nähere über die Sache bekannt wurde. Zufällig kann ich etwas Licht über diesen Gegenstand verbreiten. Ein englischer Herr, der Südafrika drei Monate vor dem Einbruch besucht und sich zuerst eine Zeit lang in der Kapstadt aufgehalten hatte, schrieb mir vom Oranje-Freistaat aus im Monat Oktober. In seinem Briefe benachrichtigte er mich davon, daß der Plan im Werke sei, den groben Mißbräuchen der Regierung von Transvaal dadurch ein Ende zu machen, daß man ihrem Dasein ein Ziel setze; er fügte dann noch hinzu: „Das wird nicht mit Wissen des britischen Kolonialamtes geschehen, auch wird man dabei nicht den Beistand der Rotröcke (britischen Soldaten) suchen; die Leute, die es thun wollen, sind die, welche das Matabele-Geschäft besorgt haben.“ Das Abgeschmackte des Planes lag auf der Hand, aber ebenso offenbar war seine Ungeheuerlichkeit; im Falle seines Gelingens hätte er nur die Wirkung haben können, daß er die Regierung genötigt hätte, den Einbrechern mit bewaffneter Hand entgegenzutreten und so britische Soldaten gegen eigne Landesangehörige, gegen Leute unsers eignen Volksstammes ins Feld zu schicken. Es wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, die Einbrecher straflos und sie die Früchte ihres Frevels genießen zu lassen. Da ich, wie oben angedeutet, um die Sache im allgemeinen wußte, war ich nicht erstaunt darüber, als einige Wochen später die Nachricht von dem Einbruch nach Europa gelangte, ebensowenig wunderte ich mich darüber, als ich hörte, daß der Deutsche Kaiser sofort seinem Abscheu darüber Ausdruck verliehen oder seine Teilnahme für den erfolgreichen Widerstand der Buren kundgegeben habe. Telegramme wie das Seiner Majestät sind das Werk des Augenblicks, und man sollte sie nicht in eine Kategorie mit diplomatischen oder internationalen Verhandlungen verweisen. Das Mißliche war, daß es eine Zeit lang dauerte, bis man es aller Welt zum Bewußtsein bringen konnte, daß die Entrüstung über

den Einbruch — nachdem einmal des näheren darüber bekannt geworden — in England ebenso selbstverständlich und groß wie in Deutschland oder anderwärts war, und jede gegenteilige Annahme würde eine Ungerechtigkeit gegen das englische Volk sein.

Es hat vielleicht einmal eine Zeit gegeben, zu der die angebliche Vorliebe Kaiser Wilhelms II. für England und engliche Sportbestrebungen gewisse Leute in Deutschland mit Mißbehagen erfüllte. Dieses Gefühl ist aber, wenn es überhaupt je existiert hat, verschwunden, denn die letzten Jahre haben mehr als genügende Beweise dafür erbracht, daß Deutschland und deutsche Interessen im Herzen des Kaisers stets die erste Stelle einnehmen und unausgesetzt vorherrschen. Das ist nichts, worüber wir Engländer ein Recht uns zu beklagen hätten, und kein Engländer beklagt sich auch darüber. Meiner Ansicht nach dürfte das deutsche Volk aber wohl gestatten, daß das englische Volk ein lebhaftes Interesse an Kaiser Wilhelm nimmt und ihn stets in der herzlichsten Weise an seinen Küsten willkommen heißt. Denn man sollte bedenken, daß nur durch einen Zufall oder durch wenig mehr als einen Zufall das britische Volk des verheißungsvollen Rechtes beraubt ist, ihn als seinen eignen Landesherrn in Anspruch zu nehmen. Er ist, wie alle Welt weiß, der Sohn des ältesten Kindes der Königin Viktoria. Wäre die britische Thronfolge allein nach dem altehrwürdigen Gesetze der Erstgeburt geordnet worden, so würde Kaiserin Friedrich ihre nächste Erbin geworden und Kaiser Wilhelm seinerzeit an deren Stelle getreten sein und so die Kronen Englands und Deutschlands miteinander vereinigt haben. Nur durch die Zufälligkeiten einer nicht recht verständlichen Thronfolgeordnung für Großbritannien hat Deutschland das Vorrecht erhalten, den bemerkenswertesten der modernen Monarchen für sich allein in Anspruch zu nehmen. Glücklicherweise fehlt es dem britischen Thron nicht an fähigen und beim Volke beliebten Prinzen in der zur Erbfolge berufenen Linie, so daß wir uns leicht mit einem Lose zufrieden geben können, das wir unter andern Umständen schmerzlicher empfunden haben würden. Wenn ich mich aber in gewissem Sinne als einen Vertreter des englischen Gedankens betrachten darf, nehme ich es gern auf mich, zu erklären, daß das englische Volk dem deutschen langes Leben und Gedeihen seines Kaisers wünscht und es sich darüber freuen wird, wenn Deutschland alle die Erfolge und Triumphe erringt, nach denen es infolge seiner vielen bewundernswerten Eigenschaften in friedlichem Wettbewerb mit uns und andern zu streben berechtigt ist.

Keinem Beobachter der öffentlichen Angelegenheiten kann die bemerkenswerte Weise entgangen sein, in welcher die deutsche Regierung unter offenbarer Zustimmung des Kaisers versucht hat, den ungehörigen aggressiven Tendenzen der Arbeiterorganisationen entgegenzutreten. Ich meinesteils habe dem Bestreben, die Freiheit des individuellen Arbeiters gegen ungerechte Beeinflussung zu schützen, nur meine Sympathie widmen können. An sich, und wenn sie richtig geleitet werden, sind Arbeiterorganisationen allen Lobes und jeder Unterstützung wert. Ohne sie würde es nur einen ungenügenden Schutz gegen das Bestreben der Unternehmer

geben, aus der Arbeit jeden nur möglichen Profit zu ziehen. Es unterliegt in der That kaum einem Zweifel, daß, wenn die Arbeitgeber nicht allzusehr den Versuchungen dieser Art unterlegen wären, die Arbeiterorganisationen viel später ins Dasein getreten sein und sie nach ihrer Errichtung weit mehr, als es bisher der Fall gewesen, ihr Ziel auf eine gemäßigtere Art des Vorgehens und eine langsamere und ruhigere Entwicklung gerichtet haben würden. Aber der Verlauf der menschlichen Dinge wird selten durch Weisheit und Voraussicht bestimmt; häufiger ist seine Gestaltung von den unmittelbaren Bedürfnissen der Menschen und den mehr oder minder heftigen Impulsen abhängig, welche die Notwendigkeit hervorruft. Die Bedürfnisse des Menschen sind dringend; der Geist des Menschen ist streitbar, und Konflikte zwischen denen, die Beschäftigung geben, und denen, die um Beschäftigung nachsuchen, sind fast stets das notwendige Ergebnis ihrer widerstreitenden Interessen. Dazu ist der Wettbewerb zwischen Kapital und Arbeit leider einer von denen, welche der Wohlstand hervorruft. Das Problem, die beiden Interessen zu versöhnen, gehört infolgedessen zu denjenigen, welche wahrscheinlich niemals eine endgültige und allgemeine Lösung finden werden.

Dieses Problem ist eines der schwierigsten, die es giebt, zunächst seiner inneren Natur nach und sodann wegen der sozialistischen Lehren, die bei den weiter nicht nachdenkenden Arbeitern in allen europäischen Ländern einen gewissen Ruf erlangt haben und so viele Arbeiterunruhen erregen und schwierig gestalten. Gerade an dem Abend, an dem ich die vorliegenden Zeilen schreibe, habe ich die Ansprache des Vorsitzenden auf dem Kongresse der Trade Unions zu Plymouth gelesen und in ihr folgende Worte gefunden: „Da alles Eigentum durch Arbeit entsteht, ist es lediglich natürlich und logisch, zu behaupten, daß die Gütermenge denjenigen zukommen soll, die sie geschaffen haben.“ Kann wohl ein Vorschlag in direkterem Gegensatz zur Wirklichkeit und Wahrheit stehen als diese verkehrte, obwohl nicht unpopuläre Lehre, daß alles Eigentum von der Arbeit stammt, wobei unter Arbeit natürlich nur die Handarbeit verstanden wird? Das gerade Gegenteil dieser Lehre ist mehr als zur Genüge unzähligemal durch die Erfahrung bei der Entwicklung des Fabrikwesens im gegenwärtigen Jahrhundert dargethan worden. Am häufigsten wohl ist diese Erfahrung in folgender Gestalt aufgetreten: eine Fabrikanlage, die jahrelang durch die schwere und unausgesetzte Thätigkeit vieler Arbeiter im Gange gehalten worden ist, ist so unergiebig geworden, daß sie nur den kargen Unterhalt für die in ihr beschäftigten Leute und den Besitzer abwirft. Irgend ein begabter Erfinder hat eine Maschine ersonnen, die im stande ist, mit der gleichen Arbeitskraft ein zehnmal größeres Ergebnis zu erzielen. Kapitalisten haben das erforderliche Geld hergegeben, um die fragliche Maschine zu beschaffen, und die Folge ist ein rapid steigendes Erträgnis gewesen. Ist es nicht von seiten der Arbeiter, die nicht angestrengter und nicht mehr arbeiten als zuvor, kurzsichtige Thorheit oder rasende Verwegenheit, dieses Erträgnis für sich und nur für sich zu beanspruchen und so dem Manne, der die Maschine erfunden hat, und denjenigen, aus deren Mitteln sie angeschafft worden ist, das Recht auf einen Anteil an der geschaffenen Gütermenge zu bestreiten? Denn das gesamte

Ergebnis wird für die Arbeit in Anspruch genommen, nicht ein Anteil an demselben. „Alles Eigentum stammt von der Arbeit her,“ so lautet die Lehre, und es ist ein Wunder, daß sich überhaupt und in irgend einem Stande Leute von gesundem Menschenverstande und natürlichem Rechtsgefühle finden, die für eine Lehre eintreten, die so falsch und so handgreiflich falsch ist, daß sie gar nicht verdient, als ein Irrtum oder eine Täuschung behandelt zu werden.

Es ist gewiß unnötig, und es würde ebenso gewiß eine Ungerechtigkeit sein, den arbeitenden Klassen den Anspruch zu bestreiten, daß sie in weitem Umfange an der Erzeugung der Güter beteiligt sind, oder ihnen das Recht abzuerkennen, an ihrer Verteilung teilzunehmen. Ein Arbeiter, der nur seine Arbeit einsetzt und durchaus nicht zu den geschicktesten gehört, trägt als solcher immer zu dem Erfolge irgend eines Unternehmens bei, während viele geschickte Arbeiter in höherem Sinne — vielfach auf geistige Weise oder auch infolge einer besonderen Begabung oder Geschicklichkeit — Anteil an dem Erfolge eines Fabrik- oder sonstigen Unternehmens haben. Und gerade aus diesem Grunde und zur Wahrung des gerechten Anspruchs, den alle an dem Arbeitswerke Beteiligten haben, muß man notgedrungen mit Freimut und Entschiedenheit der ungerechten und verkehrten Forderung entgegentreten, die Sozialisten und Soziologen erheben, wenn sie das ganze Arbeitserträgnis für die Arbeiter allein in Anspruch nehmen.

Ich habe vorhin auf die inneren Elemente der Schwierigkeiten hingewiesen, welche die Arbeitsfrage darbietet, und ich möchte nunmehr ein Wort über die größte derselben verlieren, das heißt über den Krieg, der von den Gewerkvereinlern gegen andre Arbeiter geführt wird, die mit ihnen in Wettbewerb tretenden Arbeiter, ganz besonders während Streiks. Der Grundsatz, um den es sich handelt, ist sehr einfach, und Seine Majestät der Deutsche Kaiser steht durchaus nicht allein da mit seinem ausgesprochenen Verlangen, die willigen Arbeiter gegen Verfolgung und Vergewaltigung zu schützen. Kein gerecht und vor allem kein edel denkender Mensch kann sich des Gefühles der Entrüstung erwehren, wenn er einem willigen und ordentlichen Arbeiter begegnet, der keinen Grund hat, die Arbeit einzustellen, und dabei von andern, die aus diesem oder jenem Grunde oder überhaupt nicht aus einem vernünftigen Grunde gewillt sind, für ihre Person weiterzuarbeiten, gewaltthätig oder verächtlich behandelt wird. Nichts vermag eine Regierung zu berechtigen, unter derartigen Umständen den willigen und unschuldigen Leuten ihren Schutz zu versagen. Dabei muß anerkannt werden, daß dieser Schutz, wenn er wirksam gewährleistet wird, die Streikenden dessen beraubt, was sie, jedenfalls in mehr oder minder mißverständlicher Weise, als ihr hauptsächlichstes und bestes Mittel betrachten, vernünftige Bedingungen von den Arbeitgebern zu erzwingen; und es liegt nichts sonderlich Erstaunliches in der Thatsache, daß von den organisierten Arbeitern in jeder erdenklichen Weise mit den stärksten Mitteln gegen die nicht organisierten oder in gegenteiligem Sinne organisierten Leute, die an ihre Stelle zu treten gewillt sind, vorgegangen wird. In einem zivilisierten Staate giebt es und

kann es kein Gesetz geben, durch welches das gewaltthätige Vorgehen des einen Arbeiters gegen den andern sanktioniert würde. Aber die an kein Gesetz sich bindenden Leidenschaften vieler Leute, die von einem starken Selbstinteresse geleitet werden und sich in ihrem Lebensunterhalt bedroht sehen, können nicht immer im Zaume gehalten werden, und damit kommen wir zu der eigentlichen Wurzel der Schwierigkeit und zu den inneren Bedingungen des zu lösenden Problems. Ich meinesteils glaube, daß es vollständig auf gesetzmäßigem Wege überhaupt nicht gelöst und zu einem endgültigen Austrag gebracht werden kann. Denn mag das Gesetz noch so weise sein, noch so sehr ins einzelne gehen und noch so schonend auf alles Bedacht nehmen, so kann es doch immer nur durch menschliche Werkzeuge zur Ausführung gebracht werden, durch Gerichte und die Polizei, und diese Instrumente sind nicht der Feinheit des Urteils und des Verhaltens fähig, die eine vollkommene Anwendung eines derartigen Gesetzes erfordert. Ich bin fest davon überzeugt, daß in England das Gesetz gegen Straßenaufläufe selten auch nur mit annähernder Strenge zur Ausführung kommt, einerseits wegen der Unthunlichkeit, es so, wie es gedacht ist, jedesmal den Umständen entsprechend durch Gerichtsbeamte und Polizeileute zur Anwendung zu bringen, und andrerseits wegen der Ausbrüche von Leidenschaft und gewaltthätiger Stimmung, die selbst seine korrekteste Anwendung hervorzurufen im stande ist. Leidenschaft kennt kein Gesetz, und leider finden die Leidenschaften erregter Leute und erregter Gruppen von Leuten unter Umständen, wie sie bei Arbeiterausständen hervortreten, mehr oder minder Entschuldigung im Herzen andrer, so daß strenge Arbeitergesetze, unnachsichtlich zur Anwendung gebracht, geeignet sind, weitere Leidenschaften und weitere Rachegefühle zu erzeugen, die wie das Feuer, je weiter sie sich verbreiten, desto schwerer zu beschwichtigen und einzudämmen sind. Staatsmänner fühlen sich unwillkürlich getrieben, da wo die Anwendung des Gesetzes so schwierig ist, die Strafe für die wenigen überwiesenen Uebertreter des Gesetzes zu erhöhen; allein aus den eben angeführten Gründen wird das, was gegen ein derartiges Vorgehen spricht, von vielen außerhalb der beteiligten Kreise empfunden, so daß thatsächlich, je strenger das Gesetz ist, um so weniger die öffentliche Meinung zufrieden mit ihm ist. Nichtsdestoweniger muß das Gesetz streng sein, und man muß sich die größte Mühe geben, es so zur Anwendung zu bringen, daß es der Gemeinschaft, innerhalb deren die Unruhe vorhanden ist, zur Beruhigung gereicht.

Es ist allerdings für feinfühlige und zartbesaitete Leute etwas Schmerzliches, zu dem Schlusse zu kommen, daß sie in einer Welt leben, in der die Menschen wenig geneigt sind, sich zusammen wie Lämmer hinzustrecken und eher bereit sind, miteinander zu streiten und gegeneinander für ihre individuellen und kollektiven Interessen zu kämpfen, wenn sie diese gefährdet glauben. Es scheint zuweilen wirklich so, als ob die Welt ewig genötigt sein sollte, sich ihre Güter durch Widerstand, Streit und selbst Kampf zu sichern. Wenn der Arbeiter gleichgültig oder nicht organisiert ist, tritt ihn der Arbeitgeber unter seinen Fuß, und wenn der Arbeitgeber gleichgültig oder nicht organisiert ist, tritt ihn der Arbeiter unter

seinen Fuß. Wenn sie beide aufmerksam und beide organisiert sind, betrachten sie einander mit gegenseitigem Respekt und handeln ohne jene Gewaltthätigkeit und Uebereilung, zu der sowohl die zu Starken wie die zu Schwachen von Natur aus geneigt scheinen. Und gilt das schließlich nicht mehr oder minder von allen menschlichen Geschöpfen in allen ihren Beziehungen zu einander? Das Verlangen, zu weit zu gehen, auf der einen Seite, und der Entschluß, sich dagegen aufzulehnen, auf der andern — wohnen uns diese Bestrebungen nicht stets bei, und sind sie nicht stets „in weitem Umfange“ unter uns vertreten? Gerade so, wie über menschliches Thun und menschliches Handeln hinaus in der weiteren Sphäre der Natur dasselbe Bestreben vorhanden ist und den Vorrang behauptet. Es giebt nichts Heiliges in dem Bereiche des Lebens. Selbst das schönste der uns bekannten Geschöpfe, ich meine den Vogel, ist nichts weniger als unschuldig, er ist oft der Streitsüchtige unter seinen Genossen und von einer Zerstörungssucht gegen Geschöpfe erfüllt, die nicht minder schön, ja manchmal noch schöner sind als er selbst.

„Das Vöglein, das dort singt,
Hebt seine Stimm' zu dem Himmel nur,
Weil Mordbegier und Frevel gegen die Natur
Die Kehle ihm beschwingt.“

Für diese etwas weite Abschweifung von dem eigentlichen Thema dieses Artikels muß ich vielleicht um Entschuldigung bitten. Und doch weiß ich kaum, warum; ein jeder, der es unternimmt, seine Ansicht über das lebende Oberhaupt eines großen und emporstrebenden Staates auszusprechen, muß notwendigerweise etwas ausführlicher einige der großen Fragen besprechen, auf die mehr oder minder der oberherrliche Geist und Wille gerichtet sind, und ich meinerseits fühle mich, während ich ganz und gar außer stande bin, rein deutsche Fragen zu erörtern, befähigt, sachlich und mit einer gewissen Vertrautheit mich über die allgemeineren und mehr kosmopolitischen Fragen auszusprechen, die in den letzten Absätzen zur Erörterung gekommen sind.

Es giebt noch einen weiteren Gegenstand, über den die Ansicht des Kaisers bekannt ist, und auf den ich hier die Aufmerksamkeit lenken möchte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. in wirksamer Weise den Wert der „Seemacht“ für ein Reich wie das seinige erkannt hat. Thörichte und unbedachtsame Leute, die, während sie thatsächlich, wenn auch unbewußt in einem Nebel leben, vermeinen, ihre Atmosphäre sei wunderbar klar und die Erscheinungen derselben handgreiflich deutlich; derartige Leute, die überall massenhaft vorhanden sind, vermögen in den Flottenwünschen des Deutschen Kaisers nichts als eine Nebenbuhlerschaft mit Großbritannien, Frankreich oder Rußland oder den Wunsch zu erblicken, die Stellung der bedeutendsten Seemacht der Welt zu erlangen. Allein ich glaube, ich kenne in dieser Hinsicht den Gedanken des Kaisers, und ich halte dafür, daß seine Ansicht ganz einfach nur die ist, daß ein großes Reich wie das deutsche, das viele große auswärtige Interessen hat, sich unmöglich in seiner Stellung zu halten vermag ohne eine vernünftige Erweiterung

seiner maritimen Kräfte; noch weniger kann es ohne dieselbe dem Streben nach Kolonisation und der Fähigkeit hierzu gerecht werden, die das deutsche Volk zweifellos besitzt. Allerdings liegt Deutschland die schwere Verpflichtung ob, ein großes organisiertes Landheer zu unterhalten, aber keiner, der mit der preußischen Geschichte vertraut ist und die stetigen, opferwilligen und entschlossenen Anstrengungen kennt, die Preußen und mit ihm Deutschland zu seiner gegenwärtigen militärischen Stellung gebracht haben, kann auch nur für einen Augenblick ein Nachlassen in jenen Anstrengungen angesichts der großen Armeen, die es von rechts und links bedrohen, für thunlich erachten. Aber die Armeen Deutschlands dienen wesentlich zum Schutz, und der Deutsche Kaiser ist nicht der Mann, der lediglich an die Zwecke des Schutzes denkt. Die Produktivkraft seines Reichs und in nicht geringem Umfange auch die Ausdehnungsfähigkeit desselben, beschäftigen notgedrungen seinen Geist, und Zielen wie diesen kann am besten nur durch eine Vermehrung der Seemacht gedient werden. Er sieht ein, und vielleicht klarer als sonst jemand, daß große Nationen, wenigstens solche des germanischen Schlags, hinfort nicht mehr innerhalb der Schlagbäume und Grenzabsteckungen ihrer Landgebiete eingeschlossen bleiben können. Die See ist ein weites, glänzendes und unschätzbares „Territorium“, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, das die Wissenschaft durch ihre Erfindungen den Völkern erschlossen hat, und das sich dienstbar zu machen, wenn auch im Vereine mit noch vielen andern, ein Ziel gerechten Ehrgeizes für aufstrebende Nationen ist. Sie ist allerdings und wird aller Voraussicht nach nicht viel andres werden als eine Straße des Weltverkehrs, allein als eine solche ist sie von großer Bedeutung für ein Güter erzeugendes und Handel treibendes Volk, und auf ihr bewegen sich die Schiffe Deutschlands und werden das wohl jedenfalls auch weiterhin zu nicht geringer Förderung des Vaterlandes thun. Kauffahrteischiffe der größten Klassen und neue Linien für Handelsdampfer beginnen die deutsche Flagge in die ganze Welt hinauszutragen, und dieser mit den Interessen, die er auswärts schafft, so rasch emporblühende Ozeanverkehr muß sich natürlich bei der deutschen Regierung nach einem solchen Schutze umsehen, wie nur eine Kriegsflotte ihn gewähren kann. Aus diesem gewichtigen und dringenden Grunde sucht, darüber waltet bei mir kein Zweifel ob, der Deutsche Kaiser seine Seemacht in beträchtlichem Umfange zu vermehren, wenn es auch nicht unmöglich, ja eher sogar wahrscheinlich ist, daß er sowohl in Bezug auf die Flotte wie in Bezug auf das Landheer seinen östlichen und westlichen Nachbar etwas „im Auge“ behält. Als Engländer gestehe ich, daß ich die Ausdehnung zur See irgend einer andern Nation als meiner eignen nicht ganz gleichgültig ansehen kann, denn sie bedroht immerhin eine Suprematie, auf die ich nicht wenig stolz bin. Aber als Engländer gestehe ich auch bereitwillig zu, daß die von Deutschland ausgehende Bedrohung eine vollkommen berechtigte und ehrenvolle ist und derart, daß Großbritannien ihr in durchaus freundschaftlichem Sinne entgegensehen kann.

Da das meine Ansicht ist, darf ich mir vielleicht erlauben, zu erklären, daß für mich und, ich glaube, für die Mehrzahl der in England sich am öffentlichen

Leben beteiligenden Persönlichkeiten die von so vielen großen Zeitungen Deutschlands uns zu erkennen gegebene feindselige Haltung eine durchaus unerklärliche Erscheinung ist. Sie ist gerade das Gegenteil von dem, was man erwarten sollte, wenn die Zeitungen Großbritanniens nicht weniger zurückhaltend wären. Denn soviel wir in England zu gewahren vermögen, scheinen die meisten Verluste, die aus dem kommerziellen Wettbewerb zwischen Deutschland und uns resultieren, auf uns zu entfallen, während Deutschland meistens die Vorteile davon hat, und wenn England nicht England wäre und die englische Presse es so machte wie die in einigen andern Ländern, die uns nahe genug liegen, daß wir sie beobachten können, so würde der ständige Erfolg Deutschlands in seinem Wettbewerb mit uns allgemeine Eifersucht und Feindseligkeit hervorrufen. Trotzdem ist es nicht an dem, in der Presse Englands herrscht im allgemeinen nicht das Bestreben vor, sich in einer Anfeindung oder Anschuldigung des deutschen Volkes zu ergehen; wir beobachten ohne Uebelwollen, ja mit Teilnahme und Respekt das Wachsen von Deutschlands Macht und Gedeihen. Auch läßt sich nicht für einen Augenblick sagen oder denken, daß von Großbritannien irgend eine Feindseligkeit in der politischen Sphäre gehegt werde. Großbritannien hat außereuropäische Verantwortlichkeiten der furchtbarsten Art und mag zu Zeiten zu empfindlich oder zu lebhaft in der Ausübung seiner verantwortlichen Macht sein oder scheinen; aber niemand kann meines Erachtens behaupten, daß in der Regierung, in dem Parlamente oder in der Presse Großbritanniens irgend etwas vorhanden wäre, was Deutschland oder den deutschen Interessen im allgemeinen und auf die Dauer feindlich wäre oder irgendwie den feindseligen Geist rechtfertigte, den die deutsche Presse so überaus häufig und heftig gegen die englische Regierung und das englische Volk zu erkennen giebt.

Es giebt einen Zug in dem öffentlichen Leben des Deutschen Kaisers, den die meisten Leute in allen Ländern billigen, und auf den sie mit tiefem Dankgefühl blicken werden. Ich meine seine innerliche und doch nach außen hervortretende religiöse Ueberzeugung. Die Menschen mögen und werden auch wahrscheinlich stets verschiedene Ansichten von Gott haben, oder, um einen moderneren und geläufigeren Ausdruck zu gebrauchen, von der Macht, welche die Welt lenkt. Ich sage nicht: „welche die Welt erschaffen hat", weil das ein rein historischer Ausdruck ist; ich sage: „welche die Welt lenkt", weil darin der Begriff der Leitung und Oberherrschaft liegt, und das der Begriff ist, der mir die Vorstellung Gottes aus einer unbestimmten, unbegrenzten und fast gespensterhaften Anschauung in die einer stets vorhandenen und stets thätigen Gegenwart überzuführen scheint. Wie ohne eine derartige Vorstellung von Gott jemand hingebend das ehrliche und mühsame Werk der Welt verrichten kann, weiß ich nicht. Ich weiß nicht, wie Theologen und Professoren der verschiedenen Wissenschaften und Künste in dieser Hinsicht denken oder fühlen, aber ich weiß wohl, und ich weiß das besser als irgend etwas andres, daß der Stolz und die Freude und der Ruhm aller meiner Studien und Arbeiten herausgewachsen und erblüht sind aus dem festen Grunde des Glaubens, daß, wenn man sich mit den Gesetzen der Natur be-

schäftigt, man sich mit den Gesetzen des Einen beschäftigt, denn „derselbe ist gestern und heute und immerdar“, „Gott über alles, gepriesen in Ewigkeit.“ Darum habe ich mit Genugthuung in der „Times“ vom Samstag, 21. Oktober gelesen, daß bei der Jahrhundertfeier der Technischen Hochschule in Charlottenburg Seine Majestät folgende Worte gesprochen hat: „Die technischen Wissenschaften sind möglich geworden, weil der Schöpfer dem Menschen die Fähigkeit und das Verlangen verliehen hatte, in die Geheimnisse seines Werkes einzudringen und die Kräfte und Geheimnisse der Natur zum Wohle der Menschheit anzuwenden. Jede wahre Wissenschaft führt zurück zu Gott, dem Ursprunge aller Dinge, und vor ihm müssen wir uns in demütiger Dankbarkeit beugen. Nur, wenn wir auf diesem Grunde weiter bauen, können die Bemühungen der Wissenschaft mit beständigem Erfolg belohnt werden.“

Wenn ich einen so prosaischen Artikel mit einigen weniger prosaischen Zeilen schließen darf, will ich es wagen, das mit dem folgenden zu thun, das allerdings etwas retrospektiv gehalten ist:

Heil Kaiser, König dir,
Du Sproß und Führer jener Heldenschar,
Die auszog mit dem Ahn, als Preußens Aar,
Bedroht im Grenzrevier

Ward von des Erbfeinds Macht,
Und unter wildem Kriegsgeschrei der Troß
Des Gallierheers nach Deutschland sich ergoß,
Auf Massenmord bedacht,

Wie nunmehr, abgekehrt
Von jedem Streben einer bessern Zeit,
In Menschenscheu und Menschenfeindlichkeit
Die Wissenschaft ihr lehrt.

Da warb um bösen Lohn
Und gab umsonst sein Herzblut Frankreich hin,
Denn beugen mußt' sich nach des Siegers Sinn
Das Seine-Babylon.

Und wied'rum ward uns kund,
Daß trotz'ger Uebermut nicht hemmt die Bahn.
Auf der Erkenntnis wächst zu Macht heran,
Wenn mit dem Recht in Bund.

Denn die Natur und Er,
Der ihr die Bahnen wies, ist stets für den,
Auf dessen Seite Recht und Wahrheit stehn,
Und dem sein Wissen Wehr.

Und ihm nur winkt als Lohn,
Was Er, dem jeden Dankes Zoll wir weihn,
Weiß als der Gaben höchste zu verleihn,
Sei's Lorbeer, sei's ein Thron.

Aus der Korrespondenz des Grafen Friedrich zu Eulenburg mit dem Fürsten Bismarck.

Von

Horst Kohl.

(Schluß.)

Donnerstag, den 24. Juni 1869.

Verehrter Freund!

Ich bin fortdauernd der Ansicht, daß Eberhard Stolberg unter den augenblicklich zur Disposition stehenden Persönlichkeiten die geeignetste für das Oberpräsidium in Schlesien ist. Gestern morgen hatte ich dieserhalb an Heydt geschrieben und bei ihm angefragt, ob er damit einverstanden sei, daß ich die Besetzung dieses Oberpräsidiums in der gestrigen Sitzung zur Sprache und Eberhard Stolberg in Vorschlag brächte. Er bat mich, es noch nicht zu thun, da er noch Bedenken habe, infolgedessen habe ich es unterlassen. Die schleunige Besetzung des Postens ist aber dringend notwendig, da wahrscheinlich schon im September der schlesische Provinziallandtag wird einberufen werden müssen, und bitte ich Sie daher, bei unsrer nächsten Zusammenkunft die Angelegenheit zur Beratung zu stellen.

Eine einstmals sehr hübsche Frau, Madame de Gruyters in Antwerpen, hat mir den anliegenden Brief geschrieben.[1]) Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich in den Stand setzten, ihrem Wunsche zu willfahren. Antworten Sie mir ein paar Worte französisch. Ich will ihr dann diese Antwort schicken.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 23. September 1869.

Verehrter Freund!

Im Anschlusse an meinen Brief von heute morgen schicke ich Ihnen in der Beilage den Entwurf zur ganzen Thronrede. An die leere Stelle soll der auswärtige Passus kommen.

Wir haben Seine Majestät gebeten, den Landtag selbst zu eröffnen, und die Zusage erhalten, daß dies geschehen werde. Morgen geht der König nach Schwerin, jagt daselbst, tauft übermorgen[2]) und kommt am 26. zurück. Dann geht der König nach Baden, kommt zur Landtagseröffnung hierher und kehrt demnächst nach Baden zurück.

Ich weiß nicht, wie der Postenlauf jetzt ist; könnte ich aber den Entwurf der Thronrede bis zum 26. abends zurückhaben, so wäre das sehr erwünscht. Ich könnte sie dann mit dem Könige definitiv feststellen, bevor er nach Baden reist.

---

[1]) Bitte um ein Autogramm Bismarcks.

[2]) Die Herzogin Elisabeth, geboren 10. August 1869.

Der König wünscht, daß ich vor der Landtagssession mit Ihnen spreche, namentlich über das Defizit und über Heydts Verbleiben im Amte. Ich stelle Ihnen anheim, ob Sie mich sprechen wollen. Sind Sie aus irgend einem Grunde nicht dazu disponiert, so sagen Sie einfach „nein". Den König habe ich darauf vorbereitet, daß Sie aus Gesundheits- und aus politischen Gründen dies „Nein" sagen werden, er wird dasselbe weder übelnehmen noch sich darüber wundern.

Von Herzen Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 21. Oktober 1869.

Verehrter Freund!

Die „National-Zeitung" bringt heute morgen folgenden Artikel:

> Braunschweig, 19. Oktober. Das hiesige „Tageblatt" schreibt: „In einem hiesigen Hotel hat am Sonntag eine mysteriöse Versammlung stattgehabt: der Zweck derselben ist durchaus geheim gehalten und verlautet nur so viel, daß etwa vierunddreißig Herren aus allen Gauen Deutschlands, darunter viele Redakteure, gegenwärtig waren. Es wird vermutet, daß es sich um politische Dinge gehandelt habe. Welche Art von Politik getrieben ist, dürfte wohl aus der Richtung der Blätter zu sehen sein, deren Vertreter anwesend gewesen sein sollen. Man nennt darunter zum Beispiel den Redakteur eines bekannten in Hannover erscheinenden Welfenblattes und spricht ferner von Vertretern holsteinischer, sächsischer, bayrischer und österreichischer Zeitungen, welche einer ähnlichen partikularistischen Richtung huldigen." Nähere Aufklärung giebt folgendes Telegramm des Stuttgarter „Beobachters" aus Braunschweig: „Die vorgestern und gestern hier stattgehabte Versammlung von Delegierten der Deutschen Volkspartei hatte guten Verlauf und Erfolg."

Die Sache hat ihre Richtigkeit. Man hat darüber beratschlagt, was zu thun sei, wenn am 26. dieses Monats eine Revolution in Paris ausbrechen sollte, und ist übereingekommen, dann auch einen Aufstand zunächst in Württemberg zu organisieren. Ein Direktorium von fünf Personen ist gewählt und soll in Stuttgart seinen Sitz aufschlagen. Der Deutsche Volksverein zählt jetzt etwa 17000, durch Unterschrift verpflichtete Mitglieder und disponiert zurzeit über 23000 Rthlr. Ich habe Thile davon Nachricht gegeben, vielleicht ist es zweckmäßig, der württembergischen Regierung eine Mitteilung zukommen zu lassen.

Die Besprechung der Prämienanleihen-Angelegenheit hat zu dem beiliegenden Antrage des Abgeordneten Dr. Braun geführt. Im Staatsministerium haben wir beschlossen, der Nr. 1 nicht, wohl aber der Nr. 2 entgegenzutreten, da bis zum Zustandekommen eines Bundesgesetzes die Regierung sich nicht die Hände binden lassen kann. Die von den vier Eisenbahngesellschaften beantragte Prämienanleihe zu konzessionieren, ist dem fast einstimmigen Widerwillen der Häuser gegenüber ganz unmöglich. In den bisher gehaltenen Reden ist viel sittlicher Unwille unnütz vergeudet worden, aber hoher Adel und bürgerliche Volkswirtschaftsprediger reichen sich die Hand, um das projektiert gewesene Unternehmen zu verdammen.

Ich stehe auf dem Standpunkte, welchen der Geheime Oberfinanzrat Wilkens,

Mitglied des Herrenhauses,[1]) laut Anlage entwickelt hat. Wegen der Tarife und Fahrpläne der hinterpommerischen Eisenbahn hat Itzenplitz eine sehr energische Verfügung an den Königlichen Kommissarius bei der Bahn erlassen.

Daß der frühere Varziner Blumenthal sein demnächst neu acquiriertes Gut jetzt wieder an Strousberg verkauft hat, wissen Sie wohl schon.

In Eile Ihr

Eulenburg.

Beilage Nr. 34.

Haus der Abgeordneten

10. Legislaturperiode, III. Session 1869.

2. Schlußberatung über den Antrag der Abgeordneten Dr. Braun (Wiesbaden) und v. Behr, die Königliche Staatsregierung aufzufordern:
   1. dahin zu wirken, daß die Frage der Statthaftigkeit von Prämienanleihen auf dem Wege der Bundesgesetzgebung geregelt, und daß womöglich die hierdurch festgestellten Normen demnächst auf dem Wege des Vertrags auch auf die süddeutschen Staaten ausgedehnt werden,
   2. bis zum Zustandekommen dieses Bundesgesetzes Prämienanleihen nicht zu konzessionieren[2]) und die verbündeten Regierungen zu einem gleichen Verhalten zu veranlassen.

*

Berlin, Sonnabend 13. November 1869.

Verehrter Freund!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief und die darin enthaltenen nützlichen Winke, bitte Sie aber dringend, bis zu Ihrer Genesung nicht selbst zu schreiben, sondern mir durch Bucher schreiben zu lassen; ich weiß aus Erfahrung, wie angreifend beim Gebrauche des Karlsbader Brunnens gerade das Schreiben ist.

Aus den Zeitungen werden Sie ersehen haben, daß die Beratung der Kreisordnung ihren Weg geht — zwar etwas langsam, aber im ganzen nicht unbefriedigend. Die Debatten sind ruhig und sachlich, und wenn sie sich etwas hinziehen, so ist der Grund davon nicht — wie einige behaupten — in der Absicht der Liberalen zu suchen, überhaupt nichts zu stande kommen zu lassen, sondern in der Ueberzeugung aller Parteien, daß die zu beratenden Bestimmungen von großer Tragweite sind und eingehender Erörterung bedürfen. Zwei Tage lang ist über die Frage debattiert worden, in welchem Verhältnisse die verschiedenen Staatssteuern, und namentlich die Grundsteuer, mit Zuschlägen bei Aufbringung der Kreisabgaben heranzuziehen seien. Die Zahl der rechts und links eingebrachten Amendements betrug gegen zwanzig. Bei der Abstimmung wurden nur zwei oder drei, die redaktionelle Verbesserungen enthalten, angenommen, in

[1]) Herrenhaussitzung vom 11. Oktober 1869, St.-B. S. 17 f.

[2]) Dazu am Rande Bemerkung Eulenburgs: Es ist hier also wohl nur von solchen Prämienanleihen die Rede, die nicht Staatsanleihen sind. Denn diese werden nicht konzessioniert, sondern können immer nur durch Gesetz zu stande kommen.

der Hauptsache blieb es bei den Grundsätzen der Regierungsvorlage § 9. Die Amendements v. Hennig-Lasker-Miquel wurden mit einer Majorität von über dreißig Stimmen abgelehnt. Wesentlich behilflich dazu waren die Polen. Nur mit ihrer Hilfe können wir den Regierungsentwurf in seinen Hauptpunkten durchbringen: ich rechne dazu die Ernennung der Amtshauptleute und die Zusammensetzung des Kreistages. Ich habe die Polen unter der Hand darauf aufmerksam machen lassen, daß nur in dem Falle, wo sie der Regierung in der Frage der Ernennung der Amtshauptleute zur Seite ständen, an ein Fallenlassen der Bestimmung, daß in der Provinz Posen das Institut der Amtshauptleute einstweilen gar nicht eingeführt werden solle, zu denken sei. Gefährlich ist das Fallenlassen dieser Bestimmung immer, aber um den Preis des Zustandekommens der Kreisordnung müßte man — glaube ich — es wagen.

Lassen Sie mir doch, verehrter Freund, Ihre Meinung über folgenden Gegenstand zugehen, der möglicherweise schon am nächsten Mittwoch zur Beratung im Abgeordnetenhause kommt. Sie erinnern sich, daß das Staatsministerium im September 1863 beschlossen hat, die ins Abgeordnetenhaus gewählten Beamten zur Zahlung der Kosten ihrer Stellvertretung, falls eine solche notwendig wird, anzuhalten. Seitdem sind nun in jedem Jahre im Abgeordnetenhause Anträge auf gesetzliche Regulierung dieser Frage eingebracht und von einem großen Teile der rechten Seite des Hauses unterstützt worden. Auch diesmal hat der Abgeordnete v. Bonin einen solchen gestellt, und der Referent der Kommission, Windthorst-Meppen, denselben mit dem Zusatze befürwortet, daß, bis zur gesetzlichen Regulierung, die vor 1863 befolgte Praxis wieder adoptiert werden möge, wonach die Stellvertretungskosten aus der Staatskasse gezahlt wurden.

Die Erledigung der Frage durch Gesetz ist schwer: alle in dieser Beziehung gemachten Vorschläge sind bisher vom Staatsministerium nicht geeignet befunden worden, dieselbe sachgemäß herbeizuführen. Aber auch der gegenwärtige Zustand führt große Unzuträglichkeiten mit sich. Ein ins Abgeordnetenhaus gewählter Ministerialrat trägt keine Stellvertretungskosten: die armen Landräte, welche meistens wider Willen und nur weil kein andrer konservativer Kandidat durchzubringen war, sich haben wählen lassen, sind mit denselben belastet und durch dieselben sehr gedrückt. Das Staatsministerium, und namentlich auch der Justizminister, möchte nun gern die Erklärung abgeben, daß die gesetzliche Regulierung der Frage im Auge behalten, einstweilen aber zur früheren Praxis des Ersetzens der Stellvertretungskosten aus der Staatskasse werde zurückgekehrt werden.[1])

Wie denken Sie darüber? Ich bin überzeugt, daß eine solche Erklärung einen guten Eindruck, namentlich auch bei den Konservativen machen würde, die sich in dieser Session merkwürdig ermannt haben, und für die Regierung durch Redner in viel größerer Zahl und mit viel mehr Geschick als jemals früher ins Gefecht gehen.

---

[1]) Randbemerkung Bismarcks: Einverstanden.

Wegen Camphausens Eintritt in den Bundesrat habe ich mit Roon noch nicht sprechen können: er ist gar nicht mehr zu haben.

Die allerbesten Empfehlungen an Frau und Tochter von Ihrem in aller Freundschaft Ihnen ergebenen

Eulenburg.

*

Telegramm Bismarcks an Eulenburg.

Varzin, 14. 11. 69.

Mit der Erklärung in betreff der Stellvertretungskosten einverstanden.

B.

*

Berlin, den 28. November 1869.

Verehrter Freund!

Der Hausminister v. Schleinitz vertraute mir anliegenden, an ihn gerichteten Brief des Herrn v. Malortie mit dem Bemerken an, daß Seine Majestät nicht abgeneigt seien, die Reise des Ministers Grafen Platen durch die preußischen Staaten nach Hamburg zu gestatten, zuvor aber meine Aeußerung zu hören wünschten. Ich würde nicht bedenklich gewesen sein, dieselbe bejahend abzugeben, wenn ich nicht geglaubt hätte, vorher mit Ihnen darüber korrespondieren zu müssen. Meiner Ansicht nach steht kein Hindernis entgegen, dem Grafen Platen die Erlaubnis zum Besuche seines Vaters, sei es in Hamburg, sei es selbst in Holstein, zu gestatten, wenn er sich den, wie Sie sich erinnern werden, ihm früher bei ähnlicher Gelegenheit gestellten Bedingungen unterwirft. Haben Sie die Güte, mir unter Rückgabe des beiliegenden Briefes, durch Herrn Bucher Ihre Ansicht kund zu thun, und verzeihen Sie die schlechte Handschrift. Zur Entschuldigung mag dienen, daß ich heute von 7 Uhr morgens bis 1 Uhr nachmittags gearbeitet habe, dann bis 5 Uhr in einer Staatsministerialsitzung gewesen bin, in welcher Camphausen gegen Roon unhöflich war, dann bei Frau Lucca diniert habe, abends Vorträge von meinen Räten entgegengenommen habe, während ich jetzt — um 12 Uhr nachts — noch arbeite, um mich für morgen und übermorgen frei zu machen, wo ich — auf des Königs Einladung — in Wusterhausen jagen will.

Mit den besten Wünschen für das Fortschreiten Ihrer Besserung bin ich

Ihr treu ergebenster

Eulenburg.

Die Antwort Bismarcks (vom 30. November) ist stenographisch auf Eulenburgs Brief bemerkt: Holstein, ja, Hamburg, nein, weil Eindruck, daß nicht mit unsrer Einwilligung. (Bucher.)

*

Berlin, den 22. Januar 1870.
Abgeordnetenhaus 12 Uhr.

Verehrter Freund!

Ihrer Einladung zu Tisch kann ich zu meinem großen Bedauern nicht nachkommen, da ich Aristarchi Bey fest versprochen habe, bei ihm zu essen. Ich werde

aber gleich nach Tische zu Ihnen kommen und bitte Sie dringend, in Ihren Aeußerungen gegen Forckenbeck und Bennigsen vorsichtig zu sein. Der erstere ist ein Sanguiniker, ohne Einfluß auf die nationalliberale Partei, der letztere ein unbedingter Schleppenträger Laskers, der im Augenblicke unter den Nationalliberalen herrscht . . .

Eben beginnt die Reihe der Abstimmungen: es wird gezählt, und wahrscheinlich eine namentliche Abstimmung folgen. Roon fehlt, obgleich ich ihn noch bitten ließ zu kommen, Wagener fehlt ein für allemal.

Nun ist die Zählung beendet, das Amendement Miquel, gegen welches wir Konservativen gestimmt haben, ist mit 186 gegen 161 Stimmen angenommen: die Sache ist nicht von großer Bedeutung, aber ich fürchte, das Stimmverhältnis wird so bleiben, wenn nicht bei der Frage wegen Ernennung oder Wahl der Amtshauptleute die Polen, die eben gegen die Regierung gestimmt haben, abspringen und für die Regierung stimmen.

Ihr

Jetzt ist Roon gekommen. Eulenburg.

*

Berlin, den 14. Mai 1870.

Verehrter Freund!

Wir haben in zwei Staatsministerialsitzungen darüber beratschlagt, welche vom Reichstage beliebten Aenderungen des Strafgesetzbuchsentwurfs anzunehmen seien und welche nicht. Ich übergehe die von minderer Erheblichkeit und beschränke mich auf die Aenderungen in den §§ 78, 79, 92, 206, 209.

Allseitig wurde anerkannt, daß auf Mord die Todesstrafe, auf Landesverrat Zuchthaus- und nicht Festungsstrafe erkannt werden müsse.

Ueber die Frage, ob man daran festhalten müsse, daß derjenige, welcher

1. es unternimmt, einen Bundesfürsten zu töten, gefangen zu nehmen und so weiter (§ 78 des Entwurfs),
2. bei Unternehmung einer strafbaren Handlung, um ein der Ausführung derselben entgegentretendes Hindernis zu beseitigen und so weiter (§ 209 des Entwurfs) vorsätzlich einen Menschen tötet,

mit dem Tode zu bestrafen sei, waren die Meinungen geteilt. Die Bestimmung ad 2 ist von der größten Wichtigkeit, das verkannte niemand. Es fragte sich nur:

wenn es feststeht, daß dafür keine Majorität im Reichstage zu erlangen ist, soll man sie dennoch festhalten, und dadurch das Zustandekommen des Strafgesetzbuchs für diesmal verhindern?

Diese Frage wurde von vier Stimmen (Mühler, Camphausen, Leonhardt und ich) gegen drei Stimmen (Roon, Itzenplitz, Selchow) verneint.

Es ist nun beschlossen worden, Seiner Majestät die Anlage als Beschluß des Staatsministeriums mittels schriftlichen Berichts, der heute mittag von uns gezeichnet werden soll, vorzulegen, und dadurch womöglich eine Conseilssitzung zu vermeiden, vor welcher sich Seine Majestät sowohl als auch das Staatsministerium fürchtet.

Der König läßt heute bei schönstem Wetter vor dem Kaiser von Rußland exerzieren: vor morgen wird er den Bericht nicht lesen. Außerordentlich erwünscht wäre es mir, wenn Sie sich mit dem Majoritätsbeschlusse des Staatsministeriums einverstanden erklären könnten und mir so schnell als möglich das Wort „einverstanden" telegraphierten.

Ich vermeide jedes überflüssige Wort und bin von Herzen

Ihr

Eulenburg.[1])

*

Berlin, den 26. Juni 1870.

Verehrter Freund!

Ich habe seit vierzehn Tagen nichts von Ihnen gehört und sehe das als ein gutes Zeichen an. Hier ist es kalt und regnerisch, aus welchem Grunde ich es nicht allzusehr beklage, daß ich, überhäuft mit Arbeit, noch nicht dazu gekommen bin, eine längst von mir projektierte Ausflucht nach Lüneburg und Stade zu machen.

Neues giebt es nichts von Belang.

Was ich Sie zu fragen habe, schreibe ich auf die anliegenden Zettel. Sie haben wohl die Güte, Ihre Antwort gleich drunter zu setzen, und mir die Zettel dann zurückzusenden; das wird das für Sie Bequemste sein.

Heute dinierte bei mir der Strohwitwer Benedetti, Oubril und Frau, Wimpffen und Frau.

Ich bitte Sie, mich Ihrer Frau und Gräfin aufs herzlichste zu empfehlen und meine besten Wünsche für Ihr Wohlergehen entgegenzunehmen.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 12. September 1870.

Verehrter Freund!

Heute morgen ist die Nachricht angekommen, daß Laon, nach der Kapitulation, in die Luft gesprengt und uns trauriger Verlust beigebracht, auch der Herzog Wilhelm verwundet ist. Von allen Seiten werde ich angegangen, Sie zu bitten, den König und den Kronprinzen zu beschwören, nicht den Boden von Paris zu betreten. Ich schließe mich dieser Beschwörung aus vollem Herzen an. Soll, nach der Einnahme von Paris, dem Heere die Genugthuung eines Einzugs in Frankreichs Hauptstadt gewährt werden, so wird sich das wohl ohne Gefahr für die Truppen, die zum Einzuge bestimmt werden, thun lassen: aber König und Kronprinz dürfen sich den meuchelmörderischen Kugeln, Höllenmaschinen, oder was sonst in Bewegung gesetzt wird, nicht darbieten. Auch nicht

---

[1]) Wie Bismarck über die Todesstrafe für Mordversuche auf Bundesfürsten dachte, lehrt sein Brief an M. v. Blanckenburg, vom 19. Mai 1870, Bismarckbriefe 8. Auflage Seite 460 f.

ein Schein von Furcht wird auf ihnen haften, wenn sie sich von dem Boden der sozialdemokratischen meuchlerischen Bevölkerung von Paris fernhalten, wohin sie auch außerdem, beim Mangel einer legitimierten Regierung, keine geschäftliche Zweckmäßigkeitsrücksicht ruft. Das Nichtbetreten von Paris wird dem Könige vielleicht als zarte, wenn auch nicht indizierte Rücksichtnahme auf das französische Nationalgefühl ausgelegt, überall aber verstanden und gutgeheißen werden. Ich versichere Sie, die Bevölkerung zittert bei dem Gedanken, daß der König sich durch den Einzug oder Aufenthalt in Paris einer persönlichen Gefahr aussetzen könnte.

Wann aber werden wir Paris haben? In hiesigen militärischen Kreisen glaubt man, daß die Verteidigung von Paris verhältnismäßig leicht sei, die Cernierung oder Belagerung schwierig sein werde und sehr lange dauern könne: alles vorausgesetzt, daß diejenigen, die man zur Verteidigung berufen hat, auch wirklich gewillt sind, dieselbe zu übernehmen und auszuführen. Ich denke, es wäre das beste, Sie drohten Frankreich eine Exekutivstrafe von täglich zwanzig Millionen Francs für jeden Tag des Widerstandes der Hauptstadt an. Vielleicht kühlt das die Gemüter etwas ab.

Daß Napoleon nach Wilhelmshöhe geschickt worden ist, hat nicht nur in Kassel, sondern in ganz Preußen viel Kopfschütteln verursacht: man beruhigt sich aber allmählich darüber. Was man jedoch nicht verzeiht, ist, daß Ihre Majestät Köche und Dienerschaft dem Kaiser Napoleon zur Disposition gestellt hat. Das Berliner Publikum ist förmlich wütend darüber, hoch und niedrig, und mir war einen Tag lang vor Demonstrationen in diesem Sinne bange.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 25. Oktober 1872.

Verehrter Freund!

Nur die Wichtigkeit des Gegenstandes kann mich bestimmen, Sie durch einen Brief zu inkommodieren.

Die Beratung der Kreisordnung im Herrenhause läuft so, daß ein Zustandekommen derselben zu den größten Unwahrscheinlichkeiten gehört. So hat das Haus gestern, bei namentlicher Abstimmung, mit etwa zwei Dritteil Majorität, gegen die Regierungsvorlage und gegen den Beschluß des Abgeordnetenhauses die Bestimmung angenommen,

> daß bei Aufbringung der Kreislasten die Grund- und Gebäudesteuer niemals höher als mit der Hälfte desjenigen Prozentsatzes heranzuziehen sei, mit welchem die Klassen- und klassifizierte Einkommensteuer belastet wird.

Es ist dies ein Beschluß, auf welchen das Abgeordnetenhaus niemals eingeht; voraussichtlich werden auch in Beziehung auf die Zusammensetzung des Kreistages Beschlüsse gefaßt werden, an deren Annahme seitens des Abgeordnetenhauses nicht zu denken ist. Graf Lippe, Kleist, Senfft sind die Wortführer;

mit ihnen stimmen mehr als die Hälfte der Mitglieder: Putbus, Oskar Arnim und so weiter.

Was ist zu thun? Eine Kreisordnung muß zu stande kommen, und zwar binnen kürzester Frist. Ich falle mit dieser, aber was dann? Eine konservativere Kreisordnung hat im Abgeordnetenhause, eine liberalere im Herrenhause keine Chance, und doch muß etwas geschehen: ohne Kreisordnung stockt die ganze Gesetzgebung: Schulordnung, Wegeordnung, Verwaltungsreorganisation, Provinzialfonds, alles bleibt stecken.

Ich bitte Sie, verehrter Freund, dringend, lassen Sie mich ein Wort darüber wissen, wie Sie zur Sache stehen. Die Ungewißheit darüber führt viele Leute ins feindliche Lager.

Wollen Sie, daß ich gleich meine Demission gebe, und wollen Sie's gleich mit einem andern versuchen?

Oder wollen Sie sich offen und nachdrücklich für meine Bestrebungen aussprechen?

Soll endlich, für den Zeitpunkt, wo der Gesetzentwurf voraussichtlich zum zweiten Male an das Herrenhaus kommen wird, an einen Pairsschub gedacht werden?

Es ist keine Zeit zu verlieren.

Von Herzen Ihr

Eulenburg.

Die Katholiken stimmen gegen die Kreisordnung, weil sie fürchten, die Amtmänner würden geeignete Organe für die Schließung von Zivilehen sein.

*

Berlin, den 28. Februar 1873.

Verehrter Freund!

Zwei Herren, welche gestern die Ehre gehabt haben, in Ihrer Familie Thee zu trinken, haben sich veranlaßt gesehen, mich davon zu benachrichtigen, daß Sie bittere Klage über meine Unwillfährigkeit gegen Sie, namentlich in der Frage wegen Puttkamers Ernennung zum Unterstaatssekretär, geführt hätten.

Ich bin erstaunt, so etwas zu vernehmen.

In der Staatsministerialsitzung, in welcher die Angelegenheit besprochen wurde, war ich verpflichtet, die Mißstände hervorzuheben, die für den Regierungsbezirk Gumbinnen durch die Entfernung Puttkamers aus demselben erwachsen würden. Das Staatsministerium war aber der Ansicht, daß die Besetzung des Unterstaatssekretariats im Handelsministerium von zu schwerwiegender Bedeutung sei, um die von mir erhobenen Bedenken gegen die Verwendung von Puttkamer daneben aufkommen zu lassen. Sie erinnerten an Ihre Bereitwilligkeit, den Metzer Präsidenten an die preußische Verwaltung abzugeben, und verlangten ein gleiches Entgegenkommen in diesem Falle. Daraufhin ließ ich meinen Widerspruch fallen, und Graf Roon übernahm es, das Resultat unsrer Besprechungen dem Grafen Itzenplitz mitzuteilen und das weitere in die Wege zu leiten.

Am 25. empfing ich von Graf Roon den anliegenden Brief. Gesprochen oder geschrieben habe ich wegen Puttkamer seit der Staatsministerialsitzung keine Silbe: ich dachte mir, die Personenfrage würde nun wohl abermals im Staatsministerium zur Sprache gebracht werden.

Statt dessen erheben Sie nun plötzlich Klagen der Unwillfährigkeit gegen mich? Wie hängt das zusammen, verehrter Freund?

Ihr

Eulenburg.

*

Beilage.

Abschrift. Berlin, 25./2. 73.

Graf Itzenplitz, der im übrigen auf die Wünsche des Königlichen Staatsministeriums dankbar eingeht, protestiert gegen Puttkamer. Wenn er auch die Anstellung eines Unterstaatssekretärs für wünschenswert hält, so meint er doch — nicht mit Unrecht —, daß die Person ihm konvenieren müsse. Euer Excellenz wird der Protest gegen Puttkamer genehm sein. Statt dessen schlug Graf Itzenplitz den Geheimrat Jacobi vor, da er den ihm in erster Linie wünschenswürdigen Achenbach jetzt nicht erhalten könnte. Wie aber die Personenfrage auch geregelt werden möge, so ist doch der Antrag auf Etatisierung eines Unterstaatssekretärs von dem Handelsministerium an den Herrn Finanzminister gerichtet worden, und wir haben noch Zeit, uns über die Person zu besprechen; ich habe Euer Excellenz nur von dem Protest gegen Puttkamer in Kenntnis setzen wollen, um Sie von einer Sorge zu befreien.

In alter Verehrung

Roon.

*

Berlin, den 9. August 1873.

Verehrter Freund!

Ich will nicht verfehlen, Ihnen zu berichten, daß ich heute abend nach Ostende zu reisen und dort drei Wochen zu bleiben gedenke. Mir ist schlecht zu Mute, und ich muß mich erholen. Bei der Enthüllung des Siegesdenkmals werden wir uns ja wohl wieder sehen. Seine Majestät haben bestimmt, daß von der Einladung der Gesandten respektive des diplomatischen Corps — zur Vermeidung von Inkonvenienzen — Abstand genommen werden, auch eine besondere Aufforderung der preußischen Fürsten, am Feste teilzunehmen, nicht stattfinden soll. Dagegen hat Seine Majestät alle Malteserritter, welche neuerdings aus dem Schlesischen Verein ausgetreten sind, durch den Herzog von Ratibor zur Teilnahme einladen lassen.

Ich wünsche von Herzen, daß die Zeitungen die Wahrheit sagen, wenn sie von Ihrem Wohlergehen sprechen. Empfehlen Sie mich Ihren Damen aufs angelegentlichste, und seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrem

treu ergebensten

Eulenburg.

*

Berlin, den 29. Oktober 1873.

Verehrter Freund!

Vorigen Sonntag war ich bei Seiner Majestät und entwickelte die Zweckmäßigkeit des Vorschlages:

Graf Roon und Graf Königsmarck erhalten die nachgesuchte Dienstentlassung;

Fürst Bismarck übernimmt wiederum die Präsidentschaft des Staatsministeriums,

Camphausen wird Vizepräsident des Staatsministeriums,

Blanckenburg übernimmt das landwirtschaftliche Ministerium.

Seine Majestät sagten, Sie seien sehr froh über den Vorschlag, Ihnen — dem Fürsten Bismarck — wieder die Präsidentschaft zu übertragen, und würden, wenn Sie dieselbe übernehmen wollten, den Grafen Roon entlassen. Von der Vizepräsidentschaft hätten Sie ihm bereits gesprochen: er wünschte, daß jemand dieselbe übernähme, der mit seinen politischen Gesinnungen und Handlungen „im richtigen Fahrwasser“ sei, wie ich; er fürchte, Camphausen sei zu liberal: wenn ich ihn aber so bestimmt, wie ich es thäte, versicherte, daß ich völlig außer stande sei, neben meinen Ressortgeschäften die Vizepräsidentschaft des Staatsministeriums zu führen, und daß Camphausens politische Gesinnung jede Befürchtung des „zu weit Linksrückens“ ausschließe, vielmehr mit Bestimmtheit anzunehmen sei, daß die Uebertragung der Vizepräsidentschaft ihn in seinen gouvernementalen Neigungen befestigen werde, so wollen Seine Majestät sich mit Camphausens Ernennung zum Vizepräsidenten einverstanden erklären, hätten auch nichts gegen den Eintritt Blanckenburgs in das Ministerium, falls die übrigen Minister damit einverstanden seien, könnten sich aber über alles dies nicht eher ganz bestimmt aussprechen, als nicht Ihre — des Fürsten Bismarck — Aeußerung vorliege, die Seine Majestät noch infolge des Entlassungsgesuchs des Grafen Roon erwartete.

Im Staatsministerium wurde die Angelegenheit am vorigen Montage besprochen. Alle Minister, mit Einschluß von Falk, sprachen sich dahin aus, daß — falls Graf Roon austräte, aber auch nur unter dieser Bedingung — Blanckenburgs Eintritt zulässig erscheine. Jedoch müsse derselbe sich zuvor über die Stellung, die er einzunehmen gedenke, und namentlich darüber erklären, welche Haltung er annehmen werde, wenn die Umstände dazu drängten, Seiner Majestät die Einführung der Zivilehe anzuraten. Es könne nicht als zulässig erachtet werden, daß Blanckenburg jetzt ein Portefeuille übernähme, um es vielleicht nach wenigen Wochen auf Grund des Vorschlags der Zivilehe oder irgend einer andern, in der Konsequenz der bisher befolgten Politik liegenden kirchlich-politischen Maßregel wieder niederzulegen.

Ich weiß nicht, ob Sie Seiner Majestät schon geschrieben haben. Der König wollte es mich wissen lassen, sobald er von Ihnen Nachricht hätte. Bis jetzt ist mir noch keine Notiz zugekommen. Stimmt das, was Sie Seiner Majestät geschrieben haben oder schreiben werden mit den Vorschlägen, die ich Seiner Majestät unterbreitet habe, in der Hauptsache überein, und ist mit Bestimmtheit

darauf zu rechnen, daß dem Entlassungsgesuche von Graf Roon Folge gegeben wird, so möchten Sie wohl die Güte haben, sich mit Blanckenburg in Verbindung zu setzen, und denselben, falls er überhaupt zur Uebernahme des landwirtschaftlichen Ministeriums geneigt ist, zu bestimmen, hierher zu kommen, um sich mit uns, und namentlich mit Falk, zu verständigen.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, Sonntag 2. November 1873, abends.

Verehrter Freund!

Der Kaiser ist seit drei Tagen bettlägerig, in der Art, daß er bis vier oder fünf Uhr nachmittags im Bette bleibt, dann auf ein paar Stunden aufsteht, aber keinen Vortrag entgegennimmt, und kein amtliches Schriftstück, sondern nur Privatbriefe liest, so unter andern heute ein eiliges an ihn gerichtetes Schreiben der Herzogin Wilhelm mit der Anfrage, ob sie morgen bei der Hubertusjagd im Grunewald in Trauer erscheinen müsse oder nicht.

Ich hatte gestern Seine Majestät bitten lassen, er möge mir mitteilen, wenn etwas aus Varzin käme. Heute, als ich im Palais war, zeigte mir der Flügeladjutant ein großes, viereckiges versiegeltes Schreiben aus Varzin, mit dem Bemerken, daß Seine Majestät geäußert hatten, ungelesen könne er es mir nicht schicken: um es aber zu lesen, sei er noch zu schwach. Ich werde morgen wieder nach dem Palais gehen, um weitere Erkundigungen einzuziehen.

Das Staatsministerium hat Seine Majestät gebeten, den Landtag auf den zwölften einzuberufen. Bis dahin muß die Ministerfrage entschieden sein. Wenn ich morgen nicht erfahren kann, was Sie dem Kaiser geschrieben haben, telegraphiere ich Ihnen, dann müssen Sie mir durch Bucher kurz den Hauptinhalt Ihres Schreibens mitteilen lassen.

Zur Letzlinger Jagd werden Sie wohl nicht kommen: der Kaiser geht natürlich nicht hin: ich mache mich dazu womöglich für den Fünften und Sechsten los; das Wetter ist zu wundervoll.

Mit herzlichen Empfehlungen an die Fürstin

Ihr

Eulenburg.

*

Telegramm: Berlin, den 5. November 1873,
4 Uhr 30 Minuten.

An Fürsten Bismarck in Varzin.

Das Wahlergebnis ist nach den von den Wahl-Kommissionen angegebenen Parteistellungen folgendes:

10 Konservative, 21 Neukonservative, 33 Freikonservative, 85 Ultramontane, 159 Nationalliberale, 26 linkes Zentrum, 62 Fortschritt, 17 Polen, 17 Wilde, 2 fehlen noch, Summa 432.

Der Minister des Innern Graf Eulenburg.

*

Berlin, den 6. November 1873.

Verehrter Freund!

Das Wahlresultat werden Sie durch meine gestrige Depesche erfahren haben. Heute füge ich noch eine Zusammenstellung bei, aus welcher Sie ersehen können, was die einzelnen Fraktionen eingebüßt, respektive gewonnen haben. Zentrum und Fortschritt haben bessere Geschäfte gemacht, als man glaubte. Nationalliberale und Fortschritt zusammen haben die Majorität im Hause. Meine Hoffnung geht dahin, daß Nationalliberale und Fortschrittler sich spalten werden; ein Teil der Nationalliberalen wird eine Annäherung mit den konservativen Fraktionen, ein Teil der Fortschrittler eine Annäherung mit den Nationalliberalen suchen.

Herr v. Bülow hat mich davon benachrichtigt, daß Sie wieder unwohl sind und dem Kaiser noch nicht geschrieben haben: so wird das neue Arrangement vor dem Zusammentritte des Landtags nicht zu stande kommen. Dem Kaiser geht es langsam besser. Lasker geriert sich als Herrscher. Eine große Anzahl Wahlkreise hat bei ihm angefragt, wer gewählt werden sollte, und der von ihm Bezeichnete ist gewählt worden, auch wenn er im Wahlkreise ganz unbekannt war.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 15. November 1873.

Verehrter Freund!

Blanckenburg hat erst schriftlich, dann gestern mündlich, nach langer Unterredung bestimmt und definitiv abgelehnt, in das Ministerium zu treten. Er war dabei in der Beurteilung der Politik des Ministeriums billig und meinte, daß diese ihn nicht abhalten würde, ein Portefeuille zu übernehmen, aber er war sehr besorgt wegen der Haltung, welche die Nationalliberalen annehmen würden, und erklärte sich außer stande, bei der Bändigung derselben wirksame Hand mit anzulegen. Außerdem behauptet er, daß Thaddens Tod ihm eine Geschäftslast aufgebürdet habe, die ihn vollständig in Anspruch nehme, und seine Entfernung von Zimmerhausen unthunlich mache. Er wird Ihnen ausführlich schreiben. Seine Hauptbesorgnis ist, daß Sie ihm das refus übel deuten würden, und doch versichert er, daß keine Art von Empfindlichkeit bei seinem Ablehnungsentschlusse eine Rolle spiele.

Mit Pleß und Friedenthal habe ich vielfach über die Spenersche Zeitung gesprochen. Die Freikonservativen sind ernstlich bestrebt, dieselbe zu erwerben, es findet sich nur keiner, der irgend erhebliche Kapitalien dazu hergeben will: zu jährlichen Subventionen sind mehrere bereit. Mit der Zeitung müssen die Druckerei und Grundstücke gekauft werden. Letztere sollen einen unbestrittenen Wert von 150000 Thaler haben. Friedenthal sagt mir, daß alles darauf ankomme, eine Hypothek von 120000 Thaler auf dieselben zu bekommen, dann könne das Geschäft gemacht werden.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 4. August 1874.

Verehrter Freund!

Zu meiner großen Freude ersehe ich aus einem Briefe Herberts, daß es Ihnen passabel gut geht und daß Sie am Elften Kissingen zu verlassen gedenken. Vor Ihrer Rückkehr nach Varzin sehe ich Sie noch hier, oder, wenn ich früher von hier loskommen sollte, in Kissingen.

Inzwischen sende ich Ihnen vier von den im Radziwillschen Hotel in Beschlag genommenen Briefschaften,[1]) deren Inhalt Sie interessieren wird. Ich knüpfe daran die Bitte, mir dieselben umgehend zurückzusenden.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlergehen bin ich

Ihr treu ergebenster

Eulenburg.

*

Berlin, den 6. August 1874.

Verehrter Freund!

Vielen Dank für Ihren Brief von gestern und die Rücksendung der beschlagnahmten Briefe. Ich werde mit denselben verfahren, wie Sie wünschen.

Die anliegende Abschrift des Ratskammerbeschlusses vom 31. v. Mts., durch welchen die vorläufige Schließung hiesiger katholischer Vereine bestätigt worden ist, wird Sie interessieren.

Ich kann noch immer nicht fort. Es giebt so viel zu thun wie in den schwersten Zeiten. Der Kaiser kommt Sonntagnachmittag hier an. Kommen Sie nur auch her; ich will nach Kräften dafür sorgen, daß Sie durch Ovationen nicht inkommodiert werden.

Mit den besten Wünschen für Sie und den herzlichsten Empfehlungen an die Ihrigen

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 8. Dezember 1875.

Verehrter Freund!

Heute vor dreizehn Jahren wurde ich Minister. Während der ganzen Zeit habe ich an diesem Tage meine Kollegen Minister bei mir zu Tische gehabt, und so auch heute. Es kommen um fünf Uhr Camphausen, Leonhardt, Falk, Achenbach, Kameke, Bülow, Stosch, sonst niemand. Delbrück und Friedenthal dinieren bei Hofe.

Sie würden mir eine ungemeine Freude machen, wenn Sie mit mir essen wollten. Heiter wird das Diner nicht sein, dafür bürgt die Gesellschaft und die Stimmung. Aber wir würden Gelegenheit haben, manches Ernste zu besprechen, Sie würden sich etwas zerstreuen, und mir würden Sie eine große Stütze sein.

---

[1]) Haussuchung und Beschlagnahme im Hotel Radziwill hing mit dem Kullmannschen Attentat vom 13. Juli 1874 zusammen.

Ueberlegen Sie's sich, lassen Sie mich bis drei Uhr wissen, wie Sie beschlossen haben, und glauben Sie an die treue Freundschaft

Ihres

Eulenburg.

*

Berlin, den 20. April 1876.

Verehrter Freund!

In der Voraussetzung Ihrer gütigen Genehmigung werde ich heute abend um acht Uhr nach Wiesbaden reisen, um von dort aus mit Seiner Majestät einen Ausflug nach Caub und eine Besichtigung des dortigen Bergsturzes vorzunehmen. Spätestens Montag früh bin ich wieder hier.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 28. Juli 1876.

Verehrter Freund!

Sie ließen sich vor einigen Tagen durch Landrat Tiedemann nach dem Stande der Dinge in Marpingen erkundigen, wo eine Mutter Gottes erschienen ist.

Ich habe für Sie eine Abschrift des vom Regierungspräsidenten v. Wolff mir erstatteten Berichts anfertigen lassen und übersende Ihnen denselben zur gelegentlichen gefälligen Durchsicht.

Wenn ich keine Gegenordre bekomme, finde ich mich heute um 5 Uhr im Ueberrock bei Ihnen zum Essen ein.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 19. September 1876.

Verehrter Freund!

Ich will nicht verfehlen zu melden, daß ich am 16. d. M. von meiner Urlaubsreise zurückgekehrt bin. Zum ersten Male in meinem Leben war ich in der Schweiz. Ich betrat dieselbe bei Schaffhausen, begab mich dann nach Zürich, besuchte die am Züricher See wohnende Lucca, ging nach Luzern, besuchte Eugen Röder in Interlaken und hielt mich einige Zeit in Ouchy am Genfer See auf. Dort traf ich den alten Thiers, mit dem ich mehrere Tage hintereinander lange interessante Gespräche hatte, deren Inhalt ich Ihnen wohl später einmal mündlich mitzuteilen Gelegenheit finden werde. Er sprach mit höchster Anerkennung von Ihrer politischen Weisheit und Ihren liebenswürdigen Umgangsformen und legte es mir ans Herz, Ihnen seine freundschaftlichsten und herzlichsten Grüße zu überbringen. Ich versäumte natürlich nicht, ihn zu versichern, daß ich wüßte, Sie teilten seine Gesinnungen und seien ihm freundschaftlich und hochachtungsvoll ergeben. Den Marschall Mac-Mahon nannte er immer: cet idiot!

Vom Genfer See ging ich das Rhonethal hinauf bis zum Gletscher, dann über die Furka ins Rheinthal und über Ragaz nach dem Bodensee. Auch habe

ich die Gelegenheit benutzt, unser Hohenzollernländchen kennen zu lernen, und dasselbe von einem Ende zum andern im Wagen durchfahren. Zuletzt war ich in Stuttgart, wo ich Magnus und Mittnacht besuchte. Der dortige russische Gesandte, Herr v. Stahl, kam eben von Friedrichshafen und erzählte, der König von Württemberg habe ihm mitgeteilt, er habe auch Sie zu dem Feste in Stuttgart eingeladen. Dabei habe er geäußert:

„Ich bin zwar in vielen Dingen andrer Ansicht als Fürst Bismarck, aber ich erkenne an, daß er ein großer Staatsmann ist. Meiner Einladung wird er wahrscheinlich nicht folgen, aber ich hätte mich doch gefreut, wenn er gekommen wäre. Es würde ganz gute Folgen gehabt haben, wenn wir beide uns mal ausgesprochen hätten.“

Zu meiner großen Freude höre ich, daß es Ihnen gut geht. Wenn es besseres Wetter wäre und ich wüßte, daß es Sie nicht inkommodiert, würde ich Ende dieses oder Anfang künftigen Monats noch zu Ihnen kommen. Einstweilen seien Sie bestens gegrüßt. Der Fürstin und Gräfin Marie meine herzlichsten Empfehlungen.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 22. Oktober 1876.

Verehrter Freund!

Tausend Dank für Ihren Brief, aber ich bitte Sie dringend, mir nicht das Opfer zu bringen, selbst zu schreiben, sondern lieber Herberts Kräfte, so angestrengt sie auch sind, in Bewegung zu setzen, wenn Sie mir Mitteilungen zu machen die Güte haben wollen.

Mit Camphausen habe ich in voriger Woche zweimal stundenlange Unterhaltungen gehabt. Den Inhalt derselben schreibe ich Ihnen morgen; er läuft darauf hinaus, daß Camphausen, wenn Sie ihm nicht gar zu starke Zumutungen machen, in der Finanz- und Handelspolitik mit Ihnen gehen will. Doch Näheres, wie gesagt, morgen.

Oberpräsident Graf Arnim hat seinen Abschied erbeten; ich denke, man giebt ihm denselben nicht; auch darüber schreibe ich noch näher. Wegen Forckenbecks Kandidatur für die Landeshauptmannsstelle in Schlesien giebt mir Arnim die beifolgende Notiz.

Mit den herzlichsten Empfehlungen an die Ihrigen

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 7. November 1876.

Verehrter Freund!

Ich schicke Ihnen in der Anlage Abschrift der Ordre, welche Seine Majestät in den ersten Tagen dieses Monats an Arnim erlassen hat. Einige stilistische Unebenheiten in derselben verdanken ihre Entstehung Allerhöchsteigenhändiger Korrektur.

Ich bin der Ansicht, daß man weitere Schritte, ihn auf seinem Posten zurückzuhalten, nicht thut, sondern daß man ihn, wenn diese Ordre ihn nicht beruhigt, laufen läßt.

Noch immer schulde ich Ihnen den zweiten Teil meines Referats über das Gespräch oder die Gespräche mit Camphausen, indem ich Ihnen nur über seine Stellung zur Eisenzollfrage berichtet habe.

Camphausen bezeichnet seinen Standpunkt dahin, daß er, wenn eine Vermehrung der Staatseinnahmen notwendig werden sollte, niemals in eine Erhöhung der direkten Steuern oder in eine Vermehrung derselben willigen werde. Er habe dies schon im Abgeordnetenhaus offen und bestimmt erklärt. Es müsse dahin gewirkt werden, daß das Reich seine Bedürfnisse durch seine eignen Steuern und nicht durch Matrikularbeiträge decke, und diese Steuern dürften nur indirekte sein.

Nachdem der Versuch, neue Eingangszölle einzuführen oder bestehende zu erhöhen, beim Reichstage gescheitert sei,[1]) habe er sein Auge zunächst auf eine neue Stempelsteuer respektive Börsensteuer gerichtet. Auf diesen Vorschlag sei aber seitens des Reichskanzler-Amts[2]) nicht eingegangen worden. Er sehe nicht ab, wann der Zeitpunkt kommen werde, wo der Reichstag sich geneigt zeigen möchte, die Besteuerung von Tabak, Zucker und so weiter zu erhöhen. Aber er sei bereit, diese Erhöhung zu proponieren, sobald sich irgend eine Aussicht zur Annahme solcher Vorschläge eröffne. Vorderhand scheine ihm alles darauf anzukommen, bei Abschluß eines neuen Handelsvertrags mit Oesterreich[3]) in eine günstigere Stellung nicht bloß diesem, sondern allen Staaten gegenüber zu kommen, welche vertragsmäßig gegen uns das Recht der Behandlung als meistbegünstigte Nation haben. Wenn man bei dem Vertragsabschlusse mit Oesterreich vorsichtig sei, so werde man namentlich einer günstigeren Eisenausfuhr nach dort und der Erhöhung der Zölle auf französische Weine die Wege bahnen können. Die Frage der acquits à caution müsse durch spezielle Repressalien gegen Frankreich erledigt werden.

Um nun aber diese Zwecke zu erreichen, und um nicht von Oesterreich über den Löffel barbiert zu werden, dazu gehöre, daß man sich ganz bewußt sei, wo uns der Schuh drücke, und was wir zu verlangen hätten. Es sei dies eigentlich nicht Sache seines Ressorts, sondern die des Handelsministeriums und des Reichskanzler-Amts. Aber es scheine ihm zu seinem Schrecken so, als ob man an beiden Stellen noch ganz unvorbereitet sei, und sich auf Verhandlungen einlassen wolle, ohne ganz bestimmt zu wissen, was bei denselben zu erstreben und unverrückt im Auge zu behalten sei. Wäre Delbrück noch im Amte, dann würde derselbe in kürzester Frist bestimmen können, worauf es ankäme.

Ganz notwendig sei es unter solchen Umständen, die Verhandlungen mit Oesterreich nicht in Wien, sondern in Berlin zu führen, und sich auf dieselben

---

[1]) Randbemerkungen Bismarcks: Reform nicht.

[2]) **Delbrück oder Hofmann?**

[3]) Doch nicht wieder Tarifvertrag?

nicht schon im November, sondern erst dann einzulassen, wenn man hier genau wisse, was man wolle.[1])

Schreiben Sie dem Fürsten, sagte Camphausen, daß ich niemals Schutzzöllner werden kann, daß ich aber mit ihm einverstanden bin, daß unsre Mehrbedürfnisse auf dem Wege der indirekten Besteuerung gedeckt werden müssen, und daß ich bereit bin, mit ihm auf einem solchen Wege zu gehen.

Ihr

Eulenburg.

Beilage.

Abschrift.

Meine Minister der Finanzen und des Innern haben Mir Ihr Gesuch vom 20. v. M. vorgelegt, in welchem Sie bitten, aus dem Staatsdienste ausscheiden zu dürfen. Dieses Gesuch hat Mich überrascht. Ich habe Ihnen bereits durch Ihre Ernennung zum Oberpräsidenten der Provinz Schlesien und während der Zeit, in welcher Sie als solcher fungieren, unzweideutige Beweise davon gegeben, daß Ich Ihnen wohlwill, und daß Ich in Ihre Gesinnung und Fähigkeit Vertrauen setze. Sie haben dies Vertrauen gerechtfertigt und sind durch das Ereignis, welches Sie in Ihrer Vorstellung erwähnen,[2]) in Ihrer Stellung in keiner Weise berührt. Ich lege daher Wert darauf, daß Sie in Ihrem gegenwärtigen Amte verbleiben und kann Ihrem Gesuche um Entlassung aus demselben nicht willfahren.

Berlin, den ten November 1876.

An den Oberpräsidenten der Provinz Schlesien
Grafen von Arnim-Boitzenburg in Boitzenburg.

*

Berlin, Donnerstag, 7. Dezember [76].

Verehrter Freund!

Morgen vor 14 Jahren wurde ich zum Minister ernannt. Sie wissen, daß ich diesen Tag immer mit meinen Kollegen essend und trinkend bei mir begangen habe, und oft habe ich die große Freude gehabt, auch Sie in unsrer Mitte zu sehen. Wie ist es nun diesmal? Können Sie es über sich gewinnen, morgen um $5^1/_2$ Uhr im Ueberrock bei mir zu dinieren? Sie würden mir einen wahren Freundschaftsdienst dadurch erweisen.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 27. Juli 1877.

Verehrter Freund!

Wenn dieser Brief am 28. bei Ihnen eintrifft, so bringt er zur richtigen Zeit meinen herzlichen Glückwunsch zur Feier Ihres Hochzeitstages nach dreißigjährigem häuslichen Frieden.

---

[1]) Ja.

[2]) Die Verurteilung des Grafen Harry Arnim.

Während der paar Tage, in welchen ich in Ems war, hatte ich mehrmals Gelegenheit, den Kaiser zu sprechen, und fand zu meiner großen Befriedigung, daß er die Vorgänge in Frankreich nunmehr in wesentlich Ihrer Ansicht entsprechender Weise beurteilte. Gegen Gontaut war er vorsichtig und zurückhaltend.

Die Emser haben an der Stelle der Promenade, an welcher Seine Majestät im Jahre 1870 das entscheidende Gespräch mit Benedetti hielt, einen einfachen runden Stein mit der Inschrift „13. Juli 1870“ auf den Boden gelegt. Am Tage der Abreise des Kaisers von Ems promenierte ich morgens mit ihm und führte ihn an den Stein. „Es ist gut, daß Sie mich hergeführt haben,“ sagte er mir, „ich habe den Stein noch nicht gesehen. Allein herangehen wollte ich nicht, das sah mir so prätentiös aus.“ Ist das nicht rührend?

Von Ihrer ursprünglichen Absicht, nach Gastein zu gehen, verlautet jetzt nichts. Der Kaiser sagte mir, er würde sich sehr freuen, wenn Sie eine Zeitlang zusammen mit ihm dort zubrächten.

In wenigen Tagen werde ich der einzige Minister hier sein und wohl bis zum 10. August es bleiben. Dann denke ich nach Ostende zu gehen. Gehaben Sie sich wohl, und empfehlen Sie mich den Ihrigen aufs herzlichste.

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, den 24. September 1877.

Verehrter Freund!

Ich hätte mir schon gestern erlaubt, Sie zu besuchen und zu begrüßen, wenn mich nicht Unwohlsein daran verhindert hätte, was mich schon seit Monaten plagt, und mich auch nach dem Seebade, von welchem ich Heilung hoffte, nicht verlassen hat.

Ich bin körperlich und geistig so herunter, daß ich die Pflichten meines Amtes nicht mehr erfüllen kann. Deshalb werde ich Seine Majestät bitten, mich zu pensionieren. Diesen Antrag will und kann ich aber natürlich nicht stellen, ohne mich vorher mit Ihnen verständigt zu haben. Haben Sie daher die Güte, mich die Stunde wissen zu lassen, in der ich eine Unterredung mit Ihnen haben kann.

Ihr treu ergebenster

Eulenburg.

*

Berlin, den 8. Dezember 1877.

Verehrter Freund!

Um Ihnen Adieu zu sagen, wähle ich den heutigen Tag, an welchem ich, vor 15 Jahren, ins Ministerium berufen wurde. Ich danke Gott, daß er mich gewürdigt hat, in dieser großen Zeit an Ihrer Seite meine Kräfte für König und Vaterland einsetzen zu können, und ich danke Ihnen von Herzen für alles Gute, das Sie mir in diesen langen Jahren als Kollege und Freund erwiesen haben. Seien Sie versichert, daß ich Ihnen in Gedanken und Thaten jeden

Augenblick treu gewesen bin, daß ich mich mit allen Kräften bemüht habe, Ihren großen Werken förderlich zu sein, und daß nur die Ueberzeugung, dies nicht mehr sein zu können, mich zwingt, meinen Platz zu räumen. Aber hoffentlich nicht den Platz in Ihrem Herzen. Ich verlasse mich sicher darauf, daß Sie wissen, wie treu und verehrungsvoll ich Ihnen ergeben bin, und daß Sie das Versprechen, mir auch nach Lösung unsrer amtlichen Bande Freundschaft bewahren zu wollen, halten werden.

Mein körperlicher Zustand hat mich bisher verhindert, die von mir beabsichtigte Reise anzutreten: ich konnte nicht zum Entschlusse kommen. Aber in den nächsten Tagen will ich aufbrechen und irgendwo am Genfer See Ruhe und Schlaf suchen.

Friedenthal, der anfangs etwas zu lau aufgenommen wurde, hat durch das Programm über die Organisationsgesetze eine angenehmere Stellung gewonnen. Ich bin sehr erfreut, daß auf diese Art eine vorläufige Beruhigung der Gemüter eingetreten ist; aber wer sich die Schwierigkeit der Ausführung des Programms vergegenwärtigt, der muß, zur Bewältigung derselben, bei Zeiten ganz ungewöhnliche Kräfte ausfindig machen. Ich würde raten, eine Gesetzeskommission ad hoc zusammenzuberufen, und sie so früh als möglich in Wirksamkeit treten zu lassen.

Ein parlamentarisches Ministerium hält man zurzeit allerseits für unmöglich, den Eintritt eines einzelnen Parlamentariers in das jetzige Ministerium für erfolglos oder selbst gefährlich, da er die jetzige Majorität verschieben könnte. Ich höre von allen Seiten nur einen heißen Wunsch aussprechen: Möge Fürst Bismarck so bald als möglich kommen, sich im Abgeordnetenhause zeigen, deutlich dokumentieren, daß er mit der Politik und den Maßnahmen des jetzigen Ministeriums einverstanden sei, so wird letzterem die bisherige Majorität, und namentlich die Unterstützung der Nationalliberalen, gesichert bleiben.

Ueber Ihr persönliches Befinden höre ich nichts Bestimmtes; daß aber mehrere — —

Schluß fehlt.

*

Berlin, den 2. Januar 1878.

Verehrter Freund!

Ich erfahre eben durch Wilmowski, daß Seine Majestät aus einem Gespräche mit mir Veranlassung genommen habe, Ihnen zu schreiben und Sie zu fragen, welche Bewandtnis es mit den Zeitungsartikeln über Neuorganisation der Reichsverwaltung und über bevorstehende Ministerwechsel habe.

Der Vorgang war folgender. Ich hatte Seiner Majestät geschrieben, daß ich nunmehr abzureisen gedenke, und hatte mich schriftlich empfohlen. Darauf hatte Seine Majestät mich zu sich befehlen lassen. Bei unserm Gespräche deutete ich an, daß meine Gesundheit sich so wenig gebessert habe, daß ich auf den Gedanken, nach Ablauf meines Urlaubs wieder in den Staatsdienst zu treten, wohl verzichten müsse, und dies um so mehr thäte, als in der Stadt und im Lande Gerüchte über Ministerwechsel im Umlaufe seien.

Der Kaiser entgegnete, daß er von diesen Gerüchten und deren etwaiger Begründung nichts wisse; er habe nur erfahren, daß Bennigsen bei Ihnen gewesen sei. Damit schloß das Gespräch über diesen Punkt.

Ich habe nun die Befürchtung, daß der Brief des Kaisers Sie vielleicht unangenehm berührt hat, und mache mir Vorwürfe, das Thema Seiner Majestät gegenüber, wenn auch nur in oberflächlichster Weise, besprochen zu haben. Ihre Verzeihung dafür erbitte ich mir mit der Versicherung der Erkenntnis meiner Unvorsichtigkeit.[1])

Morgen abend reise ich nach Vevey ab.

Ich wünsche Ihnen und den Ihrigen von Herzen ein besseres Jahr, als das vorige, und bin in treuer Freundschaft

Ihr

Eulenburg.

*

Berlin, Donnerstag, 10. Juli 1879.

Verehrter Freund!

Mein Gesundheitszustand hat es mir seit Monaten unmöglich gemacht, des Abends spät auszugehen. Am Tage sind Sie in dieser Zeit derartig beschäftigt gewesen, daß jeder nicht mit Ihrer amtlichen Thätigkeit in Beziehung stehende Besuch eine Last gewesen sein muß. Aus diesen Gründen habe ich es mir versagen müssen, Sie hin und wieder aufzusuchen und meinem lebhaften Wunsche, die wichtigsten Phasen der letzten Zeit von Ihnen besprechen zu hören, nachzukommen. Jetzt steht der Schluß des Reichstags und Ihre Abreise bevor. Sie würden mir einen großen Dienst erweisen, wenn Sie mir erlaubten, Sie vorher noch einmal zu sehen, und wenn Sie mir Tag und Stunde bestimmten, wo ich zu Ihnen kommen darf.

Sie haben am Mittwoch meisterhaft gesprochen.[2]) Ich gratuliere von Herzen dazu.

Ihr

treuergebener Freund und Diener

Eulenburg.

---

[1]) Vergleiche Gedanken und Erinnerungen II, 183 f.

[2]) Zu Gunsten des Antrags v. Franckenstein, betreffend die Ueberweisung des die Summe von 130 Millionen Mark im Jahre übersteigenden Betrags der Zölle und der Tabaksteuer an die Bundesstaaten, Politische Reden des Fürsten Bismarck, herausgegeben von H. Kohl, Band VIII, 137 ff.

Verbotene Stücke.

Von

Oscar Blumenthal.

II.

Am schwierigsten gestalten sich die Kämpfe mit der polizeilichen Zensur, wenn es sich um Bühnenwerke handelt, die sich mit ihren gewagten Stoffen — um an einen anschaulich malenden Ausdruck von Ludwig Speidel zu erinnern — „an den verschämten Ecken der Menschheit anbauen“ oder ganze Gesellschaftskreise schildern, die außerhalb der moralischen Ordnung stehen. Zwar geht die Behörde nicht so weit, solche Stoffe völlig von der Bühne verbannen zu wollen, und es wird unsre dramatischen Sittenschilderer beruhigen, daß das Oberverwaltungsgericht sogar die Offenherzigkeit gehabt hat, dieses Zugeständnis urkundlich festzulegen. In einem Schriftwechsel, der sich an das Verbot von Otto Erich Hartlebens Komödie „Hannah Jagert“ anschloß, hat der Oberpräsident v. Achenbach unter dem 14. Juni 1892 ausdrücklich erklärt, „daß von dem Beklagten nicht der Standpunkt vertreten werde, jede Darstellung eines außerehelichen Geschlechtsverhältnisses der Bühne zu verschließen“. Aber diesem beinahe kühnen Bekenntnis wird sofort sein Inhalt genommen, da es in dem unmittelbar folgenden Satz heißt: „Wohl aber müssen Werke der Kunst, die sich in den Widerspruch mit der herrschenden Anschauung von Anstand und Sitte setzen, von der Bühne fern gehalten werden“ ... und diesen Widerspruch findet die Behörde besonders dann, wenn nicht durch den Verlauf der Begebenheit das Gleichgewicht von Schuld und Sühne nach allen Forderungen der ästhetischen Schulregeln hergestellt wird. „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.“ An diesem ironischen Vers Schillers hält allen Ernstes unsre Zensurbehörde fest. Eine freie Kunst, welche Menschliches und allzu Menschliches nur zeigen und erklären will, um aus dem Verstehen vielleicht das Verzeihen emporblühen zu lassen, hat noch keine polizeiliche Billigung gefunden. Hier wird das verjährte Schulgesetz von Schuld und Strafe so lange aufrecht erhalten, bis etwa eines Tages die Abschaffung dieses Gesetzes amtlich im „Reichsanzeiger“ notifiziert wird ...

Und noch eine andre satirische Mahnung Schillers wird von unsern Zensurbeamten bitter ernst genommen: „Malet die Wollust — nur malet den Teufel dabei.“ Bei jeder Schilderung der Verhältnisse, die aus einem Bruche mit der konventionellen Sittlichkeit hervorgeht, verlangt die Behörde, daß sie von dem Verfasser auch ausdrücklich mit einer moralischen Warnungstafel versehen werde, damit sie nicht etwa als Muster der Nachahmung erscheinen könnte. Dem Maler und dem Bildhauer gestattet man, seine Gestalten in künstlerischer Reinheit und Unabhängigkeit vor unsre Augen zu rücken, ohne sie durch eine orientierende

Unterschrift zu entschuldigen. Der Dichter aber soll, wenn er auf die Billigung der polizeilichen Zensur rechnet, sich nicht mit der objektiven Veranschaulichung von Gestalten und Begebenheiten begnügen, sondern auch noch die Auffassung seiner Hörer durch deutliche und überdeutliche Winke regulieren. Man weiß es, daß gerade die neuere Bühnenkunst einen solchen Selbstkommentar mit Recht als unkünstlerisch verwirft. Nicht der Autor, sondern seine Personen sollen mit uns sprechen. Auch das dramatische Bild soll ohne Unterschrift erscheinen. Aber die Zensurbehörde beharrt auf ihrem Anspruch, daß jedem Stück eine moralische Gebrauchsanweisung mitgegeben wird! Und diesem Verlangen wäre beinahe neben andern Werken, um die ich vergeblich mit den Herren gerungen habe, auch Otto Erich Hartlebens Komödie „Hannah Jagert“ zum Opfer gefallen, wenn nicht damals das Oberverwaltungsgericht den beredten Darlegungen, die Richard Grelling als gemeinschaftlicher Vertreter des Autors und des Bühnenleiters geltend gemacht hat, mit erfreulichem Freimut sich angeschlossen hätte.

Die Dokumente, die in diesem Rechtsstreit zwischen den beiden Parteien ausgetauscht wurden, bilden einen sehr bezeichnenden Beitrag zur polizeilichen Aesthetik. In meiner ersten Beschwerdeschrift hatte ich darauf hingewiesen, daß die Heldin des Dramas, die aus der sozialdemokratischen Partei hervorgegangen ist, sich allmählich stark und entschlossen aus ihrer alten Umgebung losringt und — völlig auf sich selbst gestellt — in einem ernsten und thätigen Leben sich das Recht erringen will, auch in der Liebe nur den Geboten ihres ehrlichen Herzens, nicht aber dem Zwang der gesellschaftlichen Formen zu folgen. Aber aus dieser Philosophie des freien Menschentums findet sie endlich doch den Rückweg zur moralischen Ordnung wieder und reicht am Schlusse des Werkes ihrem Geliebten die Hand zum Ehebund. In einer Anfechtung des Verbotes, das diesem Drama „sowohl aus ordnungs- wie aus sittenpolizeilichen Gründen“ den Weg zum Theater verschließen sollte, führte unser Rechtsbeistand sehr treffend aus:

„Der Herr Oberpräsident meint, daß die von der Titelheldin in ihren Worten und Handlungen vertretene ‚Philosophie des freien Menschentums‘ in einem solchen Widerspruch mit den die Grundlagen unsrer Staats- und Gesellschaftsordnung bildenden Sittengesetzen stehe, daß von der Aufführung des Schauspiels eine Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit zu befürchten sei. Die Bedenken des Herrn Oberpräsidenten richten sich also nicht etwa gegen die Form der Darstellung, gegen äußerliche Vorgänge, welche Anstoß erregen könnten, sondern gegen den Gedankengang der Titelheldin, obwohl ihre Anschauungen durchaus nicht mit denen des Verfassers übereinzustimmen brauchen. Weil eine starke Frauennatur, ein einzelner, ganz individuell gestalteter Charakter, durch den erfolgreichen Kampf ums Dasein gestählt, aus niedrigsten Verhältnissen hervorgegangen, aber durch eigne Kraft und Arbeit zu materieller Unabhängigkeit emporgestiegen — weil eine so eigengeartete Natur sich über gewisse, für die Allgemeinheit gegebene und geltende Sittenvorschriften trotzig hinwegsetzt und sich selbst ihr Schicksal schmiedet, darum soll die Gefahr bestehen, daß andre, die das auf der Bühne sehen, angesteckt und zu gleichem Handeln verleitet würden? Die Konsequenz dieser Anschauung würde dahin führen, daß eigenartige Naturen, die sich abseits der Heerstraße selbständig ihren Weg bahnen, überhaupt die Bühne nicht mehr betreten dürften. *Durchschnittsmenschen mit Durchschnittsanschauungen und Durchschnittshandlungen müßten die Bretter füllen*, und alle Phantasiegestalten unsrer größten Dichter müßten nach dem Maßstab des Bourgeois gemessen werden. Könnte man

nicht mit demselben Rechte, wie der Herr Oberpräsident der Hannah Jagert ihre Philosophie des freien Menschentums vorwirft, dem Romeo und seiner Geliebten die Philosophie der freien Liebe, dem Faust im ersten Teil der Dichtung die Philosophie des unbeschränkten, an keine Moralvorschriften gebundenen Sinnengenusses, dem Wallenstein die Philosophie des Landesverrates, Richard III. die Philosophie des Egoismus vorwerfen? Solange es überhaupt noch eine dramatische Dichtung geben soll, wird man dem Dichter schon gestatten müssen, den Kindern ihrer Phantasie auch andre Gedanken einzuflößen, als diejenigen sind, welche für die jeweilige Grundlage der Staats- und Gesellschaftsordnung gehalten werden. Ist denn übrigens diese Grundlage etwas Festes, Unverrückbares? Wechseln nicht die Anschauungen auch beständig nach Zeit und Umständen? Sind nicht die sozialen Verhältnisse, welche Schiller in seinen Jugendwerken, in den „Räubern", „Kabale und Liebe" und später durch den Mund des Marquis Posa mit flammender Beredsamkeit bekämpfte — sind sie nicht in der That seit nunmehr hundert Jahren über den Haufen geworfen und haben andern Grundlagen der Staats- und Gesellschaftsordnung Platz machen müssen? Jede freie Gedankenentwicklung wird gelähmt, wenn man sie an die Kette der jeweilig herrschenden Anschauungen legen will."

In der Gegenerklärung des Herrn Oberpräsidenten wurden ausschließlich die äußeren Vorgänge des Stückes in der derben und nackten Sprache der Polizeirapporte angeführt. Der Einwand, daß es sich hier um einen scharf abgegrenzten Einzelfall handle, wird ignoriert und die Anschauung der Heldin in die Anschauung des Autors verwandelt. Es wird zugegeben, „daß der Dichter nicht ohne Geschick den Zuschauer für seine Heldin durch die Schilderung ihrer Selbständigkeit und ihrer mittels eignen Fleißes und eigner Strebsamkeit erreichten Unabhängigkeit so zu erwärmen versucht, daß der Sittendefekt der Heldin als eine selbstverständliche und berechtigte Eigentümlichkeit dieses unabhängigen Charakters erscheinen kann". Trotzdem aber wird ganz im Sinne der alten Schulauffassung, welche in jedem Stück eine Lehre sucht, mit unberechtigter Verallgemeinerung behauptet: „es solle gezeigt werden, daß es einem in materieller Beziehung unabhängigen Mädchen erlaubt, ja, daß es ihr Recht sei, mit jedem Manne, zu dem sie eine Zuneigung verspürt, ohne Rücksicht auf die herrschenden Sitten, in geschlechtlichen Verkehr zu treten ... und somit stellt sich das Stück als eine Apologie der freien, das ist der eheverächterischen Liebe des Weibes dar".... Mit Recht erwiderte der Anwalt des Autors in seiner Replik:

„Ist es notwendig, die bereits in der Klageschrift angeführten Beispiele noch weiter zu ergänzen, um nachzuweisen, daß die edelsten und schönsten Produkte der Dichtkunst gerade aus diesem Boden emporgewachsen sind? Was wäre aus den Erzeugnissen der Dichter, auf welche die deutsche Nation stolz ist, geworden, wenn man stets diesen polizeilichen Maßstab an sie angelegt? Wenn man stets gefragt hätte, ob das, was ihre frei erfundenen Menschen thun, mit den jeweilig herrschenden Anschauungen von Anstand und Sitte in Uebereinstimmung stehe? Wenn man sie in Ermanglung dieser Uebereinstimmung kalt unterdrückt hätte? Der Herr Oberpräsident gesteht dem Autor zu, daß er „nicht ohne Geschick", ja sogar „mit einer gewissen Decenz" das von ihm gewählte Problem behandelt habe. Damit hat der Herr Oberpräsident den Punkt getroffen, auf den es allein und ausschließlich ankommt: auf die Art der Behandlung, auf den sittlichen Standpunkt, den der Autor seine Figuren einnehmen läßt. Hannah Jagert folgt keineswegs einem wechselnden, sinnlichen Triebe, sondern sie handelt aus Neigung, aus Liebe; sie kämpft, ehe sie die alte Liebe aus dem Herzen reißt und sich der neuen hingiebt; sie leidet, sie duldet — mit einem Wort, sie handelt zwar nicht im vollen Einklang mit den Sittengesetzen unsrer Gesellschaft,

die, beiläufig bemerkt, recht häufig Unsittengesetze sind, aber sie handelt darum nicht unsittlich — so wie Gretchen, wie Klärchen, wie Julie, wie Luise Millerin, wie Stella und wie die Gestalten unsrer Dichter alle heißen mögen. Gänzlich verfehlt erscheint aber die Ausführung des Herrn Oberpräsidenten, daß mit dem Stück irgend etwas „gezeigt“ werden solle, daß die freie Hingabe der Frau als sittlich, die Eheschließung als unsittlich hingestellt werden solle. Der Autor will überhaupt nichts zeigen und seine Personen erst recht nicht. Hannah Jagert deklamiert nicht, sie verteidigt nicht das eine und verurteilt nicht das andre, sondern sie handelt, ganz einfach – sie handelt. Das Urteil über ihr Handeln mag sich jeder im Zuschauerraum allein bilden. Die Abstraktion, die ein besonnener Zuschauer ziehen könnte, wäre vielleicht die, daß ein freier Herzensbund unter Umständen auch sittlich sein könne, unter gewissen gerade bei Hannah Jagert vorliegenden sozialen und Seelenverhältnissen. Die Devise ist aber nicht: contra matrimonium, sondern: praeter matrimonium.“

Das Oberverwaltungsgericht schloß sich diesen Gründen an, und in einem ausführlichen Erkenntnis vom 1. Dezember 1892 wurde das Verbot des Schauspiels aufgehoben und ausdrücklich festgestellt:

„Was die Gefährdung der Sittlichkeit betrifft, so kann nicht mit dem Oberpräsidenten in dem Schauspiel „Hannah Jagert“ eine Apologie der freien Liebe gefunden werden. Dies wird schon durch den Ausgang des Schauspiels, wonach die Idee der freien Liebe, soweit sie überhaupt vertreten ist, nicht den Sieg davon trägt, ausgeschlossen. Auch sind die Art und Weise, wie der Verfasser seine Titelheldin die Idee der freien Liebe vertreten und bethätigen läßt, und die Gründe, weshalb nicht jene Idee, sondern das Prinzip der Ehe zur schließlichen Geltung und Anerkennung gelangt, und unter denen offenbar die Rücksicht auf das Kind, welches Hannah Jagert von dem Freiherrn Bernhard von Vernier unter dem Herzen trägt, der hauptsächlichste ist, nicht geeignet, das Stück zu einer Apologie der freien Liebe zu machen. Daß aber die Ansichten und Handlungen der Titelheldin teilweise mit dem Sittengesetze nicht übereinstimmen, gefährdet noch nicht die öffentliche Sittlichkeit. Denn die Darstellung der Titelheldin ist im wesentlichen rein objektiv gehalten. Sie wird namentlich nicht etwa deshalb, weil sie jene Ansichten hat und jene Handlungen vornimmt, als Muster oder Vorbild hingestellt.“

*

Leider ist der unbefangene Freimut, der in diesem Erkenntnis zum Ausdruck gelangt, nicht immer in den behördlichen Entscheidungen zu Tage getreten. Die enge ästhetische Auffassung, die sich in den Entgegnungen des Oberpräsidiums ausgesprochen hat, war auch für die Folge verhängnisvoll, und neben andern Bühnenwerken, um die ich mit der Zensur vergeblich gekämpft habe, ist auch eins der eigenartigsten italienischen Gesellschaftsbilder, die Marco Praga geschaffen hat, dem Pedantenruf nach dem Gleichmaß von Schuld und Sühne zum Opfer gefallen. Marco Praga hat in Deutschland zuerst durch sein Schauspiel „Die Jungfrauen“ Aufsehen erregt, das unter dem Titel „Ehrbare Mädchen“ zur Aufführung gelangt ist. Es geht von psychologischen Beobachtungen aus, die seltsamerweise schon im vorigen Jahrhundert dem Scharfsinn unsers Lichtenberg nicht entgangen sind. In seinen moralischen Anmerkungen findet sich der Satz: „Es giebt eine gewisse Jungfernschaft der Seele bei den Mädchen, und eine moralische Entjungferung; diese findet bei vielen schon frühzeitig statt ...“ Das neu geprägte Wort von den Demi-vierges, den Halbjungfrauen, auf das Marcel Prévost so stolz ist, ist hier von dem deutschen Philosophen vorgebildet

worden, und Marco Praga geht in seinem Drama von den gleichen gesellschaftlichen Wahrnehmungen aus. In der Form ein Schüler der französischen Bühnenkunst und im scenischen Bau von den Pariser Meistern vollkommen abhängig, hat er dennoch eine persönliche Note, die seinem Werk einen eignen Reiz giebt und mit noch keckerem Ton aus dem Drama „Eine ideale Frau“ hervorklingt, das ich dem Zensurkerker trotz wiederholter Versuche bis heute nicht zu entreißen vermocht habe.

Das Stück führt uns zunächst in den bekannten erotischen Dreibund zwischen Mann, Frau und Hausfreund ein. Aber die Gruppe erscheint in einer eigentümlichen neuen Beleuchtung. In der Gattin des Banquiers Andreas Campiani sehen wir weder die unverstandene Frau, die sich aus der Prosa des alltäglichen Lebens in die heimliche Poesie der Sünde rettet, noch eine sittliche Rebellin, die bewußt und entschlossen die Fesseln sprengen will, die eine aufgezwungene eheliche Gemeinschaft ihr auferlegt hat. Wir sehen einfach ein liebendes Weib, das zwar dem Lockruf der Jugend und des Temperaments nicht hat widerstehen können, aber scheu und ehrfürchtig vor der Schwelle des Hauses mit ihrer Leidenschaft Halt macht. In dem Augenblick, in welchem sie aus den berauschenden Heimlichkeiten ihrer Liebe wieder in das Familienzimmer zurückkehrt, verwandelt sie sich in die aufmerksamste Gattin, in die zärtlichste Mutter, in die sorgsamste Hausfrau -- und wenn der Vorhang sich hebt, um uns ein harmloses und liebenswürdiges Nachtischidyll zwischen Mann, Frau und Kind zu zeigen, so würde niemand hinter dem Gemälde eines fast spießbürgerlichen Familienglückes eine so leidenschaftsvolle Vorgeschichte vermuten. In einem Gespräch, das der Geliebte dieser Frau mit einem Freunde und Vertrauten führt, heißt es sehr charakteristisch:

„Diese seltsame Frau, die so unbegreiflich ist für jeden, der sie in ihrem Hause sieht, sie löst das Problem, zwei Männer gleichzeitig zu beglücken: den einen mit dem Herzen, den andern mit dem Verstande. Auf diese Weise ist sie die hingebendste Freundin und zugleich die zärtlichste Gattin, und ihr Mann ist weit entfernt, an ihr zu zweifeln. Woher kommt es, daß bei den meisten treulosen Frauen der Mann früher oder später den Fehltritt entdeckt? Vor allen Dingen, weil die Frau sich selbst verrät. Von dem Tage an, von dem sie einen Geliebten hat, wird sie kaltherzig gegen ihren Gatten, behandelt ihn lieblos und gleichgültig, und der gute Mann, der seine Frau so erkalten sieht, denkt selbstverständlich: Irgend jemand ist an meine Stelle getreten. Er fängt an zu zweifeln — er beobachtet die Frau in ihrem Thun, in ihren Worten — sein Zweifel wächst — jetzt fängt er an zu forschen — er spioniert . . . er legt ihr eine Schlinge — und wenn er nicht die Schneiderin findet, so findet er den Geliebten.“

„Und die anonymen Briefe? Die Dienstboten? Der Zufall? Wo bleiben diese mächtigsten Elemente der Entdeckung?“

„Glaube mir, die findet man mehr auf der Bühne als im Leben. Sie kommen zuweilen vor als ergänzende, verstärkende Elemente, aber sie üben nur

dort ihre Wirkung, wo der Zweifel sich bereits eingenistet hat. — Sieh, wenn Campiani einen anonymen Brief bekäme, so würde er ihn empört vernichten, oder höchstens würde er ihn seiner Frau zeigen, um mit ihr beim Dessert darüber zu lachen."

„Glaubst du?"

„Ich bin davon überzeugt. — Du hast ja keinen Begriff von dem, was Julia für ihren Gatten ist. Zärtlich und liebevoll wie ein Gedicht — in ihrer Sorgfalt für ihn unermüdlich — und dennoch ist sie in ihrer Liebe so mutig!... Wenn ich eine Woche vorübergehen lasse, ohne sie zu besuchen, ist sie im stande und sucht mich im Bureau auf; dort hast du sie ja selbst gesehen. Sobald sie aber wieder zu Hause ist und zu ihrem Mann zurückkehrt, ist sie freundlich, unterhaltend und zärtlich, sie wird das süßeste Wort ersinnen, um es ihm mit einem Kuß ins Ohr zu flüstern... Und daher würde er — ohne ein Dummkopf zu sein — eher an den Untergang der Welt als an eine Untreue seiner Frau glauben."

Der Freund hört skeptisch und lachend zu und antwortet dann auch noch nach einer Pause des Nachdenkens:

„Lieber Freund, ich frage mich wirklich, ob dies nicht die ideale Frau ist!"

„Ein sehr relatives Ideal!"

„Relativ — ja — wie alles auf der Welt relativ ist, die Ehrbarkeit inbegriffen... Aber, du mußt doch einsehen, daß in der Gesellschaft, in welcher wir leben, in dieser Gesellschaft voller verführerischen Anregungen, in welcher jede Frau die Versuchung mit der Luft einatmet und alles sich gegen ihre Ehrbarkeit verschwört — ich sage, daß in dieser Gesellschaft unsers Landes die vollkommen gute und treue Gattin, die niemals eine schwache oder wenigstens eine schwüle Stunde gehabt hat, eine Ausnahme ist, ja ein Götterbild, dem man einen Altar errichten müßte. Wer sie besitzt, ist ein Schoßkind des lieben Gottes, und die Gesetze der Gesellschaft finden keine Anwendung auf ihn. Aber die große Mehrheit der Italiener wird gut daran thun, eine ideale Frau schon in der Sünderin zu erblicken, die wenigstens gutmütig und schonungsvoll ist, die das Glück ihrer Kinder nicht vernichtet und den Frieden ihres Hauses hütet — einen wirklichen aufrichtigen Frieden und nicht jene konventionelle, zur Schau gestellte Verträglichkeit, hinter der sich so oft gegenseitige Verachtung und Abneigung verbirgt."

Das Schicksal nun, das diese Frau in dem Drama von Marco Praga zu durchleben hat, entspricht diesen Voraussetzungen. Ihr Geliebter steht im Begriff, sich zu verheiraten, und die Stunde der Trennung ist gekommen. Jäh und plötzlich kommt es über die leidenschaftliche Frau, und wie ein heißer Blutstrom bricht die Erbitterung und der Haß aus ihrem Herzen. Aber die Frau, die ihrer Liebe nicht gestattet hat, das Glück des Hauses zu berühren, will auch ihren Haß nicht über die Schwelle des Familienzimmers fluten lassen. Sie muß es sich abgewinnen, den Schein der Freundschaft mit dem Geliebten, der sie verlassen hat, behutsam aufrecht zu erhalten, und wenn sich auch ihr Herz in

Zorn und Leidenschaft zusammenkrampft, so muß sie selbst dafür Sorge tragen, daß ihr heimlicher Geliebter sich nicht aus ihrem Hause zurückzieht. In hastiger Rede ruft sie dem vermittelnden Freunde zu: „Der Herr wird doch nicht so naiv sein, zu glauben, daß er aufhören muß, der Gast unsers Hauses zu sein, weil er hat aufhören müssen, mein Geliebter zu sein? Ich habe während der Dauer dieses Erlebnisses so viel gethan, um jeden Verdacht zu vermeiden — ich werde mich jetzt nicht kompromittieren, wo es zu Ende ist. Wenn man der Geliebte einer Frau ist, so muß man auch die Konsequenzen tragen. Er wird sich verheiraten und ein neues Leben beginnen, sehr wohl! Er mag es, so lange es angeht, vermeiden, mir seine Frau vorzustellen, daraus mache ich mir nichts! Nach und nach werden seine Besuche seltener werden. Er wird endlich gar nicht mehr kommen. Wir sehen uns nicht wieder. Es sei! Für den Augenblick jedoch — Nein! Vorläufig wird er seine Fürsorge noch zwischen seiner Braut und mir teilen müssen. Ich kann ihm nicht helfen, mein Bester! . . .“ Und wie einst die Liebe zu diesem Manne die verstohlene Poesie ihrer Vergangenheit war, so ist nun der Haß und die Reue der stille Kummer ihrer Zukunft, den sie mit ebenso schmerzlicher Selbstbemeisterung in sich niederkämpfen muß. Der Autor des Werkes will uns den Eindruck erwecken, daß dieses lautlose Verbluten einer Leidenschaft eine ebenso herbe Tragik in sich schließt wie die schwerste dramatische Katastrophe. Er will uns mit dem Eindruck entlassen, daß diese Frau, die aus einem Aufruhr aller Empfindungen klaglos und fügsam wieder zu ihrer konventionellen Frauenpflicht zurückkehrt, vielleicht das schwerste Martyrium in ihrem Herzen erlebt. Aber der verehrte Herr Oberpräsident vermißt in diesem Ausgang des Schauspiels die dramatische Gerechtigkeit . . . und die Strafe, die der Dichter seiner Heldin erspart hat, wurde an seinem Werke vollzogen — es ist noch heute in polizeilichem Gewahrsam.

*

Einer der hartnäckigsten und erfolglosesten Zensurkämpfe, die ich in allen Instanzen ausgefochten habe, galt der Befreiung von Maurice Donnays Lustspiel „Die Verliebten“, das den Ruf des Autors auf der Bühne begründet und ihm mit einem einzigen Griff für alle seine ferneren Schöpfungen die volle Aufmerksamkeit der Hörer gesichert hat. Maurice Donnay war bis dahin nur durch die witzgetränkten satirischen Gespräche aufgefallen, die er ziemlich regelmäßig in der „Vie Parisienne“ veröffentlicht hat. Die Herkunft aus den Witzblattspalten kann auch sein Lustspieldialog nicht verleugnen. Wir glauben bisweilen, die Notizbücher des Verfassers mit verteilten Rollen vortragen zu hören. Es ist ein unaufhörlicher Liqueurausschank von Esprit in kleinen Gläsern . . . und mehr als einmal erinnert uns der Dichter in dieser Zusammensetzung seiner Gespräche an jene „guten Gesellschafter“, die sich im Winter von den Anekdoten ernähren, welche sie im Sommer gesammelt haben. Es ist eine nur allzu pointenschwere und überschmückte Sprache, die wir vernehmen. Aber was den Erfolg entschieden hat, ist die eigentümliche Unterströmung von Schwer-

mut und Seelenzartheit, welche dem anscheinend nur auf der Oberfläche spielendem Salongeplauder einen besonderen Reiz verleiht. Maurice Donnay ist der Meister in einer Kunst, die ich die Konversationslyrik nennen möchte. Es ist eine elegante Fünfuhrtheelyrik in Smocking und Glacéhandschuhen; ein weltmännisches Spielen und Tändeln mit Empfindungen, die sich immer nur in der Hülle der Selbstironie hervorwagen. Das Lustspiel „Amants“, um das es sich hier handelt, ist in seinen besten und bezeichnendsten Scenen von dieser auf dem Großstadtboden aufgeblühten Salonlyrik erfüllt, und wir hören Worte von einem so subtilen Zartgefühl und einer so seltenen psychologischen Wahrheit, daß wir in dem überwitzigen Plauderer keinen Augenblick den echten Poeten aus dem Auge verlieren.

Den Gesellschaftskreis, in den uns der Autor einführt, würde man nicht ganz richtig charakterisieren, wenn man an die Welt der „wilden Ehen“, jener faux ménages, die Eduard Pailleron geschildert hat, erinnern wollte. Ein ständiges Zusammenleben von Mann und Weib findet in dem Kreise, den Maurice Donnay schildert, überhaupt nicht statt. Der Herr des Hauses hat sein eignes getrenntes Heim und ist anscheinend nur Gast neben andern Gästen in dem Heim seiner Geliebten. Denn das ist das Bezeichnende für diese Kreise, daß sie das gesellschaftliche Dekorum gewissenhaft zu wahren versuchen. Die Formen des bürgerlichen Familienlebens werden mit peinlicher Sorgfalt nachgeahmt. Den Kindern, die aus dem illegitimen Bunde hervorgegangen sind, wird eine strenge englische Gouvernante zugesellt, und nichts wird in ihrer Erziehung vernachlässigt. Ein unausrottbares Heimweh nach der bürgerlichen Ehrbarkeit spricht sich in dieser Lebensführung aus. Und wenn man diese leichtsinnigen Frauen fragen wollte, welches ihre geheimsten Träume sind, so werden sie vielleicht bekennen, daß sie manchmal aus den Fenstern ihrer üppigen Boudoirs mit neidischen Blicken die Bürgersfrau betrachten, die ihren Knaben zum ersten Male in die Schule führt, oder selbst die Frau ihres Concierge, die vor niemand zu erröten braucht, wenn er über die Schwelle ihres ärmlichen Zimmers tritt. Kurz, diese aphrodisischen Häuslichkeiten sind vom Kokottentum noch viel weiter entfernt als von der guten Gesellschaft, und es ist ein besonderes Verdienst von Maurice Donnay, daß er uns mit einer fast wissenschaftlichen Objektivität ohne Zorn und ohne Schmeichelei diese Kreise geschildert hat.

In ihrem Mittelpunkt steht Claudine Rozay — eine ehemalige Schauspielerin. Warum sie die Bühne verlassen hat? Sie bekennt es uns ehrlich: „Weil ich damals den Grafen von Puyseux kennen lernte, der mich nicht länger beim Theater sehen wollte. Und dann wurde uns unsre Tochter geboren. Seitdem hatte ich eine neue Rolle zu spielen — eine der schönsten, die je geschrieben wurde, und die einzige, deren man nie überdrüssig wird, weder bei der hundertsten, noch bei der tausendsten Aufführung, weil sie täglich Abwechslung bietet, und doch dieselbe bleibt.“ ... Aber der Tag kommt, da eine neue Liebe in ihr Leben tritt. Georges Vétheuil, ein junger geistreicher Schriftsteller von echt pariserischem Zuschnitt, gewinnt ihre Gunst, während sie doch nicht den Mut

findet, sich völlig von dem Grafen von Puyseux loszusagen, an den sie durch alle Fesseln der Dankbarkeit und durch die gemeinsame Liebe zu ihrer Tochter gekettet ist. Die Schmerzen und Kämpfe, die aus dieser geteilten Liebe entspringen, bilden den Inhalt des Stückes. Georges Bétheuil verträgt es nicht auf die Dauer, nur der dritte in diesem Bunde zu sein, und in einer ergreifenden Abschiedsscene, die am Lago Maggiore spielt und die ganze Poesie des Südens auf uns ausströmt, vollzieht sich die Trennung zwischen den Liebenden. Ein charakteristisches Nachspiel von herber Lebenswahrheit führt sie zum letzten Male wieder zusammen. Zwei Jahre, die verflossen sind, haben aus Georges Bétheuil, der inzwischen eine arbeitsschwere Forschungsreise durch Wüsten und Meere vollendet hat, einen reifen, klugen Mann gemacht, der im Begriff steht, die Schwester eines Reisegefährten zu heiraten und in einem französischen Schutzgebiet sein ferneres Leben einer fruchtbaren Arbeit im Dienst des Vaterlandes zu widmen. Und auch Claudine Rozay wird sich aus der Unregelmäßigkeit ihres bisherigen Lebens bald in die gute Gesellschaft retten. Der Graf von Puyseux wird sie zu seiner Gattin machen ... Und die Scene, in der sich die Liebenden, die einst so viele leidenschaftliche Kämpfe durchstürmten, nun über ihre Zukunftspläne mit wehmütiger Aufrichtigkeit unterhalten, ist von ironischer Weisheit erfüllt:

„Und so sind wir denn als Sieger aus diesem Kampfe hervorgegangen ... als Sieger, wie jene Helden, die verstümmelt aus der Schlacht zurückkommen ... Wie seltsam das Leben ist. Wenn ich heut bedenke, daß ich, Claudine Rozay, monatelang nur geweint und an Sie gedacht habe! Sah ich auf der Straße jemand, der Ihnen ähnlich sah, dann stürmte mir alles Blut zum Herzen. Und nun stehen Sie hier und erzählen mir, daß Sie nächstens heiraten werden, und ich bin vollkommen Herrin meiner selbst. Ja, ich bin es im stande, Ihnen die Hand zu reichen ... Die Wunden waren tief und schmerzhaft, aber sie waren gutartig, wie der Arzt sagt ... und ich glaube, jetzt darf ich Ihnen ohne Furcht vor einem heftigen Wort auch meine bevorstehende Hochzeit anzeigen ...“

Georges Bétheuil erwiderte scherzend: „Das Stück schließt also mit zwei Hochzeiten?“

„Allerdings. Aber werden wir auch glücklich sein?“

„Das giebt ein andres Stück. Aber glauben Sie mir — wenn man das Leben kennt und beobachten gelernt hat, dann arbeitet man sich schließlich zu der wahren Philosophie durch und man sagt sich: Das Glück, oder wenigstens das, was dem Glück am nächsten kommt, besteht doch nur darin, daß man ...“ In diesem Augenblick dringen tanzende Paare in den Salon. In dem Lärm der Farandole, die Claudine und Bétheuil in ihren Wirbel mit fortreißt, geht der angefangene Satz unter, und eine übermütige Tanzmusik schneidet dem melancholischen Philosophen das Wort ab, der uns soeben das Geheimnis des Menschenglücks enthüllen wollte.

Ich hätte es trotz aller früheren Erfahrungen nicht für möglich gehalten, daß ein Werk von so unverkennbarer litterarischer Führung dem Publikum durch

polizeiliches Verdikt entzogen werden sollte. Aber auch diesmal wurde ich, während die Proben bereits im vollen Gange waren, durch die lakonische Verfügung überrascht:

Der Polizeipräsident. Berlin, den 24. Oktober 1896.
Journ.-No. 5732. P. J. 3 A.

Das von der Direktion am 29. September d. J. zur Zensur vorgelegte Schauspiel: „Die Verliebten" von Maurice Donnay eignet sich wegen seines anstößigen und unsittlichen Inhaltes nicht zur öffentlichen Aufführung im „Lessing-Theater". Ich untersage dieselbe daher aus sittenpolizeilichen Gründen auf Grund des § 7 der Polizeiverordnung vom 10. Juli 1851.

(gez.) v. Windheim.

Ich habe nichts unversucht gelassen, um das Verbot zunächst im Wege persönlicher Unterhandlungen mit dem Polizeipräsidium und dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg aus der Welt zu schaffen, und fand einen unerwarteten Bundesgenossen in der österreichischen Statthalterei, die im „Deutschen Volkstheater" in Wien das Stück nur mit dem Vorbehalt einiger geringfügiger Aenderungen gestattet hat. Als auch dieser Hinweis ohne Erfolg blieb, habe ich eine nicht öffentliche Darstellung des Werkes durch die französische Gastspieltruppe Marcelle Josset veranstaltet und nicht bloß das ganze litterarische Berlin, sondern auch die Spitzen der Behörden eingeladen, das verbotene Stück von der Bühne aus unbefangen auf sich wirken zu lassen. Und die Wirkung war eine völlig reine und künstlerische. Von der einsichtsvollen Kritik wurde einstimmig anerkannt, daß das Werk von jeder verletzenden Frivolität frei ist und daß schon die Natürlichkeit und die Notwendigkeit, mit der sich auch das Gewagteste aus dem Flusse der Situation von selbst ergiebt, jedes Bedenken abwehrt. Als gleichwohl auch durch diese unmittelbarste Beweisführung vor tausend Zeugen die Polizei nicht zu überzeugen war, habe ich den Prozeßweg beschritten und zunächst an das Oberpräsidium der Provinz Brandenburg folgende Beschwerde gesandt:

An Seine Excellenz
den Herrn Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg
Staatsminister Dr. v. Achenbach.

Durch Verfügung des Königlichen Polizeipräsidiums von Berlin vom 24. Oktober d. J. ist mir auf Grund der Polizeiverordnung vom 10. Juli 1851 die Aufführung des fünfaktigen Schauspieles „Die Verliebten" von Maurice Donnay im „Lessing-Theater" untersagt worden. Ich beehre mich, ein Exemplar dieses Werkes Euer Excellenz zu unterbreiten und unter Wahrung der gesetzmäßigen Frist von vierzehn Tagen gegen das erlassene Verbot Beschwerde zu führen. Die Gründe, die mich zur Anfechtung veranlassen, sind die folgenden: Das Werk von Maurice Donnay, einem der hervorragendsten neufranzösischen Schriftsteller und Dichter, ist nicht bloß von der gesamten französischen Kritik, sondern auch von den angesehensten deutschen Berichterstattern, die das Pariser Theaterleben zum Gegenstand ihrer Beobachtung machen, als eine der feinsten und poesievollsten Bühnendichtungen der Gegenwart gefeiert worden. Es wird keineswegs in Abrede gestellt, daß das Werk einen gewagten Stoff behandelt und uns in Gesellschaftskreise führt, die außerhalb der moralischen Ordnung stehen. Jedoch werden alle diese Schilderungen

nicht etwa im frivolen Ton der französischen Schwänke zum Vortrage gebracht, die mit allen Zuchtlosigkeiten und Obscönitäten so oft den polizeilichen Geleitschein für Berlin erhalten haben; vielmehr wird in dem vorliegenden Werk — unter Ausscheidung aller Lüsternheiten und Zweideutigkeiten — mit dem Ernst des echten Poeten und der Feinfühligkeit des echten Seelenkenners nur auf die psychologische Analyse, auf die Zergliederung der seelischen Stimmungen das Hauptgewicht gelegt. Mit solchen analytischen Darstellungen sind ganze Scenen im zweiten und dritten Akt, ist der vierte Akt in seinem ganzen Umfange erfüllt — und schon der gedankliche Reichtum dieser Scenen, die zarte dichterische Stimmung, die darüber ausgebreitet ist, schließen jede Möglichkeit aus, daß ein sittliches Aergernis durch die Darstellung des Werkes erregt werden könnte. Euer Excellenz glaube ich nicht erst durch die Berufung auf unsre ersten ästhetischen Autoritäten davon überzeugen zu müssen, daß über den Charakter einer Dichtung nicht der Stoff, sondern die Art der Behandlung entscheidet. Wird die Verführung eines unschuldvollen Mädchens so behandelt wie in Goethes „Faust", so wird auch der strengste Moralist von dem tiefen menschlichen Ernst der Begebenheit nur erschüttert sein, ohne irgend eine Empfindlichkeit für den gewagten Stoff noch übrig zu behalten — denn die Form hat eben den Stoff veredelt und überwunden. Was von den Meisterstücken der Weltlitteratur gilt, muß auch den modernen Bühnendichtern zugestanden werden. Alexandre Dumas Fils hat in seinem Schauspiel „Die Kameliendame" eine Vertreterin der käuflichen Liebe zum Mittelpunkt der Begebenheit gemacht. Aber, weil uns der Dichter in seinem Werk mit unverkennbarem Ernst schildert, wie seine Heldin sich aus ihrem Gesellschaftskreis heraus vergebens emporzuringen und in eine reine Liebe hinein zu retten versucht, so hat das Werk trotz der Gewagtheit des Stoffes und des Milieus überall nur tiefstes menschliches Mitempfinden, aber nirgends ein sittliches Aergernis erregt, und es hat nicht bloß alle europäischen Bühnen erobert, sondern auch den Weg auf das Königliche Opernhaus gefunden, wo bekanntlich in der Oper „La Traviata" die Kameliendame ohne jede Aenderung des Milieus auf die Scene geführt wird. Maurice Donnays Heldin Claudine Rozay im Schauspiel „Die Verliebten" ist ganz gewiß nicht von schlimmerer Art. Auch sie sucht sich aus den illegitimen Beziehungen zum Grafen Puyseux die Befreiung durch eine ehrliche und tiefe Liebe, aber das Leben reißt in seiner unerbittlichen Logik diesen Liebesbund auseinander, und in konventioneller Korrektheit findet der Liebestraum einen nüchternen Abschluß, wie ihn die Wirklichkeit so oft herbeiführt. Ich kann einem Werk dieser Art gegenüber mir das Zensurverbot nur aus einer Ueberschätzung des Stofflichen erklären und richte deshalb an Euer Excellenz die Bitte, den litterarischen Kreisen, die das Werk von Maurice Donnay mit besonderer Spannung erwarten, durch die Aufhebung des Zensurverbotes die Kenntnis eines so eigenartigen und feingeführten Dramas zu ermöglichen.

In dem Rechtsstreit, der sich an diese Beschwerde anschloß, hat Albert Träger nicht bloß mit der schlagfertigen Beweisführung des Juristen, sondern auch mit der feinfühligen Nachempfindung des Poeten für das Werk von Maurice Donnay mit unermüdlicher Beredsamkeit gekämpft und die Eigenart dieser Dichtung gegen alle Mißverständnisse einer armseligen Gouvernantenmoral verteidigt. Die Repliken, mit welchen der Oberpräsident das Verbot zu rechtfertigen versucht hat, gehören zu den sprachlich derbsten Schriftstücken, die mir in einem Kampf um litterarische Schöpfungen jemals begegnet sind. Das Vokabularium der Kriminalschutzleute wird hier zur Charakteristik einer vornehmen und decenten Bühnendichtung herangezogen. Die Frau, die einen schmerzvollen Kampf der Leidenschaft durchlebt, wird wieder und immer wieder als eine „Dirne" geschmäht. Aus einem sehnsuchtsvollen Gespräch der Liebenden wird, obwohl jede Scene fast mit einem Abschied endet, die Folgerung gezogen, daß sie zu-

sammengekommen wären, „um Unzucht zu treiben“. In dem thränenreichen Duett der Trennung sieht der polizeiliche Untersuchungsrichter nur das Geständnis, „daß das menschliche Glück nur auf dem Genuß des geschlechtlichen Verkehrs beruht“, und Georges Bétheuil, der nach zwei Jahren der Trennung auf eine Stunde in das Haus Claudines zurückkehrt, um sich über das Schicksal der Frau zu unterrichten, die ihm einst so nahe gestanden hat, wird wegen dieses Besuches als ein „sittlich verkommener Mensch bezeichnet, welchem der Autor überhaupt nicht die Berechtigung hätte zugestehen dürfen, ein sittenreines Mädchen zu heiraten“. Mit Recht bemerkte dazu ein süddeutsches Blatt: „Stücke, in welchen die Leute nicht heiraten, werden als unmoralisch erachtet; wenn nun auch die Stücke, in welchen die Leute heiraten, unmoralisch werden, so wird es nachgerade schwer sein, ein Bühnenwerk zu schreiben, das für Berlin sittlich genug ist.“ ... Selbstverständlich hat das Oberverwaltungsgericht, das durch die forensische Würde und Vornehmheit seines Verhandlungsstils die Ehrfurcht vor dem Richterwort auch dem abgewiesenen Kläger einzuflößen weiß, die robuste Sprache der polizeilichen Schriftstücke nicht zu der seinigen gemacht. Hatte ich bei der Prüfung der Polizeiakten den Eindruck, als wenn über alle Blüten Donnayscher Kunst wie mit wildledernen Schutzmannshandschuhen hingegriffen wird, so atmet dagegen das Erkenntnis des Oberverwaltungsgerichtes eine wohlthuende akademische Ruhe und versagt der Kunst des Dichters nicht die Achtung und das Verständnis, auf das er Anspruch hat. Klar und objektiv werden ohne Schmähworte und ohne Entstellung in diesem Erkenntnis die Begebenheiten des Stückes aufgerollt und sodann das folgende Schlußurteil gefällt:

„Ein Stück mit diesem Inhalt ist zur Aufführung mit Recht nicht zugelassen worden. Die dagegen zu erhebenden Bedenken bestehen weniger darin, daß unsittliche Handlungen auf der Bühne direkt vorgeführt werden. Einzelne Scenen, insbesondere die nächtliche Scene im zweiten Akt zwischen Claudine und dem Grafen und sodann mit Bétheuil und die Scene im dritten Akt zwischen Claudine und Bétheuil, geben allerdings ihrem ganzen Inhalte nach auch in sittlicher Beziehung zu Bedenken Veranlassung. Entscheidend ist aber, daß die Verhältnisse der wilden Ehen, wie sie in den Schicksalen Claudinens und der bei ihr verkehrenden Männer und Frauen in den verschiedensten Gestaltungen zur Veranschaulichung gebracht werden, nicht nur den fast ausschließlichen Gegenstand des Stückes bilden, sondern daß auch die Existenz solcher Verhältnisse selbst neben der Ehe der Beteiligten und bei Personen, die, wie der Graf, als Ehrenmänner geschildert werden, als etwas durchaus Herkömmliches und Selbstverständliches behandelt wird, so daß die Frage nach der Berechtigung dieser Institution nicht nur nicht aufgeworfen wird, sondern nach der ganzen Denkungsart aller Beteiligten auch nicht einmal aufgeworfen werden könnte. Diejenigen Stellen des Stückes, welche dieser Auffassung in der krassesten und verletzendsten Weise Ausdruck geben, sind zwar in der zur Aufführung bestimmten, abgeänderten Textfassung gestrichen worden. Es ist dies aber unerheblich, da das Stück auch in seiner gegenwärtigen Gestalt durch und durch von dieser Auffassung beherrscht wird. Heirat oder wilde Ehe ist nach der in dem Stück vertretenen Anschauung keine Frage der Sittlichkeit, sondern lediglich eine solche der Neigung und Zweckmäßigkeit. Die Ehe gilt als ein Hafen, in den sich derjenige rettet, der enttäuscht und müde glaubt, hier sein Bedürfnis nach Glück und Frieden besser als im freien Liebesleben gewährleistet zu finden. Deshalb hat die zum Ausgang des Stückes eröffnete Perspektive auf die Verehelichung der beiden Liebenden nicht

unter sich, sondern mit dritten Personen, auch keineswegs, wie der Kläger hervorhebt, etwas Versöhnendes, zumal sie selbst auf die Leidenschaften und Stürme ihrer Vergangenheit nicht als auf eine nunmehr überwundene Jugendperiode zurückblicken, sondern, sofern sie sich nicht aus Paris und der großen Welt zurückziehen würden, neue, verzehrende Liebesleidenschaften, an denen sie zu Grunde gehen könnten, für ihr späteres Leben voraussehen. Die Liebe zwischen Mann und Weib ist nach der im Stück vertretenen Anschauung schon ihrem Wesen nach nichts Bleibendes, sondern sie untersteht, wie der Graf sich ausdrückt, dem Naturgesetz der Treulosigkeit oder der Veränderlichkeit. Damit ist sie aber ihres sittlichen Charakters überhaupt entkleidet, und für den Begriff der ehelichen Liebe als eines treuen und den Wechsel überdauernden Bundes bleibt kein Raum. Der ganzen Auffassung der wilden Ehe als einer der Ehe selbst gewissermaßen parallel gehenden Institution entspringt denn auch die poetisch verklärte Schilderung der in der Heldin Claudine entstehenden Seelenkonflikte, als die Verhältnisse ihr den Zwang der Wahl zwischen dem Grafen als Vater ihres Kindes und langjährigem Liebhaber, der sie unterhält, und dem leidenschaftlich geliebten und von ihr erhörten Vétheuil auferlegen. Die Wirkung eines solchen Stückes, das die bezüglich der Ehe in Deutschland bestehenden sittlichen Anschauungen direkt umkehrt, kann denn auch gerade darum, weil dies nicht in roher und durch grobe Sinnlichkeit verletzender Sprache, sondern in verfeinerter Weise, in gefälligen, vielfach poetisch angehauchten Formen und in fesselnden Dialogen geschieht, nur eine verwirrende sein und das sittliche Empfinden schädigen."

Muß man bei der Lektüre dieses Erkenntnisses nicht den Eindruck gewinnen, daß es an dem Spiegel geahndet werden soll, wenn die Bilder, die er wiederstrahlt, nicht den Beifall der Richter fanden? Maurice Donnay hat ja doch die Verhältnisse, die er schildert, nicht geschaffen oder fingiert; er hat sie in der Wirklichkeit vorgefunden und mit wachsamem Auge beobachtet. Es berührt seltsam, daß gerade der beste Vorzug des Werkes, seine tendenzlose Objektivität, dem Dichter in Berlin zum Verhängnis geworden ist. Denn auch das Oberverwaltungsgericht steht leider auf dem Standpunkt, daß ein Autor unter die Wirklichkeitsbilder, die er vorführt, noch lehrhafte Worte schreiben soll, um uns fürsorglich mitzuteilen, was wir darüber zu denken haben. Weil Maurice Donnay in seinem Werke mit künstlerischer Ehrlichkeit weder warnen, noch locken, sondern nur malen und darstellen wollte, und weil er neben die Personen des Stückes nicht den geschwätzigen Raisonneur der alten Komödie gestellt hat, der unter die Zuschauer moralische Traktätlein verteilt, wird ihm vorgeworfen, daß er die unregelmäßigen Verhältnisse, in die er uns einführt, als „selbstverständlich" und berechtigt zu betrachten scheint. Und dabei hat es denn auch sein Bewenden gehabt. Maurice Donnays Komödie, die in Wien ein Repertoirestück des „Deutschen Volkstheaters" geworden ist, durfte in Berlin bis heute, selbst in französischer Sprache, nicht öffentlich aufgeführt werden ...

Es würde ein humoristisches Nachspiel zu diesen ernsthaften Zensurdramen bilden, wenn ich zum Schluß noch die Verbote mitteilen wollte, die sich nicht gegen ganze Bühnenwerke, sondern nur gegen einzelne Stellen gerichtet haben. Die Entgleisungen des polizeilichen Rotstiftes waren von je ein ergiebiger Stoff der Belustigung — von jenem englischen Zensor an, der nach einer Mitteilung

Bluntschlis in einer Liebesscene die Worte „mein Engel“ gestrichen hat, weil sie der biblischen Vorstellung von den Engeln widersprechen, bis zu jenem österreichischen Polizeibeamten, der Shakespeares „Julius Cäsar“ nur unter dem Vorbehalt erlaubte, daß „die vorkommenden Soldaten nicht in österreichischer Uniform aufträten ...“ Bald ist es der Geist der Frömmelei und bald ein engherziger sittlicher Purismus, aus welchen diese Seltsamkeiten hervorspringen.

In Gerhart Hauptmanns Drama „Florian Geyer“ sind ohne Rücksicht darauf, daß das Werk in der Zeit der Bauernkriege spielt, die folgenden Stellen vom Zensor gestrichen worden: „Fresse die Pest alle Pfaffenknechte.“ „Die Pfaffen thun mit Liebe nichts, man ziehe ihnen denn das Fell über die Ohren.“ „Der Papst verschachert Christum, die deutschen Fürsten verschachern die deutsche Kaiserkrone, aber die deutschen Bauern verschachern die deutsche Freiheit nit!“ „Wer will halten rein sein Haus, der behalt' Pfaffen und Mönche daraus.“ „Den Rhein heißet man gemeiniglich die Pfaffengasse. Wo aber Pfaffen auf ein Schiff treten, da fluchen und bekreuzigen sich die Schiffsleut', weil Sag' ist: Pfaffen bringen dem Schiff Unheil und Verderben.“

In Max Halbes Liebesdrama „Jugend“ ist der Satz beanstandet worden: „Annchen, du bist so schön! So schön, wenn du so sitzest. Ich könnte ja alles vergessen. Küsse mich, küsse mich!“ Daß im Zusammenhange des ganzen Werkes, das uns zwei junge Menschenkinder in dem ersten Frühling ihrer Sinne vorführt, solche naiven Zärtlichkeiten unvermißbar waren, ist selbstverständlich bei diesen Zensurstrichen nicht in Frage gekommen.

Selbst dem harmlosen Schwank „Die Großstadtluft“, den ich gemeinsam mit Gustav Kadelburg geschrieben habe, ist nach dreißig unbeanstandeten Aufführungen eine Anfechtung durch die Zensur nicht erspart geblieben. Im letzten Akt dieses Schwankes sagt der Doktor Crusius in einer Anwandlung von moralischem Katzenjammer, daß einst auf seinem Grabe die Inschrift stehen soll: „Nun bin ich ledig aller Erdenplag'. Mich kann kein Glück, kein Hoffen mehr betrügen. Und wenn einst naht der Auferstehungstag, ich bleibe liegen.“ Durch Reskript vom 26. November 1891 wurde mir aufgegeben, die letzten zwei Zeilen dieses Verses fortan wegzulassen, weil sie als eine Verspottung des Auferstehungsglaubens ärgerlich wirken könnten. Und es war von diesem Tage an ein lustiger Sport der Darsteller und der Autoren, täglich neue Grabschriften für den Doktor Crusius zu ersinnen, bis endlich die erste Verfügung in Vergessenheit geraten ist und bei der Wiederaufnahme des Werks an andern Bühnen der ursprüngliche Text ohne Widerspruch der Behörde wieder hergestellt werden durfte ...

In dem Schauspiel „Falsche Heilige“, das ich nach einem Stoff von A. W. Pinero bearbeitet habe, verläßt eine junge Frau ihren Gatten, weil sie erfahren hat, daß er vor seiner Verheiratung eine Gouvernante verführt hat. Ihr Oheim, ein Pariser Lebemann und Junggeselle, faßt seinem Charakter gemäß die Meinung, die er über diese Situation hat, in die Worte zusammen: „Ich bitte Sie! Da will sich meine Nichte von ihrem Mann scheiden lassen, weil er früher einmal, vor der Ehe, eine Gouvernante ... Ja, das ist doch einfach

lächerlich! Wann soll man denn mit einer Gouvernante eine Liebschaft haben? Vor der Ehe darf man nicht. In der Ehe kann man nicht. Nach der Ehe will man nicht ... Oder sollen die Gouvernanten vielleicht überhaupt abgeschafft werden?" ... Mit tiefstem Erröten hat der Stift des Zensors diese Stelle beseitigt, und als sie trotzdem unter lebhafter Heiterkeit der Hörer gesprochen wurde, hat man mir eine bitter ernsthafte Verwarnung übermittelt. Von diesem Tage an wurden bisweilen die Aufführungen des „Lessing-Theaters" von dem Revierwachtmeister mit dem Buch in der Hand überwacht und jede Abweichung von dem polizeilich gestatteten Text zur Kenntnis des Zensors gebracht ...

Jeder wird zugeben, daß eine Fortdauer solcher Zustände mit den Freiheitsbegriffen des neunzehnten Jahrhunderts nicht vereinigt werden kann. Die völlige Beseitigung der Zensur wäre selbstverständlich das einfachste und radikalste Mittel. Bühnendichter und Theaterdirektor würden dann, ebenso wie Schriftsteller und Verleger, nur dem Richter für ihre Veröffentlichungen verantwortlich sein, und nur durch einen Richterspruch könnte ein Werk von der Bühne verbannt werden, wie auch nur durch einen Richterspruch eine Druckschrift dem Buchhandel entzogen werden kann. Vor dieser so überaus einfachen Lösung der Frage ist in erster Linie die Zaghaftigkeit der Bühnenleiter bisher mißtrauisch ausgewichen. Gegenwärtig ist das Theater gegen jede gerichtliche Verfolgung durch die polizeiliche Erlaubnis der Aufführung gedeckt. Nach Beseitigung dieser Präventivzensur würde aber die Verantwortlichkeit vor den Gerichten den Theaterbetrieb dauernd bedrohen, und bei der Wahl zwischen dem Staatsanwalt und dem Zensor haben sich die Theaterleiter lieber für den Zensor entschieden. Darin aber stimmen selbst die Verteidiger der bisherigen Zustände überein, daß das Zensoramt ferner nicht mehr einen Zweig der Polizeiverwaltung bilden dürfe. Es handelt sich hier um litterarische Rechtsprüche, die denn auch nur von litterarischen Fachmännern vollzogen werden sollten. Ein Ministerium der schönen Künste, das auch die Theaterzensur umfassen müßte, wäre die beste Organisation, um endlich alle diese Wirren zu beseitigen. Zum mindesten aber wäre die Einsetzung eines litterarischen Schiedsgerichtes notwendig, um die Entscheidung der Zensurbeamten nach schriftstellerischen Gesichtspunkten zu korrigieren. Einen ersten Schritt nach dieser Richtung hin hat der neue Minister des Innern, Herr von Rheinbaben, unternommen, indem er die Polizeibehörden in einem Rundschreiben angewiesen hat, in zweifelhaften Fällen sich an litterarische Sachverständige zu wenden. Und damit sind vielleicht die ersten Linien gezogen, um eine Neuordnung der Theaterzensur herbeizuführen. In Rußland hat viele Jahre lang das Zensoramt in den Händen eines Schriftstellers geruht, der auch als Poet einen hervorragenden Rang bekleidet hat und als einer der berufensten Mitstreber Turgenjeffs betrachtet wurde. Meine eignen Erfahrungen in Petersburg und Moskau haben mir den Beweis geliefert, daß in der That ästhetische Erwägungen auch heute noch bei der dortigen Zensur mit Verständnis und Achtung berücksichtigt werden. Ist endlich auch bei uns der Polizei-Assessor nicht mehr der oberste Hüter der Kunstpflege im Lande,

sondern ist ein Kollegium von Schriftstellern und Poeten mit diesen heiklen Entscheidungen betraut, so werden wir uns wenigstens nicht länger mehr nach russischen Zuständen — zu sehnen brauchen. Es wird dann jede Entscheidung nur von der Frage abhängig sein, ob ein Bühnenwerk, mag es auch den gewagtesten Stoff behandeln, von einem künstlerischen Gewissen beherrscht ist, und wir werden nicht mehr die heillose ästhetische Begriffsverwirrung zu beklagen haben, die ich in einer Anzahl von Polizeiverdikten nachzuweisen hatte.

Richard Wagners persönlicher Charakter.

Eine Studie

von

Dr. Wilhelm Kienzl.

Das Kunstwerk stellt den letzten und höchsten Ausdruck des persönlichen Wesens des Künstlers dar, der es geschaffen. In anderm Falle hätte der Künstler gelogen — und lügen kann ein wahrer Künstler nicht. Wohl verstehe ich unter einem solchen nicht jeden, der Bilder malt, Verse drechselt oder ein Klavierstücklein komponiert. Ich spreche nur vom Auserwählten. In ihm sind Mensch und Künstler untrennbar. Wozu es ihn drängt, das muß er durch das Medium seiner Kunst äußern, ob es nun Hinz oder Kunz mißfällt oder nicht. Für ihn kann weder der Beifall des großen Haufens noch der materielle Gewinn noch auch die persönliche Eitelkeit die Triebfeder seines Schaffens bilden, sondern nur das unabweisliche Bedürfnis, das zu äußern, wovon seine Seele ganz erfüllt ist. Wie mager würden die Bücher- und Musikalienkataloge der jährlichen Veröffentlichungen aussehen, wenn darin lediglich nur das verzeichnet stünde, was wirklichem Schaffensdrange, wahrem Ausdrucksbedürfnisse seine Entstehung verdankt!

Die Phrase, „er war ein großer Künstler, aber ein zweifelhafter Charakter", wer hätte sie nicht von dem oder jenem über manchen unsrer großen Künstler aussprechen gehört? Ein echter Künstler zu sein, vermag aber nur ein großer und guter Mensch. Dies lehrt uns die Geschichte aller Künste. Freilich müßte festgestellt werden, was unter einem guten Menschen zu verstehen sei. So sonderbar es auch klingen mag: über weniges herrscht solche Unklarheit als gerade über diesen Punkt. Vor allem wird oft der Charakter eines Menschen mit seinem äußeren Wesen verwechselt. Ich meine, es lohnte sich doch, bei bedeutenden Individualitäten etwas weiter in die Tiefe zu steigen, den Beweggründen ihrer Handlungen mehr nachzugehen, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, und gar,

in persönlichen Schwächen, von denen ja bekanntlich niemand frei ist, nicht gleich Charakterfehler zu erblicken. Es ist ein geradezu tragisches Geschick großer Künstler, welche ihr Bestes einer kalten Welt mit Liebe spenden, daß sie eben von dieser Welt gesteinigt oder gekreuzigt werden, der sie nur Gutes thaten. Woraus wäre dies sonst zu erklären, als aus der Ichsucht der Menschheit, welche über dem Neide, den ihr der strahlende Glanz des Genius erweckt, die ihr in reichem Maße zu teil gewordenen Segnungen vergißt, die geeignet wären, sie über das Gemeine zu erheben und ihren Horizont zu erweitern. „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen.“ Die den Menschen eigne neidvolle Verkleinerungs- und Schmähsucht hat sich an alles Große herangewagt, und kein Weltbeglücker ist ihr entgangen. Auch der große Meister nicht, von dem diese Zeilen handeln sollen.

Wo nicht Bosheit und Neid im Spiele sind, tritt das philisterhafte Unvermögen an ihre Stelle, die Handlungen höher gearteter Menschen begreifen zu können. Das mußte vor allen Goethe erfahren, dessen Leben man nur zu häufig nach den spießbürgerlichen Gesetzen der Alltagsmenschen beurteilen hört. Das Gesetz soll im Menschen selbst leben, nicht außer ihm. Und so ist es auch bei den Großen. Jene überwiegende Menge von Leuten aber, in denen überhaupt gar nichts ist, gehen solchen unbequemen Riesennaturen mit der aus dem Katechismus der Wohlanständigkeit oder allenfalls aus Umgangsregeln gelernten Weisheit zu Leibe. Was sie nicht einzuteilen und in die gewohnten Verhältnisse zu ordnen vermögen, ist „vom Uebel“ oder besteht für sie überhaupt nicht.

Zu jenen unbequemen Erscheinungen, die sich nicht willig in den gewohnten Rahmen der Alltäglichkeit fügen, gehörte auch Richard Wagner. Was hat dieser Mann nicht alles über sich ergehen lassen müssen, von den Mückenstichen kleinlicher Moraldusler an, bis zu den ehrenrührigsten, schändlichsten Anschuldigungen seiner erbitterten Neider und Feinde! Wohl war es dem Meister nicht gut möglich, auch nur annähernd alle Gemeinheiten zu lesen, die durch Jahre hindurch Tag für Tag die Presse wider ihn schleuderte, geschweige denn sie abzuwehren oder dagegen gerichtlich Klage zu führen. Er mußte sie im Bewußtsein seiner Reinheit ruhig über sich ergehen lassen und das schwere Schicksal der Großen auch auf sich nehmen — zu leiden und zu dulden. Als endlich der gealterte und kränkliche Mann in seinem „Wahnfried“ nach den Stürmen eines wildbewegten Lebens Ruhe gefunden und sein Riesengeist sich die Anerkennung der Welt durch eigne Macht erzwungen hatte, entlud sich allerdings die in vielen Jahren in ihm angehäufte Bitterkeit oft in seltsamer Weise: er verwechselte Freund und Feind mit einer seinem von Ursprung an optimistisch und vertrauensselig angelegten Naturell widersprechenden Argwöhnigkeit, welche die Bitternisse einer reichen, leidvollen Lebenserfahrung in sein Wesen gleichsam von außen hineingetragen hatten. Dazu kam noch die durch den fortwährenden Lebenskampf, durch aufreibende rastlose Arbeit und zunehmende Kränklichkeit hervorgerufene Nervosität, die seine Selbstbeherrschung lähmte und bei den geringfügigsten Anlässen heftige Zornesausbrüche hervorrief. Wie gar manche seiner ergebensten

Freunde hatten unter solchen zu leiden;[1]) doch welcher von ihnen hätte ihm nicht verziehen? Angesichts des vielen Guten, das er ihnen erwiesen, und des Herrlichen, das er geschaffen, verstand sich das von selbst. Große Naturen sind in allem groß, so auch in der Leidenschaft. Mit welcher Herzensgüte bat Wagner jedem das ihm zugefügte Leid ab, wenn der Zorn verraucht war. Man mußte das miterlebt haben. Wie aber die Welt nun einmal ist: sie berichtete wohl eifrig vom unbändigen Zorne des Meisters, von seiner Güte aber — schwieg sie.

Was sonst noch alles hat man Wagner vorgeworfen! Ich will hier das am häufigsten geltend Gemachte aufzählen. Daß endlich der Urteilslose oder der das leichtsinnig und böswillig Verbreitete nicht gewissenhaft Prüfende zu dem Ergebnisse kommen muß, Wagner sei zwar ein großer Künstler, aber als Mensch ein Scheusal und Narr gewesen, wird jeder zugeben, der mir in das Labyrinth der Gemeinheiten folgt, die Neid, Bosheit und Unverstand auf den Wehrlosen gehäuft haben.

Rücksichtslosigkeit, Undankbarkeit, Fürstendienerei, revolutionäre Gesinnung, Egoismus, Arroganz, Leichtsinn, Verschwendungssucht, Launenhaftigkeit, Schmähsucht nennen sich die schönen Dinge, welche die liebevollen Zeitgenossen, und ganz besonders die Deutschen, ihrem größten mitlebenden Künstler in unzähligen Varianten nachzusagen nicht müde wurden.

Um Wagners „Undankbarkeit" zu beleuchten, zerrte man insbesondere die abfällige Kritik hervor, die er in seinem theoretischen Werke „Oper und Drama" über das frivole Wesen Meyerbeerscher Kunst niederlegte, und bemühte sich, daran nachzuweisen, wie schlecht Wagner die großen Dienste lohnte, die ihm der auf dem Gipfel seines Ruhmes stehende Meyerbeer geleistet hat, indem er sich zu einer Zeit für den „Rienzi" verwendet hatte, in der Wagner noch ganz unbekannt war. In diesem Falle ist es vor allem geboten, Person und Sache voneinander zu scheiden. Wagner war die Wahrhaftigkeit selbst, außerdem eine dramatische, im hohen Grade äußerungsbedürftige Natur. Was ihm am Herzen lag, mußte er aussprechen, zumal in Dingen seiner Kunst. Er hielt dies für eine heilige Pflicht. In einer Darstellung der Entwicklung der Oper, ihres Aufschwunges bis Gluck und ihres Niederganges nach Weber konnte überdies eine so sehr in die Bewegung eingreifende Persönlichkeit wie Meyerbeer nicht fehlen. Wäre es nun besser gewesen, Wagner hätte seine Meinung über das Verderbliche der Meyerbeerschen Richtung unterdrückt oder gefälscht, nur aus Rücksichtnahme auf einen persönlichen Dienst, den ihm zu leisten Meyerbeer einmal zufällig in der Lage gewesen war? Welche Bewandtnis es übrigens mit diesem Dienste hatte, das erfahren wir zum erstenmal in wahrheitsgetreuer Darstellung im ersten Teile des zweiten Bandes von Glasenapps neuer Wagner-Biographie.[2])

---

[1]) Mein eignes Erlebnis mit Wagner (1879), das einer Meinungsverschiedenheit über Robert Schumann entsprang, möge der geneigte Leser in meinem Buche „Miscellen" (Leipzig, H. Matthes, 1886), Seite 303—306 nachlesen!

[2]) „Das Leben Richard Wagners" von C. F. Glasenapp, II. Band, 1. Abteilung, Leipzig, Breitkopf & Härtel).

Zur Dankbarkeit scheint also Wagner nicht viel Veranlassung gehabt zu haben. Ganz abgesehen davon aber, ist es mir wohl gestattet, hier einen Vergleich zu machen. Wenn es gilt, in den Krieg zu ziehen gegen einen Erbfeind, der die Güter unsrer geliebten Nation gefährden will, werden wir da zögern, die Kugel ins feindliche Heer zu senden, weil sich in demselben zufälligerweise einige unsrer persönlichen Freunde befinden, die uns einmal Aufmerksamkeiten erwiesen haben? Ich denke, die Sache steht doch höher als der Einzelne. Es galt aber in dem Falle Meyerbeer, das deutsche Volk vor demjenigen zu warnen, der mit Flitter und unechter Empfindung dem Idealismus unsers Volkes Gefahr brachte, und dessen Verlockungen es schon halb erlegen war. Wagners Worte über Meyerbeers Kunst (nicht über seine Person!) bedeuteten einen ehrlichen Angriff mit geöffnetem Visier. Politischer wäre es allerdings gewesen, wenn Wagner geschwiegen hätte, wie gewisse Kunstmucker, die höchstens so zu sprechen wagen, daß sie nicht allgemein verstanden werden können. Und warum hat man es andern Musikern nicht übel genommen, wenn sie in heiligem Zorne über Meyerbeer herfielen? Man lese nur, was der wohlwollende, edle und milde Robert Schumann über Meyerbeer geschrieben hat, wobei es doch nur gegolten hatte, eine — allenfalls vermeidliche — einzelne Theaterkritik zu schreiben. Wagner hingegen hat eine große Idee in einem mehr als vierhundert Seiten starken Buche entwickelt, in dem nur einige von Meyerbeer handeln. Keines seiner Worte reicht aber an die vernichtenden Ausdrücke heran, die der sonst so zurückhaltende und in sich gekehrte Schumann gebraucht hat, wie Gemeinheit, Unnatur, Verzerrtheit, Unsittlichkeit, Unmusik des Ganzen.

Eine gewisse Rücksichtslosigkeit muß jedem großen, zielbewußten Genie eigen sein; sie gehört zu seinem Wesen, welches einem bestimmten Ziele geradeaus zustrebt, das es unter allen Umständen zu erreichen sucht. Es will dieses aber nicht für sich selbst, sondern für sein Ideal gewinnen; und von solchem Gesichtspunkte aus muß Wagners Meyerbeer-Kritik betrachtet werden. Daß Wagner dankbar war, hat er in andern Fällen oft bewiesen; man lese nur den Briefwechsel mit Franz Liszt,[1]) jenem Freunde, dem er allerdings außerordentlich viel zu danken hatte; man lese die Briefe an seine Freunde Uhlig, Fischer und Heine, man lese seinen Nachruf an Chordirektor W. Fischer,[2]) seine „Erinnerungen an Ludwig Schnorr von Carolsfeld“ [3]) (seinen herrlichen Tristan), und nicht zuletzt auch den „Brief über Liszts symphonische Dichtungen“,[4]) der nicht zuletzt als ein Akt der Freundschaft gegen den aufopferungsvollen Freund aufgefaßt werden kann. Die unbedingte Aeußerung dessen, was Wagners Herz erfüllte, war seinem Wesen so entsprechend, daß er oft auch auf sich selbst und seine eigensten Interessen keine Rücksicht nahm. So mußte er es zum Beispiel

1) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

2) R. Wagners gesammelte Schriften und Dichtungen. V. Band.

3) R. Wagners gesammelte Schriften und Dichtungen. VIII. Band.

4) R. Wagners gesammelte Schriften und Dichtungen. V. Band.

wissen, daß er sich mit seinem Lustspiele in antiker Manier, „Eine Kapitulation",[1]) in dem er Frankreich in schärfster Weise verhöhnte, dieses Land für seine Kunst auf lange hinaus, wenn nicht auf immer, verschließe. Gerade dieses satirische Stück war es auch, das Saint-Saëns seinerzeit als das unübersteigliche Hindernis öffentlich bezeichnete, welches der Aufführung des „Lohengrin" in Paris entgegenstehe. Daß diese endlich doch stattfand und gelang, beweist nur die alles besiegende Macht des Genius, die schon aus diesem Werke des Meisters spricht.

Rasch und unmittelbar — ich will es gerne zugestehen: oft zu rasch — war der große Künstler in seinen mündlichen Aeußerungen. Wie oft ist er einer unglücklichen Eingebung des Augenblicks gefolgt und hat Dinge gesagt, die zwar von seinem Standpunkte aus richtig waren und seiner innersten Ueberzeugung entsprachen, die er aber selbst gerne wieder ungesagt gemacht hätte, nachdem er den verheerenden Eindruck, den das Gesprochene gemacht, bemerkt hatte. So war dies zum Beispiel gelegentlich der von ihm geleiteten Aufführungen einiger seiner Werke in Wien, als er die nun „geflügelten" Worte zum Publikum sprach: „soweit eben die vorhandenen Kräfte reichten". Auf solche Art kam es, daß er mit vorschnellen Aeußerungen zuweilen ihm ganz und treu ergebene Freunde tief kränkte, ohne es im Grunde gewollt zu haben.

Alles dies zeugt aber für die große Wahrhaftigkeit des Wagnerschen Charakters, sowie für eine schon in der überaus raschen Ausführung schnell und sicher gefaßter Entschlüsse zu Tage getretene seltene Energie. Diese beiden Eigenschaften waren Wagners hervorstechendste menschliche Charakterzüge; sie stellen alle andern Seiten seines Wesens in Schatten. Er erfaßte alles mit feurigster Leidenschaftlichkeit und wich von dem einmal als richtig erkannten Wege unter keinerlei Umständen ab. Seine künstlerische und theoretische Konsequenz steht daher in der gesamten Kunstgeschichte gewiß einzig da.

Seiner besseren Ueberzeugung hat er stets alles willig geopfert, seine materielle Existenz, seine Ehrenstellungen, sein eheliches Glück. Er hungerte lieber, als daß er sein Ideal im Stiche gelassen haben würde. Eine Oper à la Meyerbeer, zu der ihm das technische Vermögen sicher nicht gemangelt hätte, würde ihm zu einer Zeit ein sorgloses Leben bereitet haben, in der er für die Vollendung und Aufführung des Nibelungenringes gedarbt hat. Daß ihm die neidvolle, gemeine Welt trotzdem noch vorzuwerfen gewagt hat, er habe Schulden gemacht, weil er in der Schweizer Not einige Freunde um Geldbeträge zur Fristung seines Lebens angegangen, die er nach besten Kräften zurückzuzahlen bemüht war, macht das Maß der Niederträchtigkeiten voll, die man einem herrlichen deutschen Künstler angethan hat.

Haben nicht auch andre große Deutsche in der Not um das tägliche Brot sich an Freunde gewendet, die in der Lage waren, ihnen zu helfen? Und ist diese traurige Thatsache etwa eine Schande für sie selbst gewesen; war sie es nicht viel mehr für das gegen alles aus seiner Mitte hervorgehende Große teil-

[1]) R. Wagners gesammelte Schriften und Dichtungen. IX. Band.

nahmslose deutsche Volk, das seine Geisteshelden am Hungertuche nagen ließ, während es ausländischen Götzen opferte? Und hat sich das etwa heute zum Guten verändert? Ohne schamrot zu werden, veröffentlicht und liest der Deutsche die Briefe eines Schiller, eines Mozart, in welchen sich die Sorge um das tägliche Brot in Bitten um Hilfe an mitleidsvolle Freunde Luft macht. Solch ein Brief Schillers hängt unter Glas und Rahmen im Schillerhäuschen zu Gohlis. Man sollte denken, es müsse das leidenschaftliche Streben der Söhne und Enkel sein, solche Schuld der Väter zu sühnen. Dem ist aber nicht so. Man unterstützt nicht nur unsre heutigen bedeutenden Künstler nicht, nein, man verhöhnt sie im Elend und mit ihnen ihre Kunst und mißgönnt es ihnen sogar, wenn es ihnen endlich gelungen ist, sich ein sorgenloses Dasein zu erringen. Alles dies hat sich ganz besonders an Richard Wagner neuerdings erwiesen. Hätte nicht ein idealer Fürst des großen Künstlers sich angenommen, seine erhabensten Werke wären ungeschaffen geblieben. Diesen königlichen Freund und Helfer hat man ihm aber auch nicht gegönnt; ja, man hat beide geschmäht und sie sogar dem Fluche der Lächerlichkeit preisgegeben. Anstatt sich darüber zu freuen, daß die Gunst eines Mächtigen einen Würdigen getroffen hat, der die Welt mit seinem Schaffen beglückte, suchte man das ideale Verhältnis zu trüben und zu zerstören, indem man von gewisser Seite den begünstigten Meister als staatsgefährlich hinstellte und aus der Nähe Ludwigs II. zu entfernen trachtete. Wagner war auch niemals ein Revolutionär im politisch-gravierenden Sinne, weder zur Zeit des Dresdener Aufstandes,[1]) noch später in München, sondern ein Schwärmer im idealsten Sinne des Wortes, ein Weltverbesserer, aber kein mutwilliger Zerstörer. Das Wort „Revolution“ bedeutete ihm nicht Umsturz, sondern Umgestaltung der gesellschaftlichen Ordnung, und zwar — wie er es in seiner Schrift „Kunst und Revolution“ darstellte — durch die Wirkung der Kunst, in erster Linie der nach seiner Ueberzeugung dazu vornehmlich berufenen musikalisch-dramatischen Kunst.

Daß diese seine Ansicht keine irrtümliche war, beweist der ungemessene Einfluß, den die Wirkung der Wagnerschen Dramen auf das gesamte Gemüts- und Geistesleben der deutschen Nation gewonnen hat, wodurch unser Kulturleben sich sogar teilweise schon umgestaltet hat.

Die einen nannten ihn also Revolutionär, andre hingegen wieder Fürstendiener! — Vereint sich das? So krasse Widersprüche sprechen deutlich genug. War es dort die freimütige Darstellung ihm vorschwebender gesellschaftlich idealer Zustände, so war es hier die dankbare Liebe, Anhänglichkeit und Verehrung für jenen Fürsten, der ihm die Grundbedingungen seines Schaffens gleichsam wiedergab, die zu so gehässiger Beurteilung herausforderten.

Einem Fürsten wie dem herrlichen Bayernkönige Ludwig II. als Künstler ergeben zu sein, ist ebensowenig Fürstendienerei, wie es unter ganz anderartigen

[1]) Siehe darüber das Prachtwerk „Richard Wagner“ von H. St. Chamberlain, München, 1896.

Umständen Goethes Verhältnis zu Herzog Karl August von Weimar gewesen ist. Hätte man ein gegenteiliges Verhalten nicht mit Recht Undankbarkeit nennen müssen? Ich könnte interessante Fälle erzählen (sie haben sich in Bayreuth und Berlin zugetragen), in denen Richard Wagner den schlagenden Beweis lieferte, daß er nichts weniger als ein Fürstendiener und Wohlredner gewesen ist. Doch darüber muß heute noch geschwiegen werden.

Die lächerlichste, dem Meister zugeschriebene Eigenschaft war die der — „Arroganz"! Was denn hätte sich unser größter Künstler angemaßt? War es vielleicht Arroganz, wenn Gutenberg sich selbst als den Erfinder der Buchdruckerkunst bezeichnete? Oder war Wagner das nicht, was er in gesundem Selbstgefühle von sich behauptete? Uebrigens lese man einmal den Brief an Liszt aus Zürich vom 6. Dezember 1856, in dem der Satz steht: „Ich fühle mich als Musiker zu miserabel ..." oder den vom 8. Mai 1857, in dem es heißt: „... seit unserm letzten Zusammensein kam ich mir wieder wie ein gräßlich stümperhafter Musiker vor", oder gar den aus Luzern vom 8. Mai 1859 mit den Worten: „Wie jämmerlich ich mich als Musiker fühle, kann ich Dir gar nicht stark genug versichern; aus Herzensgrund halte ich mich für einen absoluten Stümper ... welch innige Ueberzeugung von meiner eigentlichen musikalischen Lumpenhaftigkeit!" ... Wie stimmt nun gar das zu obiger Anschauung? Klingt das etwa wie Arroganz?

Andre sagen wieder: daß er sich selbst als großer Künstler gefühlt, verdrießt uns nicht, daß er aber über seine großen Vorgänger geschimpft und sie in den Augen der Welt in Wort und Schrift herabgesetzt hat, das können wir ihm nicht verzeihen. Ich frage nun: wo und wann hat denn Wagner dies gethan? Warum lesen jene seichten Ankläger nicht seine Schriften, in denen er unsern großen Meistern begeisterte Worte weiht? — „Ich glaube an Gott, Mozart und Beethoven" — diesen rührenden Ausspruch eines echten Künstlers kann unmöglich ein Verächter dieser Meister gethan haben. Er ist von Wagner. Und welch goldene Worte voll glühender Bewunderung hat Wagner Mozarten gewidmet! Wie überschwenglich äußerte er sich über „Don Juan", „Die Zauberflöte" und gar über den „Figaro"; und welch ein Denkmal hat er in seiner großen Schrift „Beethoven" diesem Heros gesetzt! Wie viel erst hat er mit That und Wort zur Förderung des Verständnisses für Bach, Beethoven, Weber gethan! Wenn er über J. S. Bach sagt: „Er ist die Geschichte des innersten Lebens des deutschen Geistes während des grauenvollen Jahrhunderts der gänzlichen Erloschenheit des deutschen Volkes", oder über Webers „Freischütz": „O, mein herrliches deutsches Vaterland, wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich schwärmen, wäre es nur, weil auf deinem Boden der ‚Freischütz' entstand!" so klingt dies doch nicht verächtlich. Wie viele begeisterte Aussprüche Wagners sind uns in seinen Schriften und durch mündliche Ueberlieferung über Bach, Palestrina, Haydn, Gluck, Mozart, Beethoven, Cherubini, Schubert, Spohr, Weber, Marschner erhalten! Aber auch über Rossini, Spontini, Auber, Bellini, Mendelssohn und andre hat er sich sehr anerkennend und günstig geäußert. Es ist also nur Ent-

stellung von Thatsachen, Verleumdung und Bosheit, wenn man sich bemühte, Wagner als Herabsetzer und Verkleinerer seiner Vorgänger und seiner Zeitgenossen hinzustellen. Gewiß war ihm die Art eines oder des andern Komponisten weniger oder gar nicht sympathisch, wenn sie mit seinem ausgeprägten Naturell zu sehr im Widerspruche stand, wie dies zum Beispiel bei Schumann, Brahms und andern der Fall war. Ist das so unbegreiflich? Wir wissen doch, daß solche Antipathien oder Idiosynkrasien bei manchem bedeutenden Meister vorhanden waren. Denken wir an Spohrs ablehnendes Verhalten gegen den „späteren“ Beethoven, an Beethovens Vorurteil gegen Weber, Schumanns gegen Wagner, Mendelssohns gegen Liszt, Rubinsteins gegen Brahms und so weiter! Bei Wagner, dem so vielen Unbequemen, hat man aber schier alles in feindseligem Sinne ausgelegt. Ihm hat man Ungerechtigkeit gegen andre vorgeworfen, vergaß aber dabei, wie schwer man ihn Tag für Tag als Menschen und Künstler gekränkt hat. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, auf das originelle Tappertsche „Wagner-Lexikon“ hinzuweisen, ein „Wörterbuch der Unhöflichkeit, enthaltend grobe, höhnende, gehässige und verleumderische Ausdrücke, welche gegen den Meister Richard Wagner, seine Werke und seine Anhänger von den Feinden und Spöttern gebraucht worden sind.“

Was Keulenschläge nicht vermochten, sollten Mückenstiche erzielen. So begann man, Wagner mit allen erdenklichen Kleinlichkeiten zu ärgern, zu verletzen und lächerlich zu machen; man zerrte seine häuslichen Gewohnheiten an die Oeffentlichkeit, man schämte sich nicht, Honorarkapital aus der unbefugten (!) Publikation von Privatbriefen Wagners, ja seiner — Schneider- und Tapeziererrechnungen bei seinen Lebzeiten zu schlagen. Aehnliches ist wohl kaum je einem andern Sterblichen passiert. Und zu solchem Treiben stellten „Weltblätter“ die Spalten ihrer Feuilletons zur Verfügung! So kam es, daß die Leute nachgerade mehr von Wagners Kleidungsstücken und Fenstervorhängen, als von seinen Werken wußten. Es ist ja wahr: Wagner liebte den Luxus; dieser war ihm mehr Bedürfnis wie manchem andern Künstler.[1]) Sammet und Seide schienen ihm schier unentbehrlich — ob mit Recht, wer will darüber entscheiden? Bekanntlich bedarf fast jeder Künstler — besonders aber der sensible Musiker — sinnlicher Anregungen zum Schaffen, der eine dieser, der andre jener. Solche lassen sich nicht mit der Sonde der Vernunft beurteilen und sind überdies ganz individueller Art. Welchem Maler von Michelangelo bis Makart hat man es verübelt, daß er sein Atelier nach seinem persönlichen Geschmacke ausschmückte, und wenn er es auch noch so luxuriös und phantastisch gethan hat? Ja, keinem Kapitalisten, der als einzige Leistung das Couponabschneiden aufzuweisen hat, und keinem hohlköpfigen Parvenu bestritt man das persönliche Recht, seine Salons nach Belieben auszustatten. Dem großen Meister aber, der nach unsäglichen Leiden und Kämpfen endlich das ersehnte Heim gefunden, wollte man es zum Danke für das ewig

[1]) Man lese die köstliche Zeltgeschichte in Weißheimers Buch „Erlebnisse mit R. Wagner, Liszt u. s. w.“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1898), Seite 231 bis 232.

Schöne, mit dem er von da aus die Welt beglückte, durch Spott und Hohn verleiden. Was gehen die Welt die Privatbedürfnisse und -gewohnheiten eines Künstlers an, was kümmern sie Schillers faule Aepfel, deren er zur Anregung beim dichterischen Schaffen nicht entraten zu können glaubte, was Beethovens Bad, was Wagners Barett? Zu welcher Wichtigkeit hat man diese häusliche Kopfbedeckung des Meisters aufgebauscht! Von den Baretten dagegen, die die meisten modernen Maler in ihrem Atelier tragen, sprach und spricht kein Mensch. Das Letzte wäre ja gewiß an sich harmlos, wenn es nicht mit so mancher andern Kleinigkeit zum Ausgangspunkte schwerwiegender Behauptungen gemacht worden wäre, die keinen andern Zweck verfolgten, als den der systematischen Herabsetzung und Verspottung des Menschen und Künstlers um jeden Preis und bei jeder Gelegenheit. Ja, man ging so weit, als es in einem Rechtsstaate nicht für möglich gehalten werden sollte. So veröffentlichte ein Münchener Irrenarzt[1]) elf Jahre vor Wagners Tode (!) eine Schrift, in welcher er mit der ernsthaftesten Miene wissenschaftlicher Forschung (in der That aber doch nur aus Sensations- und Gewinnsucht) den Nachweis zu führen suchte, daß Wagner ein Wahnsinniger sei. Ein so unerhörtes Vorgehen mußte die heilige Entrüstung jedes anständigen Menschen wachrufen. Der größte Teil der Presse aber beschäftigte sich scheinbar ernstlich mit diesem Pamphlet. Dabei hatte man aber in blindem Eifer vergessen, daß mit dieser Behauptung Wagnern jede Zurechnungsfähigkeit für seine so leidenschaftlich getadelten „schlechten Charaktereigenschaften“ genommen war. Doch das verschlug nichts, handelte es sich ja nur um Schlechtmacherei ohne Wahl der Mittel und unter allen Umständen.

Noch etwas andres hatte man an Wagner zu bemäkeln. Es entsprach der Universalität seines Geistes, seiner Bildung und seinem innersten Bedürfnisse, sich in den verschiedenartigsten Kulturfragen zu äußern. Darin drückte sich sowohl sein unabweisbarer Drang nach Wahrheit, wie auch seine unverwüstliche Menschenliebe aus. Wie übel hat man ihm aber jede solche Aeußerung, durch welche er für Kurzsichtige den Kreis seines Wirkungsgebietes zu überschreiten schien, genommen! „Er ist Musiker (sic!), hat also nicht zu dichten,“ sagten die vom Katheder sanktionierten Herren Poeten; „wie darf er sich unterstehen, zu philosophieren?“ die Professoren der systematischen Philosophie, die ja Schopenhauer schon so sehr in sein Herz geschlossen hatte; „das Politisieren soll er bleiben lassen!“ die Parlamentarier von der Majorität Gnaden; „was geht ihn die Vivisektion an?“ die gelehrten Tierfolterer. Sie begriffen nicht, daß es sich in den bezüglichen Aeußerungen des Meisters nicht um unberufene dilettantische Einmischung in Partei-, Zunft-, Fach- oder Tagesfragen handelte, sondern um die Beleuchtung aller Erscheinungen der Welt vom Standpunkte des künstlerischen Menschen aus. Wer die betreffenden Schriften vorurteilslos

[1]) Dr. Theodor Puschmann heißt der Mann. Er starb erst vor wenigen Monaten in Wien. Seine Schrift betitelt sich: „Richard Wagner, eine psychiatrische Studie“, 3. Auflage, Berlin 1873.

liest und ihren sittlichen Kern ins Auge faßt, wird in ihnen nicht ein Vielerlei erkennen, sondern stets nur eins: die harmonische Persönlichkeit des sich äußernden Künstlers in ihrem Verhältnisse zur Welt. Die Alltagsköpfe freilich können ohne Klassifizieren und Rubrizieren nicht fertig werden. Ihr Leitspruch lautet nach ihrer Beschränktheit immer nur: „Schuster, bleibe bei deinem Leisten!“ Nach ihrer armseligen Anschauung müßte die herrlichste Wahrheit unausgesprochen bleiben, wenn sie einer gefunden hat, der zu ihrer Offenbarung durch seine zünftige oder gesellschaftliche Stellung nicht berechtigt ist. O, über das jämmerliche Philistertum!

Wie hat dieses es dem auf dem Gipfel des Ruhmes stehenden Goethe fühlen lassen, daß er sich unterfangen hatte, in seiner Wirbeltheorie und „Metamorphose der Pflanzen“ von seinem eigentlichen Berufe weit abliegende Gebiete zu pflegen! Obschon er in diesen Disciplinen nicht nur Wahres, sondern Neues, Außerordentliches, Bahnbrechendes gesagt hatte, wurde er ignoriert, verhöhnt und in seine Schranken zurückgewiesen. Heute allerdings gilt der Goethesche „Zwischenknochen“ als Axiom, die Metamorphose der Pflanzen als Grundlage der ganzen neueren Pflanzenphysiologie. Aehnlich erging es vielen großen Geistern, wenn sie ihr eigenstes, von der Welt sanktioniertes Feld verlassen, oder wenn sie auch nur einen Ausflug in ein von ihnen bisher nicht berührtes Schwestergebiet ihres Faches gemacht haben. Wehe dem, der die Grenzen seines gewohnten Wirkungskreises nur ein wenig überschreitet, auch wenn er noch so Bedeutsames zu sagen hat! Wahrhaft große Geister müssen sich aber äußern, da die ihnen sich erschließende Erkenntnis mit Naturgewalt nach Ausdruck verlangt. Und das innerlich Geschaute der Welt zu verkündigen, ist ihre hehrste Pflicht, ob sie nun diese dafür vergöttert oder kreuzigt. Für uns Deutsche sind und bleiben Goethe und Wagner die leuchtendsten Beispiele fruchtbarer Universalität. Sie waren aber auch in des Wortes erschöpfendstem Sinne Menschen.

Was spricht bei Wagner mehr dafür als sein Verhältnis zur Tierwelt? Es lag ihm natürlich ferne, in seinem berühmten Briefe an Ernst v. Weber[1]) über die wissenschaftliche Tierfolter (Vivisektion) den Standpunkt des Naturforschers einzunehmen, als welcher er nicht gelten wollte. Der seinige war lediglich der des Ethikers. Als solcher durfte ein so großer Künstler in so wichtiger Sache unbedenklich seine Stimme erheben. Gewinn genug, wenn ihre Geltung es mit bewirkt hätte, daß die gräßliche und raffinierte Folterung hilfloser Tiere heute wenigstens einigermaßen eingeschränkt würde. Die Tierfreundlichkeit Wagners war ein Hauptzug seines mitleidsvollen Wesens, seines weichen Herzens. Der bekannte Hans v. Wolzogen hat eine sehr lesenswerte Broschüre veröffentlicht, deren Stoffwahl schon durch ihre Eigenart interessiert: „Richard Wagner und die Tierwelt“.[2]) Darin wird unter anderm aus des Meisters Jugend eine reizende Kaninchengeschichte erzählt. Auch der Tod seines kleinen

---

[1]) R. Wagners gesammelte Schriften und Dichtungen, X. Band.

[2]) Leipzig, H. Hartung & Sohn. 1890.

Papageis, den er in Zürich hatte, wird erwähnt, und rührend klingt es, wenn man darüber in einem Briefe an Freund Uhlig (Dresden) liest: „Ja, wenn ich Euch sagen könnte, was mir mit diesem Tierchen gestorben ist!! — Es ist mir ganz gleichgültig, ob man mich darüber auslacht: was ich empfinde, das empfinde ich nun einmal, und ich habe nicht mehr Lust, meinen Empfindungen Zwang anzuthun; allerdings müßte ich denen, die mich auslachen könnten, Bücher darüber schreiben, um ihnen begreiflich zu machen, was einem Menschen, der mit allem nur auf die Phantasie angewiesen ist, solch ein kleines Geschöpf sein und werden kann." — Ohne Hund war Wagner nie, selbst nicht in den sorgenvollsten Zeiten seines Lebens. In Magdeburg, Riga, Zürich, Biebrich, Penzing bei Wien, München, Bayreuth spielen seine vierfüßigen Freunde Robber, Peps, Leo, Ruß, Marke, Brange, Kunde, Fasolt, Fafner, Frisch, Fricka, Froh, Freia eine große Rolle. Besonders von Peps in Zürich ist in vielen Briefen an seine Freunde die Rede. Der spätere große Lieblingshund Wagners, Ruß, liegt neben des Meisters Gruft begraben, wo er ihm noch selbst die Inschrift gesetzt hat: „Hier ruht und wacht Wagners Ruß". Einen tiefen Blick in des Meisters Herz lassen uns einige seiner auf die Tierwelt bezüglichen Aussprüche thun, die in den „Entwürfen, Gedanken und Fragmenten" [1]) enthalten sind; so zum Beispiel: „Die Tiere sind so gut, daß sie alles willig leiden würden, könnte man ihnen nur die Nützlichkeit davon beibringen"; und in seinem dramatischen Entwurfe aus dem Jahre 1848 „Jesus von Nazareth": „Was erwarten wir von einer Religion, wenn wir das Mitleid mit den Tieren ausschließen?" Es versteht sich wohl von selbst, daß ein Mann, der so viel Mitgefühl mit den Tieren hatte, auch gegen seine Mitmenschen gütig und hilfbereit war, wo immer sich Gelegenheit dazu bot. Daß er nicht allen ihn bestürmenden Komponisten Verleger zur Veröffentlichung und Bühnen zur Aufführung ihrer Werke, und nicht allen Musikern, die ihn um Förderung baten, Anstellungen und dergleichen verschaffte, beweist gar nichts gegen diese Behauptung. Wie hätte er es auch können? Dazu fehlte ihm die Zeit und vielfach auch die Ueberzeugung von dem Werte des zu Empfehlenden. Hierher gehört das von Wendelin Weißheimer in seinem Buche „Erlebnisse mit Richard Wagner, Liszt u. s. w." [2]) geschilderte Verhalten Wagners zu dessen mit seinen künstlerischen Grundsätzen in keinerlei Hinsicht sich deckender Oper „Theodor Körner". Die wahllose Förderung von Künstlern, wie sie der edle Liszt — nicht immer zu Nutz und Frommen der Kunst — gepflegt hat, war Wagners Sache nicht. Wohl hat auch er Künstlern die Wege geebnet, aber eben nur solchen, von deren Würdigkeit er die feste Ueberzeugung hatte. Ich nenne hier die Namen: Baumgartner, H. v. Stein (siehe die Vorrede Wagners zu dessen genialen dramatischen Bildern „Helden und Welt"), [3]) Semper, Ritter, Cornelius, v. Bülow, Hans Richter, Franz Fischer, Anton Seidl,

---

[1]) Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1889, bezw. 1887.

[2]) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898.

[3]) Chemnitz, Ernst Schmeitzner. 1888.

Sgambati. Er half auf seine Art. In Bayreuth erzählt man sich viele Züge von der Herzensgüte Wagners gegen Leute aus dem Volke, deren einzelne Erwähnung hier wohl zu weit führen würde. Wagner verkehrte überhaupt gerne mit Landleuten und einfachen, naiven Menschen, die ihm bezüglich der Wahrhaftigkeit ihres Wesens „dem Tiere, welches nicht lügen kann," zunächst standen. Und diese Wahrhaftigkeit, die in so hohem Grade sein Eigen in Kunst und Leben war, suchte er so häufig vergebens an den Kulturmenschen. Von Natur aus mitteilsam, vertrauensselig, hingebungsvoll, wurde er mit der Zeit immer eingezogener und mißtrauischer gegen die Menschen, mit denen er ungezählte bittere Erfahrungen gemacht hatte. Eigentümlicherweise war der große Dramatiker und Kenner des menschlichen Herzens kein Menschenkenner im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Immer wieder hat er sich in ihnen getäuscht: sein Bestes gab er oft Unwürdigen dahin, und treue Freunde, die alles für ihn hingegeben haben würden, hielt er für Verräter und ließ es sie fühlen. Doch dies alles ist erklärlich; man braucht ja nur die Beschreibung seines sturmbewegten Lebens zu lesen.[1]) Daß sich unter solchen Umständen auch gewisse Eigenheiten heranbilden mußten, wird niemand befremden. Unter diese gehören: Wagners Abneigung gegen Bärte (er wünschte auch die Heldengestalten seiner Dramen mit wenigen Ausnahmen bartlos) und die gegen Brillen, seine der sonstigen Zielsicherheit seines Wesens widersprechende Planlosigkeit in Sachen der Gesundheit (war er unwohl, so galt es ihm als größte Beruhigung, recht viele Arzneien zu nehmen, die auf sein subjektives Befinden eine Art von suggestivem Einflusse ausübten), seine Vorliebe für Sammet als Kleidungsstoff, seine Anhänglichkeit an altgewohnte Kleidungsstücke, die er mitunter den Dienern, an welche sie seine Frau verschenkt hatte, wieder ablöste, seine Vorliebe, ihm sympathische Menschen zu necken, ja mit einer gewissen harmlosen Rücksichtslosigkeit zu behandeln oder vor andern in Verlegenheit zu setzen.[2]) Ich frage aber: welcher bedeutende Mensch hat keine Sonderlichkeiten an sich gehabt?

Ganz unbeschreiblich groß war die Ueberschwenglichkeit seines Ausdruckes von Freude und Zorn. So konnte er vor Zorn schäumen, ja sogar thätlich

---

[1]) C. F. Glasenapps ausgezeichnetes biographisches Werk „Das Leben Richard Wagners" (bisher drei Bände bei Breitkopf & Härtel in Leipzig) sei hier warm empfohlen.

[2]) Ich selbst war im Jahre 1879 Zeuge folgender kleiner Vorkommnisse: So sagte er einmal vor andern scherzend zu seinem geliebten Franz Liszt: „Ich bin nicht mit violetten Handschuhen auf die Welt gekommen wie du!" — Ein andermal — es war, als Liszt mit Thränen in den Augen von Bayreuth nach Rom abreiste — rief er ihm vom Bahnsteig aus laut, aber im Tone gemütlicher Beschwichtigung zu: „Geh! du alter Römling!" — Einen voll Verehrung ihn besuchenden begeisterten alten Musiker, der ein vollbewußter Wagnerianer war (J. H. L.), empfing er mit den satirischen Worten: „Sie wollen wohl die Arie und Romanze (!) der Kundry hören?" — Gelegentlich einer illustren Gesellschaft in „Wahnfried", bei der Liszt und Joseph Rubinstein den „Huldigungsmarsch" zu vier Händen spielten, rief er unmittelbar vor dem Vortrage laut aus: „Passen Sie mal auf, meine Verehrtesten: nun kommt die Ouverture zur großen Oper von R . . . . ." (R., ein ganz junger Komponist, war anwesend).

werden, vor Freude aber sich buchstäblich auf den Kopf stellen. In solcher Position empfing er einmal einen zurückkehrenden, überrascht eintretenden Freund. Sein Ausdrucksbedürfnis überstieg ebenso wie manche seiner Eigenschaften weit das Maß des Gewöhnlichen. In toller Laune gebärdete er sich wie ein Kind, redete thatsächlich dummes Zeug ohne jeden Sinn und Zusammenhang und ließ seiner olympischen Stimmung frei die Zügel schießen. Es war, als habe er das unabweisliche Bedürfnis, den Verstand auszuschalten und nur das augenblicklich herrschende Gefühl walten zu lassen. War man Zeuge solcher Vorkommnisse, so mußte man sich unwillkürlich an den Kopf greifen und sich fragen: Ist das wirklich der unsterbliche Schöpfer des Nibelungenringes und des „Parsifal"? Hierher gehört auch sein berühmter Ausspruch beim Festmahle nach der ersten Bayreuther Aufführung des „Ring des Nibelungen": „Nun aber auch kein vernünftiges Wort mehr!" Hat der nicht etwas wahrhaft Klassisches an sich?

Man denkt an Goethes:

„Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebärde:
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde."

Auch hier drückt sich das Bedürfnis eines großen Geistes aus, sich mit der ganzen Kraft der kindlichen Heiterkeit in die reine Empfindung des Augenblickes zu stürzen. Bei großen Künstlern sind die Fähigkeiten des Geistes und Gemütes so harmonisch und gleichmäßig entwickelt, daß sie eines fortwährenden Ausgleiches bedürfen; so war es bei Goethe, bei Mozart und eben auch bei Wagner.

Nun ist es siebzehn Jahre her, daß der Meister, von dem diese Zeilen handeln, für immer von uns geschieden ist: „Er starb, — ein Mensch wie alle!" Seitdem hat sich manches in der Beurteilung seines menschlichen Wesens geändert. „Der Tod ist wie ein Blitzstrahl, der verklärt, was er verzehrt," sagt Grillparzer so schön. Die Leidenschaften, die der Lebende wachgerufen, legen sich nun allmählich, und nur der Genius spricht in seinen Werken zur Nachwelt. Der große Chor der Schwätzer und Verleumder findet seine Rechnung nicht mehr; aber ganz ruht sie noch immer nicht, die Bosheit derjenigen, für deren Katzenaugen das helle Licht zu grell ist, das die Heldengestalt des verklärten Meisters noch immer ausstrahlt. So hat man sich nicht geschämt, Wagners Familienverhältnisse schändlich zu entstellen, nach seinem Tode hervorzuzerren und der Gemeinheit preiszugeben.

Die treue Liebe und Sorge des Meisters für seine erste Frau, die zwar herzensgut war, seine Größe aber nie verstanden und ihm mit Kleinlichkeiten das Leben vergällt hat, leugnete man, die „Beweise" dafür willkürlich aus der mehrjährigen örtlichen Trennung der Ehegatten schöpfend, und befleckte dadurch seinen edeln Charakter, der sich darin dokumentierte, daß man nie ein Wort der Klage aus seinem Munde hörte oder in einem seiner vielen Briefe findet, neuerdings mit Kot. Es ist noch nicht der Tag gekommen, der der Zunge und

Feder des Ehrlichen das volle Recht giebt, sich über diesen und manchen andern tragischen Punkt in Wagners Leben rückhaltlos zu äußern. Ist er da, dann werden sie gewiß nicht davor zurückscheuen, den bergenden Schleier zu lüften und den Charakter des nunmehr völlig wehrlosen Künstlers von den letzten Schlacken zu reinigen, die Niedertracht und schamlose Verleumdung ihm anzudichten nimmer müde geworden sind.

Ueber die Pest.

Von

Prof. Dr. A. Weichselbaum.

Das Wort „Pest" war von jeher im stande, bei den Laien, aber auch bei manchen Aerzten, eine Reihe der schreckhaftesten Vorstellungen wachzurufen. Es rührt dies davon her, daß namentlich im Mittelalter Europa wiederholt von äußerst mörderischen Seuchen heimgesucht worden war, welche man schlechtweg als Pest oder Pestilenz bezeichnet hatte. Heutzutage weiß man zwar, daß es sich hierbei nicht immer um eine und dieselbe Krankheit gehandelt hatte; aber es ist dessenungeachtet sicher, daß jene wohl charakterisierte Krankheit, welcher wir heute den Namen „Pest" oder „Beulenpest" beilegen, in der Seuchengeschichte Europas durch lange Zeit, vom sechsten Jahrhundert bis in die neuere Zeit, eine ganz hervorragende Rolle gespielt hat.

Zum ersten Male trat in Europa die Pest als verheerende Epidemie im sechsten Jahrhunderte zur Zeit des Kaisers Justinian auf. Sie war damals von Unterägypten ausgegangen und hatte sich nicht nur über die Nordküste Afrikas und weiterhin über Palästina und Syrien nach Europa ausgebreitet, sondern letzteres nach den Angaben des Chronisten Warnefried „bis zu den Grenzen der bewohnten Erde" überzogen und während ihres mehr als fünfzigjährigen Herrschens „Städte entvölkert und das Land in eine Einöde verwandelt, so daß die wilden Tiere dort eine Zufluchtsstätte fanden, wo früher Menschen gewohnt hatten."

Seit dieser Zeit ist Europa ein sehr häufiger Schauplatz der genannten Seuche gewesen, und die Verheerungen, welche sie hierbei setzte, waren derart, daß ihr Name sich tief in das Gedächtnis der Völker einprägte als der Inbegriff aller grausigen Schrecken, mit denen Krankheit und Tod den Menschen bedrohen können.

Ganz besonders verheerend war aber jener Seuchenzug der Pest im vierzehnten Jahrhundert, welcher unter dem Namen „der schwarze Tod" bekannt ist, und der nicht nur Europa, sondern die ganze bewohnte Erde heimgesucht

hatte; betrug doch die Gesamtzahl seiner Opfer in Europa allein mindestens fünfundzwanzig Millionen, also circa den fünften Teil der damaligen Bevölkerung unsers Weltteils.

Welch furchtbaren Eindruck diese Pandemie — so nennt man nämlich eine weitausgreifende Epidemie — auf die Zeitgenossen machte, geht aus den zahlreichen Schilderungen hervor, welche Chronisten, Aerzte und Dichter und zwar mitunter in den lebhaftesten Farben entwarfen; am bekanntesten hiervon ist die Darstellung Boccacios im Decamerone.

Doch auch in den folgenden Jahrhunderten wütete die Krankheit wiederholt auf unserm Erdteile, und erst gegen Ende des siebzehnten und zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts zog sie sich mehr zurück, zunächst nach dem Südosten Europas, um schließlich auch diesen zu verlassen; in Deutschland war sie zum letzten Male in den beiden ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts aufgetreten, während die letzte Epidemie in Europa überhaupt jene in Konstantinopel im Jahre 1841 gewesen war. Hiermit war aber die Pest nicht etwa von der Welt verschwunden, sondern sie hatte sich einstweilen nur nach ihren alten Schlupfwinkeln in Asien zurückgezogen.

Im Winter 1879 wurde Europa von neuem aufgeschreckt, als die Kunde durch die Zeitungen ging, daß in Wetljanka, einem russischen Dorfe im Gouvernement Astrachan, die Pest ausgebrochen sei. Die österreichische und deutsche Regierung entsandten sogar zum Studium der Krankheit eine Kommission dorthin; da aber deren Mitglieder nur mehr wenige Kranke zu Gesicht bekamen, so konnte nicht mit voller Sicherheit festgestellt werden, ob es sich damals wirklich um Pest gehandelt hatte. Die betreffende Krankheit hatte ungefähr drei Monate gedauert und dreihundertsechzig Personen, das ist circa zwanzig Prozent der dortigen Bewohner, dahingerafft.

Eine größere Bedeutung mußte man aber dem Ausbruche der Pest im Jahre 1894 in Kanton und Hongkong (China) beimessen. Wenn auch hierdurch mit Rücksicht auf den nicht sehr intensiven Handelsverkehr zwischen Europa und diesen Städten und auf ihre große Entfernung noch keine unmittelbare Gefahr für Europa geschaffen wurde, so mußte man doch an die Möglichkeit denken, daß die Krankheit sich nach Indien ausbreite und von dort durch den Schiffsverkehr nach Europa verschleppt würde.

Diese Besorgnis erfüllte sich auch insofern, als die Seuche im September 1896 in Bombay ausbrach, wohin sie allerdings vielleicht nicht von Hongkong, sondern von einem andern, erst später zu besprechenden Pestherde gekommen zu sein scheint, und als thatsächlich noch in demselben Monate in London auf Schiffen, welche von Bombay abgegangen waren, zwei tödliche Pesterkrankungen sich ereigneten, die freilich zu keiner weiteren Ausbreitung der Krankheit führten.

Der Name „Pest", welcher nahezu ganz in Vergessenheit geraten war, tauchte nun plötzlich wieder auf, in den Zeitungen, in den Bureaux der Behörden, aber auch in den gewöhnlichen Tagesgesprächen. Freilich hatte er in den Augen der Fachmänner bereits viel von seinen mittelalterlichen Schrecken eingebüßt, da

inzwischen, nämlich während der Epidemie in Hongkong, der Erreger der Pest entdeckt worden war, und man daher mit mehr Zuversicht auf eine wirksame Bekämpfung der Seuche hoffen konnte.

Immerhin war aber das Wesen der Pest, die Art ihrer Ausbreitung und Entstehung, in vielen Punkten noch in Dunkel gehüllt, weshalb die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien den Entschluß faßte, eine Expedition von Aerzten zum eingehenden Studium der Pest, nicht nur ihrer Entstehungs- und Ausbreitungsart, sondern auch der durch sie im Organismus hervorgerufenen anatomischen Veränderungen und ihrer Krankheitssymptome, nach Bombay zu entsenden, ein Entschluß, welcher auch von der Sanitätsverwaltung Oesterreichs kräftigst unterstützt wurde. Dem Beispiele der österreichischen Akademie folgte bald die deutsche und weiterhin die russische Regierung, und schließlich wurden auch von Italien Aerzte zu dem gleichen Zwecke nach Bombay entsendet. Durch die mit voller Hingebung und Aufopferung betriebenen Studien, welche auch nach der Rückkehr der heldenmütigen Forscher in den heimischen Instituten fortgesetzt wurden, gelang es, nicht nur einen vollen Einblick in das Wesen der Pest zu erhalten, sondern auch viele dunkle Punkte in der Entstehungs- und Verbreitungsart dieser Krankheit aufzuhellen und hierdurch eine sichere Basis für eine erfolgreiche Bekämpfung dieser früher so gefürchteten Seuche zu gewinnen.

Als im Herbst 1898 in Wien in jenem bakteriologischen Laboratorium, in welchem die Studien über die Pest fortgesetzt worden waren, ein Diener durch eigne Unvorsichtigkeit sich infiziert hatte, und an diesen Unglücksfall durch eine Verkettung von Umständen, an welchen aber die Betroffenen selbst schuld waren, zwei weitere Pesterkrankungen sich anschlossen, so wurde allerdings von mancher Seite teils aus Kurzsichtigkeit, teils aus Böswilligkeit, über die Peststudien in den europäischen Laboratorien der Stab gebrochen und die Berechtigung zu solchen Forschungen geradezu geleugnet, und zwar mit dem Hinweise darauf, daß die Pest eine „exotische“, das heißt eine außereuropäische Krankheit sei und daher kein Grund vorliege, sich in Europa mit Studien über diese Krankheit zu befassen. Die kommenden Ereignisse widerlegten aber gründlich diese leichtsinnige oder thörichte Anschauung; die Pest als Seuche ist nämlich inzwischen nicht nur immer näher an uns herangerückt, indem sie von Bombay nach Jeddah, einer nur wenige Tagereisen von Mekka entfernten Hafenstadt Arabiens, und im Frühjahre 1899 nach Aegypten verschleppt worden war, sondern sie hat im vorigen Sommer in Europa selbst, nämlich in Portugal (Oporto), festen Fuß gefaßt, ist also gegenwärtig zu einer europäischen Krankheit geworden. Sie hätte aber ebenso gut nach einem andern Punkte Europas, nach der Türkei, nach Italien, Triest, Frankreich und so weiter verschleppt werden können, sowie es auch nicht unwahrscheinlich ist, daß von Oporto aus eine Verstreuung der Krankheitskeime noch nach andern Gegenden erfolgen werde. Ebenso müssen wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Pest in Aegypten während dieses Winters eine zunehmende Verbreitung finden und von dort ein oder das andre Mal nach Europa verschleppt werden kann. Trotzdem brauchen

wir uns aber nicht einer maßlosen Angst hingeben und auch im Falle einer Einschleppung der Krankheit uns nicht von jenem panischen Schrecken übermannen zu lassen, von welchem im vorigen Herbste in Wien viele Kreise der Bevölkerung ergriffen worden waren, da dieselben von der Pest kaum andre Vorstellungen gehegt hatten, als sie im Mittelalter gang und gäbe gewesen waren. Uebrigens scheint man gegenwärtig in Europa thatsächlich gegenüber der Pestgefahr ruhiges Blut zu bewahren; wenigstens hat man sich angesichts des Pestherdes in Oporto nirgends, von Portugal selbst abgesehen, zu sinnlosen oder übertriebenen Maßregeln hinreißen lassen. Die Regierungen der meisten europäischen Staaten scheinen, wenn die Anzeichen nicht trügen, in der Pest nicht mehr einen schlimmeren Feind zu sehen als in der Cholera. Diese Auffassung ist aber auch eine ganz berechtigte; nach unsern heutigen Kenntnissen von der Seuche, welche wir aber in erster Linie der leider noch immer nicht hinlänglich gewürdigten, ja mitunter sogar verlästerten, bakteriologischen Forschung verdanken, erblicken wir in dieser Krankheit nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten ein grausiges, unangreifbares Gespenst, welches alles, was in seine Nähe kommt, mordet und in seinem Wüten durch nichts aufgehalten werden kann, sondern einen Feind, dessen Natur, Herkunft und Kampfesweise uns wohl bekannt sind, welchen wir aber auch zu fassen, zu bekämpfen und zu vernichten vermögen.

Wie anders war es aber im Mittelalter, ja selbst noch vor wenigen Decennien? Das Mittelalter hatte ja überhaupt von der Entstehung der Krankheiten und Seuchen ganz eigenartige, mystische Vorstellungen. Man glaubte an einen geheimnisvollen Einfluß der Gestirne oder an andre undefinierbare Einwirkungen des Weltalls. Das Auftreten der Pest wollte man durch eine Veränderung der Luft, durch eine „typhöse Konstitution“ derselben erklären, während manche wieder annahmen, daß sich verschiedene „bösartige Fieber“ in die Pest umzuwandeln vermögen. Später wurde es wohl den Aerzten klar, daß bei der Ausbreitung dieser Seuche nicht etwa geheimnisvolle Naturkräfte, sondern vor allem die Pestkranken eine wichtige Rolle spielen, indem in deren Organismus ein „Gift“ entstehe, welches auf Gesunde übertragen werden könne, daß also die Pest eine ansteckende Krankheit sei. Nur wurde diese an und für sich ganz richtige Vorstellung insofern verzerrt, als man der Pest eine geradezu schrankenlose Ansteckungsfähigkeit zuschrieb; die Folge davon war wieder, daß man gegenüber den Pestkranken die übertriebensten und wunderlichsten Vorsichtsmaßregeln beobachtete, ja sich selbst zu Akten grausamer Härte und Rücksichtslosigkeit fortreißen ließ. So trugen zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die römischen und französischen Aerzte bei ihren Krankenbesuchen nicht nur eigene Ueberkleider, Kopfbedeckungen und Handschuhe, sondern vor dem Gesichte noch eine mit wohlriechenden Spezereien gefüllte Schnabelmaske samt einer großen Krystallbrille und in der Hand einen langen Stock, mit welchem sie sich alles, was ihnen in den Weg kam, vom Leibe hielten. In Marseille werden jetzt noch in einem Spitale fast zwei Meter lange Zangen aufbewahrt, deren man sich in der Epidemie vom Jahre 1720

zur Berührung der Pestkranken bedient hatte; in Friaul warf man den Kranken durch die Fenster über einen halben Meter lange Messer zu, damit sie sich selbst ihre Abscesse öffnen könnten.

Die Scheu vor den Pestkranken und Pestleichen wurde allerdings durch die Thatsache genährt, daß in manchen Pestepidemien gerade jene Personen, welche mit ersteren berufsmäßig zu thun hatten, wie Aerzte, Krankenpfleger, Geistliche und Leichenträger, in auffallend großer Zahl von der Seuche hinweggerafft wurden. In Venedig starben im Jahre 1575 über 6000 Totengräber; in Marseille mußte man im Jahre 1720 die Galeerensträflinge zum Beerdigen der Pestleichen zwingen. In Köln fielen im Jahre 1665 in wenigen Monaten fast alle Alexianerbrüder als Opfer ihres Berufes. Im Jahre 1829 starben in der russischen Festung Achalczik alle Aerzte, in der Festung Varna 13 Aerzte und 30 Feldscherer an der Pest.

Neben der Ansicht von der außerordentlichen Ansteckungsfähigkeit der Pest wurde aber auch die gerade entgegengesetzte Anschauung gelehrt und vertreten, wobei man sich auf jene Fälle berief, in denen Aerzte, trotz der verschiedenartigsten Manipulationen bei Pestkranken, gesund blieben, anderseits auf das negative Ergebnis von Experimenten sich stützte, welche darin bestanden, daß man Eiter oder Blut von Pestkranken, sich oder andern Personen einimpfte oder die von Schweiß durchnäßte Wäsche von Pestkranken auf dem Leibe trug.

So blieb die Frage nach dem Wesen und der Entstehungsart der Pest bis in die neueste Zeit unaufgeklärt. Erst im Jahre 1894 bei der Epidemie in Hongkong entdeckten fast gleichzeitig ein japanischer und ein französischer Arzt, Kitasato und Yersin, mittels der bakteriologischen Untersuchungsmethode, welche schon bei der Erforschung der Ursache vieler andrer Infektionskrankheiten große Erfolge erzielt hatte, den Erreger der Pest.

Durch diese Entdeckung sowie durch die weiteren Untersuchungen, namentlich jene, welche von der 1897 nach Bombay entsendeten, österreichischen und deutschen Pestkommission angestellt worden waren, erlangte man nun einen klaren Einblick in jene Verhältnisse, welche auf die Entstehung und Ausbreitung der Pest von Einfluß sind. Wir wollen sie nun in folgendem etwas näher beleuchten.

Der Erreger der Pest ist ein Bazillus, das heißt ein äußerst kleines, nur mit sehr starken Vergrößerungen wahrnehmbares Pflänzlein, welches zu der großen Klasse der Bakterien gehört, das ist zu jenen mikroskopisch kleinen Pflanzen, welche in der Natur außerordentlich verbreitet sind und als Schmarotzer auf Pflanzen, Tieren und Menschen, sowie auf den verschiedensten, toten Substraten vorkommen und hierbei die mannigfaltigsten, chemischen Prozesse in dem Substrate, auf welchem sie sich befinden, hervorrufen. Dadurch, daß nicht wenige von ihnen auch in den lebenden Organismus eindringen und verschiedene für letzteren giftige Substanzen produzieren können, werden sie zu Erregern bestimmter Krankheiten; zu dieser Gruppe von krankmachenden (pathogenen) Bakterien gehört auch der Pestbazillus.

Von Wichtigkeit ist, daß er bei seiner Vegetation nicht jene widerstandsfähigen Gebilde hervorzubringen vermag, welche wir bei niedrig organisierten Pflanzen Sporen und bei den höher organisierten Samen nennen; er geht daher bei Einwirkung von Faktoren, welche im allgemeinen dem organischen Leben schädlich sind, rasch und vollständig zu Grunde. So verträgt er nicht die Wasserentziehung, das heißt die Eintrocknung des Substrates, auf welchem er sich befindet, desgleichen nicht die Einwirkung des Sonnenlichtes oder von Temperaturen, welche über 50 Grad Celsius sind; endlich wird er durch jene Chemikalien, welche man Desinfektionsmittel zu nennen pflegt (Karbolsäure, Lysol, Aetzkalk, Sublimat und dergleichen), auch wenn diese nicht konzentriert auf ihn einwirken, rasch getötet.

Der Pestbazillus vermag auf natürlichem Wege nur bestimmte Lebewesen zu infizieren; zu diesen gehören der Mensch und gewisse Nagetiere, namentlich die Ratten und die Mäuse. Außerdem giebt es noch eine Anzahl von Tieren, in deren Organismus der Pestbazillus zwar nicht auf natürlichem Wege gelangt, die man aber durch künstliche Einverleibung des Pestbazillus krank machen kann.

Was den Menschen betrifft, so dringt in seinen Organismus der Pestbazillus am häufigsten durch Verletzungen der Haut ein, wobei diese aber so geringfügig sein können, daß sie gar nicht beachtet zu werden pflegen; ferner, wenn auch weniger häufig, durch verletzte Stellen gewisser Schleimhäute, namentlich jener der Mundhöhle und der Atmungswerkzeuge. Es sind aber zu dem Eindringen des Pestbazillus nicht unbedingt Verletzungen erforderlich, da sowohl die Haut als die Schleimhäute zahlreiche kleinste Poren, nämlich die Mündungen der Ausführungsgänge bestimmter Drüsen, besitzen, in welche die Pestbazillen durch Reiben von Fingern, Wäsche- oder Kleidungsstücken, wenn an diesen pestbazillenhaltige Substanzen haften, hineingepreßt werden können. Anderseits muß es nach dem Eindringen des Pestbazillus noch nicht unausweichlich zur Erkrankung kommen, da der Organismus des Menschen eine Anzahl von Schutzvorrichtungen besitzt, durch welche die eingedrungenen Bazillen vernichtet oder in ihrer Vermehrung behindert werden können. Es erkranken daher durchaus nicht alle jene Personen, welche sich einer Infektion mit Pestbazillen auf die eben beschriebene Weise ausgesetzt haben.

Sind aber die Schutzmittel des Organismus gegenüber den eingedrungenen Pestbazillen unzureichend, so werden diese sich nun mehr oder weniger rasch vermehren, jedoch, wenn die Haut die Eingangspforte bildet, sehr selten in letzterer selbst, sondern erst in den benachbarten Lymphdrüsen, wohin sie durch den Säftestrom, das ist durch die sogenannten Lymphgefäße, transportiert werden; die Lymphdrüsen stellen also in den meisten Fällen die ersterkrankten Organe dar. Sie schwellen hierbei sehr stark an, werden schmerzhaft, können später auch vereitern und selbst aufbrechen; man heißt sie Bubonen.

Bleiben die Pestbazillen auch weiterhin in den Lymphdrüsen lokalisiert, so nimmt der Krankheitsprozeß in der Regel einen günstigen Verlauf, und das Individuum genest. Wenn aber die Bazillen früher oder später in das Blut

übertreten und sich daselbst ebenfalls vermehren, so kommt es zu mehr oder minder schweren Störungen des Gesamtorganismus, denen der Kranke sehr häufig, mitunter sogar sehr rasch, erliegt. Aus diesem Grunde ist der Krankheitsverlauf auch in jenen Fällen ein sehr ungünstiger, in welchen der Pestbazillus durch die Atmungsorgane, insbesonders durch die Lunge, eindringt, weil er von da aus leicht ins Blut gelangen kann.

Das eben Gesagte bietet die Erklärung hierfür, daß man bei der Pest des Menschen drei Formen unterscheiden kann.

Die erste und häufigste Form ist jene, in welcher die Lymphdrüsen ausschließlich oder vorwiegend erkrankt sind, bei welcher also Bubonen auftreten; sie wird deshalb auch die Bubonenpest genannt. Da Verletzungen der Haut am häufigsten an den entblößt getragenen Stellen derselben entstehen, also an den Füßen und Händen, so werden wir die Bubonen auch am häufigsten an den unteren und oberen Gliedmaßen und zwar in der Leistengegend und Achselhöhle vorfinden. Es ist weiterhin leicht verständlich, daß bei jenen Individuen, welche häufig oder ausschließlich mit nackten Füßen herum zu gehen pflegen, wie es zum Beispiel bei den armen Eingeborenen in den warmen Ländern der Fall ist, die Bubonen zumeist in der Leistengegend, das ist zwischen Oberschenkel und Unterleib, auftreten, während wieder bei Kindern, welche mit ihren Händen die verschiedensten Objekte berühren oder letztere zum Munde führen, der Bubo sehr häufig in der Achselhöhle oder am Halse zum Vorschein kommt.

Die zweite Form ist die Lungenpest oder Pestpneumonie, welche durch das Eindringen des Pestbazillus in die Lunge verursacht wird und in einer schweren Entzündung dieses Organes besteht. Diese Form war offenbar in der äußerst bösartigen Pestepidemie des vierzehnten Jahrhunderts besonders stark vertreten, und da die hiermit behafteten Kranken häufig einen sehr reichlichen, blutigen Auswurf liefern, war für die damalige Seuche der Name „schwarzer Tod“ entstanden.

Die dritte und schlimmste Form der Pest ist jene, bei welcher der Pestbazillus sehr bald ins Blut gelangt und sich daselbst stark vermehrt. Diese Form tötet in so kurzer Zeit, daß sich während derselben auch keine deutlichen Bubonen entwickeln können.

Auch die zweite Form der Pest, die Lungenpest, ist recht bösartig, da sie sehr häufig tödlich endet, wenn auch ihr Verlauf weniger stürmisch zu sein pflegt als bei jener dritten Form.

Die erste Form, die Bubonenpest, ist aber die relativ gutartigste; sie verläuft nicht selten ganz milde und endet häufig, wenn auch mitunter erst nach recht langer Zeit, in Genesung.

Nach dem eben Gesagten ist es klar, daß die Sterblichkeit der Pest in den verschiedenen Epidemien und auch in den verschiedenen Stadien derselben, je nachdem die eine oder andre Krankheitsform vorherrscht, eine sehr ungleiche sein kann; sie schwankt daher im allgemeinen zwischen 40 und 90 Prozent. Jedenfalls ist aber die durchschnittliche Mortalität der Pest nicht größer als

zum Beispiel jene der Cholera, was deshalb hervorgehoben werden soll, weil hierüber vielfach noch, nicht nur bei Laien, sondern auch bei Aerzten, falsche Vorstellungen bestehen.

Was die auch dem Laien wahrnehmbaren Krankheitssymptome der Pest betrifft, so ist die häufigste Erscheinung das Auftreten von Bubonen an den schon früher angegebenen Stellen, welche weiterhin vereitern und zur Geschwürsbildung Veranlassung geben können. Bei der Lungenpest ist, wie auch schon früher angedeutet wurde, stets ein reichlicher, mehr oder weniger blutig gefärbter Auswurf zu beobachten. Sonst soll noch erwähnt werden, daß nebst einem mehr oder minder heftigen Fieber oft schon frühzeitig große Benommenheit der Sinne, die sich mitunter selbst zu Delirien steigert, vorhanden ist. Keineswegs bietet aber der Pestkranke einen grauenerregenden Anblick dar; sein Aussehen ist jedenfalls weniger abstoßend als zum Beispiel das eines Blatternkranken.

Wir haben schon früher gehört, daß die in den Organismus eingedrungenen Pestbazillen sich innerhalb desselben sehr stark vermehren; ein Teil der neu entstandenen Bazillen verläßt aber wieder den Organismus und zwar mit den verschiedenen Auswurfstoffen des Kranken. Von diesen sollen hier der Eiter der aufgebrochenen Bubonen und der bei Pestpneumonie durch Husten nach außen beförderte Auswurf (Sputum) genannt werden; während aber der erstere häufig nur mehr eine kleine Zahl von Pestbazillen enthält, können mit dem Auswurfe außerordentlich große Mengen von Bazillen ausgeschieden werden.

Die auf die angegebene Weise nach außen gelangenden Pestbazillen können nun in den Organismus andrer Personen eindringen und hierdurch auch bei diesen die Pest hervorrufen. Dies geschieht entweder in der Art, daß die Bazillen mit dem betreffenden Auswurfstoffe direkt auf verletzte Hautstellen eines andern Menschen gelangen, wenn dieser zum Beispiel mit Pestkranken zu manipulieren hat, oder die Bazillen kommen zunächst auf verschiedene, leblose Objekte, wie Wäsche, Kleider und dergleichen, und erst durch Vermittlung dieser, vorausgesetzt, daß auf ihnen die Bazillen nicht etwa durch Vertrocknung des Auswurfstoffes oder durch andre schädliche Einflüsse vernichtet wurden, auf verletzte Hautstellen von Personen, welche mit den genannten Objekten zu thun hatten. Ferner können die Pestbazillen auch in die Mundhöhle oder in die Atmungsorgane andrer Personen gelangen und zwar dadurch, daß durch die Hustenstöße eines mit Pestpneumonie behafteten Kranken die ausgehustete, bazillenhaltige Flüssigkeit in Form kleinster Tröpfchen verspritzt wird, welche sich sogar einige Zeit in der Luft schwebend zu erhalten vermögen und dann mit letzterer von andern Personen eingeatmet werden können.

Es ist also kein Zweifel, daß die Pest von Kranken auf Gesunde übertragen werden kann, daß sie daher eine übertragbare oder ansteckende Krankheit ist.

Der Pestkranke wird aber nicht ausnahmslos, sondern nur unter gewissen Umständen die Krankheit auf andre Personen übertragen können. Ein Pestkranker, bei welchem zum Beispiel die Bubonen noch nicht aufgebrochen sind,

wird, falls nicht etwa andre pestbazillenhaltige Auswurfstoffe von ihm produziert werden, für seine Umgebung ganz ungefährlich sein. Aber auch nach dem Aufbruch der Bubonen wird er erst dann die Krankheit auf andre Personen übertragen können, wenn der Eiter des Bubo noch lebensfähige Pestbazillen enthält und auf verletzte Hautstellen einer andern Person kommt, diese also zum Beispiel mit verletzten Fingern den Eiter berührt. Gelangt aber der Eiter bloß auf unverletzte Körperstellen und wird er nicht etwa in diese förmlich eingerieben, oder kommt er zunächst auf Wäsche, Kleider und dergleichen und trocknet auf denselben vollständig ein, so ist er auch nicht im stande, die Krankheit auf andre Personen zu übertragen. Wir sehen also, daß die Bubonenform der Pest nur geringe Chancen für die Uebertragung dr Krankheit bietet.

Gefährlicher in dieser Beziehung ist dagegen die Lungenpest. Bei dieser Form liefern nämlich die Kranken, wie wir schon früher gehört haben, einen reichlichen Auswurf (Sputum), in welchem, wenigstens in dem spätern Stadium der Krankheit, große Mengen von Pestbazillen vorhanden sind. Dieser Auswurf vermag aber nicht bloß in analoger Weise wie der Buboneneiter, sondern häufig noch in andrer Weise die Krankheit zu übertragen, indem nämlich beim Husten des Patienten die Auswurfflüssigkeit in Form kleinster Tröpfchen verspritzt werden kann, welche entweder sogleich, oder da sie kurze Zeit in der Luft sich schwebend zu erhalten vermögen, erst etwas später auf verletzte Hautstellen gelangen oder mit der Luft eingeatmet werden können.

Aber auch dieser Modus der Uebertragung wird in der Regel nur gegenüber jenen Personen möglich sein, welche sich in der nächsten Umgebung des Pestkranken befinden. Eine Verbreitung der Krankheitskeime durch die Luft auf größere Entfernung, wie sie zum Beispiel bei Blattern, Scharlach, Masern und Flecktyphus stattfinden kann, erscheint bei der Pest ganz ausgeschlossen; denn wenn die die Pestbazillen enthaltenden Auswurfstoffe durch die Luft auf größere Entfernung fortgeführt werden sollten, müßten dieselben bereits ganz vertrocknet sein, was aber zugleich ein Absterben der Pestbazillen bedeuten würde. Aus diesem Grunde ist die Pest viel weniger ansteckend als die zuvor genannten Krankheiten.

Wegen der großen Empfindlichkeit der Pestbazillen gegenüber der Eintrocknung wird es auch sehr selten vorkommen, daß gesunde Personen die Krankheit etwa dadurch verschleppen, daß ihre Kleider durch Auswurfstoffe von Pestkranken verunreinigt wurden, da unter diesen Verhältnissen, wenigstens in sehr vielen Fällen, ziemlich rasch eine Eintrocknung des Auswurfstoffes stattfinden wird. Hiermit soll aber nicht behauptet werden, daß eine Verschleppung der Krankheitskeime durch Effekten überhaupt nicht möglich ist; sie wird dann möglich sein, wenn die Effekten, zum Beispiel Wäsche, durch Verwahrung in feuchten, kühlen und dunkeln Räumen längere Zeit in einem feuchten Zustande erhalten werden. Sicherlich spielt aber diese Art der Verschleppung keine hervorragende Rolle.

Dagegen kommt bei der Pest noch ein andrer Uebertragungsmodus in

Betracht. Wir haben früher gehört, daß auch Tiere, namentlich Ratten und Mäuse, von der Krankheit befallen werden können; ja, die Krankheit kann sich unter diesen Tieren dadurch sehr rasch ausbreiten, daß sie die Gewohnheit haben, ihre verendenden oder krepierten Genossen zu benagen oder aufzufressen, wodurch sie den Krankheitskeim auf kürzestem Wege in ihren Organismus bringen. Indem nun die an Pest erkrankten Ratten und Mäuse aus ihren Schlupfwinkeln zu kommen pflegen und so auf die Straße oder in die Wohnungen der Menschen gelangen können, ist Gelegenheit zur Uebertragung der Krankheit auf den Menschen gegeben.

Schon in früheren Zeiten, in denen man noch nicht den Erreger der Pest kannte und auch nicht wußte, daß die Krankheit von Tieren auf den Menschen übertragen werden könne, wurde von vielen Beobachtern hervorgehoben, daß in diesem und jenem Orte ein Massensterben der Ratten oder Mäuse entweder dem Ausbruche einer Pestepidemie vorausging oder sich während des Verlaufes der Epidemie einstellte. Heutzutage wissen wir, welcher Zusammenhang zwischen diesem Ereignisse und der Pest des Menschen bestand und besteht. Desgleichen können wir uns vorstellen, in welcher Weise die genannten Tiere durch pestkranke Menschen angesteckt werden können, da erstere an Orten sich aufzuhalten pflegen, wohin verschiedene Auswurfstoffe des Menschen gelangen, und da wir wissen, daß die Pestbazillen bei diesen Tieren auch vom Verdauungstrakte aus den Organismus infizieren können.

Schließlich soll noch erwähnt werden, daß eine Uebertragung der Pest auch noch durch Fliegen und blutsaugendes Ungeziefer (Flöhe, Wanzen, Läuse) möglich ist. Fliegen können nämlich, wenn sie mit Auswurfstoffen von Pestkranken in Berührung kommen und Partikelchen dieser Stoffe an ihrem Leibe hängen bleiben, letztere auf den Menschen übertragen, während bezüglich der andern Tierchen die Möglichkeit besteht, daß sie das Blut, welches sie Pestkranken entzogen haben, somit die etwa darin enthaltenen Pestbazillen, in Kratzwunden von Gesunden gewissermaßen einimpfen.

Es ist wohl leicht einzusehen, daß die Gelegenheit zur Uebertragung der Pest durch Ratten und Mäuse, sowie durch Ungeziefer um so reichlicher und häufiger gegeben sein wird, je unreinlicher die Menschen sind und unter je armseligeren Verhältnissen sie leben. Alle Beobachter aus alter und neuer Zeit stimmen darin überein, daß die Pest gerade die ärmsten Schichten der Bevölkerung mit Vorliebe ergreift, was nicht nur nach dem eben Gesagten leicht verständlich ist, sondern auch darin seine Erklärung findet, daß die Wohnungen der Armen häufig alle jene Eigenschaften (Ueberfüllung, schlechte Ventilation, mangelhafte Belichtung, Feuchtigkeit, Unreinlichkeit) besitzen, welche der Uebertragung der Pest namhaften Vorschub leisten. So giebt die Ueberfüllung der Wohnungen Gelegenheit zu vielfachen Berührungen zwischen Gesunden und Kranken, während schlechte Ventilation, mangelhafte Belichtung, Feuchtigkeit und Unreinlichkeit die Konservierung der Pestbazillen begünstigen. Diese Verhältnisse erklären es auch, warum die auf einer tieferen Kulturstufe stehenden Völkerschaften stets mehr von der Pest

heimgesucht werden, als jene, welche sich einer höheren Kultur erfreuen. So blieben während der letzten Epidemien in Hongkong, Bombay und andern Städten die europäischen Bewohner von der Pest fast ganz verschont, während unter der eingeborenen Bevölkerung die Krankheit sehr heftig wütete.

Daß während einer Pestepidemie jene Personen, welche berufsmäßig mit den Kranken oder Leichen zu thun haben, wie Aerzte, Krankenwärter, Geistliche, Leichenträger, häufig von der Krankheit ergriffen werden, ist nach dem, was früher über die Art der Uebertragung gesagt wurde, ganz begreiflich; doch können auch von diesen Personen die Reinlichen und Unterrichteten ganz frei bleiben.

Was die Frage nach der Heimat der Pest betrifft, so unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß diese Krankheit in Europa nur durch Einschleppung entstehen kann, und zwar erfolgte letztere in nahezu allen Epidemien aus dem Oriente. Diese Thatsache drängte schon vor langer Zeit zur Annahme, daß die Heimat der Pest in Indien und China zu suchen sei, und zwar wiesen gewisse Beobachtungen nach den in den südwestlichen Ausläufern des Himalaya gelegenen Distrikten Britisch Garhwal und Kuman, sowie nach der ebenfalls gebirgigen Provinz Jun-nan in China hin. Diese Annahme wurde noch bekräftigt durch Erfahrungen und Untersuchungen aus der neueren Zeit, denen zufolge in den erstgenannten Distrikten schon seit langer Zeit eine Krankheit, Mahamari genannt, heimisch (endemisch) ist, welche mit der Pest identisch zu sein scheint, und deren Ausbruch gewöhnlich auch ein Sterben der Ratten und Mäuse vorausgeht.

Da in der neueren Zeit noch bekannt wurde, daß in den an das Baikalgebirge grenzenden Steppenländern Ostsibiriens unter den dort lebenden Murmeltieren häufig eine auf den Menschen übertragbare, pestähnliche Krankheit vorkomme, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Pest von Haus aus eigentlich eine Tierseuche ist, eine Seuche, welche nämlich gewisse Nagetiere (Ratten, Mäuse, Murmeltiere) befällt, und von diesen auf den Menschen übergehen kann. Es ist ferner nicht unwahrscheinlich, daß diese Krankheit bei den genannten Tieren in den früher erwähnten Gegenden auch in einer mehr chronischen Form auftritt, aber von Zeit zu Zeit einen akuten Charakter annimmt und dann zu einer allgemeinen Tierseuche wird, und da die Bewohner dieser gebirgigen Distrikte in Räumen zu wohnen pflegen, in welche die erkrankten Tiere leicht Zutritt finden, so ist es begreiflich, daß weiterhin auch die Menschen von dieser Seuche befallen werden können. Man kann sich also vorstellen, daß in den genannten Gegenden die Pest weder unter den Tieren, noch unter den Menschen vollständig verschwindet, daß somit diese Gegenden, wie man sich auszudrücken pflegt, endemische Herde der Pest darstellen — in neuester Zeit wurde von R. Koch auch in Zentralafrika, in der Nähe der großen Seen, ein solcher Herd entdeckt — aus welchen wegen der Abgeschlossenheit dieser Distrikte zwar nicht häufig, aber doch von Zeit zu Zeit eine Verschleppung der Krankheit in andre, dem Verkehre mehr zugängliche Gebiete stattfindet.

Bei dieser Sachlage ist daher nicht zu hoffen, daß die Pest bald von der Erde verschwinden werde; im Gegenteile ist zu befürchten, daß in dem Maße, als die Heimatstätten der Pest dem Verkehre mehr und mehr erschlossen werden, auch die Verschleppung der Pest an Häufigkeit zunehmen wird, wodurch selbstverständlich auch die Gefahr für Europa vergrößert werden muß. Diese Perspektive braucht uns freilich nicht allzu sehr zu beunruhigen, denn wir stehen heutzutage der Pest nicht mehr so machtlos gegenüber, wie dies im Mittelalter, ja noch vor wenigen Jahren der Fall war.

Wenn wir uns nun fragen, auf welchen Wegen die Pest nach Europa gelangen kann, so bildet bei dem Umstande, daß zwischen Europa und jenen Orten Asiens, in denen die Pest in neuester Zeit epidemisch aufzutreten pflegt, ein intensiverer Verkehr nur zur See besteht, der Schiffsverkehr entschieden das wichtigste Transportmittel für den Erreger dieser Krankheit, und zwar kann derselbe entweder durch pestkranke Personen oder durch deren Effekten (Wäsche, Kleider) oder durch pestkranke Tiere (Ratten und Mäuse) oder endlich durch Waren importiert werden.

Durch pestkranke Personen wird eine Einschleppung namentlich dann möglich sein, wenn die Krankheit dieser Personen entweder nicht erkannt oder aber verheimlicht wird, was besonders auf solchen Schiffen der Fall sein kann, die keine Aerzte an Bord haben, freilich auch auf Schiffen, deren Aerzte nicht die erforderliche Erfahrung besitzen oder nicht nach ihrem besten Wissen und Gewissen handeln können. Im gegenteiligen Falle wird sich aber die Einschleppung der Pest durch kranke Personen leicht vermeiden lassen. Dasselbe gilt auch für die Einschleppung durch Effekten, die von Pestkranken stammen. Besteht nämlich auf dem Schiffe ein gut organisierter Sanitätsdienst, so werden verdächtige Effekten entweder überhaupt nicht zugelassen oder doch einer wirksamen Desinfektion unterzogen.

Was die Einschleppung durch Ratten und Mäuse betrifft, welche die Seeschiffe so häufig als ungebetene Gäste mit sich führen, so droht diese Gefahr dann, wenn unter ihnen auf unbemerkte Weise die Pest ausgebrochen ist. In diesem Falle ist nämlich zu besorgen, daß die erkrankten Tiere, da sie überallhin gelangen können, durch ihre pestbazillenhaltige Auswurfstoffe die verschiedensten Gegenstände auf dem Schiffe besudeln, welche dann wieder den Krankheitskeim nicht nur auf Personen des Schiffes, sondern nach ihrer Ausschiffung auch auf verschiedene andre Personen zu übertragen vermögen.

Bezüglich der Einschleppung der Pest durch Waren ist zu bemerken, daß dieselbe im ganzen nicht häufig vorkommen dürfte, und zwar deshalb, weil erstens Verunreinigungen von Waren durch Auswurfstoffe von pestkranken Personen sich nicht allzu oft ereignen werden und weil ferner der Oberfläche von Waren etwa anhaftende Pestbazillen, wenn erstere trocken ist, bald zu Grunde gehen müssen. Eine Ausnahme werden freilich jene Fälle bilden, in denen auf einem Schiffe unter den Ratten oder Mäusen die Pest ausgebrochen ist; nicht nur daß dann diese Tiere etwa vorhandene Waren mit ihren pestbazillenhaltigen Aus-

wurfstoffen besudeln können, werden auch die Pestbazillen auf derartigen Waren, falls letztere in dunkeln und feuchten Räumen aufbewahrt werden, lange Zeit lebensfähig bleiben.

Was die Einschleppung der Pest aus dem Oriente auf dem Landwege betrifft, so sind die Chancen hierfür, wie schon früher angedeutet wurde, vorläufig wenigstens, keine sehr großen. Abgesehen davon, daß der Verkehr auf diesem Wege gegenwärtig kein bedeutender ist, nimmt er auch so lange Zeit in Anspruch und ist dabei ein so vielfach unterbrochener, daß er die Pestkeime schon viel früher, also noch in Asien, absetzen müßte. Die Gefahr würde erst dann eine größere werden, wenn einmal direkte Eisenbahnlinien Europa mit den asiatischen Pestdistrikten verbinden, wozu allerdings durch die transsibirische Eisenbahn bereits der erste Schritt gemacht ist, oder wenn die Pest in solchen Gebieten Asiens auftreten würde, welche unmittelbar an Europa angrenzen.

Zum Schlusse wollen wir jene Maßregeln besprechen, welche sowohl gegen die Einschleppung als gegen die Ausbreitung der Pest von seiten des Staates sowie von den einzelnen Personen zu ergreifen und zu befolgen sind.

Was die Maßregeln gegen die Einschleppung der Pest aus dem Oriente betrifft, so ist bei dem Umstande, daß eine solche Gefahr, wenigstens gegenwärtig, zumeist vom Seewege her droht, zunächst der Schiffsverkehr mit jenen Orten, in denen die Pest herrscht, in entsprechender Weise zu überwachen. In dieser Beziehung wurde in der vor einigen Jahren in Venedig abgehaltenen internationalen Sanitätskonferenz eine Reihe von Maßnahmen vorgeschlagen, welche zwar in einigen Punkten eine übertriebene Strenge aufweisen, aber sonst als zweckentsprechend bezeichnet werden können.

Nach den Beschlüssen der genannten Konferenz werden die aus Pestorten kommenden Schiffe in verseuchte, verdächtige und unverdächtige unterschieden. Als verseucht werden jene Schiffe bezeichnet, auf welchen die Pest herrscht oder in den letzten zwölf Tagen Pesterkrankungen vorgekommen sind; als verdächtig jene Schiffe, auf welchen zur Zeit ihrer Abfahrt oder noch später Pest aufgetreten war, aber während der letzten zwölf Tage keine neue Erkrankung an Pest sich ereignet hatte, während als unverdächtig jenes Schiff zu gelten hat, welches weder vor der Abfahrt noch später Pestkranke an Bord hatte.

Für die verseuchten Schiffe wird die Ausschiffung und Isolierung der Pestkranken, sowie die ärztliche Beobachtung der übrigen Personen bis zu zehn Tagen an einem isolierten Orte, die sogenannte Quarantäne, vorgeschrieben, ferner die Desinfektion aller Schiffsräume, in denen Pestkranke waren, sowie der Wäsche und sonstigen Gebrauchseffekten der letzteren, endlich die Desinfektion des Gepäcks der Mannschaft und der Passagiere.

Für verdächtige Schiffe wird die ärztliche Revision der Passagiere angeordnet, welche aber auch nach ihrer Ausschiffung an ihrem späteren Aufenthaltsorte durch zehn Tage ärztlich überwacht werden müssen; im übrigen sind die-

selben Desinfektionsmaßregeln wie auf den verseuchten Schiffen durchzuführen. Die unverdächtigen Schiffe können ohne weiters zum freien Verkehr zugelassen werden.

Die Maßregeln gegen die Einschleppung der Pest auf dem Landwege (Eisenbahnen) können sich im allgemeinen auf die ärztliche Revision der Reisenden und ihres Gepäckes an den Einbruchsstationen beschränken; finden sich unter ihnen Pestkranke oder Pestverdächtige, so müssen dieselben von der Weiterreise ausgeschlossen und in einem Isolierspitale untergebracht werden. Im übrigen sind noch jene Maßregeln zu treffen, welche wir später für jene Fälle anführen werden, in denen im Lande selbst eine Pesterkrankung auftritt. Eine Absperrung der Grenzen durch einen Militärcordon, wie sie in früheren Zeiten öfters und selbst noch gegenwärtig in Portugal versucht wurde, ist nicht nur überflüssig, sondern führt, wie vielfache Erfahrungen gelehrt haben, nicht zum angestrebten Ziele, ja begünstigt sogar die Einschleppung und Weiterverbreitung der Pest.

Da durch Waren, wie wir schon früher gehört haben, eine Verschleppung der Pestkeime nur in seltenen Fällen möglich ist, so sind weitgehende Beschränkungen im Warenverkehre oder gar ein allgemeines Einfuhrverbot durchaus nicht gerechtfertigt; die meisten Staaten Europas beschränken sich auch gegenwärtig auf das Verbot solcher Waren, die noch am ehesten Träger von lebensfähigen Pestkeimen sein können, wie Leibwäsche, alte und getragene Kleidungsstücke, benütztes Bettzeug und Hadern.

Wir kommen endlich zur Erörterung jener Maßregeln, welche gegen die Ausbreitung der Pest, also in jenem Falle zu treffen sind, wenn im Lande selbst die Pest ausgebrochen ist. Hierbei ist aber zu bemerken, daß manche dieser Maßregeln schon vor dem Ausbruche der Seuche, bei drohender Pestgefahr, durchzuführen sind. Hierher gehört vor allem die Verbesserung der allgemeinen, hygienischen Verhältnisse, insbesondere in Bezug auf die Wohnung und die persönliche Reinlichkeit. Wie schon an andrer Stelle auseinandergesetzt worden war, begünstigen überfüllte, dunkle, feuchte, unreinliche und schlecht ventilierte Wohnungen im hervorragenden Maße die Konservierung und Uebertragung des Pestbazillus; aus diesem Grunde sollen daher die Sanitätsbehörden ihr Hauptaugenmerk der Beseitigung dieses hygienischen Mißstandes zuwenden.

Kommt nun in einem Orte eine pestverdächtige Erkrankung vor, so ist zunächst der betreffende Kranke vollständig zu isolieren, was am besten in einem zweckmäßig eingerichteten Spitale möglich sein wird, während alle Auswurfstoffe sowie die mit letzteren in Berührung gekommenen Gegenstände (Wäsche, Kleider und dergleichen) zu desinfizieren sind. Weiterhin ist es die wichtigste Aufgabe, sogleich durch kompetente Fachmänner die Natur dieser Erkrankung feststellen zu lassen und zwar, da die anfänglichen Krankheitssymptome eine sichere Diagnose gewöhnlich nicht ermöglichen, durch die bakteriologische Untersuchung. Diese Aufgabe ist deshalb von so großer Wichtigkeit, weil die Bekämpfung der Seuche gerade zu ihrem Beginne alle Aussichten auf Erfolg hat. Die Pest breitet sich nämlich anfänglich nur ganz allmählich aus, wodurch sie sich von der Cholera

und dem Typhus unterscheidet, welche mitunter explosionsartig auftreten; es ist deshalb zu Beginn relativ leicht möglich, die Ausbreitung der Pest hintanzuhalten. Aus diesem Grunde ist auch, falls Vorsorge für die bakteriologische Untersuchung der verdächtigen Krankheitsfälle getroffen wurde, durchaus keine Ursache zu einer besonderen Aufregung und Beunruhigung vorhanden und dies um so weniger, als auch die ersten Krankheitsfälle keine den Handel und Wandel irgendwie störenden Maßregeln erheischen; es ist daher geradezu die Pflicht der Behörden, in diesem Sinne aufklärend und kalmierend auf die Bevölkerung zu wirken, um sie von unbesonnenen und etwa den allgemeinen Wohlstand schädigenden Schritten abzuhalten.

Sobald in dem verdächtigen Krankheitsfalle die Pestnatur mit Sicherheit nachgewiesen wurde, sind die schon früher getroffenen Isolierungs- und Desinfektionsmaßregeln selbstverständlich in verläßlicher Weise fortzusetzen; auch die Wartpersonen des Pestkranken müssen isoliert und überdies streng verhalten werden, sowohl die Auswurfstoffe des Pestkranken und alle hiermit verunreinigten Gegenstände der Desinfektion zuzuführen, als auch ihre Hände und sonstigen Körperteile, wenn sie mit dem Pestkranken oder dessen Auswurfstoffen in Berührung gekommen waren, zu desinfizieren. Damit nicht etwa Ratten und Mäuse sich infizieren können, muß besonders darauf gesehen werden, daß die Auswurfstoffe des Pestkranken oder hierdurch verunreinigte Objekte nicht im undesinfizierten Zustand in Aborte, Kanäle, Kehrichtgruben oder überhaupt an Orte gelangen, zu welchen die genannten Tiere Zutritt finden können.

Wenn die Wartpersonen nicht mehr bei Pestkranken verwendet werden, so sind sie noch durch zehn Tage in isolierten Lokalitäten unter ärztlicher Beobachtung zu halten und ihre Wäsche- und Kleidungsstücke zu desinfizieren. In analoger Weise sind auch die Kranken- und Leichenträger sowie das Desinfektionspersonal zu behandeln.

Weiterhin gebietet es die Vorsicht, daß auch jene Personen, welche mit einem Pestkranken zusammengewohnt hatten, oder doch in einem innigeren Verkehre mit ihm gestanden waren, durch zehn Tage isoliert und ärztlich beobachtet werden, damit, falls etwa eine von diesen Personen an Pest erkranken sollte, eine weitere Verbreitung der Krankheitskeime möglichst vermieden wird; aus dem gleichen Grunde sollen auch die Leib- und Bettwäsche, sowie die Kleider dieser Personen desinfiziert werden.

S t i r b t ein Pestkranker, so braucht seine Leiche nicht anders behandelt zu werden, als die Leichen von Personen, welche an andern epidemischen Krankheiten (Cholera, Blattern, Flecktyphus) verstorben sind, das heißt der Körper ist in Tücher einzuhüllen, welche mit einer Desinfektionsflüssigkeit getränkt wurden, und dann in einen gut schließenden Sarg zu legen. Auch bezüglich der Beerdigung der Pestleichen sind keine andern Vorsichtsmaßregeln zu beobachten, als jene, welche man überhaupt bei Infektionsleichen einzuhalten pflegt.

Jene Räume, in welchen sich Pestkranke befunden hatten, müssen vor ihrer anderweitigen Benützung sorgfältig desinfiziert werden, desgleichen alle in den-

selben befindlichen Gegenstände, welche etwa durch die Auswurfstoffe des Kranken verunreinigt worden sein könnten.

Sind in einem Hause mehrere Pesterkrankungen vorgekommen, und herrschen in demselben auch recht schlechte, hygienische Verhältnisse, so empfiehlt es sich, dasselbe vollständig zu räumen und dann einer gründlichen Reinigung und Desinfektion zu unterziehen. Hierbei sind etwa vorhandenes Ungeziefer sowie Ratten und Mäuse zu vertilgen oder wenigstens das Eindringen der letzteren in jene Räume hintanzuhalten, in welchen Menschen verkehren.

Endlich kann noch empfohlen werden, jene Personen, welche der Gefahr einer Infektion in höherem Grade ausgesetzt sind, wie Aerzte, Geistliche, Wartpersonen, Kranken- und Leichenträger, Desinfektionsdiener, einer Schutzimpfung zu unterziehen, welche darin besteht, daß man ihnen abgetötete Kulturen von Pestbazillen einimpft. Es haben nämlich sowohl die Erfahrungen während der letzten Epidemien in Indien, als auch zahlreiche Tierversuche gezeigt, daß solche Impfungen einen ziemlich sicheren, wenn auch nur auf eine gewisse Zeitdauer beschränkten Schutz gegen Infektion mit Pestbazillen verleihen und im übrigen unschädlich sind.

England und der Krieg.

Von

Albrecht Weber.

Es ist ein tragischer Anblick, zu sehen, daß so bald nach dem Tode des bis dahin in England so hochverehrten „grand old man“, der in der Westminster-Abtei seine Ruhestätte gefunden hat, die Ziele, denen er sich zuletzt gewidmet hatte, einfach in Stücke geschlagen werden. In der „Homerule“-Politik Irland gegenüber muß man ja Mr. Chamberlain Dank wissen, daß er den diesem Abgrund zurollenden Wagen Gladstones noch bei dessen Lebzeiten zum Stehen gebracht hat. Und zwar ist ihm nicht bloß England, sondern die ganze Welt, soweit sie für freiheitliche und protestantische Entwicklung überhaupt ein Interesse hat, zu lebhafter Anerkennung dafür verpflichtet. Denn die Herstellung eines selbständigen römisch-katholischen Irlands wäre nach allen Richtungen hin ein unseliger Schritt gewesen, und Gladstones Eintreten dafür war für die kontinentalen Freunde Englands ebenso unfaßlich wie der Umstand, daß sich das englische Volk so lange Zeit und so weit hinein durch ihn dafür gewinnen ließ. Das Verdienst aber, das sich Mr. Chamberlain dadurch erworben hat,

daß er so energisch dazwischen trat, daß zurzeit die Homerule-Frage geradezu wie von der Bildfläche verschwunden schien, hat er sehr schwer dadurch beeinträchtigt, daß er auch in der andern Frage, in welcher Gladstone neue Bahnen eingeschlagen hatte, nämlich in der Freigebung offenen Weges für die Boeren, ihm allerdings erst nach seinem Tode entgegengetreten ist, während er doch von Anfang an gerade zu den direkten Mitkämpfern Gladestones in dieser Beziehung gehört hatte. Und zwar ist sein Auftreten hierbei ein derartiges, daß auch die Erfolge, die er der Homerule gegenüber erreicht hat, dadurch unmittelbar wieder in Frage gestellt werden können, wenn nämlich etwa die irische Frage nunmehr doch noch aufs neue ins Rollen geraten sollte.

Seit dem Freiheitskampf der amerikanischen Kolonien im vorigen Jahrhundert hatte es sich England angelegen sein lassen, seinen überseeischen Kolonien nach allen Richtungen hin freie Bewegung und selbständiges Regiment zu gestatten. Selbst Indien, das doch nicht als eine Kolonie, sondern als ein erobertes Reich zu betrachten ist, hat im Innern freiheitliche Institutionen nach englischem Muster erhalten. Die sogenannte „Ilbert bill", die auch die Europäer beiderlei Geschlechts unter die Jurisdiktion der einheimischen Gerichte stellt, was von vornherein zu schweren Besorgnissen Anlaß gab, scheint sich gut bewährt zu haben.

Auch das Kapland hat sein eignes Parlament und Ministerium. Aber gerade hier, den holländischen Insassen gegenüber, scheint England seine freiheitlichen Prinzipien nicht in der gleichen Weise zur Geltung gebracht zu haben wie sogar in Kanada den Franzosen gegenüber. Die Boeren sind verschiedentlich zu den sogenannten „Treks", das heißt zum Weiterziehen mit ihren Angehörigen und mit Hab und Gut in das Land hinein, genötigt worden, weil sie die Plackereien der englischen Regierung nicht länger zu ertragen im stande waren, die sie auch bis in ihre neuen Sitze hinein wiederholentlich verfolgten. Genaue Auskunft hierüber hat der bekannte englische Historiker J. A. Froude in seiner unter dem Titel „Oceana" 1887 erschienenen Beschreibung seiner Weltreise gegeben (es wäre sehr zu wünschen, daß von diesem Bericht bald eine deutsche Bearbeitung erscheinen möchte), und er hat zugleich mit prophetischem Blick erkannt, was die Zukunft bringen würde, wenn man nicht, was mittlerweile durch Gladstone geschah, den Boeren volle Freiheit des Handelns gewähre.

Diese Gladstoneschen Stipulationen aber (für die Mr. Chamberlain damals sehr warm eintrat) sind dann bald ein Gegenstand großen Mißtrauens und heftiger Angriffe seitens Derer geworden, die in Afrika für England ein neues „Indien" sozusagen, das vom Kap bis nach Alexandrien reicht, schaffen wollen. Anstatt sich nun für einen so großartigen Plan vor allem der Sympathien der zunächst dabei Beteiligten zu versichern, hat man dieselben nach allen Richtungen hin brüskiert und ist denn jetzt in Verfolg dieses Planes zu dem unseligen Kriege geführt worden, der nicht bloß dessen Gelingen in Frage stellen muß, sondern sogar auch für Englands Weiterbestehen als eine Weltmacht ersten Ranges eine schwere und verhängnisvolle Bedeutung gewonnen hat und daher in der ganzen

Welt, insbesondere aber gerade von den Freunden Englands mit dem gespanntesten Interesse verfolgt wird.

Es ist ja wohl anzunehmen, daß England, wenn es sich erst der Größe der Gefahr, in die es mutwilligerweise geraten ist, bewußt wird und die Sache mit volkstümlicher Energie in die Hand nimmt, der Boeren Herr wird. Wenn eine einzige Lyddit=Bombe angeblich im stande gewesen ist, den Mahdi mit seiner ganzen Umgebung an Offizieren und seiner nächsten Leibwache durch den bloßen Luftdruck leblos niederzuwerfen und alle in Reih und Glied wie hingemäht niederzustrecken, so werden diese Geschosse schließlich wohl auch den Boeren gegenüber ihre Wirkung nicht verfehlen. Solche massenhaften Blutbade: „wholesale-massacres“, sind freilich einfach ein Spott auf jede Tapferkeit und nicht dazu angethan, dem alten Waffenruhm der Engländer neue Lorbeeren zuzufügen. Es hat aber wohl als ein eigner Ruhmestitel für die bisher mit Recht so vielfach bewunderte englische Philanthropie zu gelten, daß als einer ihrer neuesten Trümpfe die Erfindung eines Geschosses erscheint, welches „tötet, ohne zu verletzen“. Ein auf diese Weise gewonnener Sieg würde für England allerdings mehr eine Schmach als einen Triumph bedeuten. Und was wird die Folge davon sein?

Zunächst daß ein solches gegenseitiges Niedermetzeln der Weißen auf die einheimische Bevölkerung Afrikas, die kriegerischen Kaffern, die nur mit Mühe zur Ordnung gebracht sind, und auf alle die andern schwarzen Stämme höchst aufregend wirken muß, zumal wenn sie von der einen oder der andern Seite her zum Kampfe herangezogen werden, wie dies faktisch bereits geschieht, ist selbstverständlich. Und hierin schon liegt eine der verschiedenen Sünden gegen den „Heiligen Geist“, die überhaupt das Stigma dieses unseligen Krieges sind. Auch die deutschen Kolonien in Afrika werden über kurz oder lang unter der wellenförmigen Bewegung zu leiden haben, die den Boden des afrikanischen Südens jetzt erzittern macht. —

Ferner dieser grausame Krieg, der als das Todesurteil einer kleinen Schar, die sich dem Willen des Stärkeren nicht ohne weiteres beugen will, dasteht, ist die der historischen Mission Englands denkbar unwürdigste Antwort auf die idealistischen Friedenspropositionen des russischen Zaren (es ist, als ob Rußland und England die Rollen getauscht hätten!), um so unwürdiger für England, als es sich anschickt, aus dem Umstand Nutzen zu ziehen, daß Rußland sich jetzt in Anstand und Ehren gebunden und gehindert sieht, seinen eignen Propositionen zuwider, England kriegerische Schwierigkeiten zu bereiten. Aufgeschoben ist aber nicht aufgehoben, die Nemesis wird nicht ausbleiben. Oft genug sind gerade aus England scharfe Deklamationen über die dynastischen Kriege des Kontinents herübergedrungen. Die Volkskriege der Gegenwart sind aber nicht minder gewaltsam. Wenn die Volksleidenschaft erst erregt, das Nationalgefühl verletzt ist, dann schwinden alle Rücksichten hier und dort. Das Losungswort heißt dann: „Schimpflich das Volk, das nicht alles einsetzt für seine Ehre!“ Und wenn diese Ehre auch nur darin besteht, einen kleinen

Bruderstamm zu knechten und zu zwingen! Der nationale Imperialismus, der ja jetzt leider auch in Nordamerika zur Geltung gekommen ist, birgt sogar weit schwerere Gefahren in sich als die Herrschsucht eines einzelnen, die über kurz oder lang doch ihr Ende findet, während die einmal nach dieser Richtung hin aufgeregte Volksleidenschaft keine Schranken kennt und alles mit sich fortreißt. — Es ist sicher, daß auch jetzt, zur Zeit der höchsten Anspannung der Volksleidenschaft, es in England noch Männer giebt, wie der seit dem Erscheinen seiner „Oceana" heimgegangene J. A. Froude, die noch Sinn für Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Humanität haben. Aber ihre Stimmen, falls sie noch den Mut haben, sie zu erheben, verhallen ungehört.

Weiter, es ist noch keineswegs sicher, daß unter den obwaltenden Umständen das Ziel der jetzigen englischen Volksbewegung wirklich auch erreicht wird. Die Entfernung des Kriegsschauplatzes, — der Nimbus der bisherigen Erfolge, der für ihre Freiheit und Unabhängigkeit so heldenmütig kämpfenden Boeren, ihr sicheres Gottvertrauen und ihre anscheinend unerschütterliche Widerstandskraft, — die lokalen Schwierigkeiten der Kriegsführung, vor allem aber die Kriegsunerfahrenheit der sich jetzt in England so massenhaft anmeldenden Freiwilligen —, dies alles tritt dafür ein, daß noch unendlich viel Blut fließen *müßte*, bis die Boeren schließlich aber doch zur Nachgiebigkeit gezwungen werden *könnten*. Ein ungeheures Leichenfeld auf beiden Seiten —, das steht in *sicherer* Aussicht, was aber *schließlich* das Resultat sein wird, das ist noch völlig *unsicher*.

Sollte nicht doch auch unter Englands Staatsmännern die kühle Ueberlegung Platz greifen, daß der großartige Gedanke eines englischen Indiens in Afrika sich vielleicht *auch* verwirklichen ließe, wenn man den verschiedenen südafrikanischen Staatengebilden englischer und holländischer Nationalität völlig freie Hand läßt, sich, sei es unter englischer Suzeränität, sei es auch ohne diese, zusammenzuthun und die Herrschaft der englischen Krone erst da anfangen zu lassen, wo England wirklich eine weitere Kulturmission zu erfüllen hat? Die Strecke von da bis zum Sudan ist noch weit genug, um allen gesunden Aspirationen Englands Raum zu gewähren. Der Haß gegen die Holländer, die sich jetzt doch wahrlich als *ebenbürtige* Stammesbrüder bewähren, vor denen man Respekt haben muß, kann doch nicht so weit gehen, sie zunächst vollständig vernichten und dann erst auf ihren Leichen die englische Flagge hissen zu wollen! Glaubt man wirklich, daß ein *solches* „englisches Afrika" in sich die Bürgschaft für seine Dauer hätte?

Wir haben in vorstehendem vollständig davon abstrahiert, diesen Gedanken selbst und seine Berechtigung, speziell den andern europäischen oder einheimischen Mächten gegenüber (wir Deutschen sind ja jetzt nun auch daran beteiligt), zu kritisieren und haben nur die allgemein menschliche Frage, sowie Englands eignes Interesse dabei ins Auge gefaßt. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, von aufrichtiger Bewunderung für das, was die Menschheit der englischen Nation zu verdanken hat, erfüllt ist, kann nur mit tiefstem Schmerz und Kummer sehen, wie die historische Mission Englands, als ein Hort der freien menschheitlichen

Entwicklung dazustehen, zu Grabe getragen wird. Gladstone würde sein Antlitz verhüllen, wenn er dies sähe. Die Zeit wird kommen, wo man auch in England mit Entsetzen, Ingrimm und Grauen auf die jetzige Lage zurückblicken und diejenigen verfluchen wird, die es so weit gebracht haben.

Berlin, Dezember 1898.

Ein Besuch bei Paul Deschanel.

Von

Frédéric Loliée.

Wenn es einen Menschen auf Erden giebt, den das Glück mit beständigem Lächeln umschmeichelt hat, so ist es wohl Paul Deschanel, der junge Präsident der französischen Deputiertenkammer.

Er kam zur Welt mit einem Namen, der nicht erst gemacht zu werden brauchte. Dafür hatte sein Vater gesorgt, Emile Deschanel, ein hervorragender Professor am College de France, sehr geschätzt als Schriftsteller und noch mehr geachtet wegen der Unabhängigkeit seines Charakters, als er im Jahre 1851 mit der Elite der Liberalen durch die brutale Errichtung des zweiten Kaiserreichs in das Land der Verbannung getrieben wurde, um später, hundertfach für die Opfer entschädigt, die er hatte bringen müssen, zum Senator auf Lebenszeit ernannt zu werden, umworben von den Mächtigen des Tags und hochverehrt von aller Welt. Sein Vater hatte, wie gesagt, von den ersten Schritten seiner Laufbahn an, dem Namen, den er trug, die höchsten Sympathien zugewandt und sie mit demselben für immer unlöslich verbunden. Mit zwanzig Jahren versuchte sich Paul Deschanel bereits auf dem Gebiete der Politik als Sekretär de Marcères, des Ministers des Innern, und später als der des Conseilspräsidenten Jules Simon. Kaum hatte er sich eingeschifft, so trieb schon sein Fahrzeug mit vollen Segeln dahin. Er verfügte dabei über besondere Vorzüge, die Eleganz seines Aeußeren und das Anziehende seiner Persönlichkeit. Die ihm eigne Urbanität und die vornehme Art seiner Manieren ragten zu sehr über das Gewöhnliche der demokratischen Lebensphären hinaus, als daß sie ihm nicht zu besonderer Empfehlung hätten gereichen sollen. Der Verkehr mit der besten Gesellschaft trug gleichfalls das Seinige zu seinem politischen Fortkommen bei. Mit drei Sprüngen setzte er über die Laufbahn der Verwaltungsbeamten hinweg. Dann fiel ihm das Abgeordnetenmandat wie eine Blume in den Schoß. Er sprach, und er hatte sich seine Stelle unter den bevorzugten Männern der Tribüne erobert. Einige zur richtigen Zeit und in dem richtigen Tone geäußerten Worte, die glückliche Konstellation der Zeitverhältnisse und das nicht minder glückliche

Zusammenwirken von Talent und äußeren Veranlassungen, das alles fügte es, daß er in zwei Sessionen nacheinander erst Vizepräsident und dann Präsident der Kammer wurde. Nun gab es nur noch einen Schritt, der ihn noch weiter hätte befördern können, das heißt zu jener einzigen Stellung, in der man keinen mehr über sich erblickt.

Seinem Erfolge gebrach es nur noch an der akademischen Weihe, nach der man in Frankreich so sehr als dem höchsten Lohne geistiger Art strebt. Mitten im Sturme der parlamentarischen Ereignisse, während er einer wild bewegten Sitzung präsidierte, deren Wogen wie von elementarer Gewalt gepeitscht gegeneinander andrangen, traf ihn der heitere Sonnenstrahl seiner Erwählung in das Institut. Morgen wird die gesamte Presse seines Landes die Worte wiederholen und diesen neuen Triumph dieses Günstlings des Geschicks feiern, der selbst der Mühe enthoben wurde, einen Wunsch nur verlautbaren zu lassen.

Die Aufnahme des Kammerpräsidenten in die Französische Akademie ist das große Tagesereignis. Wir haben dasselbe sofort aufgegriffen, weil wir auch die Leser der „Deutschen Revue“ davon unterhalten möchten, da es deren Wünschen gewiß entsprechen wird, wenn wir ihnen die schmucklose Schilderung eines dem gegenwärtigen französischen Kammerpräsidenten abgestatteten Besuchs geben werden.

*

Die Freunde seines Vaters und die Intimen seiner Umgebung haben das Vorrecht, ihn in der von ihm mit den Seinigen immer noch bewohnten Privatwohnung in der Rue Marceau in den Stunden aufzusuchen, in denen die Pflichten seiner Stellung ihn nicht mehr an die Gemächer eines Nationalpalastes bannen. Seine offizielle Wohnung ist das Präsidentenhotel, das sich als Anbau dem Hotel Bourbon, in dem die Kammer tagt, anschließt.

Es wurde uns Gelegenheit geboten, als wir uns zu ihm begaben, uns die stolze Behausung, einst Eigentum der berühmten Familie Condé, anzusehen. Als sie im Jahre 1832 vom Herzog von Aumale für den Staat angekauft wurde, bestand sie nur aus einem Untergeschoß mit großen und reich dekorierten Sälen. Im Jahre 1846 fügte man ein Obergeschoß hinzu, in dem sich nunmehr außer den Privatgemächern ein großer Speisesaal, der Schauplatz der politischen und diplomatischen Diners, und der berühmte Billardsaal befindet, in dem sich von den Vorgängern Paul Deschanels Jules Grévy so wohl fühlte.

Im Untergeschoß befinden sich die künstlerisch ausgestatteten Säle der Spiele, der Jahreszeiten, der Künste und der Elemente, zu denen man durch den Saal der Wissenschaften gelangt, der als offizielles Kabinett dient. Der Präsident giebt in demselben morgens seine Audienzen; nachmittags begiebt er sich regelmäßig, von den Mitgliedern seines Bureaus gefolgt, aus demselben nach dem Sitzungssaal, dabei den Festsaal und das Ehrenvestibül durchschreitend, in dem eine Gardecompagnie den Ehrendienst versieht und unter Trommelwirbel das Gewehr präsentiert, wenn der Präsident vorüberschreitet.

Auf vertrauliche Beziehungen zur Presse geht Deschanel nur wenig ein.

Er verläßt sich gewöhnlich, wenn es ihm darum zu thun ist, seine Anschauungen — selbstverständlich mit der nötigen Reserve — kundzugeben, auf den Takt seines Kabinettschefs Charrier, der sich dieser Aufgabe ungezwungen und in höchst delikater Weise entledigt. Allzu unmittelbar läßt sich der Präsident nicht ausfragen; er würde fürchten, dabei allzu viel Rücksicht auf die Bedeutung und die Tragweite seiner Antworten nehmen zu müssen. Für etwas in bestimmter Weise Partei zu nehmen, eine unzweideutige Sympathie oder eine gegen die eine oder die andre Gruppe feindselige Tendenz an den Tag zu legen — würde das nicht die Gefahr heraufbeschwören, die Grenzen einer Neutralität zu überschreiten, die mit der Verwaltung seines Amtes selbst aufs innigste verbunden ist? Denn er wünscht vor allem, unter seinen Kollegen in der Kammer eine Art freundschaftlicher Magistratur auszuüben, die Magistratur des Friedens und der Eintracht, und darum hütet er sich, ein so wohlberechtigtes und so fest in seiner Seele wurzelndes Bestreben durch phantasievolle Zeitungsberichte gefährden zu lassen.

„Mein höchster Wunsch," sagte er zu uns, wie er es schon dem berühmten Pariser Porträtisten und Chroniqueur Adolphe Brisson erklärt hatte, „ist, daß die Präsidentur ein neutrales Gebiet sei, auf dem alle von gutem Willen geleiteten Bestrebungen sich begegnen, und daß sie in freier Gastfreundlichkeit nicht der Herd einer Partei, sondern der Mittelpunkt der Volksvertretung werde."

Im Gespräch legt er eine außerordentliche Klugheit und große Bedachtsamkeit an den Tag. Nichtsdestoweniger ist Deschanel gegen jedermann, der seine Schwelle überschreitet, äußerst zuvorkommend. Man findet bei ihm von Anfang an jene herzgewinnende Art, jene höflichen, vornehmen und dabei doch jeder Kühle entbehrenden Formen, jenen offenen Ton, der die Unterhaltung belebt, anregt und in Gang erhält. Ich hatte keine Mühe, den Mann, den ich so oft in den illustrierten Journalen abgebildet gesehen, wieder zu erkennen, wie er sich im Leben darstellt: regelmäßige, sympathische Gesichtszüge, ein dünner Schnurrbart, ein gewinnendes Lächeln, und in einem gewissen Gegensatz dazu der in den Augen liegende Ausdruck von Festigkeit und Entschlossenheit, der zuweilen durch ein Zusammenziehen der Augenbrauen eine Verschärfung erfährt; die Gestalt von Mittelgröße, aber schlank und schön gebaut, so daß sie eher groß erscheint; die Bewegungen elegant und geschmeidig. An seiner klaren, leicht sonoren Stimme erkannte ich ebenso schnell den Redner der großen Debatten, der spielend das Wort beherrscht, wieder. Die ersten Worte, die wir austauschten, betrafen die Litteratur. Das Thema war ein aktuelles, es war am Vorabend einer Feier unter der Kuppel des Institut Français, deren Held er selbst sein sollte.

„Ich habe," sagte er zu uns, „den Lehren meines Vaters die ersten lebhaften Regungen meines Geisteslebens zu verdanken. Er erweckte in meinem jugendlichen Gemüt die Liebe zur Litteratur, während zugleich eine ebenso lebhafte Neigung und der Druck der Ereignisse mich der Politik in die Arme trieben. Konnte es anders sein, als daß ich, den interessanten Gebieten, in denen sich der forschende Geist meines Vaters erging, durch Lektüre oder Gespräche nahe-

gebracht, gewissermaßen in ihrer Atmosphäre atmend, auch meinerseits die Versuchung empfand, wenigstens einige Streifzüge durch sie zu unternehmen? Ich war einer von den vielen, die der Duft unsrer Frauen aus dem achtzehnten Jahrhundert in Entzücken versetzte, jener geistreichen, vollendeten Weltdamen, deren Geist und Schönheit die Philosophie selbst mit so vielen Reizen zu zieren wußten. Aus dieser schönen Leidenschaft sind die beiden Bücher hervorgegangen, die Sie unter dem Titel ‚Portraits littéraires‘ und ‚Figures de femmes‘ kennen.“

„Haben Sie kein Bedauern empfunden, so anziehende Sphären voll Anmut und Vornehmheit zu verlassen, um statt dessen den Wechselfällen des realen, an Kämpfen reichen Lebens die Stirn zu bieten? Wenn Sie dort geblieben wären, ein wenig länger verweilt hätten, hätte es da nicht eine Idee, einen Wunsch Goethes zu erfüllen gegeben, der es bedauerte, daß man noch nicht im Zusammenhang die Geschichte der gebildeten Gesellschaft geschrieben habe?“

„Eine solche Beschäftigung des Geistes hätte ohne Zweifel ihren Reiz gehabt. Aber die Anstrengungen des Kampfes haben ihre hinreißende Kraft, ihre Befriedigung und auch ihren Lohn. Man kämpft nicht gegen sein Schicksal, mag es nun ein glückliches sein oder nicht. Die Politik läßt den, den sie einmal an Leib und Seele gepackt hat, nicht mehr los.“

Wir waren jetzt mitten im Thema. Der Präsident brachte mit einfachen, raschen Strichen einige Episoden aus seiner parlamentarischen Thätigkeit in Erinnerung. Die Wähler des Departements Eure-et-Loir hatten ihn im Jahre 1885 zu ihrem Vertreter in der Kammer gewählt. Im Bewußtsein der Erfordernisse seiner Rolle, wie sie in einer Epoche sozialer Experimente verstanden werden muß, hatte er es sich von vornherein angelegen sein lassen, sich durch gründliche Studien die Eigenschaften eines praktischen Politikers zu erwerben. Er setzte seinen Ehrgeiz darein, den Diskussionen, deren ganzer Lärm nur selten mit einer nützlichen und ersprießlichen Arbeit gleichbedeutend ist, die Kontrolle eines wissenschaftlichen Geistes angedeihen zu lassen. Die Fragen zu kennen, ehe man über sie spricht, sich vorher in den Stand zu setzen, die Meinungen oder Grundsätze, die man zu verfechten hat, auf fest ineinandergefügte Thatsachen zu gründen, ist das nicht eine elementare Pflicht? — eine Pflicht, die freilich von den meisten Abgeordneten verkannt wird, deren Wissenschaft sich durch die kraftlose Nahrung leerer Formeln genügend gestärkt glaubt. Bald bot sich für ihn die Gelegenheit, die ernste Richtung seiner Gesinnungen darzuthun. Deschanel debütierte am 28. Januar 1886 mit einer Rede über das Kapitel der landwirtschaftlichen Schutzzölle; und im folgenden Jahre kam er auf denselben Gegenstand, dessen vitale Bedeutung für die Nation er erkannte, mit gesteigertem Nachdruck zurück. Am 29. Februar 1888 unterzog er die auswärtige Politik einer Erörterung in einer feurigen Verteidigung der französischen Missionen und Schulen im Orient. Nach dieser Rede, die in der europäischen Türkei, in Syrien und Palästina in Tausenden von Exemplaren verbreitet wurde, ließ der Sultan durch seinen Botschafter in Paris dem jungen Abgeordneten die Insignien des Großkreuzes des

Medschidijeh-Ordens und die eines Großoffiziers des Osmanje-Ordens überreichen.

Als der General Boulanger dank Clémenceaus Einfluß an die Spitze der Armee gestellt wurde, lehnte Deschanel es ab, für das öffentliche Anschlagen der Rede des Kriegsministers zu stimmen; er kämpfte gegen die Verirrungen gewisser Republikaner und war einer der ersten, welche auf die Gefahren hinwiesen, die den verfassungsmäßigen Freiheiten, dem Vaterlande durch die unheilvolle Popularität jenes Mannes drohten.

1890 trat er für die bedrohte Preßfreiheit ein, wobei er jedoch die Beleidigungs- und Verleumdungsdelikte, als jenes Rechts unwürdig, scharf verurteilte. Am 9. Mai 1891 legte er bei den Diskussionen über einen neuen allgemeinen Zolltarif in großen Zügen die Wirtschaftspolitik Frankreichs dar. Im Jahre 1895 fand sein Rededuell mit dem redegewaltigen Sozialistenführer Jaurès statt, das überall einen so lauten Wiederhall hervorrief. Die Ideen des Kollektivismus wurden an diesem Tage von ihrer wackeligen Grundlage heruntergestürzt. Die Kammer beschloß enthusiastisch, die Rede Paul Deschanels in allen Gemeinden Frankreichs anschlagen zu lassen. Weniger als ein Jahr später war er Präsident der Kammer.

„Aber diese Thatsachen," bemerkte Deschanel, „sind jedermann bekannt und längst der Beurteilung durch die Zeitungen unterstellt."

Jetzt hat er keine großen parlamentarischen Reden mehr zu halten, aber statt dessen eine aufgeregte Versammlung zu leiten, die voller Launen bei ihren Abstimmungen, von hundert entgegengesetzten Leidenschaften erfüllt ist und von jedem Windhauch bewegt wird, eine heterogene Kammer, deren feindlich gesinnte Fraktionen unaufhörlich bereit zu sein scheinen, in Flammen aufzuschlagen. Er hat fast keine andre Gelegenheit mehr, zu Wort zu kommen, als wenn er die Tagesordnung bekannt giebt oder mit kurzen Bemerkungen die Unterbrechungen der Obstruktionisten abschneidet.

Ich bemühte mich, seine Aufmerksamkeit wieder auf den Zeitpunkt zu lenken, wo er seine Bestrebungen scharf von denen der radikalen Gruppe trennte, die er anklagte, durch ein unheilvolles Doppelspiel während einer langen Periode systematischer Desorganisation, das politische Leben Frankreichs erschüttert, verfälscht und untergraben zu haben.

„Der Präsident der Kammer ist nicht in der Lage, ein Parteiprogramm aufzustellen. Hinsichtlich dieses Punktes kann ich Sie nur auf die Rede verweisen, die ich am 20. August 1893 gehalten habe, als ich, durch die Ereignisse gedrängt, die beiden politischen Richtungen, die progressistische und die liberale, in loyaler Weise einander gegenüberstellen und an den Verstand der Wähler appellieren zu müssen glaubte, um sich für die eine oder die andre zu entscheiden."

„Was soll man aber von den unablässigen Schwierigkeiten denken, mit denen das mit der Leitung unsrer Geschicke betraute liberale Regiment zu kämpfen hat, jener Anämie der Exekutivgewalt, die ihm weder die Kraft noch die Mittel

läßt, die zur Durchführung großer Pläne nötig sind, mit einem Wort, jener ewigen ministeriellen Wandelbarkeit, die heutzutage der Hauptschaden des Parlamentarismus in Frankreich ist? Sie haben mehr als einmal die Uebelstände und Gefahren dieser Verhältnisse hervorgehoben."

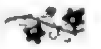
„Das Heilmittel dagegen zu finden und anzuwenden wird die Aufgabe einer neuen Verfassung sein. Ich kann die Worte, die ich darüber gesagt habe, nicht verleugnen. Wir in Frankreich bringen unsre Zeit damit hin, die Triebfedern und die Handlungen unsrer Politik zu verbergen so viel wir nur können. Ich verstecke meine Gefühle nicht. Seit lange habe ich mir eine Linie für mein Verhalten und meine Ansichten vorgezeichnet, von der ich niemals abgewichen bin. Ich halte, wie viele andre, unsre Verfassung für mangelhaft und eine Aenderung für angezeigt. Das Werkzeug, dessen wir uns bedienen, ist schwach; wir sollten es abändern oder unsre Präsidenten der Republik in den Stand setzen, sich der ausgedehnten Machtmittel zu bedienen, die ihnen anvertraut sind. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß unsre Republik sich nach Verlauf weniger Jahre durch eine friedliche Revolution in ihrem höheren Mechanismus reformieren wird."

„Aber der Kern Ihrer Ansichten, die leitende Grundidee, die Seele Ihres Lebens?"

„Man hat sie nicht sehr weit zu suchen. Ich werde ganz einfach stets danach streben, das getrennt zu halten, was getrennt sein soll: die politischen Ansichten und die sozialen Probleme; aus den unnützen philosophischen Abstraktionen herauszukommen, um entschlossen die Bahn der wissenschaftlichen, progressiven Thatsachen zu betreten; der Doktrin, dem System die praktische That entgegenzustellen."

„Als überzeugter theoretischer Verfechter des rationellen Fortschritts haben Sie, Herr Präsident, Gelegenheit gehabt, in eigner Person seine positive Verwirklichung in die Wege zu leiten. Man hat Ihnen das Ministerportefeuille angeboten. Sie haben es abgelehnt. Schien Ihnen die Stunde noch verfrüht? War es die Furcht, in wenigen Wochen vielleicht die Frucht von zwanzig glücklichen Jahren aufs Spiel zu setzen? Schien es Ihnen unpolitisch, der zweifelhaften Genugthuung der Gegenwart die Gewißheit einer besseren und sichereren Zukunft zu opfern?"

Auf diese direkten Fragen lächelte der Präsident nur, ohne zu antworten. Und damit endete ein Interview, das auf einen heißen Boden überzugehen begann und von der Vergangenheit Aufklärungen verlangen wollte, um das Geheimnis der Zukunft zu erhellen.



Staatssekretär a. D. Hollmann über die Schiffstypen.

Der nachstehende Brief an den Herausgeber der „Deutschen Revue“ über die Wandelbarkeit der Schiffstypen wird für die Flottenvorlage von besonderem Interesse sein. Die Befürchtung vor einem raschen Veralten der großen Kriegsschiffe durch die Fortschritte der Technik und Taktik ist in weiten Kreisen verbreitet und nicht ganz unbegründet, da auch die Ansichten der Fachmänner in dieser Frage voneinander abweichen. Die nachstehenden ausführlichen Aeußerungen und taktischen Schilderungen einer unsrer ersten Marine-Autoritäten, welche anfänglich nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren, sind so überzeugend und von so großer Tragweite für die Entscheidung über die Marinevorlage, daß die Publikation mit Genehmigung des Herrn Staatssekretärs a. D. Hollmann hier erfolgt. Die Bedenken, welche gegen das zu rasche Veralten der großen Kriegsschiffe obwalten, werden durch die Veröffentlichung des nachstehenden Briefes wesentlich vermindert werden, wenn auch bei dem weiteren Ausbau der Flotte mit großer Vorsicht und mit großer Rücksicht auf die raschen Fortschritte der Technik vorgegangen werden muß. Wir hoffen, daß die Veröffentlichung des nachstehenden Briefes günstig auf die Entscheidung über die Marinevorlage im Reichstage einwirken wird.

Mitte Januar 1900. Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

*

Berlin, den 8. Januar 1900.

Hochverehrter Herr!

Ihre gütigen Briefe vom 10. und 13. vorigen Monats blieben leider bis heute unbeantwortet, ich hoffe aber, daß meine Bemerkungen zu dem Inhalte derselben Ihnen auch nachträglich noch von einigem Interesse sein werden, wenngleich sie keinen Anspruch darauf erheben, erschöpfend oder unumstößlich richtig zu sein. Denn über den Wert der verschiedenen Schiffstypen gehen bekanntlich die Ansichten weit auseinander, und gerade den Sachverständigen kann dies nicht wunderbar erscheinen, lassen sich doch für jede Konstruktion — und ich ziehe selbstverständlich nur die „gelungenen“ in Betracht, — ohne Mühe, je nach dem eingenommenen Standpunkt, Licht- oder Schattenseiten herausfinden. — Im allgemeinen haben sich wohl in allen großen Marinen die Typen der verschiedenen Schiffsklassen (ich verstehe darunter: Linienschiffe, Kreuzer, Kanonenboote, Torpedofahrzeuge) nach der gleichen Richtung hin entwickelt, weil man bei dem Verwendungszweck von ähnlichen Anforderungen ausgeht, und die Erfahrungen zu annähernd gleichen Ergebnissen führen müssen. Die letzten Seekriege haben hierin einen bestimmenden Einfluß ausgeübt, wenngleich zuzugestehen ist, daß sie weitaus nicht zu einer bestimmten Lösung aller Probleme geführt haben. Dazu waren die Kräfte, welche von den kriegführenden Parteien ein-

gesetzt werden konnten, zu ungleich, sowohl was Material, wie Personal und Kriegsausbildung betrifft. Auch sind nur einige Seiten des Seekrieges zur Erscheinung gekommen, weder sind große Seeschlachten gleichwertiger Flotten geschlagen noch ist ein ausgedehnter Kreuzerkrieg zur Ausführung gelangt, und ebensowenig sind groß angelegte und in der Durchführung schwierige Blockaden unternommen. Die Torpedowaffe ist so gut wie gar nicht zur Geltung gelangt, weder in der Verwendung vom großen Kriegsschiff aus, noch seitens der eigentlichen Träger derselben, der Torpedoboote. Jeder, der die Kämpfe zur See der letzten Jahrzehnte verfolgt hat, wird das zugestehen müssen. — Dagegen sind die in den letzten beiden Decennien zu immer größerer Bedeutung gelangten Friedensmanöver der Flotten von wesentlichem Einfluß auf die Organisation der Flotten und für die Festlegung der Typen gewesen, und man darf annehmen, daß überall ein sicheres Verständnis für die Bedürfnisse des Krieges vorhanden ist. — Dieses Thema eingehender zu behandeln, kann natürlich nicht der Zweck meiner Unterhaltung mit Ihnen sein, darüber sind Bände geschrieben, und es ist ein leichtes, weitere Bände folgen zu lassen, ohne sich unerlaubter Wiederholungen schuldig zu machen. Sie sprechen, verehrter Herr, von der durch die Fortschritte der Technik bedingten Wandelbarkeit der Typen und fürchten für die Zukunft ein rasches Veralten der vorhandenen und das Entstehen neuartiger Angriffs- und Verteidigungsmittel zur See. Ich weiß, daß dies ein allgemeines Bedenken ist und als ein wesentliches Moment gegen den Ausbau einer großen Flotte angeführt wird; leicht beschleicht den Vorausschauenden die Sorge, daß heute Millionen in Konstruktionen angelegt werden könnten, die nach kurzer Zeit überholt werden, und dann ihren Zweck nicht mehr erfüllen. Da möchte ich behaupten, daß diese Furcht von den in der Entwicklung der Marine Stehenden kaum geteilt werden kann.

In der That werden Neuerfindungen auf dem Gebiet des Kriegswesens die Ausgestaltungen der einzelnen Typen stark beeinflussen, der Panzer kann widerstandsfähiger werden, die Artillerie schnellfeuernder und weittragender, die Schiffsmaschine leistungsfähiger, der Kesselbetrieb ökonomischer, das Feuerungsmaterial ausgiebiger, der Torpedo treffsicherer und so weiter, aber das Linienschiff kann nicht durch eine andre Schiffsgattung verdrängt, der Kreuzer kann in seinem Charakter nicht verändert, das kleine Kriegsfahrzeug nicht entbehrt werden, solange das Meer als Kriegsschauplatz seine Bedeutung bewahrt. Wenn man zum Beispiel die Lebensdauer eines Linienschiffes auf etwa 25 Jahre ansetzt, so ist es ganz ausgeschlossen, daß innerhalb dieser 25 Jahre sich infolge fortschreitender Technik oder andersgearteter Taktik ein Wandel vollziehen kann, der das Linienschiff in seiner Bedeutung für die Kriegführung herabdrückt; es kann als Repräsentant seiner Gattung minderwertiger werden einem gleichen Gegner gegenüber, der sich die neuesten Errungenschaften auf den verschiedenen Gebieten der Offensive und Defensive zu eigen machen konnte, es kann aber immer noch seinen Platz in der Schlachtlinie neben modernen Genossen behaupten, und es steht nicht zu befürchten, daß es seiner Aufgabe überhaupt nicht mehr gewachsen ist. Als man

seinerzeit durch schrittweise Vervollkommnung den Torpedobooten ihre Seefähigkeit gesichert und zu ihrer Verwendung einen nach allen Richtungen kriegsmäßigen Torpedo hergestellt hatte, da vermeinten viele, daß den Linienschiffen das letzte Stündlein geschlagen hätte, und in der That zögerten die Seemächte in dem weiteren Ausbau derselben. Dank den oben angedeuteten Erfahrungen der Friedensmanöver und der gründlichen Durcharbeitung aller auf die Verwendung der Torpedoboote bezüglichen Fragen ist man fachmännischerseits längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Linienschiffe ihre alte Bedeutung für den Seekrieg bewahrt haben, wenn sie nur die für die Abwehr der Torpedoboote notwendigen Kriegsmittel zur Verfügung haben. Wenn neue Angriffswaffen irgendwie auftauchen, so wirft sich die Technik mit verdoppeltem Eifer auf die Erfindung geeigneter Abwehrmittel. Aber an den Fundamenten der Seekriegführung ist im Laufe der Jahrhunderte nicht gerüttelt worden, das Linienschiff hat immer die für den Ausgang des Krieges entscheidende Bedeutung beansprucht, und ein Rollentausch darin ist kaum denkbar, und ebensowenig ist ein Wandel in der Führung des Kreuzerkrieges vorauszusehen, der einen wesentlichen Einfluß auf den Charakter der Kreuzerschiffe ausüben könnte, wenngleich hier die Bedingungen ganz anders liegen wie auf dem Linienschiff. Beispielsweise könnte der Ersatz der Kohle durch noch nicht erfundenes neuartiges Heizmaterial, welches die Mitführung eines für monatelange Dauerfahrt zureichenden Vorrates gestattet, von ungeheurer Wirkung auf die Umgestaltung der Kreuzer sein. Aber dies nur nebenbei; mir kommt es jetzt darauf an, Ihnen eine Antwort auf Ihre Frage über den Linienschiffstyp zu geben, nachdem ich den Versuch gemacht habe, mich für die Beständigkeit dieser Schiffsgattung ins Zeug zu legen und die Bedenken zu beseitigen, welche gegen die Absicht sprechen könnten, ihr in der zukünftigen Flotte den Hauptanteil zu sichern.

Den 12. Januar 1900.

Leider habe ich den Brief neulich abbrechen und wegen dringender Abhaltung mehrere Tage liegen lassen müssen, ich will ihn heute zu kurzem Abschluß bringen. — Sie stellen in Erwägung, ob man nicht einmal von den großen Panzern auf kleine, rascher bewegliche und gut bewaffnete starke Panzer übergehen, respektive eine größere Macht durch eine größere Anzahl solcher Panzerschiffe, die auch mit Torpedos bewaffnet werden könnten, gewinnen könnte? — Dieser Gedanke ist, wie Ihnen sicher nicht unbekannt sein dürfte, nicht neu; schon vor Jahren angeregt, hat er zu weitgehenden Auseinandersetzungen Anlaß gegeben, besonders in der Zeit, wo es den Anschein hatte, als ob die Torpedowaffe eine vollkommene Umwälzung der Schlachtflotte zur Folge haben müßte. Ich verweise auch auf meine vorangegangene Andeutung über die Bedeutung der Torpedoverwendung im Seekriege. Man fürchtete, wie die durch einen wohlgezielten Torpedoschuß veranlaßte Verwundung des Schiffsbodens eine tödliche Wirkung haben müßte, und glaubte infolgedessen, um nicht zu viel auf eine Karte zu setzen, die Angriffsmittel unter gleichzeitiger Beschränkung der Einheit, hinsichtlich

der Größe, Bewaffnung, Bemannung und so weiter, vervielfältigen zu sollen, also gewissermaßen die Kraft zu verteilen und die Verlustchancen herabzusetzen; zu gleicher Zeit erhoffte man taktische Vorteile zu erzielen nach der Richtung hin, wie Sie dieselben durch Ihre Auseinandersetzung mit Zeichnung andeuteten. — Auf den ersten Blick erscheint dies eine überraschend einfache Lösung des Problems, nach dem bekannten Spruch: „Viele Hunde sind des Hasen Tod"; wobei freilich die falsche Voraussetzung mit unterläuft, das große Schiff habe den vier Gegnern gegenüber, wie Sie dieselben sich vorstellen, Fersengeld zu geben, was in der That nicht zutreffen würde. — Nehmen wir als naheliegendes Beispiel vorhandene Typen unsrer Flotte: das Linienschiff Kaiser Friedrich III. und vier Küstenpanzerschiffe der Siegfried-Klasse; beide Typen entsprechen im höchsten Maße den Anforderungen ihrer Gattung, in Anbetracht ihres Deplacements sind die verfügbaren Gewichte für Panzerung, Armierung und Maschinenleistung auf das denkbar Vollkommenste und Günstigste für die Verwendung in der Seeschlacht ausgenützt worden. Aber doch: welch ein ungeheurer Unterschied zwischen den beiden Typen in ihrem Wert für die Aufgaben der Schlacht, ein Unterschied, der in gar keinem geraden Verhältnis steht zu ihren Dimensionen in der Länge, Breite und Tiefe und zu dem Maße ihrer Wasserverdrängung. Die Aufnahmefähigkeit — wenn ich mich so ausdrücken darf, um verständlich zu bleiben — wächst mit der Größe der Schiffskörper nicht im gleichen Verhältnis, sie gestaltet sich sehr viel günstiger mit dem wachsenden Deplacement und sichert dem großen Linienschiff eine ausgiebigste Berücksichtigung in der Ausstattung mit Kampfmitteln, wo sie dem kleinen Panzer in prozentual gleichem Maße unbedingt versagt ist. Darum *wird* und *muß* das große Linienschiff das unersetzliche Instrument für den Gebrauch in der Schlachtlinie bleiben, hier ist die Einheit im Besitz aller Offensiv- und Defensivmittel in der höchsten Vollendung, sie faßt alles zusammen, was ihr den Kampferfolg sichern kann; ich möchte sagen, die Bedingungen brauchen nicht gegeneinander ausgespielt zu werden, kein Faktor braucht zu Gunsten eines andern sich einzuschränken, Panzer, Armierung, Maschinenleistung, Kohlenvorrat und so weiter, kurz alles, was die weitgehendste Verwendung und rationelle Ausnützung fordern, kann in der schönsten Harmonie zu einander gebracht werden. Der kleine Panzer muß sich entweder Einschränkungen auf allen Gebieten unterwerfen oder aber er muß auf die eine Eigenschaft verzichten, wenn er eine andre zu voller Stärke ausbilden will; er wird daher immer ein unvollkommenes Gebilde in Ansehung der Kampfleistung bleiben, soll er in den Angriffsmitteln stark sein, wird er in den Abwehrmitteln schwach bleiben und umgekehrt. — Und um die See, wie ein großes Linienschiff, lange Zeit halten zu können, würde dem kleinen Panzer der Kohlenvorrat fehlen, wenn er nicht Kampfmittel opfern wollte, die ihm zum Gebrauch als Schlachtschiff unentbehrlich sind. Vor allen Dingen ist aber auch das große Schiff dem kleinen an *Seefähigkeit* weit überlegen, die Wirkung des Seegangs beeinflußt den Gebrauch der Artillerie auf dem großen weniger wie auf dem kleinen, und ersteres kann die Fahrt gegen die See länger halten und bleibt

infolgedessen auch manövrierfähiger. Was das letztere anbelangt, so irrt man sich in der Annahme, daß die großen Linienschiffe gegen die kleinen Panzer in der Beweglichkeit nachstehen, unser Linienschifftyp entwickelt mit seinem Balanceruder eine überraschend gute Drehfähigkeit, die der unsrer vorzüglich drehenden Küstenpanzer kaum nachsteht. — Ich möchte nun einmal einen Vergleich zwischen Bewaffnung, Panzerung, Schnelligkeit und Kohlenausdauer zwischen Friedrich III. und Siegfried-Klasse anstellen, aus der nachher die Gefechtsstärke resultiert. Der Vollständigkeit halber ziehe ich gleich Deplacement, Maschinenleistung und Gesamtbesatzungsstärke mit heran:

Friedrich III.-Typ.

Deplacement in Tonnen, Panzerung	Maschinenleistung in Pferdekräften	Kohlenvorrat in Tonnen	Bewaffnung	Schnelligkeit (größte)	Dampfstrecke bei 10 sm Fahrt	Kopfstärke der Besatzung
11,100 Panzerung der Seite 300—100 mm Panzerdeck 75—65 mm Türme 250—150 mm	13,000	650	Artillerie 4 24-cm } hinter 18 15 " } Panzer 12 8,8-cm 12 3,7 " Torpedo 5 unter Wasser 1 über Wasser	18 sm	5000 sm	650
Siegfried-Typ (Aegir).						
3500 Panzerung der Seite 220—100 Panzerdeck 70—50 Türme 200	4800	280	Artillerie 3 24-hint. Panz. 10 8,8-cm Torpedo 1 unter Wasser 2 über Wasser	14 sm	2000 sm	276

Kostenpunkt: Ein Schiff des Friedrich-Typ wird ungefähr gleiche Herstellungskosten verursachen wie vier Schiffe des Siegfried-Typs.

Supponiert man ein Gefecht zwischen Friedrich III. gegen 4 Aegirs, und bringt man die Artillerie einer Seite in Rechnung, wie es der Fall wäre, wenn die 4 Schiffe in Kiellinie fechten, so stehen auf dem Friedrich III. 4 24-cm und 9 15-cm (die kleine Artillerie ohne Panzerschutz bringe ich nicht in Rechnung) gegen 8 24-cm der Aegirs, die aber nicht gleichzeitig eingreifen können. — Da es sich überall um Schnellladekanonen handelt, so vermag Friedrich III. alle seine Geschütze gegen jeden Gegner in Aktion zu bringen im Passiergefecht, wo die Feinde entgegengesetzten Kurs haben. In der Torpedo-

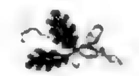
armierung ist Friedrich III. durch seine Unterwasser-Torpedos der Breitseite gegen die Ueberwasser-Torpedos der Breitseite der Aegirs bedeutend im Vorteil. — Kämpfen die Aegir-Schiffe auf beiden Seiten des Friedrich III., so kann letzterer nach jeder Seite 2 24-cm und 9 15-cm verwenden, also 20 Geschütze benutzen, während es bei den Aegirs auf 8 24-cm verbleibt, da ja jedes Schiff nur die Artillerie einer Seite ins Gefecht bringen kann; es stehen also 8 24-cm gegen 4 24-cm und 18 15-cm, die Artillerieüberlegenheit des Friedrich III. ist also enorm. — Dazu kommt, daß das Artillerie- und Torpedofeuer des Friedrich III. einheitlich geleitet wird, während die 4 Aegirs selbst bei der besten Verständigung untereinander von 4 Willen abhängig sind. In viel höherem Maße kommt dieser Vorteil einheitlicher Leitung noch dem Manövrieren zu gut. Abgesehen davon, daß Friedrich III. durch seine weit überlegene Geschwindigkeit sich seine Gefechtsstellung zum Feinde wählen kann, wird das Zusammenarbeiten der Aegirs ganz illusorisch, wenn sie nicht in einer festen Formation verbleiben, die allein die Führung nach einem Willen ermöglicht. Wollten sich die Aegirs ganz beliebig um den Friedrich III. gruppieren und ihn von allen Seiten anzugreifen versuchen, dann würden sie sich untereinander gefährlicher werden wie dem Friedrich III., es würde daraus ein ganz regelloses Durcheinanderfahren resultieren und die Gefahr der Kollision unter den Freunden entstehen. Ein Manövrieren seitens der Aegirs auf Rammstoß ist nur denkbar — solang ein rangiertes Gefecht durchgeführt wird —, wenn die Aufgabe des Rammens einem vorher bestimmten Schiffe zufällt; einen Vorteil über Friedrich III., der ja auch auf Rammen manövrieren könnte, kann man sich nicht konstruieren. — Rammstöße, die durch den Zufall herbeigeführt werden, kann man nicht in Rechnung ziehen. — Um nicht gar zu weitläufig zu werden, möchte ich mich auf diese Kampfbilder beschränken; der Fall, den Ihre Zeichnung berücksichtigt, wo alle Schiffe denselben Kurs steuern und Friedrich III. in der Mitte des Quadrats sich befindet, ist beim besten Willen undenkbar, weil sich Friedrich III. dieser Lage jeden Augenblick entziehen könnte vermöge seiner überlegenen Schnelligkeit; nur das Passiergefecht mit verschiedenen Kursen kann hier zur Geltung kommen. — Ich bitte, dabei immer zu bedenken, was ich vorausschickte, daß der kleine Panzer in seiner Gefechtsstärke niemals an das Linienschiff heranreicht. — Wenn er zum Beispiel dieselbe Schnelligkeit haben sollte, würde das Maschinengewicht unverhältnismäßig zunehmen und desgleichen der Kohlenverbrauch, dieses Uebergewicht von Maschine und Kohlen würde durch Mindergewicht der Armierung oder Panzerung wieder auszugleichen sein und die große Ueberlegenheit des Linienschiffes darin noch weiter steigern. — Vergessen wir auch nicht den Aufwand an Menschen, es würden 650 gegen etwa 1100 auf den 4 Aegirs stehen, also ein enormer Vorteil auf der Friedrich III.-Klasse, der noch wächst, wenn ich nur die Zahl der Seeoffiziere betrachte, denn Friedrich III. braucht nur 16 Seeoffiziere und 16 Fähnriche, während die 4 Aegirs 36 Seeoffiziere und 32 Fähnriche in Anspruch nehmen. Das steht daher zu den Leistungen der Schiffe, wie man sie sich für den Gefechtszweck vor

Augen halten muß, in einem argen Mißverhältnis und ist an sich schon entscheidend für das Urteil in dieser Frage. — Ich möchte noch erwähnen, daß die schwere Artillerie selbst dann noch auf die nächsten Entfernungen feuern kann, wenn das Ziel ein niedriges ist. Und was nun die kleine Artillerie betrifft, so ist die Ueberlegenheit des Friedrich III., wie die Tabelle zeigt, ebenfalls gesichert; außerdem schießt man vom hohen Schiff auf das niedrige in nächster Nähe viel wirksamer, wie umgekehrt. — Und was die Treffsicherheit anbelangt, so ist sie bei der Vorzüglichkeit unsers Geschützmaterials und der hervorragenden Ausbildung unsrer Geschützführer, sowie bei der Systematik unsrer Feuerleitung auch gegen kleinere Ziele verbürgt.

Für heute möchte ich damit schließen, meine Ausführungen haben zudem eine selbst von mir ungeahnte Länge erreicht und möchten Sie vielleicht in Schrecken setzen. Ich konnte mich aber bei der Tragweite des Gegenstandes kaum kürzer fassen.

In aufrichtiger Verehrung ergebenst

Hollmann.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Weltuntergang.

Der erwartete Zusammenstoß unsrer Erde mit einem Kometen am 13. November vorigen Jahres ist nicht eingetreten. Abergläubische und furchtsame Gemüter haben in diesem von den Astronomen vorausgesagten Ereignis bereits eine Prophezeiung des Weltunterganges gesehen, die einen um so größeren Anspruch auf Glaubwürdigkeit hatte, als ja nach den Berechnungen und Beobachtungen der Gelehrten uns von Zeit zu Zeit immer wieder ein Zusammenstoß mit einem Kometen in Aussicht steht. Auch in früheren Zeiten hat der Gedanke an den Weltuntergang und die leicht begreifliche Neugierde, wann und wie das alles sich zutragen wird, eine große Rolle gespielt; nur daß man das, was man heute vom naturhistorischen Standpunkte aus zu begreifen unternimmt, damals, dem Zeitgeiste entsprechend, vom theologischen Standpunkte aus zu erforschen versuchte. Und da von einer exakten Prognose keine Rede sein konnte, so hat man den Ersatz dafür in mystischen Grübeleien und Prophetien gesucht, von ekstatischen Propheten verkündet, die selbst der Meinung waren, daß ihnen durch unmittelbare göttliche Eingebung der Schleier der Zukunft gelüftet worden sei. Ein Beispiel der ersten Art giebt die bekannte Thatsache, daß man im Jahre 1000 den Untergang der Welt erwartete, ein Umstand, der Kaiser Otto III. in diesem Jahre zu seiner Wallfahrt nach Gnesen an das Grab des heiligen Adalbert bewog. Ein Beispiel der zweiten Art sind die Weissagungen des heiligen Malachias, die sich zwar vorzugsweise auf die römischen Päpste beziehen, die aber doch an ihrem Schlusse auch den Weltuntergang prophezeien, und die auch heute noch vielfach geglaubt werden.

Der heilige Malachias (1094—1148) ist eine der großen Leuchten der katholischen Kirche. Er ist es, der als Erzbischof von Armagh und Metropolit von Irland die verwilderte Kirchenzucht wieder hergestellt und die ihm anvertraute Diözese wieder zum festen Anschluß an die römische Kirche gebracht hat. Er war durch seine Prophetengabe berühmt. Seine Prophezeiungen sind von dem Benediktinermönche Arnold Wion in dem Werke „Lignum vitae, ornamentum et decus ecclesiae“ zu Venedig im Jahre 1595 herausgegeben worden. Bald nach ihrem Erscheinen jedoch hat man schon die Vermutung aufgestellt, daß sie apokryph sein müßten. Und in der That, es sprechen gewichtige Gründe für diese Annahme. Wion giebt nicht an, wo er das Manuskript gefunden hat; auch der Biograph des heiligen Malachias, sein Zeitgenosse und Freund, der heilige Bernhard von Clairvaux, in dessen Armen der Prophet gestorben ist, rühmt zwar seine Prophetengabe, weiß aber kein Wort von den Papstprophetien. Die Weissagungen verraten ferner eine Kenntnis der heraldischen Technik, die dem zwölften Jahrhundert absolut unbekannt war. Zudem enthalten die Prophezeiungen gewisse, den heidnischen Anschauungen der Renaissance entnommene Ausdrücke, die einem so frommen Manne wie dem heiligen Malachias unmöglich beigefallen sein können. So zum Beispiel die Prophezeiung auf Papst Julius II. (1503—1513) Fructus Jovis iuvabit — eine Anspielung auf das Familienwappen der Rovere, die Eiche. So etwas kann Malachias nie gesagt haben. Schließlich sind in den Prophezeiungen Päpste und Gegenpäpste ganz gleichmäßig behandelt. Das wirft ein schiefes Licht auf die Prophetengabe des Heiligen, wenn er in seinen Verkündigungen nicht einmal die Schismatiker von den rechtmäßigen Päpsten hätte sollen unterscheiden können. Kurz, es ist klar, daß die Prophezeiungen nicht im zwölften, sondern im sechzehnten Jahrhundert entstanden sind, und ein gelehrter Jesuit, C. F. Menestrier, hat schon 1698 in seiner „Réfutation des prophéties faussement attribuées à S. Malachie“ nachzuweisen gesucht, daß sie wahrscheinlich zum Zwecke der Wahlbeeinflussung des Konklaves von 1590, aus welchem Gregor XIV. als Papst hervorging, gemacht worden sind.

Nichtsdestoweniger giebt es noch immer Leute, die an die Echtheit der Prophezeiungen glauben, wozu der Umstand, daß gerade die auf die letzten Päpste bezüglichen merkwürdig gut zugetroffen sind, nicht wenig beigetragen haben mag. Einer der überzeugtesten Verfechter der Echtheit ist der Abbé Cucherat, Kanonikus von Autun, der in einer langen Abhandlung, die in der „Revue du monde catholique“ im Jahre 1871 erschienen ist, sich mit einem großen Aufwande von historischer und theologischer Gelehrsamkeit alles Ernstes bemüht, nicht nur die Authenticität der Papstprophetien nachzuweisen, sondern auch, gestützt auf andre Weissagungen, einen baldigen Untergang der Welt anzukündigen. Die Astronomen haben uns einen Zusammenstoß mit einem Kometen schon für den November vorigen Jahres angekündigt; der Abbé giebt unsrer Welt noch eine Frist von 47 Jahren.

Die Prophezeiungen des heiligen Malachias bestehen aus 111 kurzen Sätzen, durch welche, von Cölestin II. (1143—1144) angefangen, jeder Papst charakterisiert wird. Sie beziehen sich auf Name, Geschlecht, Herkunft des Papstes, auf seine Würde vor der Thronbesteigung, sein Wappen, mitunter auch auf Namen und Wappen seines Geburtsortes oder auf wichtige Ereignisse, die sich während des Pontifikates zugetragen haben. Selten steht eine Beziehung allein, wie zum Beispiel in der Prophetie auf Urban VI. (1378—1389): De inferno praegnanti, die sogar den Familiennamen des Papstes, Pregnani, nennt; bei Honorius IV. (1285—1287): Ex rosa leonina, wird auf sein Wappen, einen Löwen, der eine Rose emporhält, angespielt. Häufiger werden in den Prophetien zwei Merkmale kombiniert: Name und Würde in Signum ostiense (Alexander IV., 1254—1261, Graf von Segni, Bischof von Ostia); Name und Wappen in Sus in cribro (Urban III., 1185—1187; sein Familienname war Crivelli, und er führte im Wappen ein Schwein); Heimat und Wappen in Flos pilae aegri (Clemens VII., 1523—1534 — Julius von Medici, geboren zu Florenz (flos), hat als Mediciäer (medicus) die Krankenpillen (pilae aegri) im Wappen) —; Wappen und Würde in Ex teloneo liliacei Martini (Martin IV., 1281—1285, hatte Lilien im Wappen

und war Schatzmeister zu St. Martin in Tours. Einmal sind auch drei Charakteristiken vereinigt, Name, Wappen und Würde bei Benedikt XIII.: Luna cosmedina. Er hieß Petrus von Luna, hatte einen Halbmond im Wappen und war Kardinal zu St. Maria in Cosmedin.

Bis 1590 stimmen begreiflicherweise die Prophezeiungen. Bei seinen Zeitgenossen scheint aber der Prophet und Poet mit seinen Weissagungen kein Glück mehr gehabt zu haben. Wenigstens für Gregor XIV. und seine beiden Nachfolger Innocenz IX. und Clemens VIII., in deren Zeit die Abfassung der Prophetie wahrscheinlich fällt, stimmen die Weissagungen nicht. Es dürfte also der Prophet andre Kandidaten für den päpstlichen Thron in Aussicht genommen haben, als aus dem Konklave thatsächlich hervorgingen, und die beabsichtigte Wirkung ist nicht erreicht worden.

Seit 1595 hat man sich Mühe gegeben, bei jeder Papstwahl der gegebenen Prophetie eine Deutung möglichst anzupassen; und es ist interessant, zu sehen, wie der Zufall manchmal den Propheten im Stiche gelassen hat, wie oft aber auch die Prophezeiung wirklich eingetroffen ist. Es möge also hier eine kurze Erläuterung der auf die Päpste seit 1600 gefallenen Sentenzen folgen.

Die Prophezeiung auf Leo XI. (1605) lautet: Undosus vir — Der Wellenmann. Sie wird so gedeutet, daß sein Pontifikat, das nur 27 Tage dauerte, der schnell dahinrollenden Welle geglichen habe.

Gens perversa — Das verruchte Geschlecht — lautet die Weissagung für seinen Nachfolger Paul V. (1605—1621). Der Abbé Cucherat deutet den Satz auf die Protestanten, die während Pauls V. Pontifikat den Dreißigjährigen Krieg begannen, sowie auf die Christenverfolgungen in Japan. Andre wollen darin eine Anspielung auf des Papstes Hochmut sehen.

Gregor XV. (1621—1623) hat die Devise: In tribulatione pacis — In der Bedrängnis des Friedens. Das soll sich auf seine Bemühungen beziehen, den Frieden herzustellen. Auch an sein großes Werk, die Gründung der Congregatio de propaganda fide wird gedacht.

Urban VIII. (1623—1644) wird charakterisiert durch Lilium et rosa — Lilie und Rose. Manche Ausleger finden darin eine Anspielung auf die von ihm erteilte Dispens zur Vermählung der Prinzessin Henriette Marie von Frankreich mit dem protestantischen König Karl I. von England (Frankreich — das Lilienwappen, England — die Rose); nach andern soll sich die Prophezeiung darauf beziehen, daß seine Vaterstadt Florenz eine Lilie im Wappen hat. Der Abbé Cucherat deutet die Weissagung dahin, daß er durch die vielen frommen Orden, die unter seiner Regierung gegründet wurden, die Eudisten, Sulpicianer und so weiter, „geistliche Rosen und Lilien" gepflanzt habe.

Von Innocenz X. (1644—1655) sagt die Prophezeiung: Jucunditas crucis — Die Freude des Kreuzes. Die allgemeine Deutung geht dahin, daß er am Feste der Kreuzerhöhung zum Papste gewählt wurde. Der Abbé Cucherat findet darin überdies die Freude Gottes über die gegen die Jansenisten erlassene Bulle (1653) ausgedrückt.

Während die Deutung aller bisherigen Prophetien nur eine sehr vage war, hat Alexander VII. (1655—1667) endlich eine Weissagung, deren Deutung genau zutrifft. Sie lautet: Montium custos — Der Wächter der Berge. Alexanders Vaterstadt Siena hat Berge im Wappen, seine Familie — Chigi — ebenfalls, und zudem ist der Papst der Gründer der Leihhäuser, die bis heute noch im Italienischen monti di pietà heißen.

Bei Clemens IX. (1667—1669) stützt sich die Deutung seiner Prophetie, Sidus olorum — Das Schwanengestirn, auf eine unverbürgte Anekdote, daß das von ihm während des Konklaves bewohnte Zimmer einen Schwan als Deckengemälde besessen haben soll. Der fromme Abbé findet eine Anspielung auf lauter reine und schöne Charaktereigenschaften heraus.

Bei Clemens X. (1670—1676), De flumine magno — Vom großen Flusse, weiß selbst Cucherat keine bessere Deutung, als daß der Papst in Rom, in der Nähe der Tiber geboren sein soll.

Innocenz XI. (1676—1689) hat zum Wahrspruch: Bellua insatiabilis — Das unersättliche Raubtier. Das Wappen des Papstes ist ein Adler und ein Löwe. Nach dem Abbé Cucherat soll sich die Weissagung nicht auf den Papst, sondern auf seinen Zeitgenossen Ludwig XIV. beziehen (vergl. unten Pius VII.).

Alexanders VIII. (1689—1691) Prophezeiung lautet: Poenitentia gloriosa — Die glorreiche Buße. Nach einigen soll das bedeuten, daß der Papst am Feste des heiligen Bruno, „des glorreichen Büßers“, erwählt wurde. Der Abbé Cucherat sieht darin wieder eine Beziehung auf Ludwig XIV., der durch seine Heirat mit der Frau von Maintenon wieder zu einer christlichen Lebensweise zurückgekehrt sein und sich überdies auf die Seite des Papstes gegen die gallikanische Kirche gestellt, also ein Beispiel glorreicher Buße gegeben haben soll.

Innocenz XII. (1691—1700) wird gekennzeichnet durch: Rastrum in porta — Ein Gitter am Thore. Die Familie Pignatelli, der der Papst entstammte, hat ein solches im Wappen. Die „innere Bedeutung“ liegt nach Cucherat darin, daß durch die Prophezeiung das kommende achtzehnte Jahrhundert angekündigt wird. Das Gitter soll die kommende Verwüstung durch die Revolution bedeuten.

Die Prophezeiung für Clemens XI. (1700—1721) lautet: Flores circumdati — Ringsherum Blumen. Der Abbé sagt: „Partout de fleurs! Fleurs dans les armes de sa ville natale, fleurs des ans, des lettres, de la poésie, des vertus et de la science.“ Die unvermeidlichen Dornen müßten sich dann auf den Jansenismus beziehen.

Für Innocenz XIII. (1721—1724) ergiebt die Deutung der Prophetie De bona religione — Von guter Religion — nur eine ganz allgemeine Beziehung auf die Frömmigkeit.

Benedikt XIII. (1724—1730) ist Miles in bello — Ein Soldat im Kriege. „Un brave soldat et capitaine dans l'armée du Seigneur“, meint der Abbé.

Auch bei Clemens XII. (1730—1740) ist die Deutung der Weissagung, Columna excelsa — Eine hohe Säule, eine sehr vage. Nach seinem Tode sollen nämlich die Römer ihm zu Ehren eine hohe Säule errichtet haben. Andre deuten es auf den hohen Rang der Familie Corsini, der der Papst entstammte.

Die Prophezeiung auf Benedikt XIV. (1740—1758), Animal rurale — Ein Tier im Felde, soll auf die sich vorbereitende Revolution hindeuten.

Auch bei Clemens XIII. (1758—1769) stimmt die Deutung seines Spruches, Rosa Umbriae — Die Rose aus Umbrien, sehr wenig. Der Abbé Cucherat, der überall eine Deutung weiß, sieht darin eine Prophezeiung auf einen blühenden Zustand der Kirche, auf die vielen Heiligen, die zu seiner Zeit gelebt haben, den heiligen Joseph Calasantius, den heiligen Seraphin, den heiligen Bernard de Corleone und so weiter. In Wirklichkeit aber war der Stand der Kirche zu seiner Zeit kein sehr glänzender. Denn schon zu Clemens XIII. Zeit begann der Ansturm gegen den Jesuitenorden. Und hierfür giebt die Weissagung von dem folgenden Papst, dem edlen Clemens XIV. (1769—1774), den Jesuiten eine willkommene Deutung. Die Prophetie heißt: Ursus velox — Der schnelle Bär. So wie der Bär nach der Sage seine eignen Jungen frißt, so soll auch der Papst durch die Aufhebung des Jesuitenordens seiner eignen Kirche geschadet haben. Der fromme Abbé Cucherat sieht in dem Ursus velox nur ein Analogon zu dem Animal rurale, eine Vorhersage der Aufklärungs- und Revolutionszeit.

Die Devise Pius VI. (1775—1799) heißt: Peregrinus apostolicus — Der apostolische Wanderer. Und in der That! Pius VI. hat seine berühmte Reise zu Kaiser Joseph II. nach Wien gemacht, er ist von Napoleon gefangen genommen und ins Exil geschleppt worden, er ist auch in der Fremde gestorben.

Bei seinem Nachfolger Pius VII. (1800—1823), Aquila rapax — Der räuberische Adler, ist die Deutung auf Napoleon eine übereinstimmende und zutreffende.

Leo XII. (1823—1829) hat zum Wahlspruch: Canis et coluber — Hund und Schlange. Cucherat sieht darin ein Vorzeichen des „cynisme, attaché au liberalisme“. Daher muß die Kirche auch klug sein wie eine Schlange und wachsam wie ein Hund.

Für den nächsten Papst Pius VIII. (1829—1830) ist die Devise nur eine sehr allgemeine: Vir religiosus, wie bei Innocenz XIII.

Sein Nachfolger Gregor XVI. (1830—1846) wird durch den Satz, De balneis Etruriae — Von den Bädern Etruriens, charakterisiert. Die Deutung, daß er zu Belluno in Etrurien geboren worden sei, ist falsch. Er war ein Lombarde. Dagegen ist es richtig, daß er ein Camaldulensermönch war, ein Orden, der in eben diesem Belluno begründet worden sein soll.

Für die beiden letzten Päpste Pius IX. (1846—1878) und Leo XIII. treffen die Voraussagungen in geradezu verblüffender Weise ein. Pius' IX. Spruch lautet: Crux de cruce — Kreuz vom Kreuze. Und in der That, er hat durch das Haus Savoyen, das ein Kreuz im Wappen führt, seine weltliche Herrschaft verloren. Leo XIII. aber hat als Devise: Lumen de coelo — Ein Licht vom Himmel. Er hat einen Kometen im Wappen. Aber auch wegen seiner tiefen Gelehrsamkeit, wegen seiner dichterischen Thätigkeit, wegen des großartigen Aufschwunges, den die politische Macht des Papsttums unter seinem Pontifikate genommen hat, verdient er wahrhaftig ein Licht vom Himmel genannt zu werden.

Auf Leo XIII. folgen nur mehr zehn Päpste. Der nächste heißt: Ignis ardens — Ein brennendes Feuer. Das würde im Stil der früheren Prophetien einen Papst bezeichnen, dessen Name oder Wappen auf etwas Feuriges hindeutete. Man hat früher an den seither verstorbenen Kardinal Franchi gedacht, dessen Wappen zwei feurige Zungen zeigte. Auch der Name des ebenfalls bereits verstorbenen Kardinals Hohenlohe hätte der Prophetie entsprochen. Unter den gegenwärtigen Kardinälen kämen zwei in Betracht. Der eine ist der Kardinal Erzbischof von Bologna, Domenico Svampa, eines der jüngsten Mitglieder des heiligen Kollegiums. „Svampare" heißt „auflodern". Der andre ist der Karmelitermönch Hieronymus Gotti, der vom Papste in der letzten Zeit wiederholt als sein Nachfolger bezeichnet worden ist. Er soll eine Fackel in seinem Wappen führen. Oder wird Ignis ardens ein von religiösem Feuereifer durchglühter, streitbarer Papst sein?

Die Vorhersagung für den nächsten Papst lautet: Religio depopulata — Die Verwüstung der Religion. Man deutet dies auf eine große Verfolgung der Kirche durch die weltliche Macht, vielleicht auf eine Spaltung der Kirche und einen Gegenpapst. Die beiden folgenden Weissagungen, Fides intrepida und Pastor angelicus — Furchtloser Glaube und Englischer Hirte, dürften auf friedliche Zeiten weisen. Die Erläuterungen zum 10. Kapitel 1. bis 4. Vers der Apokalypse von dem seligen Bartholomäus Holzhauser sollen diese Zeiten im Auge haben. Da sollen die beiden Engel der Offenbarung einen heiligen Papst und einen frommen Monarchen bedeuten — nach des Abbé Cucherat Erklärung „un empereur, qui sortira des restes du sang trés-saint des rois des Français, qui l'aidera et lui obéira en tout ce qui sera nécessaire pour reformer l'univers." Eigentlich prophezeit der Abbé Cucherat, der seinen Aufsatz noch bei Lebzeiten Pius IX. schrieb, diesen großen Monarchen schon für Lumen de coelo und Ignis ardens. Bis jetzt ist aber die Monarchie in Frankreich noch nicht restauriert; und soll die Glaubwürdigkeit des guten Abbé nicht Schiffbruch leiden, so müßte sich Frankreich schon sehr beeilen.

Im Stile der früheren Prophezeiungen könnte Pastor angelicus aber auch einen Papst bedeuten, dessen Name, Wappen, Geburtsort oder Titelkirche irgend eine Beziehung auf Engel enthielte.

Die folgende Prophezeiung, Pastor et nauta — Hirte und Schiffer, bezieht man auf eine ausgedehnte Missionsthätigkeit jenseits des Meeres, vielleicht auch auf eine Uebertragung des Papsttums nach Jerusalem. Auf diesen Papst folgt Flos florum — Blüte der Blüten. Das könnte auf eine florentinische Familie, auf ein Blumenwappen und dergleichen hinweisen. Die „innere Deutung" könnte einen blühenden Zustand der Kirche auslegen.

Die nächste Prophetie, De medietate lunae — Von der Hälfte des Mondes, soll sich auf einen Kampf mit dem Islam, der nach den Holzhauserschen Visionen dem Weltuntergang vorangehen soll, hinweisen. Die medietas lunae könnte aber auch auf ein Wappen,

das den Halbmond enthält oder auf einen Ort Luna als Geburtsort des künftigen Papstes bezogen werden.

Die beiden letzten Prophetien, De labore solis und De gloria olivae — Von der Mühsal der Sonne und von dem Ruhm des Oelbaumes, sagen eine Verfinsterung der Kirche durch Ketzerei (Matth. 24, 29) und den bevorstehenden Weltuntergang voraus. Die beiden Oelbäume (Apok. 11, 4) sind Henoch und Elias, deren Ankunft auf Erden das nahende Ende ankündigen. Denn dann schließt die Prophezeiung: In persecutione extrema S. R. ecclesiae sedebit Petrus II. Romanus, qui pascet oves in multis tribulationibus, quibus transactis civitas septicollis diruetur et iudex tremendus iudicabit populum suum. „Bei der letzten Verfolgung der heiligen römischen Kirche wird Petrus II., ein geborener Römer, auf dem päpstlichen Throne sitzen und die Schafe unter vielen Bedrängnissen weiden. Darnach wird die Siebenhügelstadt zerstört werden und der ‚strenge Richter‘ (am jüngsten Tage) sein Volk richten.“

Bekanntlich nimmt kein Papst aus Verehrung für den heiligen Petrus dessen Namen an. Daß dies doch geschehen und, wie in den ältesten Zeiten, da das Papsttum eine ausschließlich römische Würde war, der Primat wieder in die Hände eines geborenen Römers kommen soll, deutet an, daß der Kreislauf der Dinge sich vollendet hat, das Ende wieder in den Anfang zurückkehrt. Auch das römische Königtum hat mit einem Romulus, das römische Kaisertum mit einem Augustus begonnen, und alles mit einem Romulus Augustulus geendet. Der erste und der letzte Herrscher des oströmischen Reiches hießen beide Konstantin. So soll auch Petrus II. das Ende der römischen Kirche und mit ihr das der ganzen Welt bedeuten.

Nahe wären wir also, wenn wir dem Propheten glauben wollten, dem Ende. Und vielleicht werden gläubige Seelen gerade das, daß wir den Prophezeiungen nicht glauben wollen, als den bedeutsamsten Beweis für die Richtigkeit der Prophezeiung betrachten. Die weisen Männer aber, die von der Wahrheit der Prophezeiung des heiligen Malachias überzeugt sind, haben uns, um unsre gewiß berechtigte Neugier zu befriedigen, auch genau den Zeitpunkt ausgerechnet, wann die Welt untergehen wird.

Die Päpste sind gewöhnlich, wenn sie den Stuhl des heiligen Petrus besteigen, schon alte Leute; sie haben also im Durchschnitt auf keine lange Regierungszeit zu rechnen. Sie beträgt, da der jetzige Papst der 262. Nachfolger des heiligen Petrus ist, etwas über sieben Jahre. Lange Regierungen, wie die der beiden letzten Päpste, gehören zu den Ausnahmen. Länger als Leo XIII. haben überhaupt nur wenige Päpste regiert: Urban VIII. und Clemens XI. je 21 Jahre, Alexander III. 22 Jahre, Pius VII. 23 Jahre, Pius VI. 24 Jahre und Pius IX. 32 Jahre. Der letztere hat auch die alte Prophezeiung, daß kein Papst die Regierungszeit des heiligen Petrus (25 Jahre) erreichen werde, zuerst umgestoßen. Nehmen wir aber — so sagt eine anonyme italienische Erläuterung der Papstprophetien aus dem Jahre 1721 —, nehmen wir aber 10 Jahre als durchschnittliche Regierungsdauer eines Papstes an, so verbleiben für die vom Jahre 1721 an zu erwartenden 23 Päpste rund 230 Jahre. Der gelehrte Jesuit J. Bucelinus hat ausgerechnet, daß die Welt 4053 Jahre vor Christi Geburt erschaffen worden ist. Das giebt bis zum Jahre 1721 die

Summe von	5774 Jahren.
Dazu für die kommenden Päpste	230 Jahre.
Ergiebt eine Summe von	6004 Jahren.

Da die Welt 6000 Jahre nach ihrer Erschaffung zu Grunde gehen soll, so ist der Weltuntergang 226 Jahre nach 1721 zu erwarten, das ist im Jahre 1947. Und da, wie Bucelinus versichert, die Welt am 1. März geschaffen worden ist, so ist es klar, daß sie am 1. März 1947 untergehen muß. Wir wollen also sehen, hat uns der Komet im November nicht umgebracht, so können noch manche von den Lesern dieser Zeilen das Jahr 1947 erleben und dann die Rechnung Bucelins auf ihre Richtigkeit prüfen.

Prophetien sollen wahr sein, sonst sind sie keine. Wie aber, wenn zwei gleich glaubwürdige

und gottesfürchtige Männer in einer so wichtigen Sache, wie der Weltuntergang unzweifelhaft ist, in Widerspruch miteinander kommen? Und das ist leider hier der Fall. Denn der fromme Bartholomäus Holzhauser, ein Mann, der das gesunkene kirchliche Leben in Deutschland im XVII. Jahrhundert zu heben trachtete (gestorben am 20. Mai 1658), kommt in dem Kommentar zum 18. Verse des 13. Kapitels der Apokalypse zu einem andern Ergebnisse. Er verkündigt nämlich, daß der Antichrist im Jahre 1855 geboren werden und 55½ Jahre leben wird. Diese Prophezeiung dürfte es gewesen sein, welche einen Herrn Leon Taxil veranlaßt hat, sich mit einem vor wenigen Jahren abgehaltenen Antifreimaurerkongreß einen kleinen Spaß zu erlauben. Er verkündigte nämlich in einer überall mit Sensation aufgenommenen Broschüre, eine gewisse Miß Diana Vaughan habe das Bekenntnis abgelegt, sie hätte wirklich den Antichrist geboren. Und verschiedene hochwürdige Herren sind damals dem Spaßvogel so aufgesessen, daß mehrere Bischöfe sich veranlaßt sahen, diese Enthüllungen als grobe Mystifikationen zu brandmarken.

Doch sei dem wie immer. Der im Jahre 1855 geborene Antichrist ist heute ein Mann in den besten Jahren, und vielleicht thun jene unsrer Leser, die im Jahre 1855 geboren sind, gut daran, wenn sie ihr Gewissen erforschen, ob sie nicht vielleicht unbewußt der Antichrist sind. Dieser Antichrist also wird — nach den Prophezeiungen des seligen Bartholomäus Holzhauser — mit seinen Pseudopropheten durch 14 Monate Krieg gegen die Kirche Christi führen und sie zerstören. Unterdes werden sich auch die 1260 Jahre, die der „Mohammedischen Monarchie" bestimmt sind, erfüllen — das stimmt so ziemlich mit der arabischen Geschichte — und in seinem 56. Jahre wird der Antichrist durch den Hauch Christi getötet werden. Da werden sich alle Juden bekehren und sagen: Benedictus qui venit in nomine Domini. Dann erfolgt der Weltuntergang und das jüngste Gericht. Wir haben also den Weltuntergang für das Jahr 1911 zu erwarten.

Schlimm, sehr schlimm, wenn zwei wahrhaftige Propheten sich widersprechen. Aber der überaus fromme und gelehrte Abbé Cucherat, der alle Papstprophezeiungen so trefflich zu deuten versteht, weiß auch hier eine durchaus befriedigende Lösung. So wie nämlich ein Mensch die ihm von Gott bestimmte Zahl der Jahre durch Selbstmord freventlich abkürzen kann, so kann es auch der schlechten und gottlosen Welt gehen. Thut sie Buße und Reue, dann wird der Weltuntergang bis 1947 hinausgeschoben; thut sie's aber nicht, dann hat sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie schon 1911 untergeht. Das Mittel aber, das der fromme Abbé angiebt, um die Dauer der Welt zu verlängern, ist ein sehr einfaches. Es muß nämlich ein frommer König — wahrscheinlich wieder aus dem sang très-saint des rois de la France kommen. Und si le peuple — et il ne peut être autre que le peuple français (natürlich!) — auquel Dieu offre le grand empire moral du monde, refuse le don de Dieu . . . la durée du monde sera peut-être abregée de tout le regne du grand monarque, nämlich um 36 Jahre. 1947 — 1911 = 36.

Nun wissen also die Franzosen, was sie zu thun haben. Von ihnen hängt es ab, wie lang die Welt noch stehen soll. Sind sie hübsch brav und restaurieren die Monarchie, dann müssen wir es ihnen danken, wenn die Welt noch 36 Jahre länger steht. Bleibt aber die Republik, dann ist es bald mit der ganzen Herrlichkeit der Welt vorbei, und wir haben noch das Vergnügen, den Weltuntergang zu erleben.

Ich hätte den gelehrten Aufsatz des guten Cucherat, der vielleicht schon in ein besseres Jenseits eingegangen ist, nicht aus seiner dunkeln Verborgenheit aufgestöbert, wenn es mir nicht darum zu thun gewesen wäre, zu zeigen, wie auch ernsthafte Leute sich von den Einflüssen der Zeitströmungen nicht freizuhalten im stande sind. Als der ehrwürdige Pfarrer Holzhauser 1635 seine Visionen hatte, war das türkische Reich eine so schreckensvolle Macht, daß er sie geradezu mit dem Weltuntergang in Verbindung brachte. Und dem guten Abbé Cucherat, der seinen Aufsatz 1870 unter dem frischen Eindrucke des Sturzes der napoleonischen Macht, unter dem Anblicke der Kriegsschrecken schrieb, schien die Restauration des Königtums das einzige Mittel, den drohenden Untergang seines Vaterlandes aufzuhalten. Aus

der Verbindung aber seiner gewiß redlichen und aufrichtigen Ueberzeugung und seiner theologischen Gläubigkeit ist dann das abstruse Hirngespinst seiner Weltuntergangsprophezeiung entstanden.

So zeigt es sich schließlich, daß auch die Propheten nur aus ihrer eignen Zeit heraus prophezeien und daß ihre Vorhersagungen meist nur der Ausdruck ihrer eignen Ansichten, Wünsche und Hoffnungen sind. Auch wir, die wir keine Propheten sind, konstruieren uns gerne unsre Geschichtsanschauung aus unsern subjektiven Ansichten, Ueberzeugungen und Wünschen heraus — besonders gern unsre Urteile über die Ereignisse der Gegenwart. Wie vieles von dem, was uns heute drückt und schreckt, wird nicht unsern Nachkommen nur ein leises Lächeln des Bedauerns mehr abzugewinnen vermögen, wie viele von unsern Fragen und Befürchtungen werden der Zukunft nicht mehr sein als — Weissagungen des heiligen Malachias.

Prof. O. Koller.

Litterarische Berichte.

Nanna oder Ueber das Seelenleben der Pflanzen. Von Gustav Theodor Fechner. Zweite Auflage. Mit einer Einleitung von Kurt Laßwitz. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1899. 300 Seiten.

Nach fünfzig Jahren ist die zweite Auflage dieses eigenartigen Buches erschienen. Es stellt ein wichtiges Dokument in der Geschichte der Geistesentwicklung des Philosophen dar, daher darf die neue Ausgabe des Buches seines Inhaltes wie seines — man kann wohl sagen: persönlichen Wertes wegen willkommen geheißen werden. Der feine Verstand und das tiefe Gemüt des Verfassers offenbaren sich darin in gleich hervorragender Weise. So sehr auch die Grundanschauung, der das Werk Ausdruck verleiht, Zweifeln ausgesetzt ist, so ist doch zu beachten, daß die Fortschritte der Biologie manche Punkte bestätigt haben. Das, im besten Sinne des Wortes geistreiche Buch sei in seiner Jubiläumsausgabe aufs wärmste empfohlen!

Br.

Nouveau Dictionnaire des Dictionnaires illustré. Encyclopédie universelle publiée sous la direction de Mgr. Paul Guérin. 8 starke Bände. Vierte Auflage. Châteauroux, Administration du Dictionnaire des Dictionnaires — Paris, M. Savaète, 76 rue des Saints-Pères.

Wir haben in Deutschland im allgemeinen wenig Kenntnis von lexilographischen Werken des Auslandes, die unsern „Brockhaus“ und „Meyer“ an die Seite zu stellen sind. Es freut uns deshalb, hier auf ein solches französisches Werk hinweisen zu können, das einen Vergleich mit jenen deutschen wohl auszuhalten vermag. Ist das französische Werk auch nicht so splendid ausgestattet wie die beiden deutschen, fehlen ihm auch die vielen farbigen Karten- und andern prächtigen Beilagen, die die deutschen Lexika, besonders das Meyersche, schmücken, so ist es in seinem Text doch durchaus zuverlässig und gründlich, und es ist nicht zu verkennen, daß tüchtige Fachleute auf allen Gebieten an ihm mitgearbeitet haben. Aber es fehlt ihm auch keineswegs an bildlichem Schmuck, denn nicht weniger als etwa 20000 Abbildungen sind in den Text gestreut. Der Nouveau Dictionnaire des Dictionnaires ist jedenfalls bei weitem das umfangreichste Konversationslexikon der Franzosen. Die vorliegende neue, vierte Auflage bedeutet einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den vorhergehenden Auflagen und zwar sowohl was den sorgfältig revidierten Text, als auch was die Zahl und die Güte der Abbildungen betrifft. Das Lexikon kann deshalb allen, die das Bedürfnis nach einem solchen französischen Nachschlagewerk haben, bestens empfohlen werden.

Herzenskämpfe. Erzählungen in Versen von Reinhold Fuchs. Mit dem Bildnis des Verfassers. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt 1900. Elegant gebunden M. 3. 196 S.

R. Fuchs ist ein entschieden episches Talent, kein „Moderner“. Das ist reine echte Poesie, was er uns in seinen drei Epen: „Yolande von Blonay“, „Gesühnte Schuld“

und „Helga“ darbietet. Im ersten wird die Aufgabe, zwei minnefeindliche Herzen zu vereinen, durch Herbeiführung einer Lebensgefahr gelöst, in die der Held durch die Schuld des Mädchens sich stürzt. So finden sich die längst einander sympathischen Herzen. In der zweiten Erzählung rettet der ehemalige Nebenbuhler die Tochter seines Feindes bei einem Urwaldbrand, und obwohl jener einst in der Eifersucht die Mutter des Mädchens durch einen Schuß wider Willen geblendet hat, so versöhnt sich jetzt doch sein Rivale mit ihm. Das dritte Stück endlich enthält die Geschichte zweier feindlichen Väter, deren Kinder sich lieben. Der Vater des Mädchens fällt durch die Schuld des andern, aber diese bleibt dem Geliebten doch treu, als er in Gefahr schwebt, von den Freunden ihres Vaters erschlagen zu werden. Die Ausführung dieser Themen ist vortrefflich, die Darstellung höchst spannend; der Dichter beherrscht die Sprache vollständig, seine Verse fließen glatt dahin.

E. M.

Italienische Dichter der Gegenwart. Studien und Uebertragungen von Valerie Matthes. Berlin, Carl Duncker, 1899. 318 Seiten.

Die Verfasserin beabsichtigt nicht, eine systematische Uebersicht über die italienische Dichtung der Gegenwart zu geben; sie hat einige bedeutendere Namen ausgewählt und unter diesen dankenswerter Weise auch solche, die in Deutschland noch weniger bekannt geworden sind. Die biographischen und kritischen Studien sind mit großer Sachkenntnis geschrieben und verdienen für ihr feinsinniges Urteil wie für ihre elegante Form gleiches Lob. Den Uebertragungen haftet vielfach eine gewisse Steifheit an; dennoch soll das Verdienst der Verfasserin durch ihre Studien und Nachdichtungen das Verständnis des deutschen Publikums für die moderne italienische Litteratur gefördert zu haben, voll anerkannt werden. Von den hier behandelten Dichtern wird Carducci mit Recht am meisten berücksichtigt, neben ihm unter andern Panzacchi, Stecchetti und Gabriele d'Annunzio, der heute bei uns der berühmteste italienische Autor sein dürfte.

Br.

Frederi Mistral, der Dichter der Provence. Von Nikolaus Welter. Mit Mistrals Bildnis. Marburg, N. G. Elwert, 1899. M. 4. —. 356 S.

Mit liebevollem Sinn schildert der Verfasser das Leben und die Werke des noch lebenden, jetzt siebzigjährigen neuprovençalischen Dichters Mistral. Er erörtert und bespricht eingehend die einzelnen Werke desselben. In diese Darstellung selbst sind die biographischen Notizen verflochten. Nur die „Kindheit und Studienjahre“ sind besonders behandelt. Vielleicht wäre auch das übrige biographische Material besser beisammen geblieben. Im übrigen sei das Buch, das uns mit einem trefflichen Dichter zuerst näher bekannt macht, aufs beste empfohlen.

E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Bamberger, Ludwig. Erinnerungen. Herausgegeben von Paul Nathan. Berlin, Georg Reimer. M. 7.50.

Bericht über die Rudolf Mossesche Erziehungsanstalt für Knaben und Mädchen zu Berlin-Wilmersdorf. Erstattet von Direktor Dr. Heinitz. Berlin, Rudolf Mosse.

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. III. Jahrgang. Heft 3, Dezember 1899. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Deutsche Juristen-Zeitung. Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. IV. Jahrgang, 1899. Nr. 24. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

Drachmann, Holger, Künstler-Herzen. Zwei Strandgeschichten. Autorisierte Uebertragung aus dem Dänischen von Dr. Karl Küchler. Nr. 1 der „Bibliothek nordischer Meister-Erzähler“. Leipzig, G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Driesmans, Heinrich, Das Keltentum in der Europäischen Blutmischung. Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. Leipzig, Eugen Diederichs. M. 4.—

Dühren, Dr. Eugen, Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Zweite Auflage. Leipzig, H. Barsdorf. M. 8.—

Dunger, Hermann, Wider die Engländerei in der deutschen Sprache. Ein Vortrag, gehalten auf der 11. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Berlin, Ferd. Berggold. 30 Pf.

Eisler, Dr. Rud., Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Siebente Lieferung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 2.—

Elze, Theodor, Venezianische Skizzen zu Shakespeare. München, Th. Ackermann. M. 2.80.

Frey, Adolf, Konrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 6.—

Georgische Dichter. Uebersetzt von Arthur Leist. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.50.

Goethe. Von Georg Witkowski. Band I von „Dichter und Darsteller". Herausgegeben von Dr. Rudolph Lothar. Mit 160 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. Kartoniert M. 4.—

Horneffer, Ernst. Nietzsches Lehre von der Ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung. Leipzig, C. G. Naumann.

Itzerott, Marie, Neue Lieder. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 1.60.

Knortz, Karl, Lieder aus der Fremde. Freie Uebersetzungen. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 1.60.

Köhler, Heinrich, Auf Schloß Friedersheim. Eine Erzählung für die deutsche Frauenwelt. Zweite Auflage. Berlin, Georg Minuth. M. 3.—

Köster, Albert, Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 3.—

Koser, Reinhold, König Friedrich der Große. Zweiter Band, erste Hälfte: Friedrich der Große im Siebenjährigen Kriege. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 4 —

Krauß, Gustav Johannes, Rothenburger Mären. Drei Novellen. Berlin, Georg Minuth. M. 3.—

Lang, Gustav, Von Rom nach Sardes. Reisebilder aus klassischen Landen. Stuttgart, J. F. Steinkopf.

Lingg, Hermann v., Meine Lebensreise. Autobiographie. Band I von „Zeitgenössische Selbstbiographieen". Berlin, Schuster & Loeffler. M. 5.—

Lyon, Otto, Das Pathos der Resonanz. Eine Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens. Leipzig, B. G. Teubner.

Menghini, Domenico, Centenario Heiniano. Parma, R. Pellegrini.

Müller, Dr. Josef, Jean Paul Studien. München, Dr. H. Lüneburg Verlag. M. 2.80.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II. (Deutsch-Englisch). Lieferung 14. Vollständig in 24 Lieferungen à M. 1.50. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Open Court, The. A monthly magazine. Vol. XIII. (Nr. 12.) December 1899. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually $ 1.—

Paulus, Eduard, Der Alte von Hohen-Neuffen. Berglieder. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Gebunden M. 2.—

Piper, Otto, Jn'n Middelkraug. 'ne plattdütsch Geschicht. Mit Biller. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung. M. 3.—

Platen, Die Tagebücher des Grafen August v., Aus der Handschrift des Dichters. Herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 18.—

Revue de Paris, La. 6e Année. Nr. 24, 15er Décembre 1899. Paris, Calmann Lévy. Livraison Frs. 2.50.

Rheinlande, Die, von Mainz bis Koblenz. Die Thäler der Lahn und der Nahe. Von Dr. M. Schwann. Mit 150 Jllustrationen. (Vollständig in circa 12 Lieferungen à M. 1.50.) Leipzig und Zürich, Th. Schröter.

Rigutini, Giuseppe, und Oskar Bulle. Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 17. Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. M. 1.— pr. Lieferung.

Schubart, Dr. jur. P., Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates in gedrängter Darstellung. 14. Auflage. Breslau, W. G. Korn. M. 1.60.

Schultheiß, Dr. Fr. Guntram, Deutscher Volksschlag. Vergangenheit und Gegenwart. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Sieglerschmidt, Hermann, Aus Licht und Leben. Gedichte. Berlin, R. Boll. Gebunden M. 2.—

Simplicissimus. Jllustrierte Wochenschrift. Nr. 40. Vierteljährlich M. 1.25. München, Albert Langen.

Tausend-Bilder-Bibel. Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. Verdeutscht von Dr. Martin Luther. Lfg. 9 und 10. (Erscheint in 40 Lieferungen à 40 Pf.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Vilmar, Dr. Otto, Zum Verständnisse Goethes. Vorträge vor einem Kreise christlicher Freunde gehalten. Fünfte Auflage. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 3.—

Werner, Reinhold, Vize-Admiral a. D., Admiral Karpfanger. Eine Erzählung aus Hamburgs Vorzeit. Jllustriert. Band 8 von „Julius Lohmeyers Vaterländische Jugendbücherei". München, J. F. Lehmann. M. 1.80.

Wichert, Ernst, Richter und Dichter. Ein Lebensausweis. Band II von „Zeitgenössische Selbstbiographieen". Berlin, Schuster & Loeffler. M. 6.—

Wied, Gustav, Die von Leunbach. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen. M. 3.—

Wiener Burgtheater, Das. Von Rudolph Lothar. Band II von „Dichter und Darsteller". Herausgegeben von Dr. Rudolph Lothar. Mit 216 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. Kartoniert M. 3.—

Windelband, Prof. Dr. W., Geschichte der Philosophie. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Vierte Lieferung, erste Abteilung. (Vollständig in 4 Lieferungen à M. 3.—.) Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Der Fall des Sozialistengesetzes.

Von

v. Helldorff-Bedra.

Vorbemerkung.

Ich gebe die nachstehende Darstellung, deren Veröffentlichung ich mir in meiner Erklärung vom 26. Januar 1900 in Nr. 12 der „Konservativen Korrespondenz“ vorbehielt, — hier so, wie sie vor den Ausführungen des Fürsten Herbert Bismarck im Reichstage am 20. Januar cr. bereits fertiggestellt war. Mit Bezug auf diese Ausführungen und Fürst Bismarcks weitere Erklärungen vom 31. Januar cr. in Nr. 13 der „Konservativen Korrespondenz“, beschränke ich mich auf einige kurze, am Schlusse dieses Aufsatzes beigefügte Bemerkungen.

Bedra im Februar 1900.

v. Helldorff.

*

In einer Erklärung vom 1. Oktober 1898, „Zur Geschichte der Nichtverlängerung des Sozialistengesetzes“ (in Nr. 84 der „Konservativen Korrespondenz“), habe ich mir eine ausführliche Darlegung der Vorgänge vorbehalten. Ich gebe diese hiermit auf Grund der vorliegenden Verhandlungen und von mir damals gemachter Notizen; — indem ich mich streng auf das thatsächlich und aktenmäßig Feststehende, sowie das von mir selbst Wahrgenommene und Erlebte beschränke. —

Am 22. Oktober 1889 wurde die letzte Session des 1887 nach einer Auflösung gewählten Reichstag eröffnet. — Vor seiner Erwählung, aus Anlaß des Konfliktes über das Septennat (die Feststellung der Präsenzstärke der Armee betreffend), war zwischen den Fraktionen der Konservativen, der Reichspartei und der Nationalliberalen ein Uebereinkommen über gegenseitige Unterstützung bei den Wahlen getroffen worden. Das Zusammenwirken dieser drei Parteien für von ihnen gemeinsam anerkannte Grundlagen der Staatsordnung — gegenüber der stets bereiten Opposition von Demokratie und Zentrum — war ein oft ausgesprochener Wunsch und Gedanke des Reichskanzlers, und ich hatte ihn Jahre hindurch in vollem Einverständnis mit diesem vertreten, nicht ohne Kampf mit einer ent-

schiedenen Gegnerschaft des Gedanken in der eignen Partei. — Ich muß das erwähnen, weil es bei der Geschichte des Falls des Sozialistengesetzes eine Rolle spielt. — Das Zusammenwirken der drei Parteien hatte während dieser Legislaturperiode eine Reihe wichtiger Gesetze möglich gemacht. Die letzte Session stand bevor. Gegen Schluß der vorhergehenden Session hatte ich mit führenden Kreisen der Nationalliberalen über die Beseitigung der Befristung des Sozialistengesetzes, als einer wichtigen, noch in der letzten Session zu erledigenden Aufgabe dieses Reichstags einen vertraulichen Gedankenaustausch gehabt. Ich hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß sie durchführbar sei — und daß man von nationalliberaler Seite nur einige weniger wesentliche Abänderungen des Gesetzes selbst, vor allem eine Verstärkung des juristischen Elementes in der entscheidenden Kommission, wünsche. Ich hatte davon Kenntnis gegeben, ob dem Herrn Reichskanzler selbst, seinem Sohn Graf Herbert Bismarck oder Geheimrat Rottenburg, kann ich nicht mehr feststellen.

Das Sozialistengesetz, welches im Herbst 1890 ablief, wurde von der Regierung dem Reichstag vorgelegt, aber nicht etwa nur unter Beseitigung der seine Dauer beschränkenden Bestimmung, sondern umgearbeitet und in wesentlich abgeschwächter Gestalt. Am 5., 6. und 7. November fand die erste Lesung der Vorlage im Hause statt. Als Redner der konservativen Fraktion und auf Grund ihrer Beratungen präzisierte damals der Abgeordnete Hartmann die Stellung der Fraktion dahin:

> „daß sie in den vorgenommenen Abschwächungen des Gesetzes das äußerste überhaupt zulässige Maß von Milderungen erblicke, der Regierung aber, wenn sie mit den geforderten Befugnissen auskommen zu können glaube, weitergehende Vollmachten nicht aufdrängen wolle.“

Die Beratung endete mit Verweisung des Gesetzes an eine Kommission, die am 12. November ihre erste Sitzung hielt. Sie tagte alsdann am 14., 15., 16, 18., 21. und 26. November, an welchem sie die erste Lesung des Entwurfes beendete — und sich behufs Eintritt in die zweite Lesung bis 4. Dezember vertagte.

In der Kommission wurde eine Reihe nicht unerheblicher Abmilderungen der Vorlage beantragt, so die Zulassung des Dauerverbotes periodischer Druckschriften erst nach einem zweiten Einzelverbot innerhalb eines Jahres, die aufschiebende Wirkung der Einlegung der Beschwerde gegen solche Verbote, und vor allem die Beseitigung der Ausweisungsbefugnis, die als einziger Rest der Anordnungen übrig geblieben war, welche die Zentralbehörden nach § 28 des bestehenden Gesetzes für Bezirke und Ortschaften verfügen konnten, welche durch die verbotenen Bestrebungen mit Gefahr für die öffentliche Sicherheit bedroht waren. Von nationalliberaler Seite wurden alle diese Abmilderungen unterstützt und mit Hilfe derjenigen Parteien durchgesetzt, welche überhaupt kein Gesetz gegen die Sozialdemokratie wollten — der alte Fehler politischer Bundesgenossen, sich nicht über das gemeinsam Erreichbare zu verständigen, sondern mit Hilfe gemeinsamer Gegner den Sonderwillen durchzuführen. Von konservativer

Seite wurden jene Abmilderungen gemeinsam mit der Regierung bekämpft. Im Vordergrund der Erörterungen stand vor allem die Ausweisungsfrage. Es mußte zugegeben werden, daß die Handhabung der Ausweisungsbefugnis nicht überall glücklich gewesen war, daß die Ausweisung von Agitatoren aus den Zentralpunkten sozialdemokratischer Agitation diese vielfach in andre, bisher unberührte Gegenden verpflanzt hatte. Aber andrerseits war, nachdem die Vorlage die weitergehenden Befugnisse des § 28 fallen gelassen, die Ausweisungsbefugnis das einzige übrig gebliebene Mittel, die Thätigkeit berufsmäßiger Agitatoren im Zaum zu halten, und konnte bei gefahrdrohenden Zuständen die Verhängung des wirklichen Belagerungszustandes entbehrlich machen. Ich habe dies namentlich in der Sitzung der Kommission vom 18. November geltend gemacht und in Uebereinstimmung mit den Vertretern der Regierung jene doktrinäre und überhumane Auffassung bekämpft, die überall nur bemüht war, die mögliche Verletzung eines Einzelinteresses zu verhindern, aber übersah, daß es sich um die gebotene Notwehr der Gemeinschaft handelte, und daß ein Eingriff in die Verhältnisse einzelner ein viel leichter zu ertragender Nachteil sei, als die Folgen, die bei fortgesetzter Agitation notwendig für alle in gefährdeten Distrikten eintreten müssen.

Die Differenzen, welche aus diesen Meinungsverschiedenheiten entsprangen, wurden damals um so unangenehmer empfunden, da in dieser ganzen Zeit die Verhandlungen über die Erneuerung einer Verständigung über gemeinsame Haltung bei den nahe bevorstehenden Neuwahlen, die Erneuerung des sogenannten Kartells im Gange waren. Eine Vereinbarung mit den Nationalliberalen auch in Bezug auf das Sozialistengesetz wurde daher noch immer erstrebt, und auch in der Kommissionssitzung vom 21. November, in der ich gegen Windthorst polemisierte, sprach ich in einem diese Vereinbarung offenhaltendem Sinne. Zu einer Abstimmung über die Ausweisungsfrage war es damals noch nicht gekommen.

Ich habe in dieser Zeit vielfache Besprechungen mit den maßgebenden Persönlichkeiten des Reichstags, den Ministern v. Böttichet, Herrfurth, Graf Herbert Bismarck rc. gehabt. Der Reichskanzler war seit dem Frühjahr nicht in Berlin. Man sprach damals davon, daß er gegen die Nationalliberalen verstimmt sei, von einem Durchsetzen des Sozialistengesetzes auf die Gefahr eines Bruches mit den Nationalliberalen hin, aber das waren mehr oder weniger beglaubigte Gerüchte, über seine Auffassung der Lage war ich nicht informiert.

Ich war am 23. November abends nach Bedra gefahren und fand dort ein Telegramm vor, nach dem der Reichskanzler mich zu sprechen wünschte. Ich kehrte deshalb am andern Tag nach Berlin zurück, erfuhr durch Geheimrat Rottenburg, daß ich am 25. in Friedrichsruh erwartet werde. Ich reiste am 25. früh halb neun mit dem Schnellzug ab, der die Anweisung erhalten hatte, in Friedrichsruh zu halten. Ich traf im Coupé den mir noch unbekannten General v. Schweinitz, Botschafter in St. Petersburg, welcher ebenfalls nach Friedrichsruh fuhr. Nach der Ankunft Frühstück beim Fürsten, dann eine lange Spazierfahrt durch den Sachsenwald, bei der es ihm Freude machte,

seine schönsten Waldbestände zu zeigen. Der Fürst und Herr v. Schweinitz saßen im Fond des Wagens, ich ihnen gegenüber. Während des Frühstücks und der Fahrt fortgesetzt politische Gespräche, wesentlich auch das Sozialistengesetz betreffend. Ich besprach eingehend die Lage der Verhandlungen in der Kommission und deren Rückwirkung auf die parlamentarische Lage und die Stellung der Parteien. Das Gespräch wurde nach der Rückkehr von der Fahrt, und nachdem der Kanzler einige Zeit mit Herrn v. Schweinitz verhandelt hatte, zwischen mir und dem Fürsten allein fortgesetzt, indem dieser mich in sein Arbeitszimmer rufen ließ.

Es ist unmöglich, nach fast zehn Jahren aus der Erinnerung den Inhalt einer langen Unterredung wiederzugeben, um so weniger, da ich während der Jahre meiner politischen Thätigkeit vielfach mit Fürst Bismarck verhandelt und nie die Gewohnheit gehabt habe, darüber schriftliche Notizen niederzulegen. Aber mit Sicherheit kann ich aus dieser Diskussion folgende Punkte angeben, die fest in meinem Gedächtnis haften. Fürst Bismarck führte wiederholt und mit Nachdruck aus, daß die Bekämpfung der Sozialdemokratie die wichtigste Aufgabe — und, wie er sich ausdrückte, „das günstigste Schlachtfeld" sei, auf dem eine naturgemäße und im Reichs- und Staatsinteresse liegende Gestaltung der Parteiverhältnisse möglich sei. Ich sprach meine Zustimmung dazu aus, aber auch mein Bedauern, daß man bei der jetzigen Vorlage des Sozialistengesetzes den Fehler begangen habe, es stark abzumildern, anstatt nur die Befristung zu streichen und das Abhandeln des Reichstags abzuwarten. Der Kanzler mußte dies zugeben und that dabei die Aeußerung, „da haben mich die Minister falsch beraten". Während der Diskussion war eine gewisse Verstimmung seinerseits gegen die Nationalliberalen hie und da fühlbar. Als der Kanzler mit mir allein war, fragte er, ob ich es für nötig halte, daß er jetzt nach Berlin komme. Ich habe ihm darauf geantwortet, daß ich bei der jetzigen parlamentarischen Lage ein Eingreifen seinerseits durch persönliches Auftreten in Berlin nicht für notwendig hielte. Ich sprach damit meine persönliche Ueberzeugung aus, weil ich von einem solchen Eingreifen nur eine Verschärfung der Differenzen im Reichstag befürchtete, ich hatte aber auch bei andern, mit denen ich zu jener Zeit gesprochen, dieselbe Auffassung gefunden. Irgend welche positive Vorschläge über die weitere Behandlung der Frage des Sozialistengesetzes hörte ich vom Kanzler nicht. Er wollte von mir hören, äußerte sich selbst aber wenig und nicht ohne eine gewisse Reserve und Unbestimmtheit. Darauf folgte das Diner und eine längere Sitzung im Rauchzimmer. Ich mußte mit dem Nachtzug nach Berlin zurückfahren, und ehe ich mich verabschiedete, es mochte gegen halb elf abends sein, stellte ich nach der bis dahin ohne festen Abschluß verlaufenen Diskussion dem Kanzler direkt die Frage: „Was er schließlich über die weitere Behandlung des Sozialistengesetzes meine?" Er faßte die Antwort mit lakonischer Kürze in die Worte zusammen: „Mir liegt mehr an der Erhaltung der Kartellpolitik, als an dem ganzen Sozialistengesetz." Diesem letzten Gespräch wohnte außer dem Botschafter Herrn v. Schweinitz noch Herr v. Brauer bei, der spätere badische Minister, welcher damals bei dem Kanzler beschäftigt war und mich zur Bahn begleitete.

Ich hatte in den vorhergehenden Jahren öfter Gelegenheit, mit Fürst Bismarck über vorliegende politische Fragen von entscheidender Bedeutung zu verhandeln, und war nie von ihm geschieden, ohne von seiner Klarheit der Auffassung und dem genialen Ueberblick der Gesamtverhältnisse gelernt zu haben. Ich war mir jedesmal selbst klarer über die Lage, und war unterrichtet über seine Intentionen. Das war dieses Mal nicht der Fall — und ich habe nicht Anstand genommen, dies auch näheren politischen Freunden gegenüber vertraulich auszusprechen.

Ich kam am 26. November früh wieder nach Berlin. Abends war Sitzung der Kommission für das Sozialistengesetz, in welcher die Entscheidung über die Ausweisungsfrage bis zur nächsten Sitzung am 4. Dezember ausgesetzt wurde. — Am 28. hatte ich Verhandlungen mit den Nationalliberalen und der Reichspartei, zu denen ich mit einigen Parteigenossen von der Fraktion ermächtigt war, über den Abschluß einer Vereinbarung für die Wahlen, die erst später zum Abschluß kam. An demselben Tag erhielt ich eine Einladung auf den 1. Dezember zur Frühstückstafel bei Seiner Majestät dem Kaiser. — Derselben entsprechend war ich am 1. Dezember in Potsdam, außer mir und der persönlichen Umgebung Seiner Majestät war nur der Minister v. Böttticher anwesend. Es ist ausgeschlossen, daß ich aus dem politischen Gespräch mit Seiner Majestät hier irgend welche Mitteilungen mache. Gegenüber Behauptungen und Vermutungen der Presse aber bin ich genötigt, hier folgendes zu sagen:

Die Frage, ob das Sozialistengesetz überhaupt zu verlängern, ob ein abgeschwächtes Gesetz anzunehmen oder zu verwerfen sei, ist gar nicht Gegenstand der Besprechung gewesen, und konnte es auch gar nicht sein, da das Schicksal dieser Vorlage, selbst in der Kommission, damals noch nicht entschieden war.

Während der ganzen Zeit, von Einbringung des Sozialistengesetzes bis zu dessen Fall am 25. Januar, habe ich nur dieses eine Mal die Ehre gehabt, mit Seiner Majestät dem Kaiser zu sprechen.

Mit „Hofkreisen“ — ich brauche den Ausdruck, weil er in der Presse gebraucht wurde — habe ich niemals Verhandlungen oder Berührungen über politische Fragen gehabt oder gesucht, weder damals, noch jemals. Solange ich durch übernommene Pflichten genötigt war, mich mit der Politik zu befassen, bin ich immer in der Lage gewesen, die mir nötigen Informationen nicht in gewissen „Kreisen“, sondern immer direkt an den entscheidenden Stellen mir selbst zu verschaffen.

Am 2. Dezember wurde in längerer Beratung der Fraktion der Konservativen über den Kartellabschluß und sodann über die Behandlung des Sozialistengesetzes in der Kommission verhandelt. Es wurde beschlossen, an der Ausweisungsbefugnis festzuhalten, eventuell einen Ersatz für diese Bestimmung zu beantragen. Man hielt es für ziemlich feststehend, daß in der Kommission ein Entwurf nicht zu stande kommen werde, und sprach sich für eine dilatorische Behandlung aus, da man allgemein annahm, daß die Stimmung im Plenum dem Zustandekommen eines Gesetzes günstiger sei, als die der Kommission.

Am 4. Dezember fand endlich die letzte Sitzung der Kommission für das Sozialistengesetz statt. Nachdem die Ausweisungsbefugnis in erster Lesung gestrichen war, hatten die Konservativen die Herstellung derselben für die zweite Lesung und eventuell den Ersatz durch eine Bestimmung beantragt, welche die Befugnis zur Ausweisung in beschränkterer Weise und nur gegenüber geschäftsmäßigen Agitatoren erteilen sollte. Von nationalliberaler Seite (Buhl) wurde ein noch weiter abgemilderter Antrag als Ersatz für die Ausweisung angekündigt. Nachdem die Anträge gefallen oder wegen Aussichtslosigkeit zurückgezogen waren, erklärten die Vertreter der Konservativen, daß sie nunmehr gegen das ganze Gesetz stimmen müßten. Man nahm an, daß nun nach der bisherigen Haltung der Kommission diese ihre Arbeit mit einem Vacuum abschließen werde. Da geschah das Unerwartete. Windthorst erklärte, daß er mit seinen Freunden in der Kommission für das Gesetz stimmen, im Plenum aber gegen das Gesetz stimmen werde. So kam es, daß die noch wesentlich abgeschwächte Regierungsvorlage in der Kommission mit 15 gegen 9 Stimmen angenommen wurde.

Von seiten der Vertreter der Regierung war in der Kommission erklärt worden, daß die Ausweisungsbefugnis nicht entbehrt werden könne.

Da ich an einen Anfall von Influenza erkrankt war, verließ ich am 6. Dezember Berlin und kehrte erst am 4. Januar dahin zurück. In der nächsten Zeit starb Herr v. Frankenstein, der Führer derjenigen Elemente im Zentrum, welche mehr der konservativen Auffassung zuneigten. Aus meinen Notizen ersehe ich, daß damals noch Verhandlungen mit Mitgliedern andrer Parteien über Herstellung der Ausweisungsbefugnis oder einen Ersatz für diese stattfanden.

Am 22. Januar stand alsdann die zweite Lesung des Sozialistengesetzes auf der Tagesordnung. Von konservativer Seite war die Herstellung der Regierungsvorlage gegenüber den sie wesentlich abschwächenden Beschlüssen der Kommission beantragt. Am 23. vor dem Plenum, und ehe es zu der Abstimmung über die wesentlichen Punkte kam, fand die entscheidende Beratung der konservativen Fraktion statt. Die Stimmung der Fraktion war entschieden für Ablehnung der Kommissionsvorlage. Schon die Vorlage der Regierung war von konservativer Seite in erster Lesung als das äußerste Maß der zulässigen Milderung des bestehenden Gesetzes erklärt worden. Nun hatten die Kommissionsbeschlüsse die Befugnisse der Verwaltung noch sehr wesentlich beschnitten. Ich bin damals dafür eingetreten, daß es doch zu erwägen sei, ob nicht die Annahme eines, wenn auch zugegebenermaßen nicht voll zureichenden Gesetzes dem Wegfall aller gesetzlichen Befugnisse vorzuziehen sei, da man die Zusammensetzung des nächsten Reichstags und die Erreichung der Vereinbarung eines ausreichenden Gesetzes mit diesem nicht mit Sicherheit voraussehen könne. Es wurde ausgeführt, daß an sich die Haltung der Vertreter der Konservativen in der ersten Lesung und in der Kommission als notwendige Konsequenz die Ablehnung der Kommissionsvorlage erfordere. Aber eine Abstimmung für die Kommissionsvorlage sei trotzdem, auch wenn die konservativen Anträge fielen, zulässig, wenn von seiten der Regierung eine Erklärung abgegeben werde. Eine solche, als

eine neue Thatsache, mache es den Konservativen möglich, ohne Inkonsequenz mit ihrer bisherigen Haltung, für die Kommissionsvorlage zu stimmen und schließe die Mißdeutung aus, als ob ihr Votum den Sinn habe, daß die Regierung auch nach Ansicht der Konservativen mit den in der Kommissionsvorlage bewilligten Befugnissen auskommen könne. Die Fraktion schloß sich nach eingehender Beratung dieser Auffassung an, ich wurde mit Vertretung derselben im Plenum beauftragt, und die von mir formulierte Forderung einer Erklärung der Regierung wurde ohne Widerspruch gebilligt. Im Plenum sprach ich zu dem entscheidenden § 24. Ich führte in längerer Rede aus, daß ein wirksames Sozialistengesetz, und zwar als dauerndes Gesetz, notwendig sei, erörterte den Wert der Ausweisungsbefugnis als letzten Rest wirksamer Maßregeln gegen die geschäftsmäßigen Agitatoren. Die wesentlichen Sätze, mit denen ich die Rede abschloß, die Aufforderung der Regierung zur Abgabe einer Erklärung, gebe ich hier wörtlich:

„Nun, meine Herren, ich habe mit einiger Wärme die Gefahren der Lage behandelt und möchte nun auf die augenblickliche Lage zurückkommen, auf die geschäftliche Lage, in der wir stehen. Es wird von manchem der Gesichtspunkt verteidigt, es handle sich doch hier darum, von diesem Sozialistengesetz dasjenige dauernd festzulegen, worüber wir zur Zeit uns schon einigen können, ich möchte sagen, eine Abschlagszahlung. Ja, meine Herren, ich mache darauf aufmerksam: sind wir in der Lage, künftig nach dieser Abschlagszahlung etwa die Restzahlung sicherzustellen? Ich fürchte, nein. Unser Reichstag ist eine Körperschaft, die an dem letzten Moment ihres Daseins angekommen ist; sie kann naturgemäß eine solche Verantwortung für die Zukunft nicht übernehmen, und der Gedanke kommt mir nicht als praktisch vor, daß wir hier etwas beschließen, was seine notwendige Ergänzung erst durch nachfolgende Beschlüsse finden soll.

Wenigstens, und damit komme ich auf unsre speziell konservative Stellung zu der Sache zu reden, ist unsre Stellung und unsre Entscheidung zur Sache von diesen Erwägungen einigermaßen abhängig. Solange die Regierungen erklären: wir müssen weiteren Abschwächungen der Vorlage, die wir vorgelegt haben, widersprechen, wir halten das, was uns da gegeben wird, nicht für ausreichend, ist es für uns, die wir die Ueberzeugung haben, daß schon die Vorlage noch manches vermissen läßt, ganz unmöglich, anders zu stimmen, als gegen ein diese Vorlage noch abschwächendes Gesetz; das liegt in der notwendigen Konsequenz unsrer Haltung. Wenn wir gegenwärtig für ein solches abgeschwächtes Gesetz stimmen, so erklären wir damit, daß die Regierung mit diesem Residuum von Maßregeln auskommen kann; wir nehmen ihr alle Kraft, in Zukunft das Mehr zu verlangen, was sie jetzt noch vertritt und, wie ich überzeugt bin, eine Menge von den andern Herren auch als notwendig erachtet.

Demnach spreche ich ganz offen aus: wir stehen so, daß wir das Gesetz, wenn die Ausweisung nicht aufgenommen wird in dasselbe, bei der Schlußabstimmung ablehnen.

Es giebt nur einen Fall, in welchem wir dafür stimmen können: wenn nämlich die Regierung ausdrücklich im Hause erklärt, daß sie das Gesetz auch abgeschwächt annehmen wird. Dann müssen wir natürlich aussprechen: nicht wir regieren, sondern die Regierung, und wir werden zustimmen. Wir werden dies auch dann thun, wenn sie das in einer gemilderten Form ausspricht, etwa dahin, daß sie sagt: wir legen Wert darauf, uns zu überlegen, ob wir ein abgeschwächtes Gesetz annehmen können, wir wünschen also, daß uns nicht die Entscheidung darüber unmöglich gemacht wird. Wenn wir also, ich möchte sagen, darum angegangen werden, für ein abgeschwächtes Gesetz zu stimmen, dann stimmen wir dafür, dann halten wir es für unsre Pflicht; wenn das aber nicht ist, dann glauben wir, daß wir unsrer praktischen Ueberzeugung Ausdruck geben müssen und gegen das Gesetz stimmen. Ich hoffe, daß, wenn ein Gesetz jetzt nicht zu stande kommt, der nächste Reichstag entschieden sich über diese Frage verständigen wird, weil ich der festen Ueberzeugung bin, daß die Differenzen, die die Freunde des Gesetzes noch gegenwärtig trennen, in der That nur Zweckmäßigkeitsfragen sind, über die nach nochmaliger Berührung, nach den Wahlen, über die nach weiterer Erwägung eine Verständigung gefunden werden wird, weil sie gefunden werden muß."

Daß eine Verständigung über die Meinungsverschiedenheiten der Parteien, welche das Sozialistengesetz überhaupt auf Dauer bewilligen wollten, auch damals noch für möglich gehalten wurde, geht außer meiner Rede auch aus der des Dr. Buhl und des Herrn v. Kardorff hervor. Letzterer hatte in seiner Rede gesagt, daß ein Teil seiner politischen Freunde auf dem von Herrn v. Helldorff dargelegten Standpunkt stehe, ein andrer Teil sich demjenigen Standpunkt nähere, den der Abgeordnete Dr. Buhl als den seinen bezeichnete.

Er schloß dann mit den folgenden Worten:

„Meine Herren, ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß trotz aller Meinungsverschiedenheiten es wirklich unter der Majorität des Hauses nicht so schwer sein wird, noch bis zur dritten Lesung zu einer Einigung zu gelangen, obwohl, wie gesagt, einzelne meiner politischen Freunde entschlossen sind, mit den Nationalliberalen gegen das Gesetz zu stimmen, wenn der Ausweisungsparagraph angenommen werden sollte, und andre wieder entschlossen sind, gegen das Gesetz zu stimmen, wenn der Ausweisungsparagraph fortfallen soll. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, da im ganzen von allen Seiten anerkannt worden ist, daß die praktischen Differenzen keine schwerwiegenden und keine bedeutenden sind. Ich hoffe also, daß durch eine Erklärung der verbündeten Regierungen noch vor der dritten Lesung es uns ermöglicht wird, die Dauer eines Gesetzes

auszusprechen, dessen Fortbestand doch nach der Meinung der Majorität dieses Hauses eine Notwendigkeit für das deutsche Vaterland ist, um uns vor den Gefahren der Sozialdemokratie zu schützen."

Ich führe dies wörtlich an, weil es die damalige Stellung der Parteien charakterisiert — und weil es von Interesse ist, einer Erklärung gegenüber, welche Herr v. Kardorff unterm 6. Oktober 1898 in dieser Sache erlassen hat, deren sachlichen Inhalt ich mit meiner Erinnerung an die damaligen Vorgänge nicht überall in Einklang zu bringen vermag.

Die zweite Lesung hatte demnach mit der Annahme des Gesetzes in der Fassung der Kommission abgeschlossen. Es konnte niemand zweifelhaft sein, daß die Annahme des Gesetzes in dieser Fassung von der Abgabe einer Erklärung der Regierung in dem von den Konservativen geforderten Sinne abhängig war; und es muß hervorgehoben werden, daß von der Regierung keineswegs eine bindende Erklärung, nach der sie sich zur Annahme des Gesetzes in dieser Gestalt verpflichtete, gefordert war, wie aus der wörtlich mitgeteilten entscheidenden Stelle meiner Rede klar erhellt. — Eine Verständigung zwischen den Parteien bis zu der in kürzester Zeit bevorstehenden dritten Lesung wäre vielleicht nicht unmöglich gewesen, aber ohne thatkräftiges Eingreifen von seiten des Reichskanzlers war sie wohl kaum noch zu erwarten.

Am 24. Januar kam Fürst Bismarck nach langer Abwesenheit von Friedrichsruh nach Berlin zurück. Im Laufe des Tages erhielt ich von demselben eine Aufforderung, ihn zu einer Besprechung aufzusuchen — und zwar zu einer späten Abendstunde. Nach einer vorhandenen Notiz war ich bis abends ½11 bei ihm, und meiner Erinnerung nach habe ich etwa eine halbe Stunde bei ihm zugebracht.

Aus dem Gespräch kann ich bestimmt mitteilen, daß ich ausführlich über die Stimmung der konservativen Fraktion berichtete und die Gründe entwickelte, welche dazu bestimmt hatten, die Zustimmung zu der Kommissionsvorlage von einer Erklärung der Regierung abhängig zu machen. Ich erinnere mich sehr wohl, daß der Fürst im Laufe des Gespräches die Aeußerung gethan, es sei bedenklich, wenn die Regierung ihre Vorlage vor der Entscheidung des Reichstages fallen lasse, aber sicher bin ich, daß er mir nicht ausgesprochen hat, daß die erbetene Erklärung nicht erfolgen werde, und noch sicherer, daß er mit keiner Wendung auch nur angedeutet hat, daß er es für richtig halte, wenn die Konservativen auch bei dem Ausbleiben einer Erklärung für die Kommissionsvorlage stimmten.

Ich habe keinen Zweifel darüber gelassen, daß es unmöglich sei, die Konservativen bei der Stimmung der Fraktion und dem gefaßten und öffentlich mitgeteilten Beschluß, ohne die Zwischenkunft irgend einer Regierungsäußerung zu einem andern Votum zu bewegen. Der Kanzler war bei der ganzen Unterredung ungewöhnlich reserviert und zugeknöpft, und ich schied von ihm, ohne zu wissen, ob bei der am andern Tage bevorstehenden dritten Lesung eine Erklärung erfolgen werde oder nicht.

Ich habe das noch an demselben Abend vertrauten Freunden aus der Fraktion mitgeteilt, und Thatsache ist es, daß noch am folgenden Tag und während der Debatte die Abgabe einer Erklärung erwartet wurde. — In dieser Sitzung des Reichstags, am 25. Januar, es war die letzte dieser Legislaturperiode, vertrat Minister Herrfurth die Regierung bei Beratung des Sozialistengesetzes. Bebel hielt eine mehrstündige ermüdende Rede. Der Minister entgegnete auf einige, namentlich den Elberfelder Sozialistenprozeß betreffende Punkte. — Zur Spezialdiskussion nahm niemand das Wort, eine Erklärung in dem von konservativer Seite erbetenen Sinne erfolgte nicht, und bei der Gesamtabstimmung stimmten die Konservativen geschlossen, wie es unter den damaligen Umständen auch gar nicht anders erwartet wurde und bestimmt angekündigt war, mit „nein“. Das Gesetz fiel demnach mit 169 gegen 98 Stimmen.

Nachdem ich so alles Thatsächliche mitgeteilt habe, was ich auf Grund von sicherer Erinnerung, vorhandener Akten und Aufzeichnungen feststellen kann, muß ich noch einiges über ein angebliches Mißverständnis sagen, welches nach der Diskussion in der Presse — und angeblichen späteren Aeußerungen des Herrn Reichskanzlers eine Rolle gespielt haben soll. Es kann sich dies nur auf meine Unterredung mit Fürst Bismarck am 24. Januar und vielleicht auf die Aeußerung des Kanzlers, daß es mißlich sei, Erklärungen vor Entscheidung durch den Reichstag abzugeben, beziehen, denn zu der Zeit, als ich mit ihm in Friedrichsruh sprach, am 25. November, war das Gesetz noch in der Kommission, die damals noch nicht einmal die entscheidenden Beschlüsse gefaßt hatte. — Jeder Parlamentarier, der einigermaßen die parlamentarische Geschichte kennt, weiß, daß Erklärungen der Art, wie sie von konservativer Seite erbeten waren, häufig genug abgegeben, und von derselben Regierung abgegeben worden sind. Erhoffte doch auch Herr v. Kardorff am 23. Januar, wie ich wörtlich mitgeteilt habe, die Abgabe dieser Erklärung. An formalistischen Hindernissen dieser Art hätte gewiß Bismarck einen von ihm gewünschten Erfolg nicht scheitern lassen. Hätte Fürst Bismarck den Wunsch gehegt, daß die Vorlage der Kommission angenommen werde, auch von den Konservativen, so hätte es völlig in seiner Macht gestanden, dies mir an jenem Abend in nicht mißverständlicher Form auszusprechen. Es handelte sich nicht um beiläufige Aeußerungen, sondern um ein eingehendes Gespräch unter vier Augen über diesen einen bestimmten und begrenzten Gegenstand. Es ist doch kaum glaublich, daß ich — man möge meine Befähigung so niedrig taxieren als man will — in solcher Lage, und nachdem ich durch eine Reihe von Jahren sehr oft mit dem Fürsten über schwierige Fragen verhandelt, nicht in der Lage gewesen sein sollte, ihn richtig zu verstehen, wenn er seine Meinung, und es hinderte nichts daran, wirklich aussprechen wollte.

Dafür aber, daß er mir nicht hat andeuten wollen, daß die Zustimmung zur Kommissionsvorlage erwünscht sei, kann ich auf Grund zuverlässiger Information folgende Thatsache mitteilen:

An demselben 24. Januar hat eine Beratung des Staatsministerii (Kronrat) stattgefunden, in welcher die Frage zur Erörterung kam, ob das Sozialistengesetz,

wie es in zweiter Lesung (nach der Kommissionsvorlage) im Reichstag beschlossen war, angenommen werden könne.

Gegenüber der Befürwortung der Annahme der — wenn auch abgeschwächten — Vorlage von seiten Seiner Majestät des Kaisers, hat Fürst Bismarck die Ablehnung derselben verlangt, und da die Minister ihm beistimmten, ist diese beschlossen worden.

Es handelte sich dabei, wie aus dem dargestellten Sachverhalt hervorgeht, thatsächlich um die Frage der Abgabe der von den Konservativen erbetenen Erklärung. Diese Thatsache ist erst nach dem Fall des Sozialistengesetzes zu meiner Kenntnis gekommen — und von Wert für die Beurteilung der ganzen Vorgänge ist es, daß, wie ich erst später erfahren, jene Sitzung des Staatsministerii vom 24. Januar vor der Unterredung stattgefunden hat, welche Fürst Bismarck am Abend dieses Tages mit mir hatte.

Diese Thatsache läßt es denn doch wohl als undenkbar erscheinen, daß Fürst Bismarck mir den Wunsch hat ausdrücken wollen, daß die konservative Partei für eine Vorlage stimme, deren Ablehnung bereits beschlossen war.

Ich würde diesen Darlegungen, die ich absichtlich so viel als möglich von eignen Meinungsäußerungen frei gehalten habe, nichts weiter hinzuzufügen haben, wenn mich nicht die wiederholten Aeußerungen der Presse, daß damals schon ein bevorstehender Wechsel in der Person des Reichskanzlers einen Einfluß ausgeübt habe, dazu nötigten. Richtig ist, daß in diesen Tagen und, schärfer präzisiert, nach der Rückkehr des Kanzlers aus Friedrichsruh, die Anzeichen von Meinungsverschiedenheiten zwischen Seiner Majestät und dem Reichskanzler für gut unterrichtete Personen erkennbar wurden, — richtig ist, daß in diesen Differenzen vielleicht eine Erklärung für Bismarcks Haltung in jenen Tagen gefunden werden kann. Aber das muß ich ausdrücklich als Thatsache konstatieren, daß ich und meine Freunde bei den parlamentarischen Vorgängen in Bezug auf das Sozialistengesetz nur mit Fürst Bismarck als Reichskanzler und unbezweifelt maßgebenden Leiter der inneren Politik rechnen konnten und gerechnet haben.

Schlußbemerkung.

Mit Bezug auf die Darstellung des Fürsten Herbert Bismarck, deren in einer Vorbemerkung gedacht ist, füge ich noch folgendes hinzu:

Ob ich bei dem Herrn Reichskanzler am 24. Januar 1890 gespeist habe, ist an und für sich irrelevant — nach meiner Erinnerung und einer kurzen Notiz meines Tagebuchs, welche die Zeit, in der ich mit dem Herrn Reichskanzler gesprochen, angiebt, war es nicht der Fall. Aber darin kann ich irren. Wesentlich ist nur, daß es sich nicht um ein beiläufiges Gespräch handelte, sondern eine Besprechung über einen bestimmten Gegenstand, welche nur zwischen dem Herrn Reichskanzler und mir geführt wurde.

Ich muß darauf aufmerksam machen, daß es sich damals nicht etwa um

eine Erklärung über einen Kommissionsbeschluß handelte, sondern daß der Beschluß des Plenums des Reichstags selbst in zweiter Lesung vorlag.

Was verschiedene Blätter nach der Entscheidung erklären und konstatieren, ist nicht beweiskräftig. Wenn Fürst Herbert Bismarck sagt, daß er in den Tagen nach dem 16. und 17. Januar im Reichstag mit mir gesprochen habe, so ist das gewiß nicht ausgeschlossen, — aber gänzlich ausgeschlossen ist es, daß er mir gesagt haben will:

> „er habe Herrn von Helldorf dahin verständigt, daß die von ihm verlangte Erklärung des Reichskanzlers, die er als Brücke für seine Fraktion zu bedürfen erklärte, aus den bekannten Gründen nicht gegeben werden könne,“

denn damals war von der Forderung einer solchen Erklärung noch gar nicht die Rede. Sie ist nach den mir vorgelegten Protokollen über die Fraktionssitzungen erst am 23. Januar von der Fraktion beschlossen worden, — und ich habe erst am Tage vorher, am 22., mich entschlossen, sie der Fraktion vorzuschlagen.

Ein Dichter.

Von

Otto von Leitgeb.

Meine Liebe!“ sagte der Herr Ministerialrat mit einer Protektormiene. „Ich weiß wirklich nicht, was du an Erland Interessantes findest! Nur weil er ein Dichter ist? — Nun ja, meinetwegen, heute spricht man einiges über sein Buch, weil es funkelnagelneu ist. Vielleicht erinnert sich jemand sogar noch in ein paar Monaten seiner. Dann wird es vergessen sein. Bei der jetzigen, massenhaften Produktion ... Und jeder will ‚neu‘ sein! Lächerlich —!“

„Ich denke gar nicht daran, daß er ein Dichter ist, wenn wir ihn treffen,“ entgegnete die junge Frau mit einem versöhnlichen Lächeln um ihren beredten, hübschen Mund. Sie kannte jede Note in der Stimme ihres Gatten und wußte genau, daß er eben eifersüchtig war. „Ich denke nicht daran. Und das ist vielleicht das Hübsche? — Er giebt sich so ungezwungen, so natürlich, so — unlackiert! Herrgott, ja, mir scheint, das ist ein Wort von ihm selbst, verzeih!“ Sie lachte. „Ich wollte einfach sagen, so als Mensch, geradhin. Ich kann ja nichts dafür, das gefällt mir eben!“

„Was für gesuchte Worte!“ rief ihr Mann und wurde rot vor Aerger.

„Ja, es ist aber doch wahr! Das gefällt mir, und weil er zufällig ein Dichter ist, vielleicht noch mehr —“

„Hier wird es feucht,“ sagte er, um abzulenken. Sie waren bis dorthin gekommen, wo sich der Feldweg zum Steig verengt, und ihre Schuhe wischten bei jedem Schritte den Tau von den Grashalmen links und rechts herunter.

„Siehst du!“ meinte sie vergnügt. „Was wollen wir denn mit unsern städtischen Toiletten dahier in den Bergen? Denk einmal an die karikierten Berliner in den ‚Fliegenden Blättern‘. Schneidije Jebirgswelt!“ und sie lachte wieder. „Du mit deinen Lackstiefeletten und ich mit meinem Seidenfoulardrock! Das ist auch so etwas …“

„Kehren wir um,“ sagte der Gatte. „Wenn ich den Zug erreichen will, muß ich um neun Uhr pünktlich abfahren, und ich möchte keine Hetze. Lackner hat ja telegraphiert, daß er schon heute abends in Villach ankommt. Ich freue mich auf ihn und möchte ihn keine Stunde lang versäumen. — Ja, ja! Ich freue mich außerordentlich darauf, ein paar Tage mit ihm herumzubummeln.“ Das sagte er so gewiß absichtsvoll; vielleicht sollte es ihr den Abschied erschweren. Er will sie an den Abschied erinnern und sagt darum noch: „Schade, daß du die Partie nicht mitmachen willst!“ Sie sollte sich recht klar werden, daß sie ihn sechs Tage lang entbehren sollte.

„Kehren wir um!“ meinte er wieder.

„Noch ein Stückchen!“ bat sie. „Schau, wie wundervoll die Dolomiten nun verglühen; solange das dauert, gehen wir geradeaus. Wir kommen immer noch früh genug zurück —“

„Ich kann ihn ja auch nicht im Stiche lassen,“ sagte der Gatte.

„Lackner?“ fragte seine Frau. „Aber selbstverständlich nicht!“

Wo sie auf die Straße traten, um zurückzugehen, saß Erland auf einem Prellsteine, den alten grünen Filz in den Nacken geschoben, in seiner grauen Joppe, das Bauernpfeifchen im Munde. Er sah ihnen entgegen, und der Ministerialrat zog schon von weitem seinen Hut und grüßte laut hinüber.

„Hören Sie!“ sagte er dann. „Da sind aber ein paar starke Stücke in Ihrem Buche! Ich meine, Sie arbeiten da mit solchen Mitteln … Wie punktiert kommt es mir stellenweise vor, so wie Segantini malt, etwa. Aber äußerst fein, ganz fein! Wenn Sie erlauben — ich wollte Ihnen auch schon dazu gratulieren —“

„Danke schön!“ entgegnete der Dichter.

„Nur denke ich,“ fuhr der Ministerialrat fort und machte scharfe Augen, wie ein großer Kenner, „die Kunst sollte so viel wie möglich verstanden werden, nicht wahr, verstanden, begriffen, geteilt von so vielen wie nur möglich!“ Es kam ihm genial vor, daß er diese drei bezeichnenden Wörter mühelos hintereinander gefunden hatte. „Ich weiß nicht, viele der Sachen sind aber so fein, — so fein und wahr —“

Erland zuckte die Achseln.

„Sie haben ganz recht! Populär kann so etwas nicht werden,“ sagte er, und dann mit einem Blick auf Frau Henriette: „Haben Sie Ihre Nachmittagspromenade gemacht?“

„Jedenfalls ein ausgezeichnetes, höchst bemerkenswertes Buch, das seinen Weg machen wird," schloß der Ministerialrat.

„Kommen Sie mit uns zurück?" fragte Frau Henriette mit einem guten, einladenden Blick.

„Verzeihen Sie! Ich bin eben erst ausgegangen und muß mir noch etwas mehr Luft holen," entgegnete der Dichter. —

Als sie sich wieder getrennt hatten, sagte der Gatte, als ob er etwas Neues in ihren Gedanken aufgespürt hätte:

„Glaub doch nicht, daß er immer so leger und fesch ausschaut, wie ihr das nennt! Heuer, als Klingers Olymp ausgestellt war, sah ich ihn einmal bei der Secession vorfahren, die Fürstin Metternich hatte ihn in ihrem Wagen mitgenommen. Er sah gerade so aus wie jeder andre Elegant in Cylinder und Lackschuhen; höchst prosaisch, kann ich dir sagen, wenn's dich interessiert. Und übrigens — er hat Posen ... das Besondere sind nur so eure Ideen!"

„So?" entgegnete seine Frau, unterhalten darüber, daß er mit „ihr" und „euch" sprach, als gelte es, gegen ein ganzes Regiment aufzukommen. Aber die beabsichtigte Enttäuschung erreichte er nicht. Nur, daß sie jetzt ganz mit Willen ein bißchen fade wurde. „Er muß wie ein Prinz aussehen!" sagte sie. „Wie ein ganz feiner Kavalier von der Sohle bis zum Scheitel —" und der Gedanke wärmte sie; sie lächelte wieder. „Wie merkwürdig, daß ich ihn in Wien bisher noch nie gesehen! Ich möchte ihm gerne einmal begegnen ... Wenn ich ihm so ein halbes Wort sagte, würde er mich gewiß besuchen ..."

Sie sprach nur von sich; das war die Revanche für „ihr" und „euch". Der Gatte ärgerte sich wie ein Igel.

„Hast du denn eigentlich sein Buch gelesen?" fragte sie schließlich.

„Ein nachgedrucktes Stück in einem Feuilleton und zufällig ein paar Rezensionen," antwortete er.

„Wie ist es dann nur möglich, zum Autor selbst so zu sprechen?" rief sie aus und wunderte sich wirklich.

„Du bist ein Kind!" lachte der Gatte.

*

Indessen ging Erland rüstig bergauf. Zuerst durch den dünnen Waldstreifen, dann zwischen den Felsen, dann über die Wiesen. Sie stiegen so sanft an. Oben, vom Rande herüber, nahe dort, wo der Wald wieder begann, sah man das Gehöft. O, diese Bergwiesen mit den schmalen, ausgetretenen Weglein! Diese einfachen wilden Blumen im kurzen, starken Gras! Der blaue Schatten, der sich dort herüberlegt; — gleich werden die märchenhaften, feinen Dunststreifen zu ziehen beginnen. Aber der Tag ist viel länger da heroben. Man ist auf der Höhe. Das Bauernhaus liegt jetzt noch in der Sonne. — Und so voller Ziel ist der Weg! Er führt über die ganze Wiese weg geradeaus auf die Schwelle zu, die sich dort öffnet. Ein Weg, gering und schmal, aber mit einem Ziele, das ganz nur ihm gehört. Also ein Weg, der etwas ist

— Freud und Leid, Armut und Reichtum, Leben und Tod für jenes Menschenheim können keinen andern einschlagen, als diesen einzigen, erdbraunen, kleinen Weg. Und nun hat er noch die Sonne für sich. Unten im Thal ist es indessen überall Schatten geworden. Jener feuchte Sommerabendschatten der Bergthäler. Schreitet man so rasch und frisch bergauf, so läßt sich die Sonne immer noch erreichen ... Sie will den Menschen wohl. Geht mir nach! Geht nicht nach dem Schatten; geht mir nach, wo ich den Weg noch vergolde, ich, die Sonne! Geht mir nach! ... Nichts ist wie mein Licht, und sei's ein armseliges Weglein durch die Bergwiese. Nun siehst du ja schon die Schwelle, und auch darauf liege ich und vergolde sie ...

Die kleine Fannei saß gespreizt vor der Thüre auf dem Boden und zog dem alten Tiger die Ohren lang. Der Hund stand mäuschenstill vor dem Kinde und hielt den Kopf opferwillig gegen seinen Schoß gesenkt, um ihm das Spiel zu erleichtern. Als Erland herantrat, begann Tiger mit einem Seitenblicke zu wedeln, regte aber sonst kein Haar, und Fannei hielt einen Augenblick ihre roten Patschhände in die Luft, als ob sie eine Mücke klappen oder vor Freude klatschen wollte. Das war ihr Gruß.

In der Küche, zu der die sonnenvergoldete Schwelle führte, war niemand, außer dem Resel. Und das Resel saß hinterm Tische, hatte den braunen Kopf auf den nackten, schönen Armen liegen und weinte. Sie flennte ganz gehörig. Nun war sie schon dorthin gekommen, wo das wehe Schluchzen beginnt, das eine Frauenbrust nur so hebt und senkt, als wollte es das Herz selber sprengen. O, — wenn ein Mann das kennt ... das packt ihn, und wär's vom ärmsten Lumpenkinde auf der Straße. Es ist etwas Schreckliches für den Mann, der diesen demütigen, wehen Sturm kennt ...

Erland trat stracks auf das Resel zu, legte seine starke braune Hand auf ihre Achsel und sagte: „Na, na! Das is g'fehlt! — Jetzt schaut's einmal das Resel an! — Gehst?!"

Und als sie immer wieder zusammenzuckte mit Brust und Schultern und mit dem abgerissenen Atem, wie er's nun einmal nicht mit ansehen konnte, setzte er sich dicht an ihre Seite.

„Das is wegen dem Martl! Gelt? Weg'n dem Lottersbuben; ich weiß wohl! — Schau her, Resel, wenn's dir paßt, wenn's dir ein' Erleichterung is, nachher sprich's heraus, was wieder 'geben hat. Was hat er wieder ang'stellt, der Bua? Kurasch, Resel! — Schau, ich mein', wenn der Mensch ein find't, daß er so spürt, daß er was ehrlich herausreden kann und der andre ein ehrlich's G'hör giebt — das hilft immer amal g'rad so wie eine Beicht, — das is was Menschliches, was Echtes —"

„Weg'n Martl!" schrie das Resel auf. „Ja, ja, ja, weg'n Martl is 's, du lieber Herrgott, weg'n Martl und nix anderm —!"

Und auf einmal fand ihr Wort den Weg, — leidenschaftliche, behend werdende Worte; es zitterte ihr ganzes Herz darin, wie früher unterm Schluchzen. Wegen dem Martl war's und nichts anderm. Ihr ganzer jüngster Jammer kam

hervor, erst stückweise und unsicher, dann laut und brausend wie ein Wildbach im Bergwald.

Erland hörte ihr ruhig zu bis zum Ende. Dann begann er. Wie ein vernünftiger alter Beichtvater beinahe, oder ein guter alter Onkel, in dessen eignem Herzen noch ein gutes Stück Jugend steckt. Eine lange Rede hielt er dem Resel, eine lange, ganz ernste Rede. Sie wurde ruhiger und ruhiger dabei. Ihr kleiner heißer Mund schürzte sich, fest und aufmerksam. Ihre Wangen brannten noch, aber ein stetiger, aufmerksamer Blick hatte die blauen Augen von der letzten Thräne befreit. Dabei blickte sie mit gesenkter Stirne nun fortwährend auf den Saum ihrer Schürze, den sie durch die kleinen Finger zog, fortwährend, als müsse sie jeden Stich abzählen auf dem armen, schmutzigen Saume. So saßen sie, eine ganze Weile lang. Endlich erhob sich Erland und meinte:

„Bist g'scheit jetzt? — So, Resel! Jetzt bleibst allein da sitzen und überlegst dir das noch, und ich kann der Fannei auch noch a G'schicht erzählen, bevor ich wieder hinunter muß und weil ich g'rad so ins Reden kommen bin — —“

Die Fannei hatte sich schon neugierig genug auf die Thürstufe gehockt. Nun setzte sich Erland draußen auf die Bank an der Wand, zog das Kind auf den Schoß und begann ihr eine wundersame Geschichte zu erzählen. Von allem Möglichen und vielem Unmöglichen, — was ihm just so einfiel. Dem Kinde zuliebe begann er mit Waldmännchen, Elfen und Zaubermeistern, aber davon entfernte er sich bald immer weiter. Die Kleine ließ den Zeigefinger aus dem Munde rutschen und starrte ihn mit großen Augen an. Verstehen konnte sie ihn nicht mehr. Denn der Dichter sprach von Menschenschicksalen, vom Wandel der Seelen und dem Getriebe ihrer Welt. Er vergaß, wo er war, wer ihm lauschte. Was seine suchenden Gedanken in lebendige Worte fügten, trug ihn fort aus Zeit und Raum. Seine Seele kam in Spannung. Unbewußt suchte seine Rede ihre besten, feinsten Formen, ihren echtesten, wohlgestimmten Klang. Er las und sprach zugleich. Er hörte sich selbst und spannte sein Gemüt wie eine Bogensehne. Darauf legte er feingeschnitzte, langgefiederte Pfeile, mit leuchtenden Farben geschmückt und mit einer klingenden, güldenen Spitze. Er spannte und spannte die Bogensaite und ließ die Pfeile fliegen, einen nach dem andern, und jubelte im Herzen, wie sie dahinschwirrten, wie sie die Luft kühn durchschnitten, klingend und singend, und wie die scheidende Sonne von ihrem Federnschmuck farbenblitzende Lichtstrahlen triefen ließ ... Nun war ihm, als stände er, ganz allein, den glutrot brennenden Bergschroffen gegenüber. Er stand allein und sprach hinweg über das Thal. Und seine Worte klangen in den Felsen, und die Luft trug sie weg, weit fort, und goß sie aus durch die Lande. Auf diesen Worten aber, auf dem quellenden Strome seiner Schöpfung, schwamm seine Seele fort, seine ganze Menschenseele. Und sie schwamm dahin auf dem breiten, dem rauschenden, stolzen Strome, hinab und hinaus ins Leben ...

Jetzt glitt das Kind von seinen Knieen herab, verwirrt und ängstlich, so fest hatte es zuletzt sein Arm umfaßt gehalten. An der Schwelle regte sich das

Resel. Sie hatte die ganze Zeit über an dem Pfosten gelehnt, seit die merkwürdige Bewegung in seiner Stimme sie hierhergezogen. Jetzt sah sie ihn mit ihren schönen Augen maßlos erstaunt und verwundert an —.

Er blickte zu ihr herum und lächelte.

„Was, Resel?“ rief er fröhlich. „Wirst schon wieder?“ und er deutete mit dem Zeigefinger über seine Wange, wie eine Thräne verläuft.

„Nein!“ sagte das Resel, wurde rot und wischte sich den heißen Schimmer aus den Augen. „Weg'n dem Martl war's nimmer! ... Ich hab' jetzt bloß zug'hört — —“

„Jetzt muß ich aber wieder hinunter,“ sagte Erland und streckte ihr die Hand hin.

„Magst an Almrausch?“ fragte das Dirndl angelegentlich. „Wart nur!“ Sie sprang in die Kammer und kam mit einem Buschen Alpenrosen zurück. „Ganz frisch sein s' no! Ich hab s' selber brockt, heut früh!“

Er nahm die Blumen und gab zuerst ihr und dann der Kleinen die Hand, die sich daneben aufgepflanzt hatte und zu ihm hinaufstarrte, als ob sie noch etwas erwartete.

Als er dann über den kleinen Wiesenpfad wieder hinabgekommen war, hörte er, wie das Resel einen silberhellen Juchzer ausstieß, drehte sich um und sah sie noch vor der Thüre stehen. Er winkte mit dem Almrauschbuschen, und sie sah ihm nach, bis er gänzlich verschwunden war.

*

Unten im Hotel saßen die Sommergäste längst beim Nachtessen. Der Ministerialrat war sogar einer der ersten gewesen, denn um neun Uhr wollte er fort.

Aber die Abreise that ihm jetzt beinahe leid, und er bemühte sich soeben, das mit gegenteiligen Reden zu verdecken.

„Ja, lieber Herr Doktor, wir machen eine prachtvolle Partie! Lackner ist übrigens einer der bekanntesten Tourenfahrer in Oesterreich, und da ist es natürlich für *ihn* nichts Besonderes. Es geht über Glandorf und Sankt Michael hinauf nach Selzthal und Radstadt; von dort herunter nach Tamsweg, über den Katschberg, Gmünd, Spittal und durchs Drauthal wieder hierher. Was? Werden Sie nicht neidisch?“

„Und dabei haben die Herren das Vergnügen, ganz ‚unter sich‘ zu sein,“ warf Frau Henriette ein, aber mit keinerlei böser Absicht. Sie war heute viel gegangen und fühlte Schlaf.

„Herr Ministerialrat!“ rief der Banquier von einem der Nebentische herüber. „Das Barometer fällt übrigens bedenklich seit heute früh, und Sonnabend ist ein Falbscher Tag —“

„So —?! Ja, sollt' ich am Ende ... aber Lackner ist so praktisch, wie gesagt, einer der besten Tourenfahrer von Europa ... Was glaubst du, Henriette, ich kann ihm doch nicht absagen?“

„Natürlich nicht! Was fällt dir denn ein?“ rief seine Frau. „Ich bitt' Sie, Herr von Berger, nun richten Sie nichts an, mit Ihrem Falbschen Tag — !“

Der Banquier ergriff die Gelegenheit beim Schopf, mit der schönsten Frau dieses Sommers ins Gespräch zu kommen. Er setzte sich an den leeren Tisch, der sie trennte, bog sich mit den Händen auf den Knieen weit vor, lachte und begann zu erklären:

„Das ist nämlich so, gnädige Frau —“

„Mizl, was sagen denn Sie zum Wetter?“ fragte der Doktor und benützte den Schatten, um dem Schankmädchen mit der Hand auf den Rücken zu patschen, während sie frische Gläser auf den Tisch stellte.

Die Mizl war krebsrot und sehr pressiert.

„G'wetterleucht' hat's früher, hat der Jockl g'rad g'sagt,“ entgegnete sie und stellte das Bier auf den Tisch, daß der Faum aufs Tuch herablief.

„Schade, daß es für Damen eine zu starke Tour ist,“ sagte der Ministerialrat mit heimlichem Stolz. Seine Frau ärgerte sich ein wenig. Es war auf sie gemünzt, und sie wußte doch, daß er es nicht meinte und immer früher müde wurde als sie. Aber er hatte die Schwäche, sich vor dritten herauszustreichen. Uebrigens regte sich sofort sein schlechtes Gewissen. Er sah sie an und fand, daß sie ihm den ganzen Urlaub über noch nicht so schön geschienen wie heute abend ... Und statt dessen diese verflucht ungemütliche Fahrt, mit vollem Magen in der Finsternis nach Toblach hinaus und dann die Stunden bis Villach!

„Wenn wir hier irgend ein zuverlässiges Wettermandl hätten,“ meinte er jetzt, „so würde ich vielleicht Lackner doch telegraphieren, daß ich erst morgen abend ...“

„Warum nicht gar!“ rief seine Frau. „Freunde sitzen lassen! Sehr schön! — Uebrigens, mein Lieber, mußt du nun doch bald nach deinen Sachen sehen, wenn du Punkt neun abfahren willst.“

Der Banquier wollte ihr nicht entgegengearbeitet haben. Er sagte darum:

„Heuer kann man sich auf gar nichts verlassen, hochgeschätzter Freund Ich glaube dennoch, daß wir morgen den schönsten Tag von der Welt haben werden. — Gnädige Frau, wenn Sie dann eine kleinere Ausfahrt belieben sollten, als mit derartigen Welt-Rekordfahrern ...! Edith und ich werden Ihre Befehle erwarten. Herr Erland radelt ja auch —“

„Wenn man den Fuchs nennt —“ sagte der Doktor, da der Dichter eben eintrat.

„Ja so!“ rief der Banquier, „hier ist ja sein Platz!“ und er verließ den guten Sessel wieder. Seine Frau neigte verbindlichst den Kopf gegen die Schönste dieses Sommers, als ob sie ihr für die eingeräumte Annäherung danken wollte. Versuche dazu hatte es nämlich schon sehr viele gegeben. Wie merkwürdig schwer sich solche Dinge manchmal machen! Uebrigens trug die Frau Ministerialrätin öfter Boutons in den Ohren, die so gewiß falsch waren, wie die Alltagsringe der Frau von Berger allein mehrere Tausende vorstellten.

Erland grüßte kurz und zerstreut. Mizl brachte ihm ohne Auftrag sein Abendessen. Ja, den läßt sie nie warten, das weiß man schon —! Schweinebraten, Kraut, ein Knödel.

„Wer so was abends verträgt —!“ sagte der Ministeralrat halblaut.

„Schauen Sie ihn nur an!“ antwortete der Doktor mit fachmännischem Verständnis. „Das ist doch kein hohlwangiger, neurasthenischer Dichter, so ein Prachtkerl, mit dem Brustkorb und den Armen —! Der kann freilich mehr als Sie und ich!“

Frau Henriette lächelte und sagte: „Haben Sie sein Buch gelesen? Weißt du, Richard, ich wollte heute sagen, ich finde dabei nicht gerade alles so fein, wie du meintest, aber eine Kraft ist darin, die ist ganz frisch und natürlich ...“

Erland hatte sein Mahl in fünf Minuten beendet. Dann steckte er den Fleischknochen unterm Tische heimlich dem Hund des Herrn v. Berger zu, der das nicht leiden konnte. Und dann kam ein kleines Mädchen und ein Junge, die ihm vertraulich Gesellschaft leisteten.

„Du!“ sagte der kleine Junge. „Ist denn das wahr, daß du so riesenstark bist? — Der Papa hat gesagt, du biegst eine Eisenstange wie Wachs. Kannst du auch einen Silbergulden entzweibrechen? — Das hat einmal jemand gemacht; ich hab's in der Schule gelernt!“

Das kleine Mädchen aber warf sich mit bittenden Händen kokett an seinen Schoß.

„Märchen erzählen, Herr Erland!“

„Nein,“ sagte er begütigend, „heute nicht mehr!“

‚Nicht mehr?‘ dachte Frau Henriette. ‚Ist es zu spät, oder hat er heute schon welche erzählt —‘

Aber er scherzte mit den Kindern und schien besonders lustig.

Der Ministerialrat fragte: „Was hat Sie denn heute so vergnügt gemacht, Herr Erland?“

„Menschen!“ entgegnete der Dichter. Und er dachte: ‚Ich will so einen Brocken mit einer Pose hinwerfen, großartig, wie ein Komödiant. Uebrigens, was soll man denn darauf antworten: was hat Sie heute so vergnügt gemacht? Weiß ich's?! — Aber ich bin vergnügt, meine Herrschaften; ich bin königlich vergnügt! ... Mehr als das! Ich glaube, ich bin heute abends glücklich, einfach glücklich, jawohl! ... Und das sollte ich Ihnen erklären, Sie, Herr Ministerialrat —? — Ja, wenn ich könnte —! Und dann würde ich's natürlich erst nicht thun! Fiele mir ja gar nicht ein, Sie langweiliger, aufgeblasener Aktenfrosch! Uebrigens verstehen Sie solche Sachen auch nicht mehr, mit Ihrem verstaubten Hirn, mein Bester! ... Ja, Ihre Frau —! Das ist was andres ...‘

„Wo waren Sie denn noch?“ fragte nun sie mit ihrer tiefen, süßen Stimme, „nachdem wir uns getroffen hatten —“

„Nur noch ein Stück bergauf, bei ein paar ganz einfachen Menschen, gnädige Frau —“

‚Was für gesuchte Worte; lauter Pose!‘ dachte der Gatte; und dann

sagte er laut: „Henriette, nun ist es höchste Zeit. Möchtest du mit mir nach meinen Sachen sehen, bitte?“

Aber im Zimmer oben fing er noch einmal an:

„Wenn ich's wüßte, wegen dem Wetter — faktisch, ich würde jetzt noch an Lackner telegraphieren —“

„Nein, das ist aber doch zu kindisch!“ rief seine Frau, fast verdrießlich über seinen beständigen Wankelmut.

„Ich gehe heute gar so ungern von dir, Weiberl!“ entgegnete er gedehnt.

„Ja — freilich!“

Er unterbrach sie mit einer Liebkosung.

„Na, — na! ... Richard! — — du —!!“

Aber er ließ ihr keine Ruhe.

„Richard —!! ... So sei doch vernünftig —! Du — so hör doch nur ... du ... es sind ja nicht einmal die Jalousien geschlossen —! ... Ach, das ist ja zu dumm ...! Jeder Mensch kann über den Gang vorbeigehen ... Jetzt geh' ich aber fort ...“

„Soll ich also nicht telegraphieren?“ bat der Ministerialrat und jammerte beinahe.

„Lächerlich! — Aber nun gieb Ruh'! — Hör, Erland wohnt auch da am Gang ... Bravo, — wenn die Rolle nicht fertig wird, bleibst du da sitzen und spielst wirklich eine feine Figur ... Es ist ja neun Uhr, du Tschapel, du!“

Und dann: „So, da ist die Rolle. Jetzt fertig, marsch! keine Idee —!“

„Aber, Mausi, noch einen Kuß!“

„Das meinetwegen; — so!“

„Aber, im Ernst —“

„Im Ernst, jetzt mußt du abfahren; kein Pardon!“

Sie schob ihn fast hinaus. Der Wagen wartete schon, und Herr v. Berger, sein Mädel und der Doktor standen am Thor, die Abfahrt mitanzusehen. Dann gingen sie wieder in den „Glaskasten“ hinauf. Es war kühl geworden, und man saß ganz gerne in einer geschützten Ecke.

Sie suchte Erland mit dem Blick, als sie eintrat, ganz unwillkürlich. Aber er hatte seinen Wein genommen und sich inzwischen auf die Veranda hinausgesetzt, wo er ganz allein war, in die helle Nacht blickte und sein Pfeifchen rauchte. Zwei-, dreimal nahm er die Alpenrosen auf, die er auf den Tisch gelegt hatte und sog ihren Atem ein. Wie das frisch und herb schmeckte! Seine Beine streckte er über einen zweiten Sessel und fühlte sich träge und behaglich. Es verging eine ganz ruhige Abendstunde. Ringsumher wurde es still. Das Thal schlummerte ein. Das ist ein Moment von starkem, deutlichem Gefühl, im Gebirg, wenn der Friede der Nacht so in die Thäler einzieht ...

„Aber ich möchte, daß das hier ein einsames Gehöft wäre, wie dort oben beim Schorerbauer; kein Gasthof, wo man soeben diese fünfzig oder sechzig Stadtleute abgefüttert hat; — geschmeckt hat ihnen ohnehin nichts! — Ich möchte, daß kein Postwagen hierher führte und kein Telegraphendraht und daß ich ein

Jahr lang ein Pseudonym hätte und mich um nichts zu kümmern brauchte ... Nächstens packe ich meinen Rucksack und miete mich auf vierzehn Tage beim Schorer ein ... Aber nein, das geht nicht! Der Martl platzt vor Eifersucht, und dann wäre ich es, der dem Resel seine Sonnentage verdirbt ... Wenn die Leute wüßten, wie sie's gut haben! — Einfach Menschen, darin liegt alles! — Wie haben wir das verlernt und verlernen es täglich mehr! — Ja, Grundsätze, Grundsätze! — Die haben wir. Herrliche, großartige, sehr erbauliche Grundsätze! — Das Einfache verstehen wir dafür nicht mehr; das Natürliche und Wirkliche mögen wir nicht erreichen ... Also her mit den Grundsätzen. In ihrem Verständnisse können wir groß werden, — uff! ... Je, da kräht ein Hahn! Spaßiger Kerl; hat sich in der Uhr geirrt. ‚Und bevor der Hahn zum dritten Male kräht,‘ — was denn? Nun, um einen Satz zu vollenden: ‚will ich meine Grundsätze verleugnen!‘ — Aufrichtig gesagt, ich hasse dieses Wort. Was man gewöhnlich mit diesem Namen benennt, imponiert mir aber schon gar nicht. Bisher habe ich bloß erfahren, daß man kraft seiner Grundsätze meist Unwahres oder Unmenschliches begeht ... Laßt mich in Frieden damit! Wo man den wahren Begriff dafür wiederfindet und ihm einen ästhetischeren Namen giebt, will ich übrigens gern dabei sein ... Bevor der Hahn zum drittenmal kräht, also ... O ja, um Ihre Augen, zum Beispiel, Madame! — — Sie hat ganz wundervolle, sammetweiche, lustige, gute, sprechende, treuherzige und liebevolle Augen. Ihr liebt diesen Aktenfrosch ...?! — Kann ja sein, kann ja sein! Pardon, ich will nichts gesagt haben! O, man irrt sich oft so —!“

Ein Schatten schnitt das Licht aus der Thüre durch und auch seine schläfernden Gedanken.

Sie lehnte sich an den Pfeiler und sagte tiefatmend:

„Ach, wie gut diese frische Luft! — Da sitzen Sie, Herr Erland? Die Kinder haben Sie sehr vermißt. Verkühlen Sie sich denn nicht, hier heraußen? Gute Nacht!“

Er erhob sich rasch. Sie reichte ihm die Hand.

„Hören Sie!“ sagte sie dabei, und es lag eine plötzliche Wärme, beinahe ein wenig Emphase in ihrer Stimme. „Wir müssen einmal so recht miteinander plaudern, ja? Sie erzählen mir dann von Menschen — die einfach eben wirkliche Menschen sind ... Und ein wenig indiskret möchte ich auch sein und erfahren, wie solche Dinge in Ihrer Phantasie entstehen. Wollen Sie?“

„Gut, sprechen wir einmal darüber!“ entgegnete er bereitwillig.

„In Ihrem Buche kommen Züge vor,“ fuhr sie fort, „da möchte ich gar zu gerne fragen: wie kommen Sie denn eigentlich darauf? Nun lachen Sie mich nicht aus, es fällt mir gerade eines ein: an einer Stelle sagen Sie, wenn ein Weib sich sehnt zu wissen, daß sie geliebt ist, so ist immer ein bißchen der Wunsch nach einer Art von Gewaltthätigkeit des Mannes in ihr, wie etwas Ursprüngliches, Unkultiviertes. Sie will erfahren, daß der Mann stark und gut und zugleich findig genug ist, seinen Willen durchzusetzen, und dabei machen Sie irgend einen merkwürdigen Vergleich mit ungarischen Bauersfrauen, die sich

vernachlässigt glauben, wenn der Mann sie gar nie mehr prügelt. Das ist beinahe roh, wissen Sie, so grotesk liest es sich ... Aber ich glaube, Sie meinen doch etwas Richtiges ... Und bei manchen Sachen möchte ich gar zu gerne wissen: haben Sie das erfunden oder erlebt? — — Ja, es ist kühl hier; gute Nacht! — Bleiben Sie nicht zu lange da sitzen; sehen Sie, wie die Tischplatten silbergrau sind vor Tau?“

‚Was für eine Hand!‘ dachte er, als sie gegangen war, und er fühlte noch ihre warmen Finger in den seinen. Er faßte die Pfeife mit der Linken, um die Empfindung nicht zu verwischen. „Sonderbar!“ sagte er dann laut zu sich selber und dachte an das, was sie gesprochen hatte. ‚Menschen, die einfach eben Menschen sind? — Ob sie das ganz so verstünde? Das Ursprüngliche, wirklich Menschliche ... Das, was wirklich schrecklich ist, nicht bloß in der Komödie, — oder wirklich grandios göttlich, weil es ganz menschlich ist? ... Erfunden oder erlebt —! — Ja, aber — wir haben alles erlebt! Ob sie es ganz verstünde, wenn ich ihr einfach entgegnete: ‚das hab' ich erfunden und eben deshalb erlebt —?!‘ Denn dies, schöne Frau, ist die Quintessenz unsrer Kunst ...“

Ihren guten Rat befolgte er jedoch nicht, und es war ganz spät und still geworden, als er nach seinem Zimmer ging und auf den knackenden Dielen des Ganges vorsichtig auftrat, um niemand in den Zimmern zu wecken, deren Fenster hier heraussahen. In der Dunkelheit stieß er mit der Schulter an einen Laden, der nicht ganz zugedrückt worden war. — Halt! Ist das nicht eines ihrer Fenster? — Das Schlafzimmer etwa? — Aber das ist gleichgültig. — Er öffnete es etwas weiter, legte die Alpenrosen hin, schloß wieder vorsichtig und setzte seinen Weg fort. Auf seinem Zimmer fiel ihm jedoch ein: die Blumen mußten ja morgen früh völlig welk sein, auf diese Art! Nein, — was er that, pflegte er in der Regel wohl zu thun. Er nahm also sein Trinkglas, füllte es mit Wasser, schlich auf den Strümpfen wieder zurück, steckte den Strauß ins Glas und verschloß ihn vorsichtig wieder hinter dem Fensterladen. Zehn Minuten später lag der Dichter im Schlaf. Unten im Hof krähte der Hahn noch einmal.

*

Frau Henriette war am nächsten Morgen früh an der Toilette. Es hatte nachts über geregnet, war nun herrlich kühl und sauber auf der Straße, Herr von Berger hatte sich erlaubt, eine kleine Radfahrt vorzuschlagen, und sie freute sich darauf. Jetzt nestelte sie noch an den feinsten Geheimnissen ihrer Gewandung, war schön und rosenfrisch, sah in all den Bändchen und Spitzen aus wie ein liebreizender Page in Weiß und trällerte vor sich hin.

Und dann dachte sie an das Abenteuer, das sie diese Nacht erlebt hatte: wie ihr schien, war es mitten in der Nacht gewesen. Sie hatte ein Geräusch im Zimmer gehört, im selben Augenblick aber bemerkt, daß es das Knarren eines der Fensterläden war. Dann erblickte sie draußen, gegen das Zwielicht abgehoben, eine Männergestalt. Darauf machte sie der Schrecken wie lahm. Aber auf einmal erkannte sie Erlands Hut und seine Figur. Er schloß aber

sogleich den Laden wieder, sogar mit einem festen Druck, den man im Zimmer deutlich spürte. Zehn Minuten, vielleicht eine Viertelstunde lang blieb sie darauf regungslos liegen, mit hochklopfendem Herzen, in einer Empfindung, als hätte eine beleidigende Hand sie berühren wollen. Eine unbeschreibliche Empfindung. Etwas Schamhaftes, beinahe als ob er sie hätte sehen können. Sie fühlte, daß das Blut ihre Wangen überströmt hatte und tief in Nacken und Brust hinabglühte. Aber endlich erhob sie sich leise und entschlossen und schlich ans Fenster, den vergessenen Riegel vorzuschieben. Dort stieß ihre Hand das Glas mit den Blumen um, und auf einmal wurde ihr alles klar. So eine Aergerlichkeit kam nun über sie. Fast wollte sie den Laden aufstoßen, den Strauß hinausschleudern! Indessen stand sie einen Augenblick im Finstern still, mit den Blumen in der Hand, und dann siegte ein leises Lächeln, das die Glut ihrer Wangen durchbrach. — Das Wasser tröpfelte vom Fensterbrett ins Zimmer, und das allein weckte einen Gedanken, der sie nun auf einmal wie etwas Höchstwichtiges ganz und gar gefangen nahm.

„Ja, aber das Glas ... dieses Unglücksglas! — Was fange ich mit dem Glase an —?! Was? Was denn?! Wie kommt denn das Glas zu mir?! — Wie kann man denn das Glas hier finden — und drüben fehlt es, — sein Glas! — Soll ich es in den Hof schleudern? Em Ende erschlage ich jemand damit —! Ja, was fang' ich denn mit dem Glas an? Mit dem Glas?! —“

Dann packte sie ein Uebermut, wie etwas ganz Unerklärliches. Sie steckte den Strauß in ihr eignes Glas, legte sich wieder nieder, zog die Decke bis an die Lippen hinauf, lachte ein paarmal in die Kissen hinein, horchte einmal wieder erschreckt auf, dachte noch ein dutzendmal an das Glas ... und schlief darüber endlich wieder ein.

Jetzt, am Morgen, erinnerte sie sich wieder dieses Abenteuers, trällerte ein Liedchen, verstummte, sah die Alpenrosen plötzlich ganz nachdenklich an, seufzte beinahe ein wenig auf, lächelte dann wieder und wurde mit einem Male glühendrot, fast wie in der Nacht. —

Sie beeilte sich. Sie wollte ja spazierenfahren mit dem Banquier und seiner Frau. Erland sollte vielleicht auch mitkommen.

Nun war sie die erste, die unten bereit war. Einen Teil von den Alpenrosen hatte sie mitgenommen und band die Blumen auf der Lenkstange ihres Rades fest; so geschmückt wollte sie diesen Morgen fahren. Und weil sie noch immer allein blieb, setzte sie sich jetzt auf die Bank, die dem Hause gegenüberstand, unter den Ebereschen, deren Zweige sich von der Last der gelbroten Beeren bogen.

Vor der Hausthüre lungerte ein hübsches Bauernmädchen. Ihre Füße waren bloß, ebenso wie ihre runden, rosigen Arme. Vielleicht, daß sie sich der nackten Füße wegen scheute, ins Haus zu treten, wo die städtischen Gäste wohnten. Sie hatte einen kleinen, runden Kopf und hellbraunes Haar, das in einem Zopfe fest herumgelegt war. Ein paarmal lehnte sie sich in der Thüre an den Pfeiler, als ob sie auf etwas wartete. Bei dieser Haltung nahm ihr Körper zugleich

ruhende und kräftige Linien an. Ihr Nacken war von auffallender Weiße, und die Hände sonderbar klein und zart für ein dralles Bauerndirg.

Das Mädchen interessierte Frau Henriette, und sie musterte sie aufmerksam. Und als die Mizl kam, um das rote Kaffeetuch vom Tische zu nehmen, wo jemand gefrühstückt hatte, fragte sie, wer das sei.

„Die Resel vom Schorer!"

Vom Schorer —!

Frau Henriettes Wangen wurden mit einem Male rot.

„Ist das nicht der Bauer da oben —?"

„Der Schorerbauer, wo der Herr Erland fast jeden Tag hingeht," entgegnete Mizl. „Die Resel hat seinen Tabaksbeutel gebracht, den er gestern oben vergessen hat. Und sie hat Herrn Erland was zu sagen."

Gestern! — Das waren also dann die „Menschen", von denen er gesprochen hatte. —

Ihre Wangen glühten. Und weil sie sich darüber ärgerte, glühten sie noch tiefer. Auf das Bauernmädchen sah sie nicht mehr hin; aber jetzt, wo die Resel in den Flur hineinging, bemerkte sie doch unwillkürlich, wie schneeweiß die Haut ihrer nackten Fußsohlen war. Die feinen Knöchel aber sind gewiß nicht einmal sauber —!

Ja, sie ärgerte sich! — Oder — es war nicht gerade Aerger, aber so etwas ... Eine Beleidigung fühlt sich beinahe so, ganz ähnlich wie das. — Wenn er nun bloß nicht mitführe! Sie war in diesem Augenblick vollkommen sicher, daß sie es nicht wünschte. Plötzlich erhob sie sich und fuhr mit der Hand rücksichtslos über die Blumen auf der Lenkstange ihres Rades. Gerade da kam Erland, und er fuhr mit ihnen.

Er war in der fröhlichsten Stimmung diesen Morgen. Es war nicht zu ergründen weshalb, aber er hatte eine so eigne Art. ‚Wie ein Bub!' dachte sie einmal. So weit verstieg sich ihr Gedanke. Und dann wurde sie selbst mit einem Male übermütig, aber ganz voller Uebermut! ... ‚Wie ein Bub!' wiederholte es sich in ihr. ‚Eigentlich — ja, eigentlich ist das aber reizend, daß er so sein kann — —'

Einmal platzte sie heraus, ganz unbedacht. Sie waren eben stehengeblieben und abgesprungen, um den andern Zeit zu lassen, daß sie sie wieder einholen konnten.

O, wie gut dies der schönen Frau stand, diese feine, erhitzte Röte der Wangen. Wie zarter Reif lag es darüber; es mußte ein ganz, g a n z feiner Flaum auf ihrer Haut liegen. Und wie ihre Augen glänzten. Und ihre Lippen waren tiefrot, denn das erhitzte Blut hatte sie geschwellt. So mußten ihre Lippen aussehen, wenn das Verlangen zu küssen sie schwellte; warm, üppig und dunkelrot. Dann ihre Augen! Sie hatten so einen raschen, beweglichen Blick, als schaute sie beständig nach vorübergehenden Gedanken aus. Sodann lag eine gewisse Erwartung, Spannung und auch Mut in ihren Augen. Erland betrachtete sie nachdenklich.

Und gerade jetzt platzte sie heraus.

„Sie müssen mich in Wien besuchen," — wirklich sagte sie „mich" und nicht „uns", trotzdem ihr Gatte nicht dabei stand, an dem sie sich vielleicht hätte rächen wollen. „Sie müssen mich besuchen! Ja? — Am Mittwoch kommen immer Freunde zu mir ... Aber es ist besser, Sie kommen doch nicht gerade am Mittwoch. Sie haben mir ja versprochen, daß wir einmal so recht ordentlich miteinander plaudern wollen. Das geht nicht am Mittwoch. Darum müssen Sie an andern Tagen kommen!"

Gerade so sagte sie es. Nicht „an einem andern Tag", sondern „an andern Tagen".

Der Banquier und seine Frau stießen nun zu ihnen; es war aus mit der lustigen Unterhaltung. Das, was Erland ihr zuletzt bloß für sie sagte, kurz ehe sie ins Hotel zurückkamen, verstand sie auch nicht so recht.

„Wenn Sie wüßten, was ich heute erlebt habe!" meinte er. „Das heißt, ich habe es erfunden, und eben deshalb erlebt. Was einem wirklich zustößt — wie oft lebt man das gar nicht mit! Aber was man erfindet, sich ausdenkt, aus allen Poren der Phantasie in einen Becher auffängt ... wie muß man das leben, damit es wirklich ist! — Ganz sicherlich will ich Sie in Wien besuchen. Ich danke. Natürlich! — Ich werde dann bereit sein, über alles zu plaudern, was Sie befehlen werden. Erinnern Sie mich: ich muß Ihnen von einer Geschichte erzählen, die mir eben im Kopfe spukt; erinnern Sie mich nur! Es hat ein Hahn gekräht. Ich versichere, es ist so —"

Sie sah ihn an und lachte.

„Ja, ja! Erinnern Sie mich nur," sagte er eifrig. „Ich werde dann versuchen, schöne, lange Pfeile mit leuchtenden Federn auf meinen Bogen zu legen und damit zu treffen ... Wenn wir uns jetzt trennen, sagen wir auf Wiedersehen! Merken Sie das sehr wohl: auf Wiedersehen —"

Jetzt war es wieder spaßig, wie unverständlich er sich machte.

„Natürlich auf Wiedersehen," sagte sie.

Zwei Tage später hatte sie eine Anwandlung, als ob sie eine Macht über ihn hätte. Und dabei zu denken, daß die Schorer-Resel mit den bloßen Füßen durch allen Straßenstaub ging und gewiß an ihren dünnen Fesseln nicht ganz sauber war ...

Ja, ein bißchen Macht fühlte sie kommen; eine gewisse Ueberlegenheit. Es ist immer eine Ueberlegenheit, wenn es einem zusteht, etwas einzuräumen oder abzuschlagen. Also sagte sie aus purem Uebermut:

„Und ich glaube, Sie sollten doch nicht auf Wiedersehen sagen! — Natürlich denke ich, Sie halten dafür, daß man sich höchst glücklich fühlt, wenn Sie einen wiedersehen wollen ... Nein, hören Sie, ich bin nicht so! — Passen Sie auf: Jedesmal, wenn Sie kommen, wird es heißen, ich sei nicht zu Hause ... oder vielleicht? — Nein, ich meine es im Ernst. Sie werden es eben probieren —"

Ganz als interessierte ihn daran bloß ein Phänomen, fragte er:

„Was denken Sie sich dabei? — Sehen Sie, nun erfinden Sie! Also leben Sie dabei etwas. Sonst kann man nichts erfinden —“

Sie sah weg und fühlte, wie sich das Blut in ihren Wangen regte.

*

Ihr Gatte kam wieder, etwas früher, als er beabsichtigt hatte. Die schöne Partie war zum größten Teile elend verregnet gewesen. Dann war er zwei Kilometer vor dem Hotel mit dem Rade gestürzt, hatte sich den Fuß verletzt und konnte kaum gehen. Zugleich brachte die Post einen dringenden Brief herein, daß er nach dem Urlaub gewiß ohne Verzögerung heimkehren möchte. Nun würde sie doch nicht verlangen, daß er allein abführe! Sie könnten später doch noch auf eine Woche oder so auf den Semmering. Sie wurde so ärgerlich! Wie sie diese kleinen Unbeständigkeiten, dieses Hin und Her von Verfügungen und Plänen kannte, dieses langsame, zähe Ausfragen, was sie wünsche! Und wie sie es manchmal hassen konnte, wenn sie fühlte, daß sich hinter dem Tasten und Bohren und Ueberlegen irgend etwas Aufmerksames, Mißtrauisches verkroch!

Das fühlte sie auch jetzt.

Auf einmal aber entschloß sie sich. Gut, sie wollte ihn nicht allein reisen lassen.

Sie fuhren mit dem großen Landauer zur Bahn hinaus, wobei der Wagen mehr Koffer als Menschengewicht zu führen hatte. Und Erland war so liebenswürdig. Er wollte mit dem Rade nachkommen, um sie noch zu grüßen.

Auch der Abschied aus den Bergen ist schön. Was für eine gute, stille Zeit man hinter sich hat! Was einem die Natur allein schon gegeben hat! Es ist etwas freier, schöner, weiter geworden in einem. Man deucht sich fähiger, sehr Schönes, Süßes aufzunehmen. Man wartet, es könne und müsse sich ein Platz füllen, der dafür bereit geworden ...

Beinahe hätte sich Erland verspätet, aber schließlich, mit einiger Anstrengung, war er doch noch rechtzeitig eingetroffen, das heißt, ein paar Minuten, ehe der Zug sich in Bewegung setzte. Der Ministerialrat und seine schöne Frau hatten schon ihre Plätze eingenommen, und die Thüre des Coupés war auch schon geschlossen, denn sie hatten keine Bekannten da, mit denen noch Abschiedsworte zu wechseln gewesen wären.

Jetzt aber stand Erland auf dem Trittbrette. Er war so rasch gefahren, daß er in Schweiß geraten. Eben trocknete er sich seine wohlgeformte Stirne, und Frau Henriette empfand es wie eine Liebkosung an ihrem Herzen, daß er sich um ihretwillen so außer Atem gefahren hatte.

Und solche Pünktchen von Empfindung, wie klein sie sind, braucht man doch nicht zu erfinden ... man erlebt sie eben, in aller Wirklichkeit ...

Ihr Mann hatte sich auf dem Sitz ausstrecken müssen. Nein, um Gottes willen nur keine Umstände! Erland lehnte sich zum Fenster herein, schüttelte ihm die Hand und wünschte ihm Besserung. Dann stand er wieder auf dem Tritt-

brette, ein bißchen tiefer als sie. Sie trug zur Reise ein kleines Capotthütchen, das sie reizend kleidete; vorn war es mit ein paar zartbeweglichen rosa Blumen geschmückt.

„Also erfinden Sie noch viel Schönes hier!“ sagte sie nun. „Soll es für Sie somit genügen, wenn man Ihnen wünscht, bloß zu erfinden? — Erleben Sie aber auch ... Ich muß noch einmal fragen, worüber wir einmal gesprochen,“ fügte sie wie mit einem plötzlichen Entschlusse rasch hinzu, „Menschen, einfache Menschen? Haben Sie dies Jahr, dahier, einen gefunden, der sie interessiert?“

Er dachte ein wenig nach.

„Doch! — Es ist zwar nur ein Bauernmädchen —“

Sie wurde dunkelrot. Einen Moment sah sie fast starr in seine Augen. Ihre Erinnerung arbeitete, und davon wurde ihr Blick unbeweglich. Sie dachte, wie in einem Blitz von Erinnerungslicht, an die rosigen, rauhen Arme der hübschen Bauerndirne, an das unschön festgekämmte Haar; — es mußte aber sehr fein und weich sein; ... an den Nacken; er war schneeweiß; ... an ihre kleinen Füße, ihre nackten, dünnen Fesseln; ... die Füße waren gewiß nicht ganz reinlich — —

„Ich kenne sie!“ sagte sie kurz. Das Blut drängte in ihre Augen, und ihre feinen Zähne wollten sich kaum trennen, während sie es sagte. „Ist es nicht die Tochter vom Schorer? —“

„Ja, ja, ja!“ rief Erland und sprang vom Trittbrett; die Lokomotive pfiff eben. „Die Schorer-Resel!“

Er streckte seine Hand hinauf; sie berührte seine Fingerspitzen.

„Auf Wiedersehen!“ sagte er.

Er bemerkte ganz genau, daß ihr Blick zitterte, während sie ihn ansah, flüchtig, streifend, als könnte man den Blick von allen Seiten her sehen ...

„Wer weiß —?“ entgegnete sie rasch. „Erinnern Sie sich bloß —“

Der Zug setzte sich in Bewegung; er hub so rasch und leise seinen Gang an, dieser elegante, kurze Expreß. Frau Henriette hatte sich niedergesetzt. Er sah im Augenblicke nur das feine schwarze Capotthütchen mit den Chrysanthemen aus Seidenflor vornen. Ihre Stirne nickte, und die Blumen zitterten davon ein bißchen.

„Eben darum — auf Wiedersehen in Wien!“ rief er.

Und der Zug fuhr davon.

Der erste falsche Demetrius.

Von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten begegnet man Männern, die unter dem Vorgeben, mit verstorbenen Fürsten und Fürstensöhnen identisch zu sein, deren Rechte in Anspruch nahmen. Abgesehen von untergeordneten und alsbald wieder vergessenen Erscheinungen dieser Art, sind fünfzehn solcher Prätendenten aufgetreten, die geschichtliche Bedeutung in Anspruch nehmen durften. Dabei waltet der eigentümliche Umstand ob, daß das Geheimnis, welches die älteren von ihnen umgab, alsbald gelichtet und die Thatsache stattgehabten Betrugs nachgewiesen worden, während die späteren, sonst genau durchforschten Jahrhunderte wiederholt unaufgelöste Rätsel dieser Art hinterlassen haben.

Daß der Nachfolger des Perserkönigs Kambyses, der falsche Smerdis, ein Magier Gaumata war, der sich die Aehnlichkeit mit dem hingerichteten echten Prinzen zu nutze machte, ist unschwer festgestellt und nie wieder in Zweifel gezogen worden. Das nämliche gilt von dem etwa vierhundert Jahre später aufgetretenen Pseudo-Philippus von Macedonien, der in Wahrheit Andriscus hieß. Niemand hat je bezweifelt, daß der zu Nürnberg im Jahre 1251 verbrannte Betrüger nicht der Kaiser Friedrich II., sondern eben ein Betrüger war, — rücksichtlich des falschen Waldemar streitet man aber nur darüber, ob dieser angebliche Markgraf von Brandenburg der Mühlknappe Rehbock oder der Bäckergeselle Meinecke gewesen ist. Zweifelhafter steht die Sache bereits bei der Person des zweiten der vier Pseudo-Sebastiane, die sich für den im Jahre 1578 in der Schlacht zu Makazam gefallenen portugiesischen König dieses Namens ausgaben. Wer dieser im Jahre 1598 zu Venedig aufgetretene, mit gewissen Geheimnissen des Königshauses genau bekannte, keiner einzigen falschen Angabe überwiesene Unbekannte gewesen, hat niemals festgestellt werden können. Wenige Jahre später tauchte an dem andern Ende des Weltteils, in Polen und Rußland, ein Mann auf, von dem dasselbe gilt, und der sich für Demetrius (Dmitry), den letzten Sprossen des Hauses Ruriks und Sohn des Zaren Iwans des Schrecklichen ausgab und dem, als er nach kurzer Herrschaft den Tod gefunden, zwei Prätendenten folgten, die ebenso notorisch Betrüger waren wie die falschen Sebastiane I., III. und IV. Gemeinen Betrugs sind auch die vier Kronprätendenten überwiesen, die während des 18. Jahrhunderts in Rußland ihr Wesen trieben, — sowohl die zwei verlaufenen Soldaten, die die Person des unglücklichen Zarewitsch Alexei (Sohnes Peters des Großen) in Anspruch nahmen, als der kühne Rebell Pugatschew, der unter dem Vorgeben, der ermordete Peter III. zu sein, den Thron Katharinas II. ernsthaft bedrohte, und der sogenannte Kleine Stephan (Maly-Stepan), der unter der Maske desselben russischen Monarchen in Montenegro sein Wesen trieb. In die Tage unsrer Väter fallen endlich die vier Bewerber um den Thron

Frankreichs, die mit dem unglücklichen, im Temple verstorbenen Dauphin (dem sogenannten Ludwig XVII.) identisch sein wollten. Glauben hat nur einer dieser unternehmenden Männer, der sogenannte Uhrmacher Naundorf, gefunden, dessen Erfolge vornehmlich auf der Scheu beruhten, mit welcher die Herzogin Angoulême jede Prüfung der Beweisstücke dieses angeblichen Bruders ablehnte. Bekannt ist, daß Naundorf Einzelheiten über das Jugendleben der königlichen Kinder, die Flucht nach Varennes und so weiter, kannte, welche die Verwunderung aller erregten, die von seinen Erzählungen Kenntnis nahmen, und daß — lange nach seinem Tode — die Unechtheit der Leiche nachgewiesen worden ist, die man im Jahre 1795 als diejenige des Dauphins zu Ste. Marguerite bestattet hatte.

Weitaus die merkwürdigste aller vorstehend namhaft gemachten Figuren ist diejenige des sogenannten ersten falschen Demetrius. Von allen historisch bekannt gewordenen Prätendenten ist dieser der einzige gewesen, der einen großen und mächtigen Staat länger als ein Jahr beherrscht, dabei nicht gemeine Fähigkeiten bewiesen und die förmliche Anerkennung aller derjenigen Höfe erlangt hat, zu denen er in Beziehung trat. In der Geschichte der Feindschaft zwischen Russen und Polen hat die Erscheinung dieses Mannes Epoche gemacht, der — allein unter allen Beherrschern Rußlands — an eine Vereinigung der griechisch-orthodoxen mit der katholischen Kirche und einen gesamt-europäischen Kreuzzug gegen die Pforte gedacht hat. — Weiter ist dieser Prätendent dadurch merkwürdig, daß das Geheimnis seiner Persönlichkeit und seines Vorlebens niemals enthüllt worden ist und daß über ihn nur das eine feststeht, daß er der entlaufene Mönch Grischka Otrepjew nicht gewesen ist, für welchen die Kirche Rußlands ihn bis heute ausgiebt. Endlich kommt in Betracht, daß zwei russische Forscher, denen die Thüren des Moskauer Archivs breiter und früher als andern geöffnet gewesen sind, die Möglichkeit für nicht ausgeschlossen gehalten haben, daß dieser falsche Demetrius der echte Prinz, der Sohn Iwans des Schrecklichen und legitime Thronfolger Feodors I. gewesen sei. Gelegentlich eines im Jahre 1778 geführten und hundert Jahre später von einer russischen Zeitschrift veröffentlichten Gesprächs hat der St. Petersburger Akademiker Gerhard Friedrich Müller (aus Herford in Westfalen), einer der gründlichsten älteren Kenner russischer Geschichte, dem ihm befreundeten Engländer Coxe gegenüber diese Meinung ausgesprochen und hinzugefügt, Rücksichten auf die russische Kirche hätten ihm verboten, dieselbe öffentlich zu verlautbaren. Von einer ähnlichen Aeußerung Karampis, des russischen Reichshistoriographen zur Zeit Alexanders I., berichtet Theodor v. Bernhardi im zweiten Bande seiner Geschichte von Rußland, freilich ohne eine Gewähr für die darauf bezüglichen Nachrichten zu übernehmen. Gleich hier darf bemerkt werden, daß die von Bernhardi geteilte Meinung, der Prätendent sei eine Erfindung und ein Werkzeug der Jesuiten gewesen, seit den Veröffentlichungen des von P. Pierling (S. J.) verfaßten Buchs „Rome et Demetrius“ für widerlegt gelten kann.

Dieser in der neueren europäischen Geschichte einzig dastehende Vorgang ist

danach bis heute unaufgeklärt geblieben. Schon aus diesem Grunde, insbesondere aber mit Rücksicht darauf, daß Vor- und Nachgeschichte des falschen Demetrius zu Aktenfälschungen höchst eigentümlicher Art Veranlassung gegeben haben, wird das Unternehmen als gerechtfertigt erscheinen, die auf den russischen Prätendenten der Jahre 1603 bis 1605 bezüglichen Blätter neu aufzurollen.

I.

Siebenmal verheiratet, hatte der Zar Iwan Wassiljewitsch der Schreckliche bei seinem im Jahr 1585 erfolgten Ableben zwei Söhne hinterlassen, seinen Nachfolger Feodor und den zweijährigen Demetrius (Dmitry). Feodor war anerkanntermaßen schwachsinnig und so völlig außer stande, andre als rein repräsentative Pflichten zu erfüllen, daß nach Bestimmung Iwans statt seiner ein aus fünf Bojaren bestehender Regierungsrat die Geschäfte des Staats leiten sollte. Der bedeutendste Mann dieses Kollegiums, der einem ursprünglich tatarischen Geschlechte entsprossene Schwager des Zaren, Boris Godunow, wußte seine Genossen so vollständig beiseite zu schieben, daß er nach wenigen Jahren der alleinige Beherrscher Rußlands war. Von dem hohen Adel als Emporkömmling und Intrigant gefürchtet, von der Geistlichkeit wegen seiner Neigung zu europäischer Bildung und zu Reformen mit Mißtrauen angesehen, wußte Boris sich durch Thatkraft, Härte und geistige Ueberlegenheit so unentbehrlich zu machen, daß neben seinem Willen kein andrer zur Geltung kam und daß seine sämtlichen Nebenbuhler und Gegner sich ihm unterwerfen mußten. Da der Zar kinderlos und von schwächlicher Körperbeschaffenheit war, lag die Frage, was nach seinem Ableben werden solle, in unvermeidlicher Nähe und richteten die Augen der Großen sich frühzeitig auf den Knaben, der als einziger Erbe des alten Normannengeschlechts legitimer Thronfolger war. Demetrius lebte mit seiner Mutter, einer geborenen Fürstin Nagoy, und deren Brüdern in einer Art Verbannung zu Uglitsch, einer kleinen Stadt Mittelrußlands, die Iwan dem jüngeren Sohne zum Leibgedinge angewiesen hatte; daß der Knabe dem Hofe ferngehalten wurde, entsprach dem Mißtrauen, das im Charakter der Zeit und der geltenden Regierungsform lag, und ebenso den ehrgeizigen Absichten, mit welchen der Reichsregent sich trug, seit er seine Kollegen zu beseitigen gewußt hatte. Zwischen Boris' Wünschen und dem Thron stand allein der in der Abgeschiedenheit einer unbedeutenden Provinzialstadt lebende, dem Volk so gut wie unbekannte, im Jahr 1591 in das siebente Lebensjahr getretene Knabe. Damit war das Los desselben entschieden. Als der Glöckner einer dem Uglitscher Zarenhause benachbarten Kirche am Morgen des 15. Mai (1591) den Glockenturm bestieg, um zum Frühgebete zu läuten, sah er, wie der im Geleite seiner Gouvernante und dreier Männer im Schloßhofe auf und nieder gehende Zarewitsch von seinen Begleitern gepackt und niedergestoßen wurde. Der zu Tode erschreckte Mann ließ statt der Gebetsglocke die Sturm- und Alarmglocke ertönen, und wenige Augenblicke später war der Hof von einer Schar herbeigeeilter Bürger erfüllt,

die über die blutbefleckten, vor der Leiche des Knaben stehenden Mörder herfielen und dieselben zusamt der verräterischen Njänka (Gouvernante) erschlugen. Zwei dieser Opfer gerechter Volkswut, die Brüder Bitjagowski, waren erst vor wenigen Wochen auf Befehl des Regenten dem prinzlichen Hofhalte beigegeben worden: kein Wunder, daß niemand über den Anstifter der Blutthat im Zweifel war und gleichwohl niemand seinen Verdacht zu äußern wagte. Der Wojewode (Gouverneur) von Uglitsch meldete das Vorgefallene durch einen nach Moskau entsendeten Eilboten; Boris aber wußte dafür zu sorgen, daß dem Zaren statt des ursprünglichen ein gefälschter Bericht erstattet und daß die Untersuchung über das Vorgefallene ihm selbst übertragen wurde. Damit war das Ergebnis im voraus festgestellt. Boris entsendete einen Mann nach Uglitsch, der thatsächlich von seiner Gnade lebte und überdies für einen Feind des Regenten galt, den Fürsten Wassilij Schuiskoi, Bruder eines der gewaltsam beseitigten Mitglieder des ehemaligen Regierungskollegiums, und gab diesem Kommissar zwei seiner zuverlässigsten Werkzeuge bei.

Die Protokolle der von Schuiskoi und Genossen geführten Untersuchung sind erhalten geblieben und wiederholt (u. a. in P. Mérimées vortrefflichem Buche „Le faux Démétrius") veröffentlicht worden. Inhalt und Form dieser Aktenstücke beweisen, was Schuiskoi selbst in der Folge eingestanden hat, nämlich, daß dieser Prozeß eine Rechts- und Wahrheitsfälschung der frechsten Art, ein im voraus abgekarteter Betrug gewesen ist. Die Untersuchung wurde nicht sowohl gegen die Urheber des Mordes als gegen die Urheber des Totschlages gerichtet, der an den Mördern des Prinzen verübt worden war, — vornehmlich aber gegen den Oheim des Prinzen, den Fürsten Michael Nagoy, dem man schuld gab, der Anstifter dieses Tumults gewesen zu sein. Die schließliche Sentenz ging dahin, daß der Zarewitsch selbst sich in einem Anfall von Epilepsie die Kehle durchschnitten habe, daß die Zarin-Mutter und deren Brüder es an der gehörigen Aufsicht hätten fehlen lassen und daß die an der Angelegenheit beteiligten Bürger als Tumultuanten und Mörder zu bestrafen seien. Die Zarin wurde geschoren und als „Schwester Marfa" in ein Kloster gesteckt, die Fürsten Nagoy verbannt, die unglücklichen Bürger (voran der Glockenläuter) aber geknutet und in das kurz zuvor unterworfene Sibirien verwiesen. Selbst die Glocke, welche den rebellischen „nabut" (das Sturmgeläute) von sich gegeben, wurde strafwürdig befunden und zur Aufhängung an einem Kirchturm des neu begründeten sibirischen Städtchens Pelym verurteilt; nach einer Meldung russischer Zeitungen ist sie im Jahre 1897 daselbst aufgefunden und nach Uglitsch zurückbefördert worden.

Obgleich geraume Zeit verging, bevor die öffentliche Meinung Moskaus über dieses Ereignis zur Ruhe kam, hatte Boris Godunow seinen Zweck erreicht. Als Feodor im Januar des Jahres 1598 der Wassersucht erlag und seine Witwe (Godunows Schwester) die ihr testamentarisch übertragene Thronfolgerschaft ausschlug, wurde Boris die Zarenwürde übertragen; so sicher war der kluge Mann seiner Sache gewesen, daß er den Widerstrebenden hatte spielen und den „Hut

des Monomach" erst nach langem Sträuben, Flucht in ein Kloster und so weiter, hatte annehmen können.

Boris' Regierung war, trotz der Einsicht und Thatkraft, die der neue Zar bewies, keine glückliche. An Bemühungen um die Volksgunst hatte er es schon als Minister nicht fehlen lassen. Dem Adel zuliebe war der letzte Rest des den Bauern gebliebenen Freizügigkeitsrechts (der sogenannte Georgentag) aufgehoben worden; den Klerus hatte er zu gewinnen gesucht, indem er der Unterordnung der russischen Kirche unter das ökumenische Patriarchat von Konstantinopel ein Ende machte, den bisherigen Metropoliten Hiob von Moskau zum Patriarchen von Rußland ernennen, den Kirchenfürsten von Byzanz, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem gleichstellen ließ, und bei derselben Gelegenheit zwei russische Erzbischöfe zu Metropoliten, sechs Bischöfe zu Erzbischöfen befördern ließ. Auch dem leibeignen Bauernstande hatte er einen Dienst geleistet und durch gesetzliche Regelung seiner Leistungen zu einem erträglicheren Dasein verholfen. Nichtsdestoweniger blieb dem neuen Zaren die Volksgunst versagt, um die er sich bemüht zeigte. Der Adel sah den Sohn aus tatarischem Hause, der als Regent seine hochgeborenen Kollegen durch List und Gewalt beseitigt und ungezählte Blut- und Gewaltthaten gegen mißliebige Bojarengeschlechter verübt hatte, als Eindringling und Usurpator an. Die Gunst der Geistlichkeit verscherzte der aufgeklärte Despot, indem er sich als Freund abendländischer Bildung zeigte, ausländische Kaufleute, Handwerker und Gelehrte ins Land zog und eine Anzahl von Bojarensöhnen zu Studienreisen in dem „heidnischen Westen" nötigte — der gemeine Mann aber fand es unerhört, daß der Zar gegen das nationale Lieblingslaster, die Völlerei, einzuschreiten und die Trunksucht gesetzlich zu bestrafen unternahm. Zu dem allem kam eine durch wiederholte Mißernten herbeigeführte Hungersnot, der Boris zwar mit Umsicht und Freigebigkeit zu steuern bemüht war, die aber nichtsdestoweniger entsetzliche Verheerungen anrichtete und den abergläubischen Massen für eine himmlische, durch den gottlosen Herrscher verschuldete Strafe galt.

Während Boris diesen Schwierigkeiten nach Möglichkeit zu begegnen suchte, trat ein Ereignis ein, das dem Rest des ihm verbliebenen Ansehens einen Stoß ins Herz versetzte und gegen dessen Wirkungen er so gut wie wehrlos war. Im Winter 1603/1604 tauchte das Gerücht auf, der totgesagte Zarewitsch Demetrius sei noch am Leben und halte sich am Hofe von Krakau auf. Durch verschiedene nach Polen geflüchtete vornehme Russen verbreitet, machte diese unerhörte Kunde mit noch nicht dagewesener Schnelligkeit die Runde durch das weite Reich. Wenige Monate später stand der plötzlich aufgetauchte Prätendent mit einem zahlreichen, aus Polen, Litauern, Kosaken und russischen Flüchtlingen zusammengerafften Heere an der Grenze Rußlands, um durch die Ukraine und Kleinrußland auf Moskau zu marschieren.

II.

Während Vorgeschichte und früherer Aufenthaltsort des unter dem Namen des ersten falschen Demetrius bekannt gewordenen Prätendenten von einem

Dunkel umgeben sind, das niemals gelichtet worden ist und voraussichtlich niemals gelichtet werden wird, sind wir über die Umstände, welche erstes Erscheinen und Emporkommen dieses merkwürdigen Menschen begleiteten, ziemlich genau und seit Veröffentlichung des im Jahre 1878 erschienenen Pierlingschen Buchs aktenmäßig unterrichtet. Unter Beiseitelassung einer Anzahl früher gangbarer, gegenwärtig als widerlegt anzusehender Versionen und gewisser für das Verständnis der Sache entbehrlicher Einzelheiten berichten wir das Nachstehende.

In der Gefolgschaft eines litauischen Großen, des Fürsten Adam Wiesnowecki, eines der griechisch-orthodoxen Kirche angehörigen Magnaten, diente im Jahre 1603 ein junger Russe, der durch anstelliges Wesen, Verstand, Bildung und gute Haltung die Gunst seines Brotherrn zu erwerben wußte. Schwer erkrankt gestand dieser junge Mann, als er in extremis das heilige Abendmahl zu empfangen wünschte, dem zu ihm gerufenen Priester, daß er der angeblich im Jahre 1591 ermordete, in Wahrheit aber von einem treuen Diener gerettete jüngste Sohn des russischen Zaren Iwan IV. sei. Daß (wie russischerseits behauptet wurde) der Beichtvater, dem dieses Geständnis abgelegt wurde, ein Jesuit, beziehungsweise katholischer Priester gewesen sei, ist nicht nur nicht bewiesen, sondern in hohem Grade unwahrscheinlich. Wie erwähnt, gehörte Fürst Wiesnowecki der griechisch-orthodoxen, nicht der katholischen Kirche an, wie das bei zahlreichen litauischen und weißrussischen Magnaten der Königlichen Republik der Fall war. Danach kann als feststehend angesehen werden, daß der Fürst Geistliche seiner Kirche um sich hatte, daß ein solcher an das Krankenlager des beichtenden russischen Dieners gerufen worden ist und daß in dem Hause des gut orthodoxen Magnaten kein Raum für einen Jesuiten oder doch kein so weiter Raum vorhanden war, daß einem solchen die Seelsorge griechisch-orthodoxer Glaubensgenossen des Hauses hätte überlassen werden sollen. Die darauf bezüglichen, für die Beurteilung der folgenden Ereignisse außerordentlich wichtigen Angaben Karampis und Solowjews entbehren jeder beweislichen Erhärtung und haben alle geschichtliche Wahrscheinlichkeit gegen sich. Für mindestens zweifelhaft müssen auch die herkömmlichen Angaben darüber angesehen werden, daß der Kranke sich durch Vorzeigung eines kostbaren, ihm angeblich bei der Taufe umgehängten Smaragdkreuzes als Fürstensohn legitimiert und die Klöster und sonstigen Ortschaften namhaft gemacht habe, in welchen er als Knabe und Jüngling versteckt gehalten worden. In den erhalten gebliebenen amtlichen Berichten des päpstlichen Nuntius am polnischen Hof, Claudio Ranzoni, geschieht solcher Einzelheiten keine Erwähnung und heißt es immer nur, daß der Prätendent seinen vornehmen polnischen Beschützern und später dem König Sigismund III. Beweise seiner fürstlichen Abstammung vorgelegt habe.

Fürst Adam schenkte der Erzählung des alsbald wiederhergestellten jungen Mannes so vollständigen Glauben, daß er denselben seinem Bruder, dem (wie es heißt zur römisch-katholischen Kirche übergetretenen) Fürsten Konstantin Wiesnowecki, vorstellte und daß dieser den merkwürdigen Fremdling bei seinem zu Sambor lebenden Schwiegervater Georg Mniczek, Palatin von Sandomir,

einführte. Der Eindruck, den Demetrius diesem Magnaten machte, war ein so günstiger, daß derselbe sich des Fremden mit Wärme annahm, denselben als Fürsten behandelte, und daß bereits damals von einer Heirat des angeblichen Prinzen mit Marina, der schönen und ehrgeizigen Tochter des Palatins, die Rede sein konnte. Mit Empfehlungen dieses Gönners wohl versehen, reiste Demetrius im Oktober des Jahres 1603 nach Krakau, wo er dem Könige Sigismund III. (bekanntlich einem Enkel Gustav Wasas von Schweden) vorgestellt und von diesem in besonderer Audienz empfangen wurde. Obgleich Rußland und Polen damals in Frieden lebten, waren die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten so wenig freundlicher Natur, daß begreiflich erscheint, wenn König Sigismund dem ihm empfohlenen angeblichen Opfer Godunows von Hause aus eine günstige Aufnahme zu teil werden ließ. — Erst vier Monate, nachdem der Prätendent dem Könige vorgestellt worden war, im März des Jahres 1604, beginnen Demetrius' Beziehungen zur katholischen Geistlichkeit: von einer „Erfindung“ desselben durch die Jesuiten kann nicht mehr die Rede sein, seit feststeht, daß der ehemalige Stallmeister des Fürsten Adam durch dessen Bruder und den Palatin von Sandomir an den Krakauer Hof gebracht und erst dadurch den katholischen Kirchenfürsten des Landes bekannt geworden war. Am 2. November 1603 (so geht aus den von P. Pierling veröffentlichten Aktenstücken hervor) berichtete der päpstliche Nuntius Ranzoni seinem Hofe zum ersten Male, daß ein angeblicher Sohn Iwans IV. in Krakau aufgetaucht und durch Wiesnowecki vorgestellt worden sei,[1]) am 17. Januar 1604, daß ein in Moskau kriegsgefangen gewesener und dem Prinzen damals bekannt gewordener Livländer den Prätendenten in Krakau gesehen und daran erkannt habe, daß dessen Arme von ungleicher Länge seien. Dauernden Aufenthalt in Krakau nahm Demetrius erst im März (1604) und zwar auf Grund ihm gewordener Einladungen des Königs. Damit beginnt ein neuer Abschnitt seines Lebens. Der Kanzler von Litauen, Leo Sapieha, der Bischof und der Palatin von Krakau erweisen ihm besondere Aufmerksamkeit, der König empfängt ihn abermals in privater Audienz (15. März), aber erst bei Gelegenheit eines von Mniczek gegebenen Festmahls begegnet der Nuntius ihm und zwar zunächst, ohne mit ihm zu reden (13. März). „Demetrius,“ so heißt es in dem dem Papste darüber erstatteten Nuntiaturberichte, „ist ein junger Mann von guter Haltung, braun von Angesicht und mit einem großen Geburtsflecken an der Nase, neben dem rechten Auge. Seine lange, weiße Hand läßt auf vornehme Abkunft schließen, in der Unterhaltung zeigt er sich keck, indessen sein Gang und seine Manieren etwas Großartiges haben (ha veramente del grande).“

Nachdem inzwischen bekannt geworden war, daß König Sigismund dem Prätendenten mit besonderem Wohlwollen begegnet sei und dessen Anerbietungen

[1]) Auf diesen Bericht Ranzonis hatte Clemens VIII. die charakteristischen Worte: „Sara un altro re de Portogallo“ (das wird wohl ein andrer wieder auferstandener König von Portugal sein) geschrieben.

zu gemeinsamem Vorgehen gegen den Usurpator Godunow nicht ungünstig aufgenommen habe, empfing der Nuntius am 19. März den ersten Besuch des viel besprochenen, von Mniczek eingeführten jungen Mannes. Demetrius zeigte sich außerordentlich beflissen, die gute Meinung des Nuntius zu gewinnen, erbat die Unterstützung des Heiligen Stuhls bei seinem bevorstehenden Unternehmen gegen Rußland und ließ dem Prälaten und dessen Hausgenossen demgemäß einen in jeder Beziehung günstigen Eindruck zurück.

Während der Prätendent auf solche Weise mehr und mehr an Terrain gewann und immer zahlreicher Männer von Rang, Ansehen und Einfluß in sein Interesse zu ziehen wußte, verharrte man zu Moskau in einer Zurückhaltung und einem Schweigen, das nicht verfehlen konnte, dem Glauben der Polen an die Echtheit des „Zarewitsch" Vorschub zu leisten. Obgleich Godunow von den Vorgängen in Krakau unterrichtet sein mußte, unterließ er bis zum Spätsommer des Jahres 1604 jeden Versuch, die Fortentwicklung der Sache aufzuhalten und gegen den plötzlich aufgetauchten Nebenbuhler vorzugehen. Vor direkter Teilnahme der polnischen Regierung an dem von Demetrius geplanten Unternehmen war Rußland allerdings durch ein erst vor kurzem abgeschlossenes Friedensabkommen gesichert. Ohne vorgängig eingeholte Zustimmung des Reichstages den Frieden zu brechen, durfte König Sigismund um so weniger wagen, als die Meinungen des polnischen Adels über die Echtheit des Demetrius geteilte waren und als eine immerhin ansehnliche Magnatenpartei weder von einem Kriege gegen Rußland noch von Anerkennung der Ansprüche des Demetrius das geringste hören wollte. Von dem Kanzler Zamoiski und dem Kastellan von Krakau Jan Ostrogski wußte man sogar, daß sie dem Prätendenten persönlich abgeneigt und entschlossen seien, einem Friedensbruch zu Gunsten desselben nötigenfalls mit Gewalt entgegenzutreten. Da die polnische Verfassung den Großen der „Königlichen Republik" aber das Recht verlieh, auf eigne Hand Kriege zu führen und zu diesem Behufe Konföderationen zu schließen, erschien die Gefahr eines Einbruchs von polnisch-litauischer Seite schlechterdings nicht ausgeschlossen und mußte die von Godunow befolgte Politik schweigenden Abwartens dieser Eventualität in die Hände arbeiten. — Demetrius wußte das und nahm danach seine Maßregeln. Angesichts der Unmöglichkeit, seitens des Königs andre als mittelbare Unterstützungen zu erlangen, sah er für geboten an, seiner Sache die Unterstützung der Kurie und des durch seinen katholischen Fanatismus bekannten polnischen Klerus zu gewinnen und dadurch zugleich die Hindernisse hinwegzuräumen, die seiner Werbung um die Hand der Tochter des Freundes und Gönners Mniczek im Wege stehen konnten. In Gesprächen, die er mit dem Bischof von Krakau über religiöse Fragen und namentlich über das Verhältnis der griechisch-unierten Kirche zum katholischen und orthodoxen Bekenntnis geführt hatte, nahm er Veranlassung, mit zwei Jesuiten, den Patres Czyrzowski und Sawiski, in geheime Verbindung zu treten und dieselben über die Skrupel zu Rate zu ziehen, die ihm rücksichtlich der Unterscheidungslehren der beiden großen Bekenntnisse, insbesondere des berühmten „filioque" und der

Abendmahlslehre, aufgetaucht seien. Daß es sich dabei um die Ausführung eines bereits gefaßten Entschlusses handelte, erhellt aus dem rapiden Tempo, in welchem die Konversion des heilsbegierigen Zweiflers sich vollzog. Auf eine am 31. März (1604) stattgehabte vorläufige Unterredung mit Sawiski folgten am 7., 10. und 15. April ausführliche Religionsgespräche mit beiden genannten Geistlichen: bereits am 18. desselben Monats, dem Ostersonntage (1604), entwarf Demetrius einen Brief, in welchem er dem Papste seine bevorstehende „Rückkehr“ in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche ankündigte, — folgenden Tages gab er dem Könige von seinen Entschließungen Kunde, und am 24. April erfolgte in der Hauskapelle der Nuntiatur der förmliche, durch den Empfang des Sakramentes nach römischem Ritus zum Abschluß gebrachte Uebertritt. Alles das unter tiefstem, allseitig gewahrtem Geheimnis und bei ängstlicher Vermeidung aller Umstände, die das Mißtrauen der in Krakau lebenden russischen Flüchtlinge hätten erregen können. Was auf dem Spiele stand, wußte der Neophyt genauer, als sonst irgend jemand. Anders denn als Rechtgläubiger konnte kein Zarensohn Herrscheransprüche erheben, — anders wie als Mitglied der Staats- und Volkskirche nicht in Moskau einziehen, — anders wie nach Empfang des Sakraments in dem orthodoxen Heiligtum des Kreml, nicht den Hut des Monomach auf sein Haupt setzen.

Danach waren alle Maßregeln genommen, danach die Ausdrücke bemessen worden, in denen Demetrius dem Papste seinen bevorstehenden Uebertritt angekündigt hatte. Der Nachfolger Petri wird gebeten, die ihm gemachte Mitteilung als eine geheime zu betrachten und dem Neophyten zu gestatten, daß er die Sache „verborgen“ halte, „bis die göttliche Gnade über mich verfügt haben wird“. Die Möglichkeit, „daß Gott sich meiner bediene, um seinen Namen durch die Errettung vieler Seelen und die Vereinigung dieser (der russischen) Nation mit der (der römischen) Kirche zu verherrlichen“, wird ausdrücklich hervorgehoben, darüber aber nicht hinausgegangen und eine bindende Verpflichtung nicht übernommen. Zugleich war der Nuntius ersucht worden, bei dem heiligen Vater zu bevorworten, daß derselbe den neuen Gläubigen durch einen ausdrücklichen Dispens in die Lage versetze, die der Krönung vorhergehende Kommunion nach griechisch-orthodoxem Ritus feiern zu dürfen, — ein Ersuchen, dem — wie es scheint — nicht entsprochen worden ist.

Was der Prätendent mit dem Uebertritt zur alleinseligmachenden Kirche beabsichtigte, ist schwer zu verstehen. Daß religiöse Motive mitgespielt haben, ist nicht ausgeschlossen, — den Ausschlag haben dieselben sicher nicht gegeben. Weder war Demetrius eine religiöse Natur noch hielt sein Eifer für die neue Konfession länger vor, als seine Abhängigkeit von den Vertretern derselben. Politisch betrachtet nimmt der von ihm gethane Schritt sich aber nichts weniger als zweckmäßig aus. Abgesehen davon, daß die Unterstützung der Kurie auch für geringeren Preis, als denjenigen eines Uebertritts zu haben gewesen wäre, mußte ein Mann von Demetrius' Einsicht sich sagen, daß die Geheimhaltung des gethanen Schritts einen durchschlagenden Eindruck auf Klerus und Adel Polens

ausschloß, und daß von der Möglichkeit, daß ein katholischer Zar sich auf dem Throne Rußlands behaupte, und daß er sein Volk jemals zum Abfall von der Kirche seiner Väter bestimmte, unter keinen Umständen die Rede sein könne. Er hatte, was immer kommen mochte, seine Position verschlechtert, die zu überwindenden Schwierigkeiten unnötigerweise vermehrt und wenigstens mittelbar Verpflichtungen übernommen, deren Unerfüllbarkeit ihn kompromittierte und seine Stellung von dem guten Willen und der Diskretion der Kurie abhängig machte. Zu den Rätseln, welche die Geschichte des Demetrius umgeben, ist durch seinen Religionswechsel ein neues gekommen!

Wenige Tage nach dem 24. April verließ der Prätendent Krakau, um sich nach Sambor, dem Sitze des Palatinus Mniczek zu begeben, und hier seine weltlichen Angelegenheiten zu fördern: die Verlobung mit der Tochter seines Gastfreundes und die Vorbereitungen zu dem Kriegszuge gegen Rußland. Auf das Einzelne der dabei zu überwindenden Hindernisse, die Schwierigkeiten, die der Kanzler Zamoiski erhob, und die halben Unterstützungen, bei denen der König es bewenden ließ, gehen wir nicht ein. Genug, daß Mniczek Truppen warb, daß Kosaken der Ukraine und flüchtige Kleinrussen in den Dienst des Unternehmens gezogen wurden, daß zahlreiche Freunde und Vasallen des Palatinus ihre Unterstützung zusagten und daß ein am 25. Mai abgeschlossener Vertrag die Bedingungen regelte, unter denen Mniczek die Hand seiner Tochter in diejenige des Prätendenten legte. Demetrius machte sich verbindlich, nach erfolgter Eroberung seines Reichs dem Schwiegervater eine Million Gulden auszuzahlen, die förmliche Genehmigung des Königs zu der beabsichtigten Eheschließung durch eine Gesandtschaft einholen zu lassen, — der Braut die Gebiete Nowgorod und Pskow und dem künftigen Schwiegervater einen Teil der Fürstentümer Sewerien und Smolensk zu überlassen; der andre Teil dieser Herrschaften sollte an den König abgetreten werden. Endlich verpflichtete Demetrius sich, „die wahre Religion“ in Rußland einzuführen und der künftigen Zarin das Recht zur Ehescheidungsklage einzuräumen, falls eine dieser Bedingungen nicht erfüllt werde.

Angesichts der Unerfüllbarkeit dieser Bedingungen liegt der Gedanke nahe, es sei dem Kontrahenten derselben mit der Uebernahme niemals voller Ernst gewesen. Die überstürzte Eilfertigkeit des ungestümen Freiers mochte durch die aus Rußland eingegangenen Nachrichten geschürt worden sein. Boris schickte sich endlich an, der von Westen her drohenden Gefahr zu begegnen. Er ließ verbreiten, daß der in Polen aufgetretene Prätendent ein frecher Betrüger, der „schlechter Streiche wegen“ geflüchtete Mönch Grischka Otrepjew sei, und daß ein Oheim desselben, Herr Smirnoi-Otrepjew, als zarischer Abgesandter demnächst nach Litauen kommen werde, um bei Gelegenheit der Regelung eines obschwebenden Grenzstreits seinen Neffen zu entlarven. — Ueber Ursprung und Verlauf dieser Mission liegen widersprechende Nachrichten vor. Nach dem Berichte, den Ranzoni darüber dem Papste erstattete, brachte Herr Smirnoi keine zarische Vollmacht, sondern lediglich den Auftrag einiger an dem Grenzstreit interessierter

Bojaren mit, und betrieb er die Forderung, seinem angeblichen Neffen gegenübergestellt zu werden, so lau und in so widerspruchsvoller Weise, daß die beabsichtigte Konfrontation unterblieb und daß Demetrius zuversichtlicher denn je auftreten konnte. Eine inzwischen eingegangene Antwort des Papstes auf das Schreiben vom 24. April traf ihn bereits in der Mitte von Vorbereitungen zum Einmarsch in das benachbarte russische Gebiet an, dessen Bewohner durch polnische Emissäre so erfolgreich bearbeitet worden waren, daß ganze Scharen von Freiwilligen der Fahne des „echten Zaren" zuströmten. Besondern Eifer zeigten die kleinrussischen Kosaken, die ihre alten Freiheiten durch Godunow bedroht glaubten und keinen Anstand nahmen, einen zu ihnen entsendeten Moskauer Emissär, den Bojaren Chrustschew, dem Prätendenten auszuliefern. Vor diesen geführt, warf Chrustschew sich dem „angestammten Herrscher" zu Füßen, um seine Bereitschaft zum Uebertritt in den Dienst desselben auszusprechen.

Auf die Wechselfälle des Vormarsches auf Moskau, den Demetrius an der Spitze seines aus Polen, Kosaken, flüchtigen Russen und Abenteurern aus verschiedenen Ständen zusammengesetzten Heeres unternahm, kann hier nur in Kürze eingegangen werden. Die anfänglich nur 1500 Mann regelmäßiger Truppen starke Schar rückte am 15. August 1604 gegen den Dnjepr vor und marschierte durch Galizien auf das damals polnische Kiew, wo 2000 donische Kosaken und zahlreiche Freischärler zu ihm stießen. Am 18. Oktober wurde die russische Grenze überschritten und ein Manifest erlassen, in welchem Demetrius nach Erzählung der Geschichte seiner wunderbaren Rettung alle getreuen Unterthanen an ihren dem Zaren Iwan IV. geleisteten Treueid und zur Unterstützung seiner guten Sache ermahnte. Die Wirkung dieser Kundgebung übertraf alle Erwartungen. Ein Taumel der Begeisterung ergriff den russischen Süden, durch welchen Demetrius einen förmlichen Triumphzug hielt. Am 1. November öffnete Morawsk seine Thore, vier Tage später übergab sich Tschernigow, die zweite Stadt Kleinrußlands, und erst vor Nowgorod-Sewerski traf der Prätendent auf bewaffneten Widerstand. Godunow hatte dem Feinde eine zahlreiche, von dem fähigsten seiner Feldherren, dem Bojaren Baßmanow, geführte Armee entgegengesendet und diese den Scharen des Prätendenten so wirksamen Widerstand zu leisten gewußt, daß die zu Anfang Dezember unternommene Belagerung des sewerischen Nowgorod wieder aufgegeben und südlich von dieser Stadt ein Winterquartier bezogen werden mußte. Nichtsdestoweniger unterwarfen die Nachbarstädte sich ohne Widerstand und fielen Putiwel, Rylsk und zahlreiche kleinere Orte noch vor Schluß des Jahres 1604 den Angreifern in die Hände.

Der Gang der Erzählung muß hier unterbrochen werden. „Zur Befriedigung der religiösen Bedürfnisse" der in seinen Dienst getretenen Polen, in Wahrheit, um den katholischen Freunden ein Unterpfand seiner Treue zu geben und mit der Krakauer Nuntiatur in Verbindung zu bleiben, hatte Demetrius zwei Jesuiten, die Patres Czyrzowski und Lawiski, auf seinen Feldzug mitgenommen. Die Briefe, welche diese Männer an ihren Provinzial richteten und die in dem mehrerwähnten Buche des P. Pierling zum erstenmal veröffentlicht worden sind, enthalten

zahlreiche interessante Beiträge zur Geschichte der Zeit und zur Charakteristik des Mannes, der unter die merkwürdigsten Figuren desselben gezählt werden muß. — Inmitten der kriegerischen Ereignisse, die seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch nahmen, behielt Demetrius noch Muße übrig, um an der Vervollständigung seiner Bildung zu arbeiten und mit seinen geistlichen Ratgebern religiöse und litterarische Unterhaltungen — u. a. einen ausführlichen Diskurs über die Schriften des Quintilian — zu führen. Der Verkehr mit den beiden Patres mußte freilich mit dem Schleier eines Geheimnisses umgeben werden, das zu der Zuversicht kontrastierte, mit welcher der Neophyt sich zur Katholisierung Rußlands verbindlich gemacht hatte. Nichtsdestoweniger blieben die Patres Lawiski und Czyrzowski guten Muts und unerschütterter Zuversicht zu der Glaubenstreue ihres „Serenissimus Princeps".

Unter den hierher gehörigen Briefen ist einer (d. d. 8. März 1605) von besonderer Wichtigkeit, weil er einen neuen und unverwerflichen Beleg für die Unhaltbarkeit der bis in unsre Zeit aufrecht erhaltenen (u. a. in Heumanns Geschichte des russischen Staats nachgesprochenen) Version beibringt, nach welcher Demetrius mit einem verkommenen Vagabunden, dem abtrünnigen Mönch Grischka (Gregor) Otrepjew identisch gewesen sein soll. — Wie erwähnt, war diese Behauptung bereits im Sommer des Jahres 1604 von Moskau aus verbreitet worden. In dem Manifest, welches Hiob, der damalige Patriarch von Rußland, am 15. Januar 1605 im Auftrage Godunows erließ, kehrt dieselbe wieder und wird nach ausführlichem Bericht über das Vorleben dieses „Teufelskindes" vor demselben beweglich gewarnt. Wie wir sehen werden, ist daran auch in der Folge festgehalten, aus der Identität des verlaufenen Mönchs mit dem gottlosen Usurpator eine förmliche Satzung gemacht und das „Teufelskind Grischka" in die Liste der Uebelthäter aufgenommen worden, auf denen das Anathema der russischen orthodoxen Kirche ruht. Der geschichtlichen Forschung gilt längst für ausgemacht, daß diese Angabe auf Irrtum oder Erfindung beruht: Kostomarow und andre russische Historiker der neueren Schule sind über diesen Punkt mit den westeuropäischen Darstellern durchaus gleicher Meinung. Zwei unverwerfliche zeitgenössische Zeugen, der in Moskau lebende deutsche Kaufmann Konrad Busso[1]) und ein in der russischen Armee bedienstet gewesener französischer Offizier, der Kapitän Margeret,[2]) haben ausdrücklich und wiederholt erklärt, daß der frühere Mönch Grischka Otrepjew eine ihnen wohlbekannte Persönlichkeit gewesen sei, die mit derjenigen des Demetrius nichts gemein gehabt habe — Margeret will den Genannten noch zur Zeit von Demetrius' Regierung in Moskau gesehen haben

---

[1]) Die (bedauerlicherweise nur fragmentarisch veröffentlichte) Handschrift von Bussos „Verwirrter Zustand des russischen Reichs" findet sich in der Königlichen Bibliothek zu Dresden.

[2]) Margeret, der unter Godunow und Demetrius in Rußland gedient hatte, kehrte nach dem Tode des letzteren in sein Vaterland zurück, wurde Heinrich IV. vorgestellt und schrieb auf den Wunsch dieses Fürsten das wiederholt aufgelegte, höchst lesenswerte Buch: „Estat de l'Empire de Russie et Grande Duché Moscovie."

und später in Erfahrung gebracht haben, daß der „unverbesserliche“ Taugenichts und Säufer nach Jaroslaw verbannt worden sei; Busso bezeichnet denselben als Werkzeug und Gehilfen des „Betrügers“. Diese Zeugnisse werden durch den Brief, den die Patres Lawiski und Czyrzowski von Putiwel aus an ihren Vorgesetzten, den Provinzial Striverius, richteten, bestätigt. In durchaus unverfänglicher Weise berichten die Genannten unter anderm, zu Putiwel sei der berüchtigte „magus Urisko (das heißt Grischka) Otrepjew“ öffentlich vorgeführt und den anwesenden Russen dadurch bewiesen worden, daß derselbe eine von Demetrius verschiedene Person sei (alium esse Uriskum Otrepjew, alium Demetrium Iwanowicz). — Nimmt man hinzu, daß Busso, Margeret und die beiden Jesuiten den Prätendenten durchaus verschieden beurteilten, indem der erstere ihn als Betrüger bezeichnet, während die drei letztgenannten ihn für den echten Prinzen hielten (Margeret hat an dieser Meinung bis zum Ende seines Lebens festgehalten), so kann die Otrepjew-Hypothese für allendlich abgethan angesehen werden.

Bei Beginn des Frühjahrs 1605 lagen die Dinge so, daß der Sieg der Sache des Demetrius als bloße Frage der Zeit erschien. Obgleich die Armee des Prätendenten am 21. Januar aufs Haupt geschlagen worden war, und obgleich die in Demetrius' Hände gefallene Stadt Kromy eine Belagerung durch zarische Truppen auszustehen hatte, strömten immer neue Scharen russischer Soldaten und Freiwilliger dem Invasionsheere zu und zog die öffentliche Meinung sich auch da von Godunow zurück, wo derselbe die Herrschaft noch in Händen behalten hatte. Die eigentliche Katastrophe trat dann am 19. April zu Moskau ein. Am Nachmittage dieses Tages, wenige Stunden nachdem er eine schwedische Gesandtschaft empfangen hatte, wurde der kaum dreiundfünfzigjährige Zar von einem Blutsturz getroffen, der seinem Leben binnen weniger Stunden ein Ende machte. Ob Godunow freiwillig Gift genommen, ob ihm ein solches beigebracht worden, oder ob die Todesursache eine natürliche gewesen, ist niemals festgestellt, auch nicht ernsthaft untersucht worden — genug, daß das Ende des Mannes, der Rußland zwanzig Jahre lang beherrscht hatte, dem Volke für ein Gottesgericht galt, und daß die dem sechzehnjährigen Sohne desselben geleisteten Treueide des Klerus, des Adels und der Bürger Moskaus von vornherein das Gepräge der Unwahrheit und der Unzuverlässigkeit trugen. Bereits am 7. Mai trat der von dem jugendlichen Feodor Godunow gegen Demetrius ausgesendete Bojar Baßmanow mit der gesamten ihm unterstellten Armee in das Lager des „echten Prinzen“ über, und als dieser in den ersten Tagen des Juni vor Moskau erschien, waren Sohn, Witwe und Tochter Godunows bereits Gefangene einer Schar von Meuterern, die dem siegreichen Usurpator die Schlüssel der Stadt überreichten und ihn zur Besitznahme des Erbes seiner Väter einluden. Am 11. Juni wurde ein — allenthalben mit Jubel aufgenommenes — Manifest erlassen, in welchem Zar Demetrius I. dem Volke seine Thronbesteigung anzeigte, am 20. (30.) Juni hielt der neue Herrscher an der Spitze seiner polnisch-kosakischen ersten Anhängerschaft der zu ihm übergetretenen russischen Armee und eines

zahlreichen Gefolges von Bojaren und beim Klange der Glocken seinen Einzug in den Kreml. Neun Tage später fand die feierliche Krönung in der Marien-Kathedrale statt: ob derselben der herkömmliche Empfang des Sakraments vorhergegangen war, oder ob Demetrius mangels eines bezüglichen päpstlichen Dispenses von diesem Akte Abstand genommen, — hat niemals festgestellt werden können, weil die darauf bezüglichen Berichte polnischer und russischer Zeugen einander direkt widersprechen. (Schluß folgt.)

Fürst Bismarck und die Ungarn.

Reminiscenzen aus dem Jahre 1866.

Von

General Stefan Türr.

Schwille Gewitterluft senkte sich auf Mitteleuropa im Frühling 1866. Man hatte allenthalben das Gefühl, daß die elektrischen Spannungen in Berlin, Wien und Florenz die Entladung der Wolken unvermeidlich gemacht hatten, und daß es in kürzester Zeit zum Ausbruch kommen müsse. Wie grelles Wetterleuchten mutete uns die Kunde an, General Govone habe sich nach Berlin begeben, offenbar, um die preußisch-italienische Allianz zu Papier zu bringen und die Aktion derselben vorzubereiten. Die ungarische Emigration empfand die elektrische Berührung und entschloß sich mit neubelebtem Mute, das scheintote Vaterland zu galvanisieren, damit die geknebelte Nation sich zu einem neuen Versuche aufraffe, um die Wiederherstellung der tausendjährigen Selbständigkeit der Länder der ungarischen Krone zu erzwingen.

Wir hatten mit Italien seit einer Reihe von Jahren, ja seit 1848 bis 1849, auf dieses Ziel hin losgesteuert, in zweckbewußter Solidarität mit den Vorkämpfern der italienischen Einheit vielfache Versuche gemacht, Ungarn von dem absolutistischen Oesterreich loszutrennen. In den letzten Jahren, seit 1859, waren wir, unterstützt von Viktor Emanuel, Cavour, Napoleon III. und der öffentlichen Meinung Englands auch mit den Südslawen und Rumänen in Fühlung getreten.

Unter dem Regime Lamarmoras (seit Ende 1864) hatten sich diese Bande gelockert und waren diese Vorbereitungen der ungarischen Komitees dem Zufalle preisgegeben. Nun aber waren wir sofort entschlossen, den günstigen Moment zu erfassen, um die bedrängte Lage der Wiener Regierung im Interesse des guten Rechtes der ungarischen Nation auszunutzen.

In erster Reihe trachteten wir, soweit es im Bereiche unsrer Kräfte lag,

die Schwächung der Unterdrücker Ungarns zu fördern. Kossuth unternahm Schritte bei der Florenzer Regierung. Ich entwarf zuvörderst ein kurzes Memorandum, in welchem ich auseinandersetzte, daß man den Feldzugsplan nicht lange zu suchen brauche, da wir noch immer von den Lehren der großen Heerführer Hannibal, Cäsar, Friedrich der Große und Napoleon I. leben könnten. Die Grundzüge der jetzigen preußisch-italienischen Kooperation seien uns in dem Vorgehen des großen Schlachtendenkers Napoleon I. im Jahre 1809 vorgezeichnet. Italien müsse dem Beispiele seines damaligen Vizekönigs Eugen folgen und den unteren Po überschreiten und Preußen sollte, so wie Napoleon I., in Böhmen einbrechen; als gemeinsames Operationsobjekt ergebe sich naturgemäß die Residenzstadt Wien.

Ich erörterte sodann, daß den Ungarn im Anfange keine große Rolle zufallen könne; dieselben könnten höchstens durch lokale Aufstände und Guerillabewegungen das Einrücken von Reservisten behindern und die Nachschübe von Lebensmitteln hemmen. Diese Aktion müsse vom Süden her eingeleitet werden, und zwar durch Einfälle der Emigranten aus Serbien und Rumänien, wo wir mannigfache Vorbereitungen getroffen hatten, um die Bewegung in den siebenbürgischen Komitaten, in der Bácska und in Slawonien erfolgreich einzuleiten.

Schließlich und insbesondere müsse Preußen eine der in Italien bereits bestandenen ähnliche ungarische Legion organisieren.

Der preußische Gesandte in Florenz, Graf v. Usedom, fand meine Projekte für durchaus zweckmäßig und beeilte sich, dieselben seiner Regierung mitzuteilen. General Lamarmora hingegen gab mir immer ausweichende Antworten; er behauptete sogar, Preußen wolle durchaus keine ungarische Aktion, was Graf Usedom entschieden bestritt.

Als General Govone den Allianzvertrag mit Preußen zu stande gebracht hatte, kam Major von der Burg, Sous-Chef des Generalstabes des Prinzen von Preußen nach Florenz, und Graf Usedom führte ihn sofort zu mir. Wir besprachen da verschiedene Fragen und natürlich auch mein Memorandum, so daß ich nun allen Anlaß hatte, die Feststellung der divergierend interpretierten preußischen Absichten zu betreiben und mich — da dies auch der Wunsch des Königs war — zu diesem Behufe schleunigst nach Berlin zu begeben. Zu dieser Zeit erschien Bernhardi in Florenz als Attachierter zum königlichen General Stube.

In Berlin, wo ich am 10. Juni anlangte, konnte ich sofort bemerken, daß mir Graf Usedom die Pfade geebnet hatte. Beim Bahnhofe erwartete mich schon Oberst v. Döring, Bureauchef im Großen Generalstabe, und geleitete mich sofort zum Grafen v. Bismarck.

Ich begab mich, so wie ich war, in den Reisekleidern, zu dem mächtigen Minister, der mich sofort, ohne alle Umstände empfing.

„Ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt,“ begann der Graf das Gespräch; „ich erwartete einen von Strapazen gebrochenen, alten General und sehe nun einen kraftstrotzenden, ganz jungen Mann.“

„Meine Ueberraschung ist keine geringere,“ erwiderte ich. „Einen Diplo-

maten, der seit so langen Jahren wirkt, mußte ich mir mit gerunzeltem Gesichte, in gebeugter Haltung denken und stehe vor einem Koloß."

Oberst Döring, der mit mir gekommen war, fand es für gemessen, sich zu entfernen; er ersuchte mich, morgen beim Grafen Moltke vorzusprechen.

„Zu welcher Stunde?"

„Gleich nach neun Uhr," erwiderte der Oberst und empfahl sich.

Graf Bismarck ging nun auf das Thema meines Besuches über:

„Es ist mir noch nicht gelungen, den König von der Notwendigkeit eines sofortigen Krieges zu überzeugen. Mais n'importe! Ich habe das Roß zum Graben geführt und . . . il faut qu'il saute!"

Ich äußerte mich hierüber ganz zufrieden.

„Wissen Sie aber schon," fuhr ich fort, „daß die Italiener in das Festungsviereck dringen wollen?"

Der Graf schnellte auf, als hätte ihn eine elektrische Batterie gerüttelt.

„Wie können Sie das denken?"

„Ich war freilich nicht im Kriegsrate, da man demselben nur die Corpskommandanten beigezogen hat. Aber ich kenne den General Lamarmora. Der weiß eben keinen andern Weg als jenen, der durch das Festungsviereck führt. Den eigentlichen Weg, den man einschlagen sollte, habe ich in einem Memorandum bezeichnet, welches ich auch dem Grafen v. Usedom zugesendet habe."

„Wir kennen auch keinen andern Weg."

„Was ist aber nun geschehen? Ich habe mein Memorandum an mehrere Persönlichkeiten versendet und vom General Cialdini diese Antwort erhalten."

Ich überreichte dem Grafen den Brief, dem ich hier folgendes entnehme:

„Lieber General!

Ich teile vollständig Ihre Ansicht; um all die Fäden, die Sie erwähnen, fest zu erfassen, brauchten wir die Hand Cavours. Aber er ist nicht mehr da. Und es ist nicht möglich, einen Krieg à la Napoleon zu führen, Gyulays Erdäpfel kann man nicht für Ananas auftischen. Und wenn ein Zwerg die Beinkleider eines Riesen anzieht, wird er stolpern. Lassen wir also den General Lamarmora nach seinen eignen Ideen arbeiten."

Ich bemerkte, daß dieser Brief Cialdinis auf den Grafen einen tiefen Eindruck machte.

Wir gingen nun auf das Thema der Kooperation der Ungarn über. Ich erklärte dem Grafen, daß die Ungarn am Anfange keine Armee aufstellen könnten. Man könnte jedoch kleine Aufstände inscenieren und so das Einrücken von Reserven wie auch die Proviantnachschübe hemmen; in Serbien und Rumänien seien schon viele Vorkehrungen getroffen worden, doch hatte Lamarmora dieselben rückgängig gemacht. Schließlich setzte ich auseinander, daß Preußen gleich nach Ausbruch des Krieges eine ungarische Legion organisieren sollte.

Graf Bismarck pflichtete mir in allen Punkten bei.

„Morgen früh haben wir Beratung beim Könige," schloß er die Unter-

redung. „Moltke und Roon werden auch zugegen sein, und ich hoffe, daß ich die Entscheidung für den Krieg, wie auch für die Kooperation der Ungarn durchsetzen werde. (J'espère que j'emporterai la décision pour la guerre et aussi pour la coopération de la Hongrie.) Kommen Sie gefälligst morgen vormittag zwischen halb elf und elf Uhr, et nous verrons ce que je puis obtenir."

Am folgenden Tage begab ich mich um neun Uhr zu Moltke. Ich wußte wohl, daß der General einem Kriegsrate anwohne, wollte aber der Einladung immerhin Folge geleistet haben.

Oberst v. Döring sagte mir, General Moltke habe lebhaft bedauert, mich zur angesetzten Stunde nicht erwarten zu können, da er sich zum Könige habe begeben müssen, doch würde er mich am folgenden Tage sehr gerne sprechen.

Aber die Ereignisse folgten so rasch, daß mir für diesen Besuch leider keine Zeit mehr blieb.

Als ich mich nämlich um halb elf Uhr beim Grafen Bismarck einstellte, waren die Würfel bereits gefallen.

Der Graf erwartete mich im Garten; als er mich bemerkte, kam er mit großen Schritten und froher Laune auf mich zu und reichte mir beide Hände, so daß ich auf den ersten Blick alles erraten konnte.

„Eh bien!" rief er mir entgegen, „der Krieg ist beschlossen, die Kooperation der Ungarn auch, die Kosten derselben bestreitet zur Hälfte Preußen und zur Hälfte Italien. Und nun schaffen Sie mir raschestens den General Klapka herbei, damit ich mit ihm die Sache der ungarischen Legion bespreche."

Wie man sieht, wollten die Preußen auf diesem Punkte „schnell schießen".

Ich war aber auch kein Cunctator.

„General Klapka wird in einigen Stunden hier sein," erwiderte ich; „er erwartet in Frankfurt mein Aviso; ich habe bereits telegraphiert, so daß er mit dem nächsten Zuge eintreffen wird."

Graf Bismarck hegte aber noch eine Besorgnis, und er zögerte nicht, dieselbe zu äußern:

„Wenn nur der Kaiser Napoleon mit uns halten wollte. Ich hätte ihm alle möglichen Vorteile geboten, Belgien, Luxemburg. Wenn Sie nach Paris gehen wollten, würde ich Sie ersuchen, hierüber mit dem Prinzen Napoleon Rücksprache zu nehmen."

„Ich werde dort mein möglichstes thun," antwortete ich. „Doch haben wir keine Zeit zu verlieren. Ich muß über Frankreich, Italien und Konstantinopel zur unteren Donau. Anderseits müßten Sie, Herr Graf, die preußischen Konsulate, dann die Regierungen in Belgrad und Bukarest in offizieller Weise informieren, daß wir übereingekommen sind und daß uns Preußen unterstützen wird. Namentlich sollte sich in Belgrad der preußische Konsul mit dem Oberst Orestovic in Verbindung setzen, auch müßte man den Fürsten Karol verständigen."

(Dem Fürsten war es eben damals gelungen, auf einem österreichischen Schiffe, allen Spähern der Wiener Regierung zum Hohne, nach Turn-Severin

zu reisen, dort vor den Augen seines verblüfften Schiffskapitäns einen feierlichen Einzug zu halten und am 22. Mai in Bukarest anzulangen.)

Weiter verlangte ich, daß die italienische Regierung eingeladen werde, ebenso vorzugehen wie die preußische.

Es wurde mir alles zugesagt, ich traf mit Klapka die nötigen Verabredungen und eilte nach Paris.

Mein erster Besuch galt dem Prinzen Napoleon, den ich beim Dejeuner in Gesellschaft seiner Offiziere traf.

Diese Herren waren alle überzeugt, daß Oesterreich seinen zwei Gegnern gewachsen, ja weit überlegen sei.

„Sie sind in einem großen Irrtum befangen,“ sagte ich ihnen, „der mir nicht recht erklärlich ist. Haben doch Sie selbst die Gelegenheit gehabt, im Jahre 1859 mit 140 000 Franzosen und 45 000 Italienern die Oesterreicher aufs Haupt zu schlagen. Und die Lage Oesterreichs hat sich seither durchaus nicht gebessert. Der innere Frieden ist nicht hergestellt, und die Ungarn haben heute neuen Mut gefaßt, gegen Oesterreich Front zu machen. Ich sehe hier wenig Chancen für den Sieg. Anderseits können die Italiener heute 200 000 Mann ins Feld stellen; diese Armee ist wohl jung, nicht allzu siegeszuversichtlich. Hingegen hat sie einen Alliierten, der mit 250 000 Mann marschiert.“

Dem Prinzen Napoleon teilte ich die Worte Bismarcks mit. Der Prinz sagte mir, der Kaiser ist sehr mißgestimmt, daß Oesterreich nicht, wie er schon vor zwei bis drei Monate geraten hat, Venedig abtritt; seit etwa zehn bis zwölf Tagen hatte Metternich den Auftrag, Venedig abzutreten — nun ist es zu spät; Italien ist gebunden und kann sich für weiteres nicht einlassen. — Oesterreich kommt ja immer mit seiner Idee und seiner Armee zu spät.

Ich konnte den Eindruck meiner Worte nicht abwarten. Die Zeit drängte, und am 14. Juni abends langte ich schon in Florenz an.

Mein erster Weg war zum Grafen Usedom.

Der Gesandte empfing mich mit folgenden Worten:

„Sie glauben natürlich, daß alles in Ordnung ist! Weit gefehlt. General Lamarmora will von einer Kooperation der Ungarn nichts hören. Ich habe hierüber nach Berlin berichtet und gestern eine Depesche erhalten, die ich Ihnen nun mitteile:

Bismarck an Usedom, Florenz.

Berlin, den 13. Juni 1866.

Bestehen Sie energisch darauf, daß man sich mit dem ungarischen Komitee ins Einvernehmen setze. Die Weigerung Lamarmoras flößt uns eher einigen Verdacht ein, ob es Italien mit dem Kriege ernst meine. Wir wollen die Feindseligkeiten anfangs nächster Woche eröffnen. Aber das unerklärliche Zögern Italiens, sich mit Ungarn zu verbinden, scheint uns auffallend. Unsre hierdurch angeregte Angst würde sich vervielfachen, wenn Italien im Festungsviereck eine zwecklose Aktion beginnen sollte.

Ich verlangte eine Kopie dieser Depesche, worauf mir Graf Usedom folgenden Text diktierte:

„Insistez énergiquement qu'on se mette d'accord avec le Comité hongrois. Le refus de Lamarmora nous donnerait plutôt quelque soupçon contre le sérieux de l'Italie dans la guerre. Nous voulons ouvrir les hostilités dans le commencement de la semaine prochaine. Nous sommes frappés pourtant par les hésitations inexplicables de l'Italie contre une union avec la Hongrie. Nos anxiétés sous ce rapport seraient multipliées si l'Italie voulait s'engager dans une guerre stérile dans le quadrilatère."

Ich begab mich zum König, erstattete Meldung über die Details meiner Berliner Mission und legte auch die obige Depesche vor.

„Mit Lamarmora kann man nichts machen," sagte der König. „Aber es thut nichts. In zwei Tagen nehme ich ihn mit mir ins Lager. Da wird Ricasoli Ministerpräsident sein und alles Nötige verfügen, damit Sie baldigst abreisen können."

„Es wäre auch höchste Zeit; wir sind Mitte Juni, und ich habe noch einen weiten Weg über Galatz bis Bukarest und Belgrad."

Mit der Entfernung Lamarmoras geriet die Angelegenheit halbwegs ins Geleise, aber auch Ricasoli zögerte mit der Ausführung der nötigen Dispositionen.

In Berlin wurde man bereits geradezu ungeduldig.

Am 23. Juni erhielt ich folgende Mitteilung, die ich im Wortlaute reproduziere:

Adresse: Personnelle.

Monsieur le général Türr,
aide de camp de S. M. le Roi personnelle
Florence.

Inhalt:

Florence, 23 Juin 1866.

Monsieur le général!

Voici ce que le comte de Bismarck me fait savoir par un télégramme de cette nuit même que je vous transcris:

„La guerre ayant été déclarée de tous côtés, nous attachrons une grande importance à ce que peut se faire en Serbie et je souhaite vivement que le général Türr puisse trouver possible de partir pour ce pays dans le plus court delai. Usez de votre influence à cet égard."

Je vous prie donc, M. le général, d'accélérer par tout moyen l'œuvre importante qui vous est dévolue.

Je tâcherai aussi d'en dire un mot à S. Exc. M. le baron Ricasoli.

En attendant, agréer l'assurance de ma plus haute considération.

(Signé): Usedom.

Kossuth weilte bereits seit Wochen in Florenz und arbeitete mit Ricasoli, soweit es eben möglich war.

Am 24. Juni erfolgte die Schlacht von Custozza, wo Lamarmora seine Armee mit unerklärlichen Dispositionen so zersplittert hatte, daß er dem Anpralle der Oesterreicher kaum drei Divisionen entgegenstellen konnte und sich dann, anstatt die Nacht zur Ralliierung seiner Streitkräfte zu benutzen, über den Mincio zurückzog.

Jetzt begriff Ricasoli endlich, daß man rasch handeln müsse. Am 26. Juni, als die Nachricht von der Schlacht bei Custozza nach Florenz eintraf; erhielt ich die Weisung, mich bereit zu halten, da in zwei bis drei Tagen alles in Ordnung sein werde.

Da aber die Dampfer damals nur in langen Zwischenzeiten verkehrten, konnte ich mich erst am 2. Juli in Livorno einschiffen.

Am 10. Juli landete ich am Goldenen Horn, wo ich abermals drei bis vier Tage warten mußte, da ich das Lloydschiff natürlich nicht brauchen konnte. Ich benutzte die Zwischenzeit, um meine türkischen Freunde zu beruhigen, daß unsre Aktion sich ausschließlich gegen Oesterreich kehre.

Von Galatz mußte ich — Eisenbahnen gab es da natürlich noch keine — per Achse bis Bukarest.

Die Entscheidung war inzwischen, am 3. Juli, auch auf dem böhmischen Kriegsschauplatze gefallen, nur hatte ich von den Ereignissen, die am 26. Juli zum Nikolsburger Waffenstillstand führen sollten, keine Kenntnis und verfolgte ruhig das mir vorgesteckte Ziel.

Fürst Carol, Ministerpräsident Bratiano und Rosetti und noch andre rumänische Staatsmänner empfingen mich in der zuvorkommendsten Weise. Die Waffen, die Napoleon III. noch im Jahr 1859 für einen ähnlichen Zweck für Ungarn dahingesendet hatte, fanden sich unversehrt vor. Fürst Cuza hatte unsre Agenten, welche dieselben hüteten, immer beschirmt. Pflegte er doch häufig zu sagen: „Je suis le lieutenant de l'empereur Napoléon."

Dieses Mal war Frankreich nicht mit uns; da ich jedoch als Verbündeter Preußens kam, versprach mir Fürst Carol nicht bloß die Uebergabe der von Cuza behüteten Waffen, sondern auch anderweitige Unterstützung.

Da ich weiter zu reisen hatte, erbat ich diese Unterstützung für den General Grafen Gregor Bethlen und den Oberst Ferdinand Eber, die nach Bukarest zu kommen hatten, und reiste sodann weiter zur Donau.

In Turn-Severin setzte ich in einem Kahne über den Strom und landete in der serbischen Ortschaft Kladovo. Hier erwartete mich schon ein Offizier des Fürsten Michael, und weiter ging es auf der scheußlichen „Chaussee" gen Belgrad, wo ich den 25. nachts ankam.

Am 27. Juli, am Tage nach dem Abschlusse des Nikolsburger Waffenstillstandes, hatte ich in der serbischen Hauptstadt, wo ich beim italienischen Konsul Scovasso abstieg, schon mancherlei Angelegenheiten geordnet, worüber Generalkonsul Scovasso folgende chiffrierte Depesche sendete:

Belgrad, 27. Juli 1866.

Wollen gefälligst S. M. davon in Kenntnis setzen, daß General Türr hier eingetroffen ist; er hat bereits Garaschanin gesehen, und er steht im Begriffe,

sich dem Fürsten vorzustellen; inzwischen, sagt er, habe ihm Garaschanin materielle und moralische Unterstützung versprochen (wie ich dies selbst schon Sr. M. in Aussicht stellte).

Der König wolle bloß, wenigstens auf acht Tage, die Feindseligkeiten wieder eröffnen, und Türr, sowie Oreskovic, mit berittenen Freiwilligen, werden sogleich in Kroatien und Unterungarn eindringen und den Aufstand bewerkstelligen.

(Hier folgt die Depesche, welche Türr von Bukarest aus an die Regierung Sr. M. richtete, ohne darauf eine Antwort erhalten zu haben.)

Türr ersucht, S. M. möge durch die eigne Energie ersetzen, was seinen Staatsmännern in dieser Hinsicht fehlt. (Es ist immer Türr, der hier spricht.) Welch ein Fehler, die Expedition Garibaldis in Tirol!

Wenn der König seiner eignen Inspiration gefolgt hätte, so wäre seine Armee jetzt auf der Straße nach Wien, und Italien würde sich mit diesem Male schon ergänzt haben. Der Frieden wird Italien unvollkommen lassen gegenüber den Schwierigkeiten, welche im Innern jedenfalls auftauchen werden.

Was mich betrifft, so bin ich weit entfernt, irgend jemand der Kritik unterziehen zu wollen, aber ich kann S. M. versichern, daß, wenn Garibaldi sich in Istrien gezeigt hätte, unsre Sache jetzt schon viel besser stünde.

(gez.) Scovasso.

Es geht aus dieser Depesche hervor, daß ich auch in Belgrad sympathische Aufnahme gefunden habe. Der Fürst Michael, wie auch der leitende Staatsmann Ilija Garaschanin, sagten mir jede mögliche Unterstützung zu und versprachen mir sogar 10—12000 Gewehre, somit das Aeußerste, was sie thun konnten.

Die weiteren Details hatte ich mit dem Oberst Oreskovic zu ordnen, der mit mir schon seit Jahren in dieser Richtung gearbeitet und von mir diesmal schon aus Florenz die nötigen Instruktionen erhalten hatte, worauf ich noch zurückkommen werde.

Was nun unsre Vorkehrungen in Ungarn anbetrifft, erhielt ich am Tage nach meiner Ankunft in Belgrad, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, den Besuch des Artilleriehauptmanns Stefan Kauser, den wir nach Ungarn gesendet hatten, um mit den dortigen Komitees zu arbeiten, und, unterstützt vom Artilleriehauptmann Isidor Mattyus und andern Offizieren, Voranstalten für eine Aktion, für einen Aufstand zu treffen.

Und nun meldete sich Hauptmann Kauser bei mir mit den Worten, er wäre gekommen, meine Befehle entgegen zu nehmen.

Es war mir klar, daß die Komitees ganz unthätig geblieben waren, da die Reise Kausers nach Belgrad wohl ein kühnes Wagnis — nur die wackere Gesinnung eines ungarischen Schiffskapitäns hat ihn von der Verhaftung gerettet — aber sonst ziemlich überflüssig war.

Ich gab ihm den Auftrag, nach Ungarn zu gehen und dort alle möglichen Vorkehrungen zu treffen, da wir nach einer etwaigen Wiedereröffnung der Feind-

seligkeiten auf dem nördlichen Kriegsschauplatze in Ungarn sofort einen Einfall zu unternehmen hätten, wobei wir auf thatkräftige Unterstützung unsrer Landsleute zählen mußten. Seine Majestät die Kaiserin Elisabeth begab sich nach Ungarn mit ihren Kindern. Am 9. Juli in Pest angelangt, festlich empfangen, obwohl nicht mit der Begeisterung, welche Maria Theresia erhielt. Man nennt sie wohl nostra, jedoch dies war ein harter Schlag für den Aufstand; Cerruti und Deak, die Versöhnungspartei, wirkte von Tag zu Tag stärker.

Inzwischen erhielten wir die Nachricht, man habe am 26. Juli eine kurze Waffenruhe vereinbart. Ich telegraphierte sofort nach Berlin und nach Florenz, man möge mich rechtzeitig avisieren, ob die neuerliche Eröffnung der Feindseligkeiten für den 2. August bevorstehe, da wir alles aufbieten werden, um dann auch in Aktion zu treten.

Es wird nun nicht uninteressant sein, eine Parallele zu ziehen zwischen dem Verhalten der aus Revolutionen hervorgegangenen italienischen Regierung und dem preußischen Gottesgnadenkönigtum.

Charakteristisch ist zuvörderst der auf meine Aktion bezügliche frühere Depeschenwechsel zwischen Herrn Cerruti, dem Generalsekretär des italienischen Auswärtigen Amtes, und dem Belgrader italienischen Generalkonsulate. Diese Depeschen lauten im Original und in deutscher Uebersetzung wie folgt:

Florence, 7 Mai 1866.

Informez-nous ci le moment venu la Hongrie pourrait acheter et exporter des armes de Serbie.

(Signé): Cerruti.

*

Belgrade, 9 Mai 1866.

Le gouvernement Serbe est prêt en acheter en son nom en Autriche pour compte gouvernement Italien. Le gouvernement Italien ne les payera que lorsque seront en mon pouvoir.

(Signé): Scovasso.

*

Florence, 19 Mai 1866.

Il n'est pas opportun faire acheter des fusils pour notre compte par gouvernement Serbe; gardez en autre grande réserve sur toute question politique.

(Signé): Cerruti.

*

Uebersetzung.

Florenz, 7. Mai 1866.

Benachrichtigen Sie uns, ob im gegebenen Momente Ungarn aus Serbien Waffen kaufen und exportieren könnte.

(gez.) Cerruti.

*

Belgrad, 9. Mai 1866.

Die serbische Regierung ist bereit, solche in ihrem Namen in Oesterreich auf Rechnung der italienischen Regierung zu kaufen. Letztere hätte sie nur dann zu zahlen, wenn sie in meinen Händen sind.

(gez.) Scovasso.

*

Florenz, 19. Mai 1866.

Es ist nicht opportun, Gewehre für unsre Rechnung durch die serbische Regierung kaufen zu lassen. Beobachten Sie überhaupt große Reserve in jeder politischen Frage.

(gez.) Cerruti.

Diese letztere Depesche erklärt den von mir bereits erwähnten Umstand, daß Lamarmora sein möglichstes that, den Erfolg meiner Vorkehrungen abzuschwächen.

Und als der Nikolsburger Waffenstillstand verlängert war, handelte man in Florenz nur mit größter Behutsame. Die serbische Regierung war wohl gerne bereit, mich thatkräftig zu unterstützen, aber exponieren hätte sie sich nur dann können, wenn der Krieg gegen Oesterreich weiter gedauert hätte. Von Florenz aus wurde ich benachrichtet, daß Kossuth in das königliche Hauptquartier nach Ferrara ging, wo Prinz Napoleon und Recasoli sich befanden

Ein ganz andres Verhalten bekundete in unsrer Angelegenheit das streng legitimistische Preußen.

Klapka hatte mit Mitwirkung des Generals Vetter, mehrerer ungarischer Offiziere und der Komiteemitglieder Graf Theodor Csáky und Georg Komáromi aus ungarischen Kriegsgefangenen in der Eile eine etwa 1600 Mann starke Legion organisiert. Als er die Nachricht vom Waffenstillstande erhielt, wollte er auf eigne Faust einen Einbruch nach Oberungarn unternehmen, um durch den Bruch des Waffenstillstandes die preußische Heeresleitung in eine neue Aktion zu verwickeln. So weit ließ man es freilich nicht kommen. Man erteilte ihm den gemessenen Befehl, sich mit seiner Legion hinter die Demarkationslinie zu begeben, später sendete man ihn sogar auf preußisches Gebiet. Oberst Maghorody kommandierte die Legion und hielt die größte Ordnung, bis zum Tage, wo dieselbe aufgelöst wurde.

(Ich muß hier bemerken, daß Bismarck im Friedensvertrage für unsre Legionäre die vollste Amnestie stipuliert hat.[1]) Dies hat auch die italienische Regierung für die Ungarische Legion stipuliert.

---

[1]) Das Formular und die betreffende Bescheinigung lauteten:

Daß der aus . . . .
gebürtige . . . .
von . . . . bis . . . .
als . . . .
bei der Ungarischen Legion gedient und sich gut geführt hat, wird demselben bei der Auflösung der Legion hiermit der Wahrheit gemäß bescheinigt. Zugleich wird derselbe auf den

Immerhin aber war die Aufstellung der Ungarischen Legion ein deutlicher Wink mit dem Zaunpfahle an die österreichische Adresse und dürfte Graf Bismarck im Lauf der Friedensverhandlungen den Bestand dieser Legion wie auch meine Aktion in Serbien und Rumänien als weitere „Eisen im Feuer“ verwertet haben.

Für diese meine Annahme sprechen folgende Depeschen:

Am 8. August erhielt ich vom preußischen Konsulate in Belgrad folgende Mitteilung:

Am 8. August erhielt das Königliche Konsulat folgende Depesche:

„Benachrichtigen Sie General Türr, daß die Organisation der Ungarn hier entern wird. Auch er möge sie nicht rückgängig machen.“

(gez.) Bismarck.

Siegel des preußischen Konsulats. Für die Richtigkeit:
(gez.) Laubereau.

Graf Bismarck dachte an alle Eventualitäten. Da ich zu jener Zeit zwischen Belgrad und Bukarest hin und her reisen mochte, war es nicht sicher, daß mich diese Depesche in Belgrad treffen werde. Er ließ daher dieselbe Mitteilung gleichzeitig auch nach Bukarest absenden.

Und so erhielt ich am folgenden Tage von Herrn Laubereau folgende neuere Mitteilung:

Am 9. August 11½ Uhr erhielt Unterzeichneter folgende Depesche aus Bukarest:

---

ihm hiermit übergebenen Auszug aus dem Friedensvertrage zwischen Preußen und Oesterreich vom 23. August d. J. verwiesen.

Ratibor, den September 1866.

Commando der sechsten Landwehr-Cavallerie-Brigade.
(L. S.)

Beglaubigt:

Königlicher Commissarius bei der Ungarischen Legion.

Bescheinigung.

Daß in dem zwischen Ihren Majestäten dem Könige von Preußen und dem Kaiser von Oesterreich am 23. August d. J. zu Prag abgeschlossenen Friedensvertrage Folgendes festgesetzt ist:

„Kein Angehöriger der Herzogthümer Holstein und Schleswig und kein Unterthan Ihrer Majestäten des Königs von Preußen und des Kaisers von Oesterreich wird wegen seines politischen Verhaltens während der letzten Ereignisse des Krieges verfolgt, beunruhigt oder in seiner Person oder seinem Eigentum beanstandet werden“ —

wird hiermit bescheinigt.

Berlin, 4. September 1866.

Das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten.
v. Bismarck.

(L. S.)

„Im Auftrag des Herrn v. Bismarck bitte ich, dem General Türr wie folgt mitzuteilen:

‚Die Organisation der Ungarn in Preußen wird erhalten; auch General Türr möge sie nicht rückgängig machen.‘“

(gez.): St. Pierre.

Siegel.

Für die Richtigkeit:

General Türr.

(gez.): Laubereau.

Diese Depeschen sind charakteristisch für das Geschäftsgebaren Bismarcks, aber praktischen Wert hatten sie für mich keinen mehr. Denn gleichzeitig erhielt ich von der italienischen Regierung die strikte Weisung, jede Aktion zu vermeiden, da man uns zum Friedenschließen drängt.

Die letzte Depesche vom 26. August:

Der Krieg sei vorüber und nur eins werde bleiben: die Freundschaft für Ungarn und der Dank gegen Serbien.

Wir konnten unsre Organisation nur dem Scheine nach behalten, da sie sonst höchstens dazu gedient hätte, Serbien bei den Wiener Machthabern zu kompromittieren.

Ende August machte ich mich auf den Rückweg und sollte bei diesem Anlaß Omer Pascha, den Kommandanten des von der Türkei bei diesem Anlasse aufgestellten Observationscorps bei Schumla sprechen. Unsre Begegnung wurde durch einen Unfall vereitelt. Der Pascha teilte mir diesen in einem Schreiben mit, welches ich hier mitteile, denn es zeigt, daß wir auch mit den Türken die besten Beziehungen hatten. Dasselbe war deutsch geschrieben und lautete wörtlich wie folgt:

S. E. General Türr, Rasgrad.

Schätzbarster Freund!

Heute früh von Schumla kommend, in der Nähe des Bulanikhan erschraken die Postpferde so stark, daß der Kutscher dieselben nicht bemeistern konnte, mein Chef des Geralstabes war mit mir, sobald er unsre gefährliche Lage ersah, riet er mir zu springen. Kaum konnte ich antworten, daß auch dieses sehr gefährlich ist, um so mehr, da die Pferde in der größten Carriere waren, hat derselbe einen Sprung gewagt, der ihm fast das Leben kosten könnte, eine kurze Strecke fuhr der Wagen noch, bis zu meinem Glücke eines von den Pferden niederstürzte und der Wagen stehen blieb, daß ich aussteigend Gott sei Dank ohne jede Verletzung blieb. Meinen Kameraden Arif Pascha fand ich in gänzlicher Ohnmacht, denken Sie Ihnen in einer sehr mißlichen Lage mit starken Gesichtskontusionen. Kaum nach halber Stunde mit kaltem Wasser begossen, kam er zu sich, aber er befindet sich in einer mißlichen Lage, daß ich denselben nicht verlassen kann, um so mehr, da kaum in drei Stunden eine ärztliche Hilfe selber bekommen kann, das ist der unglückliche Zufall, der mich zwingt, von dem Vergnügen Sie zu sehen, keinen Gebrauch machen zu können, daher vergeben

Sie mir, lieber Freund, um so mehr, da es wider meinem Wunsche geschehen muß; reisen Sie glücklich und schreiben Sie mir vieles, ich werde nicht ermangeln zu beantworten und für jetzt habe ich die Ehre mich Ihrer Freundschaft zu empfehlen. Omer.

Bulanikhan 6 Uhr türkisch Sonntags 3. September 1866.

*

Im folgenden Jahre veröffentlichte ich eine Broschüre über die friedliche Lösung der Orientalischen Frage („Solution pacifique de la question d'Orient") und sendete zwei Exemplare derselben dem Major von der Burg, der mich in Florenz besucht hatte.

Hierauf erhielt ich vom Major ein französisches Schreiben, das ich hier in meiner Uebersetzung vollinhaltlich mitteile:

Mon général!

Ich danke Ihnen bestens für den Artikel über die Lösung der Orientalischen Frage, den Sie mir zugesendet haben. Unsre Zeitungen beschäftigen sich lebhaft mit Ihrem Projekte und schreiben demselben große Wichtigkeit zu, indem sie bemerken, daß die Ideen des Kaisers Napoleon ebenfalls auf dem Nationalitätenprinzipe fußen.

Einer meiner Freunde vom Generalstabe, der Oberstleutnant v. Krenzki, reist nächstens nach Belgrad und besucht die Donaufürstentümer.

Sie sehen, unsre Regierung beschäftigt sich ernstlich mit den Donauvölkern. Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir für diesen Herrn einige Mitteilungen und einige Empfehlungsbriefe senden wollten.

Mit dem Fürsten Karl ist er wohl bekannt, so daß er dort ganz allein arbeiten kann. Aber Serbien ist für ihn terra incognita. Ich informiere den Oberstleutnant v. Krenzki über Ihre Verbindungen, damit er in dem bekannten Sinne operieren könne (pour qu'il puisse opérer dans le sens connu.) Wenn Sie ihm Instruktionen zu geben haben, schreiben Sie mir einige Zeilen und schreiben Sie ganz offen (ne ménagez pas la franchise), denn Herr v. Krenzki ist durchaus vertrauenswürdig. Ich glaube, daß er nächste Woche abreist.

Genehmigen Sie und so weiter.

16. Februar 1869. von der Burg.

Ich erachtete dieses Schreiben für wichtig genug, um mich sofort nach Berlin zu begeben und dort die Ansichten der preußischen Politik genauer zu sondieren.

Ich übergab Herrn Major von der Burg die verlangten Empfehlungsbriefe und ließ meine Ankunft dem Grafen Bismarck melden.

Man bedeutete mir, Graf Bismarck sei krank.

Hierauf schrieb ich dem Herrn Minister, ich könne mich in Berlin nur einen einzigen Tag aufhalten, und es thue mir leid, wieder abreisen zu müssen, ohne ihn gesprochen zu haben.

Ich erhielt sofort die Antwort, daß mich Seine Excellenz abends zwischen neun und zehn Uhr erwarte.

Ich fand den Minister im Jagdanzuge, in hohen Stiefeln.

„Wenn Ihre Krankheit so beschaffen ist ...“

„Ich bin für die Diplomaten krank, aber nicht für Sie,“ erwiderte Bismarck, nahm mich unter den Arm und führte mich in sein Arbeitszimmer.

Ich ging sofort auf mein Thema über.

„Sie sind bis vor die Thore von Wien gekommen, haben aber das Thor nicht eingeschlagen. Nun werden Sie bald eine ganz andre Situation vorfinden, wenn Ungarn durch die Herstellung seiner Verfassung befriedigt sein wird. Kaiser Napoleon hat zu Gunsten Oesterreichs interveniert.“

„Ich glaube kaum, daß man die Ungarn zufriedenstellen wird. Ich werde immer bereit sein, die Ungarn zu unterstützen, selbst wenn sie nach Bosnien oder Serbien marschieren sollten.“

„Ah non! Wir haben schon genug Slawen! Sie werden sehen, daß Ungarn, wenn es seine Konstitution hat, der Kaiser sich als König von Ungarn krönen läßt, ganz mit Oesterreich gehen wird. Um den Preis von Süd-Tirol könnte Oesterreich sich sogar mit Italien wieder befreunden.“

„Glauben Sie das ja nicht, Oesterreich wird nie einen Staatsmann haben, der klug genug sein wird, einen solchen Entschluß zu fassen, das werden wieder wir machen. Wir werden Süd-Tirol an Italien überlassen. Aber Triest nicht. Denn Triest ist der Zukunftshafen Deutschlands am Adriatischen Meere ... Sehen Sie nur, wie man mit Oesterreich umgehen kann. Als ich (1865) mit dem Grafen Rechberg in Gastein das Schleswig-Holsteinsche Kondominium vereinbarte, kaufte ich ihm, nach dem Souper, für etliche Hunderttausend Thaler auch das Herzogtum Lauenburg ab. Ich that dies, um diesen einfältigen deutschen Prinzen zu zeigen (pour faire voire à ces nigauds de princes allemands), daß Oesterreich im stande ist, ein Gebiet zu verkaufen, welches gar nicht ihm gehört.

„Bei dem Abschlusse des Waffenstillstandes von Nikolsburg“ — fuhr der Graf fort — „haben die österreichischen Unterhändler ihre süddeutschen Verbündeten vollständig vergessen. Ich schrieb sofort an die süddeutschen Fürsten, Oesterreich habe nur an sich selbst gedacht und für seine Verbündeten im Vertrage nicht die geringste Vorsorge stipuliert. Ich stellte sodann an die Fürsten das Ultimatum, sich sofort mit Preußen zu alliieren, da ich nun freie Hand habe und sonst meine ganze Waffenmacht gegen sie kehren würde. Mein Angebot wurde natürlich angenommen. Zwei Tage später kamen die Oesterreicher und verlangten eine Additionalkonvention für ‚ihre Verbündeten‘. Ich erwiderte natürlich, daß dies überflüssig sei, da die Südstaaten inzwischen die Verbündeten Preußens geworden.“

Während dieses Gespräches blitzte in mir eine Idee auf. Ich bekam den intuitiven Eindruck, daß Bismarck bereits an einen Krieg gegen Frankreich denke und entschloß mich, den Stier sofort bei den Hörnern zu fassen.

„Ich muß bemerken,“ sagte ich plötzlich dem Grafen v. Bismarck, „daß,

wenn Sie eines Tages sich anschicken sollten, Frankreich mit Krieg zu überziehen, ich mich gegen Sie wenden müßte. Meine persönliche Feindschaft hat wohl keine Wichtigkeit für Sie, ich hoffe jedoch, daß die gesamte liberale Partei, die im Jahre 1866 allerwärts auf Ihrer Seite gestanden ist, ein gleiches thun werde."

Noch heute sehe ich den Blitzfunken, der aus seinem Auge sprühte, als er seinen Gedanken erraten sah; er wußte sich jedoch in einer Weise zu beherrschen, die ich nicht genug bewundern konnte. Und er sagte mir in leutseligstem Tone:

„Ich will durchaus keinen Krieg gegen Frankreich. Vor zwei Wochen erst sprach ich den Kommandanten von Straßburg, den General Ducrot, der hier auf der Durchreise war. Ich frug ihn: ‚Warum wollen Sie denn in Frankreich den Krieg?' — ‚Weil wir der Hahn sind!' (Parceque nous sommes le coq!) antwortete er mir, worauf ich ihm replizierte: ‚Eh bien, nous ferons la poule.'"

Im weiteren Verlaufe des Gespräches bat mich der Graf mehreremal, ich möge dem Kaiser Napoleon sagen, Benedetti sei ein sehr guter Botschafter, aber als Korse etwas zu hitzig. Und er fügte hinzu:

„Sagen Sie Seiner Majestät, daß ich mich erbötig mache, bei meinem Könige in einigen Wochen die Erfüllung eines jeden Wunsches zu erwirken, den mir Seine Majestät schriftlich mitteilen wird. Seine Majestät kennt meine Ideen über Belgien aus dem Vertragsentwurf, den ich Herrn Benedetti diktiert habe. Was Luxemburg betrifft, werde ich gar nicht fragen, ob die Majorität für Frankreich ist, sondern werde sagen: ‚Prenez-le!'"

(Ich citiere hier wörtlich: Dites bien à Sa Majesté que je me fais fort d'obtenir de mon Roi, en quelques semaines, tout désir que Sa Majesté m'aura écrit. Quant à la Belgique, Sa Majesté connaît mes idées par le projet de traité que j'ai dicté à Mr. Benedetti. Pour ce qui concerne le Luxembourg, je ne demanderai même pas, si la majorité est pour la France; je dirai: Prenez-le!)

Wie man sieht, wünschte Graf Bismarck, außer dem Vertrage, den Benedetti (unter seinem Diktate) geschrieben und in Kopie dort gelassen hatte, noch irgend etwas Geschriebenes, und zwar von der Hand des Kaisers.

Als ich diese Unterredung in den Tuilerien meldete, meinte der Kaiser:

„Ich begreife, daß Benedetti dem Herrn v. Bismarck unbequem ist. Er hat ihm eben schon zu viel versprochen! Uebrigens bietet er uns immer vieles an, was nicht ihm gehört."

Der zornige Blick, den mir Bismarck zuschleuderte, als er seinen Gedanken erraten sah, hatte mir schwere Bedenken eingeflößt. Dieselben wurden noch bekräftigt, als mir an demselben Tage ein Chef beim preußischen Generalstabe folgende Bemerkung machte:

„Wir brauchen vier Jahre, um die Truppen der annektierten Länder zu reorganisieren und unsre süddeutschen Verbündeten dem preußischen Systeme anzupassen. Dann sind wir fertig und können auch auf Paris losmarschieren."

Es wurde mir offenbar, daß es zu einem preußisch-französischen Kriege kommen werde, und als einige Wochen später die Luxemburg-Frage aufs Tapet kam, konnte ich hierüber nicht die geringsten Zweifel hegen.

*

Im Jahre 1867 erfolgte der ungarisch-österreichische Ausgleich, die Krönung des Kaisers Franz Joseph zum König von Ungarn und die Heimkehr der Emigranten.

Im September 1867 kam ich auch nach Ungarn, um die Stimmung des Landes aus eigner Anschauung kennen zu lernen.

In einem seiner bekannten Briefe hat mir Kossuth (1866) selbst auseinandergesetzt, daß die Nation zwischen zwei Fahnen zu wählen habe; die eine, die Kossuthsche, proklamiere den Krieg bis aufs äußerste gegen die österreichische Dynastie, die Deaksche Fahne hingegen fordere wohl die Verfassung, aber im Wege der Versöhnung mit dem Hause Habsburg.

Ich machte eine Reise im Lande und erlangte die Ueberzeugung, daß die große Majorität der Nation zur Deakschen Fahne schwöre. Die Ideen von 1849, die Politik der Unversöhnlichen, hatte im Lande fast allen Boden verloren. Eine Politik der Trennung müßte uns durch die Verschrobenheit der österreichischen Politiker oder ihre unheilbare Velleität, Ungarn als Kolonie zu betrachten, geradezu aufgezwungen werden.

Anläßlich dieser Reise kam ich auch nach Belgrad, wo ich meine alten Bekannten aufsuchte.

Bei meinem Freunde Scovasso erhielt ich den Besuch des Herrn Laubereau, als eben Herr Marinovic, Präsident des Staatsrates und Oberst Oreskovic bei mir waren. Wir sprachen über Politik, und da gab Herr Lauberau den Serben einige wohlgemeinte Ratschläge:

„Sie sollten alles aufbieten, um Ihre Armee zu stärken, damit Sie im nächsten Kriege die Donau und die Save überschreiten können, während wir von der einen Seite und Rußland von der andern Seite gegen Oesterreich marschieren.“

Diese Sprache kontrastierte merkwürdig mit den obigen Sympathiebezeigungen des Grafen Bismarck für die Ungarn, und ich machte aus meiner Ueberraschung kein Hehl.

„Mais, mon cher,“ sagte ich Herrn Laubereau, „il me semble qu'à Berlin on a changé de programme.“

Herr Laubereau bemerkte, daß er aus der Schule geschwatzt hatte; er sagte einige verlegene Floskeln und empfahl sich nach einigen Minuten.

Herr Marinovic meinte, der preußische Konsul habe nur so ins Blaue geredet:

„Sie kennen uns genau, und Sie wissen, que nous ne nous laisserons jamais entraîner contre vous.“

Ueber die Absichten der Serben war ich in der That ziemlich beruhigt. Schon

Fürst Michael hatte mir wiederholt erklärt, daß Serbien auf dem jenseitigen Ufer der Donau und der Save nichts suche.

Aber Preußen hatte gegen die Ungarn, da dieselben mit Oesterreich versöhnt waren, eine ganz veränderte Haltung eingenommen. Ich glaube, daß Herr v. Krenzki mit den von mir erhaltenen Empfehlungsschreiben bei meinen serbischen Freunden durchaus nicht dans le sens connu operiert habe; im Norden und im Süden Ungarns bemerkten wir eine immer heftigere panslawische Bewegung, die speziell den ungarischen Staat in seinen Fugen erschüttern wollte.

Es hatte sich überhaupt die europäische Lage geändert.

Preußen brauchte natürlich einen neuen Alliierten gegen das gekräftigte Oesterreich und einen Rückhalt gegen Frankreich. Wir bekamen „die turmhohe" preußisch-russische Freundschaft.

Im Jahre 1870 erhielt Bismarck freie Hand gegen Frankreich, da ihm der Zar die vollste Neutralität Oesterreichs verbürgte und ihn direkt ermutigte, seine gesamte Streitmacht an den Rhein zu werfen. Hingegen konnte Rußland im Jahr 1870 den 1856er Pariser Vertrag zerreißen, im Jahr 1875 die slawische Frage aufrollen und im Oriente nach Belieben schalten und walten, bis es dann im Berliner Kongresse wieder ernüchtert wurde.

Neues über Leopold v. Gerlach und ungedruckte Briefe desselben.

(Schluß.)

In der Kriegspause blieb Gerlach mit Müffling im Hauptquartier des Grafen Kleist v. Nollendorf, der ihn sehr lieb gewann und sich viel mit ihm abgab. In einem Brief dieser Zeit an die Mutter aus Aachen vom 31. Juli 1814 interessiert die Stelle über Grolman und dessen Vater, den Präsidenten. Gerlach meint, Grolman spräche sehr wenig von (seiner verstorbenen Frau) Sophie, aber denke „gewiß sehr, sehr viel an sie. Ich habe davon Beweise. Und wie gut ist Grolman, gutmütig wie ein Kind, und eben weil er so ist, spricht er von alledem, was von Empfindung ist, so wenig. Das habe ich mir gleich eingebildet, daß dem alten Präsidenten der General[1]) viel Freude machen würde, aber ihm auch imponieren. So wenig er sich so etwas merken läßt, hätte er ihn ihm längst zuerkannt, und er steht Grolman sicher sehr gut."

Schon eine etwas behaglichere Stimmung verrät der auch aus Aachen am 29. September 1814 geschriebene Brief:

„Es ist ja jetzt in Berlin wieder alles versammelt, was noch von uns ist;

[1]) Sein Sohn war eben General geworden.

da, dächte ich, müßt Ihr Euch nun manchmal meiner erinnern, da ich der einzige bin, der noch fehlt. Wie lebt Ihr denn jetzt? Was macht Wilhelm? Ist er noch immer über alles wütend? Und ist der kleine, dicke, faule Otto noch immer in klein Tertia? Ist Thorbecke noch in Berlin? Liebt [so] die Generalin Pfau noch? Kommt Tante Marie nicht bald wieder? Was macht Grolman? Ich weiß von allem nichts und kann es mir auch nicht einmal denken, da ich durchaus keine Vorstellung von dem ganzen Wesen und Treiben in Berlin habe. Mit mir ist alles noch beim alten, und es scheint auch nicht, daß es sich so bald ändern wird. Etwas heimischer wird man hier durch den langen Aufenthalt, obgleich mit den Menschen sich wenig aufstellen läßt. Dazu kommt, daß von meinen Kameraden einer nach dem andern zu einer andern Bestimmung abgerufen wird; denn der König behandelt uns manchmal, als wären wir gar nicht da, oder alle vakant und anderweitig zu gebrauchen. Von meiner Zukunft weiß ich nichts und mag mich auch nicht darum bekümmern. Daß ich mich entschlossen habe, ein Militär zu bleiben, thut mir gar nicht leid; denn erstens habe ich doch eine Existenz, und dann zweitens kommt es mir so vor, als sei das der Ort, wo sich jetzt alles hinwenden wird und muß, weil es uns am meisten notthut, militärischer zu werden, als wir es bisher waren, wenn wir Sicherheit nach außen und Einheit im Innern haben wollen. Es möchte auch mit dem Frieden nicht so gar lange dauern. Mit meinem General stehe ich recht gut; er ist ein sehr braver, thätiger und kluger Mann, mit dem sich gut fertig werden läßt. Geschäfte habe ich wenige, und ich habe wieder etwas angefangen zu lesen ... Der arme Lützow thut mir leid, daß er Referendarius werden soll; denn das ist wirklich etwas Schreckliches, solange nicht ein andrer Geist in unser Zivil fährt. Ueberall, wo ich gewesen bin, hat mir die Verfassung und Verwaltung des Landes in dieser Rücksicht besser und lebendiger geschienen wie bei uns, obgleich es nicht überall so mag gewesen sein, weil bei uns mehr Ehrlichkeit und guter Wille ist, als in den meisten Ländern wohl sein mag. Die Formen und die äußeren Einrichtungen sind aber gewiß zweckmäßiger und besser."

Als die Nachricht von Napoleons Landung in Frankreich eintraf, schickte Kleist den Leutnant v. Gerlach zur Erforschung der Volksstimmung nach Paris. Gerlach kehrte von dort unter mancherlei Gefahren nach Aachen zurück mit dem Bescheid: Alles jauchzt Napoleon zu und verlangt die Wiedererwerbung des linken Rheinufers. Als da ein Franzose meinte, nun würden die Preußen den großen Napoleon wieder gegen sich haben, machte er die charakteristische Bemerkung: „Den kennen wir und haben ihn schon besiegt, Ludwig XVIII. dagegen könnte uns als neuer Feind irre machen." Kurz vor der Schlacht bei Ligny fand ihn sein Bruder Ludwig bei Grolman und hörte ihn sagen: „Nun kommt es darauf an, wer die Schlacht gewinnt; interessanter wäre es eigentlich, wenn wir sie verlören." Im Gefecht von Limaille wurde er leicht verwundet und erhielt außer der Beförderung zum Hauptmann das Eiserne Kreuz erster Klasse und die Ernennung zum Generalstabsoffizier der 12. Brigade.

Nach Beendigung des Krieges blieb er nun endgültig im Militärdienst und

wurde zum Großen Generalstab versetzt, wo anfangs sein Schwager Grolman, später Müffling sein Vorgesetzter wurde. In diese Zeit fällt seine tiefere Erfüllung mit religiösen Ideen und seine Durchdringung mit konservativen Grundsätzen. Hallers Restauration der Staatswissenschaften belebte und begeisterte damals viele ernste junge Männer. Es bildete sich um die Gerlachs zu jener Zeit ein Freundeskreis, der aus dem Grafen Albrecht v. Alvensleben-Erxleben, jenem bedeutenden, noch lange nicht genügend gewürdigten Staatsmann, den sich der Prinzregent nachmals zu seinem leitenden Minister ersehen hatte und der nur allzuschnell starb, so daß dieser Plan vereitelt wurde, ferner aus Graf Cajus Stolberg, dem späteren Konsistorialpräsidenten Voß, Sohn des damaligen Ministers, dem nachmaligen Obertribunalpräsidenten Götze und dem wackeren Thadden-Triglaff bestand. Leopold Gerlach hat wohl gemeint, keiner aus dieser Korona dürfe in eine Gesellschaft gehen, ohne wenigstens ein Zeugnis für Haller abgelegt zu haben, als Protest gegen den Rousseauschen revolutionären Staat. Mit dem Naturrecht des Göttingers Hugo hatte er völlig gebrochen. Als Mangel erkannte er allerdings bei Haller an, daß dieser den Begriff der Nation nicht entwickelt habe, der doch eine schöne Blüte des ewigen Königtums Gottes und der Menschen sei. Vielseitige geistige Interessen wurden in diesem Kreis angeregter Männer gepflegt. Sie feierten unter anderm den zweihundertjährigen Todestag Shakespeares. Abends besuchten die Gebrüder Gerlach öfters Schleiermacher. Ihre militärischen Interessen fanden Nahrung bei ihrem Schwager Grolman und im Umgang mit Gneisenau und Lützow. Gewöhnlich versammelten sich die Freunde bei einem Wirt Mai, weshalb die Gesellschaft „die Maikäfer“ genannt wurde. Es gab buchstäblich nichts, was Gerlach nicht interessierte, auch fast keinen Menschen, dem er nicht ein gewisses Interesse zuwandte. Prinzipienlosigkeit, Anmaßung und Frivolität pflegte er streng zu kritisieren, aber was man gewöhnlich einen langweiligen Menschen nennt, kannte er deshalb nicht, weil er es meisterhaft verstand, die Leute mit etwas zu unterhalten, was sie selbst interessierte, also meist mit Dingen, die sie verstanden.

Die im Jahre 1819 erfolgte Verheiratung mit der Gräfin Johanna Küssow brachte Gerlach die Erfüllung seines tiefsten Herzenswunsches. Er hatte die sehr einfach erzogene, fern von der großen Welt aufgewachsene Gräfin in Pommern kennen gelernt; sie hatte gleich zu Anfang ihrer Bekanntschaft einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Aufzeichnungen aus jener Zeit beweisen, wie ungemein ernst Gerlach über Verlobung und Heirat dachte. Er fand es unerläßlich, daß die Liebe der einzige Beweggrund für eine Heirat wäre, und daß diese Liebe völlig gegenseitig sein müsse. Er hatte noch in späteren Jahren tiefes Mitleid mit allen Mädchen, die aus andern Gründen als aus Liebe in die Ehe traten, und warnte davor ernstlich; ja sogar die Besorgnis, daß die von ihm Erwählte ihm kühl zur Seite treten könnte, machte ihn um ihretwillen besorgt. Für sich selbst spricht er es als größten Wunsch und größtes Glück aus, sie täglich sehen und sprechen zu können. Die Ehe des Gerlachschen Paares fing an in Berlin, wo die verwitwete Präsidentin v. Gerlach das schon erwähnte,

1792 gekaufte Haus hinter der katholischen Kirche bewohnte. In diesem Hause fanden außer der erwähnten Besitzerin mehrere Familien Platz. Im Parterre wohnte seit seiner Heirat der älteste der Gebrüder, Wilhelm, mit seiner Frau, geborenen v. Chambaud, auf der rechten Seite; auf der linken richtete sich Leopold mit seiner jungen Gattin ein. In der nach Berliner Art als Beletage bezeichneten Wohnung, das heißt eine Treppe hoch, wohnte in den zwanziger Jahren ein andrer Vertrauter Friedrich Wilhelms IV., auch ein General und Diplomat zugleich, der Freiherr v. Canitz und Dallwitz mit seiner Familie, mit welcher sich ein warmes Freundschaftsverhältnis ausbildete, dessen Gerlach in seinen Aufzeichnungen erwähnt. Selten hat eine Freundschaft so viele Proben glücklich bestanden als diese. Die erste Bekanntschaft der beiden hervorragenden Männer stammte aus der Kriegszeit. Nachdem Canitz im Jahre 1818 nach Berlin versetzt worden war, kam Gerlach oft abends, damals noch unverheiratet, zum Canitzschen Ehepaar, das Unter den Linden wohnte, und wurde stets vom Diener angemeldet als: „Der Herr Hauptmann aus der Französischen Straße“. Als später auch Gerlach einen eignen Hausstand gründete und Canitz sein Hausgenosse wurde, war der Verkehr natürlich noch reger, und es verging wohl selten ein Tag, wo die Freunde sich nicht gesprochen hätten. Mit einer Unbefangenheit, welche heute kaum noch gefunden wird, kritisierten sich die Freunde gegenseitig, ohne daß einer dem andern einen scharfen Ausdruck übelgenommen hätte. Auch Joseph v. Radowitz und Alvensleben nahmen häufig an diesen Diskussionen teil, und man wird es gern glauben, wenn berichtet wird, daß diesen Gesprächen zuzuhören ein Genuß und für manchen ein Gewinn war. Die dienstliche Stellung Gerlachs brachte für seine junge Frau insofern schwere Tage, als das Ehepaar oft getrennt wurde durch die vielen Dienstreisen des Hausherrn.

Im Jahre 1820 im Oktober wurde dem jungen Paar das erste Kind geschenkt, und zwar eine Tochter, die den Namen Agnes erhielt, und die in ihrem Aeußern wie später in ihrer Gesamtentwicklung mehr den Stempel ihrer väterlichen als ihrer mütterlichen Familie trug. In jedem Brief, den Gerlach an seine Frau schrieb, tritt die tiefste Liebe zu ihr hervor und auch zu der „kleinen Agnes“. Dieser Tochter folgte 1822 ein zärtlich geliebter Sohn Georg. Es finden sich in den Aufzeichnungen Gerlachs ganz rührende Schilderungen über das kurze Leben dieses Söhnchens. Im Jahre 1825 im Dezember wurde die zweite Tochter, Ulrike, dem Paar geschenkt. Sie war höchst begabt und voll Gemüt, war aber viel kränklich und starb schon 1856.

Seit 1821 dem Generalstab des III. Armeecorps angehörig, trat Gerlach, als der jüngere Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, im Jahre 1824 dies Corps erhielt, sehr bald zu diesem in nähere Beziehungen. Der Prinz nahm ihn schon, bevor Gerlach zu seinem persönlichen Adjutanten ernannt wurde, was 1826 geschah, wiederholt mit nach Teplitz. Viermal begleitete Gerlach den Prinzen nach Petersburg (1826, 1828, 1832 und 1834), zweimal (1828 und 1834) nach Wien und 1827 in die Schweiz. Er wurde sein Vertrauter in wichtigen Lagen seines Lebens, so besonders in dem Herzensroman des Prinzen, als

bureaukratischer Tiefsinn ein Werkzeug der Vorsehung wurde und die Verbindung mit der liebreizenden Elise Radziwill vereitelte.

Gerlach hat aus dieser Zeit verschiedene Aufzeichnungen hinterlassen:

„30. März (1826). Mir liegt eine Unterredung von heute morgen mit Seiner Königlichen Hoheit im Sinne. Ich wage nicht recht, sie dem Papier anzuvertrauen, doch hat sie mir hinreichend das erklärt, was mir der Prinz an seinem Geburtstage sagte. Auf seine Anfrage, die er sehr in seiner Art an dem Jahrestage seiner Posener Reise[1]) abgeschickt, hat er eine vorläufige Antwort erhalten, der aber noch eine folgen sollte. Seine Anträge, wie er sich ausdrückt, sind ungefähr so gewesen, wie ich es geraten hatte, nämlich nicht den modus, die Sache zu stande zu bringen. In der Antwort ist ‚unpassend‘ und die Aussage vorgekommen, daß alles bisher gegen die Ueberzeugung Seiner Majestät geschehen wäre. Darauf hat sich Seine Königliche Hoheit denn auf den Verlauf der Begebenheiten und den daraus notwendig zu ziehenden Schluß bezogen und sich damit gerechtfertigt über seinen bisherigen angeblichen Irrtum. Sapienti sat. So wäre ein bedeutender Schritt geschehen, aber wohin? — — Soll ich handeln? An die Prinzeß Luise,[2]) an die Prinzeß Elise schreiben oder nicht? Und nun die Eitelkeit, die bald in der Gunst, bald in der Ungunst ihre Nahrung sucht. Was ist das für eine traurige Geschichte. Der Prinz meint, es hätte schon einmal viel schlechter gestanden. Ich weise ihn auf den, der die Herzen der Könige wie die Wasserbäche lenkt, konnte es aber nicht unterlassen, mein Mitleiden auszusprechen.

„Berlin, Juni 1826, kurz vor unsrer Abreise nach Teplitz. Als ich am Donnerstag zum Prinzen hineinkomme, finde ich ihn weinend, den unerbrochenen Brief des Königs vor ihm, nach Posen schreibend. Er sagte mir, ich sollte nachmittag wiederkommen, er wollte allein essen. Den Nachmittag zeigte er mir alle Aktenstücke, die höchst elenden Antworten der Minister auf die Frage über den hinreichenden Konsens der majorennen Agnaten in die Adoption,[3]) den Brief des Königs an ihn, der sehr freundlich und natürlich von seinen Pflichten gegen sein Haus als König und Vater sprach, aber auf die Sache nicht einging, sondern sich nur auf die Autorität der gefragten Staatsmänner bezog. ‚Gott stärke Dich!‘ schloß er.[4]) So wäre also diese traurige Angelegenheit zu Ende, und aus was für Gründen! Eine schlechtere Jurisprudenz ist wohl nie in Thätigkeit gesetzt worden. Der Prinz war außerordentlich betrübt und bedauerte, daß nicht die Frage über die Anerkennung der Adoption offiziell den Prinzen

---

[1]) Besuch bei Radziwills in Posen.

[2]) Die Mutter der Prinzeß Elisa.

[3]) Bekanntlich wollte Prinz August von Preußen die Prinzeß Elise adoptieren, um die Heirat zu ermöglichen.

[4]) Es ist offenbar der berühmte, bei Treitschke, Deutsche Geschichte, III, S. 393, und IV, S. 738, angezogene Brief des Königs gemeint. Vergl. hierzu auch Gneomar Ernst v. Natzmers Aufsatz: „Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß Elise v. Radziwill und die Kaiserin Augusta“ („Deutsche Rundschau, 62, S. 161—186).

vorgelegt worden. Der arme Herr will auch eine äußerliche Befriedigung haben. Einige Tage darauf kam der Kronprinz von Posen zurück. An ihn hatte die Prinzeß Luise zugleich wie an den Prinzen Wilhelm geschrieben, sich ergeben und ihr Schicksal wie eine göttliche Fügung ansehend. Der Prinzeß Elise war die Nachricht noch vorenthalten worden, sie sollte ihr erst in Antonin mitgeteilt werden. Dem armen Prinzen Wilhelm war diese Eröffnung gemacht worden, als er, von all seinen Brüdern, Schwestern und Prinzeß Wilhelm[1]) verlassen, in Berlin allein war. Es kommt nun darauf an, wie der Fürst Radziwill diese Sache aufnimmt. Wenn er nun über die Ebenbürtigkeit seines Hauses eine Unterhandlung anfängt und durchsetzt, wo bleibt dann das Fundament dieser ganzen Entscheidung!? Kann man ihm bei seiner Verwandtschaft mit Bayern, Sachsen und Preußen diese Anerkennung verweigern? Früher hatte auch der Kronprinz dem König ein Memoire über diese Angelegenheit eingereicht, was auf die Anerkennung der Ebenbürtigkeit hinauskam, aber Heiraten der Königlichen Familie mit dem Radziwillschen Hause für inconvenable im allgemeinen erklärte. Darüber war der König höchst empfindlich geworden und hatte das für unpassende Anmaßung von Fritz erklärt. Nach einem gestern angekommenen Briefe ist die Prinzeß Elise immer noch nicht unterrichtet."

Während des zweiten Aufenthaltes mit dem Prinzen in Petersburg wurde ihm (am 15. Februar 1828) ein zweiter Sohn geboren, der Berndt genannt wurde. Der Prinz mußte hier Patenstelle übernehmen. Gerlach schrieb darüber seiner Frau am 24. März:

„Er (Prinz Wilhelm) ist hier so zutraulich und freundlich gegen mich, da der Prinz, hätte ich ihn nicht eingeladen, es empfunden hätte ... Ich bin dem Prinzen hier viel näher gekommen. Wenn ich mich hier so sehe als anerkannten Vertrauten des Prinzen in seinen politischen und sonstigen Verhältnissen, deswegen von der Kaiserin und dem Kaiser (Nikolaus) sehr anerkannt und, was hier unmittelbar folgt, von den vielen andern, so fühle ich recht meine Unfähigkeit zu wichtigen Verhältnissen und sehne mich nach meiner alten Unbedeutendheit zurück wie zur Zeit ... des alten Tauentzien;[2]) denn diese Hofverhältnisse sind schwer zu ertragen; es liegt darin eine große Versuchung und eine das Herz oft angreifende Empfindung, Ludwig mag sagen, was er will. Er schreibt mir: ‚Bist Du denn in Petersburg nicht so gut an der Stelle, wo Du hingehörst, als bei Frau und Kindern?' Das fühle ich wohl und kann mich oft fürchten, wenn der Aufenthalt hier vorbei sein wird und ich sehen werde, wie schlecht ich meine Stelle ausgefüllt habe, und wie viel besser ich sie hätte ausfüllen können."

Im Oktober 1828 berichtet er auch über ein religiöses Gespräch, das er mit dem Prinzen in Weimar hatte:

„Ein Gespräch über Pietismus mit dem Prinzen war merkwürdig. Egloff-

[1]) Marianne, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg, die mit dem jüngsten Bruder König Friedrich Wilhelms III. vermählt war.

[2]) Der frühere Kommandeur des III. Corps.

stein und Röder[1]) wären ganz verändert und kopfhängerisch. Mit Röder spräche er immer noch gern, wo es, wie bei wichtigen Sachen, so seine Verlobung und so weiter, auf Religion ankäme. Der Großherzog unterbrach uns."

In der Absicht, sich zu verloben, war der Prinz damals nach Weimar gekommen. Wie es in der Natur der Sache lag, beobachtete Gerlach bei dieser Gelegenheit aufmerksam die Erwählte seines Prinzen. Er berichtet am 15. Oktober 1828:

„Die Prinzeß Auguste gefällt mir sehr gut. Sie sitzt mir gegenüber bei der Tafel, wo ich denn hinreichend Gelegenheit habe, sie zu beobachten. Sie hat ein ausgezeichnet hübsches Kindergesicht, sehr schöne Augen und ein natürliches, unbefangenes Benehmen. Ich bin überzeugt, daß sie gegen das Licht, was von oben kommt, nicht verschlossen ist. Sie ist lebhaft, hat viel Gewalt über sich und hat heute gesagt, sie wüßte wohl, was sie dem Prinzen zu ersetzen hätte."

Am Tage vor der offiziellen Verlobung, am 15. Februar 1829, schreibt er: „Die Prinzeß sah sehr wohl aus, war gegen mich sehr freundlich, sagte mir mehreremal, sie freute sich ungemein, daß ich mitgekommen wäre, war aber doch etwas verlegen, was ich an ihr nicht gewohnt war."

Einige Wochen nach den Vermählungsfeierlichkeiten wiederholt er sich in Frankfurt a. O. am 6. August 1829 die Entwicklung der Dinge:

„Hier sitze ich in derselben Stube, in der wir im November 1824 Thee tranken, während in der Nebenstube die Weimarischen Herrschaften mit den Prinzen Wilhelm und Karl waren. Die jetzigen Prinzessinnen (das heißt Wilhelm und Karl) waren in violettseidenen Ueberröcken. Den Vormittag wurden Schöning[2]) und ich der Prinzeß Marie[3]) vorgestellt, und als die Reihe an die Prinzeß Auguste kommen sollte, machte sie, daß sie fortkam.[4]) Den Mittag kam der jetzige Kaiser von Rußland und seine Gemahlin, die fragte, wer ich sei, und der Kronprinz war hier gewesen... Das war der Anfang meines Lebens bei Hofe; vorher war ich mit dem Prinzen in Teplitz gewesen, und mit dem Februar oder Januar 1825, wo der Prinz die Großfürstin[5]) nach der Grenze begleitete, beginnen die Reisen in Beziehung auf die Heiratsangelegenheiten, die jetzt nun zum Ende, aber nur Gott weiß, zu welchem Ende geführt sind."

Prinzeß Auguste zeichnete Gerlach in den ersten Jahren ihrer Ehe sehr aus; später änderte sich das, wie auch die Denkwürdigkeiten lehren.

Er wurde jetzt immer mehr in das Hofleben hineingezogen. In Berlin zeichnet er am 5. März 1830 auf:

„Seit Sanssouci gehöre ich zur gewöhnlichen Abendgesellschaft des Kronprinzen. Leider muß ich bekennen, wie sehr die äußerliche Annehmlichkeit dieser

---

1) Einer der nächsten Vertrauten des Prinzen.

2) Hofmarschall des Prinzen Karl.

3) Prinzeß Karl, die ältere Schwester der Prinzeß Auguste.

4) Die Prinzeß war damals 13 Jahre alt.

5) Das heißt seine Schwester, die spätere Kaiserin von Rußland.

kleinen Gesellschaften von zehn bis zwölf Personen meinem natürlichen Menschen nur zu sehr durch den hohen Rang des Wirts und der Wirtin, durch ihre vertrauliche Art, durch das Pikante und Anregende zusagen und mich gerade bei meiner feinsten Eitelkeit, die nicht auf Rang, Macht und Glanz, sondern vielmehr auf persönliche Geltung und Bedeutung geht, fassen."

Im Juni 1830 versammelte sich der Hof in Erdmannsdorf. Der in sich gekehrte, ganz mit seinen religiösen Gedanken erfüllte Mann denkt inmitten der heiteren, bewegten Welt an das Bild des Johannes am Hof des Herodes, wie er seinem Tagebuch anvertraut:

„Wie innerlich greift mich nach langer Ruhe dieses Hofgetriebe wieder an. Deine Seele nimmt hier Schaden, doch bist Du davon eingenommen. Du sehnst Dich fort, und doch sind es Menschen, die Du lieben sollst und auch liebst. Du fürchtest Dich, wie das auf einmal aufhören wird, fühlst Dich dadurch verletzt und wünschest auch mit deshalb das Ende ... Ich lasse mich immer zum Reden fortreißen, und daran knüpft sich dann Eitelkeit, Verleugnung, Mißverständnisse. Alles das kommt, weil man sich der Welt zu nahe und verbunden fühlt ... Wenn ich so in der großen Welt bin, bekomme ich immer eine Sehnsucht, einem Christen dort zu begegnen, der, ohne von ihr angefaßt zu sein, sich frei darin bewegt und den Kampf annimmt, wo er ihm geboten wird, straft, ermahnt und so weiter, alles am rechten Ort, wie etwa Johannes der Täufer am Hofe des Herodes, bis daß ihm der Kopf auf Verlangen einer Tänzerin abgeschlagen wird."

Bei der Reise nach Petersburg im Jahre 1832 nahm Prinz Wilhelm auf Wunsch des Kaisers Nikolaus auch Canitz mit, weil der Kaiser in Canitz den Verfasser trefflicher Berichte über den russisch-polnischen Krieg persönlich kennen lernen wollte. Der Kaiser bewies den beiden preußischen Offizieren auffallend viel Vertrauen. Die in den Denkwürdigkeiten (II. 68) aus dieser Zeit mitgeteilte kleine Geschichte über die dreifarbige Kokarde ist im Druck etwas gekürzt. Sie lautet nach der vollständigen Aufzeichnung Gerlachs vom 29. Juli 1832:

„Heute abend im Cottage sagte der Kaiser zwei schöne Sachen. Er drückte wie gewöhnlich seinen Abscheu über die Julirevolution aus und sagte, daß wenn er eine dreifarbige Kokarde sähe, habe er immer die größte Lust, sie mit Füßen zu treten. Er überwände sich aber und kommandiere wie bei den Manövern, wenn die Truppen aneinander kämen: Gewehr ab. Ich sagte, es würde auch wohl noch einmal die Zeit kommen, wo gegen die dreifarbige Kokarde Gewehr auf kommandiert würde. ‚Ja,' sagte der Kaiser, ‚wenn es befohlen werden wird, so werden wir marschieren.'"

Im Jahre 1834 starb der älteste der Brüder, Wilhelm, dem Leopold bisher am nächsten gestanden hatte. Die Gedanken an ihn beschäftigten ihn auf seiner letzten Reise mit dem Prinzen Wilhelm nach Rußland im August 1834:

„Bei allem denke ich an Wilhelm und beziehe Dinge auf ihn, die ich sonst nicht auf ihn beziehen würde. Ich kann es mir durchaus nicht zur Anschauung bringen, daß er tot ist, eben weil, wenn er lebte, er äußerlich doch nicht bei mir wäre, ja alles wäre wie jetzt. Und doch, wie ist alles ganz anders, seitdem er,

mein frühster Mitmensch, Nächster — denn Freund und Bekannter hat keinen Sinn — hier nicht mehr ist."

In Peterhof schreibt er am 7. September:

„Der Anblick von Petersburg hatte für mich etwas Rührendes. Acht Jahre ist es nun her, daß ich zum erstenmal hineinfuhr, und wie jung war ich damals. Hof, Politik, alles war mir neu. Seitdem starb mein kleiner Georg, meine Schwägerin Ida, Mama, Wilhelm; es kam die Julirevolution und so weiter. Nach der Parade gingen wir auf das Gerüst am Exerzierhause neben dem Winterpalais und übersahen den mit Soldaten bedeckten Isaaksplatz. An dem Gerüste waren die Vorhänge blau und weiß gestreift, mit rotem Bande eingefaßt und an den Enden rote Troddeln. Der Kaiser, als er das sah: ‚Mais c'est tricolore, je ne veux pas cela.' Er reißt die Troddel und ein Stück Einfassung ab und wirft es Wolkonski vor die Füße. ‚L'empereur a raison, je l'ai bien dit, qu'il se fâcherait. Montferraud a fait cela, qui est français,' sagte der Hofmann in der Person des dicken Dolgorucki."

Für die spätere Lebenszeit Gerlachs fließt der Stoff reichlicher aus den gedruckten Denkwürdigkeiten. Freilich hat die Familie einen großen Teil der Aufzeichnungen des Generals zurückgehalten, der für die politische Geschichte Friedrich Wilhelms IV., und noch mehr für die persönlichen Erlebnisse des Memoirenschreibers, noch eine übergroße Fülle von Material bietet. Wir begnügen uns, an dieser Stelle nur noch mit einigen Strichen das Lebensbild des frommen Mannes zu vervollständigen und zur Ergänzung auf die Memoiren hinzuweisen.

Mit dem Gedanken, den Ständen eine wirkliche Vertretung in regelmäßig wiederkehrenden Beratungen zu geben, keine neuen Steuern ohne Zustimmung der Stände einzuführen, war Gerlach und unter andern auch Canitz einverstanden. Es würde viel Unheil verhütet worden sein, wenn Friedrich Wilhelm IV. sich bald nach seinem Regierungsantritt hätte entschließen können, diese wichtige Angelegenheit zu ordnen. Das eigentümliche Vertrauensverhältnis, welches sich zwischen dem König und Gerlach gebildet hatte, gewann seine eigentliche Bedeutung erst, als Friedrich Wilhelm IV. Gerlach nach den Hauptstürmen des Jahres 1848 zu seinem Generaladjutanten ernannte und er als solcher täglich dem König Vortrag zu halten hatte, indem er alle eingehenden Berichte und Depeschen verlas. Es bildete sich daraus ein Verhältnis, wie es wohl ziemlich einzig dasteht. Für die Minister war es recht schwierig, ihre Aemter selbständig zu verwalten, wenn der König in buchstäblichem Sinne einen g e h e i m e n Rat in seinem Generaladjutanten hatte. Die Liebe Gerlachs zu seinem königlichen Herrn und das großartige Vertrauen, das dieser Gerlach bis zuletzt bewahrte, und ebenso die herzliche Zuneigung Friedrich Wilhelms zu seinem Diener, die sich selbst noch in dem vorgeschrittenen Stadium seiner Krankheit deutlich äußerte, hat etwas ungemein Rührendes. Dasselbe Zutrauen faßte die stolze Königin Elisabeth zu dem Generaladjutanten, dem sie in den bittersten Stunden offen ihr schweres Leid klagte. Gerlach zeigte sich seinerseits von halb kindlicher, halb

ritterlich-romantischer Ergebenheit gegen sie. Das Verhältnis zum Prinzen von Preußen erlitt in den Stürmen der Zeit mehrmals Trübungen. Man würde jedoch fehlgehen, wollte man annehmen, daß diese Entfremdungen von Dauer waren. Vielmehr läßt sich sagen, daß der Prinz alles in allem bis zuletzt den General v. Gerlach mit hohem Vertrauen beehrt hat. Ueber die Prinzessin von Preußen hatte er ein günstigeres und milderes Urteil als viele Zeitgenossen; er erkannte ihre schönen Gaben und ihren guten Willen an, wenn er auch nicht blind gegen ihre Mißgriffe war.

Ein Hauptverdienst Gerlachs vor der Geschichte wird es bleiben, daß er vornehmlich die Berufung Brandenburgs ins Ministerium durchsetzte. Sein praktischer Sinn durchschaute von Anfang an die fern von aller Realpolitik sich bewegende Unionspolitik seines alten Freundes Radowitz, der mit seiner mathematisch klaren, beredten Art nach 1848 den phantasiereichen König eine Zeitlang in seine Bande verstrickte. Sehr selten dürfte in der Geschichte so gewaltig mit geistigen Mitteln um den vorherrschenden Einfluß gestritten worden sein, als zwischen Radowitz und Gerlach in jenen Jahren. Unglücklicherweise blieb anfangs Radowitz in der Hauptsache Sieger. Die veröffentlichten Denkwürdigkeiten Gerlachs gewähren einen Einblick in den Kampf der beiden geistvollen Männer. Noch ungleich spannender und dramatischer würde das Bild sein, das man hätte, wenn der gesamte dahin gehörige handschriftliche Nachlaß Gerlachs, der die großartigste Fundgrube zur Geschichte jener Zeit ist, veröffentlicht würde. Der andre nahe Freund Gerlachs, der an geistiger Bedeutung sich mit diesen beiden messen konnte, der aber mehr in Einklang mit Gerlach blieb, Canitz, erkrankte infolge der vielen Gemütsbewegungen und großen Enttäuschungen, welche das Revolutionsjahr und seine Folgen gebracht hatten; sein Leiden begann im Herbst 1849 und steigerte sich bis zum Frühjahr 1850, wo er am 25. April starb.

In demselben Jahre verlor Gerlach seinen jüngsten Bruder Otto, der mit großer Energie durgesetzt hatte, nachdem er schon die Rechte studiert, noch Theologe zu werden. Er wirkte, ehe er Hofprediger wurde, in großem Segen in der damals ärmsten Gemeinde Berlins, der Elisabethkirche.

In den Jahren zwischen der Revolution von 1848 und der Krankheit des Königs bildete sich ein engeres Verhältnis zwischen Gerlach und einigen gleichgesinnten Männern, zu denen in erster Linie der frühere Hofmarschall, spätere Hausminister v. Massow, der Obermarschall Graf Keller, der Präsident Ludwig v. Gerlach und der Flügeladjutant Edwin v. Manteuffel gehörten: die vielberufene Kamarilla. Es kann nicht genug betont werden, daß der Einfluß dieses Kreises gewöhnlich sehr überschätzt worden ist. Es gehörte zu den Eigenheiten Friedrich Wilhelms IV., daß er gern jedem Gehör lieh, aller Kritik zugänglich war, daß er ernsten Widerspruch seinen Dienern nie nachtrug. Niemand aber konnte behaupten, er habe dauernd bestimmenden Einfluß auf den königlichen Herrn gehabt. Das zeigte sich besonders während des Krimkriegs, wo der König ganz seinen eignen Weg ging.

In den Jahren 1846—1856 verkehrte Leopold v. Gerlach in seinem Hause

und in den Häusern seiner Freunde hauptsächlich mit den Männern und Familien, welche seine religiösen Ansichten teilten. Zu den näheren Freunden gehörten außer dem Grafen Voß die Gebrüder v. Senfft, Legationsrat v. Bülow, später auch die Familie des Hausministers v. Massow. In den kleinen Gesellschaften war der Hausherr immer das belebende Element. Frau v. Gerlach nahm aber auch regen Anteil an allen Gesprächen ihrer Gäste; doch war sie stets darauf bedacht, ihrem Hause einen streng christlichen Stempel aufzudrücken, während ihr Gemahl sowohl von Natur als durch seinen langjährigen Verkehr in der großen Welt nichts weniger als engherzig war. Er behielt aber unwandelbar, bei allem Sinn für Witz und Humor, das Wesen eines bewußten, gottergebenen Christen. Er behauptete wohl, man würde nur um seiner Fehler willen geliebt und seiner guten Eigenschaften und Handlungen wegen getadelt. Die Verehrung und Liebe, die man ihm in reichem Maße entgegenbrachte, gründete sich indes durchaus auf eine gute Seite, auf seine ganz unbestrittene edle Uneigennützigkeit.

Ganz wunderbar verstand Gerlach es, seine Zeit auszukaufen. Er machte es möglich, mit seiner Familie fortzuleben, obgleich er so viel um den König lebte und auch in Berlin, wenn er zu Hause war, beständig in Anspruch genommen wurde von Menschen, die ihn sprechen wollten. Einen großen Freund hatte die Mission an ihm. Eine Station in Afrika trägt deshalb seinen Namen.

Zu den näheren Freunden gehörte seit den Revolutionsjahren auch Otto v. Bismarck. Der gewaltige Mann hat zweifellos viel Anregung von Gerlach empfangen, ja auch gelernt von ihm, bis er immer mehr seine Riesenkräfte in sich fühlte und seinen politischen Weg von dem des Generaladjutanten mehr oder minder trennte. Sein Briefwechsel mit Gerlach gehört zu den schönsten Schätzen, die die neuere deutsche Litteratur aufzuweisen hat. Durch die Jahrzehnte hindurch, die er seinen „Freund und Gönner“ überlebte, hat Bismarck jenem allezeit ein treues Andenken bewahrt. In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ setzte er ihm ein ehrendes Denkmal.

Gerlachs Frau erlag im Jahre 1857 einem Lungenleiden, bald nach dem Tode ihrer Tochter Ulrike. Der verwitwete General lebte seitdem hauptsächlich mit seiner ältesten Tochter zusammen, Agnes, der Herausgeberin der „Denkwürdigkeiten“ und des Briefwechsels Leopolds mit Bismarck. Es war natürlich bei dem reizenden Familiensinn, der die Gerlachs beherrschte, daß das vertraute Verhältnis zwischen Vater und Tochter während der letzten Lebensjahre Gerlachs noch recht zur Geltung kam. Agnes lebte ganz für ihn. Seitens des Königs und der Königin wurde ihm bei jedem Ereignis in seiner Familie die wärmste Teilnahme bewiesen. Einige schöne Beileidsbriefe des Königs sind in den Denkwürdigkeiten abgedruckt. Wir fügen ihnen noch einige weitere königliche Handschreiben hinzu. Als Gerlachs Tochter Ulrike starb, schrieb die Königin am 23. Dezember 1856:

„Ich möchte Ihnen nicht zur Last fallen, lieber Gerlach, in diesen ersten schweren Tagen, und doch drängt es mich, Ihnen ein Wort zu sagen. Ich hoffte

noch immer und konnte meinen Schreck und Schmerz nicht aussprechen, als mir der König gestern sagte, daß Sie Ihr geliebtes Kind wirklich verloren haben. Es ist so schwer zu sagen, es ist aus für dieses Leben, und Sie und Ihre arme Frau jammern mich mehr, wie Worte es ausdrücken. Ich kann nur für Sie beten, daß Ihnen der Herr beistehe und Sie stärke in der schweren Prüfung. Daß ich mit Ihnen fühle von ganzem Herzen, das wissen Sie ohne viele Worte. Gott sei mit Ihnen allen."

Beim Tode der Frau v. Gerlach schrieb die Königin am 5. September 1857:

„Ich muß Ihnen ein Wort sagen, lieber Gerlach, wenn es Ihnen nicht lästig sein sollte, mein Herz drängt mich dazu. Gott wolle Sie und Ihre Kinder stärken und trösten, Ihnen die Kraft geben, die Leere zu ertragen, die Ihnen die teure Verstorbene läßt. Ich kann es Ihnen nicht sagen, mit welchem Schmerz ich Ihrer gedenke, und wie ich fühle und verstehe, was Sie empfinden. Gott sei gedankt, daß der lange Kampf schmerzlos endete und sie der Herr sanft hinübernahm, wo kein Schmerz und keine Thränen mehr sind. Antworten Sie mir nicht; des Herrn reichster Segen sei mit Ihnen.

Elisabeth."

Am 10. August 1857 hatte der König geschrieben:

„Teuerster Polte!

„Ihr Billet hat mich sehr erschüttert. Gebe Ihnen Gott bald Trost über den Gesundheitszustand Ihrer verehrten Frau Gemahlin. Das ist mein ernstliches Gebet. Vale. F. W."

Der letzte Brief des Königs an seinen Generaladjutanten war es wohl, als er ihm, wenige Wochen vor seinem Schlaganfall, am 5. September 1857 schrieb:

„Liebster Freund!

„Sie zeigen mir die Vollendung Ihrer teuren Frau Gemahlin an!!! Gott sei gelobt, denn Sie beide waren darauf vorbereitet, wie Christen es sollen und können, wenn sie den Namen nicht vergeblich führen. Für das Beispiel, das Sie beide der Kirche gegeben haben und geben konnten, lobe ich den Herrn. Aber Elise und ich, wir trauern beide. Unser ganzes Herz ist mit Ihnen, mit Ihrem gerechten Schmerz. Es ist uns beiden herzlich darum zu thun, daß Sie es wissen und glauben. Gott segne unser Wiedersehen. Er segne Ihnen die Ruhe auf dem Lande nach den erschütternden Stunden, die Ihnen bald noch vorbehalten sind. Vale. F. W."

Als die Krankheit des Königs ausbrach, blieb Gerlach meist in der unmittelbaren Umgebung des hohen Kranken, machte auch die Reise nach Tirol mit, blieb aber in Berlin, während die Majestäten nach Italien reisten. Wehmütig fand sich Gerlach in die Sachlage, als er seit Uebernahme der Regentschaft durch

den Prinzen von Preußen nicht mehr so in die Geschäfte eingeweiht wurde. Nach der Heimkehr des Königs war er wieder viel in dessen nächster Umgebung. Die Königin und er haben sicher am meisten unter dem Anblick des Siechtums des reichbegabten Herrschers gelitten. Erschütternd ist es zu lesen, was Gerlach darüber aufgezeichnet hat. Hier noch ein Blatt aus jener Zeit, das in den veröffentlichten Denkwürdigkeiten nicht Aufnahme gefunden:

„1860. 3. August ... Der liebe König! Irdische Größe, Geistesreichtum, Gemütlichkeit und alle seine bezaubernden Eigenschaften sind auch für ihn Gefahren gewesen ... Er hält in seiner Not fest an Gott ...

21. September, Berlin. Fast einen Monat habe ich nicht geschrieben. An meinem Geburtstage, dem 17. — die Königin schenkte mir die letzte Photographie des Königs —, fuhr ich mit dem Könige, wie fast täglich, nach dem Wildpark. Die Königin war tief betrübt gewesen wegen der besonders großen Schwäche Seiner Majestät die Tage vorher. Nun es wieder besser ging, hatte sie ihre gewohnte Frische erlangt. Sie ist von einer Geduld und Zärtlichkeit mit dem Armen, sie streichelt ihn, küßt ihn, redet in ihn hinein, oft ohne eine Erwiderung erhalten zu können. Heut war der König sehr gut. Er hatte den Kopf aufgerichtet, und man sah, wie er alles verstand, was ihm gesagt wurde. Oft sagte er: „Armer, armer Mann" — „ohne Hoffnung" — „Es ist sehr gnädig von euch, daß ihr bei mir armem Kerl bleibt." Auch sagte er, als ein andres Gespräch geführt wurde: „Mit mir sprechen Hauptsache." Auch das faßte er heut auf, als ich ihm sagte, ich würde zur Hochzeit meines Sohnes nach Preußen gehen.[1]) Es war rührend, wie er nach meinem Gesichte faßte, mich klopfte und streichelte. Vorher hatte die Königin von dem Könige Abschied genommen, was wohl eine halbe Stunde dauerte, weil er sie immer wieder festhielt und nicht fortlassen wollte."

Wohl mochte der siebzigjährige Mann angesichts dessen, daß es mit seinem Könige zu Ende ging, auch ein Vorgefühl seines eignen nahen Endes haben. Da ist es ein rührender Zug, wie er ganz ausnahmsweise einmal seine Vermögensverhältnisse überschlägt und überrascht ist von den irdischen Glücksgütern, die ihm zugefallen sind. Am 10. November 1860 vermerkt er in seinem Tagebuche:

„Gestern sah ich meine Vermögensrechnung nach, und da kam ich zu dem merkwürdigen, überraschenden Resultat, daß ich mit meinen beiden Kindern zusammen ein Vermögen von 150000 Thaler besaß. Wo ist das Vermögen hergekommen, wodurch und auf welche Weise hat Gott meinen Stand sichtbar gesegnet. Ich habe nie in eine Lotterie gesetzt, nie eine irgend bedeutende Schenkung erhalten, und weder ich noch meine Frau haben irgend bedeutende Erbschaften gemacht. Ja, ich kann weder den Kauf von Ottos Anteil an Rohrbeck, noch den gestiegenen Wert von Rohrbeck überhaupt in die Berechnung ziehen, denn beides ist durch entbehrte Revenuen vollständig bezahlt, wie ich das in dem

[1]) Berndt v. Gerlach heiratete eine Gräfin Kanitz-Podangen.

Rechnungsbuch in Bezug auf Otto ausgerechnet habe. Mein persönliches Vermögen betrug, als ich heiratete, ohne meinen Anteil an dem Hause und dem Gute, 25 Thaler Staatsschuldscheine, das meiner Frau, nach Abzug ihrer Ausstattung, 3000 Thaler. Hierzu kam für meine Frau die Erbschaft ihrer Tante, 3000 Thaler, und die Erbschaft ihrer Mutter, 8000 Thaler, von meiner Seite Geschenke an Brillanten 6000 Thaler und von Berndts Seite ein Geschenk von Voß bei Gelegenheit des Kaufes von Nordhausen von 5000 Thaler sub modo an mich. Alles übrige ist durch die energische und sorgsame Verwaltung meiner Frau, meines lieben Hänschens, entstanden, auf welcher ein besonderer Segen geruht hat, Mäßigkeit, Genügsamkeit und, ich darf wohl sagen, eine durch Gottes Gnade uns beiden zugeteilte Uneigennützigkeit. Nie hat mein Hänschen spekulieren wollen, nie habe ich, wozu ich doch Gelegenheit hatte, den Großen der Erde auf der Tasche gelegen. Zu den äußeren Begünstigungen führe ich an, daß ich durch meine Stellung bei Hof Zulagen und außerordentliche Einnahmen hatte, und daß ich dadurch von vielen Ausgaben dispensiert wurde, die andre in meinem Stande hatten, indem ich weder durch Versetzungen noch durch Repräsentation zu Ausgaben genötigt war. Endlich muß ich noch anführen, daß Voß mich durch seine Freundschaft bedeutender Ausgaben überhob, sowohl bei Geldgeschäften als bei Büchern und bei der Wohnung. Eine merkwürdige Fügung aber bleibt es immer und ein Zeichen von Gottes Segen mehr und wirksamer und nachhaltiger als der Gewinn der Welt durch Spekulationen, Lotterie, Spiel, Handel und so weiter."

Wunderbar vereinigte sich in diesem Manne Tiefsinn und Witz, Schwermütigkeit und weltmännische Heiterkeit, Welterfahrenheit und Kindlichkeit, spitzfindige Gelehrsamkeit und innige Glaubenswärme. Unter den letzten Blättern, die dieser Militär und Diplomat hinterlassen hat, finden sich solche, auf denen er schwergelehrte Grübeleien über die größten religiösen Fragen unter seitenlangen griechischen Citaten aus der Bibel und aus theologischen Schriftstellern aufgezeichnet hat. Er stellt darauf unter anderm eingehende rückblickende Betrachtungen über Schleiermachers Pantheismus an. Von Dr. Böger leiht er sich den Homer und verliert sich in tiefmystische Untersuchungen über die ewigen Wahrheiten, die sich in den Homerischen Schilderungen vom Leben in der Unterwelt spiegeln. Eine solche Betrachtung ist datiert: „Sanssouci, 31. Juli 1860" und beginnt: „Die Homersche Unterwelt fiel mir ein, als ich den um die Kaiserin von Rußland wie vor dreißig Jahren versammelten Hof sah, alles ebenso, nur tot und die Lebenden wie Schatten."

Als der Tod die Leiden seines königlichen Herrn geendigt hatte, da führte auch Gerlach, nach den Worten Bismarcks, seinen Tod dadurch „fast eigenwillig herbei, daß er hinter der Leiche seines Königs bei Wind und sehr hoher Kälte stundenlang in bloßem Kopfe, den Helm in der Hand, folgte. Dieser letzten formalen Hingebung des alten Dieners seines Herrn unterlag seine schon länger angegriffene Gesundheit; er kam mit der Kopfrose nach Hause und starb nach wenigen Tagen (am 10. Januar 1861). Durch sein Ende erinnert er an das

Gefolge eines altgermanischen Fürsten, das freiwillig mit ihm stirbt."[1]) Die Leichenfeier für Leopold v. Gerlach wurde in der Friedenskirche zu Potsdam abgehalten. Dann brachte man seine Gebeine zur letzten Ruhe nach dem Gut seiner Familie, Rohrbeck in der Neumark.

Ueber die richtige Vorbildung der Mediziner.[2])

Von

Dr. Hans Buchner,

o. ö. Universitätsprofessor und Direktor des hygienischen Instituts der Universität München.

Goethe äußert einmal in einem Gespräche mit Eckermann: „Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele, als wir denken und wünschen. Immer sind die retardierenden Dämonen da, die überall dazwischen- und überall entgegentreten, so daß es zwar im ganzen vorwärts geht, aber sehr langsam." Sie werden erstaunt sein, wenn ich behaupte, daß diese prophetischen Worte auch auf die Medizin am Beginn unsers neuen Jahrhunderts Anwendung finden können. Die wissenschaftliche Medizin ist im reichsten Aufblühen, unsre Einsicht vertieft sich von Tag zu Tag, Mikroskop, Reagensglas und Tierversuch bahnen uns den Weg, ja wir vermögen heute den Körper sogar zu durchleuchten und in seinem Innern den verborgensten Schäden nachzuspüren; auch unser Können steigert sich zusehends, manchmal, wenn eine besonders glückliche Entdeckung gelingt, sogar sprungweise, wie zum Beispiel bei Auffindung des Diphtherieheilserums; wie soll da von retardierenden Einflüssen, wie soll da von einer Art von Rückschritt die Rede sein können?

Und doch ist es so, wenn wir die Dinge nicht im einzelnen, sondern im ganzen betrachten. Freilich in den Teilgebieten der Forschung, in den Spezialitäten — wenn ich so sagen darf — geht's überall vorwärts. Wie aber steht es mit der Medizin als Ganzes? Wie steht es mit dem Ansehen, dessen sie sich bei den Gebildeten der Gegenwart erfreut, wie mit ihrem Einfluß auf den öffentlichen Geist? Können wir auch da von einem rühmlichen Voranschreiten berichten und mit Beruhigung der kommenden Zeitepoche entgegensehen?

Ich glaube nicht, habe vielmehr den Eindruck, daß ganz allgemein heute

[1]) „Gedanken und Erinnerungen" I. 47.

[2]) Vortrag, gehalten am 15. Januar 1900 beim Stiftungsfest der medizinischen Gesellschaft Isis in München.

die Medizin als ein Gebiet betrachtet wird, in welchem das Technische mehr und mehr vorwaltet gegenüber dem rein Wissenschaftlichen, und daß man die Medizin demgemäß als eine zwar verfeinerte, aber doch im Grunde nur als eine Technik gelten zu lassen gewillt ist. Ein Anzeichen hierfür erblicke ich in dem fast einstimmigen Urteil der gebildeten Nichtärzte über die Vorbildung des Mediziners, in der so allgemein verbreiteten Ansicht, daß das humanistische Gymnasium für den Mediziner nicht mehr erforderlich sei, sondern daß man auch die Abiturienten der Realgymnasien zum Medizinstudium zulassen müsse. Es darf dieser Geist nur einige Zeit lang vorherrschen, und man wird finden, auch die Vorbereitung einer Realschule, wenn sie nur genug technische Einübung garantiert, könne zur Vorbildung für den Mediziner ganz wohl hinreichen. Kurzum, man fängt an, den Mediziner allmählich zu den reinen Technikern zu zählen, womit ja an und für sich gar nichts Schlimmes gesagt sein soll; denn gewiß verlangt zum Beispiel das Fach des Ingenieurs ein sehr bedeutendes Wissen und erfordert tüchtigste Männer, vor denen ich persönlich die größte Hochachtung habe. Allein darum handelt es sich hier nicht, es handelt sich nicht um ein absolutes Maß der Wertschätzung für den ärztlichen Stand, sondern um den Vergleich mit vorher, und da muß ich entschieden behaupten, daß ein Rückgang in der öffentlichen Einschätzung gegen früher zu verzeichnen ist.

Es bestärkt mich in dieser Auffassung, wenn ich sehe, daß die Aerzte selbst mit seltener Einstimmigkeit sich gegen die Zulassung der Realschulabiturienten zum ärztlichen Studium erklärt haben. Allerdings werden solche Vota, wie es erst kürzlich wieder hier in einem öffentlichen Vortrag geschah, als rein egoistische und darum moralisch wertlose Interessenäußerungen gebrandmarkt. Allein ich sehe wirklich nicht ein, wenn man auch den praktischen Aerzten in der That solche wenig vornehme Gesinnung zutrauen wollte — was ich keineswegs thue —, wie es möglich wäre, das gleiche Motiv auch den Professoren der Medizin unterzuschieben? Uns Hochschullehrern könnte ja, vom baren Utilitätsstandpunkt aus, offenbar nur daran liegen, unsre Hörsäle zu füllen, gleichviel bei welcher Vorbildung, und eine erweiterte Zutrittsmöglichkeit müßte daher geradezu für unsern Eigennutz erwünscht sein. Trotzdem sehen wir auch die weitaus überwiegende Zahl der Medizinprofessoren auf dem gleichen Standpunkt wie die praktischen Aerzte. Nur die Nichtmediziner sind es, die uns lieber heute als morgen zu Technikern erklären möchten, die Mediziner selbst halten fest am überlieferten Ideal der medizinischen Wissenschaft, weil sie sich recht wohl dessen bewußt sind, was für wichtige Dinge hier auf dem Spiele stehen.

Nun ist es ja allerdings auch gar nicht zu bestreiten: die Gegenwart drängt an und für sich mehr aufs Technische. Das gilt nicht nur im allgemeinen von einem „Zeitalter des Verkehrs“, bei dem die Erleichterung eben dieses Verkehrs selbstverständlich die Hauptrolle spielt, sondern es gilt auch insbesondere von der Medizin, in der die Spezialitäten von Tag zu Tag stärker überwiegen. Für einen Mediziner würde sich die Frage, wie man das abgelaufene Jahrhundert bezeichnen solle, unschwer dahin erledigen, daß man es als das Jahrhundert

des Spezialistentums bezeichnet; denn in diesem Jahrhundert ist das Spezialistentum in der Medizin aufgekommen, und in diesem Jahrhundert hat es bereits eine so hohe Blüte erreicht, daß nunmehr beinahe die Entwicklung des medizinischen Hauptstammes beginnt, davon Gefahr zu laufen. Und zwar warum? Nicht darum, weil jetzt der Spezialist dem allgemeinen Praktiker zu empfindliche Konkurrenz macht, sondern deshalb, weil die spezialistische Betrachtung und Behandlung des Einzelorgans mit ihrer Technik ganz naturgemäß den Blick fürs Ganze, für den kranken Menschen als solchen — und dieser ist und bleibt doch immer das Hauptobjekt der ärztlichen Thätigkeit — trübt und behindert, womit ganz von selbst dem Wirken des Arztes engere Schranken gezogen werden als vorher. Ich sage nicht, daß es so sein muß, aber die Verhältnisse können wenigstens dahin führen, zumal der Patient leicht in die Idee verfällt, daß dem Spezialisten, dem er ein erkranktes Organ anvertraut, nur eben die Herrschaft über dieses Organ zustehe, und nichts weiter.

Es wird eben häufig übersehen, daß in einem lebenden Organismus die Teile viel inniger zusammenhängen, als man denkt, weshalb vom Arzt ein richtiges Gesamturteil verlangt werden muß. Hierzu gehört aber, bei der Kompliziertheit der Organisation, dem Einfluß der Individualität und den so höchst mannigfaltigen Außenbedingungen, nicht nur ein bedeutendes Wissen und reiche Erfahrung, sondern auch wegen des häufigen Hereinspielens seelischer Zustände ein hohes Maß von Takt und allgemeiner Bildung, was alles offenbar den Grund abgegeben hat, daß man die Medizin von jeher als eine Wissenschaft aufgefaßt hat und nicht als eine Technik. Es bleiben eben trotz aller Forschungen und Fortschritte in jedem Einzelfall immer noch ungelöste Fragen, und häufig genug wird es deshalb vorkommen, daß der Arzt als Forscher und Entdecker verborgener Einflüsse sich bewähren muß.

Von diesem Standpunkt aus gesehen, liegt in der technisch-spezialistischen Verzweigung der Medizin eine große Gefahr, und diese fühlen die Mediziner ganz instinktiv und wehren sich dagegen, indem sie nicht zulassen wollen, daß ihr Beruf auch offiziell als eine Technik erklärt werde. Das, glaube ich, ist der tiefste Grund des Widerstandes der Aerzte gegen die Gleichberechtigung der Realgymnasien, wobei ja nicht zu leugnen ist, daß in den Reihen der Befürworter der letzteren sich auch manche recht beachtenswerte Stimmen befinden.

In der Regel aber zielen diese Befürworter ganz falsch, indem sie davon ausgehen, welche Art der Vorbildung dem Mediziner für sein späteres Studium mehr Nutzen gewähre, und indem sie dann ganz von selbst auf die Idee verfallen, daß möglichst viel Naturwissenschaft schon auf dem Gymnasium die beste Vorbildung für einen zukünftigen Kandidaten der Medizin enthalten müsse. Zugegeben, soweit es sich um Anschauliches handelt! Der zukünftige Mediziner kann während seiner Gymnasialzeit in dieser Beziehung nichts Besseres thun, als recht viele Pflanzen- und Tierformen kennen zu lernen und möglichst viel über deren Lebensweise und Existenzbedingungen in Erfahrung zu bringen, so daß er über ein reiches geistiges Anschauungsmaterial verfügt, das ihm beim

künftigen eigentlichen Studium der Pflanzenphysiologie und systematischen Botanik und der Zoologie dann ganz außerordentlich zu statten kommen wird. Man soll deshalb die Naturkunde aus den Gymnasien, in die sie seit Jahren Aufnahme gefunden hat, keineswegs wieder verbannen; denn das wäre ein gewaltiger Rückschritt auch noch aus andern Gründen, die gleich nachher erwähnt werden sollen. Aber eingehendere spezialisierte Kenntnisse in den einzelnen Zweigen der Naturwissenschaft schon auf dem Gymnasium erwerben zu lassen — mit Ausnahme der an die Mathematik sich anschließenden wichtigsten Sätze der Mechanik und Dynamik und der astronomischen Grundthatsachen —, das scheint mir nicht nur überflüssig, sondern geradezu nachteilig.

Schon der große Liebig hat immer und immer erklärt, nicht diejenigen seien ihm als Schüler die liebsten, die ein wer weiß wie großes chemisches Wissen vom Gymnasium her bereits als Vorbereitung innehaben, sondern die andern, die von vornherein in der Chemie nichts wissen. Denn indem letztere mit andauerndem Interesse den ihnen völlig neuen Stoff erfassen, so übertreffen sie bald jene teilweise Vorgebildeten, bei denen der Eifer infolge der wiederholten Beschäftigung mit dem Gegenstand bereits abgekühlt ist und leicht seine Ausgiebigkeit verliert. Beim Aufstellen von Erziehungsplänen darf man eben auch das psychologische Moment nicht außer acht lassen, man darf den Reiz der Neuheit eines Gegenstands nicht unterschätzen und nicht vorzeitig das Interesse abstumpfen.

Aber, so heißt es, die Naturwissenschaften sollen nicht nur für den künftigen Beruf vorbereiten, sondern sie besitzen auch für sich selbst einen hohen Bildungswert, der mit jenem der Sprachen und zwar speziell der alten Sprachen, recht wohl verglichen werden kann.

Nun, m. H., auch hier möchte ich mich auf eine Autorität berufen, zwar nicht auf Liebig, wohl aber auf denjenigen Mann, der Liebig nach München gebracht hat, den Begründer der experimentellen Hygiene, unsern hochverehrten Meister v. Pettenkofer. Pettenkofer hat vor nunmehr dreißig Jahren in einer Rektoratsrede, der ich als damaliger Mediziner und werdender Isite beizuwohnen das Glück hatte, diese Frage bereits erörtert und genau in demselben Sinne beantwortet, in dem ich sie heute beantworten möchte. „Ich selbst,“ sagt Pettenkofer, „bin zwar ganz durchdrungen von der Wichtigkeit und von der Schönheit der Naturwissenschaften, deren gesteigerter Besitz unsre gegenwärtige Kulturepoche von der untergegangenen der Griechen und Römer ja ganz wesentlich unterscheidet.“ Trotzdem könne er sich nicht davon überzeugen, daß die Naturwissenschaften als allgemeines Bildungsmittel an den Gymnasien die Sprachen zu ersetzen im stande sind. Pettenkofer warnt dann vor der drohenden Ueberbürdung und fügt hinzu: „Man darf nie vergessen, daß die Gymnasien es mit der sich entwickelnden Jugend zu thun haben, daß sie dieselbe für später geistig zu ernähren und zu kräftigen bestimmt sind.“ Er vergleicht dann Sprachen und Mathematik mit einer Art Muttermilch für die Ernährung gewisser geistiger Organe und sagt: wie die Milch „geradezu ein Teil

des lebendigen Körpers, ein flüssig gewordenes Organ desselben ist, so sind Sprache und Mathematik möglichst unmittelbare Ausflüsse des menschlichen Geistes und können gewiß unbedenklich und in großer Ausdehnung der sich entwickelnden wissenschaftlichen Jugend als allgemeinste geistige Nahrung gereicht werden".

M. H. Man sollte wohl erwarten, daß solche entschiedene Aeußerungen eines so bedeutenden und erfolgreichen Hygienikers mindestens ebensoviel Gewicht besitzen als die Ansichten der modernen Reformfreunde, namentlich wenn man bedenkt, daß Pettenkofer durch seine Lebensarbeit bewiesen hat, man könne ein recht tüchtiger Naturforscher werden, ohne schon am Gymnasium eingehende naturwissenschaftliche Vorbildung genossen zu haben. Pettenkofer war als Gymnasiast noch so wenig von naturwissenschaftlichem Geiste beeinflußt, daß er, wie aus Erzählungen von ihm bekannt ist, das Gymnasium mit der Absicht verließ, sich der Philologie als Lebensberuf zuzuwenden. Letzteres könnte übrigens nur demjenigen seltsam erscheinen, der nichts davon weiß, welche ungeheuren Aufgaben in der vergleichenden Sprachforschung damals zu bewältigen waren und thatsächlich in diesem Jahrhundert bewältigt worden sind, so daß kürzlich nicht ohne Grund behauptet werden konnte, man müsse das abgelaufene Jahrhundert eigentlich als das „philologische" bezeichnen, weil auf diesem Gebiete die großartigsten, wenigstens die geistig tiefgehendsten Errungenschaften für die Menschheit erzielt worden sind.

Vielleicht hat es nun einiges Gewicht, wenn jetzt nach dreißig Jahren wieder ein Hygieniker aufsteht, um darauf hinzuweisen, daß Pettenkofers Ausführungen nicht etwa veraltet sind, sondern heute genau ebenso gelten wie damals. Und der Grund für dieses Konstantbleiben der Ueberzeugung trotz inzwischen veränderter Zeitverhältnisse, ist gerade ein naturwissenschaftlicher, wie ich sofort näher zeigen werde.

Unter den tiefsten Wahrheiten hat uns nämlich die Naturforschung auch diejenige erschlossen, welche Häckel als sein Grundgesetz der Ontogenese formulierte. Danach stellt die Entwicklung jedes Einzelwesens immer in gewissem Sinne eine abgekürzte Wiederholung dar von der bezüglichen Stammesentwicklung, was freilich zunächst nur für die Formen gilt, bei der unauflöslichen Zusammengehörigkeit von Form und Funktion aber zweifellos auch für die Entwicklung der Funktionen seine Berechtigung haben muß. Und so werde ich denn als Naturforscher zu dem Grundsatz geführt, daß es für die Ausbildung des menschlichen Geistes am natürlichsten und deshalb am richtigsten sein muß, dem sich Entwickelnden solche Nahrung zuzuführen, welche dem Gesamtentwicklungsgang des menschlichen Geistes in seinen Hauptetappen am vollkommensten entspricht.

Nicht umsonst sagt der große Erziehungskünstler Pestalozzi schon vor hundert Jahren: „Die Grundsätze alles Unterrichts müssen von der unwandelbaren Urform der menschlichen Geistesentwicklung abstrahiert werden", und meint damit offenbar in seiner Sprachweise das nämliche.

Und nun frage ich: waren wirklich die Naturwissenschaften eine jener frühen Entwicklungsetappen auf dem Werdegange des menschlichen Geistes, die eben durch ihr frühes Auftreten das historische Anrecht erworben haben, als elementare Schulungsmittel zur höchsten Geistesausbildung für alle Zeiten festgehalten zu werden?

Wir alle wissen, daß dies nicht der Fall war. Die alten klassischen Kulturvölker, die Hellenen und Römer, haben nichts von Naturforschung in unserm Sinne ihr eigen genannt. Ihre geistige Kultur, namentlich jene der Hellenen, war hoch gestiegen, in mancher Beziehung sogar höher als unsre gegenwärtige. Aber von jener objektiven Naturbetrachtung, die jedes psychische Moment soweit nur irgend möglich auszuschalten trachtet, hatten sie beinahe keine Ahnung. Diese Naturwissenschaft, auf die wir heute stolz sind, ist vielmehr das letzte und praktisch jedenfalls das wichtigste Erzeugnis des zum Bewußtsein seiner selbst und der Welt herangereiften menschlichen Geistes; aber daraus geht nicht hervor, daß dieselbe berufen sei, jene historisch älteren Erzeugnisse des menschlichen Geistes in ihrer Bedeutung für die erste Ausbildung zu ersetzen und zu verdrängen. Daraus geht nicht hervor, daß sie zugleich das beste Schulungs- und Bildungsmittel für den sich entwickelnden menschlichen Geist sein müsse. Sprache und Mathematik sind eben, wie Pettenkofer sehr richtig sagt, „möglichst unmittelbare Ausflüsse des menschlichen Geistes“, die Sprache ist eigentlich die in bestimmte Formen gebrachte, sozusagen kristallisierte menschliche Vernunft, und von der Mathematik kann man in Bezug auf den anschaulichen Verstand das nämliche behaupten. Beides sind vom menschlichen Geist frei geschaffene Instrumente, an deren Benützung und Handhabung er daher am besten und natürlichsten sich wird üben und durch Uebung seine eigensten Funktionen wird kräftigen können. In der Naturwissenschaft dagegen, je weiter sie sich von rein mathematischer Betrachtung entfernt, dominiert um so mehr das Objekt, und die menschliche Geistesthätigkeit tritt demgegenüber mehr in den Hintergrund, ja sie muß mit Bewußtsein, wegen der erforderlichen Objektivität, zurückgedrängt werden. Und jetzt kommen wir damit gerade auf die Bedeutung des naturkundlichen Unterrichts für die Bildung, die zwar eine sehr große und unersetzliche, aber eine ganz andre ist, als diejenige der Sprachen. Nicht zur Uebung und Entwicklung der geistigen Fähigkeiten sollen die Naturwissenschaften in der Schule dienen, sondern zur Begründung einer allgemeinen richtigen Welt- und Lebensanschauung.

Darin beruht nämlich, wie erwähnt, gerade das Eigentümliche der Naturwissenschaft, daß bei ihr die Souveränität des geistigen Einflusses gleichsam gebändigt erscheint: daß von ihr, durch Betrachtung und Erforschung des Objekts fast allein, mit möglichst wenig psychischer Zuthat jene annähernd absoluten Gesetze, jene objektiven allgemein gültigen Wahrheiten ermittelt werden, welche für die Weltauffassung des heutigen Menschen von so außerordentlicher Bedeutung geworden sind. Freilich können wir solche wichtigste Erkenntnisse für die Gesamtbildung nicht missen, wir können nicht darauf ver-

zichten, daß der naturkundliche Unterricht den Blick für den Zwang der alles beherrschenden Notwendigkeit eröffnet, im Getriebe der Weltenkörper ebenso gut wie in den Verrichtungen jenes Zellenstaates, den wir als pflanzlichen oder tierischen Organismus unserm Studium unterwerfen; daß er bei den Organismen hinweist insbesondere auf die Thatsache der Anpassung an die Existenzbedingungen, sowie auf die unbedingte Notwendigkeit dieser Anpassung und die entscheidende Bedeutung derselben für Dauer und Schicksal der Organismen. Und daraus können und müssen dann die wichtigsten Folgerungen abgeleitet werden, für die Einsicht in die naturgemäße Lebensführung des einzelnen wie der Völker, wie das hier, als über den Rahmen unsrer Aufgabe zu weit hinausgehend, nicht näher dargelegt werden kann. Der naturkundliche Unterricht hat also einen ganz bedeutenden Wert für die Schule, aber nicht als eigentliches Schulfach, um den Geist zu entwickeln und zu üben, nicht als Ersatzmittel für Sprachen und Mathematik, wie viele glauben, — sondern als allgemeines Bildungsmittel, als Fundquelle für Lebenserfahrung und Lebenseinsicht, die auf gar keine andre Weise erreicht werden kann, und als Grundlage für die Erkenntnis einer objektiven, vom Lieben und Hassen des Menschenherzens ganz unabhängigen Wahrheit. Um dies alles zu erreichen, ist aber ein zeitraubendes Eingehen auf die zahllosen Einzelheiten der verschiedenen Naturwissenschaften wohl entbehrlich, und das ist ein Punkt, den wir als Hygieniker auch immer sehr im Auge behalten müssen.

Der Unterrichtsstoff an den Gymnasien darf beileibe nicht weiter vermehrt, er muß im Gegenteil vermindert werden, wenn man den hygienischen Anforderungen, die wir stellen müssen, gerecht werden will. Das scheint in Widerspruch mit den Ausführungen über die Bedeutung der Sprachen für den Unterricht, aber mit nichten. Trotz meiner Ueberzeugung vom Wert der Sprachen bin ich ganz dafür, nur eine alte Sprache gründlich, die zweite dagegen kursorisch zu betreiben, und würde im Zweifelsfalle eher der Sprache der alten Hellenen mit ihrer unvergleichlichen Litteratur den Vorzug geben für das gründliche Studium vor jener der gesetzeskundigen Römer.

Hygienisch wäre jedenfalls zu verlangen, daß an Gymnasien mindestens drei Nachmittage in der Woche völlig freigegeben werden müssen, aber nicht zum Zuhausesitzen oder andern Allotriis, sondern zum vereinten Sport- und Spielbetrieb, wenn irgend möglich im Freien, selbst bei weniger sanfter Witterung, aber unter Aufsicht und Beteiligung der Lehrer. Freilich ist's bisher auch gegangen, wo man nur mit ein paar Turnstunden wöchentlich den gesundheitlichen Anforderungen kümmerlich zu genügen suchte, und in der That sind unsre Gymnasialschüler darüber weder zu Grunde gegangen noch ist das Menschengeschlecht wahrnehmbar im Aussterben begriffen. Allein darum handelt es sich auch gar nicht, und wer die Ziele der Hygiene so kurz steckt, hat ihre hohe Bedeutung nicht erfaßt. Hygienisch Denken heißt in erster Linie prophylaktisch denken, nicht zuwarten, bis Schädigungen da sind, und diesen erst nachträglich entgegenwirken, sondern von vornherein vorbeugen. Aber hygienisch Er-

ziehen heißt noch weit mehr. Das heißt, den physischen Menschen ebenso behandeln, wie wir in der Erziehung den geistigen und moralischen behandeln wollen, das heißt nicht nur etwa Schädigungen vorbeugen, sondern das Bestmögliche aus den vorhandenen Anlagen und Kräften zu machen suchen. Ich glaube, Sie werden alle zugeben, daß unsre Gymnasien, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ihrem griechischen Namen noch immer wenig Ehre machen, und daß wir noch recht weit entfernt sind vom hygienischen Ideal der alten Hellenen, bei denen Körper und Geist gleiche Ansprüche an die Ausbildung und Entwicklung erheben durften. Bei uns hat die nachwirkende mittelalterliche Trennung von Geistigem und Leiblichem diese Gleichberechtigung bis heute gründlich verhindert, nachdem der Aufschwung, der im Anfang dieses Jahrhunderts von dem begeisterten Jahn ausging, durch die damaligen trüben politischen Verhältnisse in seinem kräftigsten Anlauf geknickt worden war. Freilich ist es seitdem immer besser geworden, aber so günstig wie in England, dem Musterland hygienischer Lebensgewohnheiten, steht es bei uns noch lange nicht. Ja wir Deutsche wären körperlich in der Gesamttüchtigkeit unsrer gebildeten Klassen gewiß schon merkbar rückwärts geschritten, hätten wir nicht eine hygienisch so höchst segensreiche Einrichtung in unsrer Armee, die durch Heranbildung des Offiziercorps und namentlich durch die allgemeine Wehrpflicht einen gewaltig fördernden gesundheitlichen Einfluß auf unsern Volkskörper ausübt. In den Kadettenschulen besitzen wir übrigens auch Unterrichtsanstalten, in denen den hygienischen Anforderungen genügt ist, ohne doch die geistige Ausbildung zu schädigen, und sie können füglich als Beleg dafür gelten, daß eine gleichmäßige Erziehung auch heute noch möglich ist. Freilich wird für den Lehrstoff der Gymnasien immer der Grundsatz gelten müssen: non multa, sed multum! — sonst ist vor dem Vielerlei und vor Gedächtniskram nicht durchzukommen. Und daß in der Beschränkung erst der Meister sich offenbart, auch diese Wahrheit wird den Unterrichtenden immer vor Augen schweben müssen.

Mit diesen geringen Andeutungen nach der hygienischen Seite hin will ich mich begnügen, um mich nochmal dem Kernpunkt der Sache, der künftigen Entwicklung des ärztlichen Standes, zuzuwenden.

M. H. Warum rede ich hier vor Ihnen über solche Dinge, obwohl viele von Ihnen selbst den ärztlichen Beruf erst erstreben und noch kaum ein selbständiges Urteil über die Lage des ärztlichen Standes haben können? Ich thue dies, weil gerade bei der Jugend am sichersten auf jene ideale Gesinnung gerechnet werden kann, ohne die meine Ausführungen wertlos bleiben müßten, und dann, weil Ihr Leben und Wirken voraussichtlich ein gutes Stück hineinreicht ins neue Jahrhundert, so daß, was Sie heute empfinden, in späteren Tagen, vielleicht gerade dann, wenn es am nötigsten ist, einmal zur Entwicklung heranreifen kann.

Kein Zweifel, die spezialistische Zersplitterung hätte schon bis heute viel unheilvoller für das Ansehen der Medizin und ihrer Vertreter gewirkt, wäre nicht ein Ereignis eingetreten und ein Mann aufgestanden, der — obwohl er nicht eigentlich von der Heilkunde, sondern von der reinen Naturwissenschaft

ausgegangen war, die Medizin doch ganz außerordentlich gefördert hat. Wir haben ihn heute schon einmal erwähnt: es ist unser hochverehrter Max v. Pettenkofer. Mit den Jahren erkennen wir immer deutlicher, wie gewaltig und segensreich das Erbe ist, das dieser Meister für uns erworben hat, wie er der wissenschaftlichen Hygiene und damit auch der wissenschaftlichen Medizin in der ganzen Welt Kredit geschaffen hat, auf den die Nachfolger stolz Anspruch erheben dürfen. Die Assanierung der deutschen Städte, die hauptsächlich auf Pettenkofers Anregungen und Lehren zurückzuführen ist, hat in den Gemütern der Mitlebenden einen ganz außerordentlichen Eindruck gemacht; und in der That, wie wäre der heutige glänzende Aufschwung der deutschen Nation trotz aller politischen Erfolge möglich, wenn in den Großstädten, den Zentren des pulsierenden Handels und Verkehrs, noch jene bedenklichen Gesundheitszustände herrschten, wie sie in den 60er und Anfangs der 70er Jahre ziemlich allgemein anzutreffen waren? In München beispielsweise hat sich die Mortalitätsziffer seitdem von 40 auf 24 ermäßigt, die Zahl der Typhustodesfälle, die früher durchschnittlich 200 auf 100000 Einwohner im Jahre betrug, sank herab auf ein Minimum, und die früher wegen ihrer Gesundheitsverhältnisse geradezu verrufene Stadt beweist heute durch ihr ganz überraschendes Aufblühen, daß dieser Fluch längst von ihr gewichen ist. Zweifellos sind aber diese Erfolge auch der wissenschaftlichen Medizin als solcher und ihrer allgemeinen Wertschätzung sehr zu statten gekommen. Man sah mit einem Male, was eine zentrale, auf den Kern gerichtete Forschung in gesundheitlichen Dingen zu leisten vermag, und sicherlich gilt Aehnliches auch von den sich anschließenden Forschungen und Entdeckungen über die Infektionserreger.

M. H. Die Hygiene im ganzen, obwohl durch Krankheitsverhütung dem Arzte sein Material beschränkend und sein Thätigkeitsgebiet ihm scheinbar streitig machend, ist im Grunde doch eine recht treue Schwester der Medizin. Nach meiner Auffassung müssen sogar die Mediziner mehr und mehr Hygieniker werden, nicht nur im Sinne der öffentlichen Hygiene, sondern vor allem im Sinne der privaten, individuellen Gesundheitspflege, die bei uns noch so vielfach im argen liegt; und die Aerzte müssen trachten, dieses Gebiet in Beschlag zu nehmen, anstatt dasselbe, wie es zurzeit noch großenteils geschieht, den sogenannten „Naturärzten" zu überlassen. Vielfach herrscht in der Laienwelt noch das Vorurteil, daß die gelehrten Aerzte nur mit Arzneien kurieren, daß sie zu viel mit Giften hantieren und so weiter. Gegen dieses Vorurteil müssen die Mediziner energisch zu Felde ziehen, im allgemeinen und im besonderen, und Sie, M. H., können das am besten durch die That, indem sie sich fleißig mit den sogenannten mechanischen und gymnastischen Heilmethoden, namentlich auch mit der Hydrotherapie vertraut machen, was alles mit der individuellen Gesundheitspflege in engster Beziehung steht und den naturgemäßen Zusammenhang mit dieser herstellt. Dank der Initiative unsers hochverehrten Geheimrat v. Ziemßen ist jetzt auch an unsrer Münchener medizinischen Klinik die Möglichkeit zu derartigen Studien geschaffen, und Sie brauchen nur zuzugreifen, um

sich in den Besitz eines Wissens und Könnens zu setzen, das ich als eines der wichtigsten für den ausübenden Arzt bezeichnen muß. Auf diesem Wege werden Sie auch ganz von selbst mit der individuellen Gesundheitspflege sich recht vertraut machen müssen, und davon erwarte ich mir günstigste Folgen. Denn als hygienische Ratgeber können Sie sich Einfluß erringen, der noch weiter und tiefer reicht als derjenige des bloß heilenden Arztes, und Sie sollen sich solchen Einfluß gewinnen nicht nur um Ihrer selbst, sondern um des Ganzen willen. Um welche tieferen Ziele es sich dabei handelt, davon kann Ihnen die Schrift eines berühmten Arztes, die schon vor hundert Jahren erschienen ist, einen deutlichen Begriff geben. In der Vorrede seiner „Makrobiotik" preist sich Hufeland glücklich, wenn es ihm gelänge, durch sein Buch nicht bloß die Menschen gesünder und länger lebend, sondern auch durch das Bestreben dazu besser und sittlicher zu machen. Wenigstens könne er versichern, daß man eins ohne das andre vergebens suchen wird, und daß physische und moralische Gesundheit so genau verwandt sind wie Leib und Seele. „Sie fließen," sagt er, „aus gleichen Quellen, schmelzen in eins zusammen und geben vereint erst das Resultat der veredelten und vollkommensten Menschennatur." Und an vielen Stellen seines Buches geht Hufeland näher auf diesen Gegenstand ein, um den Zusammenhang im einzelnen nachzuweisen. In der That könnte letzteren nur ein blindes Auge verkennen, und nur ein Phantast könnte leugnen, daß Sittlichkeit, wenn sie für die menschliche Gesellschaft einen Wert haben soll — wenn sie also überhaupt wahre, vernünftige Sittlichkeit ist —, in erster Linie von dem berechtigten Streben nach Selbsterhaltung, nach Ausbildung der Gesamtpersönlichkeit, auch in physischer Beziehung, also von der hygienischen Grundlage, ihren Ausgang nehmen muß.

Unsrer deutschen Nation harren im neuen Jahrhundert großartigste Aufgaben. Der deutsche Michel, der schlummernde Recke, ist endlich erwacht, hat seine Mütze ab und das Schwert in die Faust genommen. Welcher Anteil unserm Volke an der Weltwirtschaft und Weltherrschaft schließlich gebühren mag, das können wir heute noch nicht ermessen, aber jedenfalls dürfen wir in dieser Beziehung kühn und vertrauensvoll in die Zukunft blicken. Ich denke groß von diesen Aufgaben, ich fühle so begeistert wie nur irgend einer für der deutschen Nation Macht und Herrlichkeit. Aber ich muß trotzdem sagen, daß auch im Innern große und schwere Kulturaufgaben zu bewältigen sind, ohne deren glückliche Lösung wir uns der äußeren Fortschritte nicht auf die Dauer erfreuen könnten. Was das für Aufgaben sind, das vermag ich nicht im einzelnen mehr hier aufzuzählen. Es ist ihrer eine gewaltige Reihe, und sie hängen alle mit Volksgesundheit und Volkssittlichkeit zusammen.

Einer der bedeutendsten Philosophen der Gegenwart, Herbert Spencer, hat vor Jahren den prophetischen Ausspruch gethan, daß die Aerzte die Führer der Völker sein werden. Lassen Sie uns das Ideal hoch und heilig in unsern Herzen tragen, das in diesen herrlichen Worten ausgedrückt ist! Aber jedenfalls müssen wir zu diesem Zweck hochgebildete Aerzte haben, und

nur der höchste Bildungsgang kann für Männer genügen, welche den Ausspruch rechtfertigen sollen, daß auf sie das Wort des Hippokrates Anwendung finde:

ὁ δ' ἰατρὸς ἰσόθεος —

was ich in unser geliebtes Deutsch etwa so übertragen möchte: Vor allem muß der Arzt ein Edelmensch sein!

Weltpolitik und Friedenspolitik.

Von

M. v. Brandt.

Die Rede des Grafen v. Bülow bei Gelegenheit der Interpellation im Reichstage über die Beschlagnahme deutscher Schiffe durch britische Kreuzer hat überall im Auslande, nur nicht bei der englischen Presse, den Eindruck hervorgebracht, den hervorzurufen sie bestimmt war, das heißt den des Ausdrucks einer ruhigen, zielbewußten, würdigen Politik, die auch, wo sie sich im Recht weiß, die Bedürfnisse und Empfindlichkeiten andrer soweit als möglich berücksichtigt und schont, ohne den eignen Interessen etwas zu vergeben. Sie konnte und mußte mithin überall als ein nach Inhalt und Form gleich vollendeter Ausdruck der deutschen Friedensliebe und Politik aufgefaßt werden. Wenn das in England nicht allgemein der Fall gewesen ist, so sind wohl hauptsächlich zwei Ursachen für die abfällige Beurteilung der Haltung Deutschlands maßgebend gewesen; die eine wird in der erklärlichen und entschuldbaren Nervosität zu suchen und zu finden sein, die überall in England in viel höherem Maße, als man bei dem bekannten Phlegma des Engländers hätte für möglich halten können, durch den Verlauf der Ereignisse in Südafrika hervorgerufen worden ist, die andre in der Thatsache, daß der Punkt, um den es sich handelt, von den Engländern seit Jahrhunderten mit Vorliebe und mit Erfolg als ausschließlich nach ihrem eignen Willen und Interesse zu regeln angesehen worden ist. Seit der Zeit, daß England verlangte, daß alle den Aermelkanal passierenden Schiffe, gleichviel ob Handels- oder Kriegsschiffe, vor seinen Kriegsschiffen die Flagge senken und die oberen Raaen streichen und so die britische Oberherrlichkeit in jenen Gewässern anerkennen sollten, bis zum heutigen Tage ist die Ueberzeugung, daß England das Meer beherrsche und auf demselben nach Gutdünken schalten und walten könne, das Schibboleth jedes echten Engländers geblieben und jeder Versuch andrer Mächte, die eignen Interessen selbst innerhalb bescheidenster Grenzen zu wahren, als ein unbescheidener, um ein mildes Wort zu gebrauchen, und

unberechtigter Eingriff in eine ausschließlich englische Wirkungs- und Rechtssphäre angesehen und, freilich nicht immer mit durchschlagendem Erfolge, zurückgewiesen worden. Die Unbestimmtheit des See- und Prisenrechts und die Elasticität seiner Bestimmungen wie die Thatsache, daß die Auslegung und Anwendung derselben zum allergrößten Teil in den Händen englischer Richter lag, hat wesentlich zur Verstärkung und Befestigung dieser Auffassung beigetragen. Es mußte daher die englische Presse unangenehm berühren, zu sehen, daß eine Kontinentalmacht, der man in Seerechtsfragen doppelt widerwillig ein Mitreden gestatten würde, sich herausnahm, in denselben nicht allein eine eigne Ansicht zu haben, sondern auch auf die Notwendigkeit etwaiger gemeinsamer Erörterungen und Beschlüsse hinzuweisen sich erlaubte. Diesem Gefühl entspringen die Zuschriften, die von allen Seiten an die englischen Zeitungen gelangen, und die je nach dem Temperament der Schreiber, und das cholerische scheint vorzuwalten, mit größerer oder geringerer Heftigkeit den Niedergang der englischen Macht oder die Unhaltbarkeit der deutschen Stellung zum Gegenstand ihrer Erörterungen machen. Manchmal fließen freilich, wenn auch wohl unbeabsichtigterweise, in diesen Mitteilungen Zugeständnisse unter, die noch mehr als die deutsche Begründung dazu beitragen, einzelne Punkte der vom Grafen v. Bülow zur Erörterung gestellten Frage als durchaus reformbedürftig erscheinen zu lassen. So wenn ein Korrespondent der „Times“ mit Bezug auf das Verlangen respektive das Zugeständnis der etwaigen Festsetzung von Schadenersatzforderungen durch ein Schiedsgericht sich zu dem Eingeständnis bequemt, daß die Bewilligung von Schadenersatz durch die englischen Prisengerichte zwar immer als ein Recht und eine Pflicht derselben angesehen worden sei, daß aber Mr. Lushington einmal gesagt habe, daß in den siebzehn Jahren, während deren Lord Stowell der Vorsitzende des Admiralitätsprisengerichts gewesen, er die Wegnehmer nur in zehn oder zwölf Fällen, nicht einem in tausend, zur Zahlung von Entschädigungen verurteilt habe, obgleich er die Schadloshaltung der Eigentümer selbst als die „edelste Pflicht der Prisengerichte“ bezeichnet habe. Ein Beweis, daß Graf v. Bülow den Finger auf einen thatsächlich vorhandenen Uebelstand gelegt hat und daß, wenn die Berührung schmerzte, dies nicht der Rauheit derselben, sondern der Empfindlichkeit der Wunde zuzuschreiben sein dürfte.

Das neunzehnte Jahrhundert ist das Zeitalter der Kongresse gewesen, und man kann von denselben mit Recht behaupten, daß jeder von ihnen eine Station in der Geschichte des Fortschritts der Menschlichkeit und damit der Gesittung bedeutet habe und somit ein Beweis für die stetig zunehmende Sehnsucht nach Frieden und das immer wachsende Bedürfnis für denselben gewesen sei. Graf v. Bülows Hindeutung auf die Notwendigkeit einer gemeinsamen Neuregelung des Seerechts entspricht daher durchaus dieser Tendenz des verflossenen Jahrhunderts, die, wenn nicht alles täuscht, in erhöhtem Maße die des gegenwärtigen, vielleicht richtiger des kommenden sein wird, und die deutsche Politik, die seit der Gründung des Reichs nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten eine ausgesprochene und bewährte Friedenspolitik gewesen ist, konnte ihr neues Jahr-

hundert nicht passender und würdiger eröffnen, als durch diesen Hinweis auf die Möglichkeit der Erledigung einiger der schwierigsten und bestrittensten Fragen des öffentlichen Rechts auf dem Wege gegenseitiger Erörterung und friedlicher Uebereinkunft.

Als Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. vor nunmehr bald zwölf Jahren die Regierung übernahm, wurden von mehr als einer Seite Befürchtungen laut, daß der jugendliche Fürst der Versuchung, das scharfe Schwert, das Gottes Ratschluß früh in seine Hand gelegt, zu gebrauchen, nicht widerstehen würde; die Geschichte dieser Jahre hat den Beweis geliefert, daß die erste Armee der Welt nur dazu gedient hat, den Frieden zu bewahren und den Künsten desselben, Industrie, Gewerbe und Handel, Gelegenheit zu geben, sich zur herrlichsten Blüte zu entfalten. An Versuchungen, wenn auch nicht das Schwert zu ziehen, so doch an dasselbe zu schlagen, hat es wahrlich nicht gefehlt; wir brauchen nur an den türkisch-griechischen Krieg und die Kreta-Frage, an die hartnäckigen Versuche, nicht nur die deutsche Regierung und Politik, sondern auch die Person des Trägers der Krone in den Schmutz des Dreyfus-Prozesses herabzuzerren, an die Verleumdungen der gelben Presse in England und in den Vereinigten Staaten, an die Vorgänge in Samoa und selbst an das Toben eines großen Teils der deutschen Presse zu denken, um zu verstehen, nicht nur welcher Geschicklichkeit und welchen Takts, sondern ganz besonders auch, welcher wahren Friedensliebe es bedurft hat, um die Klippen zu vermeiden, die sich der deutschen Politik dräuend in den Weg stellten. In jedem Falle hat der oberste Leiter derselben allen Versuchungen widerstanden, die ihn hätten verleiten können, an die ultima ratio regis zu appellieren, und die Ergebnisse, man mag an die Konzession für die Bagdadbahn, an die Erwerbung der beiden Hauptinseln des Samoa-Archipels, an die Wiederherstellung freundlicher Beziehungen mit den Vereinigten Staaten oder an den Ausfall der an England gerichteten Reklamationen denken, sind derart gewesen, daß er und mit ihm das deutsche Volk mit Befriedigung auf sie blicken können. Der Lärm, den ein kleiner, aber rühriger Teil der deutschen Presse bei jeder Gelegenheit erhoben hat und zum Teil noch erhebt, ändert an diesen Thatsachen nichts; wir können es vielmehr als ein erfreuliches Zeichen betrachten, daß, wenn manche der Urteile und Ansichten dieser Presse auch einen nach jeder Richtung hin unverdienten Wiederhall im Auslande gefunden haben, weder die Leitung der deutschen Politik noch die verantwortlichen Staatsmänner andrer Reiche ihr irgend welche Aufmerksamkeit zugewendet haben. Die Ablehnung der weiteren Diskussion über die Interpellation im Reichstage nach den von amtlicher Seite abgegebenen Erklärungen war ein Beweis, wie richtig auch seitens dieses hohen Hauses die Bedeutung der ganzen Frage und der Lärmmacher gegeneinander abgewogen wurde.

Aber neben der Friedensliebe der Regierung des Reichs hat noch ein andres Element sehr wesentlich zur Erhaltung des Friedens beigetragen: die mit der größten Sorgfalt aufrecht erhaltene und von allen Seiten anerkannte Schlagfertigkeit der deutschen Armee. Man braucht sich nur zu fragen, welchen Einfluß

die Ueberzeugung von einem Zurückgehen dieser Schlagfertigkeit oder gar von einer Minderwertigkeit der deutschen Armeen auf die Haltung unsrer Nachbarn im Westen, vielleicht auch auf die derjenigen im Osten ausgeübt haben würde, um eines weiteren Beweises nicht zu bedürfen, daß kein Geld besser angelegt gewesen ist als das, welches zur Vermehrung und zur besseren Bewaffnung der Armeen Verwendung gefunden hat, denen die Sorge für den Schutz der heimischen Grenzen anheimfällt. Der Niederbruch des englischen Militärsystems, das vor einem der Zahl nach bis zur Lächerlichkeit geringfügigen Gegner auseinanderbröckelt, zeigt uns, wie furchtbar sich Versäumnisse in diesem Zweige des öffentlichen Dienstes rächen, und wie kein Opfermut und keine Opferwilligkeit der einzelnen wieder gut machen können, was seitens der Regierenden versäumt worden ist. Es ist gewiß erhebend und bewunderungswürdig, zu sehen, wie die englischen Offiziere ihren Soldaten auf dem Schlachtfelde mit dem besten Beispiel vorangehen, wie sie und jeder Soldat mit seinem Blut die Treue für sein Land und seine Fahne besiegelt, wie die Freiwilligen nicht nur in England und Schottland, sondern auch in allen Kolonien herbeiströmen, um die Lücken auszufüllen, die die Kugeln der Buren in den Reihen der regulären Armee gerissen haben, und wie Reiche und Arme willig beisteuern, um für die Soldaten im Felde Erfrischungen und Bequemlichkeiten zu beschaffen, für die zurückgebliebenen Frauen und Kinder und die Verwundeten zu sorgen und den Witwen und Waisen der Gefallenen eine gesicherte Zukunft zu schaffen: haben doch die Sammlung des Lordmajors von London in den ersten zwei und einem halben Monat über 13 Millionen Mark, die des „Daily Telegraph“ in derselben Zeit beinahe 2 200 000 Mark und die andern Vereine und Privaten mindestens noch 10 Millionen Mark ergeben, ohne daß die englische Mildthätigkeit und die englischen Börsen erschöpft scheinen, aber das alles kann nicht die Unterlassungssünden ungeschehen machen und das ersetzen, was während langer Zeit versäumt worden ist. Und bei alledem wird der Krieg Tausende von Meilen vom Mutterlande entfernt geführt, das von den unmittelbaren Folgen desselben in keiner Weise betroffen wird und zu leiden hat, dessen Seeverbindungen offengehalten sind, dessen Handel und Verkehr im Inlande wie mit dem Auslande weder unterbrochen noch bedroht werden und in dessen Grenzen jeder ruhig seinem Geschäft nachgehen kann, ohne fürchten zu müssen, seine Felder von den Kämpfenden zertreten, seine Heimstätten verwüstet und Weib und Kind den Gefahren ausgesetzt zu sehen, die auch der auf die menschlichste Weise geführte Krieg mit sich bringt.

In England mehren sich die Stimmen, die verlangen, daß aus den Lehren des Kriegs die notwendigen Konsequenzen gezogen werden, daß mit dem System des Söldnerheeres gebrochen und der Bürger zum Dienst im stehenden Heere herangezogen werde, aber auch wir haben alle Veranlassung, die Mahnungen nicht zu übersehen, die uns die Vorgänge des letzten Jahres gebracht haben. Wir stehen auf dem Lande gerüstet, auf alle Vorkommnisse gefaßt und durch die Ueberzeugung gehoben und gekräftigt, daß wir in unsrer herrlichen Armee nicht allein eine schneidige Waffe für den Krieg, sondern auch die beste Sicher-

heit für die Erhaltung des Friedens besitzen, den nicht zu brechen wir entschlossen sind, solange das mit Ehren möglich ist. Aber was wir auf dem Lande besitzen, fehlt uns auf dem Meere. Man braucht den Schwätzereien und Drohungen der englischen chauvinistischen Presse keinen besonderen Wert beizulegen, man braucht denen, die behaupten, daß England bereit sei, die Vernichtungskriege, die es in vergangenen Jahrhunderten gegen kommerzielle Rivalen geführt hat, in dem gegenwärtigen gegen industrielle Konkurrenten wieder aufzunehmen, keinen Glauben zu schenken, aber man muß sich darüber klar sein, daß, selbst wenn es sich um andre Mächte wie England handelt, die Lehre von der continuous voyage, der fortgesetzten Reise, und die Vermehrung der Kontrebandartikel ins Ungemessene durchaus geeignet sind, auch den Handel und Verkehr der Neutralen aufs ernsteste zu schädigen. Ein Krieg zwischen Frankreich und England, ein Krieg zwischen England und Rußland würde, wie die Verhältnisse heute stehen, unsre Häfen einer Blockade, wenn nicht de jure, so doch de facto aussetzen und möglichenfalls auch den ganzen Verkehr über die gesamten niederländischen und belgischen Häfen lahmlegen. Dagegen aber giebt es nur ein Mittel, die Vermehrung der deutschen Flotte in solchem Maße, daß die Kriegführenden sich besinnen, Deutschland durch Schädigung seiner Verkehrsinteressen zu einem möglichen Gegner zu machen. Die Schaffung einer achtunggebietenden Flotte ist also weit entfernt, eine provokatorische Maßregel zu sein, sie ist vielmehr nur dazu bestimmt, das Gewicht, das das friedfertige Deutschland in die Wagschale werfen kann, genügend zu vermehren, um das Zünglein am Umschlagen nach der andern Seite zu verhindern. Wenn seit 1872 der Frieden in Mitteleuropa nicht gestört worden ist und auch die in Osteuropa ausgebrochenen Zwistigkeiten lokalisiert geblieben sind, so ist das neben dem ausgesprochenen friedlichen Charakter der deutschen Politik, die ihre Erfolge in Handel und Gewerbe sucht und findet, der Schlagfertigkeit der deutschen Armee zu verdanken gewesen, die, ein gewappneter Mann, mit dem Frieden Deutschlands auch den Europas gehütet hat; eine schlagfertige Flotte wird diese Friedensgarantie erheblich erhöhen, da sie dem Einfluß Deutschlands ein weiteres Feld öffnet und ihn vom Lande auch auf das Meer überträgt. Auch in diesem Falle wird sich die Wahrheit des alten Spruchs bewahrheiten, daß, wer den Frieden will, für den Krieg vorbereitet sein muß.

Anfang Februar 1900.

Bühnenvirtuosen.

Von

Oswald Hancke,

Großh. Hoftheater-Direktor in Karlsruhe.

Die Kehrseite der Medaille.

Ludwig Barnay hat neulich in einer ansprechenden Skizze für den Bühnenvirtuosen eine Lanze gebrochen. Er hat uns den Bühnenvirtuosen geschildert, wie er sein soll: eine ausgereifte künstlerische Persönlichkeit von individueller Eigenart, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, als Lehrer und Bildner von Stadt zu Stadt zu ziehen und die Strahlen seiner Kunst befruchtend über Gerechte und Ungerechte leuchten zu lassen. Er hat uns ein Ideal geschildert, das er selbst zu sein unzweifelhaft erstrebte; er hat uns den Avers der Medaille in aller ihrer Schönheit gezeigt, aber jede Medaille hat auch ihre Kehrseite, und die hat uns Barnay nur sehr flüchtig gewiesen, nicht weil er sie als Bühnenkünstler von reichster Erfahrung nicht kennt, sondern weil er sie für seine Schilderung nicht brauchen konnte. Barnay meint zwar, es sei bereits „das Verderbliche der Gastspiele von allen Seiten genügend betont und beleuchtet worden," und deshalb sei es an der Zeit, einmal zuzusehen, ob den Gastspielen und Gastspielern nicht auch einiges Gute nachzusagen sei. Aber gerade indem er uns in diesem Bestreben den reisenden Bühnenvirtuosen im hellsten bengalischen Lichte apotheotisch malte, wird jeder bühnenkundige und bühnenerfahrene Leser seiner Skizze am Schlusse tief aufgeseufzt und sich gesagt haben: „Ach, wenn er doch recht hätte, wenn es doch so wäre, wie er es uns dargestellt hat!"

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß einige aus dem Geschlechte der Bühnenvirtuosen — ich brauche diesen Ausdruck ganz im *guten*, Barnayschen Sinne — in ihrer Wirksamkeit dem Barnayschen Bilde im großen und ganzen entsprochen haben oder entsprechen, aber ebenso sicher ist es, daß sie vereinzelte Erscheinungen sind, daß das Gros der andern aber diesem Bilde ganz und gar nicht ähnelt, daß sich ihre Kunstreisen zu Kunst*hetzen* gestalten, die, lediglich auf die Neugier des Publikums spekulierend, den erworbenen Künstlerruhm von Land zu Land tragen, und dadurch zwar ihren Namen in den weitesten Kreisen bekannt machen, aber — abgesehen von dem Gelderwerbe — weder ihrer eignen Künstlerschaft noch der Kunst im allgemeinen nützen. Barnay findet es zwar charakteristisch, daß die Bühnenvorstände trotz ihrer notorischen Abneigung gegen dergleichen Gastspiele sich fast ausnahmslos eifrig bemühen, einträgliche Gastspiele der schlimmen Gäste an ihren Bühnen zu veranstalten, und es soll auch nicht geleugnet werden, daß sehr, sehr viele Bühnenvorstände leider gezwungen sind, das Publikum durch allerlei außergewöhnliche Reizmittel in das Theater zu locken, und daß hierbei

die Gastspiele vielgenannter Bühnenkünstler in erster Reihe stehen. Aber ein Uebel ist — auch wenn man gezwungen wird, es als ein Heilmittel für eine kranke Theaterkasse anzuwenden — deshalb nicht weniger ein Uebel, und das schlimmste ist, daß auch solche Theater, welche dergleichen Reizmittel nicht nötig hätten, für welche ein solches Gastspiel fast niemals einen materiellen Gewinn bedeutet, doch nicht umhin können, den Bühnenvirtuosen ihre Pforten zu öffnen. Die Höflichkeit gegen ihr Publikum zwingt sie gewissermaßen dazu. In den gewaltig angewachsenen Verkehrs- und Kunstzentren hat ein Bühnenkünstler in fleißiger Arbeit und kraftvollem Streben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt; die Gazetten — wie mein hochverehrter Freund Haase zu sagen pflegt — verkünden täglich seinen Ruhm und seine wachsende Größe. Nun ist für ihn — es kann natürlich auch eine Sie sein — die Zeit gekommen, die reife Frucht zu schneiden. Er wird fahrend. Wie ein leuchtender Komet zieht er eine Zeit lang am Bühnenhimmel dahin; er ist Mode, und alle Welt will das neue Gestirn in der Nähe sehen. So findet der fahrende Bühnenvirtuose auch Eingang in den Theatern, für die Gastspiele durchaus nichts Einträgliches haben, denn der berühmte Gast erhält ein hohes Honorar, die Kasseneinnahmen vor und nach dem Gastspiel verringern sich um ein Beträchtliches, und die Rücksicht auf die Stammgäste, das heißt die Abonnenten des Theaters, zwingt die betreffende Bühnenleitung, die Vorstellungen mit dem teuern Gaste im Abonnement stattfinden zu lassen.

Nicht ohne Mühe gelingt es der Regie, kurz vor dem Gastspiele die „eingerichteten“ Bücher derjenigen Stücke zu erhalten, die für das Gastspiel ausgewählt worden sind. O, diese Bücher! Sie geben wohl ein annäherndes Bild davon, wie der berühmte Gast einmal vor Zeiten das Stück gespielt hat, aber wie viel hat sich inzwischen auf den Gastspielreisen zwischen Petersburg und Freiburg im Breisgau darin geändert. Vorläufig aber bildet dieses „eingerichtete“ Buch den einzigen Anhaltspunkt für den Regisseur zur Vorbereitung des nahenden Gastspiels. Nehmen wir an, es handle sich zunächst einmal um ein älteres, vielleicht ein klassisches Stück. Das „eingerichtete“ Buch des Gastes weist selbstverständlich im Text gegenüber der heimischen Einrichtung des Stückes wesentliche Abweichungen auf. Auch im Dekorativen und Scenischen ist alles anders — rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht. Aber was hilft's! Die heimischen Mitglieder müssen ihre Rollen nach den ihnen zugehenden Weisungen ergänzen respektive streichen. Die Dekorationen werden nach den Angaben des „eingerichteten“ Buches oft nicht ohne große Mühe und Kosten zusammengestellt, vorbereitende Proben werden gehalten. Sehr vieles, sehr wichtiges bleibt auf diesen Proben fraglich, denn das „eingerichtete“ Buch des Gastes giebt auch nicht den geringsten Fingerzeig. Wenige Tage vor dem Beginn des Gastspiels trifft eine Depesche des Gastes oder seines Impressario ein, der Erwartete könne erst am Tage seines ersten Auftretens eintreffen, die Probe für das am Abend zu gebende Stück — der berühmte Gast macht prinzipiell überhaupt immer nur eine Probe mit — dürfe auch nicht zu früh angesetzt werden. Das Bühnen-

personal ist in gespannter Erwartung versammelt — und nun kommt er endlich, der berühmte Gast; ein müder, abgehetzter Mann — eine nervöse, übellaunige Dame. Kein Wunder, denn der Impressario des berühmten Gastes hat seinen Stolz darein gesetzt, die Tournee besonders nutzbringend zu gestalten, das heißt fünfundzwanzig Gastspielabende in einen Monat zusammenzudrängen, und sein bedauernswerter Klient reist nun in der Nacht, probiert am Vormittag und spielt abends in ununterbrochener Reihenfolge, solange die Nerven und der müde Körper herhalten. — Die Probe beginnt oder soll wenigstens beginnen.

Ein kritischer Blick des Gastes überfliegt die Bühne. Er schüttelt mißbilligend den Kopf. „Das Zimmer ist zu hell. Von einer dunkeln Dekoration hebt sich die Handlung dieses Aktes viel besser ab. Können Sie mir hier nicht ein dunkles Zimmer geben?“ — Der Regisseur zuckt bedauernd die Achseln. „In diesem Stil und unter Wahrung der sonstigen Erfordernisse leider nicht.“ — Auf dem Gesichte des Gastes steht deutlich geschrieben, was er denkt: „Du kannst mir viel vorreden, du bist einfach zu bequem dazu. Aber so leicht lasse ich mich nicht abfertigen. Wo ist der Theatermeister?“ fragt er kurz. Der Gewünschte wird herbeigerufen und von dem Gast einem scharfen Inquisitorium unterworfen. Der biedere Mann blickt ratlos auf den Regisseur. „Können wir nicht das Bürgermeisterzimmer nehmen“ — jeder Bühnenkundige weiß ja, was für seltsame Namen die Dekorationen eines Theaters oft führen —, „das ist ja dunkel?“ fragt er den Regisseur. „Na also, da hätten wir ja, was wir brauchen,“ triumphiert der Gast; „nehmen wir also das Bürgermeisterzimmer!“ Der Regisseur kann ein boshaftes Lächeln nicht unterdrücken. „Ein Spät-Renaissancezimmer im zwölften Jahrhundert?“ — Der Gast weiß vielleicht nicht viel vom Baustil; er braucht ja auch nichts davon zu wissen, aber die Verantwortung für einen völlig stilwidrigen Irrtum mag er doch nicht auf sich nehmen. Er seufzt nur tief auf und schweigt. Jetzt mustert er die Möbel. „Mein Gott, wo haben Sie nur diese Ungetüme von Stühlen her?“ fragt er. „Darin verschwindet man ja ganz und gar. Und diese Sitze, wie niedrig! Hinter dem Tische sieht man mich ja gar nicht. Das geht absolut nicht!“ Der Regisseur bezeichnet den Möbeldienern verschiedene Stühle, welche sie herbeiholen und dem Gaste zeigen sollen. Sie passen ihm alle nicht, und alle Sitze sind ihm zu niedrig, obgleich sie alle die übliche Stuhlhöhe haben. „Nun, also bleiben wir in Gottes Namen bei diesen hier,“ entscheidet er endlich, „aber auf den Stuhl da und auf diesen hier müssen Kissen gelegt werden, damit ich höher sitze. Uebrigens steht der Tisch hier, das Ruhebett dort drüben.“ — „Wie Sie wünschen,“ erwidert der Regisseur resigniert, „aber die Möbel stehen genau so, wo ich sie in Ihrem Buche angegeben fand.“ — „Das ist mir ganz unverständlich, denn ich habe es immer umgekehrt gehabt.“ Da der Gast erst in der zweiten Hälfte des Aktes auftritt und die vorhergehenden Scenen alle mit Rücksicht auf die Möbelstellung in dem „eingerichteten“ Buche des Gastes arrangiert waren, müssen nunmehr in aller Eile diese Scenen noch einmal probiert werden. Bereits ist eine kostbare halbe Stunde verflossen. Endlich betritt der Gast die Scene. Zunächst folgt eine Auseinander-

setzung mit dem Souffleur. „Ich brauche Sie natürlich gar nicht,“ sagt der Gast, „aber ich muß die Ueberzeugung haben, daß Sie mitlesen. Thun Sie dies also, aber so leise, daß ich Sie nicht verstehe.“ Ich muß bemerken, daß der Souffleur gegen diese etwas seltsame Anordnung im Laufe der Probe etwa ein Dutzendmal verstößt und sich heftige Vorwürfe von dem Gaste zuzieht, weil er ihn „verstanden“ hat.

Und nun beginnt endlich das Probieren oder vielmehr das Drillen der Mitspieler. Keine Stellung stimmt mit den Angaben des „eingerichteten“ Buches, die voraufgegangenen fleißigen Proben erweisen sich mehr als ein Hindernis, denn als ein Vorteil für den raschen Fortgang der heutigen. Der Gast murmelt natürlich nur seine Rolle, sich alle Augenblicke unterbrechend, um den Mitspieler da oder dort hinzuschieben oder ihn aufzufordern, bei diesem Worte das zu thun, bei dem andern jenes. Nicht immer sind die stets sehr energisch gehaltenen Weisungen des Gastes unanfechtbar, aber wehe dem Mitspieler, der es wagt, gegen den Stachel zu löcken und etwa zu sagen: „Das, was ich da machen soll, widerspricht aber durchaus meiner Auffassung der Rolle,“ oder etwas dergleichen. Dann wird der Befehlston des Gastes zur schneidenden Ironie, und der an sich vielleicht sehr berechtigte Einspruch mit Hinweis auf schnöde Verletzung des Gastrechts und mit der höhnischen Bemerkung abgethan, die anders geartete Auffassung der Rolle sich gefälligst für die nächste Aufführung des Stückes aufzusparen. Nun entsteht eine Pause im Dialog. „Mein Gott, warum sprechen Sie denn nicht?“ fragt der Gast gereizt seinen Partner. — „Ich warte auf mein Stichwort.“ — „Das habe ich Ihnen ja bereits gebracht.“ — „Bitte um Verzeihung, ich habe hier nach Ihrem Buche eine ganze Rede nachlernen und das Stichwort ändern müssen.“ — „Ich habe diese Stelle aber noch nie gesprochen. Wo ist mein Buch?“ Der Regisseur erklärt, daß er es auf telegraphische Weisung des Impresario nach geschehener Benutzung sofort weiter nach M. habe schicken müssen, daß er aber selbst mit größter Genauigkeit alle Abweichungen in der Texteinrichtung des Gastes zur Kenntnis des Personals gebracht habe. „Dann haben Sie sich einfach geirrt, oder der Agent hat Ihnen ein falsches Buch geschickt,“ repliziert der Gast. „Das hat er mir nämlich schon öfter gemacht — der Kerl ist noch mein Tod!“ Ist aber das „eingerichtete“ Buch des Gastes noch zur Stelle, so daß ein Streiten nicht mehr möglich ist, dann erklärt der Gast einfach, irgend ein Unberufener müsse in dem Buche Aenderungen getroffen haben, von denen er nichts wisse. So geht es fort während der ganzen Probe. Bittet der Regisseur um Wiederholung einer besonders schwierigen Ensemblescene, dann schlägt der müde Gast verzweiflungsvoll die Augen gen Himmel und willfahrt mit einem resignierten „In Gottes Namen!“ der Bitte, oder er bemerkt bissig: „Wenn die Herrschaften sich nur Mühe geben wollen, dann wird es schon gehen.“ — Endlich ist die Probe zu Ende. „Schon zwei Uhr, es ist ein Skandal!“ sagt der liebenswürdige Gast und geht. Die heimischen Darsteller haben alle dunkelrote Köpfe und sammeln sich in höchster Erregung um den Regisseur. Jeder von ihnen hat sich eine lange Reihe von Nuancen und Stellungen merken

müssen, um das Spiel des Gastes zu unterstützen, und wie Mühlräder wirbelt es in allen Köpfen. Der Regisseur hat alle Mühe, die allgemeine Aufregung über das unfreundliche, herrische Gebaren des Gastes zu dämpfen, den Verzagten Mut einzusprechen und sich selbst über alle Besorgnis für das Gelingen der Vorstellung mit dem bekannten „Man muß dem Augenblick auch was vertraun“ hinwegzutäuschen.

Manchmal geht ja auch mit Gottes Hilfe alles glatt ab, manchmal aber auch nicht, und dann wehe dem Schuldigen, der durch eine versäumte Kleinigkeit dem Gaste „die ganze Scene verdorben hat“. Ganz abgesehen davon, daß die heimischen Darsteller an solchen Abenden über der Besorgnis, den Intentionen des Gastes gerecht zu werden, alle Unbefangenheit verlieren, wohl auch durch vorwurfsvolle Blicke und energische Handbewegungen desselben, die den Mitspieler dahin oder dorthin weisen, in ihrem Spiele auf das Nachteiligste beeinflußt werden, drängt sich ihnen auch die Ueberzeugung auf, daß sie heute überhaupt nur das notwendige Uebel für den Gast sind, seiner Größe lediglich zur Folie zu dienen haben. Was Wunder, daß das ganze Personal erleichtert aufatmet, wenn der berühmte Gast nach der dritten Rolle wieder abdampft, und drei Kreuze hinter ihm drein macht. Von der „künstlerischen Anregung“, die uns Barnay so liebenswürdig geschildert hat, ist in den allermeisten Fällen leider auch nicht ein Schatten vorhanden.

Ich habe in dieser Schilderung nichts hinzugesetzt und nichts erfunden, sondern einfach wahrheitsgemäß oft Erlebtes erzählt. Ich wiederhole, daß es unter den Gastspielern — Gott sei Dank — rühmliche Ausnahmen giebt, aber die Ausnahmen bestätigen ja bekanntlich nur die Regel. Aus dieser Art von Kunsthetzen kann für die Kunst nichts Heilsames erblühen, und darum ist es höchste Zeit, daß alle die Bühnen, die dergleichen Gastspiele nicht aus leidigen Kassenrücksichten nötig haben, sich energisch gegen die geschilderte Art wehren, daß sie die Gäste zwingen, ein sorgfältig und genau eingerichtetes Regiebuch einzusenden und den absolut notwendigen Proben beizuwohnen oder, wenn dies nicht möglich sein sollte, lieber auf die „künstlerische Anregung“ ihres Personals durch den Gast zu verzichten.

Hoffentlich besinnen sich die Bühnenvorstände bald auf ihre Pflicht. Sie sind es der Würde der dramatischen Kunst im allgemeinen schuldig; sie sollten es auch im eigensten Interesse der Bühnenvirtuosen selbst thun, die mit dem ihnen verliehenen Pfunde in einer Weise wuchern, die mit der Kunst nur noch geringe Aehnlichkeit hat, und durch die ihnen Leib und Seele in kürzester Frist ruiniert wird.

Gustav zu Putlitz und Friedrich Hebbel.

Ein ungedruckter Briefwechsel.

Mitgeteilt von

Fritz Lemmermayer.

Es war im Sommer des Jahres 1854, als Hebbel in Marienbad den Dichter Putlitz kennen lernte. Die beiden Männer, in lebhaftem Gedankenaustausch sich gegenseitig anregend, fanden Gefallen aneinander und eröffneten eine Korrespondenz, die, wenigstens was Putlitz anlangt, sich erhalten hat und manches Interessante aus dem damaligen Litteraturtreiben darbietet.

In der Litteratur seiner Zeit hat Putlitz eine Rolle gespielt, wenn auch keine führende, und manches hat er geschaffen, das auf ein ernstes Streben und eine im beschränkten Kreise wirksame und feine Begabung hinweist. Nach seinem Tode hat die Witwe Elisabeth zu Putlitz ihrem Gatten ein pietätvolles Ehrendenkmal errichtet, indem sie sein Lebensbild aus Briefen zusammengestellt und ergänzt hat. Das umfangreiche Werk ist in drei Bänden erschienen und macht uns in anmutender Weise sowohl mit den Geistes- und Herzenseigenschaften des Verstorbenen vertraut, als mit seinem äußeren Lebensgang, seinen gesellschaftlichen Stellungen und Verbindungen, seinen Schicksalen. Das Wesentlichste sei in Kürze mitgeteilt.

Putlitz wurde als Sohn eines preußischen Offiziers im Jahre 1821 auf des Vaters Gut Retzien in der Priegnitz geboren. Er erfreute sich in behaglichem Familienkreis einer sorgfältigen Erziehung, studierte Jus und trat in den Staatsdienst ein. Schon frühzeitig waren in ihm litterarische Neigungen erwacht, denen er durch fleißige Lektüre und eigne schriftstellerische Versuche Genüge that. Den ersten öffentlichen Erfolg genoß er in Berlin mit seinem von Friedrich v. Flotow komponierten Operntext „Indra“. In geschützten Verhältnissen lebend, die ihm den unausbleiblichen Kampf ums Dasein erheblich erleichterten und die kleinlichen, aufreibenden Sorgen fern hielten, durch regen Verkehr mit der vornehmen und einflußreichen Gesellschaft gestützt und gefördert, bewegte sich seine harmonische Existenz fortan in stetig emporsteigender Linie. Putlitz vermählte sich mit Gräfin Elisabeth Königsmarck, an der er eine liebevolle Lebensgefährtin und nach seinem Tode eine edle und verständnisvolle Biographin gefunden hat. Auf seinem stillen Herrensitze Retzien hatte er Muße, seine Schaffenslust zu befriedigen. Es entstanden kleine, harmlose dramatische Arbeiten, sozusagen Hauspoesie, deren Zweck war, dem Kreise der Familie und Freunde vorgeführt zu werden. In Berlin, wo die Wintermonate verbracht wurden, bot ihm auserlesene Geselligkeit Reiz und Anregung, und freundliche Vergnügungsreisen, die sich dazwischenschoben, brachten ihn mit hervorragenden Persönlichkeiten, besonders der Litteratur

und des Theaters, in Verbindung und führten seinem sinnigen Geiste reichliche Nahrung zu.

Bisher war es ihm nicht gelungen, mit seinen dramatischen Arbeiten die Bühne zu erobern; erst im Jahre 1858 hatte er mit seinem „Testament des Großen Kurfürsten“ in Breslau einen hübschen Erfolg. Die Städte Wien, wo er schon früher an Friedrich Halm einen wohlwollenden Gönner gefunden, und Berlin folgten nach. Putlitz blieb nun fleißig bei der Arbeit und bestand noch manchen Kampf auf den heißen Brettern mit Ehren. Noch inniger verwuchs er mit denselben, als er 1863 die Leitung des Hoftheaters in Schwerin übernahm. Er widmete sich dem neuen Berufe mit hingebungsvollem Eifer und erwies sich dabei als ein Mann von Takt und Geschmack. Er verstand es, die mise en scène eines Stückes sicher und klar festzustellen und sich das widerspenstige Volk der Schauspieler willig und zugänglich zu machen. Seine Ansichten und Erfahrungen hat Putlitz selbst in den „Theatererinnerungen“ ausgesprochen. 1867 trat er von der Intendanz in Schwerin zurück und wurde Hofmarschall des Kronprinzen von Preußen, während seine Gemahlin den Posten einer Oberhofmeisterin bei der Kronprinzessin annahm. Diese Zeit höfischen Glanzes, mit Opfern erkauft, die Putlitz seinen künstlerischen Neigungen und beide Ehegatten ihren Familien entzogen, währte nur ein Jahr. Sie verloren das Vertrauen der Kronprinzessin und mußten ihre Aemter niederlegen. Ueber mancherlei schmerzliche Empfindungen trug ihn das Schaffen hinweg, dem sich Putlitz nun wieder mit gesammelter Kraft zuwendete. Es entstanden Lustspiele, Novellen, der Roman „Die Nachtigall“. In schönem Frieden verflossen die Jahre. Ihre Geschichte liest sich fast wie ein Idyll, nur selten von Elegien unterbrochen.

1872 führte Putlitz die Redaktion der „Spenerschen Zeitung“ in Berlin. Ein neues Feld der Thätigkeit eröffnete sich ihm, auf dem er sich als tüchtiger Ackersmann erwies. Indessen sollte auch diese seine Arbeit nicht von langer Dauer sein. Schon im nächsten Jahr wurde er von dem Großherzog von Baden mit der Leitung des Karlsruher Hoftheaters betraut. Nun erst befand er sich wieder in seinem eigentlichen Element. Das Theater war und blieb seine künstlerische Liebe, der er fortan siebzehn Jahre hindurch seine Kraft widmen durfte. Wieder war es ein angenehmes, zufriedenes Leben, das er inmitten seiner Familie führte. In dieser Zeit — 1879 — war es auch, wo er in Karlsruhe mit dem Schauspiel „Rolf Bernd“ wohl seinen größten äußeren Erfolg davontrug. Freilich vermochte es sich ebensowenig wie seine übrigen Stücke auf der Bühne zu halten, denn es stellt nicht das Leben in seiner kernigen Wahrheit dar, sondern nur dessen bestechenden Schein.

Das Alter kam, und Putlitz zog sich 1889 in den Ruhestand auf sein Gut Retzien zurück, wo er ein Jahr später, umgeben von den Seinen, sein Leben beendete. Ein freundlicher Stern hat darüber geleuchtet. Liebenswürdig stellte sich zu ihm das Schicksal, so wie er selbst liebenswürdig war, alles in allem ein sensitiver, gemütvoller, feinnerviger und offener Mann und Charakter. Und wenn es ihm nicht gelungen ist, ein Werk zu schaffen, das zum bleibenden Besitz-

stand der deutschen Litteratur gehört, so trägt die Schuld daran vielleicht noch mehr als der Mangel gedanklicher Tiefe und hinreißend gestaltender Kraft der Umstand, daß sein Leben zu friedfertig, zu glatt und zu beglückt gewesen ist und ihm gewaltige innere Kämpfe, der tragische Sturm der Leidenschaft und der tiefsten Erschütterung gefehlt haben. Zu allen Zeiten sind den Dichtern aus dem nächtlichen Himmel des Schmerzes die schönsten Sterne aufgegangen.

Wie anders Hebbel, dessen Briefwechsel mit Putlitz uns hier beschäftigt! Sein inneres und äußeres dämonisches Ringen, sein Reckenkampf mit Not und Elend von der Kindheit bis ins Mannesalter hinein, seine todestraurige Verzweiflung und sein selbstherrliches Schaffen! Er wurde nicht zuletzt darum ein großer Tragödienschreiber, weil er als Mensch selbst Tragödie spielen mußte. Das Schicksal wies ihn in die furchtbaren Tiefen des Lebens, darum konnte er als Dichter auch aus der Tiefe schöpfen. Er hat sein Schaffen mit seinem Herzblut bezahlen müssen. Bei Putlitz war es gerade umgekehrt; der Dichter mußte büßen für das Wohl des Menschen.

Trotz dieser aus der Wurzel treibenden Gegensätze haben sie sich genähert und zum Gedankenaustausch gefunden. Bald nach ihrer Begegnung in Marienbad schrieb Hebbel über Putlitz sowie über Uechtritz, den begabten Dichter aus der Zeit der Romantik: „Beide sind ebenso treuherzige und offene als feine Männer, mit denen sich vortrefflich verkehren, wohl auch für die Zukunft der Faden fortspinnen läßt." Putlitz hinwiederum fühlte sich durch Hebbel lebhaft angeregt. Die Korrespondenz begann. Sie gewährt einen freundlichen Einblick in das Gemütsleben des preußischen Schriftstellers, in sein häusliches Walten, in seine litterarischen Absichten und Wünsche, aber es klingt auch aus den Zeilen seiner Briefe die Klage über mangelnde Anerkennung und über die damit verknüpfte seelische Verstimmung.

Das erste Schreiben von Putlitz, aus Retzien vom 19. August 1854 datiert, lautet:

Lieber Freund!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Vier Wochen sind es nun, daß ich Ihnen in Schönau zum letztenmal die Hand drückte; nun, der Wechsel der Empfindungen, das Suchen nach gewohnter häuslicher Ruhe, mancherlei Geschäftliches, das sich aufgehäuft hatte endlich, und das im besten Falle nicht gerade unangenehm ist, läßt mich die Zeit länger erscheinen.

Für meine litterarische Thätigkeit sind Sie und Ihre Frau mir ein unbeschreiblicher Gewinn durch Ihre Teilnahme geworden. Abgeschlossen von allem litterarischen Verkehr, eigentlich von jedem Menschen, mit dem ich diese Seite meines Lebens berühre, entmutigt durch matte und schlechte Erfolge, niedergedrückt durch die Flut vernichtender Kritiken, die von allen Seiten auf mich einstürmten, hatte ich alles Selbstvertrauen verloren und war nahe daran, mich mit dilettantenmäßiger Produktion zu begnügen, die keinen Anspruch macht, als

nur meine leeren Stunden auszufüllen, dem nun einmal nicht zu unterdrückenden Drange des Schaffens zu genügen und zufrieden zu sein mit der Anerkennung der häuslichen Kreise. Ihre Aufmunterung hat mir gleich Früchte getragen, denn ich bin mit meinem Stücke [1]) fertig und denke, es Ihnen in vierzehn Tagen senden zu können. Meine Intentionen wenigstens sind nun herausgekommen, die Lösung scheint mir befriedigend, versöhnend und psychologisch richtig. Ich lasse gleich drucken, weil es mir hier sogar am Abschreiber fehlt, aber auch das Drucken geht langsam in der kleinen Provinzstadt, wo der wöchentlich zweimal erscheinende „Bürgerfreund" immer einen Teil des Satzes fortnimmt. Das sind Zustände, von denen Ihr in der großen Stadt keinen Begriff habt.

Meine Frau thut genug, wenn sie meine höchst unleserlichen Manuskripte einmal zu deutlicher Handschrift dechiffriert und für den Setzer kopiert hat.

Drei abgethane Stücke lege ich zur gelegentlichen Lektüre bei. Ich schicke sie Ihnen, weil sie das Ziel zeigen, das ich mir früher gesteckt hatte, und nebenbei, wie mir scheint, den Höhepunkt meiner Leistungsfähigkeit ausdrücken. Die Theater haben es nicht mit ihnen versucht, die großen nicht, weil sie leere Kassen fürchteten, die kleinen nicht, weil die Stücke wirklich Kräfte für die Darstellung verlangen, die ihnen nicht zu Gebot stehen. Ich habe mich überall bestrebt, die Grundidee konsequent festzuhalten und mit Vermeidung aller Episoden zu schattieren. Wie gesagt, mit diesen Stücken scheiterte ich in meinen Bestrebungen, die ich mir als spezielles Ziel für die deutsche Bühne gesteckt hatte, und da ich das Ziel immer noch nicht als ein falsches ansehen kann, muß ich meine Kräfte als unzureichend erkennen, es zu erreichen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Herbst kommt eben mit schnellen Schritten, viel schneller wohl als bei Ihnen, und da freue ich mich auf die längeren Abende, auf Kaminfeuer, auf gemeinsames Lesen und Arbeiten. Da ich entschieden vor Weihnachten nicht von hier fortgehe, so liegen noch einige ruhige Monate vor mir, die ich zu nutzen hoffe.

Eigen geht es mir wieder mit meinem letzten Stück, wie mit allen meinen Arbeiten. Seit es fertig ist, habe ich alles Interesse, ja alles Zutrauen dazu verloren. Die Beziehung hört auf mit dem abgehauenen Ast, den bis dahin der Saft des Stammes durchdrang und nährte. Ich fühle mich vereinsamt und sehe mich nach einer neuen Arbeit um. Ich fühle mich nie produktiver, als nach der Produktion, und habe nie größeres Verlangen nach der Arbeit, als wenn ich eben eine beendet habe.

Meine Frau grüßt Sie beide von Herzen. Ich reiche Ihnen meine Hand und sehe in Gedanken in die schönsten und blauen tiefen Augen, in denen ich so oft freundschaftliche Güte las. Leben Sie wohl!

Der Ihrige

Gustav zu Putlitz.

---

[1]) „Ines Gallor".

In seiner Antwort läßt sich Hebbel über „Ines Gallor", die er inzwischen gelesen, folgendermaßen vernehmen:

Wien, den 20. September 1854.

Lieber Freund!

Ich muß dieses Blatt eben so anfangen wie Sie das Ihrige: erwarten Sie keinen Brief! Auch ich bin übermäßig in Anspruch genommen durch alles mögliche, und der Herbst macht mich obendrein produktiv, was freilich kein Unglück ist, aber den Menschen doch auf sich selbst verweist. Also unter dem Vorbehalt, mich nächstens zu entschädigen, einstweilen nur rasch die Erledigung des Nötigsten. Ihre Stücke sind richtig angekommen, und die „Ines" haben wir sogleich mit dem selbstverständlichen Interesse und mit Rücksicht aufs Burgtheater gelesen. Ihre Intentionen, deren ich mich von Marienbad her noch aufs genaueste erinnere, sind, wie mir scheint, in den ersten vier Akten glücklich zum Ausdruck gelangt; der fünfte mit dem plötzlichen Umschlag des Grundverhältnisses erregt mir jedoch einiges Bedenken. Ich sage: mir, denn meine Frau teilt meine Besorgnis nicht und glaubt, daß die Schlußscene das Publikum befriedigen wird, welches letztere ich allerdings wenig kenne. Was nun die Besetzung anlangt, so glauben wir, daß die Ines doch besser dem Fräulein Würzburg[1]) und die Dolores meiner Frau zugeschrieben würde; Don Enrique würde in Herrn J. Wagner, Augustin in Herrn Fichtner und Mariquita in Fräulein Neumann treffliche Besetzung finden. Die Verteilung der kleineren Rollen überließe ich der Direktion. Mit den besten Grüßen und der alten Gesinnung

Ihr

Fr. Hebbel.

Als das Ehepaar Putlitz im Sommer 1856 nach Wien kam, verkehrte es auch mit Hebbel. Frau v. Putlitz schreibt über ihn in dem ihrem Manne gewidmeten „Lebensbild": „Hebbel gefiel mir sehr. Seine ernste, knorrige Nordlandsnatur hatte für mich etwas durch ihre Eigenart Fesselndes, und die Genialität seiner Schriften, die häufig eine gewisse Herbheit hatten, wurde durch seine Persönlichkeit erklärt. Leider konnte man gleich bei der ersten Begegnung erkennen, wie sehr es ihn verletzte, daß seine Dramen nicht allgemein den von ihm erstrebten und erhofften Erfolg gehabt, eine Thatsache, die er allein der unpoetischen Richtung Laubes zuschrieb. Seine Gattin Christine, geborene Enghaus, war eine wunderbar schöne Erscheinung und Mitglied des Burgtheaters."

Nach Retzien wieder heimgekehrt, sandte Putlitz an Hebbel einen hübschen Brief, in dem er sich unter anderm auch über dessen Drama „Gyges und sein Ring" ausspricht.

Retzien, den 27. November 1856.

Verehrtester Freund!

Für uns ist der Sommer so unruhig, die Geselligkeit auf dem Lande so alle Zeit in Anspruch nehmend, daß solche Zeiten einen besonderen Reiz haben.

---

1) Zerline Gabillon.

Für mich überdies ist es die einzige Zeit zur Arbeit. Da sitze ich denn auch wieder vom Morgen bis zum Abend zwischen Büchern und mache meine Studien zu einem historischen Drama. Das ist eine vortreffliche Beschäftigung, denn wenn aus dem Drama nichts wird, bleiben immerhin die Studien, die uns nichts verkümmern kann, nicht einmal die Widersprüche der Quellen. Ich habe große Arbeitslust, fast möchte ich sagen Arbeitsnotwendigkeit, denn ich bin ein halber Mensch, wenn ich nicht in einer Produktion bin, aber der Arbeitsmut ist mir verloren gegangen, und das namentlich für das Dramatische. Alle Versuche der letzten Jahre sind gescheitert, ich habe kein Stück mehr auf die Bühnen bringen können, und was sind meine Stücke, wenn sie nicht aufgeführt werden? Diesmal wenigstens steht mir keine Täuschung bevor. Mein Stoff ist ein brandenburgischer,[1]) den das Ausland nicht auf die Bühne bringen kann und Berlin nicht bringen darf. Ich verzichte von vornherein auf die Aufführung und habe wirklich so eine ruhigere Freude an der Arbeit.

Ihr „Ring des Gyges" hat mich noch viel beschäftigt. Der poetische Eindruck, den ich in ihm empfangen habe, macht es mir fast zum liebsten Ihrer Stücke. Es ist voll wunderbarer Schönheit und von einer Keuschheit der Behandlung, die bei dem wunderlichen Stoff meisterhaft ist. Kennen Sie die Novelle von Theophile Gautier, die denselben Stoff behandelt? „Le roi Candole." Ich erzählte in Stolberg von Ihrem Stück, und so brachte die Gräfin Stolberg, eine überaus gescheite und gelehrte Dame, die namentlich auch hebräische und chaldäische Studien macht, die Novelle zum Vorschein. Wie hat die französische Frivolität das Kleid um dieses Märchen gewoben, ohne die Situation so sicher und unumwunden auszusprechen, wie Sie das gethan haben!

Ihr treu ergebener

Gustav zu Putlitz.

Nach längerer Pause empfing Hebbel ein Antwortschreiben, das durch seine intimen Bekenntnisse von Interesse ist.

Retzien, den 5. Januar 1858.

Lieber Freund!

Wenn ich Ihnen sage, daß Ihr guter, freundschaftlicher Brief mich überraschte, so soll darin wirklich kein Vorwurf liegen. Wer dürfte auch weniger seinen Freunden einen Vorwurf daraus machen, daß Ihre Korrespondenz spärlich ausfällt, als ich, und gerade Ihnen gegenüber? So nehmen Sie nur den allertreuesten Dank für Ihr Andenken, für die Stunde, die Sie mir schenkten, und die mir freudigen und lieben Nachklang durch Wochen gab und giebt. Nicht einmal die Entschuldigung der Arbeit kann ich für meine Nachlässigkeiten anführen. Hinter Ihnen liegt eine Zeit des Schaffens, hinter mir eine Zeit vollkommenster litterarischer Unthätigkeit. Wenn ich Ihnen Glück dazu wünsche, so muß ich mir dadurch zugleich einen Vorwurf machen, der mich aber doch nur halb trifft. Im vergangenen Winter bin ich recht fleißig gewesen, das heißt ich

---

[1]) „Das Testament des Großen Kurfürsten".

habe historische Studien gemacht und einige Stoffe aus der vaterländischen Geschichte skizziert. Die Wochenzeit meiner Frau bedingte tiefe Ruhe des Hauses, es kamen keine Besuche und wurden keine verlangt. Dazu dicht zugefrorene Fensterscheiben und hoher Schnee vor der Thür. Das war eine Zeit zum Sammeln und zur Arbeit. Ich baute ein gutes Fundament, aber dabei blieb es. Die Stürme und Zerstreuungen der folgenden Monate ließen nicht weiterbauen und ließen zugleich das Fundament zerfallen, so daß mir nichts aus jenen Monaten übrig blieb als die Erinnerung an gute Tage, in denen ich mir selbst gehörte. Im März gingen wir nach Berlin, wo wir in der Familie meiner Frau sehr betrübende Zustände fanden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und doch sollen das alles keine Klagen sein. Meine Kinder sind wohl und uns wiedergeschenkt. Der Friede unsres Hauses läßt die erschütterten Nerven ausruhen, und ich kann täglich mit dem Gedanken einschlafen und aufwachen, daß ich glücklich bin im vollsten Sinne des Wortes. Ich wollte sogar diesen Herbst wieder an die Arbeit gehen, da wurde ich zum Ankauf eines kleinen Gutes im Anschluß an meinen Besitz gedrängt, und Geschäftliches, Geldberechnungen, Hypothekenkram verschlang die Gedanken, die Laune und vor allem die Zeit. Mir fehlt dadurch etwas. Ich habe eine Leere, die ich immer empfinde, die meine Frau nachempfindet und schmerzlicher als ich selbst. Und doch muß ich mir sagen, es ist gut. Wozu schöpfen in das lecke Danaidenfaß, wozu Arbeit, Empfindungen, Hoffnungen hineinversenken, die dann doch nur den leeren, durchlöcherten Boden wiederfinden lassen. Isoliert wie ich bin von jeglicher Anregung zur Arbeit, außer der meiner Frau, monatelang ohne ein Wort, das geistige Interessen, am wenigsten eigne Arbeiten berührt, ohne Theater, mit spärlichen Tagesblättern, würde ich ganz vergessen, daß ich jemals Schriftsteller gewesen bin, wenn nicht eine Empfindung nebenher ginge, die mich immer daran mahnt, daß meinem Leben ein Reiz fehlt, der es früher schmückte, eine Befriedigung, freilich auch Enttäuschungen, die ehedem über mancherlei Fades fortführte, die mein Umgang notwendig bringen muß. Ich bin für das Theater vollständig gescheitert. Das Feld, das ich hätte gewinnen können, trägt Früchte, denen für jetzt in Deutschland der Markt fehlt. Ich selbst habe die Fähigkeit zu den harmlosen kleinen Miniaturen verloren. Ein andres Feld habe ich mir nicht eröffnet und scheue mich noch immer, mich in Journalen zu zersplittern. So stehe ich als Schriftsteller.

Dabei habe ich dringendes Verlangen nach Ihrer Nibelungentragödie, um so mehr, als mir die Geibelsche Brunhilde so weichlich im Magen liegt, daß ich mir an anders gemeißelten Gestalten dieses gigantischen Stoffes die Freude an dem Urgedicht wieder gewinnen muß. Solch Vergreifen, selbst wenn ich die Unfähigkeit zum Dramatisieren nicht in Anschlag bringe, hätte ich nicht erwartet. Dagegen waren mir die dramatischen Versuche unsrer Gisela Arnim,[1]) trotz ihrer unnützen Breite, eine geist-, poesie-, schwung- und kraftvolle Erquickung.

[1]) Die Tochter Achims von Arnim.

Denken Sie unsrer freundlich. Wir reden viel von Ihnen. Daß Ihre Gedichte in unsern Händen sind, versteht sich von selbst, in alter und neuer Auflage. Wären Sie selbst einmal in unsrer Mitte!

Mit treuem Herzen

der Ihrige

Gustav zu Putlitz.

Der letzte von den vorliegenden Briefen ist für die geruhige Seelenstimmung des Dichters, für seinen warmen Familiensinn, für seine beschauliche Gemütsanlage sehr charakteristisch. Putlitz schreibt:

Retzien, den 20. August 1858.

Mein lieber Freund!

Heute öffnen sich wieder die Thore Ihres Burgtheaters, und mit Frau und Kind werden Sie zurückgekehrt sein aus Ihrer ländlichen Zurückgezogenheit in das heiße Wien, und somit weiß ich, wo meine Gedanken Sie zu finden haben. Lassen Sie mich mit einem Glückwunsch, freilich einem verspäteten, Sie willkommen heißen. Sie haben Tage der Anerkennung und Anregung in Weimar [1]) verlebt. Das habe ich gelesen und mich mit Ihnen gefreut. Daß ich Ihnen das besonders nachempfinden kann, treibt mich, Ihnen auch von mir zu erzählen, wie ich einen freudigen Erfolg gehabt habe. Ich erzählte Ihnen schon vor Jahren von einem preußisch-vaterländischen Drama, das mich beschäftigte. Die traurigen Familienereignisse, die uns in dem letzten Jahre trafen, ließen die Arbeit, ja eigentlich jeden Gedanken daran liegen, und doch war ich fertig bis auf kleine Feile. Das Gastspiel der Rettich und Wagners in Breslau gab mir die Anregung, das Stück schnell fertig zu machen, was in wenigen Tagen geschehen war. So kam es dort zur Aufführung und hat sich auf dem preußischen Boden, in der vortrefflichen Aufführung durch Ihre Wiener Künstler eines sehr guten Erfolgs zu erfreuen gehabt. Das hat mich nun unbeschreiblich beglückt, angeregt und nachhaltig beschäftigt. Ich war mehrere Tage in Breslau, meine Frau kam zur Aufführung nach, es waren schöne, freudige Tage. Wer brauchte nicht einen Erfolg? Sei es auch nur, um wieder recht bescheiden zu werden. Ob das Stück sich nun in dieser Weise halten wird, ist natürlich zweifelhaft. Das Interesse an den Größen und an dem preußischen Stoffe, vielleicht auch an meiner Anwesenheit, waren Beweggründe einer freundlichen Aufnahme, die anderswo fehlen. Doch wird das Stück jetzt in Wien und Berlin einstudiert, und ich freue mich auf das dadurch klare Ergebnis seines dramatischen Wertes.

Ihr Brief, mit den Andeutungen Ihrer Produktivität, hat mich sehr erfreut. Ich weiß, welch Glück die Produktion giebt, und der Morgen, den ich in Wien mit Ihnen verlebte, hat mich wieder so klar eingeführt in Ihr Zusammenleben und -wirken, daß ich ihn in dankbarster, lichtester Erinnerung trage. Vielleicht

[1]) Gelegentlich der Aufführung von Hebbels „Genoveva“.

führt mich der Herbst zur Aufführung meines Stückes noch einmal nach Wien. Könnte ich Sie nur einmal hier begrüßen.

Uns ist es wechselnd ergangen. — — — Im übrigen ist unser Haus diesen Sommer über besonders mit Gästen überfüllt gewesen, und wir sind kaum zur Ruhe, ich jedenfalls nicht zur Arbeit gekommen. Das spannt ab und läßt ein Unbefriedigtsein zurück, mit dem ich oft zu kämpfen habe. So freue ich mich auf die Zeit, wenn die Blätter fallen und es still wird in unsrer kleinen Häuslichkeit. Es liegt ein eigentümlicher Zauber über dem Winter auf dem Lande. Die Natur in ihrer ernsten, rücksichtslosen Wahrheit, die zerstört, nicht um zu vernichten, sondern um Raum zu gewinnen für den Reichtum ihrer Schaffenskraft, packt mich auch immer anregend und kräftigend. Und dann ist unsre nordische Natur im Herbst am schönsten, im Winter am ergreifendsten, und unsre deutsche Landhäuslichkeit nimmt sich am besten aus bei geschlossenen Läden und prasselndem Kaminfeuer. Jetzt kann ich nun meinen Kindern schon Geschichten erzählen. Das Leben mit allen seinen Entwürfen geht im glücklichen Falle immer aus in eine Idylle.

Gott behüte Sie und die Ihrigen! Herzlichsten Gruß und Händedruck mit Frau und Kind von Frau und Kind.

In treuer Freundschaft

der Ihrige

G. zu Putlitz.

Dingelstedt hat Hebbels „Nibelungen" in Weimar mit glänzendem Erfolg in Scene gesetzt. Als Putlitz Intendant in Schwerin war, bat er sich von Hebbel das Manuskript aus, und als die Dichtung dort vor das Lampenlicht trat, brachte sie die größte Wirkung hervor. Die Nibelungentrilogie vermittelte die letzte menschliche Berührung zwischen den beiden so verschieden gearteten Männern. Bald darauf, am 13. Dezember 1863, ging Hebbel in Wien für immer zur Ruhe.

Naturwissenschaftliche Revue.

Allgemeine Biologie. — Tierische Elektricität. — Pflanzen- und Tierverbreitung. — Anthropogeographie. — Bilderatlas zur Pflanzengeographie. — Verbreitung der Vegetationsformen Amerikas im Zusammenhang mit den klimatischen Verhältnissen. — Alpenflora. — Entwicklungsgeschichte der phanerogamen Pflanzendecke Mitteleuropas nördlich der Alpen. — Eiszeit in Schweden. — Flechten und Moose im Haushalt der Natur. — Weizen und Tulpe und deren Geschichte. — Blumenbüchlein. — Unsre Bäume und Sträucher. — Gift- und Heilpflanzen. — Unsre Pflanzenerfahrungen über den rationellen Kaffeebau. — Forstliche Versuchsanstalten. — Aeußere Bedeckung der Lacertilien. — Handwörterbuch der Zoologie, Antropologie und Ethnographie. — Vögel Europas. — Süßwasserfische Deutschlands. — Plankton. — Vogelschutz. — Glaciale und postglaciale Bildungen in der Umgebung von Schaffhausen. — Salzlager bei Kochendorf. — Bedeutung der antarktischen Forschung. —

Isländische Geographie. — Einundzwanzig Jahre in Indien (Borneo). — Cuba. — Ein Jahr in Rhodesia. — Zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht. — Handbuch der angewandten Anatomie. — Einführung in die Chemie. — Luft, Wasser, Licht und Wärme. — Physikalische Erscheinungen und Kräfte. — Fortschritte der Physik. — Anorganische Chemie. — Atomgewichte der Elemente. — Chemie der sechsgliedrigen heterocyklischen Systeme. — Heutiger Stand und Fortschritte der Technik der Röntgen-Photographie. — Medialfernrohr. — Elektrische Sammler für feststehende Anlagen. — Dauerbrandbogenlampen. — Entstehung und Entwicklung der elektrischen Straßenbahnen. — Das Wassergas und seine Verwendung in der Technik. — Versuche zur Erforschung der höheren Luftschichten. — Theorie der Dämmerungsfarben. — Meteorologie der Sonne. — Geist und Stoff. — Himmelsbild und Weltanschauung. — Handwörterbuch der Astronomie. — Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik. — Jakob Steiners Lebensjahre in Berlin von 1821 bis 1863. — Fridolin Sandberger.

Obwohl die Lehre Darwins wohl geeignet erschien, das Werden der gegenwärtig lebenden Tier- und Pflanzenwelt zu erklären, so reichten die Schlaglichter, die sie in das bisher über diesen Vorgang herrschende Dunkel warf, doch nicht aus, es völlig zu erhellen. Darwin selbst und andre mußten deshalb zu wenig wahrscheinlichen Annahmen ihre Zuflucht nehmen, die die Möglichkeit der Reproduktion verlorener Körperteile, der Vererbung ꝛc. lösen sollten. Es sollten in unzähliger Menge vorhandene kleinste Teilchen, Keimchen, Pangene oder Determinanten hierfür aufkommen, aber damit war doch nichts weiter erreicht, als daß man auf Wesen, die sich ihrer Kleinheit wegen auch der mikroskopischen Beobachtung für immer entzogen, die Eigenschaften häufte, deren Vorhandensein die oben angeführten Thatsachen zu fordern schien. So war mit diesen Erklärungsversuchen wenig genug erreicht und Raum genug für weitere geblieben. Ein solcher liegt unsrer heutigen Revue von Kassowitz[1]) vor, der, wenn er auch nur als Arbeitshypothese aufgefaßt zu werden wünscht, doch viel mehr von den in Frage stehenden Erscheinungen zu erklären im stande ist, wie es jene Annahmen waren. Sind sie als mechanische Erklärungsversuche aufzufassen, so handelt es sich hier um einen chemischen. Die physiologischen Reize sollen ihre Wirkung dadurch entfalten, daß sie Teile der lebenden protoplasmatischen Substanz zerstören, diese sich aber immer wieder regenerieren müssen. Die Zerfallprodukte der chemischen Einheiten der verschiedenen Protoplasmen mit einer jedem Individuum eigentümlichen Atomanordnung und ihrer Fähigkeit, von andern Protoplasmen zum Aufbau neuer Moleküle verwendet zu werden, lassen so die Funktion der Nahrung besser begreifen wie bisher, erklären aber auch zwanglos die Abweichungen der Individuen voneinander aus der großen Menge der in einem Protoplasmamolekül vorhandenen Atome. Auch die Anpassung und Vererbung erworbener Eigenschaften werden so verständlich, da ja Nahrung und sonstige äußere Einflüsse das Protoplasma verändern müssen und so zur Bildung andrer Atomgruppen Veranlassung geben können. Eine Bestätigung finden diese Ansichten in den Versuchsergebnissen Wallers[2]) über die Nervenströme, die den Gegenstand einer Reihe, 1897 von ihm an der Royal Institution in London gehaltenen Vorträge bildeten. Aus diesen Strömen lassen sich Schlüsse auf die Thätigkeit der Nerven ziehen; indem nun unter anderm die Wirkung des Alkohols, des Tabakrauches, des Aethers und Chloroformes, namentlich aber auch der Kohlensäure auf die Nerven untersucht wurde, ergab sich der Schluß, daß eine jede Nerventhätigkeit Bildung von Kohlensäure zur Folge haben müsse. Das nähere Studium der beiden hochinteressanten Werke legen wir dem Leser ans Herz. Er wird keine leichte Lektüre finden, die Ueberwindung der Schwierigkeiten aber wird ihn

[1]) Allgemeine Biologie. 1. und 2. Band, jeder 10 Mark. Wien, Moritz Perles.

[2]) Tierische Elektricität, übersetzt von E. du Bois Reymond. Leipzig, Veit u. Co. 4 Mark.

mit Befriedigung erfüllen. Es ist zu bedauern, daß Kassowitz die Polemik gegen Weißmann nicht in einer besonderen Schrift niedergelegt hat, der zweite Band seiner Biologie würde dann erfreulicher geworden sein.

Namentlich anregend haben die von Darwin anhebenden Anschauungen auf die Lehre von der Verbreitung der Tiere und Pflanzen auf der Erde gewirkt und dadurch wiederum der Geographie Veranlassung gegeben, ihre Aufgabe zu vertiefen und auszubreiten. Daß die arktischen Regionen einen Mittelpunkt darstellen, von welchem aus sich Tiere und Pflanzen verbreitet haben, hat man längst erkannt. Darüber giebt die dritte Abteilung der von Hann, Brückner und Kirchhoff herausgegebenen allgemeinen Erdkunde, die nunmehr bereits in 5. Auflage vorliegt, erwünschte Auskunft. In dem mit vielen ausgezeichnet schönen Abbildungen gezierten, trefflich ausgestatteten Buche[1]) behandelt der letztgenannte Forscher die Entwicklungstheorie und die Pflanzen- und Tierreiche, wie sie jetzt die Erde aufweist, während die 2. Auflage der Anthropogeographie von Ratzel[2]) durch Betrachtung der Verbreitung des Menschen und der Wanderungen der Völker, deren Ergebnis sie ist, das Bild vollendet. Wendet sich jene an ein größeres Publikum, so fesselt diese durch eingehende wissenschaftliche Forschung, die die Gefahr, zu abstrakt zu werden, durch eine Fülle der lehrreichsten Beispiele mit Glück vermeidet. Darin aber geht sie über die vorhandenen anthropologischen Werke hinaus, daß sie nicht nur die Naturvölker schildert, sondern auch auf die Kulturvölker eingeht. Die Frage nach dem ersten Auftreten des Menschen muß auch sie freilich noch ungelöst lassen.

Derartige zusammenfassende Werke stützen sich auf eine Menge von Einzelforschungen, die das Werden des jetzigen Zustandes oder diesen selbst zum Gegenstand haben. Zu den letzteren gehört der prachtvoll ausgestattete Bilderatlas zur Pflanzengeographie, den Kronfeld[3]) herausgegeben hat. Da gehen neben vortrefflichen Abbildungen einzelner Pflanzen besonders eigenartige Vegetationsbilder vor unserm Auge vorüber, die das Wesen der verschiedenen Florenreiche besser wie jede Beschreibung schildern. Der beigefügte Text aber giebt die nötigen Erklärungen in erwünschter Weise, und wenn die Abbildungen auch dem Eingeweihteren bekannt sind — die Mehrzahl ist aus dem Pflanzenleben Kerners v. Marilaun entnommen —, so sind sie doch weitaus deutlicher und bezeichnender, als die jetzt so beliebten Lichtdrucke nach Photographien, die sich an künstlerischem Wert mit jenen entfernt nicht messen können. Die Florenreiche Amerikas, das ja die Riesen ihrer Art beherbergt, und das die Verschiedenheit der Vegetation in erster Linie bedingende größte Abwechslung der Klimate aufweist, behandelt in Kürze eine Schrift von Grosze,[4]) die sehr empfohlen werden kann. Die Pflanzen einzelner Gebiete schildert für die Alpen Della Torre[5]) und giebt dem Besitzer des vom Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins herausgegebenen Atlas der Alpenflora, auf den wir unsre Leser mehrmals aufmerksam machen konnten, das ihrer Ergänzung nötige Handbuch, das zugleich den Schlüssel zur Bestimmung der Pflanzen der alpinen und subalpinen Region enthält. Gerade die Alpenpflanzen aber bieten durch Eigentümlichkeit und Verbreitung ein besonderes Interesse. Nach der Ansicht von A. Schulz[6]) stammen wenigstens die ältesten Pflanzen Mitteleuropas von den Alpen, die in einer kühlen Periode, während welcher ein großer Teil unsers Erdteiles im Eise begraben lag, sich ausbreiten konnten, während folgende wärmere Perioden sie wieder zurückdrängten. Das gerade keine bequeme Lektüre bildende Buch erklärt die jetzige Ver-

---

[1]) Pflanzen- und Tierverbreitung. Prag, Wien und Leipzig. Tempsky u. Freitag. 10 Mark.

[2]) Anthropogeographie. Stuttgart, J. Engelhorn. 14 Mark.

[3]) Leipzig, Bibliographisches Institut. 2,50 Mark.

[4]) Die Verbreitung der Vegetationsformationen Amerikas im Zusammenhang mit den klimatischen Verhältnissen. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder).

[5]) Die Alpenflora. München, J. Lindauersche Buchhandlung, Schöpping. 4 Mark.

[6]) Entwicklungsgeschichte der phanerogamen Pflanzendecke Mitteleuropas nördlich der Alpen. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. XI. Heft 5. Stuttgart, J. Engelhorn.

breitung der Pflanzen Europas aus der Annahme von nicht weniger als vier Eiszeiten, eine Annahme, die wohl noch aller Bestätigung bedarf. Werden doch vielfach nur zwei Eiszeiten angenommen und will doch O. Holst[1]) für Schweden nur eine zugeben, hält wenigstens den Beweis für das Eintreten einer zweiten für noch nicht erbracht. Bei der Neubesiedelung eines Landstückes mit Pflanzen spielen nun die Flechten und Moose eine bedeutsame Rolle, jene für die Humusbildung, diese für die Erhaltung der Bodenfeuchtigkeit, und das giebt der kleinen Schrift von U. Gyr[2]) ein besonderes Interesse, die in Uebereinstimmung mit früher Mitgeteiltem betont, daß die Besiedelung von Bäumen durch Flechten nur den Beweis für die Feuchtigkeit des Klimas erbringt, ihren Trägern aber durchaus keinen Schaden verursacht. Nur wenn sie sich an Wunden ansetzen, können sie, indem sie sie feucht erhalten, Wundfäule, ja Brand hervorrufen.

Besser unterrichtet wie über die Schicksale der Pflanzen Europas in jenen entlegenen Zeiten seiner Vereisung sind wir über solche, die sie in historischer Zeit durch Vermittlung des Menschen erfahren haben. Dabei kann es sich natürlich nur um wenige Arten handeln, und es sind Weizen und Tulpe, die Graf Solms[3]) in einer höchst interessanten Schrift solcher Weise bearbeitet hat. Hat doch die letztere zu dem berühmten 1636 namentlich in Holland und Frankreich große Gewinne, aber noch größere Verluste verursachenden Schwindel Veranlassung gegeben, über den der Leser ausführliche Mitteilungen findet. Feld- und Gartentulpe sind Fremde in unsrer Flora, erst im 16. Jahrhundert sind sie, jene in der Gegend von Bologna, zuerst aufgetreten. Wie die Gartentulpe stammt sie aus der Türkei, doch ist diese wahrscheinlich das Ergebnis von Kreuzungen verschiedener asiatischer Arten. Eine farbige Tafel führt die drei geschätztesten Arten aus der Zeit ihrer höchsten Wertschätzung dem Leser nach alten Abbildungen vor Augen.

An die Entwicklung der Pflanzenarten und ihrer Verbreitung nehmen wir nicht nur deshalb so großen Anteil, weil sie uns ästhetischen Genuß und materiellen Vorteil bringen, sondern auch deshalb, weil sie uns schädlich, ja tödlich werden können. Die Freude an den Blumen läßt aber sogleich den Wunsch in uns lebendig werden, auch ihre Namen zu erfahren, und dazu verhelfen auch dem Nichtbotaniker leicht zwei wunderhübsch ausgestattete Büchelchen von Plöß,[4]) die uns Gelegenheit geben, alle Blumen, denen wir auf unsern Spaziergängen begegnen, sowie alle Bäume und Sträucher bequem kennen zu lernen und die Richtigkeit ihrer Bestimmung durch gute Abbildungen zu prüfen. Indem auch die üblichen botanischen Kunstausdrücke mitgeteilt werden, befähigen beide Schriften auch zur Benutzung größerer Lehrbücher der Botanik. Den Schaden und Nutzen der Pflanzen aber lehrt Schlitzberger[5]) in einer handlichen, Gift- und Heilpflanzen betitelten Schrift kennen. Giebt es auch bessere Abbildungen, wie die ihr beigegebenen, so erfüllen sie doch ihren Zweck, unbequem ist es aber, daß die sich im Text folgenden Pflanzen dieses nicht auch auf den Tafeln thun, auf ihnen vielmehr zerstreut sind. Auch dürfte die Angabe so mancher arzneilichen Wirkung nicht unbedenklich sein, trotz der zugefügten Mahnung zur Vorsicht. Von ihrem Gebrauche als Heilmittel stammen die Namen nicht weniger Blumen und Gewächse ab, die andern sind der Niederschlag mythologischer, in unserm Volke keineswegs erloschenen Vorstellungen. Der Leser weiß, daß er sich über diesen Gegenstand in dem reizenden Buche von Söhns[6]) unterrichten kann, und so wird es ihn freuen, zu hören, daß dieses in verschönerter Ausstattung nunmehr in verbesserter zweiter Auflage vorliegt.

---

[1]) Hat es in Schweden mehr als eine Eiszeit gegeben? Uebersetzt von Wolff. Berlin, J. Springer. 1.20 Mark.

[2]) Die Flechten und Moose im Haushalt der Natur. Solothurn, Lüthy.

[3]) Weizen und Tulpe und deren Geschichte. Leipzig, A. Felix.

[4]) Blumenbüchlein für Waldspaziergänge. 2 Mark. — Unsre Bäume und Sträucher. 5. Auflage. 1.40 Mark. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

[5]) Leipzig. Amthorsche Verlagshandlung. 2.40 Mark.

[6]) Unsre Pflanzen. Leipzig, B. G. Teubner. 2.40 Mark.

Für unsre Nutzpflanzen sorgt der Forstmann und der Landwirt oder, wenn man lieber will, der Pflanzer, denn wir haben heute über die Darstellung der Erfahrungen, die Dafert[1] in Brasilien über den rationellen Kaffeebau gemacht hat, zu berichten. Daß die Schrift bereits in zweiter Auflage vorliegt, beweist, daß man in Deutschland ihren Inhalt wohl würdigt. Dazu aber hat man in der That allen Grund. Giebt doch ihr Verfasser an, wie Klima, Saatgut und Pflanzengut, aber auch die Behandlung und Pflege bei der Anlage und während des Wachstums auf dieses wirkt, wie aber auch die richtige Auswahl der Varietät von größter Bedeutung ist. Näher wie der exotische Kaffeebau liegt uns freilich unser deutscher Wald, und so werden in besonderem Maße die Mitteilungen interessieren, die Lorey[2] in seiner Rede zur Feier des Geburtstages des Königs von Württemberg über die forstlichen Versuchsanstalten gemacht hat. Groß ist die Zahl der Aufgaben, die sich aufdrängt, viele davon sind aber nur durch Beobachtungen in verschiedenen Gegenden zu lösen. Dabei zeigt sich, wo und wie jede Baumart am besten gedeiht, und so bilden die 1872 ins Leben gerufenen neuen forstlichen Versuchsanstalten Deutschlands einen Verein, der seine Aufgaben gemeinschaftlich löst und von der preußischen Hauptstation geleitet wird. Sehen wir hier eine erfreuliche Frucht der Einigung Deutschlands, so wächst deren Wert noch durch die weitere Mitteilung, daß auch ein internationaler Verband ins Leben gerufen worden ist, sich allerdings einstweilen noch in seinen Anfangsstadien befindet.

Was wir nun aber über botanische Fragen gesagt haben, gilt in nicht geringerem Grade auch von zoologischen. Auch auf dem Gebiete der Tierkunde hat die Darwinsche Lehre zur Erforschung der geographischen Verbreitung Veranlassung gegeben. Das beweist unter anderm die Arbeit Sokolowskys,[3] die darthut, wie die Schuppen der eidechsenartigen Tiere, analoge Gebilde wie die Federn der Vögel und die Haare der Säugetiere, aus Papillen oder Körnern der Lederhaut sich herausgebildet haben. Diese vergrößerten sich nun und bekamen endlich Kiele. Die ältesten Arten der Lacertilien müssen deshalb noch schuppenlos sein, wie dies in der That bei den Geckos beobachtet wird, während jüngere, wie die Eidechsen, wohl ausgebildete Schuppen tragen. Wie wir schon des öfteren zu erwähnen Gelegenheit hatten, findet sich alles zoologisch, anthropologisch und ethnographisch Wichtige in der Encyklopädie[4] zusammengestellt, deren 73. Lieferung von Velutina bis Wangatti reicht. Ausführliche Artikel sind der Venusmuschel, der Entwicklung der Verdauungsorgane, den Vespertilioniden, dem Negerstamm der Vey, den Viti (Fidschi)-Insulanern, den Vögeln, den Wadschagga am Kilima Ndjcharo, den Wahehe, den Walen und andern gewidmet. Die Kennzeichen der Vögel Europas hat Anzinger[5] in Tabellen zusammengestellt, die in ähnlicher Weise, wie dies bei den Pflanzen längst üblich ist, die Bestimmung gestatten. Wo es sich als nötig erwies, unterstützen Abbildungen die Beschreibung der einzelnen Spezies, deren Heimat, Wanderungen, Stimme, Brutzeit geschildert werden. Das Werk Nitsches[6] behandelt ebenso die Süßwasserfische Deutschlands. Sehr zweckmäßig sind darin, um die Bestimmung zu erleichtern, gute Abbildungen der Fische als eine Spalte in Tabellen aufgenommen, deren andre Spalten die üblichen Namen, die Kennzeichen, die Fortpflanzung und den wirtschaftlichen Wert der Fischart enthalten. Da auch die in Deutschland eingeführten nordamerikanischen Fische berücksichtigt, da ferner die Schonzeiten, die in Preußen absolute, in den süddeutschen Staaten individuelle sind, angegeben werden, so ist das Buch für jeden Fischzüchter von großer Wichtigkeit. Dasselbe gilt von Walters[7] Untersuchung des Planktons der Süßwasserseen und Teiche, welches namentlich den noch kleinen

[1] Erfahrungen über den rationellen Kaffeebau. 2. Auflage. Berlin, P. Parey. 3 Mark.
[2] Forstliche Versuchsanstalten. Tübingen, Lauppsche Buchhandlung. 80 Pfennig.
[3] Ueber die äußere Bedeckung der Lacertilien. Zürich, E. Speidel. 2 Mark.
[4] Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. Breslau, E. Trewendt.
[5] Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 2 Mark.
[6] Verlag des Deutschen Fischerei-Vereins. Berlin, Karl Siegismund. 1 Mark.
[7] Neudamm, J. Neumann. 1.20 Mark.

Fischchen als Hauptnahrung dient. Es besteht aus pflanzlichen und tierischen Stoffen, von denen freilich nur die letzteren für die Ernährung der Fische Wert haben. Sie setzen sich aus einer Menge kleiner krebsartiger Tierchen zusammen, und wenn es auch für den Teichbesitzer nicht nötig ist, mikroskopische Untersuchungen des Planktons anzustellen, so darf er doch nicht unterlassen, sich von dem Nahrungsvorrat eines Teiches zu überzeugen, ehe er ihn mit Fischen besetzt. Nur wenn dieser ausreicht, darf er auf Gedeihen seiner Zucht rechnen. Die Fische können ja nicht, wie die Vögel, den ihnen angewiesenen Wohnort verlassen, sind deshalb aber auch viel weniger Gefahren ausgesetzt wie die letzteren. Diesem Umstande ist nicht in letzter Linie die Abnahme dieser in ihrer Mehrzahl dem Menschen nützlichen Geschöpfe zuzuschreiben, die wohl geeignet ist, den Land- und Forstwirt mit Sorgen zu erfüllen. Denn vor einer ganzen Reihe von Insektenschäden schützen ihn nur jene geflügelten Bundesgenossen, und zum Danke dafür erschwert er ihnen ihre Existenz mehr und mehr. Die Wohnungsnot ist es in erster Linie, woran diese Tiere zu Grunde gehen, und hier brauchbare Vorschläge zur Abhilfe geschafft zu haben, ist ein großes Verdienst des Grafen Berlepsch.[1]) Daß dies mit Nistkästen möglich ist, weiß jeder, aber die Vögel nehmen nicht jeden Nistkasten an. Deshalb sind die gegebenen Ratschläge zur Herstellung solcher Kästen von hohem Wert, und das um so mehr, als durch vortreffliche farbige Abbildungen jeder in die Lage gebracht wird, die zu schützenden und zu verfolgenden Vögel zu erkennen. Auch die Anlage geschützter Gebüsche sind nötig und die Bekämpfung der in Betracht kommenden Feinde, als welche hauptsächlich Spatzen und Katzen genannt werden. Endlich muß der Vogelfang am besten durch internationale Verträge womöglich ganz abgestellt werden. Dafür ist aber eine notwendige Voraussetzung, daß bei uns endlich der Krammetsvogelfang verboten wird. So haben wir allen Grund, der kleinen trefflich ausgestatteten Schrift, die in zweiter unveränderter Auflage, aber auch in englischer, französischer, italienischer und schwedischer Sprache erschienen ist, einen möglichst großen Erfolg zu wünschen.

Wie wichtig die Einzelforschung für die Gewinnung allgemeiner Resultate ist, haben wir bereits oben betont. So hätte man ohne eine breite Unterlage von solchen nie die Vereisung Europas in früheren Jahrtausenden feststellen können. Einen lesenswerten Beitrag zu derselben liefert die Untersuchung Meisters[2]) über die glacialen und postglacialen Bildungen in der Umgebung von Schaffhausen. Namentlich gelten sie dem Schweizerbild, einem Ort, an welchem mehrmals paläo- und neolithische Menschen ihre Wohnungen aufschlugen. Von technischer Bedeutung ist dagegen die Arbeit Brancos[3]) über das Salzlager bei Kochendorf am Kocher, dessen Abbau, nachdem der Schacht bei Friedrichshall ersoffen war, mit Hilfe eines neuen Schachtes geplant wurde. Da aber auch hier die einbrechenden Wasser Schwierigkeiten machten, so war die Anlage in der württembergischen Kammer als fehlerhaft hingestellt worden. Dem gegenüber legt der genannte Forscher die Gründe dar, die für die Anlage sprechen, und die Bewältigung der Wasser sicher erwarten lassen.

Der Leser wird sich, als wir den Nordpol als tier- und pflanzengeographisches Zentrum hinstellten, die Frage vorgelegt haben, ob nicht auch ein Gleiches vom Südpol gelte. In der That ist dies von einigen Forschern angenommen worden, entscheiden aber wird man die Frage erst dann können, wenn man über genauere Kenntnisse dieses Teiles der Erde verfügt als jetzt. Daß dies in der Kürze der Fall sein werde, ist bei der großen Teilnahme, die man jetzt überall der antarktischen Forschung entgegenbringt, zu hoffen. Die Wichtigkeit einer solchen für unsre geographischen und meteorologischen Kenntnisse, für die Verteilung des Magnetismus auf der Erde, aber auch für Geologie, Zoologie und Botanik ist

[1]) Der gesamte Vogelschutz. Gera, Untermhaus. Fr. E. Köhler. 1 Mark.

[2]) Schaffhausen, Buchdruckerei von H. Meyer.

[3]) Stuttgart, Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg. In Kommission von C. Grüninger. 1.50 Mark.

Stoß[1]) in einer empfehlenswerten Abhandlung auseinander, die jedem über die so oft besprochene und so selten verstandene Frage die gewünschte Klarheit geben wird.

Einstweilen spielen diese unwirtlichen Gegenden die Rolle, die im Altertum der äußersten Thule zukam. Niemand wußte recht, was sie war und wo sie das Meer umspülte. Meistens wird sie auf Island gedeutet, und es spricht ja manches für diese Ansicht. Sonderbar genug ist ja das weltferne Eiland, das in den Nebeln des Golfstromes so oft verborgen thätigen Vulkanismus neben vereisten Gebieten aufweist, und so ist auch die Kulturentwicklung daselbst eine eigenartige geblieben. Der Leser weiß, daß sie in dem den nicht ganz zutreffenden Titel isländische Geographie tragenden Werke von Thorodsen[2]) dargestellt ist. Ist das Buch auch zunächst für die Isländer geschrieben, so haben doch die Ergebnisse der in hohem Grade mühsamen Arbeit, der es sein Erscheinen verdankt, für die ganze gebildete Welt Interesse. Die zu Grunde liegenden Nachrichten konnten nicht Büchern entnommen werden, ihre Arbeiten drucken zu lassen, überstieg die Mittel der isländischen Verfasser, und so waren dreihundert Handschriften nachzusehen, um die Schicksale der Insel vom Beginne des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, mit denen der vorliegende Band abschließt, zu schildern. Der Leser lernt ein nicht mit Glücksgütern, wohl aber mit Zufriedenheit gesegnetes Volk kennen.

Einige weitere Arbeiten erzählen von Ländern, die im Mittelpunkt des Interesses vor kurzer Zeit standen oder im Augenblicke stehen. Breitenstein[3]) schildert namentlich vom ärztlichen Standpunkte seine Erlebnisse in Borneo, wobei manches interessante Schlaglicht auf die Verhältnisse der niederländischen Besitzungen in Indien fällt, deren mineralische Schätze zu heben man sich eben anschickt, Deckert[4]) beschreibt Cuba, dessen Zukunft noch in Dunkel gehüllt liegt, und erfreut dabei durch manche wohlgelungene Abbildung; v. Wernsdorf[5]) endlich berichtet über die Erlebnisse, die er 1896 und 1897 als Mitkämpfer in dem Kriege machte, den die Chartered Company gegen die Mashona und Matabele führte. Gegen diese waren die englischen Truppen freilich siegreich, in den Kampfesmitteln allerdings nicht wählerisch, wenn sie zum Beispiel die in ihre Erdwohnungen geflüchteten Gegner mittels Dynamitsprengung töteten; eigentümlich aber berührt es, wenn wir die Greuel, um deren Bestrafung willen damals die englischen Truppen ins Feld zogen, jetzt von diesen selbst verüben sehen. Der damalige Kriegsschauplatz ist dem gegenwärtigen nahe genug, um den Schilderungen der damaligen Kämpfe für den Augenblick ein besonderes Interesse zu verleihen.

Seltsame Widersprüche im Menschendasein! Die einen opfern Tausende von gesunden, blühenden Männern um schnöden Goldgewinn, und die andern bieten alles auf, um die Schwächlichen unsers Geschlechtes mit allen Mitteln hygienischer Kunst zu erhalten, jedenfalls ihrem schädlichen Einfluß auf andre zuvorzukommen. So werden überall in den Gebirgen Heilanstalten für Lungenkranke errichtet, wobei freilich nicht immer so strenge Vorsichtsmaßregeln, die die Verschleppung der Tuberkulose in bis dahin von ihr verschonte Orte unmöglich machen, eingehalten werden, so macht Büdingen[6]) auf die Gefahren aufmerksam, welche in dieser Hinsicht der Aufenthalt in den Zuchthäusern und Gefängnissen mit sich bringt, nicht ohne einige Vorschläge zu ihrer Vermeidung zuzufügen. Freilich ist da schwer zu helfen, obwohl namentlich der Vorschlag, dem Verbrecher nach und nach seine Freiheit

---

[1]) Die Bedeutung der antarktischen Forschung. Berlin, H. Gärtners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder).

[2]) Geschichte der isländischen Geographie. 2. Band. Deutsch von Gebhardt. Leipzig. B. G. Teubner. 12 Mark.

[3]) Einundzwanzig Jahre in Indien. 1. Teil: Borneo. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 5.50 Mark.

[4]) Land und Leute, Monographien zur Erdkunde. Herausgegeben von A. Scobel. 2. Band. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. 3 Mark.

[5]) Ein Jahr in Rhodesia. Berlin, C. Janke. 1.50 Mark.

[6]) Zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 80 Pfennig.

wiederzugeben, indem man ihn bereits vor seiner Entlassung zu Botendiensten und ähnlichem benutzt, sehr zu berücksichtigen sein dürfte. Die Hauptsache zur Abwehr der Tuberkulose ist und bleibt die Erhaltung eines gesunden, der notwendigen Disposition dafür entbehrenden Körpers, und dazu können nicht nur Aerzte und Orthopäden, sondern auch namentlich die Turnlehrer beitragen. An sie, dann aber auch an die Künstler richtet sich das prachtvoll ausgestattete Handbuch der angewandten Anatomie von Pfeiffer,[1] welches über den normalen Wuchs, die Wuchsfehler, die Bewegungen des ganzen Körpers und der einzelnen Gliedmaßen Rechenschaft giebt. Da sie auch auf die Ausmessung der Oberflächenteile behufs ihrer Darstellung in der Ebene eingeht, so ist das Buch zugleich von hohem Werte für alle, welche für unsre Bekleidung und Beschuhung Sorge tragen.

Auch über eine Reihe von neuen Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Chemie und Physik hat unsre heutige Revue zu berichten. Einige derselben haben den Zweck, in das Studium einzuführen, so die sehr klar geschriebene, leichtfaßliche Einführung in die Chemie von Lassar-Cohn,[2] die aus Volkshochschulvorträgen hervorgegangen ist, die ebenso empfehlenswerten, Luft, Wasser, Licht und Wärme in vorwiegend chemischer Hinsicht betrachtenden acht Vorträge Blochmanns,[3] in denen nur der Gang der Lichtstrahlen in Figur 95 und 97 richtig hätte gezeichnet werden müssen, endlich die Darstellung der physikalischen Erscheinungen und Kräfte von Grunmach,[4] die, indem sie namentlich auch die neuesten Entdeckungen und deren Anwendungen ausführlich bespricht, mit großem Nutzen gebraucht werden kann. Als Sonderausgabe des zweiten Bandes des Buches der Erfindungen wendet sie sich an das große Publikum, dem aber darf man nur durchaus Beglaubigtes bieten, und so hätte Verfasser die mitgeteilten geschichtlichen Daten entweder nach dem neuesten Stande der Forschung geben oder sie ganz weglassen sollen, statt in den bei weitem meisten Fällen die landläufigen Irrtümer zu wiederholen. Die Fortschritte der Physik,[5] deren Unentbehrlichkeit für das physikalische Studium dem Leser genugsam bekannt ist, liegen für das Jahr 1898 erst bis auf den dritten kosmologischen Teil vor, so daß zu befürchten ist, daß sie gegen das laufende Jahr wieder je länger, je mehr in Rückstand kommen. Die anorganische Chemie ist in dem Lehrbuch von Remsen[6] nach dem natürlichen System der Elemente vorgetragen, in der vorliegenden-nach der zweiten Auflage vorgenommenen Bearbeitung von Seubert ist diese Anordnung beibehalten, ja sogar noch konsequenter durchgeführt worden. So sehr nun auch die klare Darstellung zu rühmen ist, so dürfte es doch fraglich sein, ob es sich für das Studium der Chemie empfiehlt, der doch leicht zu behaltenden Anordnung der Elemente im natürlichen System zu gefallen, abweichend von der gewöhnlichen Behandlung des Stoffes die Verbindungen der Elemente von diesen gesondert zu betrachten. Seubert[7]) hat sodann im Namen einer von der Deutschen chemischen Gesellschaft eingesetzten Kommission die Atomgewichte der Elemente in einer Tabelle, die zum Aufhängen im Hörsaal bestimmt ist, zusammengestellt. Sie ist auf eine Einheit bezogen, in der das Atomgewicht des Sauerstoffes 16 ist. Obwohl man in den letzten Jahrzehnten das des Wasserstoffes als 1 den andern zu Grunde gelegt hatte, so ist man doch wieder auf den Sauerstoff, um der Sicherheit der Zahlen willen, wieder zurückgegangen, weil die Bestimmungen der andern doch hauptsächlich aus Sauerstoffverbindungen erhalten werden.

Einen Teil der organischen Chemie, die sogenannten sechsgliedrigen hetero-

---

[1]) Leipzig, O. Spamer.

[2]) Hamburg, Leopold Voß. 4 Mark.

[3]) Leipzig, B. G. Teubner. 1,15 Mark.

[4]) Leipzig, O. Spamer.

[5]) 1. Abteilung 26 Mark, 2. Abteilung 34 Mark. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.

[6]) Anorganische Chemie. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung. 10 Mark.

[7]) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1 Mark.

cyklischen Systeme behandelt der von Brühl, Hjelt und Aschan[1]) im 7. Band des großen Roscoe-Schorlemmerschen Handbuches, der zugleich als Sonderausgabe erschienen ist. Ich versage es mir, dem Leser die Namen der behandelten Stoffe vorzuführen, die ihrer Konstitution wegen den obigen Namen erhalten haben. Bekannte würde er darunter kaum finden, um so wichtiger aber ist das nicht nur zum Nachschlagen, sondern auch mit gutem Erfolg zum Lesen abgefaßte Werk für den Biologen, den Pharmakologen und den Arzt, und so wird es auch dem Patient Nutzen bringen.

Auch in erster Linie für den Arzt bestimmt ist Schürmayers[2]) Darlegung des heutigen Standes und der Fortschritte der Technik der Röntgen-Photographie. Man ersieht aus dem sehr zeitgemäßen Werkchen, daß es weniger Schwierigkeit hat, die Photographien zu erhalten, als richtig zu deuten, und daß infolge davon die Brauchbarkeit des Verfahrens doch nicht so allgemein ist, als man annehmen zu dürfen geglaubt hatte.

Die weiter vorliegenden Schriften physikalischen Inhalts behandeln technische Anwendungen der Physik. Unter dem Namen Medialfernrohr hat Schupmann[3]) eine neue Konstruktion für astronomische Instrumente beschrieben. Sie soll die Nachteile der großen Reflektoren und Refraktoren vermeiden, von denen die der letzteren namentlich darin bestehen, daß sie kein ganz farbloses Bild liefern. Durch Anwendung eines Spiegels läßt sich dieser Uebelstand beseitigen, doch muß er klein sein, wenn das neue Fernrohr nicht die Unbeholfenheit der Reflektoren haben soll. Deshalb läßt der Erfinder die von einem aus einer Sammellinse von Flintglas bestehendem Objektiv austretenden Strahlen durch zwei Zerstreuungslinsen von Crownglas auf einen kleinen Hohlspiegel fallen, der sie auf das Okular zurückwirft. Um dabei das Auge in bequeme Stellung zur Fernrohrachse zu bringen, ist ein kleines reflektierendes Prisma zwischen Objektiv und Spiegel angebracht, das die Strahlen um 90 Grad von ihrer Richtung ablenkt. Sie fallen nach ihrer Zurückkunft vom Spiegel in das Auge, wenn dieses auf das Fernrohrende in senkrechter Richtung hinsieht. Die genaue Untersuchung des Systems hat günstige Resultate ergeben, und es dürfte sich als recht brauchbar erweisen.

Die elektrischen Sammler für feststehende Anlagen beschreibt und prüft eine Schrift von Heim,[4]) deren Tüchtigkeit aus dem Umstand hervorgeht, daß sie bereits in dritter Auflage vorliegt, mit den Dauerbrandbogenlampen, Bogenlampen, die, weil sie im abgeschlossenen Raume brennen, länger vorhalten und ruhigeres Licht geben, beschäftigt sich Rosemeyer.[5]) Auch sein Buch wird mit Nutzen zu verwenden sein. Das nämliche dürfte aber nicht von Weils[6]) Entstehung und Entwicklung der elektrischen Straßenbahnen gelten. Mit viel zu undeutlichen Figuren, wie sie jetzt leider immer mehr überhand nehmen, ausgestattet, wird der zum Teil unzureichende, zum Teil überflüssige Inhalt weder dem Laien noch dem Fachmann Nutzen bringen können. Dagegen wird Geitels[7]) Schrift über das Wassergas und seine Verwendung in der Technik auch in zweiter Auflage vielen willkommen sein. Dies Gas erhält man, wenn man Wasserdampf über glühende Kohlen leitet; dadurch entsteht Wasserstoff und Kohlenoxyd, die, in einer Gaskraftmaschine mit Luft verbrannt, zur Krafterzeugung benutzt werden können. Auf solche Weise läßt sich die Energie der Kohle vorteilhafter verwerten, wie bei Herstellung von Leuchtgas oder gar beim Gebrauch einer Dampfmaschine. Seine Herstellung ist einfacher wie die des Leuchtgases, der große Dampfkessel mit dem Schornstein, wie ihn die

[1]) Chemie der sechsgliedrigen heterocyklischen Systeme. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 28 Mark.
[2]) München, Seitz & Schauer. 1,20 Mark.
[3]) Leipzig, B. G. Teubner. 4,80 Mark.
[4]) Leipzig, O. Leiner. 3 Mark.
[5]) Leipzig, O. Leiner. 2 Mark.
[6]) Leipzig, O. Leiner. 3 Mark.
[7]) Vom Verein deutscher Ingenieure gekrönte Preisschrift. Berlin, G. Siemens. 7 Mark.

Dampfmaschine erfordert, fällt weg. Soll das Wassergas zu Beleuchtungszwecken dienen, so wird es mit Petroleumdämpfen oder Leuchtgas gemischt. Da es geruchlos aber sehr giftig ist, so muß es mit einer stark riechenden Beimischung versehen werden, die sein etwaiges Ausströmen bemerken läßt. Es ist zu erwarten, daß seine Verwendung sich immer mehr ausbreitet, und so wird das Studium des gut geschriebenen Buches dringend anzuraten sein.

Eine Frage von ähnlicher Wichtigkeit, allerdings in erster Linie für den Meteorologen, behandelt Beyers[1]) Schrift über die Versuche zur Erforschung der höheren Luftschichten. Man weiß, daß dies neuerdings mit Fesselballons, ja auch mit Drachen geschieht, daß aber solche nicht zu den größten Höhen aufsteigen können. Man hat deshalb auch Ballons mit registrierenden Instrumenten aufsteigen lassen, aber es ist immer sehr fraglich, ob man solche wieder erhält und in welchem Zustande sich dann die Instrumente befinden. Das Aufsteigen eines einzigen bemannten Ballons aber giebt nur unvollständige Resultate, und so ist es als großen Fortschritt zu bezeichnen, daß man internationale Vereinbarungen getroffen hat, wonach jährlich zweimal eine möglichst große Zahl von Ballons an möglichst voneinander entfernten Orten aufsteigen soll.

Mit ihren Ballons dringen die kühnen Forscher in Höhen, in denen sich die Farben der Atmosphäre bilden, als deren Ursache man jetzt die Beugung des Lichts sicher erkannt hat. Die Ursache dafür sind kleinste Teilchen, meist Eisnädelchen, die in der Atmosphäre schweben. Sind sie sehr klein, so ergiebt die Beugung der Lichtstrahlen in den sehr kleinen Zwischenräumen zwischen ihnen das blaue Himmelslicht, sind sie entsprechend größer und zahlreicher, wie in der Nähe des Horizontes, rotes und orangegelbes Licht. Daß dem so sein muß, hat Lommel[2]) durch mathematische Berechnung bewiesen, die ihm auch zur Erklärung des ersten und zweiten Purpurlichtes nach Sonnenuntergang, des Alpenglühens und der abnormen Erscheinungen, die nach vulkanischen Ausbrüchen beobachtet werden, verhalfen. Den Rechnungen kann nur der Fachmann folgen, aber die Lommelsche Schrift giebt auch eine eingehende Schilderung der Erscheinung, die jeder mit Interesse lesen wird. Es wird somit auch verständlich, daß derartige Farben zur Wetterprognose behilflich sein können. Zu einiger Sicherheit haben wir es darin freilich noch nicht gebracht, und daran werden Zengers[3]) Bemühungen, deren Unzulänglichkeit wir bereits kennen lernten, nichts ändern, wenn er auch für jedes Jahr, als zu erwartende Witterung die vor zehn Jahren in der betreffenden Jahreszeit beobachtete, immer von neuem vorführt.

Angesichts der staunenswerten Errungenschaften unsers Geschlechtes ist der Wunsch gerechtfertigt, zu einer einheitlichen Weltanschauung zu gelangen. Auf dem Wege freilich, auf dem Preuß[4]) dies Ziel zu erreichen gedenkt, wird sie sich wohl nicht finden lassen. Denn indem er die Erfahrung der Gegenwart ohne weiteres auf frühere Erdzustände ausdehnt, kann er unmöglich zu Ergebnissen gelangen, die mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Aber auch dann ist der ungeheuerliche Schluß, daß die ganze Stoffmenge der Erde nur ein Umsatzprodukt von Organismen sei, die sie bewohnt haben, nicht gerechtfertigt. Es verlohnt nicht, auf die mannigfachen unrichtigen Thatsachen in dem Buche aufmerksam zu machen. Auch wird die Naturwissenschaft fortfahren, aus ihren Experimenten „leidige Phantasiegebilde" zu abstrahieren, und ihre Jünger werden als arbeitsame Ameisen nach wie vor Körnchen auf Körnchen zu dem langsam wachsenden Bau herbeitragen, ohne das mitleidige Lächeln einer Grille seitwärts an ihrem Wege weiter zu beachten.

Auf den ersten Blick zur Aufstellung einer Weltanschauung brauchbarer scheint die von

---

[1]) Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder).

[2]) Theorie der Dämmerungsfarben. Abhandlungen der Königl. bayrischen Akademie der Wissenschaften II. Kl. XIX. Bd. 243. Abt. In Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth) in München.

[3]) Meteorologie der Sonne. Prag, Fr. Rivnac. 2 Mark

[4]) Geist und Stoff. 2. Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 4 Mark.

Troels-Lund[1]) in seiner Schrift Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten ausgeführte Idee, daß die Empfänglichkeit für Lichteindrücke und das Ortsgefühl die beiden ursprünglichen Aeußerungsformen der menschlichen Intelligenz seien. Es ergeben sich aus ihrer Anwendung für die ältesten und alten Zeiten überraschende neue Gesichtspunkte, für das Mittelalter und die Neuzeit aber werden die gezogenen Folgerungen viel zu gezwungen, als daß man sie annehmen könnte. Sonderbar berührt die allzu niedrige Einschätzung der Kulturarbeit, welche das deutsche Volk geleistet hat. Von den Deutschen ist in dem Buche kaum die Rede; das meiste, was ihnen gebührt, schreibt sein Verfasser in ja wohl verständlicher Absicht den „Gothogermanen" zu.

Der Leser weiß, daß er das Himmelsbild, welches die Gegenwart sich gemacht hat, am besten aus dem Handwörterbuch der Astronomie[2]) erhalten wird, von der nunmehr die 16., 17. und 18. Lieferung vorliegen. In ihnen sind von Herz die Artikel Mond, Multiplikationskreis, Niveau und Niveauprüfer, Nonius, Nutation, Mittlerer, wahrer und scheinbarer Ort, Passageninstrument, Persönliche Gleichung, Planeten, Präcession, Prismenkreis und Sextant, Quadrant und Sonne, von Kobold Parallaxe und Eigenbewegung des Sonnensystems, von Valentiner Polhöhe, Rektascensionsbestimmung, Registrierapparate, Sternbilder und von Gerland Scintillation besprochen.

Es wäre undankbar von der Wissenschaft, angesichts ihrer Fortschritte nicht derer zu gedenken, denen sie sie schuldet. So hat sich denn die Geschichte der Naturwissenschaften wie der Mathematik längst ihren Platz erobert. Von Cantors[3]) Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik, über deren Beendigung wir vor kurzem berichten konnten, ist nunmehr der erste Halbband des zweiten Bandes in zweiter Auflage erschienen, der die Zeit von 1200 bis 1550 behandelt. Das spricht für das oben Gesagte, daß das grundlegende Werk auf dem Büchermarkt nicht fehlen durfte.

Auch einzelner Männer ist in besonderen Schriften gedacht. Lange[4]) schildert nach den Personalakten Jakob Steiners Lebensjahre in Berlin von 1821 bis 1863 und füllt dadurch eine Lücke in der Biographie des großen Geometers aus. Nicht erfreulich ist das Bild des sich gegen die Lasten des Lehrerstandes Sträubenden, sogar mit Not Kämpfenden, dessen Charaktereigentümlichkeiten solchen Kampf nicht erleichterte. Gerne aber liest man, daß von preußischer Seite zu seiner Erleichterung geschah, was möglich war. Sandbergers Leben schildert Bedenkamp.[4]) Des geborenen Nassauers erste Arbeiten galten seinen heimatlichen Gebieten. Sie beschäftigen sich mit dem Mainzer Becken, während er später als Würzburger Professor auch die dortige Gegend bearbeitete. Besonderen Wert haben auch seine Veröffentlichungen über die Land- und Wasserconchylien der Vorwelt. Dagegen fand sein Versuch, den Gehalt der Erzgänge an Metall durch dessen Aufnahme aus dem Nebengestein zu erklären, keinen Beifall. Man ist vielmehr bei der Ansicht stehen geblieben, daß durch den Schrumpfungsvorgang der Erde Spalten aufgerissen, welche sich, so die Gänge bildend, von der Tiefe her mit dem Erze füllten.

---

[1]) Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten, deutsch von Bloch. Leipzig, B. G. Teubner.

[2]) Encyklopädie der Naturwissenschaften. Breslau, E. Trewendt.

[3]) Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder).

[4]) Leipzig, B. G. Teubner.

[5]) Würzburg, Stahelsche Verlagsanstalt. 0,75 Mark.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Volkswirtschaft.

Der Rhein-Elbekanal und die deutsche Landwirtschaft.[1])

Der von der preußischen Regierung beabsichtigte Bau eines den Rhein mit der Weser und der Elbe verbindenden Kanales stellt die bisher fehlende schiffbare Verbindung zwischen den östlichen und westlichen Wasserstraßen unsers Vaterlandes unter so günstigen Verhältnissen her, wie sie für einen großen Binnenkanal kaum besser gedacht werden können. Der Querschnitt des Kanals von 2,50 Meter Wassertiefe, 18 Meter Sohlenbreite, 30 Meter Wasserspiegelbreite und 4 Meter lichter Höhe unter den Brücken macht ihn zu einer zweischiffigen Wasserstraße für Fahrzeuge, die je nach der Tiefe ihres Eintauchens ein Gewicht von 600—750 Tonnen tragen, mit andern Worten, die stattliche Last von 60—75 vollbeladenen Eisenbahndoppelwaggons. Er ist in der Tiefe 1/2 Meter, in der Sohlenbreite 2 Meter größer als die auf dem zweiten Binnenschiffahrtskongreß zu Wien auf Grund eingehender Verhandlungen festgesetzte Kanalnormaldimension, die bereits den Dampfbetrieb der Kanalschiffahrt gestattet und hierdurch wie durch die Größe der anwendbaren Fahrzeuge die Konkurrenz mit den Eisenbahnen ermöglicht.

Hinsichtlich dieser haben die sehr eingehenden und frei von allem Kanalchauvinismus gehaltenen Berechnungen des Regierungs- und Baurates Sympher, dessen vortreffliche, den Drucksachen des preußischen Landtages beigegebene amtliche Denkschrift über die wirtschaftliche Bedeutung des Kanals für alle in Frage kommenden Punkte den gründlichsten Aufschluß gewährt, neu bestätigt, was die projektierten Dimensionen des Kanals bereits vermuten lassen: daß der Transport auf dem Rhein-Elbekanal geringere Selbstkosten haben wird als der Transport auf einer Eisenbahn unter der Voraussetzung der heute geltenden Eisenbahntarife. Die Verwaltung der preußischen Staatsbahnen nicht weniger als die Zeitschrift des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen, die man beide unmöglich als für den Kanal voreingenommen wird bezeichnen können, erblicken in ihm gleichwohl keinen unliebsamen Konkurrenten, aber auch kein antiquiertes Verkehrsmittel, sondern einen willkommenen Bundesgenossen zu ihrer dringend nötigen Entlastung im Ruhrgebiet und zur gemeinsamen Erfüllung der großen Verkehrsaufgaben des neuen Jahrhunderts.

Der Umstand, daß der Kanal das bisher fehlende Bindeglied zwischen unsern östlichen und westlichen Wasserstraßen darstellt und eine bedeutende Frachtersparnis gegenüber den Eisenbahnen beim Transport großer Massen von Gütern in gleichzeitiger Ladung ermöglicht, läßt seinen Bau von tiefgreifendem Einfluß auf die Produktions- und Absatzbedingungen unsrer Volkswirtschaft erscheinen. Ich will im folgenden diesen Einfluß unter Beschränkung auf unsre Landwirtschaft in seinen Hauptzügen darlegen.

Eigentümlicherweise sind weite Kreise unsrer Landwirte dem Kanalbau abgeneigt, weil sie von ihm eine die Preise drückende Vermehrung der Konkurrenz des Auslandes befürchten. Die bloße Thatsache, daß der Kanal an seinen beiden Enden mit der Elbe und dem Rhein, diesen gefürchteten Einfallsthoren für ausländische landwirtschaftliche Produkte, insbesondere für Getreide, in Verbindung steht, reicht indessen doch keineswegs aus, um annehmen zu können, daß nun der ausländische Weizen oder Roggen die Elbe hinaufgehen, in den Kanal eintreten und in den von ihm berührten landwirtschaftlichen Gegenden bei Wolmirstedt, Neuhaldensleben, Oebisfelde, Lehrte verkauft werden wird. Der Ueberschuß an Getreide,

---

[1]) Weiteres über das Thema siehe: G. K. Anton, Der Rhein-Elbekanal. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

den diese Gegenden produzieren und auch heute schon gegen die ausländische Konkurrenz anderweit absetzen müssen, läßt vielmehr eine solche Wirkung des Kanalbaus ausgeschlossen erscheinen. Den ersten halbwegs aufnahmefähigen Markt würde das von der Elbe her in den Kanal eindringende fremde Getreide in Hannover finden. Hierhin kann es aber schon jetzt auf der Weser oder auf dem sehr viel kürzeren und deshalb trotz der hohen Eisenbahntarife nicht wesentlich teureren Wege über Bremen gelangen, ohne daß es von dieser Möglichkeit indessen nennenswerten Gebrauch machte. So ist der Kanal gewiß kein Hilfsmittel, um ausländischem Getreide den Eingang über die Elbe in aufnahmefähige Gebiete zu erleichtern. Nicht viel anders verhält es sich am andern westlichen Ende des Kanals. Hier werden zwar die Kosten für den Transport vom Rhein in das Hauptkonsumgebiet, das rheinisch-westfälische Industrierevier, ermäßigt, aber doch nur um einen verschwindenden Betrag, eine Mark für die Tonne, wenn der Bedarfsort unmittelbar am Kanal liegt und das Getreide sogleich zur Verkaufsstelle abgefahren werden kann.

So läßt sich mit Sympher höchstens an wenigen Stellen ein vermehrtes Eindringen fremden Getreides vermuten, jedenfalls aber nicht in solchem Umfange, daß die Getreidepreise hierdurch beeinflußt werden würden. Wenn irgendwo, so ist gewiß in Ansehung dieses Kanals die Meinung richtig, die Professor Freiherr von der Goltz mit folgenden Worten äußert: „Unser Vaterland besitzt in seinen Strömen, die sich in das offene Meer ergießen, und deren zahlreichen schiffbaren Nebenflüssen so viel offene Zufuhrwege für ausländische Waren, daß eine Vermehrung dieser Zufuhrwege durch den Bau dieses oder jenes Kanals keine nennenswerte Veränderung in den Preisen der landwirtschaftlichen Produkte herbeiführen kann. Es heißt offenbar die Sache am verkehrten Ende angreifen, wenn man sich gegen auswärtige Konkurrenz dadurch zu schützen sucht, daß man die Ausbreitung des Wegenetzes im eignen Lande verhindert."

Wie unsre Landwirte die sie schädigenden Wirkungen des Kanales außerordentlich überschätzen, so unterschätzen sie auf der andern Seite den unleugbar großen Nutzen, den der Kanal der Landwirtschaft bietet. Dieser Nutzen ist, wenn wir von der mehrfachen Meliorierung der vom Kanal durchschnittenen Gegenden, ihrer Ent- und Bewässerung, der Steigerung des Bodenwertes und von der Bedeutung des Kanales als Ausfuhrweg für landwirtschaftliche Produkte, speziell für Zucker, absehen, ein doppelter: einmal kommt der Kanal als wichtiger Zufuhrweg von Hilfsstoffen der landwirtschaftlichen Produktion in Betracht und sodann als wesentlicher Förderer der ostdeutschen Landwirtschaft.

Als landwirtschaftliche Hilfsstoffe habe ich Düngemittel, namentlich Kalisalze und Thomasschlacke, im Auge, sowie Futtermittel, zum Beispiel Mais. Der Aufschluß neuer Kalilager in Braunschweig und Hannover und die vermehrte Gewinnung von Thomasschlacke werden dank dem billigen Wassertransport nicht nur auf die vom Kanal unmittelbar berührten Landstrichen von vorteilhaftem Einflusse sein; denn die vielen anschließenden Wasserstraßen, namentlich östlich der Elbe, führen meist in landwirtschaftliche Gegenden, die für künstliche Düngemittel noch sehr aufnahmefähig sind.

Noch wichtiger erscheint die Bedeutung des Kanals als Förderer der ostdeutschen Landwirtschaft. Der Osten der preußischen Monarchie erzeugt bekanntlich mehr Getreide, als er selbst braucht, kann aber von seinem Ueberschuß dem preußischen Westen, der umgekehrt mehr konsumiert als produziert, so gut wie nichts abgeben, weil besonders die Höhe der Transportkosten dies zurzeit verhindert. Er verkauft daher seinen Ueberschuß nach Skandinavien und England, und der preußische Westen deckt seinen Bedarf vorwiegend durch ausländisches Getreide, aus Amerika, Südrußland und Australien, das auf dem Wasserwege des Meeres und des Rheins billiger zu ihm gelangt, als das ostdeutsche Getreide dies gegenwärtig vermöchte.

Diese Sachlage verschiebt sich nun durch den Rhein-Elbekanal erheblich. Sein Bau wird zur Folge haben, daß die Fracht für eine Tonne Getreide von Bromberg nach Herne von 38,30 Mark, ihrem heutigen Eisenbahnsatze, auf etwa 13 Mark hinabgeht. Für die-

jenigen Orte, die noch östlicher als Bromberg liegen, wie Danzig zum Beispiel, wird der Transport nach dem Ruhrgebiet billiger über See gehen, und zwar reichlich so billig über Emden und den Dortmund-Emskanal wie über Rotterdam und den Rhein. Sympher berechnet, daß alles Getreide der Provinzen Westpreußen, Ostpreußen und Posen, welches nach Bromberg 2,50 Mark weniger Eisenbahnfracht zu zahlen hat als nach Danzig, den Rhein-Elbekanal mit Vorteil aufsuchen werde. Aehnlich liegt es für Pommern. Hier treten an die Stelle von Danzig und Bromberg Stettin und Oderberg.

Die große, durch den Kanal bewirkte Frachtermäßigung, die für die Entfernung Bromberg-Herne größer ist als der Unterschied in den Getreidepreisen zu Bromberg und im preußischen Westen, wo sie sich nach dem Kölner Markte richten, bedeutet für die ostdeutsche Landwirtschaft die Ermöglichung des Absatzes ihrer Erzeugnisse im Westen der Monarchie. Konnte sie bisher nur ausnahmsweise, solange die jetzt wieder aufgehobenen Staffeltarife der Eisenbahnen bestanden, bis nach Sachsen und Thüringen vordringen, so wird ihr nun der Rhein-Elbekanal selbst das entfernte große Konsumgebiet des rheinisch-westfälischen Industriereviers und der anschließenden, dicht bevölkerten Gegenden zugänglich machen.

Zunächst freilich wird diese Wirkung des Kanals nicht in sehr erheblichem Maße sichtbar werden, weil ihr unsre Zollverhältnisse und insbesondere jene eigenartige Maßregel entgegenwirken, die man als Aufhebung des Identitätsnachweises bezeichnet. Ich will das etwas näher ausführen.

In der Regel pflegt bei der Wiederausfuhr zollpflichtiger Waren der bei ihrer Einfuhr erlegte Zoll nur dann zurückvergütet zu werden, wenn die Identität der ausgeführten Ware mit der eingeführten nachgewiesen wird. So war es auch bei uns in Ansehung des Getreides, seitdem wir Getreidezölle wieder eingeführt und erhöht hatten. Die durch die Zölle hervorgerufene Hebung des inländischen Getreidepreises hinderte nun einerseits die östliche Landwirtschaft, den Ueberschuß ihrer Produktion wie vor der Einrichtung der Zölle, so auch weiterhin nach Schweden, Norwegen und England auf dem billigen Seewege abzusetzen, kam ihr aber andrerseits nicht in demselben Maße wie der westdeutschen Landwirtschaft zu gute, weil der Ueberschuß ihrer Produktion, der aus dem Osten nicht heraus konnte, auf den Preis drückte. Die Getreidepreise blieben im Osten der Monarchie wesentlich niedriger als im Westen.

Um den vollen Nutzen des Zolles auch dem Osten zuzuwenden, wurde nun 1894 im Anschluß an den russischen Handelsvertrag der Identitätsnachweis aufgehoben, und zwar in der Weise, daß bei jeder Ausfuhr von Getreide aus unserm Vaterlande ein Schein ausgestellt wird, ein sogenannter Einfuhrschein, der seinem Inhaber die Berechtigung gewährt, ebensoviel Getreide, wie ausgeführt wurde, zollfrei einzuführen. Da viel mehr Getreide in das Deutsche Reich eingeführt als ausgeführt wird, so ist die Nachfrage nach solchen die zollfreie Einfuhr ermöglichenden Scheinen immer größer als ihr Angebot. Der Getreideexporteur kann daher seinen Schein an einen Importeur zu einem Preise verkaufen, der fast dem ganzen Zollbetrag gleichkommt. 35 Mark pro Tonne beträgt der Zoll, und es sind für Getreideeinfuhrscheine, die ein sehr beliebter Handelsartikel wurden, bis zu 34 Mark gezahlt worden.

Die Wirkung dieser Maßregel war die, daß der Ueberschuß des ostdeutschen Getreides seinen früheren Absatzmarkt Schweden, Norwegen und England wieder gewann. Vor der Aufhebung des Identitätsnachweises hatte ostdeutsches Getreide nicht nach England exportiert werden können, weil der Getreideeinkaufspreis im Osten, wenn auch niedriger als im deutschen Westen, doch noch zu hoch war im Verhältnis zum Weltmarktspreise infolge des deutschen Zolles. Nun aber erhielt der Exporteur bei der Ausfuhr ostdeutschen Getreides nach England jenen Einfuhrschein, der, wie ich zeigte, fast den ganzen Zollbetrag wert ist, zum Weltmarktpreise hinzu, und das Geschäft wurde für ihn wieder lohnend. Zugleich wurde der Osten der Monarchie von seinem Getreideüberschuß entlastet, und der östliche Getreidepreis mußte sich heben.

Denken wir uns einen Landwirt, der über Danzig nach England exportieren will, und auf dessen Getreide bis nach Danzig eine Vorfracht von 5 Mark ruht. Die Transportkosten von Danzig nach England betragen pro Tonne 7 Mark, macht zusammen 12 Mark. In England wird der Weltmarktpreis gezahlt, den wir zu 130 Mark annehmen. Für den Verkauf seines bei der Ausfuhr erhaltenen Einfuhrscheines erlöst der Landwirt dazu, sagen wir, 30 Mark. Dies ergiebt eine Bruttoeinnahme von 160 Mark. Hiervon abgezogen 12 Mark Transportkosten, verbleiben ihm netto 148 Mark.

Nun denken wir uns, dieser Landwirt wollte nicht nach England, sondern nach dem preußischen Westen sein Getreide verkaufen. Hier würde er zwar statt des Weltmarktpreises den um den Zollbetrag höheren Inlandspreis erzielen, also statt 130 Mark 165 Mark, aber von dieser Bruttoeinnahme würden abgehen die Eisenbahntransportkosten, die gegenwärtig 40 Mark betragen. Das ergäbe für den Landwirt einen Nettoerlös von nur 125 Mark, während er beim Verkauf nach England 148 Mark erzielt.

In diesen Verhältnissen liegt der Grund dafür, daß billigere Transportkosten nach Westdeutschland, wie sie durch den Rhein-Elbekanal dargeboten würden, zurzeit für einen großen Teil unsrer östlichen Landwirte noch nicht den verlockenden Anreiz haben, wie sie ihn ohne die Aufhebung des Identitätsnachweises sicherlich besitzen würden. Solange diese Maßregel in Kraft bleibt, werden, wenn der Kanal gebaut wird, nur diejenigen östlichen Landwirte ihn zur Versendung nach dem Westen benützen, die vom Westen nur so weit entfernt sind, daß die Billigkeit der Transportkosten ihnen ermöglicht, mit größerem Vorteil im preußischen Westen als in England und Skandinavien zu verkaufen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß der Rhein-Elbekanal seinen vollen Nutzen für die ostdeutsche Landwirtschaft erst zur Geltung bringen kann, wenn einmal über Getreidezoll und Identitätsnachweis andre Ansichten herrschen als heute. Man braucht nur den Identitätsnachweis wieder eingeführt, unsre Getreidezölle erhöht oder, was vielleicht nur eine Frage der Zeit ist, England mit Einschluß seiner Kolonien von landwirtschaftlichen Schutzzöllen umgeben sich zu denken, um einzusehen, daß unter solchen Bedingungen der deutsche Osten auf den Absatz nach dem Westen angewiesen ist. Was es dann aber für ihn bedeutet, ob er den Transport von Bromberg zum Ruhrgebiet für 38 Mark oder nach Erbauung des Kanals für 13 Mark ausführen kann, das springt so sehr in die Augen, daß kein andrer Grund als doktrinäre Abneigung gegen Wasserstraßen übrig bleibt, um den Widerstand der östlichen Landwirte gegen das Kanalprojekt zu erklären.

Dr. G. K. Anton in Jena.

Meteorologie.

Das Hagelschießen.

In neuerer Zeit wird die Aufmerksamkeit der Landwirte und besonders der Weingartenbesitzer auf Versuche gelenkt, welche seit dem Jahre 1895 von dem Bürgermeister Albert Stiger in Windisch-Feistritz, einem kleinen steirischen Markte, zur Abwehr der Hagelschäden unternommen werden. Die stetige Zunahme und die Organisation dieses Wetterwehrsystems sind aber auch für den Fachmeteorologen von großem Interesse und sind diesbezügliche Aeußerungen auch schon in wissenschaftlichen Blättern laut geworden. Nachdem nun im verflossenen Herbste, am 6. November, sogar ein Wetterschießkongreß in Casale, der alten Hauptstadt des Herzogtums Montferrato, abgehalten wurde, erscheint es angemessen, die Vorgeschichte sowie das Für und Wider dieses Systems etwas genauer zu besehen.

Daß Versuche, durch Menschenhand in die Wirkungen der Elementarereignisse eingreifen zu können, schon von alters her datieren, ist bekannt und sehr begreiflich. Gewitter-

sturm, Hagel und Nachtfröste können mit einem Schlage die ganze Mühe und Hoffnung des Landmannes vernichten, so wie andrerseits ein ausgiebiger befruchtender Regen ausgedehnte Kulturen vor dem Verdorren erretten kann.

Wurden daher auch zu Beginn meist überirdische Mächte angerufen, um hier helfend einzugreifen, so finden sich doch bald Versuche, welche darauf hindeuten, daß neben dem religiösen Momente auch gewisse physikalische Gesetze herangezogen wurden, um einen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu finden.

Die Blütezeit dieser Bestrebungen fällt in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, von welcher Zeit an sich ein Teil dieser Gebräuche, trotz behördlicher Verbote, bis jetzt erhalten hat. Die Sitte des Wetterläutens und Wetterschießens hatte eine solche Verbreitung gefunden, daß sich ein ganzer litterarischer Kampf über dieses Thema entwickelte. Es waren besonders gerichtliche Klagen, welche eine Gemeinde gegen die andre führte, da man sich gegenseitig vorwarf, die Gewitter dem Nachbarn zuzutreiben.

Wie sehr schon damals viele Gesichtspunkte maßgebend und bekannt waren, die auch bei dem modernen Wetterschießsystem üblich sind, kann man aus den Titeln der diesbezüglichen Schriften entnehmen.

Die bedeutendsten Schriften sind von Poezinger, „Ob das Läuten der Glocken und Lösen des groben Geschützes etwas zur Zerteylung der Gewitter beytrage", Erlangen 1749; von v. Boslarn, „Von dem Glockenläuten beym Gewitter", Amberg 1775; ferner J. N. Fischer, „Beweis, daß das Glockenläuten bey Gewittern mehr schädlich als nützlich sey", München 1784, und J. Weber, „Unterricht von den Verwahrungsmitteln gegen die Gewitter für den Landmann samt der Untersuchung, was das Schießen auf die Gewitter wirke", Augsburg 1784. Diese Autoren wollen zumeist nur darlegen, daß man akustisch auf die elektrischen Erscheinungen nicht einwirken könne, während die folgenden Schriften von Arbuthnot, „Abhandlung über die Preisfrage, ob und was für Mittel es gebe, die Hochgewitter zu vertreiben und eine Gegend vor Schauer und Hagel zu bewahren", München 1775, und von Imhof, „Ueber das Schießen gegen heranziehende Donner- und Hagelgewitter", München 1811, im Glockenläuten eine gefährliche Anziehung auf die Gewitterelektricität sehen und im Schießen eine Abwehr erkennen. Besonders lesenswert ist eine Abhandlung von Placidus Heinrich, „Ueber die Wirkung der Geschütze auf Gewitterwolken," welcher ratet, sofort bei rascherfallendem Barometer „die Stücke zu lösen".

Später kamen dann mehr die sogenannten Hagelableitungen zu Ehren; lange, eisenbeschlagene oder geteerte Stangen, welche man in den Anlagen verteilt aufstellte. Man wollte eine Art Spitzenwirkung der Wälder beobachtet haben und trachtete dies durch Stangen nachzuahmen. Diese Methode wurde besonders in Frankreich und Italien versucht und geben die Schriften von La Postolle, „Traité des parafoudres et des paragrêles en cordes de paille", Amiens 1820, und von Orioli, „Dei paragrandini metallici", Bologna 1826, darüber nähere Auskunft. Der französische Physiker Arago verwarf das ganze System, während Dufour meinte, daß nach einigen günstigen Berichten die Sache doch hätte gründlicher verfolgt werden sollen.

In der neueren Zeit war von all diesen Mitteln eigentlich nur das Wetterläuten und dieses wesentlich aus religiösen Motiven beibehalten worden.

Neben der Bekämpfung des Hagels hat sich aber auch das sogenannte „Reifbrennen" eingebürgert, und dieses mit entschiedenem Erfolge. Die Bekämpfung der Frostgefahr durch künstliche Wolken ist eine unleugbare Thatsache, welche schon von den Indianern geübt wurde. Diese haben sogar die jetzt als am günstigsten befundene Methode stets befolgt. Es werden nämlich sehr nasse Stroh- und Reisigbündel verbrannt, so daß nicht nur intensiver Rauch, sondern direkt viel Wasserdampf entwickelt wird. In neuerer Zeit wird besonders in Frankreich, im Weinlande der Gironde, diese Methode in ausgedehntem Maße angewandt. Der französische Chemiker Boussingault beschreibt ausführlich in seinem „Traité d'économie rurale" die Erzeugung und Wirkungsweise solcher künstlicher Wolken. Sowohl die

nächtliche Ausstrahlung, als auch die ebenso schädliche direkte Einstrahlung der Sonne am Morgen, werden wie durch einen großen Schirm ausgeglichen. Dabei belaufen sich die Ausgaben auf ungefähr 18 Franken pro Hektar.

Zur selben Zeit versuchte man in Amerika vielfach durch Dynamit, welches man durch Ballons in einige Hundert Meter Höhe hob und dort durch elektrische Zündung zur Explosion brachte, künstlichen Regen zu erzeugen. Diese Versuche können aber als gänzlich erfolglos bezeichnet werden, obwohl die Amerikaner Dyrenforth und Jennings in Texas nach vier Stunden und selbst erst nach drei Tagen Regen erhalten haben wollen! Eher noch sind bei Erzeugung großer Brände, insbesondere von Schilfbränden, Rauchwolken beobachtet worden, die in Regenwolken übergingen. Von einem Franzosen Baudouin wurde auch in Tunis versucht, durch aufsteigende Drachen den Wolken Elektricität zu entziehen, und will er dadurch Veranlassung zu Regenfällen gegeben haben.

Wir können demnach alle Versuche über den künstlichen Wetterschutz, bis auf das von wirklichem Erfolge begleitete „Reifbrennen“, als bisher wirkungslos bezeichnen.

Wenn nun in den letzten Jahren die schon ziemlich aufgegebene Methode des Hagelschießens wieder mit so großem Eifer zur Anwendung kommt, so fragt es sich, ob nicht doch ein neues Moment in derselben enthalten ist, welches nicht bloß für den Laien einen greifbaren Erklärungsgrund enthält. Die Berichte über den Erfolg des Schießens sind fast durchwegs äußerst günstig, wobei man wohl nicht übersehen darf, wie sehr empfänglich die Volksmeinung gerade für dieses drastische Hilfsmittel stets gewesen ist. Von Bürgermeister Albert Stiger liegt nun selbst eine kleine Schrift vor, bei Fritz Rasch in Cilli 1898 erschienen, welche die Organisation seines Schießsystems und auch einige die Wirkung erklärende Gesichtspunkte enthält. Stiger wandte kleine eiserne Mörser an, die im Volksmunde als Pöller bekannt sind, und zwar schoß er auf Anraten eines Obersten Mundy durch einen ausrangierten Lokomotivrauchfang, um die Schallwirkung zu verstärken. Da ihm die vollständige Ruhe, die meist bei drückender Schwüle jedem Hagelwetter voranzugehen pflegt, ein wesentliches Moment zur Hagelbildung schien, so hoffte er durch frühzeitiges, auf ein größeres Territorium verteiltes Schießen diesen Gleichgewichtszustand der Atmosphäre zu stören und dadurch die Hagelbildung zu vereiteln. Der Erfolg schien so zu Gunsten dieser Anschauung zu sprechen, daß im folgenden Jahre die Südbahnwerkstätte in Marburg nicht mehr im stande war, den Anforderungen um alte Lokomotivrauchfänge zu genügen. Es übernahm dann ein Bauschlosser in Cilli und in jüngster Zeit die große Eisengewerksfirma Carl Greinitz in Graz die fabrikmäßige Herstellung solcher Wetterschießapparate. Der Prokurist dieser Firma, Herr G. Suschnig, erstattete auch bei dem am 6. November zu Casale Montferrato abgehaltenen Kongresse [1]) ein Referat, aus welchem der jetzige Stand der ganzen Wetterwehrfrage und dessen Verbreitung von Steiermark aus, gut zu ersehen ist.

Die zahlreichen Stationen sind über die Weingegenden der Südsteiermark verbreitet. Um die Stadt Marburg herum sind an 100, im Pettauer Gebiete bei 60, in Radkersburg 38, Windisch-Feistritz 33, und im Westen von Graz sind 13 Stationen eingerichtet. Durch den Linienschiffsleutnant i. R. v. Appeltauer wurden in Gelsa auf der Insel Lesina 30 und von da aus in kurzem auf Brazza, Lissa, in Spalato, Knin und Castel Gambio noch gegen 15 Stationen errichtet. Es werden also auf dem durch Bürgermeister Stiger angeregten Gebiete an 300 Stationen sein, auf welche man durchschnittlich je zwei Schalltrichter und fünf Pöller wird rechnen können. Wie fleißig auf diesem Gebiete von den Winzern bombardiert wird, kann man ermessen, da der Bericht gegen 60—100 Schüsse pro Station an einem Gewittertage angiebt. Bei einem Sommer mit ca. 25 Gewittertagen kommt man auf die schöne Zahl von 600000 Schüssen, welche diese Schutzbatterien mit einem Pulveraufwande von 48000 Kilogramm und ca. 18000 Gulden Kosten bestreiten.

---

[1]) Aus den mir erst nachträglich zugegangenen Kongreßberichten ist zu ersehen, daß im nördlichen Italien an 1500 Stationen errichtet sind.

Die Berichte der verläßlicheren Beobachter lauten fast durchweg dahin, daß ein Erfolg stets eingetreten sei, wenn mit dem Schießen recht zeitig begonnen wurde, und wenn das Netz der Schießstationen ein recht enges war, so zwar, daß eine Station von der andern nicht über ein Kilometer entfernt ist. Es wurde dann entweder eine Verlangsamung oder direkte Hemmung der heranrückenden Gewitterwolke, eventuell ein Zerteilen derselben beobachtet, oder es trat statt des Hagels vermehrter Regen ein. Thatsache ist ferner auch, daß die Schießgegenden bisher vom Hagel fast ganz verschont blieben. Der letztere Umstand fällt zwar wegen der Kürze der Beobachtungszeit und wegen der großen Veränderlichkeit der Hagelhäufigkeit noch nicht so sehr ins Gewicht.

Man wird nun fragen, ob sich aus den Anschauungen, welche man über die Entstehung des Hagels gebildet hat, Anhaltspunkte ergeben, welche eine Einwirkung dieser Schießversuche glaubwürdig erscheinen lassen. Da muß man in erster Linie gestehen, daß es noch keine allseitig befriedigende Theorie des Hagels giebt. Von mehreren Vorgängen weiß man wohl, daß sie bei der Hagelbildung gewiß mitwirken, sowie es Erscheinungen giebt, die wenigstens bei gewissen Gewittern sicher vorhanden sind. Aus den Formen der Gewitter-(Haufen)wolken und aus ihrer raschen Veränderungen weiß man, daß vehemente Strömungsbewegungen in ihnen vor sich gehen; daß speziell bei Hagelwolken intensive Wirbelbewegungen beobachtet werden, worauf auch die Form vieler Hagelkörner hindeuten. Eine sehr wichtige Rolle spielt aber, worauf in neuerer Zeit Professor v. Bezoldt aufmerksam gemacht hat, das in den Wolken vielfach vorhandene unterkühlte Wasser.

Es ist eine den Physikern schon lange bekannte Thatsache, daß man Wasser bei großer Ruhe und Vorsicht bis auf 8 oder 10 Grad unter den Gefrierpunkt abkühlen kann, ohne daß es zu Eis erstarrt. Eine plötzliche Erschütterung oder Berührung mit einem Eiskrystall genügt aber, um einen Teil der Masse momentan zum Gefrieren zu bringen, wobei die Temperatur sofort auf Nullgrad hinaufgeht. Solches unterkühltes Wasser wurde wiederholt bei den auch sonst für die Meteorologie so erfolgreichen Berliner Ballonfahrten beobachtet.

Dem größten Teile der bei uns im Sommer auftretenden Gewitter, welche zumeist dann von Hagelschlägen begleitet sind, geht eine große Schwüle der Luft voraus. Diese Schwüle ist eben die Empfindung des menschlichen Organismus für hohe Lufttemperatur bei großer relativer Feuchtigkeit. Die große Ruhe der Luft gestattet eine solche Erhitzung des Bodens und der darüber lagernden Luftschichten, daß sich ein labiler Zustand der Atmosphäre herstellt. Bis zu größeren Höhen sind die tieferen warmen Luftschichten leichter als die übergelagerten kälteren, so daß eine geringe Störung des Gleichgewichtes genügt, um einen Durchbruch und ein rasches Aufsteigen der ganzen feuchtwarmen Luftmasse zu veranlassen. Die räumliche Ausdehnung solcher überhitzter Gebiete ist meist in die Länge gestreckt, ungefähr in meridianaler Richtung, so daß sich eine große, langgestreckte Wirbelfront entwickelt. Dies sind die sogenannten Wärmegewitter, welche mit einem dunkeln, nach vorn gewölbten Wolkenkragen und hellgrauer Regenwand im Hintergrunde, in breiter Frontentwicklung, meist west-östlich dahinjagen. Da es nun selbst im Hochsommer schon in zwei bis drei Kilometer Höhe Temperaturen von Nullgrad und darunter giebt, ferner durch die rasche Verdunstung der Regentropfen in vehementen Luftwirbeln auch mitunter starke Abkühlungen hervorgebracht werden und unterkühltes Wasser sich auch genügend bilden kann, so sind die Bedingungen zu vielfacher Eisbildung genügend vorhanden.

Wenn nun die akustischen Erschütterungen der Schießstationen im stande sind, die Unterkühlung des Wassers zu verhindern, so wäre schon eine wichtige Möglichkeit der Einwirkung des Schießens gegeben. Es müßte dann stets mehr Regen statt Hagel eintreten, wie ja viele beobachtet haben wollen. Sollte die akustische Erschütterung aber auch die Ausbildung des labilen Gleichgewichtszustandes vor dem Gewitter stören können, so wäre sogar ein Einfluß auf die Entwicklung und die Stärke des ganzen Gewitters denkbar.

Um diese Fragen beantworten zu können, stehen wesentlich zwei Wege zu Gebote, das Experiment und die Gewitter- und Hagelstatistik. Man wird wohl nach Thunlichkeit beide

Wege betreten müssen. Bezüglich des Experimentes ist zu bedenken, daß der akustische Effekt solcher Schießvorrichtungen gerade kein sehr großer ist, daß aber gerade für den Zustand der Unterkühlung oft die kleinsten Störungen genügen, um ihn zu verhindern.

Bei diesen Schießversuchen mit Schalltrichtern hat sich aber noch eine Erscheinung ergeben, welche eine gewisse Beachtung verdient. Es ist schon von Kanonenschüssen, ferner von pustenden Lokomotiven und Schornsteinen bekannt, daß sie oft die prächtigsten Rauchringe ausstoßen, genau nach Art geschickter Raucher. Bei den Wetterschießpöllern entsteigt dem Schalltrichter nun jedesmal ein wirbelnder Luftring, welcher ein intensiv sausendes Geräusch verursacht, das 15 bis 20 Sekunden anhält. Diese Wirbel haben, wie ausgedehnte Versuche der Firma C. Greinitz [1]) ergaben, Geschwindigkeiten von 20 bis 50 Meter in der Sekunde, und wurden bei dem Kongresse in Casale direkte Schießversuche in horizontaler Richtung nach großen Papierscheiben gemacht; in 100 Meter Entfernung wurde noch starkes Packpapier durchschlagen. Daß dieser Ringwirbel nicht die herausgeschossene Luft ist, ist gewiß, sondern es ist ein durch das Passieren der Schußluft im Trichter (der bis vier Meter lang gemacht ist) eingeleiteter Luftwirbel, welcher eine ziemlich große Fortpflanzungsgeschwindigkeit zu haben scheint. Wenn es nun auch nicht wahrscheinlich ist, daß diese Wirbelringe bis in der Wolkenregion noch eine bedeutende Energie besitzen, so ist doch vielleicht in denselben ein den akustischen Effekt unterstützendes Moment zu suchen.

Es wird sich daher über die ganze Methode des Hagelschießens, wie sie von Bürgermeister Stiger wieder ins Leben gerufen wurde, erst ein Urteil fällen lassen, bis sowohl über den ganzen Vorgang beim Schießen, als auch über die Wirkung desselben ein nach gut vergleichbaren Momenten geordnetes Beobachtungsmaterial vorliegt.

Innsbruck, im Dezember 1899.

Professor Dr. Paul Czermak.

Geschichte.

Gothaer Fürstenbilder aus früherer Zeit.

Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg.

Von

P. v. Ebart.

Einer der „wunderbarsten" Fürsten, die je regiert haben, war wohl der Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg, von dem Goethe sagte, „daß er ein Narr sei". Mit dem Urteil war Goethe im Unrecht. Wenn er gesagt hätte, „zeitweise verstehe ich den Herzog nicht", oder „dem Fluge seiner Phantasie kann ich nicht folgen", wäre es genug gewesen.

Herzog August, geboren den 23. November 1772, war der Sohn Ernst II., eines edeln, an Wissen und Geist seltenen Fürsten und dessen Gemahlin Charlotte, die es ihrem Gemahl vielfach gleichthat, hernach sich von ihm abwendete und einen Herzensroman mit einem gefeierten Gelehrten der Himmelskunde, Franz v. Zach, spann. Etwas von den Eigenschaften der Eltern kam auf den Sohn. Friedrich Jacobs schreibt: „Die Gesundheit des Kindes schien schwach. Seine blasse Farbe, sein zarter Gliederbau, die ungewöhnliche Blondheit seines Haares, die Gestaltung seiner Augen — alles das gab wenig Vertrauen." — Die Erziehung des Prinzen und seines Bruders Friedrich leitete ein Herr von der Lühe. Im Jahre 1788 wurden beide Brüder nach Genf geschickt. Nach Rückkehr in die Heimat, 1791,

---

[1]) Hier muß besonders die vorzüglich systematische und physikalisch gut durchgebildete Leitung der Versuche durch Herrn Suschnig betont werden.

erhielten sie von verschiedenen Lehrern Vorlesungen. Professor Ulrich aus Jena erteilte ihnen Unterricht in der Philosophie, der Adjunkt der Juristenfakultät aus Göttingen van der Becke im Staatsrecht, und der Geheime Archivar Weller in der vaterländischen Geschichte. Herzog Ernst ließ den Erbprinzen August an den Sitzungen des Geheimeratskollegiums teilnehmen.

Im Jahre 1797 vermählte er sich mit einer Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, die ihm im Jahre 1800 eine Tochter, die nachmalige Herzogin Luise von Koburg-Saalfeld,[1] gebar, aber ihr blühendes Leben in diesem ersten Wochenbette beschloß. Zwei Jahre darauf vermählte er sich zum zweitenmal, mit Karoline Amalie, der jüngsten Tochter des Kurfürsten Wilhelm VI. von Hessen-Kassel; diese Ehe ist ohne Kinder geblieben.

Mit einunddreißig Jahren, den 20. April 1804, kam er zur Regierung, bald nach seinem Regierungsantritt überzogen die Napoleonischen Heere Deutschland und schlugen in der Entfernung eines Tagemarsches von Gotha die Preußen bei Jena.

Der Herzog war ein enthusiastischer Verehrer Napoleons und trat mit großem Eifer dem Rheinbunde bei; mit voller ganzer Ueberzeugung hielt er zum Franzosenkaiser, aber vielleicht ist er derjenige deutsche Fürst gewesen, den am wenigsten hierbei eine eigennützige Absicht geleitet hat.

Eine Folge dieser Stellung des Herzogs zu Napoleon war, daß Gotha mit aller möglichen Schonung behandelt und daß unter anderm auch eine dem Lande auferlegte Kontribution von 1700000 Franken ihm erlassen wurde.

Friedrich Kries, der Lehrer und Mathematiker am Gothaer Gymnasium, läßt sich in einem ungedruckt gebliebenen Privatbrief einmal so vernehmen:

„Das Jahr 1807 war durch den Tilsiter Frieden ausgezeichnet, nach welchem Napoleon durch Gotha kam, bei welcher Gelegenheit ich ihn zum erstenmal im Vorbeifahren sah. Er speiste zu Abend auf dem Schlosse Friedenstein, und ihm zu Ehren war das Schloß auf eine sehr glänzende Weise illuminiert. 1808 sah ich Napoleon wieder, als bei seiner Abreise von Erfurt die Postpferde von seinem Wagen in Gotha gewechselt wurden. Er hielt vor dem Schlosse Friedrichsthal, und unser Herzog stand in sehr ehrerbietiger Stellung mit entblöstem Haupte am Wagen, während Napoleon den Kopf zum Schlage hinaushielt und den Herzog frug: „Wie groß ist Ihr Land?“ worauf der Herzog antwortete: „So groß wie Euer Majestät befehlen.“

Gewiß, der Herzog hatte seine Eigenart. Er entwickelte sich vor allem zu einem splendiden Herrn, der viel Geld verschwendete, die barocksten Launen und mitunter höchst scherzhafte Einfälle hatte. So zum Beispiel ließ er einmal in ein öffentliches Blatt ein Rätsel einrücken und ergötzte sich, als über dessen Lösung alle Welt sich vergeblich den Kopf zerbrach, denn es hatte keine Lösung und sollte keine haben. Oft gefiel er sich im Spiele übermütigen Witzes, worunter namentlich die Hofdamen seiner Gemahlin viel zu leiden hatten. So gab er einmal beim Diner einer armen Hofdame, Dorin v. Seebach, deren Teint etwas dunkelgelb war, das Rätsel auf:

„Mon premier vous n'avez pas;
Mon second vous n'êtes pas;
Et au tout votre teint ressemble.“
(Orange).

Einer andern Dame, welche sich durch große Magerkeit auszeichnete, die aber stark dekolletiert ging, steckte bei einem Hofkonzert der Herzog seine Visitenkarte in den Ausschnitt ihres Kleides mit der Bemerkung: „Wo niemand ist, giebt man immer eine Karte ab.“ Ein andermal legte er einer Dame aus der Gothaer Familie Wenige, in der als Hausfreund

[1] Luise, Herzogin von Koburg-Saalfeld, wurde die Mutter des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha und des Prinz-Gemahls der Königin Viktoria von England; sie ist mithin die Urgroßmutter Kaiser Wilhelms II., der Kaiserin von Rußland und des jetzigen Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt.

ein Kammerherr v. Herda viel verkehrte, die folgenden Worte in den Mund: „Komm her da an mein Herz, ich liebe dich nicht wenig", und lachte herzlich über den Doppelsinn und die Verlegenheit, die derselbe hervorrief.

Wie der Herzog mit Jean Paul [1]) freundschaftliche Beziehungen unterhielt, ist hinlänglich bekannt, sowie sein Verkehr mit der Malerin, Fräulein aus dem Winkel, [2]) desgleichen der Aufenthalt August Mahlmanns am Gothaer Hofe. Auch Karl Maria v. Weber, sowie Romberg und Spohr waren gerngesehene Gäste des Herzogs. Louis Spohr war sogar einige Jahre Konzertmeister in der herzoglichen Hofkapelle zu Gotha. Auch der Maler Grassi gehörte zu den ständigen Gästen des Herzogs.

Daß Herzog August seine fürstliche Hauptaufgabe nicht vergaß, vielmehr fortdauernd um das Wohl seines Landes bemüht war, davon zeugen eine Reihe von wohlthätigen Einrichtungen, die im Laufe seiner achtzehnjährigen Regierung getroffen wurden. Nur für eines konnte er kein Verständnis gewinnen, für die Schätzung des Geldes; bei Einkäufen von Seltenheiten, Kunstwerken oder Geschenken fragte er überhaupt nicht nach den Preisen, was seine Schatulle natürlich zu empfinden hatte. Die vom Staatsminister v. Lindenau geordneten Rechnungen im Hausarchiv zu Gotha sind ebenso für den Herzog, wie für seinen Minister bezeichnend. [3])

Ein bleibendes Denkmal hat sich der Herzog dadurch gesetzt, daß er alle seine kostbaren Sammlungen, sowie herrlichen Gemälde durch eine letztwillige Verordnung den bestehenden öffentlichen Sammlungen einverleibte und Gotha für immer erhalten hat. Hier sei nur erinnert an das chinesische Kabinett, das wohl einzig in Deutschland dasteht, sowie an seine reichhaltige Privatbibliothek.

„Er hatte ein unerschütterliches Vertrauen auf sein Glück, wie er denn auch zu sagen pflegte, daß, wenn er einen Beinamen führen sollte, es der ‚des Glücklichen' sein müßte. Aus diesem Vertrauen erwuchs eine Unerschrockenheit, die sich auch im gewöhnlichen Leben nie verleugnete, aber mit der großen Reizbarkeit seiner Phantasie, der Beweglichkeit seines Gemütes und mit der entschiedensten Abneigung gegen alles, was Abhärtung des Körpers bezweckt, einen auffallenden Gegensatz bildete. Er legte sich spät zur Ruhe und stand spät auf; in den letzten Jahren seines Lebens verließ er das Bett in der Regel nicht eher, als bis er zur Tafel ging. Hier nahm er die Besuche bekannter Personen an, besorgte seine Geschäfte, las und diktierte. Zu seinen gewöhnlichsten Beschäftigungen gehörte ein Briefwechsel, den er mit einigen befreundeten Personen Jahre hindurch mit der regelmäßigsten Gewissenhaftigkeit geführt hat. Alle seine Briefe, in deutscher oder französischer Sprache, zeichnen sich durch eine große Eigentümlichkeit, einen von ihm selbst gleichsam neugeschaffenen Stil, ungewöhnliche Ideen, zarte und geistreiche Wendungen aus. Begebenheiten beschäftigen ihn selten darin. Wie in mündlicher Unterhaltung, so war auch in seinen Briefen die Fülle der Rede und der Gedanken unerschöpflich, und ‚sein opalisierender Geist', wie er es nannte, wußte jeden Gedanken mit einem Farbenspiele zu umziehen, das ihm bei jeder Wendung eine neue Gestalt und neue Reize gab. Das Gewöhnliche floh er, wie im Leben, so im brieflichen Verkehr." (Siehe Friedrich Jacobs, „Hallische Allgemeine Litteratur-Zeitung" 1822, Nr. 172.)

Die Briefe des Herzogs an Ernst Wagner — bekannt durch seine geistreichen Romane „Willibalds Ansichten des Lebens", „Die reisenden Maler" und andre mehr — haben ein höchst originelles Gepräge. Vorherrschend in ihnen ist der schlagende Witz, spielender Humor, dabei weiter ein tiefes Gefühl für das Schöne und Wahre. In einem Briefe an Wagner

---

[1]) Vergl. „Jean Pauls Freiheitsbüchlein; oder dessen verbotene Zuneigung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha; dessen Briefwechsel mit ihm." — Tübingen, in der Cottaschen Buchhandlung. 1805.

[2]) „Briefwechsel eines deutschen Fürsten mit einer jungen Künstlerin." Herausgegeben von Wolf v. Metzsch-Schilbach. Berlin 1893. Verlag von Karl Siegismund.

[3]) S. „Bernhard August v. Lindenau" von Paul v. Ebart. Gotha, Stollbergscher Verlag. 1896.

heißt es: „Ein Hofroman wäre eben, was ich möchte, doch — zürnen Sie nicht über diese Frage — sind Sie auch im stande, diesen glatten Musikboden ohne Wanken zu betreten? — Gern säh' ich mein Bild in Ihrem Spiegel; aber ein sich oft widersprechendes, rätselhaftes, inkonsequentes Wesen, wie ich, kann man schwerlich auf den siebzehn Facetten dieses Zauberdiamants treu abspiegeln lassen. — Könnte man nicht an Isidorens Hof aus Ihrem andern Buche[1]) das liebe E in Ernsts alphabetischen Auszügen aus einem ungeschriebenen Buche lesen? — Nur nicht mit einem historischen A-B-C! — Bitte! Das ist so widersprechend. Und der ‚vierzigjährige Henneberger', — wie uninteressant! Auf Ehre! Sie sind wie Jean Paul! Der macht auch seinen meisten Büchern Titel — zum Herausreißen! Warum wollt ihr denn euern Antinousköpfen fratzenhafte Haarbeutel anhängen? Um Gottes willen! Was echt humoristisch, echt witzig ist, das braucht ja keine Schellenkappe und Narrenjacke! — ‚Alphabetisch' kommt mir auch so pedantisch vor. Und lassen Sie mir nur den A-B-C-Schützen weg! den kann ich vollends gar nicht leiden! — Oder wie wär's, wenn Sie das Büchlein betitelten: ‚Tonleiter eines vierzigjährigen Hennebergischen, Sachsen-Koburg-Meiningschen, durch Gottes Gnade bald wieder genesenden sekretarischen diplomatischen Titularrats?'"

Schriftstellerische Arbeiten gehörten zu den gewöhnlichen Beschäftigungen des Herzogs. Ein größeres Werk „Panedone" (Die Allust) betitelt, vielleicht das eigentümlichste unter allen seinen Erzeugnissen, blieb unvollendet. Mit dem eigentlichen Roman hat es wenig gemein und ist der Form nach mehr ein Märchen. Im Jahre 1805 erschien ohne Angabe des Druckorts und ohne den Namen des Verfassers, „Kyllenion, oder ein Jahr in Arkadien". Dieses Werk besteht aus einer Reihe von Idyllen in Prosa, und in zwölf Abteilungen, welche die zwölf Monate des Jahres darstellen sollen. Die darin eingeflochtenen, von ihm selbst gedichteten Lieder hat der fürstliche Autor auch in Musik gesetzt, und Kenner wollen in den Melodien derselben die Originalität des Dichters wiederfinden. Einige derselben sind auch durch die Kompositionen von Himmel und Karl Maria v. Weber bekannter geworden. Dieses Werk widmete der Herzog der Tochter des Gothaer Verlegers Karl Wilhelm Ettinger, Karoline, deren Namen das dem Werke vorgesetzte Akrostichon verrät, es lautet:

„Kannst du den Flug mit mir, o Freundin, wagen,
Auf leichten Schwingen zu der Dichtung Au'n?
Rasch sollen dich die Purpurschwäne tragen;
Orangenduft soll süß herniedertau'n.
Leicht trenn' Aurorens Saum der goldne Wagen;
Ihn wird der Horen Schar bewundernd schau'n.
Nichts soll der Reise Götterlust dir trüben;
Eil unverzagt! Dir will ich Zauber üben!

Entfleuch des schwülen Tages bangen Sorgen,
Trägt dich der treuen Freundschaft Schwanenpaar!
Tränk deinen Blick im Purpur schönrer Morgen;
Jasmin, Granaten flechte dir ins Haar.
Nimm! Dir will ich Euterpens Chelys borgen;
Gestimmt und rein ist ihrer Saiten Paar,
Ergreifen muß ich meiner Schwäne Zügel;
Reich mir die Hand! Wir sind auf meinem Hügel."

Einen großen Einfluß auf den Herzog August hatte Friedrich Jacobs,[2]) der schon im Jahre 1791 in nähere Beziehung zu ihm getreten war. „Er gebrauchte," schreibt Jacobs, „bei seinem weitläufigen Briefwechsel und seinen poetischen Kompositionen meine Hand; ein

[1]) Historisches A-B-C eines vierzigjährigen Henneberger Fibelschützen. Tübingen, 1810.

[2]) Jacobs, Friedrich, geboren 6. Oktober 1764 zu Gotha, Lehrer am Lyceum zu München, Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaft, 1810 Oberbibliothekar zu Gotha, 1831 Direktor der Kunstsammlungen daselbst, gestorben 30. März 1847.

Geschäft, das, abhängig von Zufall und Laune, bisweilen mit meinen Amtspflichten in Streit geriet."

Die geniale Willkürlichkeit, mit welcher der Herzog dabei verfuhr, setzten den Gelehrten in die peinlichsten Verlegenheiten und führten dahin, daß dem letzteren sein Verhältnis zum Herzog unerträglich wurde. Jacobs gab seine Stelle in Gotha auf und folgte dem Ruf nach München.

In den „Nachrichten aus meinem Leben", von Friedrich Jacobs heißt es: „Der Herzog führte damals aus Gründen, die ich nur mutmaßen kann, einen höchst lebhaften Briefwechsel nach Paris, bisweilen mit höchst unbedeutenden Leuten und über höchst unbedeutende Gegenstände, an Mr. Michalon über Perücken; an Mr. Kreusler über Kleider; alles mit einem Aufwande von Witz und Wendungen, der, nach meinem Gefühle, der Würde eines deutschen Fürsten wenig angemessen war. Zu solchen Dingen bot ich nur ungern die Hand. Gleichwohl stand es nicht in meiner Gewalt, hierin etwas abzuändern. Nur Verstimmungen konnten bewirkt werden, die in meiner Lage nichts besserten. Größere Vorteile zu suchen, und dadurch das Unangemessene dieses Verhältnisses auszugleichen, war meinen Grundsätzen gänzlich zuwider."

Jacobs ging nach München, und aus dieser Zeit sind noch eine Anzahl Briefe des Herzogs an seinen ehemaligen Lehrer und Freund vorhanden, die darthun, wie aufrichtig der Fürst dem großen Gelehrten zugethan war und wie sehr er seinen Weggang bedauerte. Einmal unterschreibt sich der Herzog, „Ihr trauernder Emil", ein andermal, „Ihr alter, armer Emil"; dann lesen wir: „Und ich singe also aus angeborener Treue und echt fürstlicher Großmut: ‚Komm wieder herein, komm wieder herein, du angetrautes Stachelschwein! Emil'", und einer der letzten Briefe schließt: „Ihr durch Güte verwöhnter Fürst, Schüler und Freund August."

Am 7. Dezember 1810 kehrte Jacobs wieder nach Gotha zurück, und der Herzog ernannte ihn zum Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinetts.

Am 17. Mai 1822 starb der Herzog ganz plötzlich, ohne daß seinem Tode Krankheit vorausgegangen war und unter Erscheinungen, welche das unerwiesene Gerücht seiner Vergiftung erklärlich machten. Mannigfache Nachrufe erschienen. Ausgezeichnete Gelehrte, wie Hoff, Galletti, Wüstemann und Eichstaedt und andre haben ihn gefeiert. Der Jacobssche Nekrolog kommt der objektiven Wahrheit am nächsten; er ist in Nr. 172 der Hallischen Litteraturzeitung vom Jahre 1822 abgedruckt. Eine gute Selbstkritik enthält auch das nachstehende Gedicht, welches der Herzog kurz vor seinem Tode an Friedrich Jacobs sandte:

Reconnaitrez Vous le portrait,
Qu'ici je Vous depeinderais?
C'est un homme d'un rare génie,
D'un caractère sensible et vrai,
Plein de talent, un bel esprit,
Et d'une humeur bien gaie.
Un peu volage comme amant,
Mais d'autant plus ami constant,
Autrefois gracieux danseur.
Aujourd'hui souvent un peu rêveur.
Son cœur sensible, tendre et doux
Le rend le meilleur des pères,
Charmant compère, complaisant époux.
Satirique, sans nulle malice,
Grand savant sans être austère
On le cherit on le revère
Et homme et femme lui rendent justice
Pour nous enfin nous l'aimons tous
Eh bien donc le devinez Vous?
Eh si les vœux de l'amitié
Du destin seront exaucés
Il jouira d'une éternelle jeunesse
D'une inaltérable allégresse
Presqu'oublié du vieux Caron
Comme un nouvel Anacreon.

(August.)

Litterarische Berichte.

Geschichte Formosas bis Anfang 1898. Von Albr. Wirth. Bonn 1898. Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei.

Eine höchst beachtenswerte Arbeit, auf vielfache, zum Teil recht entlegene Quellen gestützt, enthält sie in ihrem geschichtlichen Teile eine gut geschriebene, klare und interessante Uebersicht über die Schicksale der nun zu Japan geschlagenen und von dort mit vorläufig recht wenig Erfolg besiedelten Insel; über die vielen, etwas burschikosen Ausdrücke und über manche Bedenken wegen der Anordnung kann man hinwegsehen. Die ethnographische Einleitung verdient nicht das gleiche Lob. Sie unterscheidet nicht zwischen gesicherten Thatsachen und Vermutungen. In oberflächlicher Nachahmung der schon ohnehin nicht empfehlenswerten Bastianschen Methode bringt der Verfasser ein buntes Kaleidoskop von Namen und Daten, Völkern und Ländern, mit beständig wechselnden bildlichen Ausdrücken und Vergleichen, die öfters mehr verdunkeln als erhellen und den Verfasser auf Gebiete verlocken, auf denen er keine systematischen Studien gemacht zu haben scheint. K. F.

Die Soziologie, die soziale Frage und der sogenannte Rechtssozialismus. Von Dr. jur. N. Reichesberg. Bern, C. Sturzenegger.

Das vorliegende Buch ist eine sehr ausführliche und umsichtige Auseinandersetzung mit dem bekannten Philosophen und Soziologen Ludwig Stein und bespricht insbesondere dessen Werk „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“. Reichesberg rühmt den „ungeheuren Gedankenreichtum“ dieses Werkes, gelangt aber dennoch zu dem Ergebnis, daß das in ihm gegebene System unhaltbar ist. Es „stellt sich uns dar als ein Versuch, sämtliche Gegensätze, die sich auf dem Boden des sozialen Lebens im Laufe der Zeit geltend gemacht haben, zu versöhnen, statt aufzuheben. Dieses Ziel, dessen Erreichung von vornherein als aussichtslos erachtet werden muß, beherrscht die Untersuchung von Anbeginn an bis zu Ende. Naturnotwendig mußte sich daraus eine ungesunde Kompromißsucht ergeben, die zu mannigfachen schiefen und unhaltbaren Aufstellungen führte. Stein erklärt, als Philosoph über allen Parteien zu stehen, in Wirklichkeit hat er ein sozialphilosophisches System entwickelt, welches in sich die bekannten Anschauungen und Interessen des sogenannten Mittelstandes verkörpert, die sonst auch von den Kathedersozialisten vertreten zu werden pflegen.“ Br.

1) **Unkraut.** Ein Liederbüchlein von Hermann Freise. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt 1900. Elegant gebunden M. 3. — 211 S.

2) **Gedichte.** Von Jakob Schiff. Mit dem Bildnis des Verfassers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1900. Elegant gebunden M. 3. — 363 S.

Freises Lyrik ist von einem fröhlichen, heiteren Sinn getragen. Ihr Grundton ist der Humor; Liebes- und Trinklieder gelingen ihm am besten. Unter jenen finden sich gar köstliche Perlen, ausgezeichnet durch Tiefe der Gedanken und Innigkeit der Empfindung. Diese hinwiederum haben als echte Volkslieder den Vorzug der Sangbarkeit. Sie laden geradezu zum Singen ein. Manche derselben erinnern an Scheffel und Baumbach. Neben dem Humor kommt indessen auch der Ernst zu seinem Recht. Auch unter den Liedern dieser Art sind gar treffliche Stücke enthalten, zumal unter den Gelegenheitsgedichten, wie zum Beispiel auf Bismarck und Levetzow. Daß Freises Liederbüchlein Anklang gefunden, zeigt die Notwendigkeit einer neuen Auflage.

In einem gewissen Gegensatz zu Freise atmen J. Schiffs Gedichte einen tiefen sittlichen Ernst, zumal in den Romanzen und Balladen, die den Hauptbestandteil seiner Sammlung bilden. Letztere sind, wie die Schillerschen, dramatisch ungemein belebt und durch eine kräftige realistische Darstellung ausgezeichnet. Hierin liegt offenbar die Stärke des Dichters, und vielleicht haben wir von ihm noch größere Epen zu erwarten. Seine lyrischen Gedichte sind außerordentlich zart und fein. Auch hier finden sich Anklänge an Schiller, zum Beispiel „Nachtgesang“. Alles in allem, J. Schiff ist ein gottbegnadeter Sänger, der durch seine Poesie die Herzen gewinnt. E. M.

Schlaue und glückliche Verbrecher. Von Lino Ferriani. Deutsch von Alfred Ruhemann. Berlin, Siegfried Cronbach, 1899.

Durch den gleichen Verlag und den gleichen Uebersetzer sind uns schon zwei Werke Ferrianis näher gebracht worden. Das jetzt vorliegende behandelt einen Typus, der sich freilich kaum mit hinreichender Genauigkeit fassen läßt: den Typus von Menschen, die allerhand Verbrechen begehen und doch durch die Maschen des Gesetzes schlüpfen. Unter diesem Gesichtspunkt stellt der Verfasser ein reiches und wertvolles Material zusammen

und fügt eine Anzahl guter soziologischer Betrachtungen hinzu. Was an raffinierter Gemeinheit sozusagen vor unsern Augen sich abspielt, was wir alle wissen und doch dulden, das wird an gut gewählten Beispielen dargestellt und beurteilt. Aber es scheint uns, als ob manche Tabellen und Citate willkürlich zu stande gekommen seien, als ob die begreifliche moralische Entrüstung glegentlich die wissenschaftlich erforderliche Genauigkeit schädigt und als ob hinter der Schilderung dieser immer und überall vorhandenen Mißstände der Versuch zu ihrer Besserung zu kurz kommt. — An die Adresse des Uebersetzers richten wir die Bitte, die Titel der angezogenen Bücher nicht zu verdeutschen. M. D.

Einleitung in die Philosophie. Von Professor Dr. Wilhelm Jerusalem. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1899.

Das Buch will nach den Worten des Verfassers selbst „durch eine gedrängte Uebersicht über die wichtigsten philosophischen Probleme zunächst orientieren, dann aber auch die Wege andeuten, auf denen man zu einer den wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart entsprechenden Lösung kommen kann". Jerusalem hat diese Aufgabe in ansprechender Weise gelöst: mit großer Gewandtheit hat er es verstanden, in kurzen Worten die einzelnen Zweige der Philosophie zu behandeln, die verschiedenen Richtungen, in die die Forschung auseinandergeht, zu kennzeichnen und, geleitet von einer ganz bestimmten Grundansicht, Lösungen anzugeben, die in ihrem Gesamtresultat harmonisch zu einander passen und eine in sich geschlossene Welt- und Lebensanschauung ergeben, die der Verfasser in der „Schlußbetrachtung" zusammenfassend darlegt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Konfession und höheres Schulwesen in Preußen. Zugleich ein Beitrag zur Parität. Von Wilhelm Busch. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1899. 107 S.

Der Verfasser giebt in statistischer Darstellung einen klaren Ueberblick über den Anteil der Religionsgemeinschaften an den höheren Schulen, sowie über die konfessionelle Zusammensetzung der Lehrerkollegien in Preußen. Der Hauptzweck des Buches ist, die Forderung zu stellen und zu begründen, daß alle höheren Schulen als paritätisch anzusehen und zu behandeln sind. Damit diese Forderung durchgeführt werde, hält der Verfasser eine zweite für notwendig: daß nämlich alle höheren Schulen staatlich werden, da nur so die Verhältnisse überall gleichmäßig gestaltet werden können. Br.

Gedichte. Von Albert Geiger. Stuttgart, 1900. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 2. —

Diese neue poetische Gabe Geigers enthält gar manches Gedicht von bleibendem Wert. Sie zeichnen sich aus durch eine schöne einfache Sprache, Klarheit des Ausdrucks und Tiefe der Gedanken. Einzelne Naturschilderungen sind besonders gelungen. E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 12. Bändchen: Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Nach Vorträgen, gehalten im Volkshochschulverein zu München. Von Dr. J. Unold. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.15.

Autographen. Katalog 21. München, Emil Hirsch Antiquariat.

Bardach, Hermann, Wie Hans die Weiber kennen lernen wollte. Wien, C. Konegen. M. 2.—

Birt, Theodor, Deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Eine Rede zur Jahrhundertwende. Nr. 1 der „Marburger akademischen Reden" 1900. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 40 Pf.

Brausewetter, Ernst, Finnland im Bilde seiner Dichtung und seine Dichter. Novellen, Gedichte, Schilderungen, Charakteristiken und 16 Porträts. Berlin, Schuster & Loeffler.

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. III. Jahrgang. Heft 4, Januar 1900. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Deutsche Juristen-Zeitung. Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. V. Jahrgang, 1900. Nr. 2 und 3. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

Die Insel. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymer und R. A. Schröder. 1. Jahrgang. I. Quartal, Nr. 2, November. Nr. 3, Dezember 1899, Nr. 4, Januar 1900. Vierteljährlich M. 9.— inklusive fester Einbanddecke. Berlin, Schuster & Loeffler.

Freylinghausen, Prof. J. A., Sieben Tage am Hofe Friedrich Wilhelms I. Tagebuch. Herausgegeben

von Dr. Bogdan Krieger. Berlin, Alex. Duncker. M. 3.—

Friederici, Georg, Indianer und Anglo-Amerikaner. Ein geschichtlicher Ueberblick. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 2.—

Greiner, Leo, Das Jahrtausend. Dichtungen. München, Verlag der Deutsch-französischen Rundschau. M. 2.—

Hebbels Werke. Herausgegeben von Dr. Karl Zeiß. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Vier Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 8.—

Jacobowski, Ludwig, Aus bewegten Stunden. Gedichte (1884—1888). Zweite veränderte Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 1.50.

Junk, Dr. Victor, Goethes Fortsetzung der Mozartschen Zauberflöte. Heft XII der Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Berlin, Alex. Duncker. M. 2.—

Koloniale Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. 1. Jahrgang Nr. 2 u. 3. Leipzig, Bibliographisches Institut. Erscheint jährlich 26mal; M. 2.50 pro Vierteljahr.

Kraft-Helmhacker, Ottokar v., Erste Dichtungen. Wien, C. Konegen. M. 3.50.

Kresse, Oskar, Hülfe für Alle! Ein Weg zur Erlösung aus den Fesseln der Not. Berlin, John Schwerins Verlag. 50 Pf.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Heft 27: Friedrich des Großen Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwicklung von 1745—1756. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 2.60.

Lessing. Von K. Borinsky. Zwei Bände. 34. und 35. Band von „Geisteshelden“. Berlin, Ernst Hofmann & Co. à M. 2.40.

Lorenz, Carl, Das Schandmal. Ein amerikanisches Trauerspiel in fünf Akten. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Muther, Prof. Dr. Rich., Geschichte der Malerei I. II. „Sammlung Göschen“, Band 107, 108. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. 80 Pf. pr. Band.

Netto, E., Natur und Kunst oder Der Schweinehirt. Scherzspiel in einem Aufzug. Gießen, J. Rickersche Verlagsbuchhandlung. 50 Pf.

Oertmann, Dr. Paul, Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Fünf Vorträge. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. M. 2.—

Okasaki, Dr. Tomitsu, Geschichte der japanischen Nationallitteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig, F. A. Brockhaus. M. 5.—

Open Court, The. A monthly magazine. Vol. XIV. (Nr. 1.) January 1900. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually $ 1.—

Pilet, Otto, Ein Rückblick auf mein Leben, insbesondere auf die Entwidlung des Handels in den letzten fünfzig Jahren. Magdeburg, A. und R. Faber. M. 2.—

Ratzel, Friedrich, Das Meer als Quelle der Völkergröße. Eine politisch-geographische Studie. München, R. Oldenburg. M. 1.20.

Report of the Commissioner of Education for the year 1897—98. Volume 1. Washington, Government printing office.

Revue de Paris, La. 7e Année. Nr. 1, 1er Janvier 1900. Paris, Calmann Lévy. Livraison Frs. 2.50.

Revue franco-allemande. Deutsch-französische Rundschau. Halbmonatsschrift. II. Jahrgang Nr. 25—26. München, Verlag der Revue franco-allemande. Vierteljährlich M. 3.—

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge Heft 329/30: Zola und die Rougon-Macquart. Das Milieu bei Emile Zola. Von Dr. Benno Diederich. (M. 1.20). Heft 331/32: Die Carolinen und Marianen. Von Dr. O. Finsch. (M. 1.20). Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Schmehlik, R., Das Erfinderrecht der wichtigsten Staaten. Zweite, erweiterte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 1.50.

Schriftsteller- und Journalisten-Kalender. Herausgegeben von Emil Thomas. Leipzig, Walther Fiedler. Gebunden M. 2.70.

Suttner, Bertha v., Daniela Dormes. Roman. Zweite Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 5.—

Suttner, Bertha v., Ein schlechter Mensch. Roman. Zweite Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 5.—

Tizian. Von Georg Gronau. Mit 2 Bildnissen. 36. Band von „Geisteshelden“. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 3.60.

Tolstoj, Graf Leo, Auferstehung. Roman. Vollständige Uebersetzung aus dem Russischen von Ad. Heß. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Unruh, Ernst v., Das Glück und wie man dazu gelangt. Leipzig, Hermann Haacke. M. 1.50.

Verhandlungen des 20. Parteitags der Deutschen Volkspartei in Mainz. Nr. 5 der „Flugschriften der Deutschen Volkspartei“. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. 60 Pf.

Wittenbauer, Ferdinand, Das Gispele. Eine Liebesmär aus der Odenwälder Sturmzeit. Zwei Bände. Wien, C. Konegen. M. 6.—

Zola, Emile, Der Zusammenbruch. Der Krieg von 1870—71. Illustrierte Ausgabe. Lfg. 1. (Erscheint in 25 Lieferungen à 40 Pf.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Fünfundzwanzigster Jahrgang. — Zweiter Band.
(April bis Juni 1900.)

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1900.

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXV

(April bis Juni 1900).

Seite

Aus dem Leben des Grafen Otto v. Bray-Steinburg. Auf Grund hinterlassener Papiere desselben geschildert. I. II. III . . 1. 173. 289
W. v. Polenz: Mutter Maukschens Liebster 12
Dr. Cabanès: Die Heirat Viktor Hugos nach unveröffentlichten Dokumenten 21
Horst Kohl: Aus dem Friedrichsruher Archiv. I. II 33. 186
v. Helldorff-Bedra: Der Fall des Sozialistengesetzes. II 41
Ilka Horovitz-Barnay: Ein Besuch bei Sonnenthal 43
Graf Paul v. Hoensbroech: Papsttum und Inquisition 52
M. v. Brandt: Vom chinesischen Zopfe und dem, was daran hängt . 59
C. Pelman: Psychische Volkskrankheiten 64
Prof. Wilhelm Maurenbrecher: Geschichte der orientalischen Frage. Ungedruckte Vorträge aus dem Nachlasse. I. II. III . 77. 212. 366
Der erste falsche Demetrius (Schluß) 84
Fürst Balthazar Odelscalchi in Rom: Erinnerungen an den Aufenthalt deutscher Künstler in Rom 97
Dr. Max Nordau: Zeitfragen. (Zur lex Heinze) 108
Frédéric Loliée: Auf den Bauplätzen der deutschen Ausstellung in Paris. Gespräch mit dem deutschen Reichskommissar Geheimrat Dr. Richter 113
Brief von F. Max Müller. Ueber die Rechtsfrage zwischen England und der Transvaal-Republik 129
Theodor Mommsen über Max Müllers Brief: Ueber die Rechtsfrage zwischen England und der Transvaal-Republik 139
Die Flottenfrage am Anfange des vorigen Jahrhunderts. Eine ungedruckte Denkschrift des Generalleutnants v. Minutoli 147
Luise Schenck: Das älteste Brot 157
M. v. Brandt: Die deutsche Presse und die auswärtige Politik . . . 197
H. Bassermann, Professor an der Universität in Heidelberg: Was ist Religion? 201

Seite

Friedrich v. Esmarch: Die Schule und der Samariterdienst. Eine Aufgabe für unsre Schulen im neuen Jahrhundert 208
Frédéric Loliée: 1813. Aufgefangene Papiere 230
Zur Transvaal-Kontroverse. Neue Briefe von Max Müller und Theodor Mommsen 250
O. Baratieri: Calatafimi (15. Mai 1860). Persönliche Erinnerungen an Garibaldi 271
Heloise v. Beaulieu: Ein Stückchen Wegs. Skizze 281
Professor Ritter Dr. Joseph Brandt: Die Furcht vor dem Krankenhause 307
Graf Paul v. Hoensbroech: Papsttum und Todesstrafe 317
Dr. Hans Kleser: Die Stellung und Bedeutsamkeit Rumäniens in der europäischen Staatenfamilie 323
Felix B. Ahrens: Die Chemie im Dienste der Menschheit 346
Prof. D. Adolf Kamphausen: Ueber die unchristliche Legende vom Ritualmord 354
M. v. Brandt: Asiatische Schatten 360

Berichte aus allen Wissenschaften.

Photographie.

Dr. Bernhard Dessau: Erstrebtes und Erreichtes im Gebiete der Farbenphotographie 119

Kunstwissenschaft.

Wilhelm Schölermann: Lukas Cranach 263

Chemie.

Walther v. Sicherer: Wie entsteht die Farbenpracht unsrer Stoffe und Gewebe? 383

Kleine Revuen.

Litterarische Berichte 126. 267. 387
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 269. 393

Aus dem Leben des Grafen Otto v. Bray-Steinburg.

Auf Grund hinterlassener Papiere desselben geschildert.

I.

Verglichen mit der großen Zahl Deutscher, die außerhalb des Vaterlandes zu hervorragenden Stellungen gelangt sind, erscheint das Kontingent, welches das Ausland der politischen und litterarischen Führerschaft unsers Volkes geliefert hat, außerordentlich bescheiden. Gegenüber der Thatsache, daß die Herrschergeschlechter eines erheblichen Teils der uns benachbarten Staaten deutschen Ursprungs sind und daß in Dänemark, Rußland, Griechenland und so weiter — deutsche Männer des Schwerts und der Feder jahrzehntelang maßgebenden Einfluß geübt haben, kommen die Fremden, die in der deutschen Staats- und Bildungsgeschichte mitzählen, in kaum beiläufigen Betracht. Sieht man von den in Preußen zu Ansehen und Bedeutung gelangten Nachkommen gewisser französischer Refugiés des 17. Jahrhunderts ab, so bleibt wenig mehr als ein halbes Dutzend ausländischer Namen übrig, die sich in der Geschichte unsers Volks erhalten haben. Ob die relativ beschränkte Assimilationskraft der deutschen Rasse oder Reichtum an eingebornen Talenten den Hauptanteil daran gehabt hat, mag ununtersucht bleiben, die Thatsache selbst ist unbestreitbar und hängt wesentlich damit zusammen, daß das zahlreichste der mitteleuropäischen Völker später als irgend ein andres zu der ihm zukommenden staatlichen und nationalen Geltung gelangt ist.

Schon aus diesem Grunde verdienen die einzelnen in der deutschen Staats- und Volksgeschichte zu Notorietät gelangten Ausländer einige Aufmerksamkeit. Auf die Rollen, welche dieselben als Teilnehmer an den unter uns ausgefochtenen Partei- und Interessenkämpfen eingenommen haben, kommt es dabei nur beiläufig an. Sind solche Rollen doch bedingt gewesen durch die Beschaffenheit der Kreise, in welche diese Fremden traten und durch den Zeitpunkt ihrer Heimischwerdung unter uns. Sie haben dieselben Entwicklungen durchzumachen gehabt, durch welche wir selbst gegangen sind und unvermeidlicherweise den Irrtümern ihrer neuen Landsleute den nämlichen Tribut gezahlt, den diese selbst aufbringen mußten, um aus der Geteiltheit zu nationaler Einheit durchzudringen. Die von uns zurückgelegten einzelnen Stationen lassen sich bei Betrachtung des von diesen neuen Deutschen zurückgelegten Weges mit besonderer Deutlichkeit übersehen: der

Natur der Sache nach konnten diese Einwanderer keine andre Deutschen werden, wie die Landeskinder waren, denen sie sich zugesellten. Dieselbe Notwendigkeit, welche die im 18. Jahrhundert an der Spree heimisch gewordenen Refugiés zu spezifischen Preußen gemacht hatte, brachte mit sich, daß die im folgenden Zeitalter an den Neckar und Isar geflüchteten Emigrantenfamilien zu Deutschen erst werden konnten, nachdem sie sich ein Menschenalter hindurch in spezifischem Bayern- und Schwabentum bewegt hatten.

Ein interessantes Beispiel dieses Wandlungsprozesses bietet die Geschichte der Grafen Bray, die durch drei Generationen im bayrischen Staatsleben ansehnliche Stellungen eingenommen haben. Der in der Normandie geborene Großvater François Gabriel de Bray kommt als Malteserritter französischer Zunge nach Regensburg, tritt unter den Auspizien Montgelas' in den bayrischen diplomatischen Dienst und widmet der Politik des bedeutendsten der Rheinbundstaaten die besten Kräfte seines Lebens: am Abend desselben kommt er, der Gefährte der Montgelas und Wrede, gleichwohl dabei an, die Vorzüge der föderativen Einordnung Bayerns in die deutsche Staatengemeinschaft in einer eingehenden Denkschrift geltend zu machen. Sein im Jahre 1807 geborener Sohn Graf Otto fühlt sich bereits als Angehöriger einer „deutschen und bayrischen Familie“, er nennt sich Bray-Steinburg und ist Deutscher im Sinne seines Landesherrn, der unbeschadet seiner bayrischen Selbstherrlichkeit der „teutscheste der Teutschen“ hatte sein wollen. Die Triaspolitik Maximilians ist die seinige, die Parteinahme gegen das Preußen von 1866 eine notwendige Konsequenz der Traditionen, in denen er emporgekommen, die Unterwerfung unter das Gebot des Siegers von Königgrätz ein Opfer, das er schweren Herzens bringt. In der Krisis von 1870 ist er aber bereits dabei angelangt, Bayerns Teilnahme an dem nationalen Kriege als persönliche Angelegenheit und als Sache „des Rechts, der Ehre und der Sicherheit des Staats“ zu behandeln. Sein Sohn, der Enkel des Maltesers, ist dann der erste Bayer, der in den auswärtigen Dienst des neugegründeten Deutschen Reichs tritt und der vielen einer, denen deutsches Reichsinteresse und bayrisches Landesinteresse längst gleichbedeutende Begriffe geworden sind.

Auf den nachstehenden Blättern soll über die Hauptabschnitte dieser Familiengeschichte und ihrer für die jeweilige deutsche Entwicklung charakteristischen Momente berichtet werden. Wesentlich wird das an der Hand eigner Aufzeichnungen der Beteiligten geschehen und mit dem zweiten Abschnitt, nämlich der Lebensgeschichte des Grafen Otto der Anfang gemacht werden. Die Gewohnheit, sich über wichtige Erlebnisse schriftliche Rechenschaft zu geben und die darauf bezüglichen Dokumente zu sammeln, war vom Vater auf den Sohn übergegangen, ein Vermächtnis des dem französischen Adel alter Zeit eigentümlichen litterarischen Sinnes.

Zu Ende der neunziger Jahre in bayrische Dienste getreten, lebte der Vater des Grafen Otto während der Jahre 1801 bis 1809 als Gesandter König Max' I. in Berlin. Von dem, was damals die zivilisierte Welt hieß, hatte der im sechsunddreißigsten Lebensjahr stehende Malteserritter erheblich mehr gesehen als die Mehrzahl seiner Kollegen und Zeitgenossen. Zu Nantes und Paris

erzogen, kannte er das Frankreich des alten Regime noch aus eigner Anschauung. Einblicke in die orientalische Welt hatte er als Teilnehmer eines Malteser-Kreuzzugs gegen Algerien, Vorstellungen von der eigentümlichen Beschaffenheit deutsch-römischer Reichsherrlichkeit als Attaché der französischen Gesandtschaft in Regensburg und als Zeuge des Rastatter Kongresses gewonnen. Das Jahr 1799 hatte ihn an den Hof Kaiser Pauls I. von Rußland, die Wende des Jahrhunderts nach London geführt, wo es die Ausführung des zwischen Bayern und England geschlossenen Subsidienvertrages galt. In allen diesen Stellungen hatte der durch Geist und angeborenes geschäftliches Geschick ausgezeichnete Mann sich bewährt, jede derselben zur Vervollständigung seiner Bildung und zur Erweiterung seines Gesichtskreises benutzt. Die von ihm hinterlassenen Tagebücher zeugen von einer geradezu wunderbaren Fähigkeit zu rascher Orientierung und erfolgreicher Ausbeutung dargebotener Informationsgelegenheiten. Wohin immer er verschlagen wird, weiß der Unermüdliche über die finanziellen, militärischen und ethnographischen Verhältnisse seiner Umgebung so viel zu lernen, als den Umständen nach überhaupt gelernt werden kann. Nebenher treibt er als Lieblingsstudium Botanik und Pflanzengeographie und übernimmt erfolgreiche Streifzüge auf das historische Gebiet. Selbst mit der für Normal-Franzosen peinlichsten aller Schwierigkeiten, mit der Erlernung fremder Sprachen, weiß er so weit fertig zu werden, daß er bei seinen litterarischen Arbeiten deutsche Publikationen — auch solche des Mittelalters — zu Rate ziehen und, wo erforderlich, in der Sprache seines zweiten Vaterlandes verkehren kann. Zu seiner Gattin hatte er eine Deutsche, die Tochter des livländischen Adelsgeschlechts v. Löwenstern, gewählt, und bei seinem Ableben ist er Mitglied einer deutschen Akademie und Ehrendoktor einer deutschen Universität.

Als Sohn dieses Vaters wurde Graf Otto am 17. Mai 1807 zu Berlin geboren; an der Stätte seiner Wiege steht heute das Gebäude des Auswärtigen Amts, damals Eigentum des Grafen Alopäus. Die ersten Lebensjahre verbrachte der Knabe abwechselnd auf den livländischen Gütern des Großvaters und in St. Petersburg, wohin der Vater von Berlin versetzt wurde, um (mit einer durch den Ausbruch des Krieges von 1812 bedingten Unterbrechung) vierzehn Jahre lang das Amt des bayrischen Gesandten zu bekleiden und dank seinen persönlichen Eigenschaften eine Stellung einzunehmen, wie sie Vertretern mittelstaatlicher Regierungen sonst nicht gegönnt zu werden pflegt. Um dem Sohne vollen Anteil an der Bildung der Nation zu sichern, der derselbe durch seine Geburt angehörte, sandte der Vater den heranwachsenden Knaben nach München, wo derselbe in die königliche Pagerie trat. Noch als Greis hat Graf Otto seiner damaligen Lehrer, des Professors Müller und des Rektors Frölich, mit besonderer Dankbarkeit gedacht und ihnen nachgerühmt, daß sie ihren Schüler „zu ernsthaften Studien anzuhalten und vor den Gefahren der Jugend zu behüten gewußt haben“. Dieser Dank möchte um so reichlicher verdient worden sein, als weder das St. Petersburger Pflaster der zwanziger Jahre, noch die Nummer 23 der Pariser Rue de Varennes, in welche der Vater während des Jahrs 1823 versetzt

wurde, der Entwicklung eines unter verwöhnenden Lebensumständen geborenen jungen Mannes heilsam gewesen wäre. Die französische Hauptstadt scheint der Zögling der Pagerie übrigens erst nach beendeten Schulstudien näher kennen gelernt zu haben. Seine Aufzeichnungen berichten von einem genußreichen Aufenthalt in Paris und von näheren Beziehungen zu der den Eltern befreundeten Familie La Ferronays, die den in Göttingen und München verbrachten Universitätsjahren unmittelbar vorhergingen. Die Nennung des Namens La Ferronays ist für die politische Richtung charakteristisch, welche der bayrische Gesandte in Paris genommen hatte und der der Sohn sich in der Folge anschloß. Daß er Konservativer und Royalist war, verstand sich für den von der Revolution aus dem Vaterland vertriebenen ehemaligen Malteser von selbst, daß er es mit der gemäßigtesten und einsichtigsten Fraktion der Legitimisten hielt, verriet den gebildeten Staatsmann, der zu lernen und zu vergessen verstanden hatte.

La Ferronays, der viele Jahre lang Gesandter in St. Petersburg gewesen war, als Vertreter Ludwigs XVI. an dem Laibacher Kongreß teilgenommen hatte und als Minister des Auswärtigen dem Ministerium Martignac (1829 bis 1830) angehörte, war ein altfranzösischer Edelmann von der guten Art, der der Herzog von Richelieu angehört hatte. Von dem aufrichtigen Streben erfüllt, das Königtum mit der konstitutionellen Ordnung zu versöhnen, setzte er der radikalen Opposition dieselbe Entschiedenheit entgegen, mit der er die Thorheiten der legitimistischen Ultras bekämpfte und Uebergriffe des ihm persönlich abgeneigten Herzogs von Berry zurückwies. Von liebenswürdigen Formen und tüchtiger Bildung, laborierte er gleichwohl an dem Mangel, seinem Vaterlande durch vieljährigen Aufenthalt im Auslande entfremdet zu sein und die Verhältnisse, mit denen er zu rechnen hatte, nur zur Hälfte zu verstehen.

Die von La Ferronays eingenommene Mittelstellung zwischen Gegensätzen, die sonst für unversöhnlich galten, entsprach der Denkungsart, die wir in der Folge bei Otto von Bray finden, dem Manne der alten Zeit, der mit den Anforderungen eines neuen Zeitalters zu verhandeln hatte, das ihm innerlich fremd geblieben war und das er gleichwohl genügsam verstand, um Konflikten mit demselben die Spitze abzubrechen.

Der Vater hatte in eine diplomatische Stellung treten dürfen, ohne durch eine Lehrzeit gegangen zu sein, der Sohn mußte sich den Forderungen der bureaukratischen Ordnung fügen, die seit der Wende des Jahrhunderts von allen angehenden Beamten Befähigungsnachweise verlangten. Erst nachdem er zu Deggendorf und Passau die gerichtliche und administrative Praxis kennen gelernt und den „Staatskonkurs“ bestanden hatte, durfte der junge Jurist das diplomatische Parkett betreten, zunächst als Attaché des nach Wien versetzten Vaters, nach dessen Tod (2. September 1832) als Hilfsarbeiter im Münchner Ministerium des Auswärtigen und dann abermals in Wien, wo er bis zum Juli 1833 verblieb und zeitweise die Stellung des Geschäftsträgers bekleidete. „Ein günstiges Geschick,“ so berichtet er, „wollte, daß ich zum Beginn meiner Laufbahn zur Berichterstattung über einen wichtigen Gegenstand berufen war. Es galt die

Frage der Zolleinigung Bayerns und ganz Süddeutschlands entweder mit Oesterreich oder mit Preußen. Die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, war Fürst Metternich zu allen nötigen Zugeständnissen bereit, seine Anträge scheiterten aber an den Souveränitätsbedenken des Kaisers Franz, und Preußen benutzte dieses Zaudern zu raschem Abschluß der Zollvereinsverträge, in denen der Keim zum neuen Deutschen Reiche und zur Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland lag." — Gemeint ist in dieser kurzen Anführung die österreichische Denkschrift vom 24. Juni 1833, welche dem preußischen Entwurf mit dem Vorschlage begegnen zu können glaubte, daß von Bundestags wegen die Einfuhr aus andern Bundesstaaten vor derjenigen des Auslandes bevorzugt werden sollte. Daß dieser Vorschlag jemals für auskömmlich gehalten worden und daß Metternich durch denselben dem preußischen System den empfindlichsten Stoß versetzen zu können glaubte, erscheint heutzutage kaum mehr verständlich. Bildete die (von Oesterreich außer Betracht gelassene) Hinwegräumung der einzelstaatlichen Schlagbäume doch Preußens hauptsächlichstes Verdienst und die Conditio sine qua non jedes nationalen Zollsystems, das diesen Namen verdienen sollte! Damals gab den Ausschlag, daß Kaiser Franz jede für die übrigen deutschen Staaten annehmbare Ermäßigung der prohibitiven Zölle des Kaiserstaats als Neuerung verabscheute, die unveränderte Aufrechterhaltung der bestehenden österreichischen Zollsätze vorschrieb und dadurch die dem Königlich Kaiserlichen Unterhändler Binder übertragene Berliner Mission von Hause aus gegenstandslos machte.

Noch bevor die Zollvereinsangelegenheit zum Austrag gebracht worden war, im Juli 1833, wurde der inzwischen zum Legationssekretär beförderte sechsundzwanzigjährige Attaché der Gesandtschaft in St. Petersburg zugeteilt. Sein zweijähriger Aufenthalt in der russischen Haupt- und Residenzstadt fiel in die zweite, von besonderer Gunst der Umstände begleitete Periode der Regierung Nikolaus' I., die heute mythisch gewordene Zeit, zu welcher die großen Vermögen des russischen Adels noch „undurchgebracht" waren, die auf die Leibeigenschaft des Landvolks gegründeten alten Ordnungen innerhalb wie außerhalb Rußlands für auf ewige Dauer berechnet angesehen wurden und die Monarchenbegegnung von Münchengrätz sowie das russisch-preußische Lustlager von Kalisch Bürgschaften für ewigen Bestand der heiligen Allianz zu bieten schienen. Indessen Graf Nesselrode die auswärtige Politik im Sinne Metternichs leitete, Cancrin sein streng protektionistisches Zollsystem bis an die Grenzen der Prohibition vorschob und der Chef der dritten Abteilung, Graf Benkendorf, das für die inneren Angelegenheiten maßgebende Wort führte, trieb das Leben der St. Petersburger Hofgesellschaft seine buntesten Wellen und sorgte eine schier endlose Reihe glänzender Feste dafür, daß der an den Newastrand geführte vornehme Fremde in der besten aller möglichen Welten angelangt zu sein glaubte. — Nahezu entgegengesetzter Art waren die Eindrücke, die der junge bayrische Diplomat empfing, als er im Frühjahr 1836 aus der russischen in die französische Hauptstadt versetzt und alsbald nach dem Eintritt in die dortige Stellung in die Lage gebracht wurde, seinem Hofe als Geschäftsträger über die stürmischen Vorgänge berichten zu

müssen, welche den Rücktritt des Ministeriums Thiers, die Bildung des Kabinetts Molé-Guizot, den Straßburger Putsch Louis Napoleons, die Amnestierung der Minister Karls X. und das Attentat vom 27. Dezember 1836 begleiteten. Alle diese schwerwiegenden Ereignisse waren in die ersten Monate der Pariser Amtsthätigkeit des jungen bayrischen Geschäftsträgers gefallen, der zwei Jahre hindurch Zeuge unbeweglicher Ruhe russischen Lebens und ungestörter Vorherrschaft der Ideen gewesen war, die der Periode seines Emporkommens das Gepräge gegeben hatten.

Nicht minder stürmisch vergingen die folgenden Jahre von Brays Pariser Aufenthalt. Als er im Frühjahr 1840 an der Seite seiner jungen Gemahlin, einer Tochter des Fürsten Frasso-Dentio, von Paris nach München zurückkehrte, hatte er drei weitere Kabinettsveränderungen, zwei auswärtige Konflikte Frankreichs, eine republikanische Schilderhebung, endlich die Bedrohung des europäischen und des orientalischen Friedens durch die turbulente Politik des Ministeriums Thiers-Rémusat erlebt!

Auf Brays zehnmonatliche Dienstleistung in München folgte am 21. März 1841 die Ernennung zum Minister-Residenten in Athen, wo König Ludwigs zweiter Sohn Otto I. seit Jahr und Tag mit der Unbotmäßigkeit und moralischen Verwilderung des griechischen Volks und mit den Einmischungen der drei rivalisierenden Schutzmächte (Rußland, England und Frankreich) harte Kämpfe zu bestehen hatte. Gerade zur Zeit von Brays Eintreffen in der griechischen Hauptstadt bestanden höchst schwierige Verhältnisse. Nur mühsam war der unfertige Staat der Gefahr entgangen, in die Wirbel der Thiersschen Orientpolitik gezogen und in einen Krieg mit der Türkei verwickelt zu werden. Beinahe gleichzeitig hatte eine von A. Kapodistrias und Stammatopulos angezettelte Verschwörung den Bestand der Dynastie gefährdet, das durch den russischen Gesandten Catacazy unterstützte Treiben der sogenannten napistischen Partei die mühsam aufrecht erhaltene innere Ordnung erschüttert und der thörichte Haß der Massen gegen die bayrischen Beamten Verwirrungen geschaffen. Nichtsdestoweniger fand der bayrische Minister-Resident das Königspaar in einer Stimmung vor, deren Zuversichtlichkeit unter den gegebenen Umständen unbegreiflich erschien. König Otto trug sich mit hochfliegenden Entwürfen für die Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte des verarmten Landes, die Königin rechnete auf die Geburt eines Sohnes, der für die Befestigung der Dynastie Gewähr leisten sollte und dem die junge Fürstin den stolzen Namen Konstantin im voraus bestimmt hatte.

Obgleich dem Grafen Bray ein nur dreijähriger Aufenthalt in Griechenland gegönnt sein sollte, hatte er reichliche Gelegenheit, Einblick in die Unsicherheit der bestehenden Zustände und die Ohnmacht der Regierung zu gewinnen.

„Einen wichtigen Moment in der neueren Geschichte des hellenischen Königreichs (so heißt es in einer seiner Aufzeichnungen) habe ich miterlebt. Sir Stratford Canning war nach Athen gekommen, um den englischen Ratschlägen zur Einführung konstitutioneller Einrichtungen Eingang zu verschaffen. In einer Reihe von Besprechungen hatte ich mich mit ihm darüber geeinigt, daß ein

Staatsrat teils aus Mitgliedern königlicher Ernennung bestehend, teils vom Volke gewählt, zur Kontrolle der Finanzen eingesetzt werden sollte. Dadurch wäre der griechischen Regierung die Unterstützung Englands gesichert gewesen und die dem Könige einige Monate später in revolutionärem Drange aufgenötigte Verfassungserteilung wahrscheinlich vermieden worden. Leider wurde die Annahme obiger gemäßigter Vorschläge von andrer Seite widerraten und somit vereitelt."

Die „Seite", von welcher diese Vereitlung ausging, und der Zeitpunkt, zu dem die Stratford-Brayschen Besprechungen stattgefunden haben, wird nicht näher bezeichnet. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der russische Gesandte Catacazy gemeint, den die Brayschen Aufzeichnungen über das damalige diplomatische Corps in Athen an erster Stelle namhaft machen. „Rußland wurde durch den Staatsrat Catacazy, Oesterreich durch Prokesch, Preußen durch Brassier vertreten. Den beiden letzteren hätte ich mich gern angeschlossen, wenn sie im Interesse des griechischen Königtums einig gewesen wären. Sie lebten indessen in beständiger Feindschaft, und es war keine leichte Aufgabe, mit beiden freundschaftlich zu verkehren. Von Brassier wurde in seiner amtlichen Korrespondenz die Waffe der Satire gegen Prokesch gebraucht. In illustrierten Privatschreiben an den König Friedrich Wilhelm IV. erschien der griechische Staatswagen bespannt und nach verschiedenen Richtungen gezogen, durch ein Roß, das ihn selbst (Brassier), und einen Strauß, der Prokesch bedeutete.

„Im Lande hatte jeder der Vertreter der drei Schutzmächte Rußland, England und Frankreich eine Partei, für die er zu wirken suchte, und gerade hierin lag die größte Schwierigkeit für die von diesen Mächten eingesetzte Regierung und den König. Mir war die Aufgabe gestellt, zwischen diesen Gegensätzen thunlichst zu vermitteln, und ein günstiges Geschick wollte, daß ich nach zweijährigem Aufenthalt in Athen von dort abberufen wurde, noch bevor jene unhaltbaren Zustände zu der traurigen Krisis führten, welche in der Nacht vom 14. auf den 15. September 1843 den König Otto zur Annahme einer Konstitution nötigten."

Im Februar des Jahres, das dem hellenischen Staate eine Verfassung bescherte, deren Voraussetzungen zu den gegebenen Zuständen in unüberbrückbarem Gegensatz standen, war Graf Bray abermals nach St. Petersburg versetzt worden, das ihm in ähnlicher Weise zur zweiten Heimat werden sollte, wie ein Menschenalter zuvor seinem Vater. Kaiser Nikolaus behauptete nach wie vor die glänzende Stellung, in welcher der neue bayrische Gesandte ihn zehn Jahre zuvor verlassen hatte. „Sein Rat war der schwerstwiegende im Rate der europäischen Souveräne, sein Hof glänzend, seine Erscheinung imponierend." So uneingeschränkt, wie ehemals die Bewunderung des Jünglings, scheint die Bewunderung des Mannes aber nicht mehr gewesen zu sein. In den Aufzeichnungen Brays wird bemerkt, daß der Charakter des russischen Monarchen zwar edel und aller Gemeinheit abhold, zugleich aber „hart und unbeugsam" sei.

Daß der Kaiser Gegner der konstitutionellen Monarchie und jeder Transaktion zwischen Volk und Souverän war und nur zwei Staatsformen, die absolute Monarchie und die Republik gelten ließ, konnte einem Beurteiler von leidlicher

Unbefangenheit nicht eben für einen Beweis überlegenen Urteils gelten. Und daß Graf Bray nicht nur ein solcher, sondern unter Umständen ein außerordentlich scharfer Kritiker hat sein können, hat er wiederholt bewiesen. Eine — allerdings mehrere Jahre später — von ihm verfaßte Denkschrift über den russischen Hof und die Minister des Kaisers Nikolaus darf dem Besten, was über diesen Gegenstand überhaupt geschrieben, zugezählt und dem bekannten Abschnitt aus den Tagebüchern des Generals Friedrich von Gagern vom Jahr 1839 an die Seite gestellt werden. Daß unter den Ratgebern des auch von unserm Gewährsmann in mancher Rücksicht bewunderten Zaren kein einziger sei, der sich seiner Stellung vollständig gewachsen, wird in der denkbar schonendsten und verbindlichsten Weise, aber gleichwohl so deutlich herausgesagt, daß Zweifel über die Meinung des Verfassers nicht wohl möglich sind. In dem Satz: „ce ne sont que les différentes manières d'obéir, qu'on étudie, en examinant de près les hauts fonctionnaires de la Monarchie russe" ist das für die Beschaffenheit der damaligen Regierungskreise charakteristische Moment so glücklich zusammengefaßt worden, daß es bei dieser Anführung sein vorläufiges Bewenden behalten darf.

Während der Anfänge seiner St. Petersburger Existenz war auch Graf Bray zunächst bei der Glanzseite des St. Petersburger Gesellschaftslebens und bei der berückenden Liebenswürdigkeit stehen geblieben, die dasselbe fremden Besuchern gegenüber entfaltete. Entsprechend dem Charakter der Zeit, füllten gesellschaftliche und litterarische Interessen den Vordergrund der Scene so vollständig aus, daß es für den Beschauer nicht leicht hielt, zu den Dingen durchzudringen, die hinter der am Newastrande spielenden Scene ihr Wesen trieben und den Inhalt des staatlichen und nationalen Lebens bildeten. Zu den litterarischen Tonangebern des Nikolaitischen Rußlands war Bray bereits während seines ersten Aufenthalts in St. Petersburg in Beziehung getreten und unter anderm Zeuge der Verwicklungen gewesen, welche in der Folge das tragische Ende Puschkins herbeiführten. Danach konnte nicht fehlen, daß er während der Jahre 1843 bis 1846 mit den Ueberlebenden aus dem Kreise des berühmten Dichters in Verbindung blieb. Unter den Personen seines näheren Umgangs nennt er die Witwe und die Söhne des Reichshistorikers Karamsin, deren Salon besondere Anziehungskraft übte, den Fürsten Wjäsemski und die beiden Grafen Wielehorski. Wjäsemski, der damals Vizedirektor des Departements für den auswärtigen Handel war, pflegte von sich zu sagen, daß er ein lebender Beleg des Wortes sei, nach welchem „Gott den Unschuldigen schützt", denn seine Unschuld in finanziellen Dingen sei eine vollendete gewesen. Die Rolle, die der geistreiche und feingebildete Mann spielte, verdankte er wesentlich seinem poetischen Talent und seiner Liebenswürdigkeit. In litterarischen Dingen gab er den Ton an, auf musikalischem Gebiete waren der Oberschenk des kaiserlichen Hofes Graf Michael Wielehorski und dessen Bruder, der Hofmeister des Großfürsten Michael, Graf Matthieu, die maßgebenden Autoritäten; des ältesten Bruders Schwiegersohn Graf Sollogub galt für den talentvollsten der damaligen Novellisten Rußlands und entzückte jung und alt durch sein „Zum Einschlafen" betiteltes Skizzenbuch aus der vor-

nehmen Welt. Bis zum Raffinement verfeinerter Lebensgenuß und Beschäftigung mit den neuesten Erscheinungen französischen Schrifttums, deutscher und italienischer Musik füllten die Existenzen dieser Männer so vollständig aus, daß dieselben nach ihren Amtsstellungen und nach den politischen Zuständen ihres Landes nur in verlorenen Stunden oder bei außerordentlichen Gelegenheiten fragten. Diese Gelegenheiten fanden sich, wenn Verwaltungsübelstände und Beamtenunterschleife greller als gewöhnlich zu Tage traten und die Führer des St. Petersburger Kunst- und Geisteslebens daran erinnerten, daß sie einmal Liberale und Anhänger eines Systems gewesen waren, das zu demjenigen des gegenwärtigen Herrschers in ausgesprochenem Gegensatz gestanden hatte.

Wjäsemski, die bedeutendste Figur dieses in seiner Weise ausgezeichneten Kreises, pflegte von sich selbst zu sagen, daß er immer nur dem „Strome" gefolgt sei. „In meiner Jugend ließ ich mich von den liberalen Zeitideen, in meinen Mannesjahren von den Rücksichten des Staatsdienstes und zuletzt von den Sorgen und Beschwerden des Alters beherrschen." Gerade dieses „Abandon", die liebenswürdige Bereitschaft, sich selbst so gut wie andre preiszugeben, wo es das Behagen des Augenblicks galt, verlieh dem Treiben der russischen großen Welt den eigentümlichen Reiz. Wenn irgendwo galt hier das Wort: „Wenn man das Leben gar zu ernsthaft nimmt, ist's nicht des An- und Ausziehens wert."

Für den Vertreter eines Mittelstaates, der als solcher von der Teilnahme an den Fragen der großen Politik ausgeschlossen war, hätte nahegelegen, sich an den gesellschaftlichen und repräsentativen Verpflichtungen seines Amtes genügen zu lassen. Daß das bei dem Grafen Bray nicht zutraf, erhellt einmal aus der Aufmerksamkeit, welche er den charakteristischen Erscheinungen des russischen Staatslebens zuwandte, zum andern aus dem Eifer, mit dem er sich einer ihm im Jahre 1844 zugefallenen, außerhalb seines nächsten Pflichtenkreises liegenden Aufgabe widmete. Im Frühjahr des genannten Jahrs hatte König Karl Johann von Schweden und Norwegen die merkwürdige Laufbahn beschlossen, die ihn aus dem bescheidenen Hause seines Vaters, des Rechtsanwalts in Pau, in den Stockholmer Königspalast geführt hatte. Da Bayern einer regelmäßigen Vertretung am schwedischen Hofe entbehrte, beauftragte König Ludwig seinen in St. Petersburg accreditierten Gesandten mit der Beglückwünschung des neuen Beherrschers der beiden skandinavischen Staaten. Brays Stockholmer Berichte geben von der Lage der damaligen Verhältnisse Schwedens ein anschauliches Bild. „König Karl Johann," so heißt es in einem Bericht vom 28. Mai (1844), „war wegen seines herrischen, durch ein langes Kriegsleben eigentümlich entwickelten Charakters von jeher schwer zu behandeln gewesen und während der letzten Jahre seiner Regierung so intraitable geworden, daß seine Minister, unter denen es allerdings mehrere unzureichende Männer gab, ihm nur mit Zittern nahten. Dank der Verfassungsvorschrift, nach welcher es selbst in Angelegenheiten unbedeutendster Art der Unterschrift des Königs bedarf, war Seine Majestät außerdem derart mit Geschäften überhäuft gewesen, daß die Kräfte des hochbetagten Herrn schließlich nicht mehr ausreichten und daß eine Stagnation der Geschäfte

eintrat, die lediglich wegen der allgemeinen Achtung vor dem hohen Alter und der persönlichen Eigenschaften des Souveräns nicht zu Ausbrüchen allgemeiner Unzufriedenheit geführt hatte." Nach einer Ausführung über die Notwendigkeit, in dieser Rücksicht Wandel zu schaffen, kommt der Bericht auf die Aufgaben zu reden, deren Lösung dem König Oskar obliege. „Die erste wichtige Regierungshandlung des neuen Herrschers ist ein Erlaß gewesen, der eine indirekte Antwort auf den von dem Prinzen Gustav Wasa eingelegten Protest bedeutet, nämlich die Aufhebung des Verbots, durch welches bei Todesstrafe jeder Verkehr mit der früheren Dynastie untersagt gewesen war." Auf diese, von der öffentlichen Meinung durchaus günstig aufgenommene Maßregel sei eine teilweise Umgestaltung des Staatsrats (Staatsministeriums) gefolgt, die unter anderm den dem Könige persönlich befreundeten General Peyron zum Leiter des Kriegswesens und Herrn v. Silverstolpe zum Nachfolger des wegen seiner Intoleranz verrufenen Kultusministers, des ultra-lutherischen Bischofs Heurlin, gemacht habe. In Schweden galt damals noch die im sechzehnten Jahrhundert erlassene Gesetzesvorschrift, welche den Austritt aus der lutherischen Staats- und Landeskirche mit schweren Strafen belegte, die der genannte Bischof dem vollen Umfange nach auf den Maler Nielsen hatte anwenden wollen.

Von den in Angriff zu nehmenden Reformen erscheint unserm Berichterstatter der Uebergang von dem alten Ständewesen und seinen vier Kammern zum modernen Zweikammersystem als die dringendste. — Mit seiner Sympathie steht er begreiflicherweise auf der Seite des Adels, als Mann, der mit Realitäten zu rechnen gelernt hat, gesteht er indessen ein, daß der Einfluß dieses „intelligentesten und gebildetsten Standes" in demselben Maße abnehme, in welchem der Grundbesitz aus adligen in andre Hände übergehe. In einem einzigen Jahre habe dieser Besitzwechsel den Wert von einer Million Thalern erreicht, — eine Bewegung, die sich seitdem fortgesetzt und in beständig aufsteigender Linie bewegt habe.

„Auch die eifrigsten Anhänger des ständischen Systems," so sagte ihm König Oskar, „können mit dem Eingeständnis nicht mehr zurückhalten, daß das alte System nur so lange durchführbar gewesen ist, als die Gleichberechtigung der vier Stände eine bloße Fiktion bildete, und der Adel der thatsächliche Inhaber der repräsentativen Gewalt war. Heute, wo die vier Kurien die gleichen Rechte in Anspruch nehmen, wird die erforderliche Uebereinstimmung derselben in zahlreichen Fällen zur Unmöglichkeit. Der Staat ist einem Fahrzeuge vergleichbar geworden, das von zwei gleich starken Dampfmaschinen nach entgegengesetzten Seiten gezerrt wird. Lärm und vergebliche Aufwendung von Kräften nehmen kein Ende — das Fahrzeug aber kommt nicht von der Stelle. Das schlimmste dabei ist, daß dieses System, dank gewisser unzweckmäßiger Verfassungsbestimmungen, zum reinen Widersinn und zu Resultaten führen kann, die den Absichten der konstitutionellen Mehrheit direkt zuwiderlaufen. Behufs Erledigung von Angelegenheiten, rücksichtlich welcher eine Uebereinstimmung der vier Stände nicht erzielt werden kann, schreibt die Verfassung nämlich den Zusammentritt eines

Ausschusses vor, in welchem die Stände mit gleicher Stärke vertreten sind und der die allendliche Entscheidung fällt. Danach kann es vorkommen, daß ein von drei Ständen verworfener Antrag im Ausschuß die Mehrheit erhält und sodann als Entschließung der allgemeinen Ständeversammlung angesehen wird. So kann es zum Beispiel zugehen, wenn der auf Annahme der Grundlagen der norwegischen Verfassung abzielende, nur von der Bauernkurie im Gegensatz zu den übrigen Ständen angenommene Vorschlag, im Ausschuß die Mehrheit erhält. Er müßte als verfassungsmäßig zu stande gekommener Gesetzesentwurf behandelt und der nächsten Versammlung zu wiederholter Beratung vorgelegt werden, ohne die königliche Sanktion erhalten zu haben." Danach bleibe nichts als die Einführung des Zweikammersystems und zwar „unter Festhaltung der historischen Grundlage der nationalen Einrichtungen" übrig.

Es darf bemerkt werden, daß entsprechend diesem Gedanken des Königs schon damals der Versuch gemacht wurde, Adel und Geistlichkeit in ein Oberhaus, die bürgerliche und die bäuerliche Kurie in eine zweite Kammer zusammenzufassen, daß dieses Vorhaben sich indessen als unausführbar erwies und daß die von Oskar I. geplante Verfassungsreform erst viele Jahre später (im Juni 1866 unter der Regierung Karls XV.) zu stande kam.

Nach einer Ausführung über die von dem Könige gleichfalls anerkannte Notwendigkeit, eine Neugestaltung der veralteten, auf Institutionen des 17. Jahrhunderts gegründeten Heereseinrichtungen ins Auge zu fassen, geht der in Rede stehende Bericht auf die Stellung Oskars I. zu den internationalen Fragen über. „Rücksichtlich der Beziehungen Schwedens zum Auslande," so heißt es a. a. O., „hört man vielfach behaupten, daß die neue Regierung, im Gegensatz zu der vorigen, Annäherung an England anstreben und geringere Bereitwilligkeit zur Befolgung russischer Ratschläge bethätigen werde. Diese Annahme dürfte als zum mindesten verfrüht anzusehen sein. Weder in seinem Verhalten noch in seinen Aeußerungen hat der König irgendwelche darauf hinzielende Absichten angedeutet. Immerhin ist anzunehmen, daß Seine Majestät, entsprechend ihrer streng nationalen Haltung, dem Auslande gegenüber eine neutrale und durchaus unabhängige Politik beobachten werde. Es entspricht das der Position, in die Schweden seit dem Verlust Finnlands und Pommerns getreten ist und die dazu geführt hat, daß Zusammenstöße mit Rußland und Deutschland vermieden worden sind. Rücksichtlich Dänemarks hat die geographische Lage allerdings dauernde gegenseitige Beeinflussungen bedingt. Insbesondere haben der Sundzoll und die Agitation für diese skandinavische Idee gewisse Schwierigkeiten geschaffen. Wie der König mir gegenüber geäußert hat, sieht er in dem Sundzoll ein für den Augenblick unvermeidliches Uebel, dessen im Interesse des Handels wünschenswerte Beseitigung allein von der Zeit und von dem Eintritt günstiger Umstände erwartet werden könne. Der skandinavische Verein könne, wenn er nicht strengstens überwacht werde, in der That zu peinlichen Inkonvenienzen führen und gefährlichen Machinationen zum Deckmantel dienen. Die größere Gefahr bestehe indessen für Dänemark. Er, der König, habe darauf hingewirkt, daß das von

dänischen Mitgliedern des Vereins ausgehende Projekt einer Verbrüderung der Studenten beider Länder, dank dem Einfluß einiger Upsalaer Professoren, zurückgewiesen worden sei."

Den Schluß dieser für das glückliche Auffassungsvermögen des Berichterstatters bezeichnenden Darlegung übergehen wir; derselbe hat die Finanzlage des Landes und die Bedeutung des eben damals eröffneten „neuen Trollhättankanals" zum Gegenstande — eines Werks, das den Zeitgenossen für „gigantisch" galt und die Aufmerksamkeit des gesamten Weltteils auf sich zog. Die Aufgaben, welche der Regierung Oskars I. gestellt waren, deren Lösung aber erst den Nachfolgern dieses Monarchen beschieden sein sollte (die Umgestaltung der Armeeeinrichtungen ist bekanntlich noch heute nicht zum Abschluß gebracht worden), sind in dem vorliegenden Bericht mit so glücklicher Anschaulichkeit zusammengestellt, daß derselbe noch gegenwärtig ein erhebliches Interesse in Anspruch nehmen darf. Bemerkenswert erscheint dabei, daß die auf die auswärtige Politik bezüglichen Anschauungen des Sohnes Karl Johanns in der Folge eine vollständige Wandlung erfuhren und daß derselbe durch die von der skandinavischen Agitation beherrschten öffentlichen Meinung seines Landes genötigt wurde, während der kriegerischen Ereignisse von 1848 auf die Seite Dänemarks zu treten und eine Annäherung an Rußland zu suchen, die zur Zeit seiner Thronbesteigung außerhalb aller Wahrscheinlichkeit gelegen hatte. Aus den Tagebüchern Theodor v. Bernhardis ist bekannt, wie freudig die Ueberraschung war, mit welcher Kaiser Nikolaus die „lettre superbe" aufnahm, in welcher Oskar I. die Absicht aussprach, zwölfhundert Mann zur Unterstützung Dänemarks abzusenden und in dieser Angelegenheit mit Rußland Hand in Hand zu gehen (April 1848).

Graf Bray hatte St. Petersburg damals längst verlassen. Ein königliches Reskript hatte ihn im Frühjahr 1846 nach München berufen, wo er — durchaus gegen seinen Wunsch — die Stellung eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zunächst zeitweilig und in der Folge definitiv übernehmen mußte (1. Januar 1847).

(Fortsetzung folgt.)

Mutter Maukschens Liebster.

Von

W. v. Polenz.

Kein Mensch auf der Welt ist so elend, jämmerlich und arm, daß er nicht seine Neider hätte; denn schließlich nimmt jeder Baum, mag er noch so wenig Platz beanspruchen und noch so karge Nahrung dem Boden entziehen, wenigstens Luft und Licht in Anspruch und wirft einen Schatten, der nach An-

sicht des Nachbars das ihm zukommende Licht verdunkelt. Während wir wachsen, wächst der andern Verdruß über unser Wachstum, und wenn einer gefällt ist, atmen so und so viele erleichtert auf; denn nun können sie sich in der Lücke ausbreiten.

So geht es bei kleinen Leuten wie bei großen. Nur pflegen die kleinen diese dem Menschen nun mal innewohnende Schadenfreude ganz naiv an den Tag zu legen, weil sie es nicht gelernt haben, ihre Naturanlage kunstvoll hinter sogenanntem Takt zu verbergen.

Die Maukschen befand sich gewiß in keiner beneidenswerten Lage. Sie war Witwe. Zwar besaß sie ein Häuschen, aber das war so baufällig, daß man sich schier wundern mußte, wie es im stande sei, die vielen darauf lastenden Hypotheken zu tragen.

Sie litt an Rheumatismus, und die Frostbeulen an ihren Füßen waren auch keine angenehme Zugabe, wenn man einem Gewerbe nachging, das einen jahraus jahrein bei jeder Witterung in die entferntesten Häuser des Kirchspiels führte. Zudem wurde das Amt der Leichenfrau nur schlecht bezahlt.

Und trotzdem hatte die Witwe ihre Feinde. Der Brotneid war auch gegen sie rege. Unter den Frauen des Dorfes gab es manch eine Anwärterin für dieses Amt. Man fand, die Maukschen habe es nun lange genug innegehabt, und gönnte ihr von Herzen, daß die Arbeit, die sie an Hunderten von Verblichenen ausgeübt hatte, nun endlich auch an ihr vollzogen werde.

Aber Mutter Mauksch war aus zähem Holze geschnitten. Das Leben hatte tüchtig an ihr herumgezaust, ohne sie doch unterzukriegen. Daß sie einmal ein hübsches Mädchen gewesen, das manches Burschen Herz beunruhigt hatte, sah man ihr freilich nicht mehr an. Das Alter hatte ihren Rücken krumm gezogen und ihrem Gesicht einen starren, harten Ausdruck gegeben. Sah man näher zu, so erkannte man, daß dieses Gesicht überdies stark von Pockennarben entstellt war.

Ihre Lippen schienen das Lächeln längst verlernt zu haben. Vielleicht brachte das ihr Beruf mit sich. Wer jahraus jahrein mit den Toten zu schaffen hat, dem ist es wohl nicht zu verdenken, wenn er ernst und mürrisch dreinblickt und die Menschen verächtlich betrachtet, wie sie durch die kurze Spanne des Lebens zum Ende hasten. Ruhig Blut, mein Sohn, der du dich so ungebärdig stellst, so alle Vernunft und Vorsicht in den Wind schlägst, du fällst der Maukschen ganz sicher in die Hände. Und du, Mädchen, das sich brüstet in jugendlicher Hoffart, als ob man sein Leben lang siebzehn wäre, dir bereiten die alten Hände auch noch das Brautlager, anders als du dir's gedacht hast.

Man fürchtete die Maukschen im Dorfe, sprach von ihrem „bösen Blicke“. Wenn sie die Straße hinabschritt, in der einen Hand den Stock, in der andern die Tasche mit den Werkzeugen ihres Berufes, dann verstummte der Spott, für den alte gebrechliche Leute sonst nicht zu sorgen brauchen. Die Kinder lärmten nicht mehr ausgelassen, tuschelten scheu, wie von Bangigkeit befallen. Die Leichenmutter ging mit gleichgültiger Miene an alt und jung vorbei; sah sie aber einen an, dann war es, als dringe der Blick ihm durch und durch, wie eine Mahnung.

Mutter Maukisch hielt sich fernab von den Menschen; ein Grund mehr, weshalb man sie nicht liebte. Unterhaltungen über den Gartenzaun, Klatsch unter der Hausthür — sonst das Labsal der Weiber — war nichts für die mürrische Alte. Ihre Gänge hatten alle den nämlichen Zweck. Wenn sie in ein Haus eintrat, dann wußten die Nachbarn auch ohne Todesanzeige, was sich dort ereignet habe.

Kühl und gleichgültig, wie sie durch die Dorfgasse schritt, unberührt scheinbar von Menschenleid und Menschenfreude, waltete Mutter Maukisch auch am Totenbette ihres Amtes. Langjährige Erfahrung ersetzte, was ihren alten, verkrümmten Fingern vielleicht an Flinkheit abhanden gekommen sein mochte. Sie kannte keine Furcht, keinen Ekel, kein Mitgefühl. Daß einer sich nicht mehr rühren, nicht mehr sprechen und atmen konnte, war für sie das natürlichste Ding der Welt. Die Toten waren geduldig, fügsam und vernünftig. Von ihnen brauchte man sich nicht allerhand dummer Streiche zu versehen, vor denen man bei den Lebenden niemals sicher war. Sie liebte diese stillen Leute.

Manchmal wurde ihr im Trauerhause außer dem, was sie zu fordern hatte für ihre Dienste, Speise und Trank gereicht. Kaffee und Bier trank sie; aber den Branntwein, der ihr oft genug angeboten wurde, wies sie standhaft ab. Was aber sich irgendwie dazu eignete, wickelte sie in ein großkariertes Tuch, das sie zu solchem Zwecke jederzeit bei sich führte. Sie galt für geizig, für gierig und kramhaft, weil sie alles, was sie erraffen könne, nach Haus schleppe. Ihre Neiderinnen — von denen wir gehört haben — wußten Wunderdinge zu erzählen von den Schätzen, welche sie in ihrer Spelunke zusammenscharre.

Allerdings war Mutter Maukisch keine Verschwenderin; sie wendete jeden Groschen dreimal um, ehe sie ihn ausgab. Sie hatte aber auch allen Grund, sparsam zu sein, denn die Schulden, die ihr Mann ihr hinterlassen hatte, wollten verzinst sein. Zudem besaß sie jemand, für den sie zu sorgen hatte, einen Menschen, ärmer noch und elender als sie: Bierlich-August, ein alter Junggeselle, der seit Jahren bei ihr lebte.

In welchem Verhältnisse die beiden zu einander standen, wußte niemand recht. Bierlich wohnte weder zur Miete bei Mutter Maukisch noch hatte er das Ausgedinge. Freiwillig gewährte sie ihm Herberge und Kost.

Die Väter des Ortes waren zufrieden damit, daß Bierlich-August, dieser alte Vagabund, der das Arbeiten für eine Beschäftigung ansah, mit der sich nur die Dummen abgaben, bei der Leichenmutter einen Unterschlupf gefunden hatte; auf diese Weise fiel er wenigstens der Gemeinde nicht zur Last. Aber die Zungen mißvergnügter Nachbarinnen kamen nicht zur Ruhe; es galt als ausgemacht, daß Bierlich-August der Geliebte sei von Karoline Maukisch.

Der alten Frau kam dergleichen Gerede nicht zu Ohren, und wenn sie es vernommen hätte, würde sie's kühl gelassen haben. Verstehen konnte ja doch niemand, warum ihr Bierlich mehr wert war als alle andern Menschen zusammen.

Sonderbar, das mußte man sagen, war der Geschmack der Frau. Weder

in Wesen noch Erscheinung hatte Bierlich-August etwas besonders Anziehendes. Seine ungeschlachte Figur war durch einen schlecht verheilten Schenkelbruch entstellt. Das rechte Bein, von oben ab verkrümmt, glich einem Sägebügel. Durch die Oeffnung, welche auf diese Weise in seinem Gangwerk entstanden war, konnte man immer einen Ausschnitt der jenseitigen Landschaft erblicken. Die Straßenjugend hatte das natürlich längst herausgefunden und machte es sich zum Jux, durch dieses wandelnde Fenster Steine zu werfen. Und wenn dann Bierlich-August, der das Fluchen beim Militär erlernt und auf der Walze weiter gepflegt hatte, in fürchterliche Verwünschungen ausbrach, war das Vergnügen der Rangen erst vollkommen; vor seinen Fäusten war man ja verhältnismäßig sicher, da der alte, lahme Kerl niemand verfolgen konnte.

Seinen großen, runden Schädel schützte ein struppiges Dach von ziemlich gut erhaltenem, graugelbem Haar. Sonnabends ließ er sich rasieren; nach dem Stande seines Bartes hätte man, in Ermangelung eines Kalenders, sagen können, welcher Wochentag ungefähr sei. Vorderzähne führte Bierlich nicht mehr. Ueber seiner schiefgezogenen breiten, stets feuchten Unterlippe hing vom frühen Morgen ab die Tabakspfeife, auf deren Porzellankopf das Bildnis eines rotwangigen Tirolermädchens zu erblicken war.

Schon manches Jahr war verflossen, seit Karoline Mauksch und August Bierlich jung gewesen. Sie gehörten dem nämlichen Jahrgange an, waren zusammen zur Schule gegangen, waren zu gleicher Zeit eingesegnet worden, hatten dann gemeinsam auch die Jugendbälle besucht.

Es gab nicht mehr viel Leute im Dorfe, die so weit zurückdenken konnten; längst war es in Vergessenheit geraten, daß Karoline und August damals als versprochene Brautleute gegolten hatten. In der Lebensperiode, wo sich auf dem Lande die meisten jungen Leute für immer binden, in der Zeit zwischen siebzehn und zwanzig, war er mit ihr gegangen.

Dann wurde er zum Militär einberufen, und dort überlegte er sich's anders. In der Stadt gab's ja viele Mädchen; man hatte als hübscher Kerl die Wahl. Schnell war ein andrer Schatz angeschafft.

Als er das erste Mal nach Haus kam auf Urlaub, kannte er Karolinen nicht mehr. Abends in der Schenke von ihr angeredet, verhöhnte er sie vor aller Welt. Sie sähe ja aus, als habe sie mit ihrem Gesicht auf einem Rohrstuhl gesessen; damit spielte er auf die frischen Pockennarben an, die ihre Züge in der That nicht zierten.

Karoline Mauksch verließ weinend das Lokal und ward von da an nie wieder auf einem Tanzboden gesehen.

Später heiratete sie einen Witwer mit mehreren Kindern. Gut hatte sie's in der Ehe nicht. Sie bekam Prügel zu kosten vom Mann und geringschätzige Behandlung von den Stiefkindern: arbeiten mußte sie wie eine Magd. Die Kinder, die sie selbst zur Welt brachte, waren kränklich und starben früh. Schließlich wurde der Mann krank, sie pflegte ihn, bis er starb. Die Stiefkinder überließen ihr das verschuldete Haus und machten sich davon. Mochte sie zusehen, wie sie mit der verwahrlosten Wirtschaft fertig wurde.

Mutter Maukſch ſchlug ſich ſchlecht und recht durch. Sie baute ihre Kartoffeln und hielt ſich Ziegen, um den Grasgarten auszunutzen, der zum Häuschen gehörte. Schließlich verdiente ſie ſich als Leichenfrau auch ein paar Groſchen.

Eines Tages in der Dämmerſtunde klopfte es an ihre Thür. Sie öffnete vorſichtig zunächſt nur das Schiebefenſter, um nachzuſehen, wer draußen ſei; denn als einzelſtehende Frau mußte man auf der Hut ſein vor Dieben und andern ſchlechten Menſchen.

Ein ſtrolchartig ausſehender Burſche ſtand draußen. Trotz des Dämmerlichtes erkannte ſie ihn ſofort: es war Auguſt Bierlich.

Sie ließ ihn ein. Er war betrunken, kein ganzes Stück hatte er auf dem Leibe, alles beſchmutzt und in Lumpen.

Zunächſt gab ſie ihm zu eſſen, geſtattete, daß er ſich bei ihr wärme und ſeinen Rauſch ausſchlafe.

Er blieb den nächſten Tag, die nächſte Woche. Abgemacht wurde nichts zwiſchen ihnen. Bierlich ging einfach nicht wieder fort, und ſie jagte ihn nicht hinaus. Wie ein herrenloſer Hund war er ihr zugelaufen. Kein Menſch dachte daran, ihn abzuholen; er gehörte zu jenen Fahrenden, die jeder nur zu gern von ſich läßt, weil ſie zu nichts Beſſerem taugen, als ordentlichen Leuten zur Laſt zu fallen.

Bierlich-Auguſts Leben war abenteuerlich geweſen: die Penne, das Korrektionshaus, das Trinkeraſyl hatte er kennen gelernt. Nicht immer war es ſo ſchlimm um ſeinen Wandel beſtellt geweſen, es hatte auch zwiſchendurch Zeiten gegeben, wo er arbeitete und ſich ſein Brot verdiente. Aber dieſe Perioden waren immer ſeltener und kürzer geworden. Nachdem er Jahrzehnte hindurch die Heimat gemieden, war er endlich doch wieder dorthin zurückgekehrt. In ſeinem Gedächtnis ſchimmerte wie ein ſchwaches Lichtchen die Erinnerung an eine, die ihn einſtmals geliebt hatte. Eine Ahnung lebte in ſeinem dumpfen Geiſte, daß er, aus deſſen Hand kein Hund einen Biſſen Brot mehr nehmen wollte, bei Karoline Maukſch Aufnahme finden würde und Barmherzigkeit.

Er hatte ſich nicht getäuſcht, ſeine ehemalige Braut wies ihn nicht von ihrer Schwelle. Sie gewährte ihm Obdach und alles, was er zu ſeines Leibes Nahrung und Notdurft nötig hatte. Niemals litt er Mangel an Tabak für ſeine Pfeife. Selbſt einen ſchwarzen Anzug mit dazu gehörigem Hut ſchaffte Mutter Maukſch ihm mit der Zeit an, damit er Sonntags wie andre Männer anſtändig zur Kirche gehen könne.

Es wäre alles wunderſchön gegangen, wenn Bierlich das Saufen hätte laſſen können. Was erſann Karoline Maukſch nicht alles, um ihn aus den Klauen des Schnapsteufels zu befreien. Sie ließ nach altem Rezepte einen Fiſch in Branntwein verrecken und ſetzte Bierlich den Trank heimlich vor. Der ausgepichte Säufer goß das Zeug in ſeine harte Gurgel hinab wie Waſſer. Nicht den geringſten Eindruck machte das auf ihn. — Sie ſchloß ihn in ſeiner Kammer ein, er ſtieg durchs Dachfenſter aus, um ins Wirtshaus zu gelangen.

Als sie dem Wirt Geld versprach, wenn er dem Menschen keinen Schnaps mehr verabreichen wolle, ging Bierlich weit über Land in andre Gasthäuser, wo er ihn jederzeit bekam. Sie versteckte das Geld vor ihm, er wußte sich zu helfen, versetzte Kleider und Hausrat und verschaffte sich auf diese Weise Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaft.

Mutter Mauksch führte einen fruchtlosen Kampf. Sie versuchte es mit Härte. Tagelang ließ sie ihn nicht ins Haus ein, wenn er von seinen Fahrten zurückkehrte, abgerissen und abgebrannt. Da lag er dann draußen im Garten und schlief sich nüchtern. Kam er aber und winselte um Einlaß, so nahm sie ihn schließlich doch wieder auf. Gut erging es ihm dann freilich nicht. Sie strafte den alten Sünder ab wie einen Schuljungen, und er, dem der Alkohol immer noch so viel Kraft in seinen mächtigen Fäusten gelassen hatte, um mit jedem Frauenzimmer fertig zu werden, wagte keinen Finger zu rühren gegen die Greisin.

Da kam den erzieherischen Versuchen seiner Freundin ein Unfall, den Bierlich-August erlitt, in ungeahnter Weise zu Hilfe.

Eines Nachts nämlich, als er schwer betrunken nach Haus schwankte, stürzte er von der Brücke in das Eis des gefrorenen Dorfbachs hinab, brach den Oberschenkel und lag stundenlang dort unten, bis Vorübergehende ihn bemerkten und aufhoben. Man hielt ihn für tot und schaffte ihn in das Haus der Leichenmutter.

Unter den Händen der alten Frau kam der Erstarrte wieder zu sich. Monate hindurch rang er mit dem Tode. Nur der aufopfernden Pflege, die ihm Karoline Mauksch angedeihen ließ, hatte er es zu verdanken, wenn er dem schweren Unterleibsleiden, das er sich im eisigen Wasser geholt, nicht erlag. Sein Bein blieb krumm, trotzdem es der Doktor geschient hatte. Bierlich-August war ein Krüppel geworden.

Es dauerte weitere lange Monate, ehe er den Gebrauch seines gebrochenen Beines so weit fand, daß er sich ins Dorf wagen konnte. Man fand ihn sehr verändert, die Krankheit hatte ihn zahm gemacht. Ein Jahr lang beinahe war kein Branntwein über seine Lippen gekommen. Es war gegangen auch ohne Schnaps, was er früher nicht für möglich gehalten hätte. Am Wirtshause humpelte er jetzt mit steifem Blicke vorüber, als sähe er es nicht. Es hatte wahrhaftig den Anschein, als sei Bierlich-August von der Trunksucht geheilt.

So ging es ein paar Jahre. Jetzt, wo er ihr nicht mehr entwischen konnte, hatte ihn Mutter Mauksch ganz anders im Zügel als zuvor. Sie hielt das Heft in Händen in jeder Beziehung. Bar Geld, das er für Tabak brauchte, bekam er in die Hand gezählt, und über jeden Pfennig mußte er Rechenschaft ablegen. So wußte sie ihn in der Nüchternheit zu erhalten, bis ihm die Enthaltsamkeit zur Angewöhnung wurde.

August Bierlich fing an, zu den respektabeln Leuten des Dorfes gezählt zu werden. Hatte er doch drei Feldzüge mitgemacht. Er rückte daher mit den Jahren in die Zahl der Veteranen ein, mit denen bei festlichen Gelegenheiten paradiert wurde.

Für angestrengtes Arbeiten zeigte er auch jetzt noch keine große Neigung, aber Karoline Maukisch wußte ihn zu allerhand nützlichen Hantierungen im Hause anzustellen. Er mußte das Küchenreisig zerkleinern, wenn sie außer Hause war, den Topf am Feuer rücken, die Ziegen melken und sie mit Futter versorgen.

Die beiden Leute lebten miteinander friedlicher als manches Ehepaar. Zärtlichkeiten gab es nicht zwischen ihnen, was auch die Klatschbasen darüber hin und her erzählen mochten im Dorfe. Es vergingen Tage, wo kaum ein Wort gewechselt wurde. Mutter Maukisch war keine Freundin vom vielen Sprechen, und Bierlich liebte nicht, den Mund zu öffnen, weil er dann seine Pfeife, die er in Ermangelung von Zähnen mit den Lippen hielt, hätte loslassen müssen. Auch trug er in seinem großen Kopfe nicht allzuviel Gedanken mit sich herum. Zu den Hellen hatte er niemals gehört, und seine Erinnerungen, aus denen er manches Interessante hätte berichten können, waren ihm bei jenem verhängnisvollen Sturze auch etwas durcheinandergeraten.

Eines Tages beging der Militärverein seine Fahnenweihe. Bierlich hatte als alter Krieger eine Einladung dazu erhalten. In seinen Sonntagsachen, frisch rasiert, mit den Denkmünzen aus drei Feldzügen geschmückt, humpelte er zum Festplatz. Mutter Maukisch hatte ihm eine abgezählte Summe Geldes mitgegeben, die zu zwei Glas Bier gerade reichte. Er solle noch vor dem Dunkelwerden zurückkommen, hatte sie ihm eingeschärft.

Auf dem Festplatz war ein Podium errichtet, Masten erhoben sich mit Eichenlaub und Tannenzweigen umwunden, Fahnen wehten, Böllerschüsse wurden abgefeuert, eine Ehrenwache präsentierte das Gewehr, weißgekleidete Mädchen schmückten die Krieger mit Schleifen und Blumen. Deputationen überreichten Bänder und schlugen Nägel in den Schaft der neuen Fahne. Dazu Musik, Trommelwirbel, Reden, Hochs und Hurras!

Es wurde einem ganz feierlich zu Mute. Und als nun gar der Herr Major die Front der Veteranen abschritt und an Bierlich, der im ersten Gliede stand, Worte der Anerkennung richtete, ihm die Hand schüttelte und ihn „Kamerad“ nannte, da begann sich dem alten Knaben im Kopfe alles zu drehen. So war er sein Lebtag nicht geehrt worden.

Bier gab es in Menge, geradezu aufgenötigt wurde es einem. Bezahlen durfte man nichts; die Veteranen hatten ja Freitrunk. Es blieb daher nicht bei den zwei Glas, die ihm von der Gestrengen daheim genehmigt worden waren.

Als es dunkel wurde im Freien, begab man sich ins Wirtshaus. Bierlich wollte, eingedenk seines Versprechens, eigentlich nach Haus, aber eine Anzahl ausgelassener junger Leute nahm ihn in ihre Mitte. Man zog mit ihm im Triumphe zur Schenkstube, die er seit Jahren nicht mehr betreten hatte. Hier wurde ihm zur Feier des Tages Wein vorgesetzt. Wein, den hatte er nicht getrunken, seit er mit der Landwehr aus Frankreich zurückgekehrt war.

Nun setzte man ihm zu, er solle von seinen Kriegserlebnissen erzählen. Bierlich-August war nicht geübt im Sprechen, aber der Wein löste ihm die Zunge. Es ging ein wenig bunt durcheinander; er bramarbasierte mit seinen

Heldenthaten in der Schlacht, dann wieder waren es seine Erfolge beim schönen Geschlecht in Frankreich, deren er sich rühmte. Den Champagner aber hatten sie dort getrunken aus Fässern.

Die jungen Leute, in deren Mitte er saß, stießen sich an. Man schenkte ihm frisch ein, sobald er ausgetrunken hatte.

„Bravo, August, bravo! Hast bei der Leichenmutter das Saufen doch nicht ganz verlernt!“

Da saß nun Bierlich-August mit feuerrotem Kopfe und perorierte. Bei besonderen Kraftstellen aber, wenn ihn das Gedächtnis verließ, schlug er mit der mächtigen Faust auf den Tisch, daß Gläser und Flaschen gegeneinander tanzten.

Bis ein Wörtlein, das ihm ein Bekannter zuflüsterte, ihn jählings verstummen machte.

„August, die Maukschen kommt!“

Der große Held war auf einmal sehr kleinlaut geworden. So schnell es ihm sein Bein erlaubte, nahm er Reißaus. Die jungen Leute standen ihm bei. Er wurde nach der Hinterthür gebracht, während man die Witwe Mauksch am Eingange festzuhalten wußte.

Sie war gekommen, um ihn abzuholen. Auf ihre Frage, wo Bierlich sei, bekam sie allerhand schlechte Witze zur Antwort. Der eine behauptete: ihr Schatz sei in der Kegelbahn und schiebe Kegel. Ein andrer wollte ihn in der Kammer der Mägde erblickt haben. Ein dritter schließlich verstieg sich zu der Behauptung: Bierlich-August sei auf dem Tanzboden und tanze einen Hopser.

Als die alte Frau sich überzeugt hatte, daß er nicht am Kneiptisch sitze, wo sie ihn sicher zu finden vermutet hatte, schlug sie den Heimweg ein, unterwegs mit der Laterne hierhin und dahin leuchtend, ob sie nicht irgendwo eine Spur von ihm entdecken könne. Eine Mutter, die ihr Kind verloren hat, hätte nicht kummervoller sein können, als sie des alten Burschen halber sich fühlte.

Es war Karoline Mauksch schlecht ergangen ihr Leben lang. Nur einmal war das Glück bei ihr eingekehrt, nur einmal hatte auch sie erfahren, was es heißt: von Herzen froh sein. Das war damals gewesen, als sie und Bierlich-August Liebesleute waren. Und nun, wo ein halbes Jahrhundert seitdem mit Sorgen und Plagen vergangen war, bildete diese Erinnerung den strahlenden Hintergrund, von dem in die trüben Tage des Greisenalters ein Lichtschimmer fiel. Für den Mann aber, dem sie das verdankte, wahrte Karoline im verborgensten Winkel ihres alten Herzens ein Gefühl unverwüstlicher Zärtlichkeit.

Es bildete den einzigen Triumph ihres Lebens, daß er nach langer Irrfahrt endlich doch zu ihr zurückgekehrt war; über nichts empfand sie mehr Befriedigung, als daß es ihr gelungen war, August Bierlich wieder zum Menschen zu machen.

Und nun hatten sie ihr den alten Kerl doch verführt! In welcher Kneipe mochte er jetzt sitzen oder in welchem Straßengraben die Nacht verbringen? Sie erwartete das Schlimmste.

Noch in zwei andre Wirtshäuser ging sie an diesem Abend. Nirgends wollte man Bierlich gesehen haben. Gänzlich ermattet kehrte sie schließlich heim. Im Zimmer war keine Spur von ihm zu entdecken, und das Bett in seiner Kammer stand unberührt.

Den Rest der Nacht verbrachte Mutter Maukſch wachend auf der Ofenbank, auf jedes Geräusch draußen lauschend, in der Hoffnung, daß er doch noch kommen möchte. Ob er etwa Angst hatte? sich nicht ins Haus getraute? Der alte dumme Kerl! — Sie war milde gesinnt und geneigt, ihm zu verzeihen. Wenn er nur käme! Er mochte ruhig sein; prügeln würde sie ihn diesmal nicht.

Gegen Morgen begannen die Ziegen zu meckern und mit den Hörnern gegen die Bretter ihres Verschlages zu stoßen. Der alten Frau fiel ein, daß sie ja am Abend zuvor kein Futter bekommen hatten, weil Bierlich nicht zurückgekehrt war und sie in ihrem Kummer an die Tiere nicht gedacht hatte.

Mutter Maukſch ging daher auf den Boden des Häuschens, wo in einer Ecke der Heuvorrat lag. Sie nahm ein paar Armvoll. Dabei berührte sie einen nachgiebigen Gegenstand im Heu. Nun untersuchte sie den Haufen näher; siehe da, es kam eine Hand, ein Arm zum Vorschein!

Hatte er sich hier versteckt vor ihr und schlief seinen Rausch aus! Und noch dazu in den Sonntagsachen! — das war der Alten doch außer dem Spaße.

„Steh auf, besoffenes .....“ rief sie und wollte ihn emporreißen. Aber der Körper war schwer und plump, kalt fühlte er sich an.

Die Leichenmutter hätte wohl wissen können, was solche Anzeichen zu bedeuten hatten; trotzdem befühlte sie ihn lange, ehe sie es sich selbst eingestand: er war tot, mausetot!

Mit zitternden Händen zog sie den schweren Mann unter dem Heu hervor, mühselig schaffte sie ihn die Treppe hinab ins Zimmer. Sie hätte ja Nachbarn herbeirufen können zur Hilfe, aber das wollte sie nicht. Keinen Menschen ging das hier etwas an. Der Tote gehörte ihr zu.

Sie that an ihm, was sie an Hunderten von Leichen gethan hatte; that es ordentlich und gründlich, mit der Sachlichkeit, die ihr zur Gewohnheit geworden war. Keine Thräne netzte ihre hageren, pockennarbigen Wangen. Sie nahm das Geschehene als Schicksal hin. Einmal hätte er ja doch sterben müssen, und es war schließlich besser für ihn, daß er vor ihr gegangen war. Denn was wäre aus ihm geworden ohne sie! —

Schwer gelitten schien er nicht zu haben; die Züge des alten Burschen, ihr so wohl vertraut, waren friedlich. In seiner Brusttasche steckte die geliebte Pfeife. Als ob er geahnt hätte, daß es die letzte sein würde, die er geraucht, hatte er sie noch gründlich gereinigt, ehe er zu der Fahnenweihe ging. Rasieren hatte er sich auch lassen der Feier zu Ehren. Kurz, Bierlich-August war wohl vorbereitet zu der letzten Reise.

Als Mutter Maukſch mit allem fertig war, ließ sie sich neben der Leiche nieder. Sie betrachtete ihn lange, wie er so dalag, ihr Liebster.

Nun kam doch auch etwas Salziges in ihre alten Augen. Sie seufzte. Jetzt war das Leben für sie wertlos geworden.

Sie würde keine Leiche mehr anrühren hiernach. Für wen denn sollte sie sich jetzt noch abquälen, für wen sorgen und schaffen? — Der Entschluß stand fest: heute noch wollte sie ihr Amt kündigen.

Für sie galt es nun warten; warten, bis auch bei ihr der Freund anklopfen würde, der keinen vergißt.

Die Heirat Victor Hugos nach unveröffentlichten Dokumenten.

Von

Dr. Cabanès.

Grämliche Leute schreien Zeter, weil die Chronik Einzelheiten aus dem Privatleben unsrer Schriftsteller enthüllt, vergessen dabei aber, daß sie selbst sich mit allzu großer Bereitwilligkeit an die Oeffentlichkeit gedrängt haben.

Wer war erpichter auf Indiskretionen als Sainte-Beuve, dessen Werke zu gutem Teile aus Klatschgeschichten bestehen, als Musset, der seinem Lebenskummer in unsterblichen Strophen Luft machte, und Victor Hugo, der, wenn auch nicht unter seinem Namen, eine Zeugendeposition über sein Leben veröffentlicht hat?

In der Korrespondenz des Vaters der Romantik sind die Briefe, die den größten Reiz atmen und im rührendsten Ton gehalten sind, gerade diejenigen, die sich auf sein häusliches Leben, seine Frau und Kinder und seine Freunde beziehen. Gleichwohl schweigt diese Korrespondenz fast ganz über eine Episode aus dem Leben des Dichters, die wir hier an der Hand von Dokumenten erzählen wollen, die wir, weil sie fast ganz und gar unbeachtet geblieben sind, beinahe als noch nicht veröffentlichte bezeichnen möchten.

Victor Hugo hatte um die Zeit, von der wir reden wollen, nur erst verstreute Poesien in dem „Conservateur littéraire“ erscheinen und etwas später die Mehrzahl der Stücke, zu einer Broschüre vereinigt, durch einen kleinen Buchhändler des Palais Royal vertreiben lassen. Er hatte wohl ein Manuskript zum Druck vorbereitet, allein seine Schüchternheit hatte ihn immer noch davon abgehalten, bei den Verlegern die nötigen Schritte zu thun. Sein Bruder mußte ihm eines Tages dieses Manuskript entwenden und es ohne sein Wissen drucken lassen. Die Arbeit erschien unter dem Titel: „Odes et poésies diverses.“

Das war vielleicht der erste Schritt zur Berühmtheit, aber es trug nichts

ein.[1]) Man sieht in der That um diese Zeit den Poeten sich um eine Stelle bewerben ... um die eines Hilfslehrers oder Repetitors an der Polytechnischen Schule.

Wir verdanken unserm gelehrten Freunde Maurice Tourneux diese höchst interessante Nachricht; derselbe macht den folgenden, eigenhändig von Victor Hugo geschriebenen Brief bekannt:

„Geehrter Herr!

Da ich höre, daß die Stelle des Repetitors für französische Litteratur an der Polytechnischen Schule frei ist, erlaube ich mir ganz ergebenst (ohne Würdigeren im Wege stehen zu wollen), Sie zu ersuchen, mich unter die Zahl der Kandidaten aufzunehmen, die Seiner Excellenz dem Herrn Minister des Innern zur Wahl vorgeschlagen werden sollen.

Ich verbleibe, geehrter Herr, unter Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihr gehorsamster und ergebenster Diener

Paris, 5. April 1821, Victor M. Hugo."

Rue Mézières Nr. 10, Fbg. St.-Germain.

An Herrn Aimé Martin.[2])

*

---

[1]) Man sehe, in welchem Tone an ihn im Jahre 1824, als er zweiundzwanzig Jahre alt war, der Dichter Alexandre Soumet schrieb:

An Herrn Victor Hugo, Rue de Vaugirard Nr. 90, Paris.

Passy, am Freitag.

Ich bin entrüstet, mein lieber und unsterblicher Freund, über das Beiwort „schön", mit dem in kalter Weise vom „Journal des Debats" Ihr Ode auf den Tod Ludwigs XVIII. bezeichnet worden ist, diese herrliche Dichtung, die uns die Harfe Davids wiedergiebt. Es ist von Anfang bis zu Ende ein bewundernswertes Stück Poesie. Sie haben das Grab mit Lampen aufgesucht, wie es in der Heiligen Schrift heißt, und diesmal sind auch die Blindesten von dem Glanze Ihres Talents getroffen worden. Was mich anlangt, lieber Freund, so kennen Sie die rückhaltlose Bewunderung, die ich Ihnen gezollt habe, und ich glaube, ich würde Ihnen den Namen Saint Victor geben, wenn nicht ein Saint Victor den Anakreon übersetzt und die „Voyage du Poète" geschrieben hätte.

Tausend ehrfurchtsvolle Grüße an Frau Hugo und alles Gute und Liebe für Ihr Kind.

Soumet.

Dieser Brief trägt den Poststempel vom 1. Oktober 1824. Er wurde vor längerer Zeit in einer Lotterie gewonnen, zu deren Gunsten ihn Victor Hugo hergegeben hatte. (Vergl. Intermédiaire, 1876, 95.)

[2]) Wenn Victor Hugo sich an Aimé Martin wandte, geschah das deshalb, weil dieser, der damals Professor der Grammatik, der schönen Wissenschaften und der Geschichte an der Polytechnischen Schule war, mehr als irgend ein andrer befähigt war, seinen zukünftigen Repetitor zu empfehlen. Die Stelle des letzteren wurde im Jahre 1821 von Laurentie bekleidet, der im gleichen Jahre um eine Hilfskraft für seine berufliche Thätigkeit ersuchte. Die behördlichen Gutachten sprachen sich für sein Gesuch aus, und durch königliche Ordonnanz vom 13. Februar 1822 wurde eine zweite Repetitorstelle geschaffen. Am 22. März des gleichen Jahres wurde sie mit einem Herrn Parelle besetzt.

Wir brauchen nicht hinzuzufügen — denn man wird es schon vermutet haben —, daß Victor Hugo die Stelle, um die er sich bewarb, nicht erhielt, ihm vielmehr irgend ein obskurer Mitbewerber vorgezogen wurde.

Der junge Mann war demnach nichts weiter als Gewinner eines akademischen Preises, als er als Bewerber um die Hand des Fräuleins Adele Foucher auftrat.

In den uns zugänglich gewordenen „Souvenirs“ hat Pierre Foucher das erste Kapitel des Liebesidylls dargelegt, dessen näheren Verlauf wir nunmehr erzählen wollen.

„Die erschütterte Gesundheit meiner Frau veranlaßte mich zu dem Versuche, ihr Zerstreuungen zu verschaffen. Wir befanden uns den ganzen Sommer außerhalb Paris, doch des Bureaudienstes wegen nicht weit von der Stadt entfernt. Der junge Victor Hugo zählte in Gentilly zu unsern Hausgenossen; wir hatten ihn in einem Türmchen untergebracht, wo er seine kleine Ode auf die ‚Fledermaus‘ und einen Teil seiner lyrischen Sachen verfaßte.“

Der junge Victor hatte Gelegenheit erhalten, die Sommermonate in der Nähe seiner Braut Adele Foucher zu verbringen. Die Familie Foucher bewohnte in Gentilly die Etage eines alten Pfarrhauses. Man hatte für den neuen Ankömmling kein Zimmer mehr bekommen können, doch erinnerte man sich, daß in dem Türmchen eines alten, dem Verfalle entgegengehenden Gebäudes ein Gelaß vorhanden sei, aus dem der verliebte junge Mann sich ein richtiges Adler- oder — Poetennest zurechtmachen könne. Das Zimmerchen erhielt sein Licht durch vier den vier Himmelsrichtungen entsprechend in die Wände eingelassene Fenster. In diesem Mauerloch hatte der Poet seine Ode auf die „Fledermaus“ verfaßt, die derjenigen, für die sie bestimmt war, auf eine ganz originelle Weise überreicht wurde. „Eines Tages brachte Victor seiner Braut ein sorgfältig zusammengefaltetes und mit Stecknadeln zugestecktes Papier. Sie glaubte, es enthalte irgend eine kostbare Blume, und öffnete es vorsichtig: da flog aus ihm eine Fledermaus heraus. Sie fuhr ganz erschreckt zurück und verzieh diesen schlechten Scherz erst, als sie auf dem Papier die Niederschrift der Verse der ‚Fledermaus‘ fand.“

Obwohl damals die Verheiratung schon fest beschlossen war, ging es doch nicht ohne Hindernisse ab. Der schwache Gesundheitszustand des jungen Mannes hätte beinahe alles wieder in Frage gestellt. Da mit dem Alter jedoch die Kräfte wiederzukehren schienen, ließ der Vater des jungen Mädchens von seinem Bedenken ab.

„Ich hatte ihn in seiner ersten Kindheit gesehen, schwächlich, kränklich und

---

Um dieselbe Zeit gab Laurentie seine Demission, und seine Stelle erhielt am 29. April 1822 ein Herr Rattier.

Zwei Persönlichkeiten, die so obskur wie möglich waren und über die man niemals wieder etwas gehört hat, wurden demnach unserm großen Dichter vorgezogen. Die Archive der Polytechnischen Schule enthalten übrigens auch nicht das geringste über die Kandidatur Victor Hugos, und man weiß nicht, ob er sie zurückgezogen hat oder ob sie beseitigt worden ist. (Vergl. Intermédiaire, 1889, 398.)

kaum so, als ob er das Leben aushalten werde. In Gentilly war er ein von Gesundheit strotzender junger Mann und im vollen Besitze seiner geistigen Fähigkeiten."

Aber mit welchen Mitteln wollten die jungen Leute ihren Hausstand begründen? Darüber schienen sie sich wenig Gedanken zu machen.

„Was mich anlangt," schreibt Foucher, „so hatte eine rein litterarische Laufbahn mich anfangs erschreckt; ich versprach mir davon viel Sorgen und wenig Geld. Frau Hugo war, jedenfalls aus einem dem meinigen direkt entgegengesetzten Grunde, nicht günstiger gestimmt ... man war daher von beiden Seiten übereingekommen, daß der Freier ins Gebet genommen, andern Sinnes gemacht und überwacht werden solle. Aber was sind derartige Beschlüsse einem herzhaften Willen, einem energischen Herzen und vor allem einem Willen Victor Hugos gegenüber! Als ich ihn ruhig in Paris glaubte, hatte der junge Poet sich nach Dreux aufgemacht, wo wir damals für einige Tage weilten."

„J'arrive tout poudreux
Dans la cité de Dreux ..."

So fing ein von Victor Hugo an einen seiner Freunde im Juni 1822 gerichteter Brief an. Man hatte geglaubt, die beiden Brautleute voneinander zu trennen, aber für einen Verliebten giebt es keine Entfernung, die er, wie groß sie auch sei, nicht überwinden könnte. Welcher Liebhaber von zwanzig Jahren (und so alt war damals Victor Hugo) findet nicht, wenn es ihm beliebt, die vergötterte Spur? Der junge Mann hatte von Ort zu Ort die fünfundzwanzig bis dreißig Lieues, die ihn in grausamer Weise von dem geliebten Gegenstande trennten, zurückgelegt. Er hatte Paris mit leerem Beutel, aber einem von den Illusionen der Jugend übervollen Herzen verlassen.

„Meine Expedition hat nichts Außerordentliches an sich gehabt," teilt er einem seiner Freunde mit, „außer daß sie mich zerstreut und mir den Schlaf wiedergegeben hat; es ist auch das noch von ihr zu berichten, daß in Pontchartrain die Tapete des Zimmers, in dem ich frühstückte, ein ländliches Paar darstellte, das sich den Arm gab, und daß sie hier ein Paar aus dem Bürgerstande darstellt; dieses Paar verläßt einen umgeschmissenen Wagen und betritt eine Hütte. Ich fragte mich, ob nicht eine Hütte, die aufrecht steht, mehr wert ist als ein Wagen, der am Boden liegt. Nein und nimmermehr!"

Die Hütte genügte diesem verliebten Ehrgeiz nicht mehr!

*

Bevor er sein Reiseziel erreichte, hatte der junge Mann einige Augenblicke in dem anmutigen Thal von Chérisy gerastet, das ihn zu der entzückenden, in den Band seiner „Oden" aufgenommenen Elegie begeisterte:

Beau vallon où l'on trouve un écho pour sa plainte,
Bois heureux où l'on souffre en paix!

An Ort und Stelle, das heißt in Dreux angelangt, machte unser Reisender sich trotz seiner Müdigkeit und der ihn erfüllenden Liebesgedanken daran, die

Stadt zu durchschweifen und dabei als Kunst- und Altertumsliebhaber, wie er es damals schon war, das Stadthaus, die Kirche, das Haus Philidors und die Grabkapelle der Orleans einer eingehenden Musterung zu unterziehen. Sofort schrieb er seinem Freunde Alfred de Vigny den folgenden allerliebsten Brief, den wir das Glück hatten, wieder aufzufinden:

„Da wäre ich denn seit gestern auf Besuch hier in Dreux und gegenwärtig im Begriff, den Weg nach Nonancourt einzuschlagen. Ich habe den ganzen Weg zu Fuß zurückgelegt bei sengender Sonnenglut und ohne jede Spur von Schatten. Ich bin erschöpft, aber ganz stolz darauf, zwanzig Lieues marschiert zu sein; ich messe jeden Wagen mit mitleidigem Blick; wenn Du in diesem Augenblicke bei mir wärst, würdest Du nie einen übermütigeren Zweifüßler erblickt haben. Wenn ich daran denke, daß Soumet ein Kabriolett braucht, um vom Luxembourg nach der Chaussee d'Antin zu gelangen, möchte ich fast versucht sein, meine Natur in animalischer Hinsicht für eine der seinigen überlegene zu halten. Dieses Experiment hat mir bewiesen, daß man auf seinen Beinen vorwärts kommen kann.

Ich verdanke dieser Reise viel, Alfred, sie hat mich etwas zerstreut, ich war dieses traurigen Hauses müde; ich bin hier allein, aber war ich es dort nicht auch? Meine Vereinsamung hat nur eine handgreiflichere Gestalt angenommen.

Ich habe in Versailles einen Tag mit unserm guten Gaspard verbracht. Du hast ihm geschrieben, vielleicht hast Du auch mir geschrieben, und Dein Brief ist in Paris während meiner Abwesenheit angekommen und harrt meiner als eine liebe Ueberraschung bei meiner Rückkehr. Ich freue mich in diesem Gedanken. Hoffentlich hast Du die schönen Verse nicht vergessen, die Du mir versprochen hast. Mein lieber Alfred, Du bist glücklich und ein Dichter, ich vegetiere nur.

Es giebt hier keine andern Ruinen als die der Burg von Dreux; ich habe sie gestern abend aufgesucht und werde ihnen heute wiederum einen Besuch widmen, ebenso dem Kirchhof. Diese Ruinen haben mir sehr gefallen. Denke Dir auf einem hohen und steil abfallenden Hügel alte, mit ihrer Mauermasse in den Kalkstein versenkte Türme, verfallen, ungleich und durch starke Mauerstücke, in welche die Zeit größere Breschen als die Kriegsstürme gelegt, miteinander verbunden. Und inmitten dieser Steinmassen Getreide- und Ackerfelder und unterhalb des Ganzen eine Telegraphenstation, neben der man die Grabkapelle der Orleans erbaut.

Diese weiße und noch unvollendete Kapelle steht in starkem Gegensatze zu der schwarzen und verfallenen Burg; es ist ein Grab, das sich über einem im Entstehen begriffenen Palaste erhebt. Zu Füßen des Telegraphenturmes gewahrt man im Thale gegen Westen Holzkreuze, Steine mit eingemeißelten Inschriften und das Laubwerk von Bäumen; es ist der Kirchhof. Im östlichen Teile des Thales liegt die Stadt. So haben die beiden Thalhälften je ihre besondere Bevölkerung.

Monumente aus der Druidenzeit sind absolut nicht vorhanden. Dreux hat

den Druiden seinen Namen gegeben, sie jedoch haben ihm keine Spuren ihres Daseins hinterlassen. Es verdrießt mich das ihret-, der Stadt und meinetwegen. Die Ufer eines kleinen Flüßchens, in dem ich mich gestern gebadet habe, sind sehr anmutig; ich bin soeben dort unter Espen und Birken spazieren gegangen und habe aller unsrer Freunde gedacht, die in dem großen Thalgelände vereinigt sind und dabei vielleicht unsrer nicht gedenken. Du aber, Alfred, der Du allein bist wie ich, hast meiner gedacht, nicht wahr, während ich in meiner Einsamkeit und Verlassenheit Eurer gedachte?

Lebewohl, dieser Brief soll Dir ein Lebenszeichen geben und Dir beweisen, daß Du einen Freund hast, der sich bemüht, gegen das Unglück anzukämpfen, der wie ein Mensch denkt und wie ein Gaul marschiert.

Ich umarme Dich von ganzem Herzen; laß es Dir gut gehen und schreibe mir.

Dein getreuer Freund

Dreux, 20. Juli 1821. Victor."

Es giebt Verliebte, die verschwiegen sind; zu ihnen gehörte der junge Hugo. Von dem eigentlichen Zweck seiner Reise ließ er seinen besten Freund nichts wissen. Thatsächlich hatten nicht nur die architektonischen Schönheiten der alten Druidenstadt sein Interesse in Anspruch genommen; was er weniger als alles andre verabsäumte, war, sorgfältig nach allen Richtungen umherzuspähen, ob sich nicht an irgend einem glücklichen Fenster ein gewisses niedliches Gesichtchen zeige, das ihm mehr als der schönste gotische Bogen und die schlanksten Kirchentürme am Herzen lag.[1])

Sein sonderbares Aussehen, seine bestaubten Kleider und seine in Unordnung geratene Krawatte mußten unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich lenken; was aber schlimmer war, sie erregten den Verdacht des — Polizeikommissars. Nachdem er den harmlosen jungen Mann eine Zeitlang mit den Augen verfolgt und beobachtet hatte, verlangt unser Polizeigewaltiger ihm plötzlich seine Papiere ab. Einen Paß für einen Poeten! An das alles denkt man nicht, wenn man seinen Sinn auf die Liebe und auf nichts weiteres als die Liebe gerichtet hat. Einen Augenblick sprachlos, faßte Victor sich rasch und war mit der Entgegnung bei der Hand, daß er Student der Rechte und Sohn eines Generals sei, „der von Paris komme, einzig und allein zu dem Zwecke, um einen Spaziergang zu machen und sich die Gegend zu betrachten". Die Aufklärung, so lichtvoll sie war, schien dem Herrn Wachtmeister nicht zu genügen. „Das ist ganz schön und gut, mein Verehrtester," erwidert er in ziemlich barschem Ton, „aber damit ist die Sache nicht erledigt, ich habe den Befehl, jede ortsfremde Person, die sich nicht ausweisen kann, zu verhaften, und Sie werden mir daher folgen."

Die Sache hätte schlimm werden können, wenn unser Reisender sich nicht glücklicherweise plötzlich daran erinnert hätte, daß er kaum einige Stunden zuvor

---

[1]) Vergl. Un voyage sentimental in der „Petite Revue" vom 22. September 1866.

einer Dame, einer Frau Le B ...., ein Empfehlungsschreiben übergeben und sie ihn mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen und ihn für den Abend zu sich eingeladen habe.

Man begiebt sich zu dieser höchst achtbaren Dame, und sie bestätigt, daß sie in der That den Landstreicher bei sich empfangen habe, der ein Freund ihres Neffen sei, und daß sie Bürgschaft für seine königstreue Gesinnung übernehme. Angesichts dieser Erklärung zieht der Kommissar sich zurück, Entschuldigungen murmelnd, aber augenscheinlich bedauernd, daß er nicht den Sohn eines kaiserlichen Generals hinter Schloß und Riegel habe bringen können, „was ein ganz außerordentlicher Fall gewesen sein würde und seine Anhänglichkeit an die gute Sache hätte darthun und ihm möglicherweise eine Beförderung eintragen können“.

Die Reise des jungen Poeten hatte ein günstiges Ergebnis. Man verschloß sich länger der Erkenntnis nicht, daß er ernstlich verliebt und es besser sei, ihn zu ermutigen als ihn abzuweisen.

„Wir hatten ihn bemerkt,“ schreibt Vater Foucher, „wie er um das Haus schlich, das wir in dem Städtchen bei dem Vater unsrer Schwägerin Asseline bewohnten. Eine Erklärung zwischen ihm und mir war unvermeidlich gewesen. Er hatte dabei einen Entschluß verraten, von dem er nicht mehr abzubringen war; er hatte Grund nach Grund widerlegt; er verbürgt sich für seine Zukunft: seine Mutter sei tot und sein Vater für ihn. Thatsächlich war kurz zuvor ein Brief des Generals bei uns eingetroffen, und so standen die Dinge, als Victor in Gentilly bei uns Aufnahme fand.

Das formelle Gesuch des Generals wurde uns zugestellt, und der Liebhaber stieg aus seinem Türmchen herab, um als Gatte die Wohnung unsrer Tochter zu teilen.“

Man hatte auf die Zustimmung von Victors Vater gehofft, ohne allzusehr darauf zu zählen: der General hatte kurz zuvor wieder geheiratet, und man fürchtete sehr, seine neue Gattin könne ihn zu einer Ablehnung bestimmen. Aber der alte Soldat schrieb, in diesem Falle nur seinem Herzen gehorchend, an das Ehepaar Foucher: „Ich weiß, daß Victor ein außerordentliches Feingefühl und ein vortreffliches Herz besitzt, und alles drängt mich zu der Annahme, daß seine übrigen Eigenschaften dieser entsprechen. Dieses Herz und diese Eigenschaften wage ich Ihrer liebenswürdigen Tochter zu Füßen zu legen. Victor beauftragt mich, Sie um die Hand dieser jungen Person zu ersuchen, deren Glück er, wie er behauptet, ausmacht, und von der er das seinige erwartet. Sobald ich Ihre Antwort erhalten haben werde, werde ich, wenn sie so ausfällt, wie ich es zu hoffen wage, Victor die von dem Artikel 76 des Bürgerlichen Gesetzbuchs verlangte Einwilligung schicken.“

Diese Einwilligung ließ nicht lange auf sich warten, und Foucher erwiderte fast umgehend:

„Die Verbindung, die Sie uns gütigst vorschlagen, erscheint uns ebenso vorteilhaft für unsre Adele, wie sie für die ganze Familie schmeichelhaft ist; wir

geben daher sehr gerne unsre Zustimmung zu derselben, und unsrerseits ist die Freude um so größer, als diese Heirat eine Verbindung wieder aufleben läßt, die für mich stets äußerst wertvoll gewesen ist. Ich bedaure, daß ich für unsre jungen Leute nicht alles das thun kann, was sie verdienen. Adele wird in den Haushalt für zweitausend Franken an Möbel, Nippsachen und andern Gegenständen mitbringen, und sie werden bei uns Wohnung und Verpflegung haben, solange sie glauben, daß sie noch nicht so weit sind, um ein Haus zu beziehen."

Der junge Hausstand war reich nur an Liebe. Sehr zu gelegener Zeit setzte Ludwig XVIII., der, von Horazschen und Virgilschen Ideen erfüllt, gerne den Mäcenas spielte, dem jungen Dichter eine Rente von 1000 Franken aus.[1]) Der Zufall war letzterem hierbei zu Hilfe gekommen. Sein Buch war eben erschienen und prangte im Schaufenster, von dem sein Titel dem offiziellen Vorleser des Königs, Mennechet, entgegenleuchtete. Als Mennechet dem Souverän das Bändchen überreichte, verzog dieser unwillig das Gesicht. „Da haben Sie etwas Schönes aufgegabelt," soll er gesagt haben. Der Schrein war allerdings der Perlen, die er in sich barg, unwürdig. Die „Odes et poésies" waren ein elendes kleines Heft in 18°, auf schlechtem, schmutzigem und grauem Papier mit abgenützten Lettern gedruckt; und auf dem Umschlage machte als Attribut ein Symbolismus etwas fragwürdiger Art sich breit, eine Urne, um die sich eine Schlange wand, so wie man es zuweilen auf Apothekerbüchsen sieht! Der erste Eindruck war schlecht gewesen; aber der König hatte die Verse gelesen, sie nochmals gelesen und sie mit Anmerkungen von seiner königlichen Hand versehen! Zu der Ode, die an ihn selbst gerichtet war, hatte er das Wort „vortrefflich"

---

[1]) Der von dem Minister des königlichen Hauses erstattete und von Ludwig XVIII. genehmigte Bericht in betreff der Victor Hugo zu gewährenden Pension hat nach den Auszügen aus den Nationalarchiven folgenden Wortlaut:

Bericht an den König.

Sire!

Die Dichter Victor Hugo und Dorion, die beide zu großen Hoffnungen berechtigen und wenig bemittelt sind, empfehlen sich der Güte Eurer Majestät nicht weniger ihrer Talente wie ihres Charakters wegen. Ich habe gedacht, es könnte dem König angenehm sein, ihnen einen Beweis seiner Zufriedenheit zu geben, und zu diesem Zwecke habe ich die Ehre, Eurer Majestät vorzuschlagen, jedem von ihnen eine Pension von eintausend Franken auf den Fonds zu bewilligen, der im Budget der Theater unter dem Titel: Fonds für Pensionen und Unterstützungen für Künstler und Schriftsteller angesetzt ist, und zwar vom ersten September des laufenden Jahres an.

Ich erwarte den Befehl des Königs.

Bewilligt.

Ludwig.

Wenn man neugierig ist, zu erfahren, wer der zu „großen Hoffnungen berechtigende" Poet Dorion gewesen, so erfährt man aus Guérard (France littéraire, II. S. 79), daß Cl. Aug. Dorion, „Dichter und Schriftsteller, geboren zu Nantes", bereits im Jahre 1828 dreizehn Bände oder einzelne Werke veröffentlicht hatte und darunter eine Ode auf die zweite Heirat des Herzogs von Berry. Das ist alles, was wir über diesen obskuren Poeten wissen.

geschrieben. Das war die Dichterweihe und die Zuerkennung der Pension. Mit 1000 Franken Rente gab es keine Besorgnisse wegen der Zukunft mehr: so wurde die Hochzeit denn angesetzt.

General Hugo, der verhindert war, der Trauung seines Sohnes beizuwohnen, begnügte sich damit, eine Anzeige zu versenden, die folgenden Wortlaut hatte:

„General Leopold Hugo und seine Gattin, Gräfin A. v. Salcano, beehren sich, Ihnen die in Paris vollzogene Vermählung ihres Sohnes und Stiefsohnes Victor Maria Hugo mit Fräulein Adele Julie Foucher, Tochter des Ritters Foucher, Bureauchefs im Kriegsministerium, und seiner Gattin Anna Victoria Asseline anzuzeigen.

Saint-Lazare bei Blois, am 19. November 1822.

Empfang findet nicht statt.“

Am 12. Oktober 1822 fand die kirchliche Trauung statt. Victor Hugo hatte sich wegen des Beichtzettels an den Abbé v. Lamennais gewandt; und so knüpften sich die Beziehungen zwischen dem Verfasser der „Armen und Elenden“ und dem der „Worte eines Gläubigen“ an.

Die kirchliche Feier wurde in St.-Sulpice vollzogen.[1]) Nachfolgendes ist der Wortlaut des Eintrags im Kirchenbuche von St.-Sulpice:

„Am 12. Oktober 1822 haben nach dreimaligem Aufgebot in dieser Kirche und nach einmaligem in der von Blois mit Rücksicht auf den Dispens von den beiden weiteren die Einsegnung zum heiligen Ehebund erhalten: Victor Maria Hugo, Mitglied der Akademie der Blumenspiele in Toulouse, zwanzig Jahre alt, rechtlich und thatsächlich wohnhaft in Blois in der Diözese Orleans, minderjähriger Sohn von Joseph Leopold Sigisbert Hugo, Königlichem Feldmarschall, Ritter des königlichen und militärischen Ordens vom heiligen Ludwig, Offizier der Ehrenlegion und Komtur vom königlichen Orden von Neapel, und der verstorbenen Sophie Franciska Trebuchet, seiner Ehegattin, einerseits; und Adele Julie Foucher, neunzehn Jahre alt, rechtlich und thatsächlich wohnhaft Rue du Cherche-Midi Nr. 39, in dieser Pfarre, minderjährige Tochter von Peter Foucher, Chef im Kriegsministerium, Ritter der Ehrenlegion, und Anna Victoria Asseline, seiner Ehegattin, andrerseits; als Zeugen waren anwesend Johann Baptiste Asseline, Johann Jakob Philipp Maria Duvidal, die mit den Ehegatten und deren Vater und Mutter unterzeichnet haben. Es haben unterzeichnet: Victor M. Hugo, A. J. V. M. Foucher, Graf Alfred v. Vigny, Fouché, Biscarrat, Eugen Hugo,

[1]) Ein Essen sollte der kirchlichen Feier folgen, da aber der Speisesaal der Frau Foucher zu klein war, fand das Hochzeitsmahl in einem Saale des Kriegsrats statt, der durch eine bewegliche Scheidewand von dem geschieden war, in dem die Gerichtsverhandlung gegen General Lahorie und dessen Verurteilung stattgefunden hatte. General Lahorie war der Taufpate Victor Hugos gewesen und wurde als Mitschuldiger des Generals Malet erschossen. Das war ein Lokal, das nichts Gutes verhieß, aber ein noch schlimmeres Vorzeichen stellte sich ein: während des Hochzeitsmahls wurde einer der Brüder des jungen Gatten, Eugen, plötzlich von einem Wahnsinnsanfalle ergriffen, und man mußte ihn so schleunigst wie möglich aus dem Festsaal entfernen. Fünfzehn Jahre später starb Eugen Hugo in einer Irrenanstalt.

Duvidal Marquis v. Montferrier, Asseline, V. A. Fouché, A. Hugo, Victor Fouché, A. Asseline, Deschamps, Soumet, Fossard, Dumas, Vicar."

Man findet fast überall verbreitet, Victor Hugos Trauzeugen seien Felix Soumet und Ancelot gewesen; man sieht, daß dem nicht so ist. Diejenigen, welche für ihn der Zeremonie beiwohnten, waren sein ehemaliger Lehrer in der Pension Cordier, J. B. Biscarrat, und sein Freund Graf Alfred v. Vigny.

Das freundschaftliche Verhältnis des Dichters zu Alfred v. Vigny datierte schon aus einigen Jahren vorher, wie das der oben mitgeteilte Brief beweist. Hugo schätzte den Autor des „Stello" sehr hoch, der für den Urheber der „Orientales" die gleiche Bewunderung und die gleiche Sympathie hegte. Er hatte ihm Beweise der letzteren bei einem bemerkenswerten Umstande gegeben, an den wir die Erinnerung hier wieder einmal auffrischen wollen.

Der Poet, der damals noch sehr jung war, war äußerst verliebt und äußerst unglücklich. Er hatte eben seine Mutter verloren, und Familienrücksichten, sowie Gründe sonstiger Art stellten sich seiner Verbindung mit Adele Foucher, die er als seine Braut betrachtete, entgegen.

Träumerisch und traurig streifte er durch Flur und Feld, um sich zu zerstreuen, Verse machend und selbst seine Freunde fliehend.

Eines Tages kommt er, ohne das gerade beabsichtigt zu haben, nach Versailles. Er tritt in ein Café ein, bestellt sich etwas zu frühstücken und greift, das Bestellte erwartend, nach einem Zeitungsblatt.

Ein Gardeducorps von einem gewissen Alter erhebt sich einen Augenblick darauf und nähert sich dem jungen Manne. Augenscheinlich hätte er gern das Blatt gehabt, in dem Victor Hugo in absolut zerstreuter Weise las.

Es fiel ihm nicht ein, ihn darum zu bitten. Dieser gleichgültige Leser, der seine Augen gen Himmel gerichtet hatte und an etwas ganz andres dachte als an das Blatt, das er vor sich hatte, brachte schließlich den Soldaten, der sich gerne über die jüngsten politischen und Tagesnachrichten informiert hätte, ganz außer sich. Mit einem plötzlichen Ruck entriß er dem jungen Manne das Zeitungsblatt und begann es zu durchfliegen. Diese Manieren waren noch eine Erbschaft des ersten Kaiserreichs.

Victor Hugo hatte sich in hitziger Wallung erhoben, ganz bleich und mit vor Aufregung funkelnden Augen.

„Ist Ihnen das nicht recht?" sagte der Soldat, „dann können wir das ja gleich abmachen."

„Sie werden mir Genugthuung geben," sagte der junge Mann. Um die Sache nicht erkalten zu lassen, kam man überein, daß man sich noch am nämlichen Tage in dem Fechtsaal einer benachbarten Kaserne schlagen wolle.

Victor Hugo fand in Versailles die erforderlichen Zeugen.

Alfred v. Vigny und Gaspard de Pont, ein Offizier der königlichen Garde, nahmen seine Sache in die Hand und verständigten sich mit zwei Kameraden des Beleidigers. Victor Hugo, der befürchtete, dieses Abenteuer könne ihm bei den Angehörigen seiner Braut schaden, hatte die Zeugen gebeten, seinen richtigen

Namen nicht zu nennen, und wollte sich unter einem fremden schlagen. Das Duell fand statt. Da sich das Gerücht davon schon in der Stadt verbreitet hatte und man von irgend einer Seite eine Störung befürchtete, begann eine Compagnie Garde aus reiner Gefälligkeit vor der Thüre dienstliche Uebungen vorzunehmen. Da hätte einer auf die Vermutung kommen sollen, daß man sich hinter den Exerzierenden schlage!

Die Zeugen Victor Hugos hegten die äußersten Befürchtungen, denn sein Gegner stand im Rufe außerordentlicher Geschicklichkeit. Indes beruhigte sie die zuversichtliche Haltung des jungen Mannes. Im zweiten Gange erhielt er einen Degenstich in den linken Oberarm in der Nähe der Schulter. Die Klinge streifte die nach rückwärts gewandte Brust. Man schaffte den jungen Mann, fast noch ein Kind, denn Victor Hugo war damals kaum etwas mehr, fort. Er mußte vierzehn Tage lang das Bett hüten.

Der Gardeducorps erfuhr unmittelbar darauf den Namen seines Gegners. Er kam, um sich zu entschuldigen, an das Krankenlager des Dichters, beinahe bis zu Thränen gerührt.

„Ich schwöre Ihnen, Herr Hugo," sagte er zu ihm, „wenn ich gewußt hätte, daß Sie es waren, hätte ich mich eher spießen lassen."

Victor Hugo mußte sich die größte Mühe geben, ihn zu beschwichtigen.[1])

Bei noch manchen andern Gelegenheiten gab Victor Hugo die Zuneigung zu erkennen, die er zu Alfred v. Vigny hegte. Als das „enfant sublime" das Kreuz der Ehrenlegion erhielt, teilte er die frohe Botschaft zunächst dem Freunde Vigny mit. Der Brief, den wir folgen lassen, ist in dieser Hinsicht höchst bezeichnend.

„An den Herrn Grafen Alfred v. Vigny, Rue Richepine 1,
Paris.

Du darfst, lieber Alfred, von keinem andern als von mir die unerwartete Gunstbezeigung erfahren, die mir in dem stillen Rückzugswinkel bei meinem Vater widerfahren ist. Der König verleiht mir das Kreuz und entbietet mich in sein Heiligtum. Freue Dich, der Du mich liebst, über diese Nachricht; denn ich werde auf der Reise nach Reims wieder über Paris kommen und Dich an mein Herz drücken.

Ich denke die Reise mit unserm Nodier zu machen, dem ich soeben geschrieben habe. Du wirst uns fehlen!

Diese Reise bringt mich zur Verzweiflung wie übrigens alle Ehrenbezeigungen; sie führen ihren Stachel mit sich; ich werde genötigt, auf vierzehn endlose Tage meine Adele zu verlassen, die ich liebe, wie Du Deine Lydia liebst, und es kommt mir so vor, als ob diese erste Trennung mich in zwei Stücke teile.

Du wirst mit mir klagen, denn Du liebst, wie ich liebe.

Ich befinde mich hier, auf das Nähere über meine Abreise wartend, in der schönsten Stadt, die man sich denken kann. Die Straßen und Häuser sind schwarz und häßlich, aber das Ganze ist zum Entzücken für das Auge auf die beiden

---

[1]) Vergl. Les draps de table de V. Hugo, par R. Lesclide.

Ufer der schönen Loire hingeworfen; auf der einen Seite ein Amphitheater von Gärten und Ruinen und auf der andern eine in Grün wogende Ebene. Auf Schritt und Tritt ein Bild für die Erinnerung!

Das Haus meines Vaters ist aus weißem Haustein erbaut und hat grüne Schutzläden wie die, für die J. J. Rousseau schwärmte; es liegt zwischen zwei reizenden Gärten am Fuße eines Höhenzugs zwischen dem Baume Gastons und den Kirchtürmen von St.=Nicolas. Einer der Türme ist nicht vollendet worden und fällt in Trümmer. Die Zeit zerstört ihn, bevor der Mensch mit seinem Bau fertig geworden ist.

Und das alles muß ich auf vierzehn Tage verlassen, ebenso meinen alten trefflichen Vater und vor allem meine heißgeliebte Frau. Aber ich werde Dich für einen Augenblick wiedersehen, und es liegt ja so viel Tröstliches in dem Anblick eines Freundes!

Lebewohl, lieber Alfred, und tausend Grüße an Deine teure Lydia. Hast Du Deine schreckliche Hölle vollendet? Es ist ein Stück Dante, ein Gemälde Michelangelos, das dreifache Genie.

Umarme in meinem Namen Emile Soumet, Jules Guiraud und d'Hendicourt, sowie meine sämtlichen Freunde, denen ich schreiben werde, sobald ich etwas Muße erhalte. Victor.

Blois, 28. April 1825.

Ich bleibe noch drei Wochen hier. Du schreibst mir bald, nicht wahr? Meine Adresse ist: Blois, bei Herrn General Grafen Hugo.

Tausend verehrungsvolle Grüße an Deine Mutter."

*

Wer erinnert sich nicht der edeln und keuschen Liebe des Marius zu Cosette in den „Armen und Elenden"? Wenn man demjenigen vertrauen darf, welcher der Vertraute des Gedankens des Meisters war, ist das Erwachen der Herzensregung bei einem stolzen, zurückhaltenden jungen Manne und einem unschuldvollen und aufrichtigen jungen Mädchen von Victor Hugo nach der Natur geschildert worden, und dieser machte kein Hehl daraus, daß er beim Schreiben die Geschichte seiner Liebe zu Adele Foucher wieder habe aufleben lassen wollen. Man sieht aus dem obigen Briefe, daß der Honigmonat vier Jahre nach der Hochzeit noch nicht zu Ende war. Es wird einen das nicht mehr wundern, wenn man einen Zug erfährt, den jemand mitteilt, der sich in der nächsten Nähe Hugos bewegt hat.[1])

Der junge Poet hatte sich in seinem Traumleben so natürlich gehalten, und die litterarischen Arbeiten hatten ihn so rein gelassen, daß am Hochzeitstage er und seine Braut „beide gleich klug waren".

Glückliche Zeiten ... sanfte Sitten!

[1]) R. Lesclide, mehrere Jahre hindurch sein Geheimsekretär.

Aus dem Friedrichsruher Archiv.

Zwölf Briefe des Finanzministers Karl v. Bodelschwingh an Bismarck.

Mitgeteilt von

Horst Kohl.

Haus Heyde bei Unna, den 12. Juli 1863.

Verehrter Kollege!

Gleichzeitig mit Ihrem freundschaftlichen Schreiben vom 11. d. M. ging heute mir auch eins von Pommer-Esche zu, welches sich unter anderm auch über die von Ihnen erwähnten Verhandlungen mit Rußland ausspricht. Schon früher hatte ich diese Angelegenheit mündlich und, seit meiner Abreise von Berlin, wiederholt brieflich mit v. P.-Esche behandelt und, bei Hennings Abwesenheit, den sehr gut informierten Geheimrat Hasselbach als den Rat meines Ministeriums bestimmt, welcher mit dem in Berlin erwarteten russischen Fachmann zu verhandeln habe, selbstredend unter Teilnahme auch eines Rats des Handelsministeriums, welches vorzugsweise in der Lage, die Momente zu bezeichnen, welche im Interesse unsers sowie des russischen Handelsstandes eventuell ins Auge zu fassen sein dürften. Vielleicht bestimmt Graf Itzenplitz Herrn Delbrück für die fraglichen Besprechungen, da dieser nicht nur besonders befähigt, sondern auch durch Sie bei Gelegenheit der einleitenden Schritte schon zugezogen wurde. — Ich glaube sicher sein zu können, daß meine Herren nicht etwa quer hammern werden, will aber noch heute einige ermahnende Worte nach Berlin senden.

Auf verschiedenen Ausflügen, welche ich von hier in amtlichen resp. ständischen Angelegenheiten unternommen, sprach ich viele Beamte und manche andre urteilsfähige Männer, — und hatte die große Freude, deutlich wahrzunehmen, daß Besonnenheit und Mut im Wachsen begriffen, auch in die Beamtenkreise das Bewußtsein der Treue und des Gehorsams gegen den König und seine Regierung zurückzukehren anfängt. An sehr bestimmten Aussprachen lasse ich es nicht fehlen, und dürfte meinen Worten um so mehr Glauben geschenkt werden, als der dem Präsidenten Spaukern und dem Oberforstbeamten in Arnsberg gegenüber gezeigte Ernst den thatsächlichen Beweis geführt hat, daß die Regierung es nicht scheut, ihren Worten auch Nachdruck zu geben.

Von einer Aufregung oder gar einer dumpfen Stimmung findet sich in Westfalen und Rheinland nach meinen eignen Wahrnehmungen und vielfachen Rückfragen keine Spur.

Gott sei Lob und Dank, daß Sie mir über unsers teuern Königs Gesundheit und sein Frischsein durch und durch so überaus gute Kunde geben konnten. Sollte sich passende Gelegenheit bieten, so bitte ich Sr. Majestät mich unterthänigst empfehlen und meine herzlichste Freude über die glückliche Kur ausdrücken zu wollen.

Seit den 14 Tagen meiner Abwesenheit von Berlin bin ich kaum einen Tag ruhig hier gewesen und so durch Geschäftsexkursionen in Anspruch genommen,

daß die Ausspannung und Erholung eine sehr geringe. Ende nächster Woche denke ich nach Berlin zurückzukehren, jedoch nicht ohne die Absicht, später noch mehrere Reisen, zu denen vielfach Veranlassung vorliegt, zu unternehmen. — Gar gerne möchte ich Ihre ferneren Sommerpläne erfahren. Daß Sie in Karlsbad dem Könige immer zur Seite blieben, freut mich sehr.

Meine Frau, welche seit 8 Tagen hier, dankt sehr für Ihre freundliche Erinnerung.

Ganz der Ihrige

v. Bodelschwingh.

*

Berlin, den 27. Juli 1863.

Meine heutige Rückkehr Ihnen, verehrter Kollege und Freund, mitzuteilen, säume ich nicht, und erlaube mir die Bitte, solche gütigst auch Sr. Majestät melden zu wollen. Graf Eulenburg und Graf Lippe sah und sprach ich, Selchow, der auch wieder hier sein soll, noch nicht.

Das Ableben des Prinzen Friedrich Kgl. Hoheit dürften Sie ebenso früh erfahren haben als ich. Erst am Abend fand ich Zeit, mich zu seinem Palais zu begeben, um persönlich mich nach dem Befinden zu erkundigen, und vernahm dort sein um 6 Uhr 5 Min. erfolgtes ruhiges Sterben. Ich sah die Leiche, die sehr friedlich. — Möge Gott die Seele des teuern Verblichenen in Gnaden angenommen haben.

Neues vermag ich nach so kurzem Hiersein nicht zu melden, auch weiß Eulenburg, der sich bestens empfehlen läßt, nicht Sie besonders Interessierendes mitteilen zu lassen.

Delbrück und Hasselbach haben mit Herrn v. Thörner, der sich über unsre Zolleinrichtungen u. s. w. gründlich zu informieren sucht, erst eine längere Besprechung gehabt, die natürlich nur einleitend sein konnte. Kann oder will Rußland, wie es nach dem Briefe des Finanzministers an mich scheint, auf sehr durchgreifende Revision und Ermäßigung seines Tarifs nicht eingehen, so wird zu seinem größten Schaden der großartige Schmuggel an unsrer Grenze leider fortdauern. Sobald ich v. Thörner sehe, werde ich mich bemühen, ihm dies klar zu machen.

Bitter bereist jetzt mit Kleist und andern Mitgliedern der Grundsteuerzentralkommission die Provinz Pommern und wünscht dringend, daß ich wenigstens teilweise mich ihm und den übrigen Herren anschließe. Wenn irgend möglich, denke ich diesem Wunsche um so lieber zu entsprechen, als Hinterpommern mir noch ganz fremd.

Rheumatische Schmerzen, bald hier bald dort, plagen mich so, daß nach Rückkehr meines Arztes, der im Seebade, ich mit ihm Rat zu pflegen denke, ob etwa ich mich noch zu einem kurzen Badebesuch entschließen muß, wozu Neigung ich nicht habe. Werden Sie denn noch in ein Seebad gehen?

Wollten Sie mir Ihre ferneren Sommerpläne mitteilen, so würden Sie mich dadurch erfreuen. Vielleicht interessiert Sie und auch Se. Majestät, wie die

Zahl der für dieses Quartal versteuerten wichtigen Zeitungen zum vorigen Quartal sich verhält und lasse ich deshalb einige Zahlen hier folgen, unter Angabe auch der pro III. Quartal 1862:

	III. Q. 1862	II. Q. 1863	III. Q. 1863
Haude u. Spenersche Zeitung	4,815	4,963	4,650
Voßsche Zeitung	14,010	14,470	13,675
National-Zeitung	6,344	6,488	5,867
Preuß. Volksblatt	3,700	3,130	2,935
Kreuz-Zeitung	6,080	6,705	6,462
Publicist	6,655	6,218	6,628
Volks-Zeitung	32,319	34,236	29,071
Börsen-Zeitung	1,720	2,220	2,220
Bank- u. Handels-Zeitung	1,248	1,250	1,286
Norddeutsche A. Z.	500	1,800	2,050.

Nur bei der Volkszeitung ist das Minus sehr erheblich.

Mit aufrichtiger Hochschätzung und freundschaftlichst

Ihr

v. Bodelschwingh.

*

Berlin, den 16. August 1863.

Geschätzter Freund!

Da Eulenburg mir heute sagte, daß Sie, sobald die traurige Frankfurter Angelegenheit[1]) Ihnen gestatte, Se. Majestät den König zu verlassen, ein Seebad zu besuchen dächten, so glaube ich gegen Sie den Wunsch aussprechen zu müssen, daß vorab ich Gelegenheit nehmen darf, Sie zu sehen und ausführlich zu sprechen.

Sitzungen des Staatsministeriums haben wir gar nicht abgehalten, und zu vertraulichen Besprechungen nur einigemal und nur dann uns versammelt, wenn dies durch Mitteilungen von Ihnen geboten erschien, namentlich wegen der hiesigen Stadtverordneten- und der in dem anliegenden Schreiben gedachten Angelegenheit.

Es sind aber in nächster Zeit mehrere innere Fragen in Bezug auf Landtag, Etatswesen u. s. w. zu entscheiden, über welche mit Ihnen mich zu benehmen und Ihrer Auffassung zu vergewissern ich vor Ihrer Urlaubsreise dringend wünschen muß.

Die Kollegen, welche hier, teilen diese meine Ansicht, und rieten, Sie schleunig zu bitten, Se. Majestät fragen zu wollen, ob ich zu dem Ende und um eventuell, nach unsrer Besprechung, auch Sr. Majestät Vortrag halten zu können, in nächster Zeit nach Baden-Baden kommen dürfe.

Sie haben wohl die Güte, mir baldthunlichst, vielleicht per Telegraph, zu antworten, auch, an welchem Tage etwa Ihnen mein Kommen am genehmsten. —

---

[1]) Der Frankfurter Fürstentag.

Wünschen Sie, oder befiehlt Se. Majestät, daß auch Eulenburg mit mir hinüber komme, so kann mir das nur höchst angenehm sein.

Im Verhoffen recht baldiger vertraulicher Unterhaltung und stets in wahrer Freundschaft

Ihr

v. Bodelschwingh.

*

Von Sr. Majestät, bei dem ich heute zur Ueberbringung der bewußten Einladung nach Haus Bodelschwingh war und durch den Ihr Hiersein ich erfuhr, ward mir der Auftrag, Ihnen zu sagen, daß Se. Majestät morgen um 1 Uhr alle Minister bei Sich zu sehen wünschen, um über Frankfurt u. s. w. Sich auszusprechen, auch über die Landtagsauflösung. — Falls Sie etwa eine spätere als die vorgenannte Stunde vorziehen sollten, um vorher noch eine Besprechung mit den Kollegen zu erleichtern, so würde dies Sr. Majestät auch ganz genehm sein, und erwarte Er deshalb von Ihnen morgen früh Nachricht, zu welcher Stunde von 1 Uhr ab wir uns im Palais einfinden würden. Dieses Allerhöchsten Auftrags würde persönlich ich mich entledigt haben, wenn nicht eine kleine Schienbeinverletzung mich veranlaßte, den beschädigten Fuß thunlichst wenig zu gebrauchen, damit nicht Schlimmerung eintrete. Deshalb verzeihen Sie, geschätzter Freund, wohl diese briefliche Mitteilung.

Erwünscht will es mir scheinen, wenn Sie uns vor unserm Erscheinen beim Könige vozieren wollten, und gebe Ihrer gefälligen Erwägung ich ergebenst anheim, dies schon wegen der Landtagsfrage, über welche ja Graf Itzenplitz, wie der König mir sagte, an Sie geschrieben, thun zu wollen.

Recht sehr freue ich mich, daß Sie auch den beabsichtigten kleinen Erholungsausflug jetzt aufgegeben und zu uns gekommen sind. Hoffentlich wird es möglich, sich bald eine etwas längere Ausspannung zu gönnen.

Freundschaftlichst

Berlin, den 1. Sept. 1863.

Ihr

v. Bodelschwingh.

*

Berlin, den 25. Juni 1864.

Geschätzter Freund!

Die Bestände der General-Staatskasse sind im Laufe dieser Woche so erheblich zusammengeschmolzen, besonders durch hohe Zahlungen an die General-Militärkasse, daß ich jeden Tag erwarten darf, aus dem Staatsschatze Gelder entnehmen zu müssen. Die hierzu ermächtigende Allerhöchste Kabinettsordre, die nach Ihrer gefälligen Mitteilung, auf dem Bahnhofe vom 18. d. M., vollzogen, — ging bis jetzt mir nicht zu. Freundlichst bitte ich um deren gefällig schleunigste Uebersendung, damit nicht Zahlungsunfähigkeit bei der General-Staatskasse auch nur auf einen Tag eintrete.

Daß Prinz Reuß gerade jetzt Kassel verlassen will, um einer Einladung an den französischen Hof zu folgen, hat mich mehr als überrascht. Bei den

eigentümlichen Verhältnissen in Kassel und der Wichtigkeit, daß dort nicht in letzter Stunde wieder fremde Einflüsse Geltung gewinnen, scheint gewiß augenblicklich die Anwesenheit unsers Gesandten besonders geboten.

Bevor die Zollkonferenz geschlossen, glaube ich Berlin nicht verlassen zu dürfen, so sehr ich mich auch nach Ausflügen sehne, geschäftlich sie wünschen muß und der Arzt auf Erholung und Ausspannung dringt.

Daß Ihnen, wie ich fest vertraut, gelungen, mit Oesterreich wieder zu gemeinsamen Erklärungen in London zu gelangen, ist ebenso erfreulich als wichtig. Gott helfe weiter und zu einem guten Ziel!

Herzlich wünsche ich, daß unserm teuern Könige und Herrn die Kur trefflich bekomme und daß auch Ihnen möglich werde, viel im Freien zu sein, und dadurch sich zu erfrischen und zu kräftigen.

Freundschaftlichst

Ihr

v. Bodelschwingh.

*

Die Anlagen, durch welche die Entnahme von 5 Millionen aus dem Staatsschatze erbeten wird, um während der Abwesenheit Sr. Majestät die General-Staatskasse vor Verlegenheiten sicherzustellen, bitte ich, im Fall des Einverständnisses, gefällig zeichnen und morgen Sr. Majestät vortragen zu wollen. Diese Bitte erlaube ich mir in der Voraussetzung, daß Sie, geschätzter Freund, morgen den König sprechen werden. Selbstredend bin ich aber bereit, mich bei Sr. Majestät melden zu lassen, wenn Sie dies mir bei Rückgabe der vollzogenen Anlagen zu erkennen geben.

Freundschaftlichst

Berlin, den 11. Juli 1864. v. Bodelschwingh.

*

Berlin, den 17. Januar 1865.

Verehrtester Freund!

Mit herzlichem Dank für Ihre freundschaftlichen Zeilen von gestern, die ich spät abends bei Rückkehr aus einer Gesellschaft vorfand, sende ich das Schreiben Sr. Majestät zurück, welches mich hoch erfreut, aber auch beschämt hat, denn ich muß mir sagen, daß unser teurer König und Herr mein Wirken und Schaffen in Seiner Freundlichkeit weit über dessen Wert veranschlagt. Um so größer war meine Ueberraschung, aber auch, ich will es nicht leugnen, meine Freude, als gestern gegen Abend der Orden mit einem überaus huldvollen Handschreiben Sr. Majestät, — welches ich durch einige Dankzeilen gleich beantwortete, mir zuging. Erhalten Sie mir, das erbitte ich so freundlich als dringend, Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen, und erleichtern dadurch mir die Lösung der für meine Kräfte vielfach zu schweren Aufgabe meines oft recht dornigen Amtes.

Ihr

v. Bodelschwingh.

*

Berlin, den 23. Mai 1865.

Geschätzter Freund!

Während Löwe als erster Redner *gegen* den österreichischen Vertrag redet, seinen Angriff besonders auf den Art. 25 richtet, dessen politische Tragweite und Gefahr darzulegen sucht, es an Ausfällen auf die allgemeine Politik nicht fehlen läßt und Ihre Nichtanwesenheit im Hause bemerkbar macht, — läßt Minister v. d. Heydt mich herausrufen und stellt mir anheim, Ihnen mitzuteilen, daß nach den von ihm eingezogenen Erkundigungen die Annahme des Vertrages sehr fraglich sei. — Philipsborn hat ähnliche Nachrichten von mehreren Mitgliedern, hörte aber auch von andrer Seite, daß die *Annahme* des Vertrages *mehr* als wahrscheinlich sei. Gleicher Ansicht sind Moser und Hasselbach.

Ich habe nicht unterlassen mögen, diese Mitteilung zu machen, ohne jedoch daran die Bitte zu knüpfen, noch ins Haus zu kommen, — sondern glaube dies lediglich anheimstellen zu sollen. Graf Itzenplitz geht so weit, v. d. Heydts Mitteilung von dem Wunsch getragen zu erachten, daß Sie dadurch herveranlaßt werden könnten und dann die Debatten heftiger und die Annahme des ihm (v. d. H.) nicht angenehmen Vertrages noch zweifelhafter werden dürfte. Daß ich v. d. H. nicht immer traue, wissen Sie.

Freundschaftlichst

Ihr

v. Bodelschwingh.

*

Berlin, den 30. Juni 1865.

Verehrter Freund!

... Die neuesten Ereignisse in Wien glaubten alle vor einigen Tagen versammelten noch hier anwesenden Minister als günstig für unsre Stellung zu Oesterreich und für die Verhandlungen mit Wien ansehen zu dürfen. Möchten wir uns hierin nicht täuschen und wirklich durch den Austritt von Schmerling u. s. w. Ihre so ernste als schwere Aufgabe wesentlich erleichtert werden. Ich hoffe zu Gott, es gelingt bald, mit Oesterreich uns zu verständigen und den Bruch zu vermeiden, den ich für ein großes Unglück ansehen würde und dessen Folgen unabsehbar und von uns zu verantworten, beständen wir auch auf den von Ihnen selbst stets als unbedenklich *nachlaßbar* bezeichneten Forderungen, oder gewährten Oesterreich nicht irgend einen entsprechenden Vorteil, muteten ihm also zu viel und mit seiner Ehre schwer Verträgliches zu.

Morgen beraten wir die Staatshaushalts-Angelegenheit, d. h. den Immediatbericht u. s. w., und wird dann baldigst alles Ihnen zugehen.

In nächster Woche denke ich, der Erlaubnis Sr. Majestät folgend, nach Westfalen zu reisen, und von dort, kann ich es ermöglichen, auch nach Norderney, was mein Arzt dringend will. Noch nie habe ich so wie jetzt selbst gefühlt, daß ich einer Ausspannung und Erfrischung bedarf. Von hier werden mir täglich Geschäftssachen nachgesandt.

Von Herzen wünsche ich, daß Sr. Majestät und auch Ihnen der Aufenthalt in Karlsbad recht wohlthue und stärkend wirken möge.

Ihr

v. Bodelschwingh.

Berlin, den 18. Juli 1865.

Verehrtester Freund!

In Verfolg meines gestrigen Telegramms, wodurch Sie erfahren haben werden, daß die hier anwesenden Kollegen rechtzeitig sich in Regensburg einfinden wollen, mein vorheriges Kommen nach Karlsbad aber durch den Verlauf der Verhandlungen mit Rothschild bedingt wird, bedaure ich sehr, mitteilen zu müssen, wie ich die Tour über Karlsbad habe aufgeben müssen. Gestern haben jene Verhandlungen nur dahin geführt, Rothschild, der seine größte Bereitwilligkeit für das Geschäft und nicht den geringsten Zweifel an Erhaltung des Friedens zeigte, von 97 % Angebot, dem die Forderung von 101 % gegenübergestellt wurde, bis auf 98½ fest, vielleicht 99 %, hinaufzubringen. Ich halte auf pari noch fest, um so mehr, als Bankpräsident v. Dechend auf vertrauliches Befragen sofort erklärt, zu diesem Kurse eine Beteiligung gemeinschaftlich mit der Seehandlung, welche ich eventuell hierzu ermächtigt, beim Bankdirektorium befürworten zu wollen und, wie er glaube, auch leicht durchzusetzen. Es ist dies für die Verhandlungen um so wichtiger, als Rothschild selbst zuerst von einer Beteiligung der Seehandlung gesprochen, und als, wenn diese und die Bank sich für eine größere Beteiligung zum Parikurse aussprechen, jedenfalls der ganzen inländischen Banquierwelt dieser Kurs als annehmbar erscheint. In diesem Augenblick wurde ich durch Camphausens Besuch unterbrochen, schon heute zum zweitenmal, und erfuhr nun, daß das Bankdirektorium bereits der obenerwähnten Ansicht seines Präsidenten beigetreten. Hierdurch ist eine wesentliche Stütze für die weitern Verhandlungen mit Rothschild, welche um 12 Uhr wieder beginnen, gewonnen.

Diese Mitteilungen werden Sie, verehrter Freund, überzeugen, daß ich mit Eifer und, wie ich hoffe, auch mit gutem Erfolg, das von Ihnen gewünschte Geschäft zum schnellen Abschluß zu bringen suche.

Zu meinem aufrichtigen Bedauern muß ich bei dieser Sachlage notwendig heute noch hier bleiben und auf die Freude verzichten, meinen Weg über Karlsbad zu nehmen, dort Sr. Majestät noch Vortrag zu halten und mit Ihnen die Reise nach Regensburg zu machen. Dorthin denke ich morgen abzufahren und meinen Weg über Prag zu lenken, was ich noch nicht kenne und kein großer Umweg. — Vorher auf einige Tage nach Westfalen zu gehen, habe ich natürlich aufgeben müssen, hoffe aber, von Regensburg dorthin und dann bald zur See reisen zu dürfen.

Ihr

v. Bodelschwingh.

Berlin, den 31. August 1865.

Verehrter Freund!

Heute früh bin ich hierher zurückgekehrt und habe die Geschäfte wieder ganz übernommen, was gleich Ihnen mitzuteilen ich nicht säume.

Herzliche Freude hat es mir und wohl allen Treuen im Lande gewährt, daß Ihnen gelungen, mit Oesterreich eine Einigung herbeizuführen,[1]) die meines Erachtens einen guten preußischen Schritt vorwärts bekundet, zurzeit jede kriegerische Eventualität beseitigt und uns einer glücklichen definitiven Lösung der schwierigen Herzogtümer-Frage wesentlich näher geführt haben dürfte.

Daß die Eisenbahnanleihe-Angelegenheit ganz nach Wunsch durchgeführt und schneller als stipuliert die Einzahlungen erfolgt, dürfte Ihnen bereits bekannt sein.

Morgen denke ich mit den hiesigen Kollegen, — außer Ihnen ist nur noch Roon abwesend, — die Witzlebenschen Ordensvorschläge aus Veranlassung der sächsischen Jubelfeier zu beraten und das Ergebnis demnächst Ihnen mitzuteilen.

Eulenburg beabsichtigt, übermorgen nach Schlesien zu reisen, um Hühner zu schießen und tüchtige Bewegung zu seiner Erfrischung zu suchen.

Sobald die Reisepläne Sr. Majestät feststehen und auch die Ihrigen, haben Sie wohl die Güte, mir Mitteilung zu machen.

Freundschaftlichst

Ihr

v. Bodelschwingh.

*

Berlin, den 5. Februar 1866.

Da leider die Differenz wegen der Generalstabs-Position im Militäretat im Korrespondenzwege nicht hat beseitigt werden können, so muß die Sache erneut im Staatsministerium zum Vortrag kommen, und wünsche ich, daß dies heute geschehe, da Eile geboten.

Im Verhoffen geneigter Billigung denke deshalb ich heute den Geheimrat Mölle zur Sitzung mitzubringen.

Ihr

v. Bodelschwingh.

---

[1]) Zu Gastein.

Der Fall des Sozialistengesetzes.

Von

v. Helldorff-Bedra.

II.

In dem, wie ich ausdrücklich bemerke, nicht von mir begonnenen, sondern mir aufgedrungenen Streit über den Fall des Sozialistengesetzes bin ich gegenüber den Mitteilungen des Herrn Abgeordneten von Kardorff in Nummer 92 der Berliner „Neuesten Nachrichten" zu folgenden Erklärungen genötigt.

Das Gespräch, welches nach den Mitteilungen des Reichskanzlers Fürst Bismarck an Herrn von Kardorff bei meinem Besuch in Friedrichsruh — also am 25. November 1889 — geführt sein soll, in welchem

„ich ihm die Alternative gestellt habe, entweder durch eine feierliche Erklärung im Reichstage vor den zu erwartenden Kommissionsbeschlüssen zu kapitulieren oder die Ablehnung des Gesetzes gewärtigen zu müssen,"

hat, wie ich mit voller Sicherheit und Bestimmtheit erkläre, nicht stattgefunden.

Abgesehen davon, daß meine Erinnerung in dieser Beziehung ganz sicher ist, wird jeder parlamentarisch erfahrene Mann sich darüber im klaren sein, daß bei damaliger Sachlage, in der die Kommission noch nicht einmal in erster Lesung die wesentlichen abschwächenden Beschlüsse gefaßt hatte, und in der von der Forderung einer Erklärung der Regierung, die erst während der zweiten Lesung im Plenum erwogen und von der Fraktion beschlossen wurde, noch keine Rede war, — es gar nicht denkbar ist, daß ich dem Herrn Reichskanzler eine derartige Alternative stellte.

Richtig ist es, daß ich, — aber erst am 24. Januar 1890, — dem Herrn Reichskanzler gesagt habe, daß ohne eine Regierungsäußerung die Fraktion der Konservativen nach dem gefaßten und im Plenum mitgeteilten Beschluß zur Annahme des abgeschwächten Gesetzes nicht zu bestimmen sei. — Es kann sein, daß durch einen Irrtum, ich lasse dahingestellt von welcher Seite, die Annahme entstanden ist, daß dies schon in Friedrichsruh — zwei Monate vorher — geschehen sei.

Ich habe nie ausgesprochen oder die Sache so darzustellen gesucht, „als ob der Herr Reichskanzler mich dahin beeinflußt habe, meine Freunde zur Ablehnung des Gesetzes zu bestimmen". Ich habe nur gesagt, daß er mich bei der Besprechung am 24. Januar im Dunkeln gelassen hat, — so daß thatsächlich noch am 25. bei der dritten Lesung eine Aeußerung der Regierung erwartet wurde. —

Ueber das angebliche Mißverständnis meinerseits verliere ich kein Wort

mehr. Den Herrn Reichskanzler hinderte nichts, sich deutlich auszusprechen, wenn er es wollte.

Daß der Herr Reichskanzler am Abend des 24. Januar, als er mit mir sprach, der Meinung gewesen sei:

> „daß der Bundesrat das Gesetz auch nach den Streichungen der Kommission acceptieren würde, darüber könne gar kein Zweifel bestehen" (wörtlich nach Herrn von Kardorff),

muß ich für ausgeschlossen halten, da wenige Stunden vorher im Kronrat auf seinen Wunsch die Ablehnung des abgeschwächten Gesetzes, nicht etwa nur die Ablehnung der von den Konservativen erbetenen Erklärung — beschlossen war. Ob er später seine Ansicht geändert hat, weiß ich nicht. Das Gesetz fiel, weil eine Aeußerung der Regierung unterblieb, und Fürst Bismarck konnte nicht im Zweifel sein, daß dies eintreten mußte.

Die Fraktion, welche bis dahin Hand in Hand mit der Regierung die Abschwächung des Gesetzes in der Kommission und im Plenum als unannehmbar bekämpft hatte, — welche, wenigstens so lange, als ich eine Stellung in ihr einnahm, in allen wichtigen Fragen den Reichskanzler unterstützt hatte, — forderte, als sie die Zustimmung zum abgeschwächten Gesetz von einer Aeußerung der Regierung in irgend welcher Form abhängig machte, nichts, was unbillig gewesen wäre oder der parlamentarischen Uebung widersprach.

Allein auf die Thatsache kommt es an, daß Annahme oder Ablehnung des Gesetzes damals in der Hand des Fürsten Bismarck lag, der im Kronrat selbst die Ablehnung beantragt hatte.

Der Versuch, die Schuld der Ablehnung jetzt der konservativen Fraktion zuzuschieben, muß deshalb entschieden zurückgewiesen werden.

Ich und die Fraktion, die meinen Vorschlag annahm, tragen die Verantwortung dafür, daß wir die Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der Vorlage durch die Bitte um Abgabe einer Erklärung faktisch in die Hand des leitenden Staatsmannes legten. Aber man wird nicht vergessen dürfen, daß dies Bismarck war.

Man wird mir den Vorwurf machen können, daß ich es nicht versucht und vermocht habe, die Fraktion trotz des Ausbleibens einer Erklärung zur Annahme der abgeschwächten Vorlage zu bestimmen, — der Fraktion, daß sie es nicht selbst gethan. — Wäre die Annahme erfolgt, so wäre einer Meinungsänderung des Reichskanzlers der praktische Erfolg ermöglicht worden. Aber man wird nicht vergessen dürfen, daß eine Fraktion aus Menschen besteht und Stimmungen hat, — daß zwischen jenem Gespräch mit dem Herrn Reichskanzler und der Abstimmung noch nicht vierundzwanzig Stunden lagen, — und daß ich nicht in der Lage war, eine Fraktion wie der Hauptmann eine Compagnie zu kommandieren.

Ich glaube damit alles Nötige gesagt zu haben. Nebensachen lasse ich beiseite.

Es erübrigt nur noch, eine Bemerkung in betreff des von Herrn von Kardorff erwähnten Morphinismus des Fürsten. Ich habe geglaubt, als ich im Schlußsatz meiner ausführlichen Darlegung (im Märzheft dieser Zeitschrift) konstatierte,

> „daß ich und meine Freunde bei den Vorgängen in Bezug auf das Sozialistengesetz nur mit Fürst Bismarck als Reichskanzler und unbezweifelt maßgebendem Leiter der inneren Politik rechnen konnten und gerechnet haben,“

alles Nötige verständlich gesagt zu haben. — Aber die Diskussion in der Presse belehrt mich darüber, daß man sich in dieser einer massiveren Deutlichkeit befleißigen muß. — Ich spreche demnach ausdrücklich aus, daß der Gesundheitszustand des Herrn Reichskanzlers für mich zu keiner Zeit und an keiner Stelle Gegenstand politischer Erwägung oder Besprechung gewesen ist. — Ich habe mich nie um den politischen Klatsch gekümmert, der nur in Kreisen niederer Art — nicht der Stellung, aber der Gesinnung nach — besteht. Daher mag es kommen, daß ich von jenem Morphinismus des Reichskanzlers das erste Wort durch die Erwähnung dieses Gerüchtes in der Erklärung des Herrn von Kardorff gehört habe.

Ein Besuch bei Sonnenthal.

Von

Ilka Horovitz-Barnay.

Es war ein sonnenheller Oktobertag, als ich zu Fuß den ziemlich langen Weg vom Zentrum der Stadt bis hinaus in das Villenviertel in Währing, wo Sonnenthal ein reizendes Tuskulum bewohnt, zurücklegte, und unterwegs schon beschäftigte mich die lebhafte Vorstellung an die Erscheinung des Meisters, an seine Bedeutung in künstlerischer Hinsicht und an den Zauber seiner Persönlichkeit. Meine Gedanken schlossen sich im Kreise, und immer fand ich zwischen seiner Kunst und seinem Wesen ein starkes, unlösliches Band, einen harmonischen Zusammenklang, der es schwer macht, zu entscheiden, ob hier Natur der Kunst nachgeholfen oder ob höchste Kunst besondere Naturanlagen glücklich veredelt habe.

Der Worte Notnagels mußte ich gedenken, der ihm einst schrieb: „Nur wer selbst im stande ist, den Adel der Ueberzeugung sich rein zu erhalten, vermag auch allen Gestalten der Kunst lebendigen Atem einzuhauchen! Weil bei Ihnen der Mensch sich mit dem Künstler deckt, können Sie spielen, wie Sie spielen!“ —

Und wenn Laroche von ihm sagte: „Die Noblesse seines ganzen Kunst-

wesens hat etwas Weihevolles", und Speidel von ihm schwärmt: „Sonnenthal gehört zu jenen gründlich wachsenden Naturen, die geräuschlos Ring an Ring ansetzen, um dann, wenn sie einmal ins Laub geschossen sind, Blüte an Blüte, eine immer köstlicher als die andre, hervorzutreiben", so bestätigten die Aussprüche dieser drei verschiedenen kunstverständigen Männer und Menschenkenner meine Ueberzeugung, daß Sonnenthal nicht bloß ein hervorragender Meister der Schauspielkunst, sondern daß er unbedingt ein „Adelsmensch" sei. Auf ihn paßt die prägnante französische Bezeichnung „Seigneur-artiste", und wie kein zweiter repräsentiert er als Mensch und Künstler noch heute das Burgtheater in seinem traditionell-vornehmen Wesen.

Bald stand ich im Entree der Villa. Die Wohnung eines Menschen ist identisch mit seinem eigensten Wesen; der Stil verbindet das Lebendige mit dem Leblosen. Sonnenthals Heim präsentiert sich als ein gediegenes, harmonisches und unauffälliges Milieu, darin das geringste Möbelstück von jenem wählerischen Geschmacke zeugt, der durch vornehme Einfachheit die Sicherheit ästhetischen Empfindens ausdrückt und nach sorgfältiger Ueberprüfung von Geschmacksvielheiten zur ausgeglichenen Einheit des eignen Stils gelangt ist. Hier wird dem Auge wenig, der Stimmung alles geboten. Ich trat in des Meisters Arbeitszimmer. Mit seiner reichen Bibliothek, dem bequemen Schreibtisch, den breiten Tischen, welche mit Zeitschriften und Lexika bedeckt sind, den lebensgroßen Büsten der Wolter und Lewinskys und mit der musterhaften Ordnung macht der Raum einen etwas strengen Eindruck. Man empfindet: hier wird ernst und unentwegt gearbeitet. Doch einen lieblichen Gegensatz bildet der Blick durchs Fenster nach einem hübschen Garten und auf drei frischgepflückte blühende Rosen, die in einer einfachen Glasvase auf dem Schreibtische stehen. Ich möchte noch manche Details festhalten, allein mir bleibt nicht lange Zeit zur Beobachtung, denn schon tritt Meister Sonnenthal mit elastischen Schritten zur Thüre herein, begrüßt mich herzlich mit dem „weichen Ton seiner Stimme, die sich ans Herz legt und unwiderstehlich ist", und nach wenigen Minuten sitzen wir gemütlich einander gegenüber. Er kommt liebenswürdig meinem Inquisitoramte auf halbem Wege entgegen, indem er scherzend sagt:

„Na, wir sind ja nicht bloß Vergnügens halber hier beisammen, nicht wahr? Also, liebste Freundin, hier stehe ich, nun kann ich nicht mehr anders — was wollen Sie von mir wissen?"

„Meine erste Frage, verehrter Meister, gilt dem Realismus in der Kunst und wie Sie darüber denken." —

„Realismus! ja, ja!" sprach Sonnenthal im tiefsten Brustton, mit leise ironischer Färbung. „Realismus in der Litteratur und Schauspielkunst! Ich kenne das! Ich mußte über dies Thema schon mehrmals Rede stehen, und ich muß Ihnen gestehen, daß ich mit meiner Ansicht jedesmal in die Pfanne gehauen wurde. Aber ich kann doch nur behaupten und wiederholen, was meine ehrliche Ueberzeugung ist. Was die Berliner übrigens als neue Entdeckung proklamieren, ist in Wirklichkeit die älteste Geschichte. Für mich giebt es keinen neuen, keinen

neuentdeckten Realismus, keinen, den wir nicht schon in den ältesten Stücken auch gehabt hätten. Oder ist etwa Hebbels ‚Maria und Magdalena‘ kein realistisches Stück? Werden da nicht die stärksten Dinge gesagt? Aber wie werden sie gesagt? So, daß der ethische, idealistische Zug die Oberhand behält. Die Schauspielkunst ohne Realismus ist ja ganz und gar undenkbar. Und wir — im Burgtheater — haben nie etwas andres angestrebt, als einfach, natürlich realistisch darzustellen. Freilich haben wir es vermieden, uns nach der heute herrschenden, sicherlich vorübergehenden Mode zu bilden. Die Virtuosität des Häßlichen, Abstoßenden, des Trost- und Hoffnungslosen hat im Burgtheater keine Pflege gefunden. Das Theater soll eine Bildungsstätte, aber keine Anstalt für Nerven- und Gemütskranke sein — um nicht noch Schlimmeres zu sagen. Die modernen Realisten mit ihrer neuentdeckten Kunstrichtung pochen darauf und halten es für ein großes Verdienst, daß sie die schreiende Wahrheit auf ihr Panier geschrieben haben, die häßliche, grauenerregende Wahrheit, die im gemeinen Leben ja wirklich vorhanden, aber keineswegs die Aufgabe der Kunst ist. Die Kunst ist nicht die Sklavin des Häßlichen. Kunst ohne Schönheit, ohne Adel, ohne sittliche Erhebung ist für mich keine Kunst. Ich habe das einmal einer Freundin ins Stammbuch geschrieben:

‚Wahr allein kann unschön sein,
Wahr und schön ist wahrhaft schön!‘ —

„(Wie traurig wäre es um die Kunst und ihre Aufgabe bestellt, wenn sie immer wieder bloß das gemeine Leben photographisch wiedergeben wollte, ohne Ausgang nach reinerer, höherer Sphäre, ohne Trost und Hinweis auf eine ethisch schöne Erhebung?!)

„Und mögen die Häßlichkeitsrealisten heute scheinbar noch so große Triumphe feiern — eines wird ihnen niemals gelingen, die Jugend werden sie damit nicht erobern! Kein Professor der Litteratur wird den modernen Realismus als Ideal ins Herz der Jugend pflanzen. Und was wäre die Jugend, was das ganze Leben ohne die reine Flamme der Begeisterung! — Sie sehen, ich bin ein unverbesserlicher Idealist, und die augenblickliche Bewegung halte ich für nichts weiter, als für einen Uebergang. — Der beste Beweis für meine Behauptung ist der große Erfolg des ‚Meisters von Palmyra‘, ein Stück idealistischer Faktur, welches — man höre und staune! — in der Epoche von Klein-Eyolf, Hedda Gabler und Baumeister Solneß ein Kassenstück geworden ist!“ —

„Diese Stücke also erscheinen Ihnen nicht idealistisch?“ warf ich ein.

„Warum soll ich es Ihnen verhehlen? Ich verstehe sie nicht! Interessante, aufreizende Rätselfragen und ihre mühselige Lösung sind nicht die Aufgaben der Bühnenkunst. Was ich gar nicht verstehe, kann, wenn es noch so tiefsinnig, noch so geistreich erscheint, nicht auf mich wirken, und ich meine, ebenso wie mir, muß es dem Publikum ergehen. Ich möchte sie einmal zählen, jene Wissenden, die über diese Stücke ganz klaren Aufschluß zu geben vermöchten. Aber darum dürfen Sie mich nicht für einen Ibsen-Verächter, für einen Unmodernen halten.

‚Nora', ‚Die Wildente', ‚Volksfeind', ‚Das Fest auf Solhaug' halte ich für bedeutende Dichterwerke. Es sind rein menschliche, tiefsinnige, aber allgemein verständliche Vorgänge, die bei aller Fremdartigkeit unser feinstes Empfinden auslösen."

„Und wie denken Sie über die andern Modernen, über Sudermann, Schnitzler, Fulda und Gerhart Hauptmann?"

„Sudermann ist ein starkes Talent, Schnitzler entschieden dichterisch begabt, Fulda ein feiner, gepflegter Geist mit einem pikanten Einschlag von französischem Witz und Finesse. Für einen wahren Dichter halte ich Hauptmann. Er hat den bedeutendsten Weg gemacht. Anfangs ganz in die philosophierende Art Ibsens eingesponnen, hat ihn sein Dichtergeist doch bald wieder zur kastalischen Quelle zurückgeführt. ‚Die versunkene Glocke' mit ihren entzückenden Naturlauten, ihrer reinen Naturanbetung halte ich für eine der schönsten Dichtungen."

„Und ‚Fuhrmann Henschel'?"

Sonnenthal lächelte.

„Da muß ich Ihnen etwas Merkwürdiges erzählen. Als der ‚Fuhrmann Henschel' am Burgtheater vorbereitet wurde, meldete ich mich bei Direktor Schlenther für die Uebernahme der Hauptrolle.

„Ganz verdutzt sah mich Schlenther an.

„‚Sie — Sie — wollen den „Fuhrmann" spielen?' fragte er.

„‚Warum nicht? — Glauben Sie, Herr Direktor, daß ich für den Fuhrmann Henschel einen neuen Stil brauche, einen, den ich erst erlernen müßte? Ich werde die Rolle spielen mit meiner alten Kunst, mit der einzigen, unveränderlichen Kunst — von da heraus!'" — dabei schlug Sonnenthal sich mit der flachen Hand an die Brust — „‚mit dem, was ich seit vierzig Jahren am Burgtheater gelernt habe!' — Weil es ein Fuhrmann ist? Darum wurzeln in dem gemeinen Manne doch reine und feine Empfindungen, die ich trachten werde herauszuarbeiten. Und wenn ich einen verkommenen Straßenkehrer zu spielen habe, so werde ich in seiner Seele nach den tiefverborgensten ethischen Regungen suchen und sie hoffentlich auch finden. Auf die Prämisse, auf die Absicht kommt es an, — auf den Stil! Man kann alles groß und klein, erhaben und lächerlich gestalten, durch die Art und Weise — durch den Stil! Sehen Sie, der ‚Hamlet' ist ja ein ziemlich gut gemachtes Stück, und doch hat vor mehreren Jahren ein gar nicht unbedeutender deutscher Schauspieler durch schlechten Stil etwas Entsetzliches daraus gemacht, so daß, als nach der Vorstellung im Burgtheater Erzherzog Karl Ludwig mich um meine Meinung über die Leistung fragte, ich unwillkürlich folgendes Epigramm darauf machte: ‚Kaiserliche Hoheit,' sagte ich, ‚wenn der Held des Stückes statt Hamlet beispielsweise Max hieße und das Stück statt von Shakespeare von Oskar Blumenthal in Versen geschrieben wäre, dann hätte der Schauspieler die Rolle famos dargestellt!' —

„Ja, ja!" fuhr Sonnenthal sinnend fort, „der Stilunterschied, die Stilempfindung ist alles. Denn sehen Sie, ich spiele heute den ‚Tellheim' in ‚Minna von Barnhelm', eine rein konversationelle Rolle, nicht wahr? Und morgen

spiele ich den ‚Attaché‘ — wieder eine konversationelle Rolle! Aber liegen nicht Welten zwischen den beiden Rollen? Tellheim trägt Puderperücke und Zopf. Muß ich ihn nicht durchaus die Zopfsprache sprechen lassen, ihm seinen erbeigentümlichen Stil geben?“ —

„Ihre Bemerkungen, verehrter Meister, verleiten mich zu einer neuen, dringenden Frage, wie Sie über die Kunst ausländischer Schauspieler denken?“

„Die Antwort ist nicht so einfach. Der Begriff Kunst ist überhaupt nicht so leicht zu definieren. Eine Linie zu viel oder zu wenig — und es ist nicht mehr Kunst. Unsre Kunstanschauungen entstehen und wachsen mit uns, sie wurzeln in unserm Heimatgefühl, unsrer Erziehung, unsern intimsten Gewohnheiten. Denn jegliche Kunst hängt aufs engste zusammen mit Nationalität, Sprache, Volkstemperament und Geschmacksempfindung. Eine ganze Musterkarte von streng gesonderten Stilarten wird sich da ergeben. Um Ihnen ein kleines Beispiel zu geben: Vor mehreren Jahren sandte mir Salvini eine junge Italienerin, die er für sehr begabt hielt, und die sich der deutschen Bühne widmen wollte. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welch unmöglicher Betonung mir die wirklich talentvolle Novize den Monolog aus der Jungfrau von Orleans deklamierte! Wo hätte ich da korrigieren sollen? Es war mir klar, daß die junge Dame durchaus aus ihrem italienischen Stilgefühle heraus sprach und meine deutsche Kritik wohl gar nicht verstanden hätte. Selbst der Hamlet Salvinis, den ich als Künstler gar nicht hoch genug stellen kann, ist kein Shakespeare. Für uns Deutsche ist es schon unfaßbar, daß Salvini den Hekuba-Monolog wegläßt. Die Leistung wurde schon dadurch für uns etwas ganz andres, Fremdes. Bloß die Komödienscene war herrlich, vollendet! — Ich wurde durch Salvini selbst veranlaßt, ihm meine Meinung über seinen Hamlet sans gêne auszusprechen. Denn sehen Sie, ich bin kein Kritiker, aber meine Kollegen wissen, daß ich objektiv, ehrlich und aufrichtig bin. Wenn ich durch eine Leistung nicht wirklich enthusiasmiert werde, dann komme ich aus der Loge nicht auf die Bühne, weil ich einen Künstler mitten in der Aufregung einer neuen Rolle durch kühle oder gar abfällige Kritik nicht kränken will. Dem fremden Gaste gegenüber mußte ich höflicherweise eine Ausnahme machen, und ich besuchte ihn nach dem vierten Akt in seiner Garderobe. Er mußte bemerkt haben, daß ich nicht bedingungslos entzückt sei, aber er bat mich so eindringlich und liebenswürdig, ihm ungescheut meine volle Meinung zu sagen, und hörte mich mit so ernster, beinahe dankbarer Aufmerksamkeit an, daß ich von dem Wesen des hinreißenden Menschen weit mehr entzückt war als von dem Stil seiner Shakespeare-Darstellung.“

„Und wie denken Sie über Rossi?“

„Sie meinen über den Unterschied zwischen den beiden? Rossi mit seinen unglaublichen Virtuosenkünsten wirkte auf mich wie ein tollkühner Cirkusreiter, dessen Produktion mich in fieberhafte Aufregung versetzt. Atemlos verfolge ich ihn. Fällt er? — Bleibt er oben? — Jetzt — jetzt muß er stürzen! Während ich bei Salvini immer das ruhige, breite Ausgenießen einer vollkommenen Kunst-

leistung habe. Der ebenso geistvolle als feinsinnige italienische Gesandte Graf Nigra, dem ich diese Ansicht einst äußerte, erwiderte mir darauf:

„‚Vous avez complètement raison! Chez nous en Italie on dit: Salvini è un artiste, Rossi è un commediante.‘“

„Und die Franzosen?“ fragte ich weiter.

„Oh! Die Franzosen haben mich oft zu schrankenloser Bewunderung hingerissen. Im Lust- und Schauspiel sind sie uns über. Da kommt ihnen ihr Temperament, die Lebhaftigkeit ihres Nationalcharakters, die Eleganz ihrer Sprache und ihr ausgebildetes gesellschaftliches Leben zu statten. Das erzeugt dann einen Glanz, eine Feinheit und ein Spieltempo, wie wir Deutschen es niemals zu erreichen vermögen. Dafür bleiben sie in der Tragödie weiter hinter uns zurück; denn diese ist ausschließlich deutsche Domäne. Die Italiener haben gegen die Franzosen den Vorzug der realistischen Sprache, während die letzteren in ihre unglückseligen Alexandriner eingepfercht sind. Eine neue Epoche der dramatischen Kunst in Frankreich könnte erst wieder entstehen, wenn einer käme wie Talma, der die Perücke wegwarf, um den Römer in eignen Haaren zu spielen.

„Coquelin, der vor acht bis zehn Jahren in Wien war und meine Darstellung das Hamlet sah, empfand mit seltenem Feinsinn den kolossalen Unterschied zwischen deutschem und französischem Drama. Er gratulierte mir zu meiner Leistung und — zu unserm Wiener Publikum. Nach seiner Versicherung wäre Aehnliches in Frankreich unmöglich.“

„Verehrter Meister! Es wäre ebenso wertvoll als interessant, Ihre Ansicht über Mitterwurzer kennen zu lernen!“

„Mitterwurzer? — war einer der genialsten Künstler!“

„Und als Mensch? Man erzählt, er sei ein unangenehmer Kollege gewesen!“

„Das kann ich nicht behaupten! Er war ein Sonderling, war im Verkehr wie in allem — ungleich, sprunghaft, rhapsodisch, hie und da auch etwas zuchtlos, aber wir kannten ihn schon und rechneten mit seiner Individualität. Mir speziell war er wirklich ergeben, glaubte mir unbedingt, hatte eine Art von Respekt vor mir und vertrug aus meinem Munde die schärfste Wahrheit. Charakteristisch vielleicht für uns beide ist eine kleine Episode aus meiner provisorischen Direktionszeit am Burgtheater. Mitterwurzer wollte nach längeren Kreuz- und Querfahrten wieder zu uns kommen und bot sich mir an.

„‚Mit Freuden! — sofort!‘ sagte ich ihm. ‚Sie sind der größte Episodenspieler, den es giebt. Warum soll sich das Burgtheater nicht den Luxus gönnen, für dieses Fach die größte Gage zu bezahlen!‘

„Er war sehr erfreut, drückte mir warm die Hand und meinte:

„‚Sie sind der erste, der mich erkannt hat!‘

„Ich engagierte ihn also für drei Jahre, trotzdem unter den Kollegen und selbst in der Intendanz sich Stimmen gegen ihn erhoben.

„Mitterwurzer ging zu kurzem Gastspiel nach Berlin, kam von dort zurück und besuchte mich im Direktionsbureau. Nun fing er an, mir Aenderungen im

Kontrakt vorzuschlagen: ob er nicht eventuell auch früher — vor der bedungenen Zeit würde austreten können — und so fort.

„Nicht eine Stunde vor den drei Jahren, die wir festgesetzt haben,' antwortete ich ihm sehr bestimmt. ‚Alles oder nichts! Aber wenn Sie wünschen —' Damit zog ich aus der Schreibtischlade den Kontrakt und riß ihn vor seinen Augen mitten durch.

„Als er dann später doch ans Burgtheater kam, verlangte er nach jeder neuen Rolle meine Kritik. Ich wiederhole Ihnen, daß ich keinen geistreicheren, temperamentvolleren und genialeren Episodisten kenne als Mitterwurzer. Sein ‚Hjalmar' in der ‚Wildente', der ‚Keßler' in der ‚Schmetterlingsschlacht', der ‚Röcknitz' in ‚Glück im Winkel', die winzige Rolle in Schnitzlers ‚Liebelei' waren Kabinettstücke. Allerdings konnte er — nach meiner Ansicht — für die große und tiefe Ausgestaltung einer Heldenfigur niemals vollständig genügen. Dafür fehlte ihm die innere Ruhe, das große Aufbauvermögen, dafür war er zu viel Bohème. Als er nun zum erstenmal den ‚Shylock' spielte, war ich geradezu entsetzt. Aus diesem Grunde unterließ ich es, ihn während der Vorstellung aufzusuchen. Am nächsten Morgen — ich lag noch zu Bette — stürmte Mitterwurzer zu mir herein.

„‚Sie sind gestern nicht auf die Bühne gekommen', rief er lebhaft, ‚mein „Shylock" hat Ihnen nicht gefallen, nicht wahr?'

„‚Aufrichtig gestanden — nein! Ganz und gar nicht! Sagen Sie mir um Gottes willen, lieber Freund, wo in aller Welt haben Sie jemals solch einen Menschen gesehen wie Ihren Shylock?'

„‚Wo?' erwiderte er lachend. ‚Drei Wochen lang habe ich täglich auf dem Salzgries [1]) die ernstesten Studien gemacht.'

„Er hatte aus dem Shylock ein Virtuosenstückchen gemacht!" — —

„Das ist jetzt halb und halb Mode geworden, lieber Meister," meinte ich, „wenn schon die Damen den ‚Hamlet' . . ."

„Sie sind sehr nachsichtig, liebste Freundin, wenn Sie das ein Virtuosenstück nennen. Geben Sie ihm den rechten Namen: Clownstück! Produktionen, die jedem ästhetischen Menschen und Künstler gegen die Natur, gegen Gefühl und Geschmack gehen. C'est plus qu'un crime, c'est une faute! Ich brächte es nicht fertig, mir die Sarah Bernhardt oder die Sandrock als ‚Hamlet' anzusehen. Mir wäre immer zu Mute, als würde hier über meinen Garten ein Seil gespannt und irgend ein waghalsiger Trapezkünstler spazierte da von einem Ende zum andern. Gott bewahre uns davor, daß dieser Stil Schule machte! Sonst müßte ich ja nächstens — um modern zu werden — die ‚Medea' spielen!" —

„Ich möchte noch so gerne . . ."

„Was denn?" lächelte Sonnenthal gütig.

„Etwas über Ihre letzte amerikanische Tournee erfahren."

---

[1]) Straße in Wien, wo die Handelsjuden ihre Geschäfte betreiben.

„Oho! Da war ich auch so eine Art von Virtuose. Denken Sie sich! Ich habe in zwanzig Tagen sechsundzwanzigmal gespielt!“

„Wie haben Sie das möglich gemacht?“ rief ich überrascht aus. „Hat Sie das nicht furchtbar angestrengt?“

„Gar nicht!“ erwiderte Sonnenthal heiter. „In Amerika ist alles möglich! Man reist dort mit so vollkommenem Komfort, die Maßnahmen sind so vortrefflich, alles so glatt, so pünktlich, daß man wirklich leicht arbeitet. Ich kam zu jeder Probe, zu jeder Vorstellung so frisch und ausgeruht, daß Direktor Conried selbst einmal lachend versicherte:

„‚Siehst du, Adolf, ich hatte wirklich die ehrliche Absicht, dich — umzubringen, aber es ist mir nicht gelungen!‘“

„Und wie ist das amerikanische Publikum? Mußten Sie dem irgendwelche Konzessionen machen?“

„Konzessionen? Das könnte ich gar nicht! Ich spiele überhaupt nie anders als vor dem Burgtheaterpublikum.“

„Aber in Amerika wird doch vorher so kolossale Reklame gemacht?“

„Das ist allerdings wahr! Und weil Sie mich daran mahnen, will ich Ihnen ein kleines Souvenir an meine amerikanische Tournee schenken.“

Aus dem Nebenzimmer brachte Sonnenthal eine Papierrolle, die entfaltet eine lebensgroße, wohlgetroffene Chromotypie von Sonnenthal in der Rolle „Nathan des Weisen“ zeigte.

„Von diesem Bilde wurden drüben sechzigtausend Exemplare plakatiert, um auf mein Gastspiel aufmerksam zu machen. Man irrt sich jedoch, wenn man glaubt, daß solch großartige Reklame weiter reicht, als bis zur ersten Vorstellung. Wehe dem Künstler, der da nicht entspricht. Alle Reklamekunststücke können ihm nicht mehr helfen. Gefällt er aber nur halbwegs, dann macht jeder einzelne Theaterbesucher für ihn Reklame.“

In diesem Augenblick ließ uns die Tochter Sonnenthals, Fräulein Hermine, die geistige Genossin ihres Vaters, zum Thee bitten. Nun bekam ich die schönen, geschmackvollen Gesellschaftsräume zu sehen und bewunderte vor allem das entzückende Porträt des jungen Sonnenthal aus dem Jahre 1859 von Leopold Horovitz. Mich frappierte der gleiche sinnlich schöne und geistig feine Stil, der wie ein gemeinsamer Zug zwischen der Persönlichkeit des jungen Sonnenthal und der Malweise des jungen Horovitz vorherrscht. In demselben Salon befinden sich Bilder des Künstlers als „Hamlet“ und „Wallenstein“. Diesen gegenüber grüßen die Charakterköpfe von Ludwig Löwe, Laroche und von Amalie Haizinger.

„Wollen Sie das Allerheiligste sehen — die Synagoge?“ scherzte Sonnenthal, und er öffnete einen schön stilisierten Wandschrank, der die Ehrengaben für den Meister aus aller Herren Länder — verbirgt. Ein ganzer Gold- und Silberschatz, gleißende Lorbeerkränze, mächtige Metkrüge, Becher, Tabletten, mit Edelsteinen und Devisen geschmückt, wie sie namentlich das heilige Rußland seinen Lieblingen gerne schenkt, und eine fabelhafte Toilettengarnitur aus schwerem

Golde, welche Amerika gespendet hat. Ein bewunderndes Wort, das ich dem Meister über das, was er um so viel wertvoller und unvergänglicher der Welt geschenkt, sagen wollte, schnitt er lächelnd ab.

„Nun, Sie haben mich heute ordentlich zum Schwatzen gebracht!“ sagte er, mit dem Finger drohend. „Sind Sie zufrieden?“

„Ich bin dankbar!“ beeilte ich mich zu antworten. „Aber zufrieden — zufrieden bin ich noch lange nicht — denn es gäbe noch so vieles — — —“

„Und doch,“ warf Fräulein Hermine ein, „können Sie wirklich zufrieden sein. Es ist nicht leicht, aus dem Hause Sonnenthal etwas zu erfahren. So viel, wie Ihnen, hat Papa nicht einmal mir erzählt!“

„Sehen Sie! Meine Tochter macht mir Vorwürfe, und sie hat recht! Darum adieu! Und auf Wiedersehen! Aber ohne Interview, nicht wahr?“

*

Das Interview hatte doch noch eine kleine Fortsetzung, die ich Sonnenthals liebenswürdiger Tochter verdanke. Auf meine Bitte sandte sie mir eine Sammlung von Briefen, aus welchen ich hier zur besonderen Erheiterung einige Stichproben folgen lasse. Der Leser wird daraus ersehen, daß ein so großer Künstler und guter Mensch, wie Sonnenthal, außer allen seinen sonstigen Vorzügen auch noch eine Lammsgeduld und übermenschliche Menschenfreundlichkeit besitzen muß, wenn er nach solchen Absurditäten und Zumutungen nicht verzweifeln soll:

Eine aufrichtige Verehrerin verlangt anonym von Sonnenthal — einen Blumentisch mit selbstthätiger Fontäne und meint sehr weise, er habe gewiß schon „von so etwas“ gehört. Für ihn sei die Sache bloß eine Kleinigkeit, aber für sie selbst bedeute der Besitz einer solchen Fontäne die höchste Lebensfreude. Als Nachschrift folgt die bescheidene Bemerkung: „Am liebsten wäre mir der Blumentisch ganz vergoldet.“

Ein junger Schwärmer schreibt: „Wenn Euer Hochwohlgeboren wüßten, wie ich Sie verehre, würden Sie es bezweifeln!“

Ein zweiter beschwört Sonnenthal, seinen unter dem verehrenden Publikum so oft besprochenen Hochmut auch ihm gegenüber, der nur ein Wurm sei, geltend zu machen. „Nicht ich,“ so schließt er, „sondern meiner Seele Drang wagt den Sprung zum Gott der Künste und bittet um ein Gratisbillet ins Burgtheater.“

Ein Berliner Hotelportier erinnert den Künstler daran, daß er ihm vor 25 bis 26 Jahren einen — Cylinderhut geschenkt habe, den er jahrelang getragen habe. „Aber,“ schließt er philosophisch, „wie alles vergänglich, so auch er! Deshalb wende ich mich an das liebe, gute Herz, das Herr Sonnenthal ‚zurzeit‘ hatten, und bitte wieder um einen so schönen Cylinderhut. Nicht aus Uebermut thue ich das — Gott bewahre! sondern aus Stolz. Bitte — bitte!“

Lustig ist auch folgender Vierzeiler:

„Nathan der Weise entzückte mich,
Wallenstein machte mich paff!
Drum bitt ich' Herrn von Sonnenthal
Gütigst um ein Autograph.“

Eine Verehrerin weint noch jetzt bittere Thränen über Sonnenthals gesalbte Worte, eine andre bettelt um ein Bildnis des Künstlers, „auch wenn es klein und alt ist und ein paar Flecken hat“, eine dritte verlangt, da sie darum gewettet habe, von Sonnenthal eine prägnante Schilderung des Glücks. Ein junger Mann unterschreibt sich „Ihr gnädigster Gönner und Verehrer!“ Ein Kunstschwärmer will Schauspieler werden, da er jedoch Tapezierer sei und für das Studium kein Geld habe, bittet er Sonnenthal „untergnädigst“ — (wohl statt unterthänigst) —, ihn wenigstens als Bedienten oder Hausknecht zu sich zu nehmen, damit er auf diese Art die Schauspielkunst bei ihm erlernen könne.

Ein junger Straßburger wird durch die „wirkliche Begabung“ Sonnenthals und den „Realismus, den er zur Sache verwendet“, ganz hingerissen.

Ein ungarischer Provinzbewohner verlangt, Sonnenthal soll in Wien zwei Schauspieler ausforschen, die ihm mit neunzig Gulden durchgebrannt sind, und verspricht, daß er, wenn ihm die Adresse verschafft würde, „die Halbschait (Hälfte) der Summa an Herrn von Sonnenthal riskiert!!“

Den Beschluß mache das Briefchen eines ehrsamen Wirtes in Sebenstein.

Herrn Adolf Sonnendhal, Gomiker,

Wien.

Gehrter Herr Sonnendhal

Ich habe von den Wiener Herrenleiten gehört, daß Sie ein guter Folkssänger und auch Gomiker sind und da möchte ich sie bitten auch einen Abend bei mir zu spilen ich bezale 4 fl. und freies Gwartier und Kost. Es ist in 14 Täge Kirtag. Achtungfol

Wirth Hausleitner

Seebenstein.

Papsttum und Inquisition.

Von

Graf Paul v. Hoensbroech.

Kaum einen geschichtlichen Begriff giebt es, an den sich Unwahrheit und Fälschung so überwuchernd angesetzt haben, wie an den Begriff Inquisition.

Der ultramontanen Geschichtsklitterung ist es gelungen, die Wahrheit über die Inquisition derartig zu entstellen, daß selbst hochgebildete Katholiken, optima fide, in der Inquisition eine berechtigte religiöse Einrichtung erblicken, und daß hochgebildete Nichtkatholiken, pessima scientia, diese Entstellung der geschichtlichen Wahrheit schweigend, ja selbst kopfnickend hinnehmen.

Noch am 2. März 1896 erklärte der Zentrumsabgeordnete Freiherr Felix v. Loë im preußischen Abgeordnetenhause: „Die eine, die spanische Inquisition war eine staatliche Institution, welche staatlich handelte und staatliche, materielle Strafen an Leib und Gut verhängte. Diese Inquisition, meine Herren, ist von der katholischen Kirche nie gebilligt, sondern mißbilligt worden. Eine andre Inquisition, meine Herren, ist diejenige, welche die Päpste ins Leben gerufen haben in Rom. Der Kirche, und vornehmlich dem Papste als Oberhaupt der Kirche, liegt die Aufgabe ob, den ihr von Christus anvertrauten Glaubensschatz treu zu hüten, und deshalb haben Papst und Kirche die Aufgabe, die Erscheinungen im Leben nach allen Richtungen hin zu beobachten, und damit das geschehe, haben die Päpste eine Inquisition ins Leben gerufen, welche aber nicht mit leiblichen Strafen, mit Strafen an Geld und Gut verfährt, sondern höchstens kirchliche, geistliche Zensuren verhängt. Meine Herren, Sie werden einsehen, daß das ganz etwas Notwendiges ist. Das ist eine Kongregation, wie manche andre Kongregationen in Rom, die Kongregation der Riten, der Breven und so weiter. Es ist eine Kommission, um diese Fragen zu untersuchen, deren Resultate aber immer der Genehmigung des Papstes unterstehen." (Stenographischer Bericht.)

Ein wahrer Rattenkönig von geschichtlichen Unwahrheiten sind diese Sätze! Aber das preußische Abgeordnetenhaus, die crême de la crême unsrer Bildung, ließ sie ohne Widerspruch ins Land gehen.

Die Inquisition ist eine der trübsten menschlichen Verirrungen, die die gesamte Menschengeschichte aufweist. In und durch die Inquisition hat das Papsttum viele Jahrhunderte hindurch sozial und kulturell unter den Völkern so gewirkt, daß es durch diese Wirksamkeit den schlagendsten Beweis seiner Nichtgöttlichkeit eigenhändig in die Geschichtsblätter eingeschrieben hat. Die „Statthalter Christi" haben sich als Schöpfer und Leiter der Inquisition durch einen Strom von Menschenblut und durch ein Meer von Feuer unüberbrückbar getrennt von Christus und seinem Christentum.

Man spricht von einer bischöflichen Inquisition und von einer Mönchsinquisition, von einer römischen und von einer spanischen Inquisition. Thatsächlich hat es nur eine Inquisition gegeben, die päpstliche.

Der Papst war ihr Oberherr, mochte sie in Rom oder in Spanien wirken; der Papst war ihr Oberherr, mochten die Bischöfe oder die großen Mönchsorden (Dominikaner und Franziskaner) ihre unmittelbaren Handlanger sein.

Diese unzweifelhafte geschichtliche Wahrheit spricht klar und deutlich der berühmte spanische Inquisitor, der Dominikanerprior Nikolaus Eymeric, in seinem „Handbuche" aus: „Der Inquisitor ist ein vom apostolischen Stuhl in Sachen des Glaubens bestellter Richter" (Director. Inquisit. p. III, qu. 3). Eymeric hat mit diesen Worten übrigens nur das wiederholt, was die Päpste selbst fort und fort einschärften; so Innocenz IV., Alexander IV., Gregor XI., Bonifaz XI. und so weiter (Potthast, Reg. R. P. 11 993, 13 057, 14 584, 15 268, 17 991). In allen diesen Bullen heißt es fast gleichlautend:

„Euch (Inquisitoren) ist dies Amt unmittelbar von diesem apostolischen Stuhl übertragen worden.“

Die Inquisition war also nicht das Werk einzelner Päpste, sondern sie war eine systematische Einrichtung des Papsttums, des „apostolischen Stuhles“.

Bei Beurteilung der Verantwortung, die das Papsttum trifft für die von seinen Inquisitoren begangenen Greuel, und bei Abwägung der Folgen, die aus diesen systematisch verübten Greuelthaten gezogen werden müssen, in Bezug auf den Anspruch des Papsttums, göttlichen Ursprunges und göttlicher Wirksamkeit zu sein, ist diese Thatsache von entscheidendem Gewicht. Entscheidend für die Zumessung dieser Verantwortung ist auch die andre Thatsache, daß die Inquisition sehr bald fast ausschließlich Mönchsinquisition wurde, indem sie dem Dominikaner- und Franziskanerorden zufiel, das heißt religiösen Genossenschaften, die in ganz besonderer Weise unter dem Gehorsam des Papstes als ihres unmittelbaren Oberhauptes stehen, dessen kleinster Wink ihr Thun und Lassen bestimmt.

Was den päpstlichen Charakter der spanischen Inquisition angeht, deren Thaten man aus dem Schuldbuche des Papsttums besonders gerne streichen möchte, muß es hier genügen, die Worte Sixtus' V. aus seiner Bulle „Immensa aeterni Dei“ vom 22. Januar 1588 anzuführen: „Es ist unsre Absicht, daß in der heiligen Inquisition der spanischen Länder und Herrschaften, die durch die Vollmacht des päpstlichen Stuhles eingesetzt worden ist, und durch die wir auf dem Acker des Herrn täglich reichliche Früchte zeitigen sehen, ohne unser oder unsrer Nachfolger Wissen nichts geändert werde“ (Magn. Bullar. Rom. Ed. Cherubini II, 668).[1])

Von diesen „Früchten auf dem Acker des Herrn, durch die Inquisition gezeitigt“, kann ich nur einige wenige vorführen. Was ich hier biete, sind gleichsam nur geschichtliche Augenblicksbilder. Man verhundert- und vertausendfache ihre Zahl, man verteile sie auf alle zivilisierten Länder des Mittelalters, und das geschichtliche Gesamtbild ist annähernd fertig.[2])

Der päpstliche Dominikaner-Inquisitor Wilhelm Pelisso, aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, hat in seiner „Chronik“ ein anschauliches Bild von der Thätigkeit der „heiligen Inquisition“ in Südfrankreich entworfen. Einige Züge dieses furchtbaren Bildes: „Zum Ruhme und Lobe Gottes und der seligsten Jungfrau Maria und der ganzen himmlischen Heerschar will ich einiges aufzeichnen, das der Herr in der Gegend von Toulouse gewirkt

---

[1]) Ueber den kirchlich-päpstlichen Charakter der spanischen Inquisition reden die geschichtlichen Thatsachen eine so unmißverständliche Sprache, daß selbst der im übrigen maßlos oberflächlich und parteiisch-unwahrhaftig zusammengeschriebene Aufsatz „Inquisition“ im „Staatslexikon“ der ultramontanen „Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland“ eingestehen muß: „der vorherrschend kirchliche Charakter der spanischen Inquisition läßt sich heute kaum mehr in Zweifel ziehen“ (III, 434).

[2]) Eine erschöpfende Darstellung über „Papsttum und Inquisition“ werde ich in einem Werke geben, das die soziale und kulturelle Wirksamkeit des Papsttums seit dem Jahr 1000 behandelt, und dessen erster Band druckfertig ist.

hat durch die Brüder des Predigerordens [Dominikaner] und auf die Bitten des heiligen Dominikus. Damals starb ein Ketzer Namens Galvannus. Das entging dem Magister Rolandus [dem päpstlichen Inquisitor] nicht. Er rief die Dominikaner, den Klerus und das Volk zusammen; sie gingen in das Haus, wo der Ketzer gestorben war, zerstörten es von Grund aus und machten es zu einer Dungstätte. Den Galvannus gruben sie aus, schleppten seinen Leichnam durch die Stadt und verbrannten ihn. Das ist geschehen im Jahre 1231 zur Ehre unsers Herrn Jesu Christi und der römischen und katholischen Kirche, unsrer Mutter."

„Die Inquisitoren Bruder Petrus Cellani und Bruder Wilhelm Arnaldi [beide waren Dominikaner] ließen in Montemsegurum [heute Montsegur] den Ketzer Johannes da Garda mit zweihundertundzehn andern Ketzern verbrennen. Der Bruder Pontius de Santo Egidio, Prior des Dominikanerkonvents zu Toulouse, ließ den Handwerker Sancerius vorfordern. Er leugnete seine Ketzerei; aber der Prior und die Brüder verurteilten ihn. Er wurde zum Scheiterhaufen geführt und verbrannt."

„Im Jahre 1234 wurde die Heiligsprechung unsers heiligen Vaters Dominikus in Toulouse verkündet. Der Bischof Raimundus von Miromonte feierte die Messe im Dominikanerkloster. Nachdem der Gottesdienst fromm und feierlich beendet war, wuschen sie sich die Hände, um im Speisesaal zu speisen. Da kam, durch göttliche Fügung und wegen der Verdienste des heiligen Dominikus, dessen Fest man feierte, einer aus der Stadt und meldete, daß einige Ketzer zu einer kranken Ketzerin gegangen seien. Sogleich gingen der Bischof und die Dominikaner dorthin. Der Bischof entlockte der Kranken mit vieler Vorsicht ein Bekenntnis ihres Glaubens. Dann sagte er: ‚Du bist eine Ketzerin, was du bekennst, ist ketzerisch. Ich, der Bischof von Toulouse, ermahne dich, den römisch-katholischen Glauben anzunehmen.' Aber er richtete nichts aus. Da verurteilte er sie in Kraft Jesu Christi als Ketzerin. Er ließ sie mit dem Bett, in dem sie lag, zum Scheiterhaufen tragen und sofort verbrennen. Nachdem dies geschehen, gingen der Bischof und die Brüder [die Dominikaner] zurück in den Speisesaal, und was dort bereitet war, aßen sie mit großer Fröhlichkeit, Dank sagend Gott und dem heiligen Dominikus, zur Erhöhung des Glaubens und zur Niederwerfung der Ketzer." (Biblioth. Carcass. n. 6449, bei Molinier, De Guillelmo Pelisso, Paris 1880.)

Der von Papst Gregor XI. entsandte Inquisitor Borelli schlachtete in den Alpenthälern Savoyens und der Dauphiné die Waldenser zu Hunderten. Am 22. März 1393 hatten Stadt und Kirche von Embrun ihr Festgewand angelegt. Welches Fest galt es zu feiern? Achtzig Waldenser aus den Thälern von Freyssiniere und Argentiere und einhundertundfünfzig Waldenser von Vallouise wurden zum Feuertode verurteilt. Hundert Jahre später drang der Kardinal-Legat des Papstes Innocenz VIII., Albert, nochmals in das Thal Vallouise ein. Die Waldenser hatten sich in eine Höhle des Berges Pelvoux geflüchtet. Der Vertreter des „Statthalters Christi" ließ am Eingang der Höhle

Feuer anzünden, und dreitausend Menschen, Männer, Weiber, Kinder und Greise, kamen teils durch Feuer und Rauch, teils durch das Schwert um. Die Hälfte der Gesamtbevölkerung dieser Alpenthäler wurde vernichtet (Mouston, Histoire des Vaudois du Piémont, I, 58, 65 ff.).

Der von Innocenz III. ins Werk gesetzte und von seinen Legaten geführte Vernichtungskrieg gegen die Albigenser erreichte seinen blutigen Höhepunkt in der Einnahme von Beziers im Juli 1209. Da man nicht wußte, wer von den Bewohnern ketzerisch, wer rechtgläubig war, so ließ der päpstliche Legat mit dem cynischen Worte: „Tötet sie alle, Gott wird die Seinen zu unterscheiden wissen," alle hinschlachten. Zwanzigtausend Menschen fielen dort dem religiösen Fanatismus zum Opfer. In der Kirche Maria Magdalena mordete man siebentausend (Tanon, Histoire des tribunaux de l'Inquisition en France, Paris 1893, Seite 26 ff.).

Ueber die Thätigkeit des päpstlichen Inquisitors Konrad von Marburg, des „heiligmäßigen" Beichtvaters der Elisabeth von Thüringen, berichten die Annales Wormatienses: „Im Jahre 1214 fing Bruder Konrad an zu predigen, und welche Ketzer er immer wollte, ließ er in ganz Deutschland verbrennen" (M. G. S. S. 17, 75). Besonders heftig wütete Konrad am Mittelrhein: „Erstaunlich ist es, schreiben die Annales Colonienses maximi, daß in diesen Zeiten das Feuer so sehr gegen das Menschengeschlecht erstarkte. Eine ungezählte Zahl von Menschen ging in Deutschland auf den Scheiterhaufen zu Grunde" (M. G. S. S. 17, 843). Auch die Gesta Trevirorum sprechen von der „ungeheuern Menge von Menschen beiderlei Geschlechts", die in den Flammen umkamen (M. G. S. S. 24, 402). Wer vor Magister Konrad einmal angeklagt war, hatte entweder zu bekennen, er sei ein Ketzer und habe den Teufel in Gestalt einer Kröte (!) geküßt, oder er wurde verbrannt (vergl. Kaltner, a. a. O., S. 149).

Und diesem Unmenschen schrieb Gregor IX. am 11. Oktober 1231: „Wir lobpreisen den Schöpfer, der seine Gnadengaben an Dir zahlreich gemacht hat. Er gab Dir Gelegenheit, Deinen frommen Willen in Werken zu bethätigen, die ihm gefallen. Glorreiches wird von Dir erzählt, und wir freuen uns Deiner Fortschritte" (Kuchenbecker, Analecta III, 73).

Ob Konrad unmittelbar beteiligt war an der Massenverbrennung von Ketzern zu Straßburg im Jahre 1223, steht nicht ganz fest. Dreiundzwanzig Frauen, zwölf Priester und viele Adelige wurden dort auf einem Riesenscheiterhaufen durch die Inquisitoren verbrannt (Kaltner, Konrad von Marburg, Prag 1882, Seite 45).

Die Inschrift am Inquisitionsgebäude von Sevilla lautete: „Im Jahre des Herrn 1481, unter dem Pontifikate Sixtus' IV. und unter der Herrschaft Ferdinands und Isabellas, nahm hier die heilige Inquisition ihren Anfang. Bis zum Jahre 1524 haben hier mehr als zwanzigtausend Ketzer ihr scheußliches Verbrechen abgeschworen; fast eintausend hartnäckige Ketzer sind hier dem Feuer überliefert worden unter Billigung und Gutheißung (annuentibus et faventibus) der Päpste Innocenz VIII., Alexander IV., Pius III.,

Julius II., Leo X., Adrian VI., Klemens VII. Der Licentiat de la Cueva hat, auf Befehl und auf Kosten des Kaisers unsers Herrn [Karl V.], diese Inschrift anbringen lassen, die verfaßt ist von Diego von Cortegano im Jahre 1524“ (Llorente, Histoire de l’Inquisition en Espagne, I, 274).

Also in dreiundvierzig Jahren tausend verbrannt! Und das nur in dem Inquisitionssprengel von Sevilla! In einem Bezirk Jahr für Jahr dreißig Menschen verbrannt, und so mehr als ein Menschenalter hindurch regelmäßig fortgefahren! Und wie viele Opfer zählte man in Cordova, Jaen, Toledo, Valladolid, Calahorra, Murcia, Cuenca, Saragossa, Santiago, Valencia, Madrid? Denn in all diesen Städten war die Inquisition zur gleichen Zeit auch eifrig an der Arbeit.

Solche Massenbrände erheischten besondere Vorkehrungen. So war zum Beispiel außerhalb der Stadt Sevilla auf dem Platze Tablada ein Riesenschafott erbaut, das den Namen Quemadero erhielt. Auf ihm wurden aus Ziegelsteinen vier ungefüge, hohle Bildsäulen errichtet, die man „die vier Propheten“ nannte. Innerhalb dieser „vier Propheten“ wurden die Ketzer langsam zu Tode geröstet. Ueberreste dieses Quemadero haben sich bis zu Anfang dieses Jahrhunderts erhalten (Llorente, a. a. O., S. 160).

Welch wüstem Aberglauben die Inquisition bei Ausübung ihres blutigen Handwerks huldigte, geht aus einem Bericht des Bischofs Sandoval von Pampeluna hervor: Zwei Mädchen von neun und elf Jahren gaben sich selbst bei der Inquisition von Navarra als Zauberinnen an; wenn man sie begnadigte, würden sie alle übrigen Hexen zur Anzeige bringen, denn sie könnten die Zauberinnen am linken Auge erkennen! Die Inquisitionsrichter gingen darauf ein. Ein Inquisitor, begleitet von fünfzig Bewaffneten, durchzog mit den beiden Kindern die Gegend. In jedem Orte wurden ihnen die Frauen vorgeführt, und — wie Bischof Sandoval bemerkt — es ergab sich, daß alle von den Kindern Bezeichneten auch wirklich Hexen waren! Sie legten folgendes Geständnis ab: Jeder Frau, die sich ihnen anschließen wollte, wurde ein Mann angewiesen, mit dem sie geschlechtlich verkehren mußte. An einem bestimmten Tage wurde Christus verleugnet; dann erschien der Teufel als schwarzer Bock, den die anwesenden Frauen auf den H . . . . küßten. Nach einer Mahlzeit fand eine allgemeine geschlechtliche Vermischung statt. Darauf bestrichen sich die Teilnehmer mit den Absonderungen von Kröten und Raben und flogen durch die Luft davon, dorthin, wo sie Schaden anrichten wollten! (Sandoval, Histoire de Charles V, C. 16, § 16.) Und auf Grund solcher Verbrechen wurden Ungezählte dem Scheiterhaufen überliefert!

In Rom ließ die Inquisition während der Jahre 1533—1610 einundzwanzig Ketzer verbrennen, darunter einige, wie der venetianische Gesandte an die Signoria berichtet, bei langsamem Feuer: mori nel fuoco a poco a poco con una continua fermezza (Mutinelli, Storia arcana, I, 48, 73, 139. Die ausführlichen Belege für die Thaten der römischen Inquisition sehe man in meinem Buche: Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung, 2. Aufl., S. 145 ff.).

Die Grundsätze, nach denen „die heilige Inquisition“ in Rom verfuhr, die ihre Bluturteile stets in der Kirche Santa Maria sopra Minerva fällte, schildert uns der Jesuit Petra Santa, der Lebensbeschreiber Bellarmins, mit einem Cynismus, der in der Religionsgeschichte wohl beispiellos dasteht: „In Rom werden diejenigen, die in die Ketzerei zurückgefallen sind, zum Tode verurteilt, aber sie werden, falls sie sich bekehren, nicht lebendig verbrannt, sondern erst erdrosselt und dann verbrannt. Wenn sie hartnäckig bleiben, werden sie allerdings lebendig verbrannt; aber das geschieht nicht aus Härte, sondern in der Hoffnung, ihnen die Hartnäckigkeit auszukochen (spe excoquendae ipsorum pertinaciae) und sie durch die Größe der Strafe zum Bekenntnis des wahren Glaubens zu bewegen“ (Notae in Epp. Petri Molinei ad Balzacum, Antwerp. 1634, p. 230). Diese „christlichen“ Grundsätze waren übrigens nicht Sondergrundsätze der römischen Inquisition, sondern Gemeingut der gesamten Inquisition in allen Ländern, wie die verschiedenen Hand- und Lehrbücher der Inquisition, die alle mit kirchlicher Billigung erschienen, beweisen. So lehren die Inquisitoren Eymeric, Pegna, Paramo, Carena, Souza, Diana, die Jesuiten Bellarmin, Delrio, Raynaud u. s. w. u. s. w., und noch vor wenigen Jahren schrieb der Jesuit Grisar kaltblütig die „christlichen“ Worte: „Durch Starrsinnigkeit ihres eignen Willens zogen sich die Unglücklichen [die Ketzer] die Todesstrafe zu“ (Zeitschrift für katholische Theologie 1879, S. 552).[1])

In flüchtigen Strichen habe ich durch Hervorhebung einiger weniger Thatsachen aus verschiedenen Ländern eine Vorstellung von der sozialen und kulturellen Wirksamkeit der päpstlichen Inquisition gegeben. Diese Wirksamkeit, die mehrere Jahrhunderte hindurch gewährt hat, war nach Inhalt und Ausdehnung eine geradezu ungeheure, denn der Scheiterhaufen bildete nur den Schlußakt des vorhergehenden Dramas, bei dem die Folter in ihren abschreckendsten Formen eine Hauptrolle spielte. Von den Scheiterhaufen gingen aus, rückwärts und vorwärts greifend, die Entehrung und Rechtloserklärung der Familien des Gemordeten, die Beschlagnahme seines Vermögens, also die Zerstörung des Wohlstandes von Tausenden friedlicher Heimstätten. Außer auf Verbrennung erkannte die Inquisition auch auf Verbannung Galeere, lebenslänglichen Kerker, Auspeitschung und so weiter, kurz auf Strafen, die schneidend in die sozialen und kulturellen Verhältnisse eingriffen. Und Ungezählte sind im Laufe der Jahrhunderte von diesen Strafen betroffen worden! Und alle Urteile „des heiligen Glaubensgerichtes“ beginnen mit der stehenden Formel: „Im Namen Christi, Gott und seine heiligen Evangelien vor Augen habend“! Welch ein „Christentum“!

Mit anerkennenswerter Offenheit hat der päpstliche Inquisitor Bernhard Guidonis in seiner berühmten Practica Inquisitionis das Wesen und die Thätigkeit der Inquisition klargelegt: „Zweck der Inquisition ist die Zerstörung der

---

[1]) Man weiß, wie feindselig der Ultramontanismus der Feuerbestattung gegenübersteht; sie ist ihm der Gipfel der Unchristlichkeit. Die ultramontane Inquisition hat Tausende von Menschen dem Feuer übergeben: freilich, es waren nur „Ketzer“, die so „bestattet“ wurden. Auch die Geschichte hat ihre Ironie!

Ketzerei; die Ketzerei kann aber nicht zerstört werden, außer durch Vernichtung der Ketzer. Auf zweierlei Weise werden aber die Ketzer vernichtet: erstens, indem sie sich von der Ketzerei zur katholischen Religion zurückwenden; zweitens, indem sie körperlich verbrannt werden" (Practica, Ed. Douais, Paris 1886, p. 217, 218). Nochmals, welch ein „Christentum"!

Die Zahl der Opfer der Inquisition — der Verbannten, Entehrten, Geächteten, Gepeitschten, Eingekerkerten, des Vermögens Beraubten oder Verbrannten — beziffert sich nach Hunderttausenden, wenn nicht nach Millionen. Was diese Zahlen enthalten an Leibes- und Seelenqualen, an Vernichtung menschlichen Glückes, an Zerreißung heiliger Familienbande, an Zerstörung vaterländischen Wohlstandes ist unausdenkbar. Das menschliche Elend, die menschliche Verzweiflung, der menschliche Jammer, durch die päpstlichen Inquisitoren verursacht, sind riesengroß.

Lasse man die Flammen aller in den fünfhundert Jahren des Wirkens der Inquisition entzündeten Scheiterhaufen zusammenschlagen, lasse man das Blut der von der Inquisition hingemordeten Christen zusammenfließen: ein Meer von Feuer, ein Meer von Blut würde entstehen. Und aus diesem Meer würden aufsteigen, schrecklicher als das Heulen eines Sturmwindes, die Schmerzensschreie der Gefolterten, das Todesröcheln der Gemordeten, das Wehklagen der Witwen und Waisen. Wo ist die Einbildungskraft, die das Bild solcher Schrecknisse auch nur annähernd der Wirklichkeit entsprechend zu schildern oder zu zeichnen vermöchte. Wer es aber vermag, muß unter das Bild die Worte des „Statthalters Christi", des Papstes Sixtus V. setzen von den reichlichen Früchten, die durch die Inquisition auf dem Acker des Herrn täglich gezeitigt werden (vergl. oben).

Aber neben diesen Worten des „Statthalters Christi" müssen Christi Worte stehen: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen."

Vom chinesischen Zopfe und dem, was daran hängt.

Von

M. v. Brandt.

Mit den Zöpfen ist es ein eignes Ding. Wenn man denen glauben wollte, die Geschichte schreiben und die glücklicherweise nur selten berufen sind, sie zu machen, so hätte die Morgenröte des neunzehnten Jahrhunderts das Grab des Zopfes beschienen, von dem nur einige wenige Exemplare, wie zum Beispiel der des seligen Bundestages, in stiller Verborgenheit ein beschauliches Leben weitergeführt, bis auch ihnen die Stürme der sechziger Jahre das kümmerliche

Lebenslämpchen ausgeblasen hätten. Greift man aber ins Leben hinein und wendet sich an die Leute, die nicht in den Bibliotheken leben, sondern auf den Straßen und auf dem Markt, im Rathause und in der Gerichtsstube, dann hört man nur zu oft das mit grimmigem oder wehmütigem Achselzucken begleitete Wort „der alte Zopf!“, und man kommt bald zu der Ueberzeugung, daß das viel geschmähte Anhängsel, von dem man vergessen hat, daß es einst auf dem Rücken des größten Herrschers tanzte, den Preußen je gesehen, und auf dem der Grenadiere, auf deren Schultern das Vaterland so sicher ruhte, wie die Welt auf denen des Atlas, wenn es auch äußerlich der Schere zum Opfer gefallen, innerlich desto frischer lebe, blühe und gedeihe.

Da sind die Chinesen zu loben als viel ehrlicher und logischer. Der Zopf, der ihnen hinten hängt, und der für sie nicht das alte Regime, sondern ein neues symbolisiert — was sind nicht ganz drei Jahrhunderte für eine Nation, deren Zivilisation auf einer mehr als dreitausendjährigen Grundlage ruht? —, hat aufgehört, das Sinnbild des Sieges der Mandschuren und der Niederlage der Chinesen zu sein, und wenn die britische Regierung heute, wie das geschehen ist, von den in ihren Kolonien geborenen oder naturalisierten Chinesen verlangt, daß sie sich, wenn sie in China reisen wollen, die Zöpfe abschneiden, um den Schutz ihrer, der britischen Behörden, teilhaftig werden zu können, so erheben die bezopften Herren ein großes Geschrei und protestieren eifrigst gegen eine solche Zumutung, wie zum Beispiel die in Hongkong ansässigen chinesischen Kaufleute dies noch im Jahre 1898 in einer an den oft genannten Lord Charles Beresford gerichteten Eingabe gethan haben.

Bei einer solchen offenkundigen Verehrung des Zopfes kann es nun freilich nicht wundernehmen, wenn „unsre eignen Korrespondenten“ und die Weltbummler, die ja beide gleich eifrig an der Schaffung der öffentlichen Meinung mitarbeiten, nach Kräften bemüht sind, die verderblichen Folgen eines so antiquierten Kults in das hellste Licht zu stellen und das große Publikum, auf das die eigne sittliche Entrüstung über andre stets ganz besonders wohlthuend wirkt, in das „Kreuzige“-Geschrei einstimmt. Eine ganze Anzahl vortrefflicher Menschen, für die eine Fliegenklappe ein Greuel ist und die gern ihr Scherflein zur Hebung und Stärkung der Antivivisektions-Bewegung beisteuern, sehen rot, sowie man ihnen von China spricht, und sie würden nicht einen Knopf ihres Schlafrocks, sondern die sämtlichen ihrer ganzen Garderobe abdrehen, wenn sie dadurch die Mandarinen mit Stumpf und Stiel vertilgen könnten, damit auf dem mit den Leichen derselben gedüngten Boden die Saat des zwanzigsten Jahrhunderts recht üppig ins Kraut schieße. Dieser Auffassung gegenüber dürfte es wohl an der Zeit sein, an das alte Prinzip zu appellieren, daß auch der andre Teil, das heißt China, gehört werde, ehe ihm das Fell über die Ohren gezogen und seine zerstückelten Glieder, disjecta membra, unter die Schlächter verteilt werden.

Am 8. April 1899 hielt der chinesische Gesandte in Washington, Wu-tingfang, der seine juristischen Studien in England gemacht hat und der englischen Sprache besser und mehr mächtig ist als die meisten Weltverbesserer in Deutsch-

land, bei Gelegenheit der Jahresversammlung der amerikanischen Akademie der politischen und sozialen Wissenschaften eine Ansprache, in der er ganz besonders hervorhob, wie es bei den westlichen Völkern viel zu sehr zur Gewohnheit geworden sei, hochmütig über die Verdienste hinwegzusehen, welche auch die Orientalen sich für die Bildung des Menschengeschlechts erworben hätten, und bei einem Festmahl der American Asiatic Association am 26. Januar d. J. in New York fügte er diesen Worten die Warnung hinzu, im Verkehr mit den Chinesen höflich und zuvorkommend zu sein und nicht zu vergessen, daß die chinesischen Begriffe von Etikette und von allem andern total verschieden von den in Amerika herrschenden seien, sowie sich des Worts des Präsidenten Lincoln zu erinnern, daß man nicht jedermann allezeit zum Narren haben könne.

In diesen beiden Reden Wu-ting-fangs liegt, wie in einer Nußschale, das Geheimnis des Mißverständnisses, das augenblicklich das Verhältnis Chinas zu Europa, und damit auch zu Deutschland, beherrscht. China ist ein Agrarstaat im weitesten wie im engsten Sinne des Wortes, und damit ist der Grund für die Mißachtung von Handel und Verkehr gegeben, die aus dem Kaufmann in China einen Angehörigen der niedrigsten Klasse der Bevölkerung macht, gerade wie unsre Agrarier mit Verachtung und Mißtrauen auf den Kaufmann blicken, der ihrer Ansicht nach kein andres Streben hat und kein andres Ziel kennt, als der Landbevölkerung in mehr oder weniger unredlicher Weise das Geld aus der Tasche zu locken. China ist aber zugleich ein Gelehrtenstaat. Im großen und ganzen eröffnet nur das Bestehen der litterarischen Prüfungen den Weg zur Beamtenlaufbahn, und da die ganze amtliche Wissenschaft auf den Lehren des Confucius beruht und der Ahnenkultus einen integrierenden Teil derselben bildet, so thut man wohl nicht unrecht, wenn man annimmt, daß der Chinese das Fortbestehen des Reichs mit dem des Confucianismus identifiziere und sich das eine nicht ohne den andern denken könne. In diese Verhältnisse nun ist auf der einen Seite der fremde Missionar, auf der andern der fremde Kaufmann gewaltsam hineingeschoben worden, und während der eine die Grundlagen des Staats untergräbt, indem er an die Stelle des einheimischen Kults ein fremdes Dogma zu setzen bestrebt ist, spricht der andre allen volkswirtschaftlichen Anschauungen der Behörden und der Bevölkerung Hohn, indem er für seine Wünsche und Bedürfnisse eine Rücksicht verlangt, die beide dem Handel bisher nie zuzugestehen in die Lage gekommen waren. Darum die immer wieder überall auftretenden Angriffe gegen die fremden Missionare und die eingeborenen Christen, und darum der andauernde Widerstand gegen Zugeständnisse an die Bedürfnisse des fremden Handels. Nimmt man dazu die Art und Weise, wie China in den letzten Jahren von der fremden Diplomatie drangsaliert worden ist, wie bald hier, bald dort ein Fetzen seines Gebiets von der einen oder der andern Macht in Besitz genommen worden ist, und wie die fremde Presse die Aufteilung des Reichs diskutiert, so kann man es den Chinesen wirklich kaum verdenken, wenn sie, wie der Franzose sagt, se mettent de travers pour ne pas se laisser avaler. So betrachtet, wird man den ja meistens passiven Widerstand, den China dem Ein-

dringen fremder Ideen und Methoden leistet, besser verstehen und entschuldigen, als wenn man von der Höhe der eignen Stellung herab glaubt, mit einigen Phrasen von Entartung, Verfall und Verkommenheit das Schicksal von vierhundert Millionen Menschen bestimmen zu können.

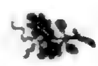
Eine der besten Kennerinnen Ostasiens, Mrs. Bishop (früher Miß Isabella Bird) hat in ihrem letzten Werke: „The Yangtsze and beyond“, die Frage des angeblichen Verfalls des chinesischen Reichs einer gründlichen Erörterung unterzogen und ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß für das Volk zum mindesten von einem solchen gar keine Rede sein könne. In allen Klassen desselben pulsiere im Gegenteil ein frisches Leben, das den Beobachter mit Staunen erfülle und zu den besten Hoffnungen, in keinem Falle aber zu dem Glauben an einen Niedergang des chinesischen Volks berechtige. Auch für das Beamtentum, die vielgeschmähten Mandarinen, findet sie ein gutes, verständiges Wort; sie schildert die zahllosen Pflichten, die jedem einzelnen derselben obliegen, die schlechte Bezahlung, die der Staat ihm gewährt, und die bei der Notwendigkeit alle Unterbeamten aus eignen Mitteln zu unterhalten, Unterschleife und Bestechlichkeit fast unvermeidlich macht, und sie kommt so zu dem sehr richtigen Schlusse, daß das System mehr als die Beamten selbst die Schuld an dem vorhandenen Uebel trügen und daß nur von einer Abänderung des ersteren Abhilfe zu hoffen sei. Aber auch sie verkennt die Schwierigkeiten nicht, die sich aus der jahrtausendjährigen Dauer des Uebels ergeben, und die dadurch gesteigert werden, daß der Chinese, wenn er nicht in das Räderwerk der Verwaltung gerät — und die Veranlassungen dazu sind so selten, daß Hunderttausende nie in andre Berührung mit ihr kommen, als durch die Bezahlung ihrer Abgaben und Steuern, die im allgemeinen sehr gering sind —, was sein öffentliches wie sein Familienleben, seine Geschäfte, seine Vergnügungen und die Bedürfnisse seines Leibes und seiner Seele angeht, unendlich viel freier und unbehinderter ist, als der freieste Mann in dem freiesten Lande der Welt. Es klingt wie eine paradoxe Behauptung und ist doch nur eine einfache Wahrheit, daß, wenn morgen in einer chinesischen Stadt die Hälfte von den Einmischungen der Regierungs-, Verwaltungs- und Polizeibehörden vorkämen, die bei uns längst als etwas Selbstverständliches hingenommen werden, die Bevölkerung derselben sich in vierundzwanzig Stunden in offenem Aufstande befinden würde.

Man sieht, der chinesische Zopf ist nicht viel schlimmer als der europäische, und er wird, wie der letztere, wohl manche Reform überleben und noch nach langer Zeit in einer oder der andern Weise Proben seiner Lebenskraft und Leistungsfähigkeit ablegen. Was aber wichtiger und bedeutungsvoller für die Entwicklung der Beziehungen zwischen dem Auslande und China sein dürfte als die Existenz dieses Zopfes, ist die Art und Weise, wie man sich zu den Trägern desselben zu stellen wissen wird. China wird in den Vereinigten Staaten, wo man der politischen und kommerziellen Entwicklung des Landes die größte Aufmerksamkeit zuwendet, als der Markt der Zukunft angesehen, und der Gedanke der Besitznahme der Philippinen ist nicht am mindesten durch die Ab-

sicht, sich einen möglichst großen Anteil an dem Handel mit dem chinesischen Absatzgebiet zu sichern, erzeugt und verstärkt worden. Mit dieser Auffassung, an der auch die Reden von Karl Schurz und der Demokraten nichts ändern dürften, werden auch alle andern Mächte, die Interessen in China besitzen, zu rechnen haben, sie schließt von vornherein für jeden andern Staat als Rußland die Möglichkeit eines Eingriffes in den Bestand des Reichs der Mitte aus, und auch für Rußland werden solche Gelüste sich auf etwaige Erwerbungen an der Landgrenze beschränken müssen, an der zum Beispiel auch die Mongolen ein leichter zu bewältigendes Volksmaterial abgeben als die Chinesen. Aus diesem Grunde wird es sich auch für Deutschland empfehlen, an dem seinerzeit von dem Grafen v. Bülow aufgestellten Programm festzuhalten, das neben dem Fortbestehen der besten Beziehungen zu der chinesischen Regierung die friedliche Weiterentwicklung der deutschen kommerziellen und industriellen Interessen in China ins Auge faßt. Dazu gehört allerdings der Entschluß, dem Hetzen und Drängen einer ganzen Anzahl von Organen der deutschen öffentlichen Meinung, die nach diplomatischer und militärischer Intervention, nach Aufteilung Chinas und nach Gebietserwerbungen und Annexionen schreien, dauernd und energisch entgegenzutreten. Für den Kenner ostasiatischer Verhältnisse macht es ja allerdings hauptsächlich einen komischen Eindruck, wenn jedes Auftreten einer Räuberbande als der Beginn einer gegen die Dynastie gerichteten Bewegung geschildert wird, wenn die einfache, durchaus legale und durch die Verhältnisse gebotene Regelung der Nachfolgefrage zu hysterischen Telegrammen und Berichten über Mord und Totschlag im kaiserlichen Palast in Peking Veranlassung giebt und wenn sich noch immer Leute finden, die sich einbilden, daß die Kaiserin-Regentin im Jahr 1898 lebensfähige Reformen mit roher Hand im Keime erstickt habe und sich, nachdem sie sich beinahe vierzig Jahre als eine sehr verständige Frau erwiesen, nunmehr auf einmal als eine unvernünftige Tyrannin entpuppe. Auf den Kenner der Verhältnisse wirken solche Mitteilungen, wie gesagt, hauptsächlich komisch, besonders wenn man die Hände kennt, die in China die Drähte ziehen, an denen die Marionetten in Europa tanzen, aber die fortwährenden Aufhetzungen und Angriffe, die ohne jede ernstere Grundlage von einem Teil auch der deutschen Presse gegen die chinesische Regierung gerichtet werden, haben doch auch eine recht ernste und bedenkliche Seite. Man würde sehr irren, wenn man annähme, daß dieselben nicht zur Kenntnis der Regierung in Peking gelangten, und sie werden bei der Uebertragung und Uebermittlung vermutlich eher an Schärfe gewinnen als verlieren; in solchen Fällen findet sich immer jemand, der ein Interesse daran hat, den Denunzianten zu spielen; sie tragen daher sicher nicht dazu bei, die Erfüllung der Aufgaben der diplomatischen und konsularischen Vertreter zu erleichtern, wie sie ebenfalls wenig geeignet sein dürften, den deutschen Kaufmann bei der Konkurrenz um den Abschluß von Regierungsgeschäften zu unterstützen. Wenn man sieht, wie der chinesische Gesandte in England, Sir Chichen Lofengloh, von einer Stadt zur andern zieht, überall von den Vertretern des Handels und der Industrie empfangen, herumgeführt und gefeiert, wie der Gesandte

Chinas in den Vereinigten Staaten in gleicher Weise im Interesse der amerikanischen Industrie bearbeitet wird, so kann man nur mit aufrichtigem Bedauern feststellen, wie für einen großen Teil der deutschen Presse China nur den Vorwand zu Angriffen gegen Regierung und Volk bietet, die, wenn sie nicht jeder Grundlage entbehren, doch meistens als sehr übertrieben bezeichnet werden müssen. Die Aufgabe, die Deutschland in China zu lösen hat, ist ohnehin eine genügend schwere und verantwortliche, als daß nicht der Wunsch gerechtfertigt wäre, daß die Presse sich über die Tragweite ihrer Aeußerungen klar werden und nicht ohne genügende Veranlassung zur Verschlechterung unsrer Beziehungen mit einem Reiche beitragen möchte, mit dem in Frieden und Freundschaft zu leben wir alle Veranlassung haben. Dann werden auch wir dazu mitwirken können, dem chinesischen Zopf einige Härchen auszurupfen, um so die Verdünnung desselben zu befördern; eine Arbeit, die freilich feiner behandelt sein will, als wenn man dem Chinesen mit beiden Händen in den Schopf fährt, die dafür aber auch bessere und dauernde Resultate ergeben dürfte, als das letzterwähnte Verfahren.

Anfang März 1900.



Psychische Volkskrankheiten.

Von

C. Pelman.

Daß körperliche Krankheiten anstecken und von einem Menschen auf einen andern übertragen werden, ist uns von jeher in mörderischen Epidemien so klar vor Augen geführt worden, daß es niemand einfallen könnte, daran zu zweifeln, lange bevor wir eine Kenntnis von den Bakterien und ihrer Wirkung hatten.

Aber neben den Seuchen treten uns von Zeit zu Zeit ähnliche Erscheinungen auf geistigem Gebiete entgegen, die wir kaum anders als psychische Epidemien auffassen können. Die Hoffnung, daß eine noch so verfeinerte Art der Untersuchung für diese Art der Ansteckung einen Bazillus haftbar machen werde, ist gering, und wie das geistige Geschehen dem körperlichen ohnehin an Feinheit unendlich überlegen ist, so werden wir hier zu der Annahme von ganz andern und weit zusammengesetzteren Vorgängen gezwungen sein. Wir wollen versuchen, diese Bedingungen an der Hand eines jener verhältnismäßig einfachen Fälle festzustellen, wo mehrere Mitglieder ein und derselben Familie ziemlich gleichzeitig an Geistesstörung erkranken, ein Vorkommnis, das wir nach französischem Vorgange als folie à deux bezeichnen. — In einem kleinen Dorfe am Rhein lebte in einem einsam und abseits gelegenen Häuschen eine Familie, die aus den beiden Eltern und vier Kindern bestand. Im öffentlichen Interesse wurde die Verlegung eines Weges notwendig, der dieser Familie gehörte, und da sie durch kein güt-

liches Mittel zur Aufgabe ihres Eigentumes zu bewegen war, mußte die Enteignung des Weges auf dem Zwangswege durchgeführt werden. Von da ab Klagen über Klagen bei Behörde und Gericht, offener Widerstand gegen jeden Versuch, sich in den Besitz des Weges zu setzen, Drohungen, Schmähungen gegen jeden und alle, die in den massenhaften Prozessen einen Rechtsspruch zu fällen hatten, und endlich ein so maßloses und geradezu unglaubliches Verhalten, daß sich die Behörde gezwungen sah, im Interesse der öffentlichen Ordnung die zwangsweise Verbringung von drei Familienmitgliedern, der beiden Eltern und der ältesten Tochter, in eine Irrenanstalt anzuordnen.

Hier ließ sich unschwer feststellen, daß die energische und herrschsüchtige Mutter ursprünglich die Triebfeder des Ganzen gewesen war. Von ihr ging der Widerstand aus, sie hatte die Eingaben verfaßt und den Kampf organisiert, und sie war es gewesen, die den willensschwachen und weit lenksameren Mann in ihre Wege gezwungen hatte. Erst später war ihr die Tochter gefolgt, dann aber hatte sie ihrerseits die Führung übernommen und war in ihrem tollen Treiben weit über beide hinausgegangen. So hatte sie sich zum Beispiel einmal nackt ausgezogen, als sie von dem Gendarm zur Abbüßung einer kurzen Freiheitsstrafe abgeholt werden sollte, und das zweite Mal hatte sie ihn mit Steinwürfen vom Hofe verjagt.

An der Geistesstörung der drei war kein Zweifel. Aber während der Vater genas und die Mutter wenigstens als gebessert entlassen werden konnte, blieb die Tochter ungeheilt, in ihrem Wesen und in ihren Ideen unverändert.

An diesen drei konnte man die verschiedenen Umstände verfolgen, die zum Zustandekommen dieses eigentümlichen Krankheitsbildes erforderlich sind. Zunächst eine lange und absolute Intimität der verschiedenen Personen. Die Familie lebte allein und hatte ihrer Sonderlichkeit halber von jeher wenig Verkehr mit ihren Nachbarn. Daher ein engerer Anschluß untereinander und die Abwesenheit jedes fremden Einflusses. Das zweite war die Wahrscheinlichkeit der Wahnvorstellungen, zum wenigsten im Beginn, die hier in einem vermeintlichen Eingriffe in ihre Rechte bestanden und sich erst später in andre und verkehrtere Bahnen lenkten, daß die Behörden bestochen und die Richter Meineidige und Schurken seien. Es war ferner das moralische Uebergewicht der Mutter, die bald das passive Element des Mannes unterjocht und seinen Widerstand gebrochen hatte, während die ganz anders und mehr nach der Mutter geartete Tochter erst nach langem Widerstande nachgab, dann aber unter dem Zwange der erblichen Belastung auch vollständig zusammenbrach und keiner Genesung mehr zugänglich war.

Gehen wir von diesem einfachen Vorgange zu einem zusammengesetzteren über, so finden wir einen solchen in Erweckungen, wie sie Anfangs der sechziger Jahre im Waisenhause zu Elberfeld stattgefunden haben.

Dort erging sich das Anstaltspersonal allabendlich in inbrünstigem Gebete zwecks der Bekehrung der anvertrauten Kinder, und zwar geschah dies in deren Gegenwart. Auch war den Kindern gelegentlich dieser Gebetstunden von den

Revivals erzählt worden, von jenen sonderbaren, von Krämpfen begleiteten Erweckungen in Irland und Cornwallis, und man hatte eine gleiche Gnade auf das Haupt der Kinder herabgefleht. Was Wunder, wenn sich bald verschiedene Mädchen meldeten und unter Geschrei und Thränen ihre Sünden bekannten. Den Mädchen folgten nach wenigen Tagen die Knaben, und von da ab hallte das Haus von dem Toben von mehr als vierzig aus Rand und Band gekommenen Kindern wieder, die predigten und sangen, Vorträge über die Offenbarung Johannis hielten und sich unter lautem Schreien und krampfartigen Bewegungen am Boden wälzten. Eine Zeitlang blickten die Veranstalter dieses Unfugs auf das Ergebnis ihres Eifers mit Befriedigung herab, bis ihnen das wüste Treiben über den Kopf wuchs und sie sich in der Lage des Zauberlehrlings befanden, der die Geister, die er rief, nicht wieder los wurde. Es bedurfte des energischen Eingreifens der Behörde, um Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, und wenn auch ein Teil der Kinder eingestand, sich verstellt und absichtlich in den Unfug miteingestimmt zu haben, so hatte doch die weitaus größere Anzahl unter dem Einflusse einer unzweifelhaft krankhaften Erregung gestanden.

Aehnliche Erweckungen und Epidemien in Anstalten und Schulen sind durchaus nicht selten, aber nicht überall läßt sich, wie hier, die Art der Entstehung mit derselben Klarheit nachweisen, wie es bei der Elberfelder Epidemie der Fall war. Der wichtigste Faktor bei der Entstehung dieser krankhaften Zustände ist die Nachahmung, die dem Geiste innewohnende Fähigkeit und Neigung, nach äußerem Antriebe zu handeln. Die äußere Form einer Bewegung, und vor allem die eines Affektes, erweckt in uns die gleiche Bewegungsvorstellung und mit ihr und durch sie denselben Affekt. Und neben der Nachahmung, der eigentlichen Seele der Masse, ist es die Ueberredung, die Uebertragung eines seelischen Vorganges in die Psyche eines andern, und beide herrschen um so uneingeschränkter, walten um so freier, je mehr der Einfluß der eignen Persönlichkeit durch äußere oder innere Umstände herabgesetzt ist. Die Macht der Nachahmung tritt uns schon in der Tierwelt entgegen. Eine erregte Biene kann einen ganzen Schwarm in helle Aufregung versetzen, ein erschrecktes Pferd ein volles Regiment zum tollen Ausbruch veranlassen, und die Stampede im Lager von Aldershott ist hierfür ein vielfach angeführtes, aber keineswegs vereinzeltes Beispiel.

Aber auch beim Menschen, den ein griechischer Philosoph geradezu ein nachahmendes Tier nennt, übt sie ihre Allmacht aus, und mancher Redner hat die vernichtende Kraft eines vordringlichen Gähnens oder Gelächters zu seinem Nachteil erfahren.

Der Mensch handelt nicht nach Vorstellungen, sondern nach Empfindungen. Wir thun und ahmen nach, was wir bei andern sehen, und daher die Uebertragung der Stimmung, des Affektes durch die unwillkürliche Nachahmung der Gebärde. Hierin beruht auch die Macht des Schauspielers, der uns durch sein Spiel hinreißt, hierauf die bekannte Wirksamkeit der Claque und nicht zum wenigsten unsre ganze Erziehung.

Zu dieser Macht der Gewohnheit gesellt sich, nicht weniger mächtig, die Ueberredung, die so alt ist wie die Welt, wenn sie uns auch jetzt unter der Bezeichnung der Suggestion als etwas Neues aufgetischt wird. Schon Eva suggerierte ihrem Gatten im Paradiese von dem Apfel, daß er lieblich anzuschauen und gut zu essen sei, und es ist bekannt, mit welchem Erfolge sie dies gethan. Diese Uebertragung eines psychischen Vorganges in die Seele eines andern übt als Ueberredung und Verführung ihre Wirksamkeit bis auf den heutigen Tag aus, ohne daß es dabei der Annahme besonderer hypnotischer Künste bedürfte.

Wenn jene Kräfte ihre Herrschaft schon auf das einzelne Individuum ausüben, so tritt dies noch bei weitem mehr bei den Erregungen der großen Menge, der Masse hervor. Je weniger der einzelne auf sich achtet, wie dies bei den Erregungen der Masse, bei Aufständen und dergleichen der Fall ist, um so energischer gestalten sich die Bewegungen, um so unvermittelter übertragen sie sich von Kopf zu Kopf. Der einzelne muß mitmachen, was er bei seinem Nachbar sieht; die gesteigerte Suggestibilität der Masse wächst bis zum Ungeheuren, sie spielt eine Rolle bei unzähligen politischen Prozessen, sie verfälscht jede Wahrheit und Geschichte, und wo sie mit im Spiele ist, da ist von Kritik und Ueberlegung keine Rede mehr. Der Verlauf ist dabei gewöhnlich der, daß die Stimme eines einzelnen die allgemeine Spannung löst, alle Fäden nach einer Richtung in Bewegung setzt und auch die Widerstrebenden willenlos mit sich fortreißt. Auf diese Weise wird der Wunsch des einzelnen zur Leidenschaft der Masse, und in dem allgemeinen Enthusiasmus wird der Widerstand des einzelnen erstickt.

Ein klassisches Beispiel hierfür, auf das ich deswegen nicht gerne verzichten möchte, obwohl es sich um keine Geistesepidemie handelt, ist die Opfernacht des 4. August 1789, wo der französische Adel in alles niederstürmendem Enthusiasmus auf seine gesamten Vorrechte verzichtete, die jeder einzelne auf Tod und Leben verteidigt hätte. Der Vicomte de Noailles besteigt die Tribüne und ruft seinen Standesgenossen zu, daß das Heil in der Gerechtigkeit liege, und diese fordere die Gleichheit der Pflichten und Abgaben, die Aufhebung der Privilegien und die Abschaffung der Feudallasten. Und alles, alles stürzt, und morgens um zwei Uhr ist das Werk gethan. Die Feudalbarbarei vieler Jahrhunderte ist in einigen Stunden zerschlagen, vernichtet für immer.

Bei jenen Zuständen herrscht die Einbildungskraft vor und beeinflußt das Handeln, und zwar macht sich dieser Einfluß vorzugsweise in der Richtung des allgemeinen Wunsches, der jeweiligen Erwartung geltend. Durch die einseitige, nach einer bestimmten Richtung hin gelenkte Spannung tritt sofort ein bestimmtes Bild auf, das für Wirklichkeit gehalten wird und fortan das Handeln beherrscht.

In dieser Weise entstehen und wirken die Wunder und Erscheinungen. Einer sieht, und alle glauben, und zwar unterliegt der Gelehrte ebenso dem Wahn wie der Plebejer. Zwei Beispiele sollen dies bekräftigen. Die Fregatte La belle Poule kreuzte auf der Suche nach der Korvette La Bercau, von der sie durch

Sturm getrennt war. Es war voller Tag und heller Sonnenschein. Der Ausluger meldet ein entmastetes Schiff. Alle, Matrosen und Offiziere, erkennen ein Floß im Schlepptau von mehreren Barken, von denen Notflaggen wehen.

Der Admiral Desfossés entsendet eine Barke, deren Bemannung im Näherkommen eine Menge von Menschen erkennt, welche die Hände nach ihnen ausstrecken, zugleich hören sie ein verworrenes Geschrei. Und doch war das Ganze nichts andres, als ein Gewirr von Baumstämmen mit Laub, die von der benachbarten Küste abgetrieben waren. Der Psychologe Davey führt vor einer Zahl eingeladener Gäste eine Anzahl spiritistischer Experimente auf, und er ersucht sie, diese Experimente zu beschreiben und ihm zu bescheinigen, daß sie auf natürlichem Wege nicht zu erklären seien. Das Staunenswerte nun waren nicht die Experimente Daveys, sondern die Schilderungen der Augenzeugen, die durchweg falsch waren. Sie hatten Dinge gesehen, die Davey gar nicht gemacht hatte. Unter dem überwältigenden Einflusse Daveys waren sie der Täuschung unterlegen.

Ein ergiebiger Boden und eine fruchtbare Zeit für diese Art der kollektiven Hallucinationen war das Elsaß unmittelbar nach der Annexion. Fast täglich staute sich in irgend einem Flecken die Bevölkerung an, um in der einen oder andern Fensterscheibe das Zeichen eines Kreuzes herauszusehen, und von wie manchem Birnen- oder Apfelbaume hat nicht die Jungfrau Maria auf die bösen Eindringlinge mit gezücktem Schwerte herabgedroht! Meist waren es Kinder, denen die Jungfrau zuerst erschienen war, bald aber wurde sie auch von Erwachsenen gesehen, und bald zogen die Scharen mit Gesang und Gebet dem Wunder entgegen, lagerten sich an den Stätten des Wunders und knieten und flehten, bis eine Compagnie Soldaten dem Wunder eine Ende machte und die Erscheinung in ihr Nichts zurücksinken ließ.

Ein geradezu unheimliches Verständnis der hier geltenden Gesetze hat von jeher der Klerus bewiesen, und wohl nirgends begegnen wir ihrer Anwendung in einer großartigeren Entwicklung, als bei den Wallfahrten nach Lourdes. Ich möchte hier auf die einfach unübertrefflichen Schilderungen verweisen, wie sie Zola in seinem gleichnamigen Romane [1]) nach der Natur entworfen hat. Alles ist hier Massenarbeit, ganze Karawanen werden gleichzeitig auf den Markt geworfen, und in tagelangen Fahrten, mit Gesängen und Gebeten wird die Erregung der Masse zur Raserei gesteigert.

Der Kranke sieht und hört auf diesem langen Wege nichts als von den wunderbaren Heilungen, die dort vor sich gehen, er sehnt und exaltiert sich, der Wunsch wird zur Hoffnung, die Hoffnung zur felsenfesten Ueberzeugung, das Gebet steigert die Erregung, Ueberredung und Fasten vermehren die Suggestibilität. Den Rest besorgen die Kultuseinrichtungen, wobei mit dem größten Raffinement auf alle Sinne zugleich eingewirkt wird.

Daß dieser unglaublichen Entfaltung von Gepränge, dieser schrankenlosen Hingebung der Masse gegenüber selbst der nüchterne Verstand des nicht

[1]) In deutscher Uebersetzung bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. 3 Bände. Preis geheftet M. 6.—; in 2 Bänden gebunden M. 8.—.

katholischen Deutschen in Bewegung gerät, haben mir Augenzeugen versichert und von der tiefen Erregung gesprochen, die sie dort ergriffen hat.

Die hier angeführten Eigenschaften der Nachahmung und Ueberredung bilden somit den Grundstock der bewegenden Kräfte, die bei der Entstehung der Geistesepidemien in Betracht kommen.

Schon in den Kreuzzügen tritt uns ihr Einfluß klar und deutlich entgegen, und wenn es mir auch nicht beikommen kann, selbst den ersten Kreuzzug so ohne weiteres den Volkskrankheiten zuzurechnen, so treten doch gerade bei ihm ähnliche Vorbedingungen stark in die Erscheinung.

Durch die Predigten des Peter von Amiens und andrer wurde die Erregung nach und nach in die Masse getragen, und das Versprechen von besonderer himmlischer Gnade, von Ablaß der Sünden und dergleichen mehr wirkte auf das religiöse Gefühl des Volkes ein. Aber noch verhalten sie sich ablehnend und stehen dem großen Unternehmen bewegungslos gegenüber, bis ihnen Peter von Amiens das rote Kreuz auf die Schulter heftet. Mit diesem sichtbaren Zeichen, dem Symbol, war die Spannung gelöst, der Bann gebrochen, und mit dem Rufe: Gott hat es gewollt! drängt sich das Volk zum Kreuzzug.

Seitdem hat sich die Macht des Symbols auf die Masse noch oft bewährt, und das Entfalten einer Fahne, das Austeilen einer Kokarde hat noch manchen Sturm zum Ausbruche gebracht. Die blutige spanische Revolution von 1873 verdankte ihren Ausbruch den Worten: Salud y republica federal, Worte, die kein Mensch deuten konnte. Aber wo die vernünftige Ueberlegung fehlt, wie dies bei der Erregung der Fall ist, und wo wie bei ihr das Gefühl allmächtig ist, muß der Redner auf das letztere wirken, und er wird dies mit einem um so sichereren Erfolge thun, je mehr er mit Bildern und Formeln auf das Gefühl einstürmt. Daß man sie verstehe oder sich etwas dabei denken könne, ist durchaus nicht notwendig, im Gegenteil, die Masse beugt sich williger dem Unverstandenen, das um so plötzlicher und unwiderstehlicher wirkt.

Die Kreuzzüge bieten uns des ferneren zahlreiche Beispiele von kollektiven Hallucinationen dar. Gewappnete Heilige stürmen den streitenden Scharen voran und führen sie zum Siege, Zeichen und Wunder geschehen und feuern die Haufen zu immer neuen Anstrengungen an, bis der Feind geschlagen und Jerusalem in den Händen der Kreuzfahrer ist.

Weit mehr wie bei jenem ersten Kreuzzuge macht sich der krankhaft epidemische Charakter in den sogenannten Kinderkreuzzügen bemerklich.

Seit dem ersten Kreuzzuge war Europa nicht mehr zur Ruhe gekommen, und die durch ihn entfachte Erregung der Gemüter zitterte lange nach. Dies war besonders der Fall, als das heilige Grab wieder unter sarazenische Herrschaft geraten war, und die Klagen der heimkehrenden Pilger über Unterdrückung des Glaubens drangen durch das ganze Land. Die Fürsten und Großen hatten von jeher keine große Lust zu einem Abenteuer gehabt, das ihnen unendliche Lasten auferlegte, ohne einen entsprechenden Gewinn zu bieten, und trotz der Bitten und Drohungen der Päpste verharrten sie jetzt erst recht in

thatenlosem Zusehen. Um so eifriger wurden die Bemühungen der zahllosen Mönche, um so dringender ihre Ermahnungen und Aufforderungen zur Eroberung des heiligen Landes. Es ist leicht verständlich, wenn die leicht bestimmbare Jugend zuerst von dieser Erregung ergriffen wurde und sich überall eine Stimmung vorbereitete, die nur des veranlassenden Funkens bedurfte, um in helle Flammen auszubrechen.

Dieser Funke fand sich in dem französischen Hirtenknaben Etienne-(Stephanus) aus Cloies bei Vendôme. Wie zweihundert Jahre später das Mädchen von St.-Remy, hatte er beim Hüten der Schafe eine überirdische Erscheinung. Die Schafe knieten vor ihm nieder, um ihn zu verehren, und Gott sandte seinen Engel zu ihm, der ihm seine Mission verkündete. Der Knabe verläßt seine Herde und zieht unter Wundern und Zeichen umher, seine Altersgenossen zum heiligen Zuge gegen die Heiden anfeuernd. Umsonst erläßt der König Philipp August Verbote und Strafandrohungen, vergebens sind Belehrung und Gewalt, dem jungen Sendboten des Herrn strömen von allen Seiten Scharen von Knaben zu, und nichts kann sie zurückhalten. Hoch und niedrig, reich und arm kommen sie gezogen, mit und ohne Gefolge, mit und ohne Zustimmung der Eltern, unter Gebet und Gesang, wie im Taumel von einer unsichtbaren Gewalt gedrängt. Bei Vendôme versammelten sich an die 30000 Knaben, setzen den Stephanus auf einen Wagen und ziehen mit fliegenden Fahnen im Juli 1212 durch die glühende Provence nach Marseille.

Und hinter den dem Tode geweihten Opfern zieht ein dichter Schwarm von Dirnen und allerhand Gesindel, ein wahrer Zug des Todes, von Aasvögeln umschwärmt. Tod und Verderben bezeichnen den Weg der jungen Schar, die ohne Pflege und Verpflegung, der ungeheuren Anstrengungen ungewohnt, massenweise zu Grunde geht. Die Ueberbleibenden aber erwidern auf jede Vorstellung, auf jede Ermahnung zur Umkehr nur die Worte: „Zu Gott, nach Jerusalem" und ziehen weiter die schattenlose Straße bis nach Marseille. Dort erwartete sie das Schlimmste. Zwei Kaufleute verladen sie auf sieben Schiffen, von denen zwei mit Mann und Maus untergehen. Die andern werden in Alexandrien an die Sarazenen als Sklaven verkauft und enden ihr Leben fern von der Heimat, zurückgekehrt ist keiner. Wohl hat Kaiser Friedrich II. jene beiden Schurken ergreifen und aufknüpfen lassen, die 30000 jungen Leben konnte er nicht wieder zurückrufen.

Um dieselbe Zeit begegnen wir einer ganz gleichen Bewegung in Deutschland und besonders in den Rheinlanden, obwohl sich ein Zusammenhang mit jenem französischen Kinderzuge nicht nachweisen läßt.

Auch hier ziehen wie dort Kinderpropheten umher und reißen die Massen zu gleichem Schwindel fort, und zwar waren es wahrscheinlich noch mehr Kinder als in Frankreich. Das eine Heer zieht unter einem gewissen Nikolaus den Rhein hinauf und kommt unter entsetzlichen Verlusten über den Mont-Cenis und mit etwa 7000 Knaben nach Genua. Mehr als dieselbe Zahl ist auf dem Wege geblieben. Die Stadt Genua war von dem Zuge nichts weniger als

erbaut. Sie verschloß den jungen Kreuzfahrern die Thore und ließ sie erst nach langem Harren am 24. August ein. Sie mußten abziehen, zogen hin und her, und nur wenige sahen ihre Heimat wieder. Der andre, ebenso große Haufe zieht über den Sankt Gotthard und gelangt bis nach Brindisi, wo er in der Sklaverei zu Grunde gegangen ist.

Nach diesen entsetzlichen Erfahrungen trat eine fünfundzwanzigjährige Ruhe ein, bis sich um das Jahr 1237, wenn auch in kleinerem Maßstabe, etwas Aehnliches wiederholt. Tanzend und springend ziehen am 15. Juli circa tausend Kinder aus den Thoren Erfurts nach Arnstadt, von wo sie am andern Tage von den Eltern zurückgeholt wurden.

Und endlich begegnen wir einer dritten Kinderfahrt im Jahr 1458, wo, durch die Kanonisation der Landgräfin Elisabeth erregt, mehr als hundert Kinder aus Hall in Schwaben nach dem Mont St.-Michel in der Normandie ziehen. Es war unmöglich, sie zurückzuhalten, und sie verfielen in eine heftige Krankheit, wenn man sie an ihrem Vorhaben hinderte. Der Magistrat gab ihnen deshalb Führer mit und Esel für das Gepäck und ließ sie ihres Weges ziehen. Man weiß, daß sie in Mont St.-Michel angekommen sind, von ihrem weiteren Ergehen dagegen fehlt jede Kunde.

Eine andre wundersame Erscheinung, die sich jahrhundertelang durch die Länder hindurchzieht, war die Tanzwut.

Tanzen zu Ehren der Götter ist eine uralte Sitte, und die Tänze der Korybanten oder Galli, der Priester der phrygischen Göttin Cybele, sind ebenso bekannt wie berüchtigt. Drei Tage lang rasten sie am Feste der Göttin in immer tollerem Tempo einher, unter den Klängen von Trommeln und Flöten, bis sie erschöpft zu Boden sanken. Daß es sich hierbei um krankhafte Zustände gehandelt hat, läßt sich aus den Schilderungen der Zeitgenossen unschwer entnehmen, wonach sie sich auf der Höhe ihrer religiösen Verzückung auf das unbarmherzigste zerfleischten und sich mit einer Muschel oder einem Stein entmannten. Von Phrygien kam dieser Kult nach Samothrake und nach Griechenland und endlich mit dem Kulte der Magna mater deorum nach Rom, wo der Kaiser Heliogabal sein eifrigster Jünger war. Aehnlich verfuhren die Mänaden im Kulte des indo-assyrischen Dionysus. Alle diese Kulte kamen von Asien, wo noch heute die heulenden und tanzenden Derwische ganz ähnliche Schauspiele aufführen.

Das Christentum hat sich gegen eine derartige Bethätigung der Frömmigkeit von jeher ablehnend verhalten, und durch den heiligen Augustinus, Bonifazius und andre waren Tänze als Bestandteile des christlichen Kultus bei kirchlichen Feierlichkeiten streng verpönt. Nichtsdestoweniger hat es auch zu christlichen Zeiten nicht an Tänzern gefehlt, und die epidemischen Tänze des Mittelalters haben einer bestimmten Gruppe von nervösen Störungen bis heute ihren Namen verliehen.

Ob dabei der heilige Veit — Sanct vit — in der That die Rolle, die er in der katholischen Kirche spielt — er ist einer der vierzehn Nothelfer —, nur seiner Namensähnlichkeit mit dem wendischen Sonnengotte Swantewit verdankt,

wollen wir dahingestellt sein lassen. Von Swantewit soll er auch den Hahn geerbt haben. Jedenfalls gehörten zu des Sonnengottes Kult die schwindelnden Rundtänze bei der Feier des Sommeranfanges, und ebenso fallen die ersten epidemischen Tänze, von denen wir Kunde haben, die Kindertänze in Erfurt, Hameln und Utrecht in dieselbe Jahreszeit (Juni 1257, 1259 und 1278). Besser unterrichtet sind wir über eine andre Epidemie, die 1374 am Rhein und in den Niederlanden in großer Ausdehnung auftrat.

Gelegentlich einer Kirchweihe in Aachen, am 16. Juli 1374, bei der es ohnehin recht toll zugegangen war, brach eine wahre Besessenheit los, die Personen beiderlei Geschlechtes ergriff und sich in wildem Tanzen, in Singen und Schreien äußerte. Die damalige Zeit besaß Explosionsstoffe in Hülle und Fülle, und das unter der Feudallast erliegende Volk war geneigt genug, sich gegen seine Bedrücker innerhalb und außerhalb der Kirche zu erheben. Daher nahmen diese Erweckungen leicht den Charakter einer politischen Erhebung an, und auch diesmal war es die Erbitterung des gemeinen Volkes gegen den verwilderten Klerus, die sich in den Gesängen und Spottreden der Tänzer, sowie in ihrem Eifern gegen die Schnabelschuhe Luft machte. Die Epidemie hatte eine geradezu unheimliche Ansteckungskraft. Wer in den Bann der Tänzer geriet, wurde in ihre Kreise hineingezogen, und bald tanzten am Rhein und in den Niederlanden viele Tausende, überall auf allen Plätzen und Kreuzwegen drehten sich Männer und Frauen in rasendem Reigen, bis sie unter Zuckungen und Krämpfen hinstürzten oder in starrer Verzückung verharrten. Die Behandlung war eben so roh und wüst wie die Ausbrüche der Erkrankung. Man bearbeitete die erschöpft auf der Erde liegenden mit Faustschlägen und Fußtritten auf den Bauch, ein Volksmittel, das übrigens auch noch viele Jahrhunderte später bei den Konvulsionären von St.-Médard mit Erfolg in Anwendung kam. Trotz dieser Behandlung dauerte die wüste Orgie vier Monate lang, bis sie gegen Ende des Jahres erlosch. Aus Köln wird von etwa 500, aus Metz sogar von 1100 Tänzern berichtet.

Auch im Jahre 1518 hatte man zu Straßburg den Johannistag (24. Juni) mit wilden Tänzen und ähnlichen Gebräuchen gefeiert, als plötzlich eine Frau von der Tanzwut ergriffen wurde. Umsonst schaffte man sie in die Kapelle des heiligen Veit bei Zabern, das Unheil war geschehen und der Anstoß zu einer lang nachhaltenden Bewegung gegeben. Die Macht der Nachahmung zeigte sich auch hier. Die vorhin geschilderten Scenen wiederholten sich in der gleichen Weise, überall stieß man auf tanzendes und springendes Volk, dem sich alles zugesellte, was von Müßiggängern, Taugenichtsen, Kindern und Schwachsinnigen bei Wege war. Auch diesmal wurde zu dem Volksmittel der Fußtritte und Faustschläge auf den Bauch gegriffen, aber meist ließen die Tänzer von ihrem Treiben erst ab, wenn sie den Altar des heiligen Veit erreicht hatten. Bei andern kehrte das Uebel alljährlich um Johanni wieder, und es bedurfte jedesmal einer Wallfahrt zum heiligen Veit, der sie allein davon befreien konnte.

Noch heute weht uns ein Hauch aus jener Zeit in der Springprozession zu Echternach entgegen. Zwar leiden die Tänzer, die sich dort alljährlich zu

Pfingsten versammeln, kaum an einer Geistesepidemie. Ob man aber Leute für geistesgesund halten darf, die mit dieser wahnwitzigen Schaustellung dem lieben Gott einen Gefallen zu thun glauben, das ist eine andre und wohl aufzuwerfende Frage.

In Italien sehen wir in dem Tarantismus eine ähnliche Erscheinung. Man hatte dem Bisse der Tarantel, einer Erdspinne in Apulien, von jeher die schlimmsten Folgen beigemessen, und unter dem Einflusse der ungeheuerlichen Erschütterungen des Mittelalters, der alles verwüstenden Pest und den kaum weniger verwüstenden Fehden und Kämpfen sehen wir, wie nach dem wirklichen oder vermeintlichen Bisse der Tarantel eine Reihe von krankhaften Erscheinungen auftreten, wie Angst, Zittern, Schwäche der Glieder und dergleichen mehr, die durchweg nervöser Natur waren. Nur Musik und Tanz können helfen, sie allein vermögen das Gift im Körper zu vertreiben und durch die Haut auszutreiben. Bleibt nur die kleinste Spur davon zurück, dann wächst das Uebel aufs neue zur vollen Macht und muß von neuem ausgetrieben werden. Daher zogen alljährlich um dieselbe Zeit im Sommer Spielleute von Dorf zu Dorf, es ertönt die maurische Trommel und die Flöte, und das Tanzen geht los, bis zum Hinstürzen, bis zur Erschöpfung.

Il carnevaletto delle donne nennt das Volk diese Art der Tanzwut; aber es waren nicht nur Frauen, die dem Rasseln der Trommel folgten, auch Männer wirbelten sich in den Reigen, fünfjährige Knaben und neunzigjährige Greise, und während dreißig Jahren tanzte ein und dieselbe von der Tarantel gestochene Frau, wenn die bekannten Töne der Tarantella an ihr Ohr schlugen. Wie bei der Tanzwut in Straßburg und anderswo, so traten auch bei dem Tarantismus die verschiedensten krankhaften Erscheinungen auf, die wir als hysterische zu bezeichnen pflegen. Dasselbe Auftreiben des Leibes, der Meteorismus, der dort zu der vorhin beschriebenen Methode der Behandlung angeregt hatte, wird auch von dem Tarantismus gemeldet, daneben allerhand Abneigungen gegen Farben und Gerüche und eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Meere, die aus den uns überlieferten Liedern wiedertönt und sich in stets wiederkehrenden Zügen nach dem geliebten Meere äußert. Versuchte man die von der Tarantel Gestochenen vom Tanzen und dem Meere fernzuhalten, dann waren wirkliche und schwere Erkrankungen die Folge, und man war froh, wenn sie im Tanze ihre Heilung fanden. Im 17. Jahrhundert erreichte die Seuche ihren Höhepunkt. Ganz Unteritalien ertönte um die Sonnenwende von Musik und dem Lärm der tanzenden Massen, bis sich auch diese Epidemie nach und nach verlor. Eine Erinnerung daran, wenn auch eine recht zahme, kann sich der Fremde gegen Entgelt in der „Tarantella" vorführen lassen, bei der auch die alte Handtrommel gerührt wird.

Ob wir eine der grausigsten Erscheinungen hierher rechnen dürfen, die uns in der Kulturgeschichte der Völker entgegentritt, ist mir nicht ganz gewiß. Jedenfalls liegen die Verhältnisse bei den Hexenprozessen viel zusammengesetzter, und wenn wir auch das Besessensein ohne weiteres als hierher gehörig in Anspruch

nehmen müssen, so ist dies bei den Hexenprozessen nicht in gleichem Maße der Fall. Viel eher möchte ich in ihnen einen epidemischen Unsinn, als einen epidemischen Wahnsinn sehen, eine Annahme, für die neben vielem andern die größere Fähigkeit der epidemischen Verbreitung spricht. Mit der Besessenheit aber liegt die Sache anders, und aus den Besessenen von Laudun und andern tritt uns die Geistesepidemie unverhüllt entgegen.

In der Besessenheit wird der Mensch von einem fremden, und zwar einem bösen Wesen, in Besitz genommen, das mit dem Leibe des Besessenen wie mit seinem eignen schaltet, aus ihm handelt und spricht. Den Glauben an passive Besessenheit durch Dämone und Teufel hat die ganze alte Kirche gehegt, und noch heute bildet das Austreiben der bösen Geister, das Exorcisieren, eine bestimmte Funktion des katholischen Klerus. Die Umwandlung des Glaubens in ein aktives Bündnis mit dem Teufel kam erst später zu stande und steht in einem innigen Zusammenhange mit den Ketzerverfolgungen des Mittelalters. In den Hexenprozessen nun gestaltete sich die Sache so, daß man, sowie man einen Besessenen hatte, sofort nach dem Schuldigen suchte, durch dessen diabolische Kraft jener besessen war. Das weitere besorgten Folter und Scheiterhaufen, und es läßt sich aus den zahllosen Berichten und Akten der Prozesse nicht entnehmen, daß die Zahl der wirklich Geisteskranken eine besonders große gewesen und sie dabei eine bedeutende Rolle gespielt hätten.

Dagegen fehlt es keineswegs an genauen Berichten über epidemisches Auftreten von Besessensein, und zwar vorzugsweise in Klöstern, wo die Bedingungen zu einem Ausbruche hysterischer Erkrankungen reichlich vorhanden waren.

In den Besessenen im Kloster der Ursulinerinnen zu Sainte-Baume in der Provence und den tollen Ausschreitungen der Nonnen von Laudun bis zu den Konvulsionären und den Wundern von St.-Médard haben wir Beispiele für diese Art der epidemischen Erkrankung, in die sich allerdings, wie bei jenen Erkrankungen im Elberfelder Waisenhause, ein ganzer Teil bewußten und beabsichtigten Betruges einmischte.

Besonders tritt uns das letztere in den Wundern von St.-Médard entgegen, 1727—1741.

Der Abbé Franz de Pâris war 1727 im Geruche der Heiligkeit gestorben und im Beinhaus zu St.-Médard begraben worden. Noch am selben Tage wurde Madeleine Baigny von einer langjährigen Lähmung geheilt, indem sie den Sarg anrührte, und von da ab fanden an dem Grabe des Abbé zahlreiche Heilungen statt. Allein Pâris war Jansenist gewesen, und die Jansenisten lagen mit den Jesuiten in schwerem Streite, und da die Wunder-Parteisache der Jansenisten waren, so fanden sie in den Jesuiten ihre entschiedensten Gegner. Sie setzten es nach mehrjährigem Streite durch, daß der Kultus des Grabes verboten wurde. (1731.) Das war ein harter Schlag für das Renommé der Jansenisten, den man durch neue Anstrengungen zu parieren suchte. Noch in demselben Jahre bekam die Aimée Pivert die ersten Konvulsionen am Grabe des Pâris, und von da an wiederholten sich die bei der Tanzwut beschriebenen

wüsten Scenen, das Schreien und Hinwerfen, sowie die Schläge und Tritte auf den Bauch. Die Zahl der Konvulsionäre wird auf achthundert angegeben, und trotz Spott und dem Verbote des Königs dauerte der Unfug bis in das Jahr 1741 hinein, wo er allmählich zurückging. Die Zeiten waren eben anders geworden. Es war das Zeitalter der Aufklärung, Voltaires und der Encyklopädisten, und für Zeichen und Wunder fand sich nicht mehr das richtige Verständnis. So zog es der Klerus vor, die Wunder für falsch zu erklären, und der König ließ die Konvulsionäre als Betrüger einsperren.

Zu den erwähnenswerten Volkskrankheiten des Mittelalters gehören noch die Geißler, die ihre Entstehung dem tief religiösen Zuge der Zeit verdanken. Die Selbstgeißelung war schon Mitte des dreizehnten Jahrhunderts allgemein geworden. Wer sie nicht übte, auf den wurde mit Fingern gezeigt wie auf einen teuflischen Menschen.

Epidemisch aber scheint die Geißelung erst um die Mitte des folgenden Jahrhunderts geworden zu sein, und wieder war es die Zeit um Johanni, wo im Jahre 1349 größere Mengen von Geißlern in Belgien auftraten. Besonders zahlreich waren die herumziehenden Scharen in Flandern und in Brabant, wo die Flagellanten bald nach Tausenden zählten. Sie zogen in langen Prozessionen mit Kreuz und Fahnen dem zur Geißelung bestimmten Platze zu. Dort angelangt, legten sie ihre Schuhe und Kleider ab, gürteten sich ein Stück Leinwand um die Lenden und nahmen die Geißel zur Hand, die drei Knoten hatte, deren jeder mit vier Nadeln in Kreuzesform versehen war. Dann warfen sich alle zugleich platt auf die Erde mit ausgestreckten Händen, richteten sich wieder zum Knieen auf und geißelten sich in dieser knieenden Haltung, bis das Blut über ihren Körper rann. Dies wiederholte sich dreimal.

Obwohl die Flagellanten von der aufrichtigsten Verehrung für die Kirche erfüllt waren, konnte der Klerus eine religiöse Bewegung nicht gutheißen, die ihren Ursprung aus Laienkreisen hatte. Die Pariser Universität sprach sich für ihre Unterdrückung aus, Klemens VI. erließ am 20. Oktober 1349 eine Bulle, und die Bewegung erlosch ebenso rasch, wie sie entstanden war.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier auf alle Geistesepidemien eingehen, von denen uns die Geschichte erzählt. Nur eine möchte ich noch kurz anführen, da sie die Veranlassung zu verschiedenen litterarischen Bearbeitungen abgegeben hat, ich meine den Aufstand der Inspirierten und Fanatiker in Languedoc 1688—1708.

Mit Ludwig XIV. war eine Verfolgung der bis dahin wenig behelligten Protestanten eingetreten, und zwar besonders unter dem Einflusse der Maintenon, die als Renegatin doppelt bemüht war, jeden Anschein von Wohlwollen für die früheren Glaubensgenossen zu vermeiden. 1685 war das Edikt von Nantes aufgehoben worden, und seitdem wurden die Protestanten wie die wilden Tiere gehetzt, die Kinder in die Klöster geschleppt, die Tempel zerstört, und durch die Dragonaden Mord und Elend über das ganze protestantische Gebiet verbreitet.

Besonders schwer waren die Cevennen heimgesucht, weil sie meist von

Protestanten bewohnt waren, und da die Kirchen zerstört waren und die Teilnahme an der Predigt mit dem Tode bestraft wurde, so mußten die Versammlungen im Freien abgehalten werden, die Assemblées de désert, und für die fehlenden Prediger traten Laien aller Stände ein. Daß sich unter diesen Verhältnissen der religiöse Eifer und die Exaltation steigerten, war natürlich, und als erst ein Mädchen, die Isabeau Vincent, am 2. Februar 1688 in lethargischen Schlaf versunken war, worin sie stundenlang sang und predigte, ohne zu ermüden, folgten ihr bald zahlreiche Kinder in diesem Treiben nach, bis endlich an tausend predigende Kinder von zehn bis dreizehn Jahren im Lande umherzogen und unter Gesängen und Predigten zum Kampfe aufforderten. Der Verlauf war stets derselbe, den Isabeau eingeschlagen hatte. Die Kinder fielen anscheinend in tiefen Schlaf, aus dem sie mit Zuckungen und Krämpfen erwachten, um sich alsdann in voller religiöser Verzückung in stundenlangem Hersagen von Bibelstellen, Beschwörungen und Prophezeiungen zu ergehen. Kam es zum Zusammenstoße mit den königlichen Reitern, dann stürzten sie sich, waffenlos wie sie waren, in das Getümmel der Streitenden, hingen sich an die Beine der Reiter und der Pferde und ließen sich furchtlos in Stücke hauen. Bei alledem waren die Kamisarden sicherlich keine Geisteskranken, wenngleich sie die Prophezeiungen der Kinder mit naivem Glauben hinnahmen und mit blindem Vertrauen dem weit überlegenen Feinde anfangs ohne Waffen entgegengingen. Später wurden diese Inspirationen von den klugen Führern in bewußter Weise benützt, um den Mut ihrer Scharen zu erhöhen und sie stets aufs neue zum Widerstande anzufeuern.

Auch heute noch werden ähnliche Erscheinungen nicht gerade zu den Unmöglichkeiten gehören. Die Gesetze, nach denen sie entstehen, haben ihre Gültigkeit bis heute behalten, und wenn auch der Boden für religiöse Erweckungen nicht mehr der gleiche ist, der er im Mittelalter war, so wird der Mangel an religiöser Empfindung reichlich durch politischen oder sozialen Fanatismus ersetzt.

Daß aber selbst auf religiösem Boden noch Zündstoff genug vorhanden ist, beweisen die eingangs erwähnten Erweckungen im Elberfelder Waisenhause, und erst ganz neuerdings wurden uns aus Rußland noch viel schauerlichere Dinge berichtet.

Noch 1898 ließen sich im Ternowskischen Gouvernement auf Antreiben einer Prophetin fünfundzwanzig Personen lebendig begraben, und an ähnlichen Ausschreitungen einer krankhaft gesteigerten religiösen Stimmung ist in Rußland kein Mangel.

Und darum hat es auch heute noch einen mehr als historischen Wert, wenn wir diese Art der Bewegung zum Gegenstande einer Untersuchung machten, um aus der Kenntnis der Ursachen und Lebensbedingungen wo möglich die Mittel zu gewinnen, diese psychischen Volkskrankheiten mit Erfolg zu bekämpfen und zu verhüten.

Geschichte der orientalischen Frage.

Ungedruckte Vorträge aus dem Nachlasse

von

Prof. Wilhelm Maurenbrecher.

I.

Vorgeschichte bis 1812.

Man redet von der orientalischen Frage als einem politischen Probleme auch unsrer Gegenwart, das seine Lösung noch nicht gefunden, das noch unentschieden und nach verschiedenen Richtungen hin lösbar gedacht wird. Und gerade in unsern Tagen sieht es so aus, als ob wir wiederum an einen Punkt gelangt seien, in welchem die Knoten der historischen Entwicklung zu einer entscheidenden Wendung sich schürzen, in welchem das Schicksal Europas von der Lösung der orientalischen Frage abhängt. Was versteht man unter orientalischer Frage in weltgeschichtlichem Sinne?

Die Gestade des Aegäischen Meeres auf asiatischer wie europäischer Seite, jene Grenzgebiete der beiden Erdteile Europa und Asien, sind ein vielbegehrter, begehrungswerter Besitz; wer sie hat, gebietet weithin nach Osten und Westen; auf dieser Grenzscheide stoßen abendländische und morgenländische Kultur zusammen, die mächtigere von beiden wird diese Mittellande behaupten. Und so ist um sie schon von ältesten Zeiten her gekämpft worden. Die großen Reiche des Orientes haben diesen Uebergangspunkt zum europäischen Leben zu besetzen versucht, die vorderasiatischen Monarchien trachteten schon im Altertum, außer Kleinasien auch Griechenland zu gewinnen; so lassen sich die Perserkriege des griechischen Altertums als Vorspiel, als erstes Stadium der orientalischen Frage bezeichnen.

Im Mittelalter macht sich dasselbe Streben in andrer Form bemerkbar; das römische Kaiserreich hatte den Osten Europas und Kleinasien in seinen Lebenskreis hineingezogen und also die Grenzlande zwischen Morgenland und Abendland unter abendländisches Regiment gestellt, abendländischem Einfluß unterworfen. Auch als Westen und Osten des Kaiserreiches auseinanderfielen, blieb in Byzanz noch immer so viel Macht übrig, daß es möglich war, das vordere Asien für das byzantinische Kaisertum zu behaupten. Aber dies wandte sich plötzlich, als im siebenten Jahrhundert der Islam sich dieser Länder bemächtigte, — da war es orientalische Herrschaft, eine orientalische Reichsgestaltung, welche nun wieder Kleinasien und jene streitigen Gebiete ihrerseits angriff; es ist der zweite Abschnitt der orientalischen Frage. Der Islam war hier der angreifende Teil, wie im Altertum das Perserreich diesen Kampf eröffnet hatte. Seit dem

siebenten Jahrhundert strebte der Islam danach, aus den Euphratgebieten, aus Syrien und Palästina heraus auch Kleinasien die griechischen Inseln und die Balkanhalbinsel zu erobern. Diese Frage war vom neunten bis elften Jahrhundert für das byzantinische Reich eine chronische Krankheit; akut wurde sie im elften Jahrhundert bei der Erhebung der Seldschuken.

Den Todesstreich vom byzantinischen Reich abzuhalten, schickte sich das westliche Europa an. Die Kreuzzüge sind die dritte Phase in der Geschichte der orientalischen Frage. Zwar hatte das byzantinische Reich sich von der allgemeinen Kirche getrennt, aber in der päpstlichen Kirche bestand immer das Verlangen, die kirchliche Union wiederherzustellen. Das Papsttum hatte die Absicht, durch die überströmende Kraft der abendländischen Völker das Morgenland gegen den Islam zu beschützen, es innerlich zu erneuern, durch dauerhafte Einrichtungen das Schicksal der streitigen Grenzlande an das Abendland zu ketten. Der Taumel religiöser Begeisterung in den Volksmassen wurde für diese Aufgabe der päpstlichen Universalpolitik verwertet, das Abendland stürzte sich voll religiösen Entzückens in den Kampf; es ist bekannt, wie besonders die Normannen dabei als Vorkämpfer gedient. Die unteritalischen Fürsten der Normannen hatten sich das Erbe des zusehends dahinsiechenden „kranken Mannes“ in Byzanz (des oströmischen Kaisers) als ihre Beute ins Auge gefaßt; sie machten wiederholten Anlauf, er mißglückte jedesmal; und nicht am Bosporus, sondern in Syrien und Palästina wurden kleine abendländische Reiche im zwölften Jahrhundert gegründet, sie waren Vor- und Wachtposten des Abendlandes wider die morgenländische Macht. Die Gründung gelang, die Behauptung des Gegründeten gelang nicht, die Resultate waren Ende des zwölften Jahrhunderts so gut wie verloren.

Das Papsttum als die führende Macht des mittelalterlichen Europa gab es nicht auf, die einmal eingeschlagene Richtung zu verfolgen — und 1264 geschah auch der Versuch in einer andern Weise; nicht Jerusalem, sondern Byzanz wurde besetzt, und auf der Balkanhalbinsel selbst wurden abendländische Reiche gegründet, eine viel richtigere Weise, die Lösung der Streitfrage zu erstreben, als immer nach Jerusalem hin oder ins Blaue hinein auf den Islam seine Streiche zu führen. Doch auch das lateinische Kaisertum hatte keinen Bestand, es fehlte der Rückhalt, und am Ende des dreizehnten Jahrhunderts ist der alte Zustand wiederhergestellt, das byzantinische Reich war aber nicht lebenskräftiger geworden. Im Abendland hielt das Interesse nicht an, hin und wieder riefen die Päpste noch einmal zum Glaubenskriege auf; ihr Ruf wurde immer weniger gehört, die abendländischen Staaten waren mit sich selbst zu sehr beschäftigt, und der Islam im Morgenlande hatte begründete Aussicht, sobald er selbst sich zusammengefaßt, in den Besitz des so lange begehrten Gutes zu gelangen.

Der vierte Abschnitt in dieser Entwicklung ist durch den siegreichen Fortschritt des Islam charakterisiert. Was dem Perserreiche des Altertums, was dem Islam in seinen ersten Zeiten mißlungen, worüber vom elften bis dreizehnten Jahrhundert die großen Massen der beiden Weltteile gerungen, der Besitz der

Grenzgebiete, das wurde nun den Osmanen zu teil: die Siege bei Nikopolis 1396 und Varna 1444 lieferten 1453 Byzanz selbst dem Sultan in die Hand. Die Söhne Asiens setzten sich nicht nur am Aegäischen Meere, sondern auch auf der Balkanhalbinsel selbst fest. Das Morgenland hatte gesiegt! Und in mächtigem Reichsaufbau standen die Türken seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an der Schwelle Europas, kein Gedanke, daß sie sich friedlich mit dem Abendlande vertragen, nein, der Islam heiligt den Religionskrieg, der Halbmond begehrt und ist verpflichtet, das Kreuz zu zerstören. Die Osmanenmacht lebt im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in unaufhörlichem Kriege, in ununterbrochenem Streben, weitere Eroberungen auf dem Festland Europas zu machen; die Türken waren vom fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhundert der Schrecken des ganzen Abendlandes geworden, von den Donaugegenden drangen sie weiter vor, Ungarn, Polen, Deutschland haben mehr als einmal vor ihnen gezittert, auch Rußland war ihnen nicht gewachsen, alle diese Länder hielten die türkischen Heere im Schach. Und gleichzeitig wurden im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auch die Mittelmeerstaaten von der türkischen Flotte und den türkischen Vorposten am Nordrande Afrikas angegriffen; wie einst im achten und neunten Jahrhundert, so faßte die islamitische Offensive ihr Objekt von diesen beiden Seiten an. Hier geschah der erste Rückschlag, die Seesiege der Spanier im sechzehnten Jahrhundert geboten Halt; die Bewegung, wohl noch kleine Stöße versuchend, wurde als Ganzes gestaut und gehemmt.

Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts traten die ersten Zeichen eines Umschwunges an den Tag. Die erobernden Kräfte der Türken erlahmten, die Formen in der Türkei erstarrten mehr und mehr, der kriegerische Geist schwand aus dem Volke, die Sultane selbst wurden Schwächlinge. Es kam im achtzehnten Jahrhundert dahin, daß das russische Reich in der orientalischen Politik eine Rolle zu spielen sich anschickte. Damals war die Uebermacht auf osmanischer Seite, nichtsdestoweniger betrachteten sich die Russen als die natürlichen Erben der von den Türken vernichteten Byzantiner und wollten dies Erbe den Türken entreißen. Sie machten den Rechtstitel dafür geltend, daß Iwan 1472 Sophia, die Tochter des Herzogs von Achaja, Thomas Paläologus geheiratet habe, die Nichte des letzten byzantinischen Kaisers. Bis zu Peter dem Großen (1689 bis 1725) war noch wenig dafür geschehen, bekanntlich wurde er im Felde von den Türken geschlagen, selbst dem Untergang nahe gebracht, dennoch gelang es seiner Diplomatie, den Türken einzelnes abzuringen und endlich im November 1720 einen „ewigen Frieden“ mit der Pforte zu schließen, der die Niederlage wieder gutmachte und ohne Verlust für die Russen den bestehenden Zustand bis auf günstigere Zeiten erhielt.

Hier im achtzehnten Jahrhundert beginnt die fünfte Phase der orientalischen Frage, diejenige, in der wir heute noch stehen; ihr Inhalt ist die russische Eroberungspolitik gegen die Türken. Rußland will die türkischen Erfolge des fünfzehnten Jahrhunderts rückgängig machen, die orientalischen Eindringlinge aus Europa verjagen und sich, die große Slawenmacht, selbst am Bosporus festsetzen;

jene von der Natur so reich gesegneten Grenzlande des Westens und Ostens den Slawen, speziell den Russen, erwerben. Ob dies den Russen vollständig gelingen wird? Als unbestreitbares Ergebnis der Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts kann man aufstellen, daß bis jetzt sich Rußland im ganzen seinem Ziele genähert hat, große Fortschritte sind gemacht; oft stand Rußland schon dicht vor dem Ziele und mußte einstweilen zurückweichen, um immer wieder den Versuch aufs neue zu wagen. Ein Menschenalter hindurch schien die Lösung des orientalischen Problems in russischem Sinne kaum bestritten werden zu können. Erst allmählich haben die Elemente, welche den Russen sich in den Weg geworfen, solche Kraft und Bedeutung erlangt, daß man heute wieder zweifeln darf, ob Rußland nicht doch schließlich sein Endziel zu verfehlen in Gefahr steht; gerade diese Ungewißheit des endlichen Ausgangs erhöht für unsre Betrachtung den Reiz, mit dem wir den Gang der Geschichte verfolgen. Vielleicht daß die geschichtliche Betrachtung die Lösung des Problemes andeutet.

Neben Rußland stand seit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts und steht heute noch eine andre europäische Großmacht als Rivale, das ist das österreich-ungarische Kaiserreich. Wie einmal die Gestaltung der Staatsterritorien geworden ist, war und ist es für das mit Ungarn zur Reichseinheit zusammengefügte Oesterreich eine Notwendigkeit, die Verfügung über den Donaulauf sich zu erhalten, aber an der unteren Donau stehen sich Rußland und Oesterreich gegenüber. Anfangs hatte Oesterreich große Schritte gethan, sich dort festzusetzen, im heiligen römischen Reiche deutscher Nation war oft vom fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhundert zum Türkenkriege aufgefordert worden, als religiöse und politische Pflicht wurde die Befreiung Europas vom Osmanenstaate angesehen, aber man hatte sich nur mit äußerster Not der Türken erwehrt, noch 1683 war sogar Wien von ihnen bedroht; endlich am Ende des siebzehnten Jahrhunderts erfocht Prinz Eugen, der große Feldherr und Staatsmann, Siege für Oesterreich. Der Friede von Karlowitz 1699 entzog das bisher türkische Ungarn den Türken, ja in neuem Kriege brachte Prinz Eugen die größten Erfolge für Oesterreich zu stande; auf dem Kongreß von Passarowitz 1718 war Oesterreich nahe daran, Serbien, Bosnien, die Moldau und die Walachei zu annektieren, das heißt den ganzen Donaulauf für sich zu besetzen, und nur die Verblendung des Wiener Hofes, welcher dynastische Interessen in Italien zu fördern suchte, gab gegen Eugens Proteste eine andre Wendung, man trat von den hier möglichen Erwerbungen zurück: der große Moment war verpaßt, die Straße an der unteren Donau war den Russen freigelassen, Rußlands orientalische Politik wurde durch den Fehler der Oesterreicher 1718 erst ermöglicht.

Die beiden Mächte Oesterreich und Rußland führten 1737 gemeinsam Krieg gegen die Türkei. Die militärische Ueberlegenheit zeigte sich jetzt auf Seite der Russen, aber die Siege konnten nicht ausgenutzt werden, da Oesterreich sich zum Frieden zu Belgrad 1739 bequemte. Rußland mußte dem zutreten und sich mit dem Erwerb von Asow begnügen. Die deutsche Prinzessin auf dem russischen Throne, Katharina II. (1762 bis 1796), nahm mit voller Energie diese Tendenzen

auf; sie arbeitete sich in die orientalische und in die polnische Frage ein; beide Länder sollten ihre Beute werden. Die beiden, die einst im siebzehnten Jahrhundert untereinander sich auf Tod und Leben bekämpft, beide jetzt von derselben Macht bedroht, hatten dasselbe Interesse, sich zu wehren gegen das große Slawenreich. Man kann sich nicht verbergen, daß die türkische Politik diese Situation mit großer staatsmännischer Einsicht durchschaute; der Halbmond sah ein, daß die römisch-katholischen Polen jetzt nicht mehr mit Religionskriegen zu belästigen, vielmehr gegen die Versuche der griechisch-orthodoxen Russen zu beschützen seien. — Die Polen waren seit 1764 in der schlimmsten Weise bedroht, sowohl durch Rußland als durch Preußen, das die russische Politik unterstützte. Preußen bedurfte der Abtretung gewisser polnischer Provinzen für das Leben des preußischen Staates, Katharina wünschte aus Polen einen russischen Vasallenstaat zu machen. Den russischen Plänen auf Polen trat die Türkei aktiv entgegen, von Frankreich und Oesterreich ermuntert, ging der Sultan 1769 vor, Oesterreich hatte sich verpflichtet, den Türken zu helfen; der türkisch-russische Krieg nahm eine Zeitlang keine besonders energische Entscheidung, besonders da Oesterreich an aller Hilfeleistung durch die Rücksicht auf Preußen verhindert wurde, denn Friedrich II. zeigte deutlich, daß eine kriegerische Aktion Oesterreichs gegen die Russen auch ihn ins Feld gegen Oesterreich bringen werde.

Dies ist die politische Konstellation, unter der Katharina die ersten zertrümmernden Schläge gegen die Türkei führen konnte; der preußischen Allianz verdankte Rußland die Ruhe Oesterreichs. Und nun erfochten die russischen Heere große Erfolge. Katharina entsandte eine Flotte ins Mittelmeer, sie rief die Bewohner Griechenlands zum Aufstande auf, — den warfen die Türken zwar nieder, doch teilte es ihre Streitkräfte — und die Russen vernichteten die türkische Flotte. Gleichzeitig wurde der türkische Vasallenstaat der Tataren in der Krim zur Erhebung gestachelt, der Statthalter in Aegypten zur Abwerfung des türkischen Joches aufgerufen: — man sieht, wie gründlich Katharina gearbeitet. Das türkische Staatsgebäude krachte in allen Fugen, die Fortschritte Rußlands waren so enorm, daß ihnen, wenn nicht die Zerstörung der Türkei, so doch die Losreißung der Krim und Aegyptens durchzusetzen möglich schien, neben dem direkten Gewinn für Rußland, neben dem Erwerb aller Donauländer.

1718 hatte Oesterreich diese Chance verspielt, man sah jetzt diesen Fehler ein, es war die höchste Zeit, daß etwas geschah, dies gut zu machen; Oesterreich mußte handeln, die russische Politik lähmen oder ablenken. Aber für welchen Preis? Für die Erhaltung des noch kürzlich so grimmig befehdeten Türken? Doch dazu war Joseph nicht zu bringen, der eben damals im Rate seiner Mutter, Maria Theresia, Einfluß zu erlangen begann. Oesterreich bot also seine Vermittlung an, mit Preußen wurde verhandelt, und Preußen, das durchaus kein Interesse hatte, den orientalischen Plänen Rußlands im Wege zu sein, aber ebensowenig Interesse hatte, sie besonders lebhaft zu fördern, Preußen ging auf die österreichischen Ideen ein: eine Vermittlung und Friedensstiftung zwischen

Rußland und der Türkei wurde von Preußen und Oesterreich übernommen. Es ist weltbekannt, wer das Opfer dieser diplomatischen Aktion war: Die erste Teilung Polens geschah, um die Türkei vor Rußland zu bewahren. Seit die drei Mächte Rußland, Preußen, Oesterreich sich darüber geeinigt hatten (5. VIII. 1772), wurde den Türken ein Waffenstillstand erwirkt (10. IX. 1772), Verhandlungen begannen; die Russen begnügten sich mit dem Frieden von Kütschück-Kainardschi (21. VII. 1774). Der Hauptinhalt desselben war:

1. Die Unabhängigkeit der Krim wurde von den Türken zugestanden, Kertsch und Jenikale den Russen zugesprochen und freie Schiffahrt auf den türkischen Meeren und der Donau gewährt.

2. Die Türkei sagte Duldung der christlichen Religion zu; dem russischen Gesandten wurde erlaubt, Vorstellungen zu machen zu Gunsten einer in Konstantinopel zu erbauenden griechisch-russischen Kirche; dem Wortlaute nach ein sehr kleines Privileg, das nicht viel besagte, aber es enthielt den Keim und Anlaß zur russischen Intervention, und die Russen waren nicht faul, diesen Schluß später zu ziehen; sie leiteten daraus das Recht des russischen Protektorats über die Christen in der Türkei ab.

Großen faktischen Länderzuwachs brachte der Friede den Russen nicht, aber immerhin war er ein Fortschritt gegen die Friedensschlüsse von 1720 und 1739, und — auch darauf ist hier Nachdruck zu legen —, daß die Türkei so gelinde abkam, daß sie ihre Existenz rettete, verdankte sie nicht mehr ihren militärischen Leistungen, wie früher, nur die Konstellation der europäischen Politik hatte weitere Verluste von ihr abgewehrt, änderte sich diese, so standen ihr neue Demütigungen bevor. Oesterreich war 1771 das Haupthindernis Rußlands gewesen, Maria Theresia blieb zuerst dieser Haltung treu, aber Joseph II. hatte früh Lust zur polnischen Teilung verraten, er war für Eroberungsgedanken zugänglich, es gelang der erfahrenen Schlauheit Katharinas, ihn sogar für eine Kooperation gegen die Türkei zu gewinnen. 1779 hatten Katharina und Joseph sich genähert, und nun setzte man 1782/83 die Einverleibung der Krim ins Werk, die Pforte selbst mußte 1784 das fait accompli anerkennen, 1787 kam Joseph nochmals zur Kaiserin, die gemeinsame Aktion wurde besprochen, die Heere Oesterreichs und Rußlands sollten in türkisches Gebiet einfallen. Joseph wollte Bosnien und Serbien dabei annektieren, Katharinas Pläne gingen weiter; sie wollte wirklich die Türken aus Europa vertreiben und die slawisch-christliche Macht Rußland an ihre Stelle setzen. Soweit wir unterrichtet sind, ging ihre Absicht dahin, in Konstantinopel eine Sekundogenitur für die russische Dynastie zu schaffen. Der zweite Sohn ihres Sohnes Paul wurde Konstantin getauft, und diesem zweiten Enkel bestimmte Katharina die türkische Erbschaft. Sie hatte im voraus Ammen für das Kind aus den griechischen Inseln kommen lassen, damit der zukünftige griechische Kaiser mit unverfälschter griechischer Milch ernährt würde und zum Nationalgriechen erwüchse. Immerhin würde dies griechische Reich unter dem herrschenden Einfluß Rußlands gestanden haben, oder es hätte auch sehr leicht sich direkt mit Rußland verschmelzen lassen.

1788 begannen Rußland und Oesterreich ihren Angriffskrieg gegen die Türkei. Besser, als erwartet wurde, verteidigten sich die Türken; die Einmischung der europäischen Diplomatie kam ihnen zu Hilfe, und die gewaltig an die Herzen der europäischen Souveräne anpochende französische Revolution lenkte das Interesse von Osten ab. Zuerst schloß Oesterreich unter Leopold II. 1791 unter preußisch-englischer Vermittlung in Sistowa Frieden mit der Türkei, indem es mit einer kleinen Grenzregulierung in Kroatien sich zufrieden gab. Es folgte der russische Friedensschluß 1792, im Frieden von Jassy trat die Türkei Oksakow und das Land zwischen Bug und Dniestr an Rußland ab.

Wieder war der materielle Gewinn klein, aber der moralische Eindruck ein ganz gewaltiger, die Hinfälligkeit der Türkei wurde immer deutlicher, nur die Einmischung der europäischen Politik hat sie 1792 wie 1774 gerettet. Aber keineswegs gab Katharina deshalb ihre Pläne auf, es war ihr sehr genehm, daß die europäischen Herrscher durch die Revolution in Frankreich sich beschäftigen und vom Oriente ablenken ließen. Sie hetzte und schürte in Wien, Berlin, London, sie trieb zur Verteidigung von Thron und Altar in Frankreich; unterdessen hatte sie Muße und Freiheit, im Osten vorzugehen; so ist 1793 und 1795 der Rest des selbständigen Polens ihrem Zugreifen erlegen, immer weiter in Europa hinein wuchs der russische Koloß. In dem geheimen St. Petersburger Vertrag zwischen Rußland und Oesterreich vom 3. Januar 1795 wurde eine neue Aktion gegen die Türkei verabredet, wiederum sollte Oesterreich mit Bosnien und Serbien abgefunden werden und die Moldau, die Walachei und Bessarabien den Russen zuwachsen. Die Verwicklungen im Westen 1796 haben die Verabredungen von 1795 nicht zur Ausführung kommen lassen. Die kurze Regierung Pauls I. (1796 bis 1801) brachte die Sache nicht vorwärts, er hatte durch Beeinflussung der Türkei weiteres vorzubereiten gesucht und 1798 der Pforte ein russisches Bündnis auferlegt.

Alexander I. (seit 1801) knüpfte dann an die Politik seiner Großmutter Katharina wieder an. Er gewann sich sogar als Napoleons Alliierter 1807 bis 1809 die französische Unterstützung, freilich im entscheidenden Augenblick wollte doch Napoleon die Aufzehrung der Türkei nicht zugeben. — Napoleons Widerspruch gegen Alexanders orientalische Eroberungen zerstörte 1811 die französisch-russische Freundschaft und erzeugte den Krieg von 1812. Sehr geschickt verfuhren die Russen wider die Türken: man hatte Aufstände in den europäischen Vasallenländern der Pforte hervorgerufen, in der Moldau, Walachei und Serbien, es galt die Autonomie derselben zu erzielen, als Vorstufe für die Unterordnung unter Rußland, ähnlich wie es in der Krim gegangen war; man unterstützte die serbische Erhebung 1804, der Vertrag von 1802 hatte den Russen Einspruchsrecht gegen die Absetzung der Hospodare — Vasallenfürsten — gewährt; freilich der russisch-türkische Krieg von 1809 brachte den Russen keine entscheidenden Siege, und der Friede von Bukarest 1812 bestätigte zwar Bessarabien in russischen Besitz, so daß der Pruth nun die Grenze wurde, aber ordnete doch die Moldau und Walachei der Pforte wieder unter. Dieser Friede war den Russen abgezwungen

worden durch den Ausbruch des französischen Krieges; nach dem Frieden 1814 arbeitete Alexander unaufhörlich weiter an dem Sturze des türkischen Reiches. Einen Anlaß zum Eingreifen sollte er bald in dem griechischen Aufstande finden.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste falsche Demetrius.

(Schluß.)

III.

An den von Mérimée und andern Biographen des Prätendenten wiedergegebenen Beschreibungen der glänzenden, mit noch nicht dagewesenem Aufwande gefeierten Moskauer Feste vom Juni und Juli 1605 gehen wir vorüber, um den für die Zukunft des neuen Herrschers entscheidenden Ereignissen näher zu treten. Ob Demetrius an der mörderischen Beiseiteschaffung der Witwe und des Erben Godunows direkten Anteil genommen, und ob er die Zarentochter Xenia mit Gewalt oder gutwillig zu seiner Geliebten gemacht hatte, wissen wir nicht. Genug, daß bereits der Tag seines Einzugs in den Kreml Zeuge dieser häßlichen Vorgänge gewesen war, und daß demselben eine öffentliche, von Zeichen allseitiger und thränenreicher Rührung begleitete Begegnung zwischen „Mutter und Sohn" folgte. Ob die aus der solowezkischen Klostereinsamkeit nach Moskau geführte „Schwester Marfa" (die Witwe Iwans des Schrecklichen) den ihrer harrenden neuen Zaren wirklich als ihren Sohn anerkannt, oder ob sie eine Komödie aufgeführt hat, gehört unter die Rätsel dieser rätselreichen, von einem ganzen System offizieller und privater Lügen und Fälschungen umgebenen Geschichte. Die Zarin-Witwe hat es genau so gemacht, wie die übrigen an den Ereignissen der Jahre 1605 und 1606 beteiligten Hauptakteure.

Entsprechend den jeweiligen Umständen haben sie selbst, Baßmanow, Wassilij Schuiskoi (der Präses der Uglitscher Untersuchungskommission von 1591) und ungezählte andre hervorragende Personen mit heiligen Eiden das eine Mal die Echtheit, das andre Mal die Unechtheit des Prätendenten beschworen und in der Folge ihre Unwahrhaftigkeit rückhaltlos eingestanden, ohne daß diese sichtbaren Bekenntnisse ihrem Ansehen irgend welchen sichtbaren Eintrag gethan oder auch nur Verwunderung hervorgerufen hätten. Die aus den Zeiten der mongolischen Gewaltherrschaft übernommenen Gewohnheiten bedingungsloser Unterordnung unter die Machthaber und gehorsamen Verzichts auf Selbstachtung und eigne Ehre waren Stücke der russischen Volksmoral und des Volksbewußtseins geworden, die jahrhundertelang zum eisernen Bestande derselben gehörten und die in dem oft citierten Ausspruch, „des Volks Geschichte ist des Herrschers

Eigentum", ihren klassischen Ausdruck erhalten haben. Kein Wunder, daß auch Demetrius nach demselben verfuhr und daß jeder neue Tag seiner Herrschaft ihn in dem Glauben bestärkte, daß es außerhalb seines Willens kein Gesetz und keine Rücksicht gebe, welche für die ihm unterworfenen Millionen von Menschen in Betracht kommen könne.

An der Hand der von seinen beiden ältesten Vertrauten, den Jesuitenpatres erstatteten Berichte läßt sich nachweisen, daß die bedingungslose Unterwürfigkeit, von welcher er in Moskau umgeben war, den glücklichen Usurpator um das bessere Teil der Eigenschaften brachte, die er während der Tage seines Emporkommens vielfach bewiesen hatte. Im übrigen vielfach auseinandergehend, stimmen diese und andre über Demetrius' Regierungshandlungen vorliegenden Berichte doch in dem einen Punkt zusammen, daß der neue Zar vom ersten Tage an eine Selbstherrlichkeit zur Schau trug, die alten und neuen Freunden, Polen und Russen gleich maßlos und gleich bedenklich erschien. Auch da, wo der jugendliche Herrscher löblichen Impulsen und an und für sich richtigen Einsichten folgte, bewies er eine Rücksichtslosigkeit gegen Herkommen, volkstümliche Anschauung und Urteil Berufener, an welcher Selbstüberschätzung und Cäsarendünkel noch größeren Anteil gehabt zu haben schienen als Leichtsinn und Unerfahrenheit.

Daß der als Sieger über Godunow auf den Thron gebrachte neue Zar gegen die Diener und Vertrauten dieses feindlichen Vorgängers weitgehende Milde übte, daß er nur einen derselben, den Patriarchen Hiob, seiner Würde entkleidete, daß er gleichzeitig eine Anzahl hochgeborener Opfer des früheren Regimes in ihre früheren Rechte einsetzte, — daß er wenig später auf Maßregeln zur Einschränkung des Leibeignenhandels Bedacht nahm, und daß er fünfzehn orthodoxe Kirchenfürsten in den Bojarenrat berief, — das alles schien ihm Anspruch auf die Sympathien seiner neuen Unterthanen erwerben zu sollen. Nichtsdestoweniger war der erste Eindruck, den Demetrius der russischen Hauptstadt und ihren Tonangebern gemacht hatte, ein ungünstiger gewesen. Volk und Bojaren erklärten, es sei noch nicht dagewesen, daß ein rechtgläubiger Zar an der Spitze polnischer Panzerträger seinen Einzug in die geheiligten Thore des Kreml gehalten, daß er diese Fremden in ihrer Sprache besonders begrüßt und ihnen die öffentliche Abhaltung ihrer „ketzerischen" Gottesdienste gestattet habe. Gegen die Diener und Freunde eines besiegten Feindes Milde zu üben, erschien diesen Zeugen und Mitschuldigen der Bluthaten des schrecklichen Iwan und des Usurpators Godunow so unerhört, daß sie diese Milde als Schwäche ansahen, und daß bei ihnen Zweifel daran auftauchten, ob ein echter, von seiner Würde durchdrungener Zarensohn gegen Frevler an seinen geheiligten Rechten hätte Nachsicht beweisen können.

Mit verdoppelter Schärfe wurde diese Meinung verlautbart, als schon bald nach der Krönung des neuen Herrschers eine gegen das Leben desselben gerichtete Verschwörung entdeckt, das Haupt derselben, der Fürst Wassilij Schuiskoi, aber auf dem Richtplatze begnadigt wurde. Unter den Iwan und Boris wäre das ebenso unmöglich gewesen wie die Umbenennung des Bojarenrats (der bojarskaja

duma) in einen „Senat“ und die Zuziehung heiliger Gottesmänner und allen irdischen Geschäften entrückter Kirchenfürsten zu einer weltlichen Instanz. Was aber wollten diese Anstöße gegenüber denjenigen bedeuten, die der von Polen und Ketzern nach Moskau begleitete Zar durch sein persönliches Verhalten und seine Lebensgewohnheiten den Gemütern aller wahren Rechtsgläubigen gab? Schaudernd erfuhr man, daß Dimitri Iwanowitsch Kalbfleisch esse, daß er nur einmal wöchentlich das Bad besuche, daß während der zarischen Mahlzeiten nicht Psalmen und Andachtsschriften vorgelesen, sondern rauschende Musikaufführungen veranstaltet wurden, und daß die Musiker Fremde seien, welche weltliche und heidnische Weisen zum Vortrag brächten. Zweifel an der Richtigkeit der über diese Dinge umlaufenden und natürlich vielfach übertriebenen Gerüchte waren um so weniger möglich, als Demetrius sich in Aufzügen öffentlich sehen ließ, die allen Anschauungen vor der Heiligkeit und Unnahbarkeit der zarischen Person absichtlichen Hohn zu sprechen schienen. Statt seine Erscheinung „frisch und neu zu halten, wie ein Hohepriesterkleid“ — statt nach dem Vorbilde alter Zaren nicht anders denn in feierlichem Geleit, schwerfällig auf die Schultern zweier Würdenträger gelehnt vor den Thoren des Kreml-Palastes sichtbar zu werden, schien der neue Herrscher das Beispiel des britischen Thronerben nachahmen zu wollen, der seine Gegenwart „vergeudete, sich dem gemeinen Umgang feilbot und ein Gesell der öffentlichen Gassen wurde.“

Nicht in faltenreichem, schwerem Prunkgewande, sondern in polnisch-französischer Rittertracht hielt Demetrius seine täglichen Ausgänge, — erschien er zu Pferde, so wurde dasselbe nicht geführt, sondern von seiner eignen Hand gelenkt — nahm er überhaupt eine Begleitung mit sich, so beschränkte dieselbe sich auf wenige Personen, in deren Zahl regelmäßig der als Protestant den Katholiken, als Pole den Russen mißfällige Sekretär Iwan Buczinski zu sehen war. — Und wie auf der Gasse, so setzte der kecke junge Herr auch in der Ratsversammlung alle Rücksicht auf das gewohnte Dekorum beiseite. Er führte selbst das Wort, ließ sich auf Diskussionen mit den an ehrfurchtsvolles Schweigen gewöhnten Bojaren ein, machte denselben ihre Anhänglichkeit an Vorurteile und verjährte alte Satzungen zum Vorwurf und ließ alsbald durchsehen, daß er nicht nur neue, von Ausländern geleitete Schulen für die Jugend einzurichten, sondern — den Alten zum Aergernis — Reformen durchzuführen gedenke, die das gesamte öffentliche Wesen auf veränderten Fuß setzen würden. Suchte man ihm Gegenvorstellungen zu machen, so konnte er heftig auffahren, seine Herrscherstellung hochmütig zur Geltung bringen und (was das schlimmste war) hochwürdige Prälaten und Würdenträger aus uralten Geschlechtern mit Berufungen auf ausländische Autoritäten zum Schweigen bringen und dabei dem Schaden den Spott hinzufügen. Den rechten, seiner Würde entsprechenden Ton sollte der aus dem heidnischen Westen hergekommene weiße Zar weder in Stunden der Leutseligkeit und des Frohsinns, noch bei ernsten und feierlichen Gelegenheiten zu treffen wissen, sondern in frivoler und dünkelhafter Weise bald die Schrankenlosigkeit seines souveränen Beliebens, bald die angemaßte Ueberlegenheit seiner Person und Bildung zur Geltung bringen.

Anders, aber nicht minder ungünstig, lauteten die Urteile der beiden Patres. Sawiski und Czyrzowski klagten, daß der liebenswürdige und glaubenseifrige junge Prätendent sich über Nacht in einen hochfahrenden, sittenlosen und ausschließlich mit Eitelkeiten und weitaussehenden Plänen beschäftigter Gewaltherrscher verwandelt habe. Daß der von mißtrauischen Bojaren und fanatischen Kirchenfürsten beobachtete junge Zar seine früheren Beichtväter selten und immer nur im tiefsten Geheimnis empfing und daß er die verheißene Katholisierung des Zarenreichs einstweilen von der Tagesordnung absetzte, um dringendere und näherliegende Geschäfte zu erledigen, das sahen die welterfahrenen Väter der Gesellschaft Jesu ohne weiteres ein. Desto peinlicher empfanden sie, daß der jugendliche Selbstherrscher auch ihnen gegenüber einen veränderten Ton anschlug, und daß Genußsucht und Selbstherrlichkeit desselben wenig Aussicht auf gedeihliche Erledigung derjenigen Angelegenheiten übrig ließen, die zwischen ihm mit den beiden frühesten Beschützern seiner Ansprüche, dem Papst (an die Stelle Clemens' VIII. war im Jahre 1604 Paul V. getreten) und dem Könige Sigismund III. von Polen geordnet werden sollten. Zu den großen Schwierigkeiten, deren Ueberwindung es galt und deren Umfang der zum Zaren gewordene Prätendent erst jetzt übersah, wo es die Erfüllung vorschnell übernommener Verpflichtungen galt, zu diesen Schwierigkeiten kamen andre, die gerade so unschwer hätten vermieden werden können, wie die Anstöße, welche Demetrius durch sein persönliches Verhalten gegeben hatte.

Wie wir wissen, war Demetrius der Verlobte Marina Mniczeks, der Tochter des Palatins von Sandomir, dem neben der Abtretung verschiedener Teile des russischen Staatsgebiets eine Zahlung von einer Million Gulden und die Entsendung eines mit der Freiwerbung beauftragten Gesandten an den König Sigismund zugesagt worden war; an die Krone Polens sollte außerdem ein Teil des Gebiets von Sewerien abgetreten werden. Das war mehr, als der Zar für den Augenblick halten und der Geduld eines Volks zumuten konnte, dem die Heirat mit einer ketzerischen Ausländerin Anstoß genug gegeben hatte.

Sollte das Schlimmste vermieden werden, so mußte nicht nur ein Teil der gemachten Versprechungen bis auf weiteres unausgeführt bleiben, sondern ein Zugeständnis außerordentlich schwieriger Art erlangt werden: Die Erlaubnis zu einem wenigstens scheinbaren Konfessionswechsel der künftigen Zarin. Danach hatte Demetrius seine Maßregeln genommen. Während ein offizieller Abgesandter, der Bojar Wlassjew, mit reichen Geschenken für die Braut und dem Auftrage zur Werbung nach Polen reiste, wurde in der Person des polnischen Sekretärs ein zweiter Bevollmächtigter nach Krakau abgesendet.

Dieser zarische Vertraute war an Mniczek und an den Nuntius in Krakau adressiert und sollte diesen letzteren bestimmen, päpstliche Dispense dafür zu erwirken, daß Marina nach ihrem Eintreffen in Moskau den Schein einer Proselytin der griechisch-orthodoxen Kirche auf sich nehme: Seine Heiligkeit sollte nicht nur Trauung und Krönung nach russischem Ritus zusamt entsprechendem Genuß des Sakraments gestatten, sondern außerdem erlauben, daß die künftige

Zarin die von der griechisch-orthodoxen Kirche vorgeschriebenen Mittwochs- und Sonnabendsfasten halte! — Mniczek aber wurde ersucht, dieses Gesuch bei Rangoni zu unterstützen. An barem Gelde wurden nicht mehr als 200000 Gulden übersandt.

Ungünstiger konnten die Verhältnisse, in welche Demetrius sich begeben hatte, überhaupt nicht liegen. Während er den Hauptteil der gegen den Papst, den König und die Familie Mniczek übernommenen Verpflichtungen unerfüllt ließ, weder mit dem Bekenntnis seiner Konversion hervortrat, noch zu den versprochenen Abtretungen Miene machte, forderte er Zugeständnis über Zugeständnis. Was noch fehlte, um die dadurch verursachten Schwierigkeiten zu nahezu unübersteigbaren zu machen, fügte der vom Taumel des Cäsarendünkels erfaßte, um alles Gleichgewicht gebrachte Emporkömmling proprio motu hinzu. In den Schreiben, mittels welcher er dem Papste und dem polnischen Könige seine Thronbesteigung anzeigte, hatte er sich die Titel eines Imperator, Rex et magnus dux totius Rossiae beigelegt, von denen er wußte, daß sie von Rom und Krakau nicht anerkannt würden. Statt hinzunehmen, daß die beiden Fürsten diese angemaßten Rangbezeichnungen in ihren Antwortschreiben wegließen, beauftragte Demetrius Herrn Buczinski wegen dieser Unterlassungen bei dem königlichen Hof in Krakau und bei dem Nuntius mit allem Nachdruck zu reklamieren und Wandel zu schaffen. Das Maß des Unverständigen wurde endlich dadurch voll gemacht, daß er, der sich eben mit schwerwiegenden Dispensgesuchen an die Kurie wendete, auch noch für den Nuntius Rangoni den Kardinalshut verlangte und diesem Vermittler von den bezüglichen an die Kurie gerichteten Vorschlägen vorläufige Mitteilung machen ließ!

Wlassjew traf am 9. November (1601), Buczinski erst zu Ende desselben Monats, und nachdem die Trauung per procurationem bereits erfolgt war, in Krakau ein; die Verhandlungen über die Formen, unter denen die Ehe in Moskau eingesegnet werden sollte, begannen mithin, nachdem die Eheschließung selbst zur unwiderruflichen Thatsache geworden war. Rangoni half sich mit einer gewundenen Antwort, die durchsehen ließ, daß er die Erteilung der erbetenen Dispense für unmöglich halte. Denselben Charakter trugen die Antworten, welche König Sigismund in Sachen der Titelfrage erteilte, indem er dieselbe als Angelegenheit bezeichnete, die der Beratung mit den Großwürdenträgern der Krone bedürfe. Es darf gleich hier bemerkt werden, daß Demetrius keine seiner Absichten erreichte, daß die für Marina erbetenen Dispense verweigert wurden, und daß die Kurie sich damit begnügte, dem russischen Herrscher gegenüber den Titel „Zar“ (statt des bisherigen Gubernator, Hospodar) zu brauchen.

Der Zeitpunkt von Buczinskis Rückkehr nach Moskau kann nicht genau angegeben werden, genug, daß dieser Vertraute keine definitive Antworten mitbringen konnte, und daß diese erst viele Monate später in der russischen Hauptstadt eintrafen. Inzwischen hatte Demetrius seine geschäftige und anspruchsvolle Thatenlust in Handlungen umgesetzt, deren Eindruck auf das russische Volk sich von selbst errät. In Moskau war bekannt geworden, daß der Zar den römischen,

Papst um Entsendung eines außerordentlichen Gesandten an seinen Hof gebeten habe, daß er dem Eintreffen dieses Diplomaten für das nächste Frühjahr entgegensehe und daß diese Mission mit der Absicht eines gegen die Türkei gerichteten, die Mehrzahl der westlichen Länder umfassenden Offensivbündnisses in Zusammenhang stehe.

Neigung zu kriegerischen Unternehmungen hatte Demetrius von Hause verraten, indem er die mit ihm nach Moskau gekommenen fremden Scharen in seinen Dienst nahm, die von seinem Vorgänger Boris angeworbene ausländische Leibwache vermehrte und die Strelitzen durch Instrukteure aus der Fremde soldatisch schulen ließ; in seinen Plänen sollte ferner liegen, den Klerus auf feste Einnahmen zu setzen und die Ueberschüsse aus den Erträgen des Kirchenguts zur Unterhaltung einer zahlreichen Armee zu verwenden. — Pläne solcher Art lagen in der That vor, denn der große, im Verein mit den Fürsten des Abendlandes zu führende Türkenkrieg war bereits im Dezember (1605) beschlossene Sache. So eilig hatte der ehrgeizige junge Monarch es mit der Ausführung dieses Gedankens, daß er noch vor dem Eintreffen des päpstlichen Gesandten einen entscheidenden Schritt that. An einem der letzten Tage des scheidenden Jahrs wurde der Pater Sawiski in geheimer Mission nach Rom entsendet, um über die nachstehenden in einer Instruktion vom 18. Dezember aufgeführten Punkte mit dem Papste Paul V. zu verhandeln. 1) Der Papst sollte den römischen Kaiser (Rudolf II.) bestimmen, nicht nur den Krieg gegen die Türken fortzusetzen, sondern mit Rußland ein gegen die Pforte gerichtetes Bündnis abzuschließen, und 2) den König von Polen in dieses Bündnis hineinziehen, und 3) nach Eingang der Antwort des Kaisers eine entsprechende Botschaft an den polnischen Reichstag senden, 4) seitens des heiligen Stuhls solle ein Abgesandter an den römischen Kaiser entsendet und darauf Bedacht genommen werden, denselben mit dem aus Moskau delegierten zarischen Botschafter zusammentreffen zu lassen. 5) Der Papst solle in Sachen der Titelfrage bei dem Könige von Polen intervenieren und 6) dem Nuntius Rangoni die wohlverdiente Kardinalswürde verleihen.

Welche der hier angedeuteten Absichten die thörichteste Herausforderung des russischen Volksgeistes bedeutete, dürfte schwer zu entscheiden sein. Nach russisch-nationaler Anschauung war Rom seit der Trennung von Byzanz „in die Hände der apollinarischen Ketzerei gefallen“, der Papst, der „von dem Geiste der Afterweisheit verfinsterte Lügenfürst“ geworden. Diesen Lügenfürsten hatte der jugendliche, dem Volke fremd gebliebene und im Geruch der Ausländerei stehende Zar nicht nur zur Entsendung eines Gesandten, sondern zur Uebernahme von Vermittlungen mit den Monarchen des heidnischen Abendlandes eingeladen. Den Zweck dieser Vermittlungen aber bildete ein Krieg, der an der Seite der verdächtigen Ketzer des Westens und mit Hilfe eines von Ausländern geschulten, aus den Mitteln des ehrwürdigen Kirchenguts zu bezahlenden Heeres geführt werden sollte. Statt sich im Innern festzusetzen und an die geheiligten Ueberlieferungen seiner Vorgänger anzuknüpfen, hatte der aus dem verdächtigen Westen gekommene Herrscher auf Unternehmungen unerhörter Art Bedacht genommen

und Dinge geplant, die von der Heerstraße des Ueberlieferten weit ablagen und durch den Abschluß sträflicher Verbindungen vorbereitet werden sollten! Von diesen Plänen hatten allerdings nur die angesehensten Bojaren Kenntnis erhalten. Ebenso war Geheimnis geblieben, daß ein Jesuit mit diplomatischen Missionen an den Papst betraut worden, — für die Massen genügten aber schon die Gerüchte, nach denen in dem alten Heiligtum der rechtsgläubigen Zaren ein Vertreter des Oberhaupts der lateinischen Ketzerei erwartet wurde und dessen unliebsames Erscheinen mit Kriegsabsichten in Verbindung gebracht wurde. — Ob und wie die auf eine veränderte materielle Stellung der Geistlichkeit abzielenden Entwürfe des Zaren bekannt geworden waren, wissen wir nicht. Daß die bloße Erwähnung der Möglichkeit einer Antastung des Kirchenguts ausreichend war, den Klerus zum Aeußersten zu bringen, verstand sich unter den gegebenen Verhältnissen von selbst. Die Mißstimmung gegen Demetrius war demgemäß bereits zu Anfang Februar (1606) so allgemein geworden, daß der in Moskau zurückgebliebene Pater Czyrzowski sich trüber Ahnungen über die Zukunft des zarischen Proselyten nicht erwehren konnte. So gründlich hatte der Unbesonnene es nach allen Seiten verdorben, daß man ihm auch von katholischer Seite nicht mehr traute, daß das in Polen verbreitete Gerücht, der neue Moskowitische Zar beabsichtige die Wiedertäufer in seinen Schutz zu nehmen, vielfach Glauben fand und daß Czyrzowski die um dieselbe Zeit von Demetrius ausgesprochene Absicht, den Jesuiten-Provinzial in Polen Striverius nach Moskau zu berufen, nichts weniger als günstig aufnahm.

Inzwischen war der Zeitpunkt für das Eintreffen des päpstlichen Gesandten herangerückt. Am zweiten Fastensonntage des Jahres 1606 hielt Alessandro Rangoni (ein Neffe des Nuntius) seinen Einzug in die russische Hauptstadt. Paul V. war taktvoll genug gewesen, keinen katholischen Prälaten, sondern einen vornehmen Weltmann nach Moskau zu entsenden, der im Vollgefühl seiner Macht und Feierlichkeit schwelgende Zar hatte sich aber nicht nehmen lassen, das Eintreffen dieses Diplomaten mit einem Schaugepränge zu umgeben, der das Aufsehen der Sache unnötigerweise vermehrte. Rangoni wurde von dem Oberstallmeister, zwei andern hochgestellten Beamten und dreißig reichgeschmückten Reitern eingeholt, in des Zaren eignen Schlitten gesetzt und unter dem Zulauf einer ungeheuern Menschenmenge in den Kreml geleitet. Die Krone auf dem Haupt, das Zepter in der Hand, von Gold und Edelsteinen funkelnd empfing ihn Demetrius. Zur Rechten des zarischen Throns hatten der Patriarch und die in Moskau anwesenden Kirchenfürsten, zur Linken die vornehmsten Würdenträger und Bojaren Aufstellung genommen. Der heimatlose Flüchtling, den Rangoni zwanzig Monate zuvor als Hilfesuchenden kennen gelernt hatte, ließ sich von dem Abgesandten des Papstes die Hand küssen, seine Antwort auf dessen Begrüßung durch Buczinski vorlesen und sich in derselben als „Kaiserliche Majestät“ bezeichnen! Die von ihm angenommene Haltung und Sprache war eine so hochfahrende und stolze, daß er selbst für notwendig hielt, den römischen Diplomaten nach Beendigung der Zeremonie durch Buczinski und sodann Czyrzowski versichern zu lassen, daß diese Art des Empfangs durch gebieterische Rücksichten auf die öffentliche Meinung

bedingt gewesen sei und daß er, der Zar, nach wie vor „der ergebene, gehorsame und dankbare Sohn Seiner Heiligkeit geblieben sei.“ Zu diesen Entschuldigungen war um so reichlicherer Grund vorhanden, als Rangoni nicht nur dem Papste, sondern auch dem Könige von Polen eine ganze Anzahl von Gesuchen vortragen sollte, an deren Erfüllung dem „Imperator serenissimus et invictissimus“ dringend gelegen war. Wie aus dem von Pierling veröffentlichten Bericht des päpstlichen Gesandten hervorgeht, bat Demetrius den Papst um die Zusendung von „drei oder vier“ vertrauenswürdigen Männern des Laienstandes, die dem Zaren als Ratgeber und Sekretäre in diplomatischen Geschäften zur Hand sein sollten, weiter um erfahrene Kriegsmänner, die als Instrukteure und Maschinenmeister thätig sein könnten. Außerdem sollte Seine Heiligkeit dem Zaren bei der Anknüpfung diplomatischer Beziehungen zu den Königen von Frankreich und Spanien behilflich sein, den nach Rom zu entsendenden russischen Gesandten einen gnädigen, ihrer Stellung entsprechenden Empfang versprechen und die auf die Titelfrage bezüglichen Differenzen mit dem Könige von Polen ausgleichen helfen. Das Verhältnis zu Sigismund III. hatte sich zufolge der Mißgriffe des Zaren so ernstlich getrübt, daß der Schwiegervater Mniczek für dasselbe zu fürchten begann und daß verschiedene, sonst nicht eben polenfreundliche Bojaren es für Pflicht gehalten hatten, ihrem Herrn zu vorsichtigem Einlenken zu raten. Demetrius' anstößiges Verhältnis zu Xenia Godunow war in Krakau bekannt geworden und von Beschwerden der in Moskau lebenden Polen über den Hochmut und die ihnen gegenüber beobachtete Sparsamkeit des Zaren begleitet worden, — ja, man wollte wissen, daß eine Anzahl mißvergnügter Bojaren dem Könige von Polen durch Vermittlung des russischen Gesandten unter der Hand habe mitteilen lassen, daß sie mit dem von ihm begünstigten „Tyrannen von niedriger Herkunft“ unzufrieden seien und eventuell den Sohn Seiner Majestät, den Prinzen Ladislas, zu ihrem Zaren machen wollten —, Anerbietungen, die Sigismund zurückgewiesen haben sollte! — Zur Ausgleichung dieser „Mißverständnisse“ sollte Rangoni behilflich sein und dem Könige eröffnen, daß der Zar zwar in der Titelfrage nicht nachgeben könne, dagegen keinen Anstand nehmen werde, den Wünschen Seiner polnischen Majestät entsprechend gegen den Usurpator Karl von Södermanland (der Sigismund vom schwedischen Throne verdrängt hatte) in die Schranken zu treten und sich in dieser Beziehung genau nach den Ratschlägen des von ihm kindlich geliebten Monarchen zu richten. Von den der Krone Polens versprochenen Gebietsabtretungen war auch dieses Mal mit keinem Worte die Rede. Ob es richtig ist, daß Sigismund auf dieselben verzichtet habe, wissen wir nicht.

Rangoni erklärte sich zur Uebernahme dieser sämtlichen Aufträge bereit. Wie wir aus seinem Berichte vom 6. März ersehen, hatte er dazu besondere Gründe gehabt. Abgesehen davon, daß Demetrius' Treue gegen den heiligen Stuhl allen schönen Redensarten zum Trotz nicht mehr die frühere zu sein schien, glaubte er in Erfahrung gebracht zu haben, daß eine dem römischen Interesse gefährliche Intrigue im Gange sei. Unterstützt durch eine Anzahl polnischer Dissidenten und mehrere in Moskau lebende Engländer, sollte Demetrius' nächster Vertrauter,

der Protestant Buczinski, in aller Stille für die Anknüpfung diplomatischer Beziehungen zu dem ketzerischen Hofe von London arbeiten, die Uebernahme einer Gesandtschaft an den König Jakob I. planen und dem Zaren einreden, daß die gewünschten Instrukteure und Ratgeber ebenso gut aus England wie aus Italien bezogen werden könnten. Von begreiflichem Mißtrauen gegen Demetrius erfüllt, glaubte Rangoni diesen bei seinen ursprünglichen Absichten festhalten zu können, indem er sich so entgegenkommend zeigte, als mit den Interessen seines Hofs irgend vereinbar erschien.

Als der päpstliche Gesandte um die Mitte des Märzmonats die Rückreise antrat, war die künftige Zarin bereits auf der Fahrt nach Moskau begriffen. Etwa auf halbem Wege trafen die Reisenden zusammen. Marina wurde von ihrem Vater, einer Anzahl vornehmer Freunde und einem glänzenden Gefolge, außerdem aber von fünf Geistlichen, vier Franziskanern und dem Jesuiten Sawiski, dem Vertrauensmann Rangonis, begleitet. Alles ließ darauf schließen, daß eine auch nur scheinbare Konversion der Zarin als im voraus ausgeschlossen angesehen wurde. Alltäglich erneuerten die geistlichen Berater Marinas ihre Ermahnungen zu unentwegter Treue gegen den Glauben der Väter, am Morgen jedes Reisetages wurde Messe gelesen, in jedem Nachtquartier eine fliegende Kapelle aufgeschlagen. Von der Bevölkerung wurde die künftige Landesmutter mit schuldiger Ehrerbietung, aber mit unverkennbarer Zurückhaltung aufgenommen, — allenthalben die Begrüßungen durch Beamte und Gemeindevorsteher von Fragen darüber begleitet, ob die hohe Reisende dem unierten oder dem römischen Bekenntnis folge, und welche Stellungen ihre geistlichen Begleiter bekleideten. In Smolensk hatte man den Ankömmlingen den Eintritt in die Festung verweigert, obgleich die zur Begrüßung Marinas entsendeten zarischen Gesandten Massalski und Nagoi sich dem Gefolge ihrer künftigen Zarin bereits angeschlossen hatten und obgleich diese in der vergoldeten, von zwölf Zeltern gezogenen zarischen Staatskarosse einherherfuhr. Das letzte Nachtquartier wurde am 11. Mai in der Nähe Moskaus aufgeschlagen. Hier holte Demetrius die von Jugend und Schönheit strahlende Braut ein, um sie andern Tages an der Spitze eines zahlreichen, aus Russen und Polen höchsten Ranges zusammengesetzten Gefolges in die spannungsvoll harrende Hauptstadt seines Reichs zu begleiten. Marina begab sich zunächst in das griechisch-orthodoxe Himmelfahrtskloster, um bei der hier residierenden Zarin-Mutter ihre vorläufige Wohnung zu nehmen. Da man russischerseits in der Wahl dieser Niederlassung einen ersten Schritt zur Konversion der „Zarin“ sah, machte dieselbe dem Moskauer Publikum einen außerordentlich günstigen Eindruck: für Marina bedeutete die erste Berührung mit einem russischen Kloster ein Vorspiel der peinlichen Kämpfe, welche die folgenden Tage erfüllen sollten. Die Pfingstwoche war angebrochen, und die gute Katholikin wünschte dieselbe durch Messe und Gottesdienst festlich zu begehen. Man erklärte ihr, daß jeder Gedanke daran ausgeschlossen sei, und daß die Zulassung katholischer Geistlichkeit in ein rechtgläubiges Kloster eine Profanation dieses Heiligtums bedeuten würde. Unter noch widrigeren Eindrücken verging

der folgende Tag, den Demetrius zum Empfang der aus Krakau eingetroffenen polnischen Krönungsbotschafter bestimmt hatte. Als der erste Botschafter Olesnicki seine Begrüßungsrede hielt und den Zaren, erhaltenem Auftrage gemäß, als Großfürsten anredete, flammte Demetrius in so hellem Zorne auf und verweigerte er die Entgegennahme des ihm überreichten königlichen Schreibens in so heftigen Ausdrücken, daß es zu einem noch nicht dagewesenen Zusammenstoß kam und daß ein öffentlicher Bruch nur mühsam vermieden werden konnte. Man kam überein, daß von beiden Seiten alle Rechte vorbehalten werden sollten und daß der Zar unter dieser Bedingung den ihm überreichten Brief entgegennahm. Dabei sollte es indessen nicht bleiben, denn Konflikt häufte sich über Konflikt. Die polnischen Botschafter verlangten das Krönungsbankett als Platznachbarn des Zaren mitzumachen, Mniczek klagte über Nichterfüllung der ihm von seinem Schwiegersohne gemachten Versprechungen, Marina weigerte sich, das geschmacklose alt-russische Kostüm und die schweren, plumpen Brokatstiefel anzulegen, welche das Herkommen für die Heirats- und Krönungszeremonie vorschrieb, — zwischen Russen und Polen aber brachen immer wieder Händel aus, deren gewaltsame Ausfechtung nur mühsam verhindert werden konnte. Als der Morgen des für das Krönungsfest bestimmten 18. Mai anbrach und Marina im Geleite ihres Vaters und der ihr beigegebenen Ehrendame Fürstin Mistislawski beim Klange der Glocken den feierlichen Gang zur Himmelfahrtskathedrale antrat, befanden sich Teilnehmer und Zuschauer der Zeremonie in der denkbar unfestlichsten Stimmung und verriet das Verhalten der Bevölkerung, daß es unten nicht besser aussehe wie oben. Ueber den entscheidenden Punkt, die Frage, ob Zar und Zarin am Tage von Marinas Krönung das Sakrament nach griechisch-orthodoxem Ritus empfangen haben, liegen bestimmte Nachrichten nicht vor. Thatsache scheint dagegen zu sein, daß schon die Krönung als solche in Moskau empfindlichen Anstoß gab, weil bisher keine der russischen Kaiserfrauen der Ehre teilhaft geworden war, eine Krone auf das Haupt gesetzt zu bekommen.

Das auf die kirchliche Handlung folgende, bis tief in die Nacht fortgesetzte Bankett dürfte die düsterste und freudloseste Krönungsmahlzeit gewesen sein, die seit den Tagen Macbeths und Banquos abgehalten worden. Daß die polnischen Botschafter an demselben überhaupt teilnahmen, war allein der Intervention Mniczeks zu danken, der zu elfter Stunde und als man bereits zur Tafel gehen wollte, durchsetzte, daß mindestens dem ersten dieser Vertreter Sigismunds III. sein Platz neben dem Zaren, wenn auch nicht an dem Tisch desselben, angewiesen wurde. Demetrius wußte seinem Unmute über die Verweigerung des Kaisertitels so wenig Zügel anzulegen, daß derselbe das Gespräch des Tages bildete, Marina grollte wegen des entstellenden Anzuges, den sie in der Kirche hatte tragen müssen, Mniczek wegen der Zurücksetzung der Vertreter seines Königs und wegen der zunehmenden Unbotmäßigkeit des Schwiegersohns, — rücksichtlich der übrigen Festgenossen aber blieb zweifelhaft, ob die haßerfüllten Mienen der Russen oder die hochfahrenden Allüren der Polen den unheimlicheren Eindruck machten. Noch besorglicher sah es vor den Thüren des Kreml aus, als das Bankettieren über

die Mitternachtsstunde hinaus dauerte und als die rauschenden Klänge der „heidnischen“ Tafelmusik sich mit den ernsten Tönen der auf allen Türmen der Stadt geläuteten Glocken mischten. In thörichtem Leichtsinn hatten die Festordner außer Betracht gelassen, daß man sich am Vorabend des Nikolaustages befand und daß die im Zarenpalaste gefeierte Lustbarkeit den gläubigen Massen für eine absichtliche Verhöhnung des ersten der russischen Nationalheiligen galt. Während drinnen bankettiert, gegrollt und gejubelt wurde, wurde draußen komplottiert und zu einer patriotischen Massenerhebung die erste Vorbereitung getroffen. An der Spitze der Umtriebe stand auch dieses Mal Fürst Wassilij Schuiskoi, derselbe, der im Jahre 1591 die Untersuchung über die Ermordung des Zarewitsch geleitet und als Urheber der ersten gegen Demetrius gerichteten Verschwörung das Schafott betreten hatte und im letzten Augenblicke begnadigt worden war.

Jeder der auf das Hochzeits- und Krönungsfest folgenden acht Tage wurde durch eine neue glänzende Veranstaltung bezeichnet, über welche die zeitgenössischen Aufzeichnungen ausführliche Berichte enthalten. Was unterdessen in der verstörten Seele des Zaren vorging, ist erst aus einem Berichte des P. Sawiski bekannt geworden, den Demetrius am 25. Mai zu sich bescheiden ließ. In heftiger Erregung auf und nieder schreitend, erging der „Imperator invictissimus“ sich in Reden, deren großsprecherischer und dünkelhafter Ton den Jesuiten an der vollen Zurechnungsfähigkeit des Redenden zweifeln ließ. Nach einigen Bemerkungen darüber, daß er mit seinen Reform- und Zivilisationsplänen nunmehr Ernst machen und mit der Begründung einer höheren Schule ungesäumt vorgehen werde, kam Demetrius plötzlich und unvermittelt auf die „hunderttausend Mann“ starke, tapfere und thatenlustige Armee zu reden, die zu seiner Verfügung stehe, und über deren Verwendung er noch nicht schlüssig geworden sei. „Ich kann mich,“ fügte er drohend hinzu, „ebensogut gegen die Ungläubigen wie gegen einen ‚andern Feind‘ wenden.“ Dann folgten so „vehemente“ Aeußerungen über den König von Polen und über die von diesem ausgesprochene Verweigerung des Kaisertitels, daß Sawiski auf die schweren Gefahren hinweisen zu müssen glaubte, die ein Konflikt „zwischen zwei so mächtigen Monarchen“ heraufbeschwören könne. Hier wurde das Gespräch abgebrochen und eine Fortsetzung desselben für einen der nächsten Tage in Aussicht genommen.

Daß die Tage des Mannes gezählt seien, dessen maßlose Ueberhebung jetzt den höchsten Grad erreicht hatte, sollte Sawiski schon wenige Stunden später, am Morgen des 27. Mai, erfahren. Die von Schuiskoi geleitete Verschwörung nahm ihren unaufhaltsamen Fortgang, obgleich Demetrius von den verschiedensten Seiten gewarnt und insbesondere von Mniczek auf die ihm und seinen polnischen Gästen drohende Gefahr hingewiesen worden war. Die von dem Verblendeten getroffenen Maßnahmen beschränkten sich auf eine von Strafandrohungen begleitete öffentliche Warnung vor Verbreitung schädlicher Gerüchte und auch die den Polen gegebene Versicherung, daß sie von dem befreundeten russischen Volke nichts zu fürchten hätten; an eine Gefahr wollte der auf sein Glück und seine geheiligte Würde pochende Cäsar nicht glauben. Als die Augen ihm geöffnet

wurden, war es zu spät. Am frühen Morgen des 27. Mai wurden Zar und Zarin vom Geheul der Sturmglocken geweckt, die sich von den nach Hunderten zählenden Türmen der ungeheuren Stadt vernehmen ließen. Der in das Geheimnis der Verschwörung gezogene zarische Kämmerer Bonach beruhigte die Erschreckten mit der Versicherung, daß eine Feuersbrunst ausgebrochen sei, just in dem Augenblick aber, in welchem Demetrius sich wieder zur Ruhe begeben wollte, wurden die Thore des Kreml eingeschlagen und wälzte eine wütende, von Schuiskoi und andern Bojaren geführte Volks- und Soldatenmasse sich in das Innere des Schloßhofs. Einen Augenblick später waren die sämtlichen Ausgänge besetzt, ohne daß die wachhabenden Strelitzen auch nur einen Versuch zur Gegenwehr gemacht hätten. Baßmanow, der sich den Rasenden entgegenwarf, wurde vor der Thür des von dem Zarenpaar bewohnten Palastflügels ermordet und das Palais mit so unaufhaltsamer Eile erstürmt, daß dem verzweifelten Zaren nichts als ein Sprung aus dem Fenster übrig blieb. Halb tot und mit zerschmetterter Hüfte auf dem Schloßhof daliegend, wurde er nach vergeblichen Versuchen, die Strelitzen zu ihrer Pflicht zurückzurufen, erbarmungslos abgethan. Den ersten Schuß auf den Hilflosen soll ein Bojar Kolochin abgefeuert haben.

IV.

Das einzelne der auf die Mordscene folgenden Ereignisse liegt außerhalb des Rahmens dieser Skizze. Am Abend des 27. Mai 1606 waren die Straßen der russischen Hauptstadt von rund zweitausend Leichen (angegeben wird die Zahl 1905) bedeckt, zumeist polnischen. Aber auch andre Fremde, „darunter viele feine Studiosi, deutsche Juweliere und Kaufleute aus Augsburg, die groß Gut und Geld bei sich hatten,“ waren diesem elementaren Ausbruch populären Fanatismus und barbarischer Raubsucht zum Opfer gefallen. Das Leben der polnischen Botschafter hatte Schuiskoi nur mühsam zu retten vermocht; Mniczek, Marina, deren Bruder und Schwager, die sich mit mehreren Hunderten ihrer Landsleute in dem ihnen eingeräumten festen Hause verschanzt hatten, wurden als Gefangene in Städte des inneren Rußland abgeführt, die Mehrzahl der übrigen Polen sprang über die Klinge. Von Racheakten gegen die einheimischen Anhänger des Prätendenten verlautet dagegen kaum etwas: der Kompromittierten waren zu viele, weil sich nahezu sämtliche in Betracht kommende Würdenträger und Beamte Moskaus der herrschend gewesenen Gewalt unterworfen und durch Verleugnungen ihrer wirklichen Ueberzeugung mitschuldig gemacht hatten.

Schuiskoi, den man zwei Tage nach der Ermordung des Demetrius zum Zaren erwählte, mußte eingestehen, daß die von ihm im Jahre 1591 geführte Untersuchung auf Lug und Trug beruht habe, die Zarin-Mutter bekannte, daß sie über die Unechtheit des Mannes, den sie ein Jahr lang als wiedergefundenen Sohn behandelt hatte, niemals im Zweifel gewesen sei, und in demselben Sinne sprachen sich die Ungezählten aus, die dem ermordeten Fürsten Treue geschworen, an seinem Tische gesessen und mit ihm die Herrlichkeiten seiner Würde geteilt hatten; daß sie dem „Drang der Umstände“ gefolgt waren, wurde allen als aus-

reichende Entschuldigung angerechnet. Entsprechend diesem dritten Akt der schmählichen Tragödie gestalteten sich denn auch die Schlußhandlungen derselben. Schuiskoi sandte seinen Bruder und einen Bojaren Tatischtschew nach Uglitsch, um die Leiche des ermordeten Zarewitsch ausgraben, nach Moskau überführen und daselbst feierlich bestatten zu lassen. Für die offizielle Version, nach welcher der Körper des vor fünfzehn Jahren bestatteten Knaben völlig unversehrt ausgesehen und „seine Heiligkeit“ durch wunderbare Kranken- und Lahmenheilungen bewiesen haben soll, für diese Version giebt ein unverdächtiger Zeitgenosse, der erwähnte deutsche Kaufmann Busso, die nachstehende Erklärung: „Schuiskoi ließ auch eines Pfaffen Sohn, der neun Jahre alt war, töten, demselben kostbarliche Totenkleider anthun und in einen neuen Sarg legen, auch erkaufte er etliche gesunde Leute, die mußten sich anstellen, als ob sie krank wären.“ Mit einem offiziellen Betruge hatte das Stück begonnen und mit einem offiziellen Betrug endete dasselbe. Abermals behauptete die Zarin-Mutter „unter vielen Thränen“, ihren Sohn zu erkennen, die Kirche aber erhob denselben unter ihre Heiligen, zu denen der „Wunderthäter Demetrius“ noch heute gezählt wird! Von dem echten, jetzt mit dem Heiligenschein umgebenen Zarewitsch, behaupteten diejenigen, die ihn gekannt hatten, er sei ein „arger Bube“ gewesen, der von dem Vater Blutdurst und fallende Sucht, von der Mutter das unbändige tatarische Blut geerbt habe!

Daß all diesen Veranstaltungen zum Trotz wenig später ein zweiter falscher Demetrius erstand, daß Marina diesen unter dem Namen des Diebes von Tutschino berüchtigt gewordenen Betrüger als ihren Gemahl anerkannte und mit ihm einen Sohn zeugte, das ist ebenso bekannt, wie daß Wassilij Schuiskoi nach vierjähriger Regierung abdanken und sein Land in mehrjährige Verwirrungen stürzen mußte, die erst nach Erhebung des ersten Romanow auf den Zarenthron (21. Februar 1613) ihr Ende nahmen. Mit der Geschichte des merkwürdigen Mannes, der elf Monate lang auf dem Moskauer Throne gesessen, stehen diese Vorgänge nicht mehr in direktem Zusammenhang. Ob er das Geheimnis seiner Person gleich nicht „in das Grab“ hatte nehmen können (sein Leichnam wurde verbrannt, die Asche in die Winde verstreut), ist dasselbe niemals enthüllt worden. Wir haben gesehen, daß Demetrius weder der Mönch Grischka Otrepjew, noch „eine Erfindung der Jesuiten“ gewesen ist, und daß die Umstände, welche den Tod des „echten Prinzen“ begleiteten, ebenso zweifelhaft geblieben sind, wie die Identität der irdischen Reste desselben. Dabei ist es geblieben. Wenn in der Folge die Vermutung ausgesprochen worden ist, daß der rätselhafte Prätendent Kosake gewesen sei, so bedeutet diese Aufstellung ebensowenig wie die andre, die ihn zum Polen machen will; daß Demetrius ein vorzüglicher Reiter gewesen, will für sein angebliches Kosakentum ebensowenig beweisen wie der Umstand, daß er das Russische mit polnischem Accent gesprochen haben soll, für eine polnische Herkunft. Kapitän Margeret, der die letztere Wahrnehmung bei Gelegenheit vielfacher persönlicher Berührungen gemacht hatte, ist bis an das Ende seines Lebens fest davon überzeugt geblieben, daß er dem echten Sohne Iwans des Schrecklichen gedient habe. Damit und mit dem Umstande, daß dieser sonst glaubwürdige Franzose der erste

in seine Heimat zurückgekehrte westeuropäische Augenzeuge der Moskauer Katastrophe war, mag zusammenhängen, daß Lopez de Vega in seiner wenige Jahre später erschienenen Tragödie „Demetrio" den Prätendenten als den legitimen Erben des russischen Throns feierte. Schillers genialer Entwurf geht von der dramatisch höchst wirksamen, historisch unmöglichen Voraussetzung aus, daß Demetrius sich für den echten Prinzen gehalten und erst während des Marsches auf Moskau erfahren habe, daß er das nicht sei; Puschkins prächtiges Trauerspiel Boris Godunow[1]) hält an der Identität des Prätendenten mit Otrepjew fest, Gerhard (Adolf Nissen) und (wenn ich nicht irre) auch Hermann Grimm lassen es in ihren Dichtungen bei einem „non liquet" bewenden. Die geschichtliche Forschung wird sich bei der nämlichen Formel bescheiden müssen.

Erinnerungen an den Aufenthalt deutscher Künstler in Rom.

Von

Fürst **Balthazar Odescalchi** in Rom (Palazzo Odescalchi).

I.

Zu allen Zeiten haben die Richtungen der deutschen und italienischen Kunst trotz ihrer Verschiedenheit aufeinander eingewirkt. Es ist allgemein bekannt, daß Albrecht Dürer in Venedig war, und daß zu seiner Zeit viele italienische Künstler, besonders aus unsern nördlichen Provinzen, seine trockene Art der Komposition und die Genauigkeit seiner Zeichnung nachzuahmen suchten. Seitdem sind die deutschen Künstler stets in großer Anzahl nach Italien gezogen, haben in unsern Städten und besonders in Rom geweilt, um sich an dem hellen Lichte unsers strahlenden Himmels, an der landschaftlichen Schönheit unsrer Heimat zu begeistern und um die Denkmäler, vor allem die unsrer alten Kunst, zu studieren. Wenn sie einen Einfluß auf unsre Kunst ausgeübt haben, so brachten sie auf der andern Seite bei ihrer Rückkehr in ihr Vaterland einen Nachhall alles dessen mit, was sie in Italien gesehen und gelernt hatten, und die deutsche Kunst nahm durch ihre Vermittelung stets etwas von italienischem Wesen an, nicht nur in ihren mehr altertümlichen Werken, sondern auch in der trockeneren und genauen Komposition, die der besonderen Begabung ihres Volkes entspricht.

---

[1]) Eine vorzügliche deutsche Uebersetzung dieses höchst geistreichen Stücks hat Bodenstedt veröffentlicht.

In meiner Jugendzeit, als ich anfing, für die ersten Kunsteindrücke empfänglich zu werden, hielten sich bei weitem mehr deutsche Künstler in Rom auf als heutzutage. Damals pflegten sie am 1. Mai auf einem Gute nahe bei Rom zusammenzutreffen, das La Cervara heißt und auf dem sich die Grotte befindet, wo sich der Sage nach Numa Pompilius von der Nymphe Egeria Rat geholt hat. An diesem Orte kamen sie in verschiedenen Masken zusammen, um den ganzen Tag in karnevalistischer Lustbarkeit zu verbringen. Es war Sitte, sich bei dem Feste von Cervara mit einem am Gürtel hängenden Zinnbecher und einem halben, in dem betreffenden Jahre geprägten Soldo, den man als Orden auf der Brust trug, zu schmücken. Diejenigen, die an mehreren dieser Feste teilgenommen hatten, zierten ihre Brust mit ebenso vielen halben Soldi, und die die größte Anzahl davon hatten, hießen Veteranen. Infolge der großen Anzahl dieser in Rom lebenden Künstler wurden die Feste von Cervara gewöhnlich der Karneval der Deutschen genannt.

Nachdem in Rom eine neue Ordnung der Dinge eingeführt worden war, trat die internationale künstlerische Vereinigung an die Spitze und fuhr einige Jahre lang fort, das Fest von Cervara zu feiern, wobei dieses ein mehr kosmopolitisches Gepräge erhielt; dann aber kam es in Abnahme, genau wie der Karneval in den Straßen Roms und so viele andre charakteristische und malerische Gebräuche, die mit dem Wechsel der Zeiten verschwunden sind, und jetzt ist der Karneval der Deutschen nur eine geschichtliche Erinnerung, die aus dem Rom der alten Zeit verschwunden ist, während in meiner Jugend sich das Fest von Cervara im vollen Glanze seiner Blütezeit befand. Nicht selten erschien dort König Ludwig von Bayern, damals der hohe Beschützer der Künste in Deutschland, um sich unter die Künstler zu mischen und an ihren Scherzen und ihren Maskeraden teilzunehmen.

Zu dieser Zeit waren unter den deutschen Künstlern diejenigen die namhaftesten, die man in Deutschland Nazarener und später bei uns Präraffaeliten nannte. Ihre Kunst bestand ausschließlich in der Nachahmung unsrer Quattrocentisten oder derjenigen, welche in der Malerei und Skulptur Raffael von Urbino vorausgegangen sind, besonders in seiner späteren Entwicklung, das heißt wo er als Anhänger der neuen Bestrebungen unsrer Renaissance auftrat. Die Künstler dieser Richtung waren durch eine doppelte Erwägung auf ihre theoretische und praktische Behandlungsweise der Kunst gebracht worden: zuerst behaupteten sie, daß die Kunst, die zur Zeit Raffaels von Urbino auf ihren Höhepunkt gelangt sei, da mit ihm selbst in seinem zweiten Stile der Verfall begonnen habe, eher einen Schritt rückwärts machen müßte, um wiederum allmählich auf den Gipfel der Vollkommenheit gelangen zu können. Die andre Erwägung, die sie zu dieser Art Malerei leitete, entsprang einem mystischen und religiösen Gedanken. Sie hielten daran fest, daß diejenige Kunst, die sie nachahmten, eine wahrhaft christliche Offenbarung sei, während sie sich später in Begriff und Form unter dem Einfluß des neuen Heidentums der Renaissance geändert habe. Diese deutsche Künstlerschule gehörte in den Zusammenhang jener romantisch-christlichen Reaktion,

die auf die Restauration und die Niederlage der französischen Revolution folgte, deren Hauptvertreter in der Litteratur Châteaubriand und unser Landsmann Manzoni waren, ihre Anhänger verbreiteten dieselben Ideen mit Kreide und mit Farben.

Unter diesen Nazarenern waren die berühmtesten und namhaftesten Overbeck und Cornelius. Overbeck war im Grunde seines Wesens ein Mystiker: er besaß eine hohe, schlanke Gestalt, trug lang auf die Schultern herabwallende weiße Haare, lebte in seiner Werkstatt wie ein Einsiedler; der selige Angelico war sein Heiliger, und wie dieser in seiner Zelle in Entzückung hingesunken sein soll, bevor er das Bild des Gekreuzigten malte, so griff Overbeck niemals zu Palette und Pinsel, noch ging er an die Arbeit, ohne den Segen des heiligen Geistes angerufen zu haben. Cornelius war älter an Jahren, dennoch überlebte er lange seinen Freund und starb hochbetagt. Trotzdem er derselben Richtung angehörte und die Ansichten seines Freundes Overbeck teilte, so hatten doch die großartigen und gedankenvollen Fresken des unsterblichen Genius Michelangelos auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Obgleich er Nachahmer der Quattrocentisten blieb, gefiel er sich doch in großen Kompositionen: sein Hauptwerk waren die Fresken zur Ausschmückung eines deutschen Kirchhofs, in denen er den Inhalt der Offenbarung Johannis mit bildlichen Darstellungen begleitete. Aus diesen längst vergangenen Zeiten entsinne ich mich, daß die Bewunderer Overbeck mit Raffael in seiner ersten Periode und Cornelius mit Michelangelo zu vergleichen pflegten. Trotzdem glaube ich, daß diese rühmenden Vergleiche weder auf den einen noch auf den andern zutreffen. Die Gemälde Overbecks gleichen durchaus nicht denen des Urbinaten und noch weniger denen des seligen Angelico, seines künstlerischen Vorbildes, aber sie haben eine ausgesprochene Aehnlichkeit mit der peruginischen Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts, gleichen denen Spagnas, Pinturicchios und Pietro Peruginos, wobei sie jedoch ein deutsches Gepräge bewahren, das in ihrem innersten Wesen liegt und stets in jedem seiner Werke zum Vorschein kommt, in dem er unsre ältesten Meister nachzuahmen sucht.

Cornelius ist ferner nach meinem Dafürhalten mit größerem Rechte mit Luca Signorelli als mit Michelangelo zu vergleichen.

In diesen Erinnerungen bin ich so weit zurückgegangen, daß sie sich in meinem Geiste verwirren und ich nicht entscheiden kann, ob ich die Maler als Knabe gekannt und in ihren Werkstätten aufgesucht habe: auf jeden Fall ist das Bild ihrer Erscheinung vollständig aus meinem Gedächtnis ausgelöscht. Ich entsinne mich jedoch sehr wohl an einen Anhänger und Nachahmer von ihnen, Seitz, der, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, seines Vaterlandes überdrüssig geworden war und später von dem Bischof Stroßmayer nach Kroatien berufen, um die Fresken in der Kathedrale auszuführen, die Bewohner des Donauufers liebgewonnen hatte und zum Zeichen seiner Verachtung Deutschlands und um seine Vorliebe für jene Länder zu zeigen, sich auf die Weise der Landleute dieser Gegenden kleidete und in solchen auffallenden Kleidern bis zu seinem Tode durch die Straßen Roms schritt.

Wenn ich mich aber auch nicht der Personen dieser sogenannten nazarenischen Maler entsinne, so bewahrt doch mein Geist noch frisch die jugendlichen Eindrücke, die ich beim Betrachten ihrer Bilder erhielt, meine Kindheit wurde mit den Ruhmeserhebungen genährt, die einer meiner ersten Zeichenlehrer (ein Schüler Führichs, eines andern Malers derselben Schule) unausgesetzt anstimmte, der lange Jahre in Rom lebte und Gestalten abgezehrter Heiliger auf Goldgrund malte, bis er später seinen Beruf wechselte und sich mit größerem Erfolge auf die Kunstwissenschaft und den Handel mit alten Gemälden legte. Ich erinnere mich des gewaltigen Eindrucks, den in diesen Zeiten der frischen Jugend einige Stiche eines Leidensweges, gearbeitet nach den Originalen Overbecks, auf mich machten, die damals veröffentlicht wurden und die mir mein Zeichenlehrer als das bedeutendste Meisterwerk zeigte, das in der Malerei seit den Tagen des Quattrocento entstanden sei.

Ungemein war auch die Bewunderung, die ich beim Besuch der Fresken der Villa Massimi empfand, wo die Nazarenen in drei verschiedenen Zimmern Scenen aus den Gedichten unsrer drei größten Epiker: Dante, Ariosto und Tasso, dargestellt hatten.

Ich hatte außerdem damals Gelegenheit, eine Reise nach München zu machen. Als ich dort die Sammlung neuerer Kunstwerke besuchte, entdeckte ich plötzlich Arbeiten von Overbeck, unter denen ein allegorisches Gemälde auf mich einen so starken Eindruck machte, daß ich ihn kaum in Worte fassen kann: zwei Mädchen, eine dunkel, die andre blond, halten sich freundschaftlich an der Hand und stellen die geistige Vereinigung zwischen Deutschland und Italien dar. Es ist interessant, heute wie damals, wo diese Allegorie gemalt worden war, den schneidenden Gegensatz zu den Ereignissen zu beobachten, die eintraten, als wir uns am Beginn unsrer politischen Wiedergeburt befanden und der Name Deutscher gleichbedeutend mit Feind war. Aber zuweilen sind die Künstler Propheten, und in der That ist im Fortgang der Zeiten diese Allegorie, die damals widersinnig zu sein schien, später im Laufe der Entwicklung der zeitgenössischen Geschichte greifbare Wirklichkeit geworden.

Endlich entsinne ich mich der Bewunderung, die ich beim Besuch eines Hauses in Rom empfand, das auf der Piazza di Trinità dei Monti stand und in dem lange Zeit der preußische Konsul Bartoldi wohnte, bei dem die Maler dieser Schule sich oft trafen und zur Erinnerung an diese fröhlichen Zusammenkünfte seine Wände mit Fresken schmückten, Gemälde, die sich damals noch in Rom befanden, später aber von der Mauer abgesägt und nach Berlin in die Nationalgalerie gesandt, jetzt im Ausland aufbewahrt werden wie so viele noch größere Kunstwerke, die in diesen letzten Zeiten verkauft und nach dem Ausland entführt wurden.

Hier will ich es andern überlassen, zu untersuchen, wie viele bedeutende Künstler sich als Anhänger dieser Lehren um Overbeck und Cornelius gesammelt haben. Ebenso will ich mich nicht auf eine Kritik ihrer hinterlassenen Werke einlassen, auf die ich nur kurz und flüchtig hingewiesen habe, sondern will mich

darauf beschränken, einige Betrachtungen über die Erscheinung, die sie mit ihrer sogenannten präraffaelitischen Kunst boten, aufzuzeichnen.

II.

Die Erscheinung, die diese Gruppe von Künstlern, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Rom gelebt haben, zum Ausdruck brachten, ist in der Kunstgeschichte keineswegs neu.

Man trifft in ihr häufig auf Generationen von Künstlern, die eine Vorliebe für Werke haben, deren Urheber vor vielen Jahrhunderten gestorben sind. Eine ähnliche Erscheinung fiel in die Zeiten Kaiser Hadrians, der in gleicher Weise eine Vorliebe für die archaistischen Skulpturen Griechenlands wie für die altägyptischen hatte, und von lebenden Künstlern seiner Zeit ließ er die hieratischen Granitkolosse der Epoche Pharaos und die Statuen mit dem geheimnisvollen Lächeln, dem starren Gesichtsausdruck, wie sie in Griechenland vor der großen Periode des Phidias und Praxiteles entstanden, nachbilden; mit diesen Bildwerken wollte er seine prächtige Villa in Tusculum schmücken. Diese Nachahmung fand unter der Regierung dieses Kaisers allgemeinen Anklang, und es waren viele Werke darunter, die seit ihrer Wiederentdeckung die Verzweiflung der Archäologen bilden, denen es oft Mühe macht, die archaistischen Werke, wie man die des Zeitalters Hadrians nennt, von den echten und wirklich alten zu unterscheiden. Wer weiß, ob die Künstler dieser Periode bei dem Nachbilden des geheimnisvollen Lächelns der archaistischen Statuen nicht auch, ähnlich wie Overbeck und seine Jünger, die Absicht hatten, den alten Glauben zu erneuern, der unter den römischen Kaisern im Schwinden begriffen war? Mag es mit dieser schwierigen Frage eine Bewandtnis haben, wie sie wolle, es ist sicher, daß sie mit dieser Nachahmung eine besondere Kunst mit einem durchaus eigenartigen Gepräge geschaffen haben, die jetzt ihre Bezeichnung in der Kunstgeschichte besitzt.

So besitzt auch in der neueren Zeit das in Rom von dieser Gruppe deutscher Künstler in Angriff genommene Werk jetzt seine eigne Bezeichnung in der Geschichte der zeitgenössischen Kunst.

Es ist auch eine feststehende Thatsache, daß, wenn auch solche künstlerischen nachahmenden Bestrebungen berühmte und glänzende Zeiten erlebt haben, diese sehr kurz gewesen sind, und daß die lange Dauer und die weitere Entwicklung den stolzen Erwartungen, die ihre Urheber hegten, nicht entsprochen haben.

In Italien haben die mystischen Bestrebungen Overbecks, Cornelius' und andrer stets einen ungünstigen und widerstrebenden Boden gefunden. Die klassische Art unsrer Kunstbethätigung hat immer angehalten, auch im Mittelalter, deswegen hat sie mit dem ersten Aufblühen der Renaissance auch wieder eingesetzt, bis sie ganz Italien im sechzehnten Jahrhundert mit den größten Kunstwerken der philosophischen, litterarischen und künstlerischen Renaissance schmückte.

In Italien sind Luft und Boden zu sehr erfüllt von neuem Heidentum, als daß die mystischen Blüten, die dem Pinsel jener gläubigen Männer entsprossen, auf ausonischer Erde Wurzel schlagen und gedeihen könnten; deshalb blieben

jene deutschen Künstler in Rom hier bei uns Propheten ohne Gläubige, Apostel ohne Jünger, Meister ohne Schüler.

Ich weiß von keinem italienischen Künstler, der aus ihrer Werkstatt hervorgegangen wäre oder sich ihrer Richtung angeschlossen hätte. Vielleicht könnte man hier als Ausnahme Amoscassioli nennen, einen Maler, der ebenfalls ein treuer Nachahmer unsrer Quattrocentisten gewesen ist, freilich nicht im strengen Sinne des Wortes, weil ihm die mystische Denkart und der religiöse Zug fehlt, der jene germanischen Künstler erfüllte; er zog es vor, die Werke der zweiten Hälfte des Quattrocento aus der Schule von Siena nachzuahmen, das seine Vaterstadt war und wo noch heute eine bedeutende Nachwirkung der alten griechisch-lateinischen Kunst anzutreffen ist.

Auch in Deutschland hat diese Schule keine Anhänger gefunden. Kaulbach, der unmittelbar auf sie folgte, war ebenfalls starr und trocken in seinen Kompositionen, ein großer Zeichner, obgleich mittelmäßiger Kolorist und ging deswegen nicht aus ihrer Schule hervor, weil ihn eine ganz andre Anschauungsweise beseelte; in ihm herrschte nicht der mittelalterliche Mystizismus vor, sondern seine Kunst vertritt den deutschen Geist, wie er durch die große Erscheinung der Reformation umgewandelt worden ist; in der That ist sein Hauptwerk eine große Allegorie, die das Zeitalter Martin Luthers darstellt, einen Teil einer Reihe von Fresken bildet, mit denen er die Säle eines öffentlichen Gebäudes in Berlin schmückte.

Dann kam Piloty und die sogenannte Münchener Schule, deren Kunstschaffen mehr denen unsrer Maler des sechzehnten Jahrhunderts gleicht; seitdem hat die deutsche Kunst alle Phasen durchgemacht, die irgendwo in den letzten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts auftauchten, bis sie in die Verirrungen der Impressionisten verfiel, die wie eine Epidemie ganz Europa am Ende dieses Jahrhunderts verseucht haben und, unglaublich, noch jetzt eine stattliche Schar von begeisterten Bewunderern zählen.

Von den Nazarenern spricht man in Deutschland nur noch als von etwas Vergangenem und der Geschichte Angehörigem: als einzig Ueberlebender dieser Schule, gleichsam einer untergegangenen Rasse, ist noch ein Deutscher zu nennen: es ist der Sohn jenes Seitz, der Schüler und Freund Overbecks war und der, wie erwähnt, durch die Straßen Roms in jener seltsamen Tracht schritt.

Dieser Maler lebt jedoch nicht in seinem Vaterlande, noch übt er hier irgendwelchen Einfluß aus; er weilt in Rom, wo er die ehrenvolle Stellung eines Direktors der Vatikanischen Sammlungen bekleidet.

Er ist ein Zeichner von ungemeiner Kraft, der seinen Geist an den Zeichnungen seines Vaters bildete, dessen Richtung er peinlich genau innehält; aber, wie gesagt, ist er der einzige Vertreter eines verschwundenen Geschlechts, und mit ihm wird eine Kunstrichtung aufhören, die auf unserm Kontinent keine Anhänger mehr hat.

Deswegen ist es eine befremdliche Erscheinung, daß, während der Präraffaelismus in Italien nicht gedieh und bald auch in Deutschland verschwand,

er dafür in England eine Nachblüte erlebte; hier bildete sich unter der Führung des Kritikers Ruskin, des Malers und Dichters Dante Rosetti Owen Jones' und einer ganzen Schar von Schriftstellern, Dichtern und Künstlern eine förmliche Schule, die sich auch Aesthetiker nennt. Diese Schule blüht und gedeiht fortwährend, hat eine Menge von Anhängern, Bewunderern und begeisterten Verehrern.

Ich behaupte, daß sie durch eine Art geistiger Abstammung von jenem ersten Anstoße herrührt, der einst von den deutschen Nazarenern gegeben wurde und sich über große Entfernung hinaus fortgepflanzt hat, wie es mitunter in einem Walde vorkommt, daß ein Schößling weit von dem Stamme der alten Eiche, von der er entsprossen ist, aufwächst. Wie sich nun alles im Verlaufe der Zeit ändert und verwandelt und wie jede Bethätigung des menschlichen Geistes dem Einfluß der Umgebung unterliegt, in der sie sich entfaltet, so hat auch die Kunst der englischen Aesthetiker ein besonderes angelsächsisches Gepräge angenommen. Die Engel und lieblichen Mädchen, welche diese Maler auf ihren Gemälden wieder darstellen, haben trotz ihrer reichen Kleidung, wie sie im fünfzehnten Jahrhundert in Florenz Sitte war, zum größten Teile blonde Haare und eine Gesichtsfarbe wie von Lilien und Rosen, genau wie die der feinen Mädchen und der anmutigen Töchter Albions; der Boden, auf dem sie stehen, ist grün wie die Wiesen Irlands, besät mit den lebhaften Farben jeder Art von Blumen, die die Engländer so sehr lieben.

Ihr Vorbild ist daher weder der selige Angelico noch Pietro Perugino (der so von den Deutschen geliebt wurde), sondern sie haben sich als Muster Sandro Botticelli gewählt, dessen Lob sie so gesungen und seinen Namen so laut verherrlicht, daß die wenigen Gemälde jenes alten Meisters, welche in unsern Tagen zum Verkauf gelangten, wahrhaft schwindelerregende Preise erzielt haben.

Ich komme zum Schluß. Das Werk dieser Gruppe deutscher Künstler hat, obgleich es jetzt Richtungen und Bestrebungen vertritt, die der Vergangenheit angehören und weder in Italien noch in Deutschland mehr Gläubige und Anhänger besitzen, doch eine unverlöschbare Spur in der Geschichte der neueren Kunst hinterlassen.

Man kann ihre Grundsätze bestreiten, kann in der Kunst andre Bestrebungen verfolgen, aber man wird bei ihnen die Festigkeit ihrer Anschauungen, die Tiefe ihrer Studien, die Richtigkeit ihrer Zeichnung, die Kraft des Ausdrucks anerkennen müssen, mit der sie es verstanden, eine tief gefühlte Idee zu verkörpern. Da die Begeisterung der ersten Jugend vorüber ist, mußte ich jetzt dies alles zurückrufen: ich habe, bevor ich diese Erinnerungen schrieb, die Fresken der Villa Massimi wieder aufgesucht, um mein Gedächtnis aufzufrischen.

Ich wiederhole, ihre Werke sind alt genug, um jetzt von ihnen behaupten zu können, daß sie sich einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der neueren Kunst zu erobern gewußt haben, und Deutschland kann stolz auf diese seine Söhne sein, während man zweifeln darf, ob künftig ebensoviel von den Naturalisten, den Impressionisten, den Dekadenten die Rede sein wird, die mit so viel Geschrei das Ende dieses Jahrhunderts erfüllen.

III.

In der Zeit, von der ich erzähle, gab es außer den Präraffaeliten noch einige andre Maler in Rom, welche mit ihren Werken Aufsehen erregten, trotzdem sie in der Kunst ganz andre Wege einschlugen.

Einer von ihnen, der viel von sich sprechen machte, war der Maler Ridell.

Er, der sicher kein Mystiker war, um religiöse Ideen und abgezehrte Büßergestalten darzustellen, bestrebte sich in seinen Kompositionen, die Wirkungen der größten Naturwahrheit zu erreichen. So malte er meistens die schönen Gegenden von Frascati und Sorrento im Schmucke ihrer landschaftlichen Reize und durchglüht von den blendendsten Strahlen der Sonne, die jene lieblichen Naturgebilde umspielten und sich dann in tausend Reflexen auf den Blättern der Bäume oder Laubengänge verloren, die den Hintergrund seiner Gemälde ausmachten und die Pomeranzen oder die an ihren Zweigen hängenden Früchte vergoldeten.

Seine Absicht war es, auf Gemälden, die zahlreiche Figuren nach der Natur enthielten, die lebhaftesten Wirkungen des vollen Mittagslichtes darzustellen.

Oft ist seine Zeichnung ungenau, aber seine Bilder fesselten immer durch die Kraft der Farben und durch die ungewöhnlichen Helldunkelwirkungen.

Diesen Maler, ich erinnere mich sehr wohl und rufe es mir ins Gedächtnis zurück, habe ich oft als Knabe in seiner Werkstatt in der Via Margutta besucht. Er war ein Mann von mittlerer Größe mit einem struppigen schwarzen, schon mit einigen Silberfäden durchzogenen Barte, sein Blick hatte etwas ganz Eigenartiges, und seine Augen glichen, so schien es mir, denen eines Luchses; er sprach fließend italienisch, aber mit einem starken deutschen Accente, und in sehr phantasiereichen Wendungen legte er seine Kunstanschauungen dar, wobei er sagte, daß die Alten, und besonders Correggio, manchen leichten Lichteffekt recht gut dargestellt hätten, ohne jedoch den rechten Erfolg zu erreichen, und daß er der einzige sei, der es verstehe, die Strahlenfülle der Sonne auf seine Leinwand zu bannen und sie genau so, wie sie in Wirklichkeit sei, auf seinen Bildern darzustellen.

Ich erinnere mich aus meiner Kindheit des Eindrucks, den diese übertriebenen Aeußerungen auf mich machten; ich hielt sie für wahr und unbestreitbar, als ob sie ein Evangelium gewesen wären, denn mein Blick war durch ein großes Gemälde in seiner Werkstatt geblendet, wo zwischen Büschen, frischen Wassern, grünen, mit Blumen geschmückten Wiesen, liebliche Nymphen in den Wellen eines Baches badeten — alles dieses eingetaucht in ein Feuerwerk von Lichtstrahlen in den ungewöhnlichsten Effekten.

Für kurze Zeit hatte Ridell großen Erfolg, aber die Sonne dieses Malers befand sich bald im Niedergange.

Die Künstler unsers Quattrocento waren nicht nur Maler, sie verstanden auch Chemie, waren sehr sorgsam im Herrichten der Tafeln und der Leinwand, bevor sie sie bemalten, ebenso bereiteten sie sich selbst die Farben, deren sie bedurften, ein Grundsatz, den noch alle großen venetianischen Koloristen beibehalten haben; deswegen haben ihre Gemälde auch nach Jahrhunderten die Frische der Farben und die Klarheit der Harmonie bewahrt, die ihnen diese

Künstler ursprünglich gegeben hatten; aber er kam mit einem Male in der Schule von Bologna ab, die sich zuerst der rot angelegten Leinwand bediente und gewöhnlichere Farben verwandte, so daß die Bilder bald nachdunkelten und sogar vollständig unkenntlich wurden; die Neueren gebrauchen nun gar Leinwand und Farben, die sie von Händlern erwerben, die meist wenig peinlich in Bezug auf die Haltbarkeit und Dauer ihrer Ware sind; daher werden die neueren Gemälde vielleicht noch viel rascher schlecht werden als die der Bologneser Schule aus dem siebzehnten Jahrhundert, ein Mangel, der schon jetzt in den Werken aller der Modernen sichtbar ist, die um die Mitte dieses Jahrhunderts und auch ein Jahrzehnt darüber hinaus gemalt haben.

Der Glanz der Sonnenstrahlen auf den Ribellschen Bildern wurde sehr bald schwächer, einige Farben nahmen einen bleiernen Ton an, andre wurden geradezu schwarz. Mit dieser Verschlechterung traten die Mängel der Zeichnung schärfer hervor, die überhaupt eine Schwäche dieses Meisters bildeten.

Da die Werke Ribells durch ihren Farbeneffekt blendeten, so verlor der Künstler mit dessen Schwinden auch seinen Ruf, und jetzt hängen seine Gemälde in deutschen Museen und Privatsammlungen wie Erinnerungen an geschwundenen Glanz an den Wänden.

Ich entsinne mich auch eines deutschen Künstlers, der lange unter uns gelebt hat und der es verdient, erwähnt zu werden, mehr wegen des Mitleids mit seinem Geschick als wegen der Güte seiner Bilder: er hieß Romako.

Damals entstand eine scharfe Trennung zwischen der sogenannten großen Kunst und der Genremalerei, und wer sich der einen widmete, durfte niemals wagen, sich mit der andern zu beschäftigen.

Romako war vorzugsweise Genremaler, seine Bildchen stellten fast immer Scenen aus der römischen Campagna dar, ländliche Gebräuche, Hirten auf der Weide, Musikanten, die vor irgend einer ländlichen Kapelle auf ihren Schalmeien Weihnachtslieder blasen.

Er malte sehr rasch, die Läden der römischen Kunsthändler hingen immer voll von seinen Bildern, und da er keine hohen Preise stellte, kauften die Fremden sehr viele davon zum Andenken.

Die Deutschen, die sich dauernd in Italien niederlassen wollen, lieben unsre Sprache, obgleich sie noch lange die rauhe germanische Aussprache beibehalten, von der es ihnen nicht leicht wird, sich zu befreien, das helle Licht unsrer Heimat, unsern heitern Himmel, die liebliche Schönheit unsrer Felsengestade, die feinen Linien unsrer Berge, das dunkle Grün unsrer Gebüsche; sie geben gern das Biertrinken auf, um mit Vorliebe die Weine von Capri oder von Castelli Romani zu kosten, sie bleiben auch nicht unempfindlich gegen die Blicke der schwarzen Augen der anmutigen Mädchen des ausonischen Landes, und so latinisieren sie sich leicht, während in ihnen immer noch ein gut Teil der germanischen und ungeschminkten Aufrichtigkeit zurückbleibt.

Sie bleiben einfach und unverdorben in ihren Leidenschaften, in ihren Empfindungen, und wenn sie unglücklicherweise auf irgend eine Falschheit unsrer

im Verfall begriffenen Kultur stoßen, so überrascht sie diese wie ein Blitz und zerstört oft ihr gesamtes Dasein.

Genau dies war das Schicksal des armen Romako. Er verliebte sich und heiratete eine schöne Römerin, die ihn zum Vater mehrerer Töchter gemacht hatte, die noch schöner waren als die Mutter; als sie heranwuchsen, entfloh an einem Unglückstage Romakos Frau heimlich mit einem Liebhaber und verließ ihren Mann samt ihren Kindern.

Infolge dieses unerwarteten Unglücks begann sich der Verstand des Malers zu verwirren und unter der Vorstellung zu leiden, daß er die letzte Kurve der unglücklichen Parabel seines Lebens zeichnen müsse; bald traf ihn ein noch härterer Schlag.

Seine zwei jüngsten Töchter waren in der That außerordentlich schön, und man sah sie durch die Straßen Roms in einer Kleidung gehen, die ebenso einfach wie durch eine gewisse künstlerische Besonderheit bemerkenswert war; unter der Gewalt eines Vaters, der wenig Mittel besaß und dessen Geist vom Unglück halb verwirrt war, sich selbst überlassen, gerieten sie bald auf Abwege. Die älteste von ihnen hatte sich in einen jungen Künstler verliebt, der überspannt und reizbar war; ihre Schwärmerei ging so weit, daß sie den Beschluß faßten, gemeinsam zu sterben, und ich weiß nicht infolge welcher krankhaften Ideenverbindung, wollten sie auch noch die jüngere Schwester in ihren Tod hineinziehen.

In der That wurden eines Tages in einem festverschlossenen Zimmer des dritten Stockes die beiden Schwestern Romako und der junge Künstler tot aufgefunden.

Nach diesem Schicksalsschlage erlosch der Verstand des unglücklichen Vaters vollständig, er gab das Malen der anmutigen kleinen Scenen aus der römischen Campagna auf und begann große historische Bilder zu entwerfen wie die Kämpfe der Cimbern mit Marius und die Nibelungensage.

Sein Kolorit war grau und violett geworden, seine Gestalten erschienen wie Gespenster und seine Kompositionen ohne gesunden Verstand.

Trotzdem wurden sie aus Mitleid auf den kleinen Ausstellungen der schönen Künste, die alljährlich in Rom abgehalten werden, angenommen; das Publikum drängte sich, sie zu sehen, und bedauerte den unglücklichen Künstler, dessen mitleiderregende Geschichte man kannte.

Vor einigen Jahren starb nun der unglückliche Romako, nachdem er nach Deutschland zurückgekehrt war. Möge er in seinem Grabe die Ruhe und das Vergessen gefunden haben, die ihm auf dieser Erde in so geringem Maße zu teil geworden sind.

Der letzte der deutschen Künstler von Ruf, der in Rom gelebt hat, ist Lenbach, einer der vorzüglichsten Porträtmaler unsrer Zeit.

Er hatte eine große Wohnung im Palazzo Borghese gemietet, wo er oft Gesellschaften gab, zu denen auch ich mehrmals erschien. Er war, glaube ich, ungefähr vor zehn Jahren in Rom und lebte hier drei oder vier Jahre.

Daß seine Kunst mehr oder minder eine Nachahmung van Dycks und der

venetianischen Bildnismaler ist, erscheint mir unleugbar, ob sie aber dieses in der That ist oder selbständig vorgeht, überlasse ich den Kritikern, welche sich nach ihren Gewohnheiten und Grundsätzen in beständige Erörterungen ohne Ende verlieren.

Sicher wird jedoch niemand leugnen können, daß Lenbach einer der größten Porträtmaler unsrer Zeit ist. In Rom malte er einige sehr schöne Bildnisse, darunter verschiedene von Damen unsrer Gesellschaft auf Papier mit doppelfarbiger Kreide, eine Art, in der er Meister ist. Er verfertigte auch ein Bildnis des Papstes, im Auftrag, glaube ich, einer katholischen Gesellschaft in Deutschland; doch ist nach meiner Ansicht sein bestes Werk das Porträt des alten Fürsten Borghese, in dessen Palast er während seines römischen Aufenthaltes wohnte.

Aber wenige Jahre später verheiratete er sich und siedelte nach München in Bayern über, kehrte auch nie zu uns zurück, doch muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seinen angenehmen Aufenthalt in Italien nicht vergessen hat und stets einige seiner Bilder auf die alljährlichen Ausstellungen in Venedig schickt.

Als er in Rom war, hoffte man, daß er einen Anstoß zur Wiederbelebung des edelsten Zweiges der Kunst geben würde, der Bildnismalerei, aber es war nur eine leere Täuschung.

Die Werke seines Pinsels, die sich in Rom befinden, stets geschätzt und bewundert, haben keine Nachfolger gehabt, und von Nachahmern hat man nichts bemerkt.

Da ich in liebenswürdiger Weise von dem Herausgeber der „Deutschen Revue“ ersucht worden bin, etwas zu schreiben, aber augenblicklich nichts Passendes daliegen hatte und doch der an mich gerichteten freundlichen Aufforderung in irgend einer Weise nachkommen wollte, so habe ich auf gut Glück diese kurzen Betrachtungen hervorgesucht, wie sie sich meinem Geiste darstellten. Möge sie daher der gütige Leser aufnehmen als das, was sie sind, nämlich nichts andres als unzusammenhängende Erinnerungen, rasch vergegenwärtigt und ebenso rasch auf das Papier geworfen.

Wenn ich im vorhergehenden auf dieses vielerörterte Thema zurückgekommen bin, so möchte ich sicher behaupten, daß diese kurzen Erinnerungen jemand, der weniger durch andre Geschäfte in Anspruch genommen ist als ich, einen Weg zeigen könnten, auf dem er nach Wiederaufnahme und Ergänzung des Gegenstandes durch genaue Untersuchungen zu einer Geschichte der deutschen Künstler, die in diesem Jahrhundert in Rom gelebt haben, und ihres Einflusses auf die Kunst gelangen könnte, und ich zweifle nicht, daß daraus ein interessantes und nützliches Buch entstehen würde.

Zeitfragen.

Von

Dr. Max Nordau.

Zur lex Heinze.

Es ist im Tierleben eine weitverbreitete Kampfweise, daß der Angreifer mit einem ausgeschiedenen Giftstoff den Feind oder die Beute lähmt, um sie dann mühe- und gefahrlos zu überwältigen. Das ist das Verfahren der Giftschlangen, der Skorpione, vieler Glieder- und Weichtiere. Nicht wenige krankheiterregende Spaltpilze wenden dieselbe Methode gegen die zellenfressenden weißen Blutkörperchen, die „Phagocyten", an, denen die Beschützung des Lebens gegen die eindringenden Zerstörer obliegt.

An diesen Vorgang erinnert ein Zwischenfall des öffentlichen Lebens der letzten Tage.

„Sich wehren bringt Ehren." Zweifellos. Aber der Kraftspruch gilt nicht ohne Ausnahme. Es giebt Angriffe, gegen die der Ueberfallene sich wirklich nicht selbst verteidigen kann. Sie lähmen wie Skorpionstich oder das Toxin des Milzbrandbazillus. Wenn die Freunde des Gekränkten dann beiseite stehen und vor sich hinmurmeln: „Sehe jeder, wo er bleibe," oder gleißnerischer: „Er ist sich Mannes genug, mit dem Gegner selbst abzurechnen", so ist dies Stumpfheit des Gefühls, Selbstsucht oder Leisetreterei.

Ich zögere nicht, das Auftreten des Abgeordneten Herrn Roeren gegen Hermann Sudermann zu dieser Art von Angriffen zu rechnen. Wenn in öffentlicher Reichstagssitzung eine Aeußerung fällt, die den Vorwurf der Unzüchtigkeit und der niedrigen Spekulation auf den Sinnenkitzel gegen den Dichter des „Johannes" und der „Drei Reiherfedern" in sich schließt, so kann Sudermann gegen diesen Unglimpf weder den Mund aufthun noch einen Finger rühren. Wie soll er denn auch dem Beleidiger entgegentreten? Soll er etwa sachlich erklären: „Herr Roeren unterstellt, daß ich ein Pornograph bin. Das ist nicht wahr. Ich bin kein Pornograph"? Das ist unter seiner Würde. Soll er auf Schimpf mit Schimpf antworten? Das verbietet ihm seine vornehme Gesinnung. Soll er Genugthuung mit der Waffe verlangen? Das würde seiner Neigung gewiß am meisten entsprechen. Aber dieser Weg wird in Deutschland nicht entfernt so häufig beschritten wie etwa in romanischen und slawischen Ländern und es ist unwahrscheinlich, daß der Abgeordnete dem Dichter auf dieses Gebiet folgen würde. Was bleibt dem Geschmähten zu thun übrig? Er steht dem Gegner vollständig ohnmächtig gegenüber. So sehr er sonst die rühmliche Tugend der Abwehr mit eigner Kraft üben mag, hier hilft ihm seine Tapferkeit nichts, er ist darauf angewiesen, daß das unwillige Gerechtigkeitsgefühl andrer für ihn eintritt.

Der Verein „Berliner Presse" hat diese Ehrenpflicht erfüllt. Er hat entrüstet Einspruch erhoben gegen die Art, wie man Sudermann zu behandeln ge-

wagt hat. Das verdient Lob und ist erfreulich. Diese Kundgebung einer Gemeinbürgschaft des in der Person eines seiner hervorragendsten Mitglieder verletzten Schriftstellerstandes macht indes vielleicht eine weitere Auseinandersetzung mit Herrn Roeren nicht überflüssig.

Sudermann als einen von niedrigen Beweggründen bestimmten unzüchtigen Schriftsteller hinzustellen, ist objektiv eine auch nicht durch den Schatten einer Thatsache zu begründende, freierfundene Beleidigung. Ich nehme jedoch als selbstverständlich an, daß niemand bei einem Abgeordneten, einem Richter von hohem Range, die subjektive Absicht,' oder auch nur das Bewußtsein einer solchen Handlungsweise voraussetzen wird. Da man also den bösen Willen ausschließen muß, so hat man nur die Wahl zwischen zwei Annahmen. Die eine ist die, daß derjenige, der sich der objektiven Verleumdung schuldig gemacht hat, Sudermanns Theater und erzählende Dichtungen nicht selbst kennt, sondern sich nach fremden Aeußerungen über sie ein Vorurteil gebildet hat. Da ein strenges Gewissen das Nachsprechen der Meinungen andrer ohne eigne Nachprüfung als leichtfertig verbieten würde, so kann diese Annahme in dem Falle des Herrn Roeren nicht zutreffend sein. Dann bleibt nur die zweite übrig: Herr Roeren hat eine Begriffsverwirrung begangen, zu der sich leider auch gut geschulte und klare Denker bisweilen verirren: er hat Unzüchtigkeit mit Unsittlichkeit verwechselt oder diese beiden Begriffe mindestens gleichgesetzt.

Sie müssen aber sorgfältig auseinander gehalten werden. Unzüchtigkeit ist anstößige Behandlung geschlechtlicher Dinge. Unsittlichkeit ist Verfehlung gegen das Sittengesetz im weitesten Sinne, das heißt in letzter Reihe eine unbegründete Auflehnung des einzelnen gegen den von der Gesellschaft aus ihren Bedürfnissen und ihrer Erkenntnis heraus entwickelten, vom Staat in feste Formen gefaßten Pflichtbegriff. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Unsittlichkeit der allgemeine, höhere Begriff ist, Unzüchtigkeit aber der niedrigere, ein besonderer Fall des allgemeinen Begriffs. Jene schließt diese in sich, nicht aber umgekehrt. Unzüchtigkeit ist immer unsittlich, Unsittlichkeit dagegen braucht durchaus nicht unzüchtig zu sein.

In der Reichstagsberatung über den Art. 184a und b der lex Heinze haben fast alle Redner das Wort Unsittlichkeit neben dem Wort Unzüchtigkeit gebraucht, ohne ihre Wertverschiedenheit zu betonen. Und da es sich um ein Gesetz gegen Zuhälter und Kuppler, gegen Erregung der Sinnlichkeit und gegen Verletzung der Schamhaftigkeit mit Mitteln der Kunst und des Schrifttums handelte, so mußte man annehmen, daß die Redner das Wort Unsittlichkeit immer im Sinne von Unzüchtigkeit gebrauchten.

Sudermann in diesem Sinne unsittlich zu nennen, wäre unbegreiflich und empörend. Es giebt in unsrer heutigen Dichtung wenige so durch und durch keusche Naturen wie Sudermann. Er hat von der Liebe die tiefste Auffassung. Sie ist ihm immer eine große, hochernste, heilige Angelegenheit, mit der man nicht spielen darf. Auf Leichtfertigkeit in der Behandlung dieses Gefühls setzt er unerbittlich die Todesstrafe. Die Liebe zermalmt den, der ihre Majestät nicht erkennt und an sie mit Selbstsucht und bloßer Unterhaltungslust, aus Eitelkeit

und Augenblickslaune, ohne Verantwortlichkeitsgefühl, ohne Bewußtsein eines folgenschweren Beginnens herantritt. Sein ganzes Lebenswerk ist eine mannigfaltige künstlerische Ausgestaltung dieses Grundgedankens. Es predigt die höchste, edelste Sittlichkeit, wenn es überzeugend zeigt, daß schmachvoller Untergang oder unheilbare innere Zerrüttung das Verhängnis derjenigen ist, die sich an der Liebe versündigen. Wer diesen ethischen Kern nicht aus dem „Katzensteg", „Es war", „Yolanthes Hochzeit", aus „Sodoms Ende", „Heimat", dem „Glück im Winkel", „Fritzchen", „Johannes", den „Drei Reiherfedern" herausschälen kann, der stellt sich selbst das Zeugnis aus, daß er unfähig ist, den Sinn einer dichterischen Schöpfung zu erfassen.

Man kann sittliche Absichten haben und sich in der Wahl der Mittel irren. Das ist niemals Sudermanns Fall gewesen. Ihn gegen die Unterstellung der Spekulation auf schmutzige Neigungen der Leser zu verteidigen, würde ich mich schämen. Kein zeitgenössischer Schriftsteller steht der Menge mit so schönem Stolze gegenüber wie Sudermann. Keiner verschmäht es so selbstbewußt wie er, ihr nach dem Munde zu reden oder ihr irgend etwas zu Gefallen zu thun. Er bringt dem Erfolg kein Opfer und erkennt nur sein künstlerisches Gewissen als seinen zuständigen Richter an. Sein Reinlichkeitssinn scheucht ihn von Zweifelhaftem, Zweideutigem weg. Seine eigentümliche Mannhaftigkeit, wohl der ausgeprägteste Zug seines Wesens, verbietet ihm lüsternes Tändeln mit Erotik. Wo seine dichterische Absicht ihn nötigt, gröbere oder heftigere Triebe darzustellen, da greift er gerade zu und gestaltet mit fester Hand, die das Wesentliche stilisierend herausarbeitet und das konkrete Beiwerk vernachlässigt, jenes Beiwerk, wobei der Pornograph gerade absichtsvoll verweilt. Wer in Sudermann Unzüchtigkeit hineinlesen würde, der würde Zweifel an seiner eignen sittlichen Gesundheit erwecken.

Anders liegen die Dinge, wenn Herr Roeren mit seiner schroffen Ablehnung Sudermanns nicht Unzüchtigkeit, sondern Unsittlichkeit in dem Sinne einer Verneinung des allgemeinen Sittengesetzes zu treffen gedachte. Dann würde er nur dafür schweren Tadel herausfordern, daß er seine Aeußerung gerade bei der Beratung über ein Zuhälter- und Kupplergesetz that und dadurch eine ehrenrührige Auslegung seiner Worte fast unvermeidlich machte.

Ueber den Vorwurf der Unsittlichkeit nach der gegebenen Definition ließe sich streiten. Allgemeines Sittengesetz und Pflichtbegriff ragen mit einem großen Teil ihres Umfanges in das subjektive Fühlen und Denken hinein, wohin ihnen eine fremde Subjektivität zu folgen gar nicht das Recht hat. Jeder, der an selbständiges Denken gewöhnt ist, gelangt zur Ausgestaltung eines eignen Sittlichkeitssystems, das ein Teil und die Frucht seiner ganzen Weltanschauung ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sein Sittlichkeitssystem von dem eines andern gleichfalls autonomen Charakters in manchen oder allen Punkten verschieden sein wird. Wenn er aber gerecht ist, so wird er kein gemeingültiges Werturteil über die verschiedenen Sittlichkeiten aufstellen wollen, sondern sich damit begnügen, das seine als das für ihn richtige vorzuziehen. Ein Streit um Weltanschauungen

und die mit diesen zusammenhängenden, aus ihnen sich ergebenden Sittlichkeitsbegriffe darf nur philosophisch geführt werden, und wenn die Streitenden guten Glaubens, einsichtig und wohlwollend sind, so wird das Ergebnis fast ohne Ausnahme das sein, daß man übereinkommt, abweichender Meinung zu sein. „We agree to differ."

Es ist nicht zweifelhaft, daß die Weltanschauung des Herrn Roeren von derjenigen Sudermanns weit verschieden ist. Jener glaubt an die Autorität, dieser an die selbstherrliche Persönlichkeit. Es ist äußerst unwahrscheinlich, daß der eine den andern jemals zu seiner Weltanschauung bekehren wird. Von seinem Standpunkte aus mag Herr Roeren den philosophischen Standpunkt Sudermanns für unsittlich halten, denn Sudermanns Pflichtbegriff ist ein ganz andrer als derjenige des Herrn Roeren. Vielleicht findet auch Sudermann den Standpunkt des Herrn Roeren unsittlich. Es steht da Anschauung gegen Anschauung, und eine von beiden gleichmäßig anerkannte, über beiden stehende Autorität, die entscheiden könnte, wer recht hat, giebt es nicht. Sudermann hat sein Sittengesetz künstlerisch vorgetragen, zum Beispiel in „Heimat". Es ist Herrn Roerens gutes Recht, das seine mit seinen persönlichen Mitteln, etwa in einer Abhandlung oder auch in Parlamentsreden vorzutragen und bei der Gelegenheit dasjenige Sudermanns, wäre es auch noch so scharf, zu kritisieren. Ins Unrecht setzt er sich erst, wenn er eine von der seinigen abweichende Sittlichkeit nicht nur für unsittlich erklärt, sondern sie auch mit Unzüchtigkeit zusammenwirft und zugleich mit dieser unter Strafe stellen will.

„Was ist Orthodoxie? Was ist Heterodoxie?" fragte man einst einen Erzbischof von Canterbury, der offenherzig erwiderte: „Orthodoxie ist meine Doxie, Heterodoxie die meiner Gegner." So hat es die Unduldsamkeit immer gehalten. Dem Fanatiker scheint alles unsittlich, was gegen den Strich seiner Denkgewohnheiten, wohl auch gegen seine Interessen geht. Dem Schutzzöllner scheint der Freihändler unsittlich, dem kirchlich Gesinnten der Freidenker, dem Monarchisten der Republikaner, dem Nationalisten der Kosmopolit, ja sogar dem Anhänger einer ästhetischen Richtung der einer andern. Wenn die entgegengesetzten, einander feindlich gegenüberstehenden Sittlichkeiten sich gegenseitig mit geistigen Kräften, mit Gründen und Gegengründen niederzuringen suchen, so giebt dies einen ehrlichen Parteikampf, über den kein rechter Mann sich beklagen wird, auch wenn es dabei heiß zugeht. Es ist den Meinungen auch nicht zu verübeln, wenn sie durch Bekehrung der Mehrheit zur Herrschaft zu gelangen suchen. Mißbräuchlich wird die Kampfart erst, wenn sie die Methode der Beweisführung vernachlässigt und zu der des Zwanges greift. Dann heißt sie nicht mehr Parteikampf, sondern Inquisition, und über diese hat das Gewissen der Menschheit ein vernichtendes Endurteil gesprochen.

Ist es ritterlich, ist es weise, daß Herr Roeren ein Gesetz, das bloß die Unzüchtigkeit treffen soll, benutzen will, um eine ihm verhaßte Weltanschauung, eine von der seinen abweichende Sittlichkeit mit Polizeimitteln, mit der Androhung von Strafe und Ehrlosigkeit zu unterdrücken? Durch derartige Maßlosigkeit setzt

er nicht Sudermann in der allgemeinen Achtung herab, sondern stellt sich selbst in ein ungünstiges Licht und schadet der Sache, die er zu verteidigen glaubt.

Der Kampf gegen die Unzüchtigkeit in Wort und Bild ist durchaus geboten. Wo Kunst nur ein Vorwand zu straflosem Schwelgen im Laster ist, da hat sie keinen Anspruch auf Schonung. Die Länder, wo die öffentlichen Gewalten sich durch das heuchlerische, verlogene Gezeter angeblicher Verteidiger der Kunst einschüchtern und von der Erfüllung ihrer Pflicht moralischer Reinlichkeits- und Gesundheitspflege abhalten ließen, büßen mit ihrem sittlichen Niedergange die Feigheit ihrer Regierungen.

Um aber in diesem notwendigen und heilsamen Kampfe die besten Geister des Volkes mit sich zu haben, müssen die Regierung und die sie unterstützenden Parteien mit äußerster Behutsamkeit alles vermeiden, was Zweifel daran erwecken könnte, ob ihr Angriffsziel auch wirklich bloß die Unzucht ist. Sowie das Vertrauen zu ihrer vollen Aufrichtigkeit erschüttert wird, sowie der Verdacht erwacht, daß die Ehrbarkeitswächter nur in Tugendbüttel verkleidete Zensoren und Inquisitoren sind, daß sie beim Kesseltreiben gegen die Unzucht nicht so sehr die Pornographen als die unabhängigen Geister, die Autoritätleugner in die Lappen jagen wollen, werden sie die öffentliche Meinung sofort gegen sich aufbringen und den Pornographen die Möglichkeit gewähren, nicht nur die Kunst, sondern auch die Geistes- und Gewissensfreiheit als Beschützer anzurufen.

Einen größern Gefallen kann man den Pornographen des Stiftes und der Feder gar nicht thun, als den Paragraphen 184 a und b Spitzen gegen Werke zu geben, denen kein ehrlicher Widersacher Geilheit, Schamlosigkeit oder Spekulation auf das Tier im Menschen vorwerfen darf, sondern die sich bloß durch Auflehnung gegen staatlich und kirchlich geeichte gute Gesinnung bei den Machthabern mißliebig machen. Ein solches Zusammenwerfen niederträchtiger Machwerke mit bloß oppositionellen Kunstschöpfungen giebt jenen geradezu die Ehre wieder. Wenn man einen Hermann Sudermann in einem Atem mit Pornographen nennt, so dürfen diese den Kopf hoch tragen und sich für Opfer klerikaler Ketzerriecherei ausgeben. Man verleiht ihnen damit die Palme der Blutzeugen und erleichtert ihnen die Täuschung harmloser Gemüter.

Wer es mit der wirksamen Bekämpfung der Unzüchtigkeit in Bild und Schrift ehrlich meint, der kann die öffentlichen Gewalten nicht angstvoll genug warnen, die lex Heinze nicht als Polizeiwaffe gegen Rebellen wider kirchliche, staatliche, wirtschaftliche Dogmen oder Mehrheitsanschauungen zu benutzen. Wenn sie diese Unklugheit begehen, so werden sie nur erreichen, daß das Volksgewissen das ganze Gesetz als eine Vergewaltigung empfindet. Die Unzucht wird dann zu einer Form aufgeklärter Gesinnung, geistiger Freiheit und politischer Unabhängigkeit gestempelt, die Flagge des Liberalismus breitet sich schützend über die Pornographie, und geschäftsmäßige Ausbeuter der Primanerverderbtheit erleben es frohlockend, daß die Verteidigung der Handelsfreiheit für ihre giftige Ware zu einem Programmpunkte der Fortschrittsparteien wird.

Paris, Ende Februar.

Auf den Bauplätzen der deutschen Ausstellung in Paris.

(Gespräch mit dem deutschen Reichskommissar Geheimrat Dr. Richter.)

Von

Frédéric Loliée.

Deutschland hat seit dreißig Jahren, abgesehen von einigen gerade durch das Uebermaß der Produktion verursachten wirtschaftlichen Krisen, die grundlegenden Elemente seiner Macht und seines Gedeihens in der Welt mit einer außerordentlichen Stetigkeit wachsen sehen.

Als die Franzosen im Jahre 1889 ihre fünfte Weltausstellung veranstalteten, hatte das geflissentliche Fernbleiben Deutschlands eine ungeheure Lücke in dieser kosmopolitischen Schaustellung zur Folge. Ein Volk von 60 Millionen Seelen, das einen starken Einfluß auf alle Bewegungen des Erwerbslebens ausübt, kann nicht unvermerkt bei irgend einer Gesamtkundgebung der Menschheit fehlen.

Die „Nationalisten" der damaligen Zeit konnten sich den Anschein geben und öffentlich die Auffassung vertreten, als ob die Abwesenheit eines der triebkräftigsten Faktoren der ganzen Zivilisation als belanglos zu betrachten sei. Heute, wo so viele politische Gründe, so viele miteinander verknüpfte Interessen darauf hinwirken, zwei kriegsgerüstete Völker durch die Bande des Friedens einander nahe zu bringen, heute, wo aller Haß der Völker unter dem heilbringenden Hauch der Wissenschaft und der Litteratur dahinschwindet, heute sieht Frankreich die Dinge nicht mehr mit denselben Augen und mit demselben Sinne an. Weit entfernt davon, zeigt es offen, wie sehr es sich durch die offizielle, bedeutsame Vertretung des mächtigen Nachbarstaates bei dem großartigen Wettkampf des Jahres 1900 geehrt und erfreut fühlt.

In der That, es giebt im Augenblick nichts, was so lehrreich wäre, wie den zwischen den großen ausländischen Abteilungen der Weltausstellung herrschenden Wetteifer in Initiative und Regsamkeit zu sehen.

Vor kurzem gab Ungarn, nicht ohne eine Beimischung von Stolz, seine Genugthuung kund, das erste von allen Ländern zu sein, das seinen offiziellen Pavillon fertiggestellt hat. Rußland steht nahe vor der Vollendung seines bewundernswerten sibirischen Palastes. Andre Länder schreiten mit gleichem Eifer ihrem jeweiligen Ziele entgegen. Dem Deutschen Reiche aber gebührt im gegenwärtigen Augenblick die Ehre, den weitesten Vorsprung hinsichtlich des allgemeinen Standes der Arbeiten zu haben.

„So mußte es sein," sagte zu mir unlängst mit einem Lächeln der treffliche, liebenswürdige deutsche Reichskommissar Geheimrat Dr. Richter. „Wir mußten zuerst fertig sein, wäre es auch nur, um für unsre Maschinen Platz zu machen, die die größten auf Ihrer Ausstellung sind."

Ich habe den Dr. Richter genannt. Meine Wißbegierde hatte mich in der That an die Quelle selbst geführt, an der die besten Aufklärungen über die deutsche Ausstellung zu holen waren. Ich hatte stets die vollendete Liebenswürdigkeit des deutschen Vertreters rühmen hören, sein höfliches Entgegenkommen und sein offenes, sympathisches Wesen, das sofort dem Gespräch einen ungezwungenen, vertrauten Charakter verleiht. Ob es mir aber gelingen würde, ihn in einem Augenblick zu treffen, wo er wirklich frei über seine Zeit verfügen, sich auf ein paar Minuten seinem Besucher widmen konnte, wo er der vielen Obliegenheiten seines Amtes ledig war, inmitten der beständigen Widrigkeiten, die durch die notwendigen Reisen zwischen Paris und Berlin, unvorhergesehene Besprechungen und offizielle gesellige Veranstaltungen veranlaßt waren — würde es mir mit einem Worte gelingen, durch alle die impedimenta, die das ständige Gefolge eines hohen Beamten bilden, zu ihm zu gelangen? . . . Nun, das Glück ist mir hold gewesen.

„Wie steht es," so fragte ich ihn in seinem Empfangskabinett in der Avenue des Champs-Elysées, einem prächtig ausgestatteten Raum, der dem Reichskommissar interimistisch zur Verfügung gestellt worden ist, — „wie steht es mit den umfassenden Vorbereitungen, die den Veranstaltungen der deutschen Abteilung auf der Pariser Weltausstellung zur Grundlage dienen sollen?"

„Noch vor einigen Monaten würde ich es Ihnen vielleicht nicht gesagt haben. Denn ich bin der Ansicht, daß es nicht gut ist, wenn eine Nation bei derartigen Turnieren der Kunst und der Industrie zu früh ihre Pläne, Projekte und Erwartungen enthüllt und so den konkurrierenden Nationen einen Vorteil in die Hand giebt. Jetzt indessen ist keine Gefahr mehr. Auf dem Punkt, auf dem wir jetzt angelangt sind, kann man ganz frei darüber sprechen. Noch mehr, wenn Sie den Mut haben, mit mir dem Regen und dem Schmutz der Bauplätze zu trotzen, so können wir zusammen alles mit eignen Augen betrachten und an Ort und Stelle mustern."

„Dieser Vorschlag ist wirklich sehr verlockend. Aber ich muß mich fragen, ob ich Ihnen durch diesen Gang nicht ein kostbares Stück Ihrer Zeit raube, die durch so viele andre Geschäfte in Anspruch genommen ist."

„Ganz im Gegenteil, ich werde dabei das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Ich gehe oft auf den Bauplätzen umher. Es ist ganz gut, sich dort von Zeit zu Zeit sehen zu lassen. Die Arbeiten gehen dadurch nur um so besser von statten. Ich stehe zu Ihrer Verfügung."

Ich warf einen letzten Blick um mich her durch diesen Raum, in den sich das Licht durch ein großes, mitten auf die Avenue gehendes Fenster ergießt. Ich umfaßte mit diesem Blick rasch die ganze Ausstattung und die Einzelheiten: an den Thüren Vorhänge; an der dem Fenster gegenüberliegenden Wand ein schönes Bildnis Wilhelms II.; rechts ein prächtiger geschnitzter Glasschrank mit merkwürdigen alten und modernen Töpferkunstwerken; links, nicht weit von dem mit Plänen und Papieren bedeckten Schreibtisch, ein Bücherständer von fast schmucklosem Aussehen, dicht besetzt mit Büchern ernster Art:

englische, deutsche und französische statistische Werke, Sammlungen von Denkschriften, Serien von Berichten, die von internationalen Jurys erstattet und hier brüderlich durch die gleichartigen Einbände miteinander verbunden sind ... Ich kann nicht sagen, daß ich im geheimen Lust verspürte, mehr davon zu lesen ... Wir brachen auf.

Während uns der Wagen in ziemlich raschem Tempo dem Pont de l'Alma, der ersten Etappe unsers Ausflugs, entgegenführte, drehte sich unser Gespräch um Gegenstände von allgemeinem Interesse. Dann versuchte ich eine etwas delikate Frage zu berühren, die Frage nach den Anschauungen des Kaisers, mit welchen Augen er diese große industrielle und kommerzielle Veranstaltung betrachte.

„Seine Majestät interessiert sich in sehr nachdrücklicher Weise dafür. Von Anfang an hat sich der Kaiser der Idee einer direkten, offiziellen Beteiligung Deutschlands günstig gezeigt. Er wollte, daß sie in großem, bedeutendem Maßstabe stattfinde und einer großen Nation, die in allen Erdteilen ihre Mission und Interessen hat, wahrhaft würdig sei. Er hat die Entwicklung unsers Programms, wie ich es vor dem Reichstag in der Sitzung vom 6. März 1899 habe darlegen dürfen, mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt. Verschiedene Male hat er sich Werke der Keramik zeigen lassen, die in den königlichen Manufakturen ausgewählt worden waren, um in eine unsrer Abteilungen geschickt zu werden. Er selbst hat sich ein Vergnügen daraus gemacht, Möbel in einem originellen Geschmack und dekoratives Täfelwerk zur Verschönerung mehrerer von unsern Sälen zu bestellen. Endlich hat er, wie Ihnen wohl bekannt ist, die hohe Gewogenheit gehabt, zu befehlen, daß in den Schlössern zu Potsdam und Berlin, — wo Friedrich II. Ihre berühmten Künstler, Philosophen und Gelehrten empfing, — die kostbarsten Werke der französischen Malerei des achtzehnten Jahrhunderts gesammelt werden, um ihre Schönheiten unter den Augen Ihrer Landsleute wieder lebendig werden zu lassen."

„Und hat sich die Ausführung Ihres Programms, von dem Sie, Herr Reichskommissar, vorhin sprachen, Ihren wohlberechtigten Anforderungen entsprechend verwirklicht? Glauben Sie, daß es im ganzen Umfang und zur vorgesehenen Zeit zur Vollendung gelangen wird?"

„Offen gesagt, kann ich mich nur beglückwünschen zu dem Wettstreit von Sympathien, Gefälligkeiten und schrankenloser Dienstfertigkeit, die ich hier seit 1896 bei aller Welt gefunden habe, ganz besonders bei Mr. Delaunay-Belleville, dem ausgezeichneten Direktor der vorbereitenden Arbeiten. Ich habe nur noch eine kleine Befürchtung, nämlich daß trotz aller unsrer Anstrengungen, trotz alles von uns aufgewendeten Eifers die allzu hoch gespannten Erwartungen des Publikums sich zum Schlusse nicht völlig erfüllen könnten. Im Jahre 1893, in Chicago, war die deutsche Ausstellung eine wahre Ueberraschung; man hatte davon vorher nicht viel gesprochen. Niemand hatte ein so glänzendes Auftreten der deutschen Industrie vorhergesehen. Es war ein großartiger Erfolg, weil die Ausstellung weit über das hinausging, was man sich davon versprochen hatte. In Paris dagegen sind die Erwartungen gar zu hoch geschraubt worden; man verlangt

von uns eine solche Entfaltung von Mitteln und Kräften auf einem notwendigerweise beschränkten Raum, daß wir uns einer gewissen Besorgnis nicht erwehren können. Indessen, trotz allem habe ich Hoffnung auf ein gutes Endergebnis."

Der Wagen hielt. In dem feinen, trübseligen Regen, der sich seit einigen Wochen Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend wiederholte und unaufhörlich den Boden aufweichte, suchten wir uns durch den Morast und durch die Wasserlachen einen Weg zum offiziellen Pavillon zu bahnen. Ich bewunderte die Gewandtheit, mit der Herr Geheimrat Richter die auf dem Wege befindlichen Hindernisse nahm, indem er schlammige Stellen, in die man bis zum Knöchel hätte einsinken müssen, übersprang, geschickt die herumliegenden Materialhaufen umging oder sich leicht durch die Reihen der Maurer hindurchwand, die man im Vorübergehen nur zu streifen brauchte, um sofort seine Kleider mit weißem Staub bedeckt zu sehen.

„Ich bin so daran gewöhnt," bemerkte er, „daß ich auf diese Hindernisse nicht im geringsten mehr achte. — Hier haben Sie unser Gebäude, das — leider — nur zu einem recht ephemeren Dasein bestimmt ist. Seine originelle Architektur wird Ihnen ohne Zweifel gleich auffallen. Ich möchte von vornherein bemerken, daß seine Konstruktion der freien Erfindung des Architekten Herrn Radke überlassen war. Die Pavillons der Mächte sind zum größten Teil nahezu getreue Nachahmungen. So wird Belgien die genaue Nachbildung des köstlichen Rathauses von Oudenaarde darbieten. Englands Wahl ist auf eines der bekanntesten Muster des Elisabethanischen Stils gefallen. Persien wird, wenn ich nicht irre, mit einer genauen Reproduktion eines berühmten Palastes in Ispahan auf den Plan treten. Ungarn, Rumänien und verschiedene andre Länder haben es vorgezogen, in einer sinnreichen Gruppierung die schönsten Teile ihrer historischen Denkmäler zu vereinigen. Unser Gebäude zeigt eine Anlehnung an die bemalten Fassaden, für welche die Rathäuser in den rheinischen Städten und der künstlerische Stil der Häuser in Nürnberg zahlreiche Vorbilder bieten; aber der Gesamtentwurf ist durchaus persönlichen Ursprungs. Sie können in München und selbst in den alten Vierteln von Berlin derartige scheinbare Holzbauten mit Backsteinfütterung finden. Was diese weiß gelassenen oder mit Schutzplanen bedeckten Mauerflächen betrifft, so sind sie bestimmt, Malereien von der Hand eines hervorragenden Künstlers aufzunehmen. Im Mittelalter verzierte man immer in dieser Weise die Fassaden im Rahmen der Holzkonstruktion."

Wir traten jetzt in das Innere ein.

Wir hatten bald die Säle des Erdgeschosses durchschritten, die für eine besondere Ausstellung für Photographie und Buchgewerbe bestimmt sind, aber im Augenblick mit Gipssäcken und anderm aufgeschichtetem Material angefüllt waren. In Ermangelung der Marmortreppe, die noch nicht gelegt war, stiegen wir auf einer provisorischen Treppe zum oberen Stockwerk empor. Hier wurde eifrig an den Dekorationen und der Einrichtung mehrerer Luxuszimmer gearbeitet, von denen das erste, zur Linken, eine bis in die kleinsten Details genaue Nachbildung der Bibliothek Friedrichs II. in Sanssouci darstellen wird. Der

benachbarte Raum wird dem Reichskommissar als Empfangszimmer dienen; nebenan befindet sich ein kleiner Wartesalon, der mit dem Empfangszimmer zusammenhängt. Dieses fiel mir durch ein charakteristisches, in Nürnberg und andern süddeutschen Städten wohlbekanntes Detail in der Anlage auf: zwei sinnreich angebrachte Erker, die einen Vorbau bilden, ohne den intimen Charakter des „home“ zu zerstören. In den mit Seidenstoffen tapezierten Sälen des ersten Stockwerks werden die prächtigen Gemälde der Meister des achtzehnten Jahrhunderts — des französischen achtzehnten Jahrhunderts — sowie die köstlichen eingelegten Rokokomöbel Platz finden, die dem königlichen Freunde Voltaires so wohl gefielen.

Das Gesamtbild des deutschen Pavillons mit seinen hohen Kirchenfenstern wird nicht verfehlen, einen imposanten Eindruck zu machen. Ich sprach diese meine Ueberzeugung dem Reichskommissar gegenüber aus, und dieser knüpfte daran die Bemerkung, daß andrerseits der harmonische Kontrast der rötlichen Dächer, der grünen kupfernen Türmchen, des vergoldeten, zum Himmel emporstrebenden Spitzturms, der bunten Farbenzusammenstellungen auf den lebensvollen Gemälden und der braun gebeizten Holzteile sicher auf die Beschauer einen heiteren, anmutigen Eindruck machen werde.

„Es ist sehr zu bedauern,“ sagte er, „daß sich nicht zu unsern Gunsten ein größerer Zwischenraum zwischen unsrer Nachbarin Spanien und unsrer Freundin Norwegen hat einschieben lassen; denn während der Anblick vom andern Ufer aus, das Gegenüber der Gartenbauausstellung, für uns günstig ist, so sind wir dafür hier an den Seiten etwas zu sehr verdeckt. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn alle Gebäude dieselbe Baulinie einzuhalten gehabt hätten. Aber Sie wissen, es ist immer bequem, zu kritisieren — hinterher. Die Ausstellungsleitung hat alles mögliche gethan. Sie hat uns als die bevorzugteste von allen Nationen behandelt. Es würde uns schlecht anstehen, uns zu beklagen ... Und dann, zu guter Letzt, haben wir nicht den höchsten Turm, 60 Meter hoch, um über unsre Rivalen hinauszusehen?“

Der Wagen wartete auf uns am andern Ende der Rue des Nations, um uns auf die Esplanade des Invalides zu bringen, die von lebhafter Thätigkeit erfüllt war und die gegenwärtig von Gebäuden wie von einem Mantel bedeckt ist. Wir traten in den Industriepalast.

Ich wollte, ich könnte alle Details von diesem Besuche wiedergeben, wie sie mir durch die genauen Erklärungen Dr. Richters zum Bewußtsein gebracht und interessant gemacht wurden. Ich hätte dabei insbesondere den intimen Charakter jener Art von Treppe, die man in Deutschland „Diele“ nennt, zu schildern — es sind darin eigne Nischen angebracht, die zur Aufnahme von Möbeln und Tischen dienen und die auf die angenehmste Art von der Welt einladen, unterwegs Rast zu halten; oder ich hätte eingehend die Merkwürdigkeiten einer in ganz spezieller Weise mit Werken der Keramik ausgestatteten Galerie zu beschreiben.

„Auf diesem Gebiet,“ bemerkte Geheimrat Richter, „hat man in Frankreich nur eine sehr unzulängliche Vorstellung von den Leistungen unsrer Manufakturen.

In Frankreich ist man darin fast ausschließlich bei der Tradition von dem sächsischen Porzellan stehen geblieben oder von dem, was hier dafür verkauft wird und was sehr oft lediglich Fabrikat von Häusern zweiten Ranges ist, wie sie in Thüringen bestehen."

Einige Minuten später lenkte Geheimrat Richter meine Aufmerksamkeit auf einen in seinen Augen sehr wichtigen Punkt, von dem er sich eine starke Wirkung auf die Besucher verspricht.

„Wir haben die Idee gefaßt, im Zusammenhang mit unsern industriellen Maschinen die Gegenstände und Stoffe, welche mit ihnen angefertigt werden, auszustellen. Das Publikum wird dadurch eine unmittelbare Belehrung erhalten. Indessen verhehle ich mir nicht, daß die Sache Schwierigkeiten darbietet. Auf der einen Seite muß man mit der Aengstlichkeit der Fabrikanten rechnen, die die Sorge haben werden, daß ihre Fabrikgeheimnisse verraten werden, und auf der andern Seite mit der Empfindlichkeit des Publikums gegen den unangenehmen Lärm, Geruch und Rauch, den die im Gang befindlichen Maschinen machen werden."

Zuletzt besichtigten wir den gigantischen Kran, der der „clou" der deutschen Maschinenausstellung ist. Dieser aus der Flohrschen Fabrik in Berlin hervorgegangene Hebeapparat ist nicht weniger als 12½ Meter hoch und vermag bequem ein Gewicht von 25000 Kilo zu heben.

„Und bei dieser gewaltigen Kraftentwicklung," bemerkte der Reichskommissar, „funktioniert der Kran so leicht, daß man, wenn er im Gang ist, eine Stecknadel auf den Boden fallen hören würde."

Ich betrachtete noch einige der enormen dynamo-elektrischen Maschinen, die die Weltausstellung zu einem sehr großen Teil mit Licht und Kraft versorgen werden.

Alsdann schien mir der Augenblick gekommen, wo ich mich von dem liebenswürdigen Reichskommissar verabschieden mußte, wiewohl ich den lebhaften Wunsch gehabt hätte, die Unterhaltung noch länger fortzusetzen.

„Ich hätte Ihnen," sagte Dr. Richter, „gern noch unsre Handelsmarine-Abteilung mit ihrem elektrischen Leuchtturm, einer genauen Nachbildung des Bremer Leuchtturms, gezeigt. Ebenso hätte sich noch viel über die retrospektive Uniformenausstellung (eine Idee des Kaisers), über die Nürnberger Spielwaren und tausend andre Dinge sagen lassen. Aber Deutschland hat achtzehn Plätze und ebenso viele Kategorien mit Unterabteilungen, die über den ganzen Ausstellungsplatz verteilt sind. Das wäre ein bißchen viel für ein einziges Mal, nicht wahr?"

Ich sprach dem Geheimrat Dr. Richter meinen verbindlichsten Dank aus.

Ich hatte genug gesehen, um einen klaren Eindruck mit mir zu nehmen von dem, was bei dem internationalen Wettstreit des Jahres 1900 die Ausstellung des Deutschen Reiches an wirtschaftlicher Kraft, Leistungsfähigkeit und Wohlhabenheit aufweisen wird, erworben in dreißig Jahren eines arbeitsreichen und segenbringenden Friedens.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Photographie.

Erstrebtes und Erreichtes im Gebiete der Farbenphotographie.

Bereits im Jahre 1839, als die Daguerreschen Photographien eben ihre ersten Triumphe feierten, trat Daguerres Arbeitsgenosse Niepce de St. Victor mit der zuversichtlichen Verheißung auf, daß auch die letzte Aufgabe, die der jungen Kunst noch zu erfüllen blieb, nämlich die Wiedergabe der Farben durch ausschließliche Wirkung des Lichtes, binnen kurzem ihre Lösung finden werde. Seitdem ist eine für das Zeitmaß des modernen Fortschrittes lange Frist verstrichen und jene Verheißung hat sich noch nicht erfüllt. Selbst die mit so viel Begeisterung begrüßte Erfindung Lippmanns, der im Jahre 1891 zum ersten Male eine dauerhafte photographische Wiedergabe der Farben erzielte, war wohl eine wissenschaftlich hervorragende That, aber ihre praktische Verwendbarkeit erwies sich als äußerst beschränkt; bis heute sind die Lippmannschen Bilder kaum über den Bereich der Liebhaberateliers oder der physikalischen Kabinette hinausgedrungen. Die farbigen Photographien, denen man in den Schaufenstern großstädtischer Läden begegnet, sind ausnahmslos auf indirektem Wege erhalten; ihre Farben sind nicht durch das Licht selbst geweckt, sondern es sind Druckfarben, und die Photographie ist dabei nur insofern beteiligt, als mit ihrer Hilfe die Platten für den Abdruck der verschiedenen Farben gewonnen wurden. Das Verfahren ist der sogenannte Dreifarbendruck: von dem abzubildenden Gegenstande werden drei photographische Aufnahmen gemacht, die eine hinter einem roten, die zweite hinter einem grünen und eine dritte hinter einem blauen Glase; jede dieser Aufnahmen enthält dann nur diejenigen Partien des Objektes, welche die Farbe des betreffenden „Farbenfilters" haben, weil alle übrigen Farben von diesem zurückgehalten werden. Mittels eines photographischen Kopierprozesses wird dann von jeder dieser Aufnahmen eine Druckplatte hergestellt, und diese Druckplatten werden mit passend gewählten Pigmenten übereinander abgedruckt.

Die Möglichkeit, auf solche Weise jede beliebige Farbe eines Gegenstandes mit großer Treue wiederzugeben, beruht auf dem Umstande, daß es für unser Auge nur dreierlei Farbenempfindungen fundamentalen Charakters — nach Helmholtz sind es Rot, Grün und Violett — giebt, aus deren Zusammenwirken je nach der Art und Stärke der daran beteiligten Grundfarben die gesamte Mannigfaltigkeit der gemischten Farben hervorgeht. In der Netzhaut unsers Auges, da, wo die Lichtempfindung zu stande kommt, sind nämlich an jeder Stelle Nervenendigungen von dreierlei Art vorhanden, deren gesonderte Erregung beziehungsweise die Empfindung der roten, der grünen und der violetten Farbe hervorruft. Gelangt Licht von einer dieser drei Farben in das Auge, so wird nur eine Art von Nervenendigungen erregt; alle übrigen Farben dagegen beeinflussen gleichzeitig zwei oder alle drei Arten von Nervenendigungen und rufen damit eine Empfindung hervor, die im physiologischen Sinne als gemischt zu betrachten ist, auch wenn sie von einer im physikalischen Sinne einfachen Farbe der Regenbogenskala herrührt. Daraus ergiebt sich andrerseits die Möglichkeit, durch geeignetes Zusammenwirken der drei Grundfarben jede beliebige Farbenempfindung zu erwecken. Den Malern, so wird man uns sagen, ist diese Feststellung nichts Neues; sie wissen, daß man durch Mischen dreier Farbstoffe — in der Regel wählen sie Rot, Gelb und Blau — jeden beliebigen Farbeneffekt erzielen kann. Bei näherem Zusehen jedoch erweist sich dieses Verfahren als völlig verschieden von dem soeben beschriebenen Vorgange. Denn ein Farbstoff erscheint uns mit einer bestimmten Farbe ausgestattet, weil er von dem auf ihn fallenden weißen Tageslichte, welches sämtliche Farben enthält, nur bestimmte Farbenanteile zurückwirft und in unser Auge gelangen läßt, die übrigen Anteile aber ver-

nichtet. Werden also zwei Farbstoffe innig miteinander gemischt, so absorbiert jeder von ihnen seinen Anteil des auf ihn fallenden weißen Lichtes, und was in unser Auge gelangt, ist also nur der Rest, der von keinem der beiden Stoffe zurückgehalten wird, weil er den Farben beider gemeinsam ist. Ganz dasselbe findet auch statt, wenn zwei farbige Gläser übereinander gelagert werden; die Farbe der Mischung ist in beiden Fällen gewissermaßen das Ergebnis einer Subtraktion von dem weißen Tageslichte, während der Eindruck, den das Zusammenwirken verschiedenfarbiger Strahlen in unserm Auge hervorruft, mit einer Addition zu vergleichen ist, insofern jede Farbe für sich und ungestört durch die andern die Netzhaut des Auges beeinflußt. Aus dieser Verschiedenheit beider Vorgänge erklärt sich auch der scheinbare Widerspruch, daß die gelbe und die blaue Region der Regenbogenskala sogenannte Komplementärfarben sind, durch deren Uebereinanderlagerung Weiß entsteht, während man durch Mischen von gelben und blauen Farbstoffen Grün erhält, weil diese Stoffe keine reine, sondern zusammengesetzte Farben besitzen; in beiden ist Grün enthalten und dieses kann darum bei der Mischung beider Stoffe auch nicht zerstört werden. Trägt man dagegen dieselben Pigmente, anstatt sie miteinander zu mischen, in gesonderten Pünktchen in unregelmäßigem Neben- und Durcheinander auf eine Fläche auf, so vermag das Auge die Pünktchen, wenn sie klein und nahe genug bei einander sind, nicht voneinander zu unterscheiden und empfängt also den Eindruck einer Mischfarbe, die aber diesmal aus dem Zusammenwirken der von den einzelnen Pünktchen zurückgeworfenen Lichtarten, also aus einer Addition hervorgegangen ist; aus Gelb und Blau erhält man denn auch auf diesem Wege kein Grün, sondern ein allenfalls schwach grünliches Weiß. Die Malerei hat auch von diesem Verfahren Besitz ergriffen und erzielt damit eigenartige Effekte.

Für die Technik des Dreifarbendruckes würde sich aus dem Gesagten zunächst die Forderung ergeben, daß die Farbenfilter, hinter welchen die drei Aufnahmen gemacht werden, nur je einer von den drei physiologisch einfachen Farben den Durchgang gestatten. Strenge ist diese Forderung nicht zu erfüllen, weil derartige Farbenfilter nicht existieren; man begnügt sich mit Gläsern oder Flüssigkeiten, deren Farben wenigstens möglichst ausschließlich der roten oder der grünen Region der Regenbogenskala angehören; für die Aufnahme der violetten und blauen Anteile des Originals bedarf es überhaupt keines Farbenfilters, weil die blauen und violetten Strahlen in ihrer photographischen Wirksamkeit alle übrigen Farben weitaus übertreffen und darum bei kurzer Aufnahmedauer allein einen Eindruck hinterlassen. Die roten Partien können sogar mit den gewöhnlichen photographischen Platten überhaupt nicht aufgenommen werden, und daran scheiterte zunächst der ganze Dreifarbendruck: seine Grundlagen waren 1869 von Cros und Ducos de Hauron beschrieben worden, seine praktische Verwirklichung aber gelang erst, als Vogel entdeckte, daß die photographische Schicht durch Imprägnierung mit gewissen Farbstoffen, die man deshalb Sensibilisatoren nennt, für bestimmte Farben empfindlich gemacht werden kann. Immerhin erfordern selbst die sensibilisierten Platten für die grünen Partien die dreifache, für die roten sogar die fünfzehnfache Aufnahmezeit wie für die blauen Partien, was natürlich die Aufnahme lebender Objekte außerordentlich erschwert.

Sind die Negativaufnahmen fertig, so bieten sich zur Herstellung der Druckplatten verschiedene Wege. Man kann zum Beispiel eine mit sogenannter Chromgelatine — das ist Gelatine, welche chromsaures Kali enthält — überzogene Platte unter dem Negativ dem Tageslichte aussetzen; an den vom Lichte getroffenen Stellen erhärtet die Chromgelatine und wird in Wasser unlöslich, während Farbstoffe jetzt an ihr haften bleiben; werden also nach der Belichtung die nicht vom Lichte veränderten Stellen durch Waschen entfernt, so ist die Druckplatte fertig. Bei der Wahl der Farbe für jede Platte ist jedoch zu berücksichtigen, daß die undurchsichtigen Partien des zur Herstellung der Druckplatte benutzten Negativs gerade diejenigen Anteile des Objektes wiedergeben, welche in der Farbe mit dem bei dieser Aufnahme verwendeten Farbenfilter übereinstimmen, während bei der Herstellung der Druckplatte im Gegensatz hierzu die durchsichtigen Partien des Negativs, also diejenigen Stellen

zur Geltung kommen, welchen im Original die betreffende Farbe fehlt. Zum Abdruck muß daher anstatt der Farbe des Farbenfilters gerade die Gesamtheit derjenigen Farben benutzt werden, welche an den im Negativ dunkeln Stellen des Originals nicht vorhanden sind, oder mit andern Worten die sogenannte Komplementärfarbe des Farbenfilters, welche mit jener zusammen Weiß ergiebt. Die Praxis hat als Druckfarben Blau, Rot und Gelb gewählt; diese Farben werden übereinander abgedruckt, jedoch in umgekehrter Reihenfolge, wie hier angegeben ist, damit das Blau, als die durchsichtigste Farbe zu oberst, und das Gelb als die undurchsichtigste zu unterst zu liegen kommt. In Wirklichkeit hat man es freilich nicht immer mit einer einfachen Uebereinanderlagerung der verschiedenen Farbstoffe zu thun. Um die sogenannten Halbtöne, die Abstufungen in den Intensitäten der verschiedenen Farben wiederzugeben, werden nämlich die Farben nicht zusammenhängend über die ganze Fläche verteilt, sondern in getrennten Linien oder Punkten aufgetragen, deren Dicke oder Abstand voneinander dann die Intensität der Farbe bedingt; dies wird in der Weise ermöglicht, daß man bei der Herstellung der Druckplatte zwischen die Gelatineschicht und das Negativ eine durchsichtige, mit entsprechenden Schraffierungen bedeckte Membran bringt. Diese Schraffierungen erscheinen dann natürlich auf der Druckplatte wieder; und wenn für alle drei Druckplatten die gleiche Schraffierung benutzt und möglichst sorgfältig verfahren wird, so lagern sich an denjenigen Stellen, welche eine Mischfarbe erhalten sollen, die verschiedenen Pigmente, trotzdem sie nicht in zusammenhängender Schicht aufgetragen wurden, genau übereinander, und der Gesamteindruck ist derjenige, der durch die Mischung dieser Pigmente erhalten wird. Aber wenn sich das Papier zwischen dem Abdruck der verschiedenen Farben auch nur ganz wenig verschiebt, so decken die Farben sich nicht mehr vollständig, und die Linien der einen können ganz oder teilweise in die Zwischenräume der andern fallen. Das Auge, das die Linien der Schraffierung nicht voneinander zu sondern vermag, empfängt auch jetzt noch den Eindruck einer zusammenhängend mit Farbe bedeckten Fläche, aber dieser Eindruck ist nicht mehr lediglich auf dem Wege der Subtraktion, sondern teilweise auch auf dem geschilderten Wege der Addition entstanden und darum von dem ersteren wesentlich verschieden. Eine farbengetreue Wiedergabe des Originals ist also nur bei sehr sorgfältigem Operieren möglich, wenn man nicht etwa den charakterisierten Vorgang behufs Erzielung besonderer Farbeneffekte absichtlich hervorrufen will.

Noch auf andre Weise lassen sich übrigens die drei photographischen Aufnahmen vereint und mit ihren richtigen Farben dem Auge vorführen. Man kann zum Beispiel von jedem der Negative eine Positivkopie auf Glas, ein sogenanntes Diapositiv, herstellen, in welchem die hellen Partien des Originals durchsichtig, die dunkeln mehr oder minder undurchsichtig erscheinen. Diese Bilder werden mit geeigneten farbigen Gläsern bedeckt und mit Hilfe eines Projektionsapparates nach Art der Laterna magica übereinander auf eine weiße Fläche projiziert, oder sie werden durch Vermittlung von Spiegeln betrachtet, welche so angeordnet sind, daß die drei Bilder an derselben Stelle erscheinen. Der Beschauer sieht also nur ein einziges Bild, dessen Farben von den benutzten Gläsern herrühren; abweichend vom Dreifarbendruck findet jedoch hier keine Mischung von Pigmenten, sondern eine Addition von Lichteindrücken statt, und dementsprechend müssen auch die bei der Projektion verwendeten Gläser dieselben sein wie diejenigen, hinter welchen die betreffenden Negative aufgenommen wurden.

In andrer Weise verfährt Selle: er kopiert die drei Aufnahmen auf Chromgelatineschichten, aber diese werden nach dem Fixieren in Lösungen von geeigneten Farbstoffen getaucht, welche an den vom Lichte veränderten Stellen von der Gelatine festgehalten werden. Werden dann diese Gelatineschichten von ihren Trägern losgelöst und übereinander auf einer gemeinsamen Glasplatte befestigt, so erhält man ein Bild, welches im durchfallenden Lichte die Farben des Originals zeigt. Neuerdings ist es Hofmann gelungen, die farbigen Bilder anstatt auf Glas auf Papier zu übertragen.

Ein von dem Engländer Joly erfundenes Verfahren endlich gestattet, die drei Auf-

nahmen gleichzeitig auf einer und derselben Platte, getrennt voneinander und doch in gewissem Sinne vereinigt, herzustellen. Joly bringt zu diesem Zwecke vor die photographische Schicht eine Glasplatte, auf welcher feine, unmittelbar aneinander grenzende Striche mit durchsichtigen Farben, und zwar abwechselnd mit je einer der drei Grundfarben, gezogen sind. Die Striche müssen so fein sein, daß das unbewaffnete Auge sie nicht zu erkennen vermag; diesem, welches Objekte, deren Dimensionen und wechselseitige Entfernungen unterhalb einer gewissen Grenze liegen, als einziges Gesamtobjekt mit einer aus dem Zusammenwirken der Einzelfarben resultierenden Gesamtfärbung wahrnimmt, erscheint die ganze Platte gleichmäßig durchsichtig, und wenn die drei Farbstoffe den theoretischen Anforderungen entsprechen, vollständig farblos. Anders dagegen die photographische Substanz. Das abzubildende Objekt habe zum Beispiel irgendwo ein gleichförmig rotes Feld. Das von diesem ausgehende Licht vermag nur die roten Linien der Platte zu passieren; nur hinter diesen findet also eine photographische Wirkung statt, und als Bild des roten Feldes erscheint daher auf dem Negativ eine Schraffierung, deren dunkle Linien den roten und deren helle Intervalle den grünen und blauen Linien der Farbenplatte entsprechen. Wird nun dieses Negativ in gewöhnlicher Weise als sogenanntes Diapositiv auf Glas kopiert, so sind Hell und Dunkel, durchsichtige und undurchsichtige Stellen vertauscht, den roten entsprechen also nunmehr durchsichtige, den übrigen undurchsichtige Linien; und wenn dann dieses Diapositiv mit der bei der Aufnahme verwendeten Farbenplatte in identischer Anordnung bedeckt wird, so fallen nur die roten Linien mit durchsichtigen Streifen zusammen und nur durch jene vermag innerhalb des bezeichneten Gebietes das Auge hindurchzublicken. Und da, wie schon gesagt, das Auge diese Linien nicht voneinander zu trennen vermag, so erblickt es, als Bild des im Original roten Feldes ebenfalls ein gleichförmig rot gefärbtes Feld. Analoges gilt natürlich für grüne und violette Felder des Originals; Mischfarben, zum Beispiel aus Rot und Grün, äußern ihre photographische Wirkung sowohl hinter den roten wie hinter den grünen Linien der Farbenplatte; beide werden also in derselben Region des Bildes sichtbar, und das Auge vereinigt sie zur ursprünglichen Mischfarbe.

Leider lassen die Ergebnisse dieses ungemein sinnreichen Verfahrens noch manches zu wünschen übrig, weil hier natürlich die Aufnahmedauer für alle Farben die gleiche sein muß, während kein photographisches Präparat vollkommen orthochromatisch, das heißt für alle Farben gleich empfindlich ist und somit bei gleicher Expositionsdauer für jede Farbe gleich gute Bilder liefert. Daneben kommt auch in Betracht, daß die verwendeten Farbstoffe keineswegs mit den theoretischen Grundfarben übereinstimmen.

Von solchen Mängeln wäre nur ein Verfahren frei, welches die Farben unmittelbar in der photographischen Schicht selbst, und zwar ausschließlich durch die Wirkung des Lichtes, entstehen ließe. Ein derartiges Verfahren ist, wie bereits erwähnt, das von dem Franzosen Lippmann im Jahre 1891 erfundene; den letzten Anforderungen der Farbenphotographie genügt indessen auch dieses Verfahren noch nicht ganz, weil es die Farben in der photographischen Schicht nicht wirklich als Pigmente erzeugt, sondern sie lediglich dem Auge des Beschauers *erscheinen* läßt. Um dies zu verstehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß das Licht durch Schwingungen des leuchtenden Körpers entsteht und durch den allenthalben vorhandenen Aether nach Art einer Wellenbewegung übertragen wird. Die Verschiedenheit der Farben ist durch die mehr oder minder rasche Folge der einzelnen Schwingungen bedingt; der violetten Farbe entsprechen die raschesten Schwingungen und mithin die kürzesten Wellen, der roten Farbe die langsamsten Schwingungen mit der größten Wellenlänge. Treffen solche Wellen senkrecht auf eine spiegelnde Fläche, so werden sie in bekannter Weise zurückgeworfen; dabei aber bilden sich durch das Zusammenwirken der zurückgeworfenen mit den nachkommenden einfallenden sogenannte stehende Wellen, welche dadurch charakterisiert sind, daß in bestimmten Entfernungen von der zurückwerfenden Fläche die Bewegung am stärksten ist, während mit diesen Stellen andre abwechseln, an welchen überhaupt keine Bewegung stattfindet. Bei den Wellen, die sich auf einer Wasserfläche aus-

breiten, und ebenso bei den Schallwellen, läßt sich die geschilderte Erscheinung direkt nachweisen, aber auch bei den Lichtschwingungen muß Aehnliches stattfinden, nur ist hier, wo die Länge der Wellen winzige Bruchteile eines Millimeters beträgt, der entsprechende Vorgang viel schwieriger zu verfolgen und wurde erst im Jahre 1890 durch Wiener experimentell verwirklicht.

Auf das Zustandekommen derartiger Wellen gründet sich nun Lippmanns Verfahren der Farbenphotographie. Bringt man nämlich unmittelbar hinter die lichtempfindliche Schicht einer photographischen Platte einen Spiegel, so wird dieser, da die photographische Substanz in gewissem Grade durchsichtig ist, von einem Teile des ankommenden Lichtes erreicht; hier aber wird dasselbe zurückgeworfen, und es bilden sich stehende Wellen, von denen, da die Dicke der photographischen Schicht die Länge einer Welle um ein Vielfaches übertrifft, immer eine ganze Anzahl in der photographischen Schicht Platz hat. Innerhalb dieser wechseln also in regelmäßigen Abständen Flächen mit stärksten Lichtschwingungen und Flächen ohne Lichtbewegung miteinander ab. Nur an den ersteren geht der photographische Prozeß vor sich; und wenn dann die Platte in gewöhnlicher Weise entwickelt und fixiert ist, so befinden sich auf derselben in regelmäßigen Abständen und parallel zur Grenzfläche der photographischen Schicht gelagert, eine Anzahl überaus dünner Silberblättchen, die zwar weniger durchsichtig sind als die zwischen ihnen befindliche Substanz, aber immerhin dem Lichte noch einen gewissen Durchgang gestatten. Und dabei hängt die Entfernung zwischen je zwei aufeinanderfolgenden Silberblättchen von der Farbe des Lichtes ab, welchem sie ihre Entstehung verdanken, denn mit dieser Farbe ändert sich ja die Länge der Wellen, welche die photographische Wirkung hervorgebracht haben.

Betrachtet man nun die fertige Platte im Lichte, so zeigt sich ganz dasselbe Farbenspiel, welches auch eine Seifenblase oder jede andre durchsichtige und hinreichend dünne Membran darbietet. Diese Farben rühren davon her, daß das Licht, welches auf eine solche Membran fällt, teilweise schon an der vorderen Grenzfläche zurückgeworfen wird, teilweise aber auch in das Innere der Membran eindringt, an der hinteren Grenzfläche derselben eine Zurückwerfung erleidet und nach vorn wieder aus der Membran austritt, um sich zu dem bereits an der vorderen Grenzfläche zurückgeworfenen Anteile zu gesellen. Die Wechselwirkung der beiden Anteile hat dann zur Folge, daß von dem ursprünglich vorhandenen weißen Lichte gewisse Farben ausgelöscht werden und daß nur diejenigen Farben übrig bleiben, deren Wellenlänge zur Dicke der Membran in einer ganz bestimmten Beziehung steht. Je nach dieser Dicke muß also die übrig bleibende Farbe eine andre sein. Dieser Vorgang, den man als Interferenz bezeichnet, entspricht aber vollkommen demjenigen, welchem, wie wir sahen, die Silberblättchen der Lippmannschen Photographien ihre Entstehung verdanken; auch die Beziehung zwischen der Dicke der Interferenzschicht und der Farbe, welche sie dem Beschauer darbietet, ist nicht verschieden von derjenigen, welche je nach der Wellenlänge des photographisch wirkenden Lichtes den Abstand zwischen den durch dasselbe erzeugten Silberblättchen regelt. Folglich muß auch die fertige Lippmannsche Photographie bei der Betrachtung im senkrecht auffallenden Tageslichte an jeder Stelle eben die Farbe zeigen, welche bei der Aufnahme auf diese Stelle der Platte gewirkt hatte.

Das ganze Verfahren, zu dessen Beschreibung es so vieler Worte bedurft hatte, ist also im Grunde überaus einfach. Bei der praktischen Ausführung freilich stößt man auf beträchtliche Schwierigkeiten. Nicht jede Platte ist für das Verfahren geeignet; die Dauer einer Aufnahme ist für die meisten Verwendungen viel zu lang; bei der Ausführung giebt es eine Menge von Einzelheiten, von deren Beachtung das Resultat zum guten Teil abhängt; und trotz aller Vorsichtsmaßregeln stimmen schließlich die erhaltenen Farben häufig nicht mit denjenigen des Originals überein; an Stelle der richtigen Farbe erscheint eine andre, die dem roten Ende der Farbenskala näher, deren Wellenlänge also größer ist. Zum Teil rührt dies davon her, daß die photographische Schicht in den Entwicklungs- und Fixierbädern Feuchtigkeit aufgenommen hat und aufgequollen ist; der Abstand zwischen den

einzelnen Silberlamellen, welcher ja die Farbe bedingt, hat sich dadurch vergrößert. Durch Trocknen der Photographie läßt sich dieser Anteil des Fehlers beseitigen; ein andrer Teil aber ist nach Wiener durch die Zurückwerfung bedingt, welche die Lichtstrahlen in gewissem Grade bereits an der Oberfläche der photographischen Schicht, vor ihrem Eindringen in dieselbe erleiden. Wiener hat angegeben, wie auch diese Fehlerquelle zu beseitigen ist. Stets aber muß man das Bild, um die richtigen Farben zu sehen, genau von vorn betrachten, denn bei schräger Betrachtung gelangen in das Auge Strahlen, welche den Raum zwischen den Silberlamellen in schräger Richtung, also auf einem längeren Wege als dem senkrechten, passiert haben; die Farbe, die eben durch die Länge dieses Weges bedingt ist, wird damit notwendig eine andre.

Daraus ergiebt sich, daß eine wirkliche Lösung des Problems der Farbenphotographie durch Scheinfarben, wie sie das Lippmannsche Verfahren erzeugt, überhaupt nicht zu erreichen ist, sondern Körperfarben verlangt, das heißt eine Substanz, welche unter der Einwirkung des Lichtes an jeder Stelle dauernd die Farbe der Strahlen annimmt, von welchen sie an dieser Stelle getroffen wird. Schon vor Daguerre hatte man anscheinend eine derartige Substanz gefunden. Im Jahre 1810 hatte Seebeck beobachtet, daß Chlorsilberpulver, welches bei Lichtabschluß hergestellt und dann dem Lichte ausgesetzt wurde, bis es eine gleichmäßig dunkelviolette Färbung zeigte, bei weiterer Belichtung durch violette, blaue oder rote Strahlen annähernd die Farbe dieser letzteren annahm. Ferner hatte im Jahre 1848 E. Becquerel auf einer mit einer dünnen Schicht von Chlorsilber bedeckten Silberplatte die Farben des Spektrums abgebildet, und das gleiche Resultat erhielt im Jahre 1865 Poitevin mit Hilfe eines mit Chlorsilber imprägnierten Papiers. Schon seit Jahren besaß man also eine Substanz, welche im Lichte jedesmal die Farbe dieses letzteren annimmt; aber den so erhaltenen Farben mangelte die Beständigkeit, die Bilder mußten im Dunkeln aufbewahrt werden, weil bei fortdauernder Belichtung die entstandenen Farben wieder zerstört wurden und einem gleichmäßigen Schwarz Platz machten. An der Unmöglichkeit, die Farben haltbar zu machen, erlahmten dann für längere Zeit alle weiteren Bestrebungen auf dem Gebiete der Farbenphotographie. Erst vor einigen Jahren hat Wiener die Untersuchung wieder aufgenommen und zunächst definitiv die Thatsache festgestellt, daß wenigstens bei dem Seebeckschen und dem Poitevinschen Versuche die Farbenwiedergabe wirklich auf Körperfarben, das heißt auf der Bildung gefärbter Substanzen beruht. Wiener hält deshalb die Existenz oder die Herstellung eines völlig farbenempfänglichen Stoffes, welcher bei der Belichtung jedesmal genau die Farbe des auf ihn einwirkenden Lichtes annimmt, keineswegs für ausgeschlossen. In der That hat Carey Lea die gefärbten Produkte, welche bei den geschilderten Verfahren aus dem Chlorsilber entstehen, auch im Dunkeln auf rein chemischem Wege erhalten, und man kann sich deshalb sehr wohl denken, daß die Belichtung ebenso wie eine chemische Reaktion aus einer Substanz neue Substanzen von allen möglichen Farben entstehen lassen könne.

Auch die Frage, weshalb denn die Belichtung immer gerade die mit der beleuchtenden Farbe gleichfarbige Substanz und nur diese erzeugen solle, beantwortet sich nach Wiener, wenn man erwägt, daß Lichtstrahlen von einer bestimmten Farbe nur dann chemisch auf einen Körper wirken können, wenn sie von diesem absorbiert werden, während andrerseits ein Körper uns im weißen Lichte eben deshalb in einer bestimmten Farbe erscheint, weil er aus der Gesamtheit der in dem weißen Lichte enthaltenen Farben gerade diese eine nicht absorbiert, sondern zurückwirft. Von allen möglichen Stoffen, die bei der Einwirkung des Lichtes auf einen farbenempfänglichen Körper entstehen können — und zunächst auch samt und sonders entstehen werden —, hat also auf die Dauer derjenige den besten Bestand, dessen Farbe mit der Beleuchtungsfarbe übereinstimmt; denn dieser Stoff absorbiert ja die beleuchtende Farbe am wenigsten und kann deshalb auch am wenigsten durch dieselbe verändert werden, während alle übrigen gleichzeitig mit ihm entstandenen Stoffe von andrer Farbe bei fortdauernder Beleuchtung wieder zerstört werden.

Wiener hält es deshalb für grundsätzlich möglich, daß farbige Beleuchtung in geeigneten Stoffen gleichfarbige Körperfarben erzeugt. Eine Farbenwiedergabe auf solchem Wege bezeichnet Wiener als Farbenanpassung, denn sie entsteht durch Auslese der Farbstoffe, welche der zerstörenden Einwirkung der Beleuchtungsfarbe am besten widerstehen. In gewissem Grade findet eine solche Farbenanpassung bei den von Seebeck und Poitevin benutzten Stoffen statt; in ungleich vollkommenerer Weise aber hat die Natur das in Rede stehende Problem gelöst. Eimer, Poulton, Weismann und andre Biologen haben nachgewiesen, daß in der That in vielen Fällen eine auf chemischen oder physikalischen Vorgängen beruhende Anpassung der Farbe eines lebenden Individuums an die Farbe seiner Umgebung stattfindet. Nach Poulton nehmen zum Beispiel gewisse Raupen, wenn sie in eine farbige Umgebung, gleichviel von [illegible] Art, gebracht werden, die Farben derselben an. Und wenn auch der Mechanismus des Vorganges noch keineswegs vollständig aufgeklärt ist und die an demselben beteiligte farbenempfängliche Substanz vielleicht überhaupt nur im lebenden Organismus ihre Eigenschaften bewahrt, so sind derartige Beobachtungen doch immerhin geeignet, Versuche zur anderweitigen Auffindung oder künstlichen Herstellung farbenempfänglicher Substanzen anzuregen. Einen interessanten Versuch in dieser Richtung hat zum Beispiel E. Vallot angestellt. Er löste drei Farbstoffe, die im Lichte ungefähr gleich schnell ausbleichen, nämlich Anilinpurpur (rot), Viktoriablau (blau) und Curcuma (gelb) in Alkohol, tränkte ein gelatiniertes Papier mit der Lösung und belichtete dieses nach dem Trocknen unter einem farbigen Diapositiv: es wurde in der That ein farbenrichtiges Bild erhalten, dessen Entstehung sich eben dadurch erklärt, daß an jeder Stelle von den drei daselbst vorhandenen Farbstoffen immer nur derjenige Bestand hat, dessen Farbe mit derjenigen des hier einwirkenden Lichtes übereinstimmt. Aehnliche Versuche hat auch R. Neuhauß angestellt. Freilich fehlt diesen Bildern ganz ebenso wie den von Seebeck, Becquerel und Poitevin hergestellten die notwendige Beständigkeit, denn am Tageslichte, welches alle Farben in sich vereinigt, müssen auch die bei der Herstellung des Bildes noch unzersetzt gebliebenen Farbstoffe schließlich zerstört werden.

Indessen sind nach Wiener verschiedene Wege denkbar, auf welchen sich die Fixierung dieser Farben erreichen ließe. Lichtempfindliche Farbstoffe können durch chemische Einwirkungen in gleichfarbige lichtunempfindliche übergeführt werden oder lassen sich durch geeignete Zusätze vor Zersetzung schützen. Der Färber weiß ja, daß lichtunechte, das heißt lichtempfindliche Farbstoffe auf der Faser dadurch lichtecht gemacht werden können, daß man die Faser mit Kupfersalzen imprägniert. Vielleicht nehmen diese Salze, ohne die Natur des Farbstoffes zu beeinflussen, infolge ihrer leichteren Zersetzbarkeit die Energie der Lichtstrahlen an sich und machen sie dadurch für den Farbstoff unschädlich. Endlich ist auch eine photographische Schicht denkbar, welche an und für sich für das Licht unempfindlich ist und erst durch Zusatz andrer Stoffe lichtempfindlich, nach deren Wegnahme also von selbst wieder unempfindlich wird.

Allerdings haben wir es hier nur mit Vermutungen oder Möglichkeiten, im besten Falle mit ersten Ansätzen zu thun, allein dieselben zeigen doch, in welcher Richtung die Lösung des Problems der Farbenphotographie zu suchen ist und schließlich gewiß auch zu finden sein wird.

Dr. Bernhard Dessau.

Litterarische Berichte.

Aegyptische Studien und Verwandtes von Georg Ebers. Zu seinem Andenken gesammelt. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1900.

Ebers hatte selbst die Absicht gehabt, die zahlreichen für einen größeren Leserkreis bestimmten Aufsätze und Essays, die er in verschiedenen Zeitschriften, besonders in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht hatte, zu sammeln und herauszugeben — sein plötzlicher Tod am 7. August 1898 verhinderte die Ausführung des Gedankens durch ihn selbst. Jetzt ist Georg Steindorff in Leipzig für den verewigten Lehrer und Freund eingetreten und hat sich auf Veranlassung der Witwe des Verstorbenen der Aufgabe unterzogen, eine Sammlung der wichtigsten kleineren, nicht streng wissenschaftlichen Schriften des hervorragenden Gelehrten zu veranstalten, und kann sicher sein, dafür den Dank der zahlreichen Verehrer Georg Ebers' zu ernten.

Naturgemäß ist die Aegyptologie in ihren verschiedenen Verzweigungen der Boden, auf dem alle in dem stattlichen Bande vereinigten Arbeiten erwachsen sind, und auch die Aufsätze „Zur allgemeinen Kulturgeschichte“ wie „Das Reisen im Altertum“, „Die Weinrebe als Kulturpflanze und der Wein als Getränk bei den verschiedenen Völkern“, „Die Sklaverei im Orient“ nehmen oft und gern Bezug auf alt- und neuägyptische Verhältnisse.

Ein Essay über den „Papyros Ebers“ (in der „Allgemeinen Zeitung“ erschienen) giebt eine knappe Uebersicht über den wichtigsten Inhalt der Papyrosrolle, durch deren Erwerb und Entzifferung sich Ebers die größten Verdienste um die deutsche Aegyptologie erworben hat. Er selbst beschreibt ihn als die größte bisher in Deutschland konservierte und wohl die drittgrößte von allen auf uns gekommenenen, zu den ältesten und schönstgeschriebenen gehörige Papyrosrolle, deren Inhalt „Vom Bereiten der Arzneien für alle Körperteile von Personen“ zudem von höchster Bedeutung sei, „da wir durch ihn im einzelnen erfahren, wie die im ganzen Altertum so hoch berühmte ägyptische Arzneikunde beschaffen war“. Hervorzuheben ist aus der Abteilung „Zur altägyptischen Litteratur“ ferner hauptsächlich eine Arbeit über das „Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele“, dessen sehr mühsame Entzifferung wir Erman verdanken. Die Schrift (um das Jahr 2000 v. Chr. verfaßt) enthält eine eindringliche Schilderung der Leiden des Lebens und erinnert in Inhalt und Form in der auffallendsten Weise an das biblische Buch Hiob. — Zahlreiche andre Arbeiten beschäftigen sich mit den Ergebnissen ägyptischer Ausgrabungen; einige davon weisen die Geschichtlichkeit der biblischen Erzählung von Joseph und dem Aufenthalt der Juden in Aegypten nach. Kurz, der Inhalt des Bandes ist ebenso reich als fesselnd, die Form künstlerisch abgerundet, die Sprache klar und lichtvoll. Den Schluß des Buches bildet eine chronologisch geordnete Bibliographie der hauptsächlichsten wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten von Georg Ebers, die sein Sohn, Herr Dr. Paul Ebers in Meran, hergestellt hat. — Dem Bande ist ein Bildnis des Verfassers nach dem Gemälde von Lenbach beigegeben; der Einband zeugt von feinem künstlerischen Geschmacke.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Die Lehre von der Aufmerksamkeit in der Psychologie des 18. Jahrhunderts. Von Dr. D. Braunschweiger. Leipzig 1899, Hermann Haacke. 176 Seiten. Preis M. 3.60.

Das Unternehmen des Verfassers, eine Geschichte der Anschauungen über die Aufmerksamkeit in der Psychologie des 18. Jahrhunderts zu bieten, darf als sehr dankenswert bezeichnet werden, da eine genauere Darstellung dieses Gegenstandes bisher fehlte. Das überraschend reiche Feld, das sich hier der Forschung bietet, hat Braunschweiger mit Gründlichkeit und Umsicht bearbeitet. Er ordnet den umfangreichen Stoff derart, daß er aus den philosophischen Schriften der wichtigsten Autoren das auf sein Thema bezügliche Material aussondert und in systematischer Darstellung die wesentlichsten Kapitel der Lehre von der Aufmerksamkeit erörtert. Der Abschnitt über das „physiologische Korrelat der Aufmerksamkeit“ dürfte im Hinblick auf die moderne Psychophysik von besonderem Interesse sein. Br.

Der Reformkatholizismus. I. Teil. Die wissenschaftliche Reform. II. Teil. Die praktischen Reformen. Für die Gebildeten aller Bekenntnisse dargestellt von Josef Müller, Doktor der Philosophie. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt, 1899.

Infolge bekannter Ereignisse ist neuerdings wieder von gewisser Seite die Reform des Katholizismus auf die Tagesordnung gesetzt worden. Wir müssen offen bekennen, daß wir der ganzen Angelegenheit sehr skeptisch gegenüberstehen. Der Liebe Müh' scheint uns von vornherein verloren, und nach unsrer Meinung sind alle darüber erschienenen Bücher, so gutgemeint sie auch sind und so manches

Treffliche sie im einzelnen enthalten, nichts mehr — als bedrucktes Papier. Dies wird auch von dem vorliegenden Schriftchen gelten, und bezeichnenderweise erklingt in dem Vorworte zum zweiten Hefte schon sehr deutlich der Ton der Resignation. — Die ganze Frage ist nach unsrer Meinung zu sehr Theologenangelegenheit, als daß sich auch nur die wissenschaftlich gebildeten Kreise ihrer mit Wärme und Begeisterung annehmen sollten, geschweige denn, daß das Volk in seiner Gesamtheit leidenschaftlich für oder gegen Partei ergriffe. Und doch müßte das die Vorbedingung zu einer umwälzenden Bewegung innerhalb der Kirchen sein, wie dies im sechzehnten Jahrhundert der Fall war. Aber die Welt steht heute religiösen oder gar dogmatisch-kirchlichen Fragen kühl bis ans Herz hinan gegenüber; sie sind durch die sozialen Fragen in der Herrschaft über die Gemüter abgelöst. Deswegen sind wir auch überzeugt, daß die jetzige protestantische Bewegung in Oesterreich ebenso im Sande verlaufen wird wie die altkatholische vom Anfang der siebziger Jahre. Es mag dies zu bedauern sein, denn, wie jetzt die Dinge liegen, bedeutet ein Uebertritt vom Katholizismus zum Protestantismus immerhin einen Fortschritt der Geistesfreiheit, aber diese Erwägung kann unser Urteil nicht umstoßen.

Und auf seiten des Katholizismus kommt noch etwas andres hinzu, was uns die ganze Bewegung von vornherein mit Unfruchtbarkeit zu schlagen scheint. Der Katholizismus verdankt seine Machtstellung, mit der heute noch alle Staatsmänner, und seien es die mächtigsten und geschicktesten, zu rechnen haben, einzig und allein der großartigen Konsequenz, mit der er über anderthalb Jahrtausende die Grundlagen seiner Lehre unerschütterlich festgehalten und alles von sich abgestoßen hat, was mit diesen Grundanschauungen in Widerspruch trat. Er würde zu der äußeren Bedeutungslosigkeit des Protestantismus herabsinken, wenn er davon abweichen wollte. Und doch ist es das A und O des Katholizismus, das Dogma von dem im Papste verkörperten unfehlbaren Lehramte der Kirche, gegen das alle Reformen Sturm laufen. Es will uns ein Widerspruch mit sich selbst erscheinen, wenn jemand, wie dies zum Beispiel eben Müller thut, an dieser Lehre festhält und sogar von einer wohlthätigen Kontrolle dieser Einrichtung gegen „allzu kühne Denker" wie Hermes und andre spricht, doch auf der andern Seite aber bei seinen von dem Kirchenregimente abweichenden Anschauungen beharren und sogar, wie aus der Tendenz seiner Schrift hervorgeht, dieses selbe unfehlbare Lehramt zu sich herüberziehen will. Es ist ein deutliches Zeichen seiner Ratlosigkeit sowie der in gläubigen katholischen Kreisen bestehenden wissenschaftlichen Rückständigkeit, wenn er angesichts des Widerrufs Schells auf einen andern Papst rechnet. Eine wissenschaftliche Ueberzeugung aber, die erst der „Genehmigung der Oberen" bedarf, um sich ans Licht zu wagen, hat doch wohl wenig Wert. Wir verstehen vollständig den Standpunkt eines katholischen Geistlichen, dem die Macht und Herrlichkeit seiner Kirche so hoch steht, daß er nicht wagt, sich zu ihr in Widerspruch zu setzen — aber mit seiner wissenschaftlichen Freiheit ist es dann aus. Man kann eben nur eins sein: entweder ein treuer Sohn der katholischen Kirche oder ein selbständiger Denker; vereinigen läßt sich beides nicht.

Abgesehen von diesen grundsätzlichen Bedenken ist nicht zu leugnen, daß die beiden Hefte sehr viel Gutes und Treffendes enthalten, besonders über die Jesuiten und das allgemeine Wesen des Protestantismus, obgleich auch gerade in dem Abschnitte über den letzteren sich viel Schiefes und Halbwahres, ja sogar in sich Widerspruchvolles enthalten ist.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Weltgeschichte. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. IV. Band. Die Randländer des Mittelmeers. Mit 8 Karten, 7 Farbendrucktafeln und 15 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900.

Dem ersten Band, den wir eingehend besprochen haben nach Richtung und Unterschied von allen bisherigen Versuchen der Weltgeschichte, ist zunächst der vierte gefolgt. Er umfaßt die Abschnitte: Der innere geschichtliche Zusammenhang der Mittelmeervölker von Graf Wilczek (†) und Hans Helmolt, eine Einleitung, die in der Statuierung eines „mittelländischen Geistes", das ist eines historischen Gesamtbewußtseins, gipfelt, der in der Renaissance seine Wiedererstehung von den störenden Eingriffen der Germanen und des Islams feiert, um dann in den weiteren Begriff der europäischen Kultur „beinahe ohne Rest aufzugehen" — einer Geschichtsphilosophie, mit der wir uns nicht recht zu befreunden vermögen, schon weil sie Philosophie ist, statt Geschichte. Da sie jedoch mit jedem philosophischen System die Eigenschaft teilt, nur durch Gegenüberstellung einer andern Gedankendichtung auf andrer Grundlage kritisiert werden zu können, so müssen wir uns versagen, auf Einzelheiten einzugehen. Die weiteren Abschnitte sind betitelt: „Die alten Völker am Schwarzen Meer und am östlichen Mittelmeer (von K. G. Brandis), „Die Entstehung des Christentums und seine östliche Entfaltung" (von Wilhelm Walther), „Nordafrika" (von Heinrich Schurtz), „Griechenland" (von Rudolph v. Scala), „Die Urvölker der Apenninenhalbinsel" (von C. Pauli), „Italien und die römische Weltherrschaft" (von Julius Jung), „Die Pyrenäenhalbinsel" von Heinrich

Schurtz). Die rein geographische Einteilung bringt den so unvermeidlichen Mißstand mit sich, daß die geschichtliche Kausalität zerrissen wird, Philipp und Alexander der Große kommen lange vor der griechischen Geschichte; die Entwicklung des Christentums im römischen Reiche vor der Erzählung von dessen Entstehung. Dagegen tritt die ethnographische Grundlage der territorialen Geschichtsentwicklung nicht nur vollständiger, sondern auch klarer und deutlicher in den Gesichtskreis; und diese Verteilung des Stoffes ergiebt ein durchaus neues, ungewohntes Bild der Weltgeschichte, insofern diese vor allem als eine Kette von Ereignissen im Raume erscheint. Die Kühnheit und Eigenart der Gliederung und nicht minder die gute Auswahl des illustrativen Materials wiegen selbst prinzipielle Einwendungen auf; daß die Etrusker anfänglich als Indogermanen, dann als unarisch vorgeführt werden, erklärt sich durch die wissenschaftliche Kontroverse. —ß.

Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild von Otto Berdrow. Mit zwölf Bildnissen. Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Es ist ein sehr ansprechendes Bild, das der Verfasser von der genialen Jüdin entwirft, und sein Buch ist mit um so größerer Freude zu begrüßen, als die bisherige Rahel-Litteratur fast vollständig vergessen ist. Mit großem Fleiße und auch sicherem Urteil, das ihn das Unwesentliche von dem Wesentlichen sondern ließ, hat Berdrow das umfangreiche Material zusammengetragen und künstlerisch zu einem Ganzen gestaltet, mit seinem psychologischen Verständnis sich in die rätselvolle und anziehende Persönlichkeit seiner Heldin vertiefend. Bedeutenden Wert hat das Buch auch in allgemein kulturgeschichtlicher Beziehung, weil Rahels Salon der geistige Sammelpunkt Berlins war, wo sich alles zusammenfand, was die preußische Hauptstadt an bedeutenden Persönlichkeiten aufzuweisen hatte. Auch diese Seite von Rahels Wesen findet in Berdrow einen feinsinnigen Beobachter und Darsteller.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Originalen. Herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Berlin. Verlag von Georg Reimer. 1898.

Etwas verspätet, doch für den bleibenden Wert des Buches nicht zu spät erscheint diese Anzeige. Referent hat sich seit dessen Erscheinen auch wiederholt selbständig mit der eigenartigen Persönlichkeit Arndts beschäftigt und in der vorliegenden Sammlung seiner Briefe manches von Belang für die Zeitgeschichte gefunden. Der eine der Herausgeber, Herr Bibliothekar Meisner, ist, wie man hört, seit längerem mit der Ausarbeitung einer des Mannes würdigen Biographie Arndts beschäftigt; inzwischen ist die vorliegende Briefsammlung berufen, die schmerzlich empfundene Lücke auszufüllen in Verbindung mit Arndts eignen, besonders den autobiographischen Schriften. Der „Notgedrungene Bericht aus meinem Leben" wird ja stets eine der wichtigsten Quellenschriften zur Geschichte der patriotischen Erhebung und der Demagogenhetze in Preußen bleiben. Die darin enthaltenen Briefe an Arndt sind in vorliegender Ausgabe nicht wieder abgedruckt. Die sorgfältige Bearbeitung der vielfach in Privatbesitz befindlichen Briefe und die Beigabe sorgfältiger Register versteht sich bei den Herausgebern von selbst. —ß.

Lieder eines Zigeuners. Von Georg Busse-Palma. Mit einer Einleitung von Carl Busse. Stuttgart, 1899. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 2.—

„Reicher als sonst ein ganzes Leben sind seine jungen Jahre (23) voll von Verirrungen und Verwirrungen, Krankheiten und zum Teil selbst gewollten Schmerzen, Wanderfahrten und sehnsüchtigen Erwartungen des Todes." So schreibt der Bruder Carl Busse in der Einleitung. Damit ist zugleich diese Liedersammlung gekennzeichnet; denn wie das Leben, so ist auch die Dichtung G. Busses. Neben manchem Schönen auch manches allzu leidenschaftlich jugendlich unvergorene Produkt. Aber in allem verrät sich ein kräftiger, aufwärts strebender Geist. tm.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Brief von F. Max Müller.

Ueber die Rechtsfrage zwischen England und der Transvaal-Republik.

Redaktions-Vorwort.

Der nachstehende Brief des Herrn Professor Max Müller ging uns nach Schluß des Aprilheftes zu. Der Aktualität wegen haben wir die Publikation dieses Briefes nicht bis zum Maiheft verschieben wollen. Wir behalten uns aber vor, noch näher auf denselben zurückzukommen und möchten heute nur folgendes bemerken:

Es ist in England die Ansicht verbreitet, daß man die Wahrheit in Deutschland nicht hören will, die Wahrheit nämlich, die von England kommt. Es wäre eine Lücke in der Bildung unsrer öffentlichen Meinung, wenn diese sich den Aeußerungen hervorragender englischer Staatsmänner, Politiker ꝛc. verschließen wollte. Wir Deutsche können und müssen wie jede große Nation ohne Leidenschaft und mit der Ruhe, die dem Volke der Denker eigen ist, jedes auch unsern Gefühlen und unsern Ansichten nicht entsprechende Urteil kennen lernen und erwägen. — Wir haben von dem Fürsten Bismarck gelernt, Realpolitik zu treiben und vor allem die Interessen unsers Vaterlandes und die der Friedenspolitik des Deutschen Reiches im Auge zu behalten, auch wenn unsre Gefühle darunter leiden.

Wenn das ganze deutsche Volk wie ein Mann mit der vollsten Sympathie und mit dem wärmsten Mitleid für das Unglück eines kleinen, um seine Existenz kämpfenden heldenmütigen Volkes eintritt, so ist dies ein ritterliches, nationales Gefühl, das wir niemals verbergen und überall offen bekennen werden.

Aber eine große Nation darf in wichtigen internationalen Fragen sich nicht nur von Gefühlen leiten lassen, sondern sie muß darauf bedacht sein, daß vielleicht einmal ein Weltkampf bevorsteht, in dem die Entscheidung über die Weltherrschaft fallen wird. Wir dürfen unsre auswärtige Politik, die von einem hervorragenden Staatsmanne vortrefflich geleitet wird, nicht durch Leidenschaften und Gefühle erschweren oder stören. — Unsre Reichsregierung hat sich mit vollem Recht und mit weitem Blick in die Zukunft auf den Boden der Realpolitik gestellt und die strengste Neutralität gewahrt. —

Die Leiter unsrer angesehensten Preßorgane haben fast immer in internationalen Fragen sich eine große, wir möchten sagen fast staatsmännische Zurückhaltung auferlegt, um die Friedenspolitik des Reiches nicht zu stören. Wir haben die Bismarcksche Schule durchgemacht, und wir möchten dringend von allen Blättern, die Einfluß auf die öffentliche Meinung haben, wünschen, an dieser Schule festzuhalten. — In kurzer Zeit wird hoffentlich der Krieg in Südafrika zum Abschluß gelangen, dann stehen wir wieder vor andern weit wichtigeren internationalen Fragen, und dann tritt die Realpolitik und das freundschaftliche Verhältnis, das wir zu allen Friedensmächten bewahrt haben, wieder zu Tage. — Man wird dann auch in England er-

kennen, daß wir trotz unsrer nationalen Gefühle uns doch von jeder Intervention, zu der uns auch die Franzosen gern drängen wollten, ferngehalten haben.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

*

Ich habe meine, wie ich glaube, auf historischen Thatsachen begründeten Ansichten über den Rechtstreit zwischen Lord Salisbury und Präsident Krüger so oft in Briefen an meine Freunde auseinanderzusetzen gehabt, daß es mir schließlich am geratensten schien, dieselben ein für allemal niederzuschreiben und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Man versichert mir, doch kann ich es kaum glauben, daß die deutschen Zeitungsschreiber, die sonst alle staatsrechtlichen Fragen so gewissenhaft studieren, sich diesmal ganz von Leuten wie Dr. Leyds und Rochefort ins Schlepptau nehmen ließen, daß die Agrarier für Republik schwärmten, daß die Katholiken die Krügerschen Kapuzinerpredigten bewunderten, kurz, daß man die wahren Bluts- und Bundesgenossen der Zukunft nicht mehr in England und Amerika, sondern bei Franzosen und Russen suchte. Man kann lange suchen! Hoffentlich wird man noch zu guter Zeit entdecken, daß Blut dicker ist als Tinte, und daß die Sachsen von Deutschland, England und Amerika die wahren Waffenbrüder für Freiheit, Mannhaftigkeit und Treue in der Zukunft wie in der Vergangenheit sind und bleiben.

Die Auszüge, die die „Times“ aus deutschen Zeitungen bringt, erfüllen vielleicht ihren Zweck, wenn sie den Leser beim Frühstück etwas amüsieren, so wenig amüsant auch jetzt die englischen Morgenblätter sind. Trotzdem, daß manche meiner deutschen Freunde und Gesinnungsgenossen sich, wie auch sonst, von Teilnahme für die schwächere Partei hinreißen ließen, so hat es doch nicht an Staatsmännern, selbst in den höchsten Kreisen, gefehlt, die weder ein Recht der Schwäche, noch ein Recht der Gewalt anerkennen, sondern einfach nach dem Recht fragen und sich weder durch Kanonen, noch durch Kapgold einschüchtern lassen. Daß ich mich nicht fürchte, meine Meinung offen auszusprechen, so unpopulär sie auch in meinem alten oder in meinem neuen Vaterlande sein mag, das glaube ich wohl hinlänglich bewiesen zu haben. Zur Zeit des dänischen Krieges, wo ganz England für das schwache Dänemark, das Vaterland der Prinzessin von Wales, schwärmte und nichts vom Rechte des Deutschen Bundes hören wollte, wies ich einfach auf das Vorgehen und Vergehen des dänischen Ministeriums hin, das Schleswig, obgleich es dem Deutschen Bunde angehörte, mit Zustimmung andrer Staaten, annektierte, woraus alles spätere Uebel entsprang, aber auch das Gute, daß Schleswig-Holstein, wie man sagte, das Schwefelhölzchen der deutschen Einheit wurde. Trotz aller nicht sehr angenehmen Angriffe der „Times“ und fast aller englischen Zeitungen drang meine Ansicht doch schließlich durch, und der ernüchterte Engländer hat mir mein etwas scharfes Auftreten von damals gern verziehen. Noch schlimmer ging es mir aber eine Zeitlang im deutsch-französischen Kriege. Ich glaubte zwar fest, daß die besten Sympathien von England auf deutscher Seite waren, aber vom ersten Minister herab bis zum anonymen Zeitungsschreiber bellte man mich an und machte mir das Leben in England schwer. Trotzdem drang schließlich auch hier die Wahrheit durch.

Von zwei Sammlungen für die Verwundeten, die in Oxford gemacht

wurden, eine im Palast des Herzogs von Marlborough zum Besten der Franzosen, die andre in meinem kleinen Hause zum Besten der Deutschen, blieb die letztere schließlich die entschieden größere. Man würde sich wundern, wollte ich auch nur einige von den Schmucksachen, Ringen, Armbändern erwähnen, von massenhaften Sendungen für Hospitäler nicht zu sprechen, die damals in Geld und schweren Kisten an das deutsche Heer gingen, ohne daß dabei ein Gedanke an das Bismarcksche Prinzip von do ut des existiert hätte.

Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, daß Popularität für mich, sei es in England oder Deutschland, nur wenig bedeutet und daß, wenn ich also diesmal schreibe, was meinen Freunden in Deutschland nicht angenehm sein mag, ich es eben nur aus voller Ueberzeugung thue und aus Hochschätzung für meine alten Freunde und Landsleute, ohne von rechts oder links beeinflußt zu werden. So wie die „Times" mir ihre Spalten öffnete, sobald ich nur nicht anonym oder pseudonym schrieb, so weiß ich, wird es auch in Deutschland sein. So tief ist Deutschland doch noch nicht gesunken, daß es einem Gegner das Wort nicht gäbe. Schlag zu, aber höre zu, ist ein Prinzip der Unparteilichkeit, das nirgends so hoch geachtet wird oder wurde wie in Deutschland.

Daß ich viel Neues zu sagen habe, will ich nicht behaupten, nur ein andres und helleres Licht hoffe ich auf die Thatsachen, wie sie sind und bekannt sind, werfen zu können. Um allen Zweifel abzuwenden, gestehe ich sogleich, daß mir das englische Volk und die englische Regierung im großen und ganzen vollkommen richtig gehandelt zu haben scheinen. Selbst daß man gewissen Mitgliedern im Parlament erlaubte, ihre, wie mir scheint, hochverräterischen Gesinnungen ungehindert auszusprechen, beweist eben die vollständige, wenn auch zuweilen zu weit gehende Gedanken- und Redefreiheit unter einer konstitutionellen Regierung. Der Engländer denkt, it amuses them and does not hurt us, und vermeidet gern öffentlichen Skandal.

Wie kommt es nun, daß diese Schreier, von französischen Schreiern und Speiern nicht zu sprechen, in Deutschland Nachschreier gefunden haben? Neid gegen England kann man doch den Deutschen nicht mehr zuschreiben. Dazu sind sie jetzt zu groß. Man weiß jetzt, was man sich selbst schuldig ist.

Nach dem Erfolg zu urteilen, ist auch nicht deutsche Sache. Es ist ja ganz wahr, daß die Buren, die frommen, unschuldigen Lämmer des Transvaal, anscheinend große Erfolge gehabt haben. Man ist fast froh darüber, damit das Jammern über die schwächlichen und plötzlich überrumpelten Buren nun endlich aufhört. Man weiß in Deutschland, was es bedeutet, den Rhein zu überschreiten, selbst der Kanal gilt noch immer als ein bedenkliches Hindernis. Nun frage man aber irgend einen General oder irgend einen Geschichtsforscher, ob es einen Staat giebt oder je gegeben hat, der seine Truppen mit Pferden, Kanonen und Munition 6000 Meilen über Meer schicken kann, so wie man über den Rhein oder den Kanal marschiert. Verglichen mit der Kriegsmacht der Buren, sollte man die englische mit 100 dividieren und dann einen Vergleich der Tapferkeit der englischen besoldeten Soldaten (oder Söldner, wie man sie geflissentlich nennt) mit der der Buren anstellen. England war nicht kampfbereit. Warum hat denn die Buren-

Republik lang vor dem Jameson-Raid ihre Kanonen gekauft und sich kriegsfertig gemacht, wenn nicht, um gegen England zu kämpfen, dessen Oberhoheit über die Republik damals zu Recht bestand, da Krüger selbst, wenn er auch die Petition um Annexation an die Königin nicht selbst unterzeichnet hatte, jedenfalls Anstellung von der Königin unter der englischen Regierung annahm.[1]) In Finnland oder Polen würde man dies Hochverrat nennen. Am Kap heißt es Schlauheit, Klugheit, Staatskunst, und wenn Krüger wirklich Sieger bleibt, nun so hört eine Empörung, wenn siegreich, eben ipso facto auf, Empörung zu sein. Wer dann die ersten Gesandten und Großkreuze nach Pretoria schicken wird, ist nicht schwer zu erraten. Ob der Handel dann in Afrika dieselbe Open door finden wird wie jetzt, ist aber eine andre Frage.

Doch worauf gründet sich denn das Recht von England, Oberhoheit in Südafrika bis zum 25. Grade südlicher Breite auszuüben? Es gründet sich, wie das Recht der meisten Staaten von Europa, auf den Wiener Kongreß. Die Republikaner lachen über den Wiener Kongreß, aber mit diesem Lachen würden viele Dinge wegfallen, die selbst Anarchisten nur ungern fallen lassen würden. Die Küste von Südafrika wurde entdeckt und schichtenweise besetzt von Portugiesen, Holländern und Engländern. Ich erwähne dies nur, um die Rivalität und den Haß zu erklären, der zwischen Holländern und Engländern in Südafrika geherrscht hat und noch immer herrscht. In 1689 kam eine starke Einwanderung von Franzosen (Hugenotten), die sich ebenfalls mehr zu den Holländern als zu den Engländern neigten. Die holländische Ostindische Compagnie sprach sich damals die Oberhoheit über die Ansiedler in Südafrika zu und wurde oft in Kämpfe mit den schwarzen Eingeborenen verwickelt Doch war von einer staatlichen Entwicklung dieser Ansiedelungen noch kaum die Rede. Die Holländer führten ein freies, ungehindertes Leben auf ihren Pächtereien und verteidigten auf eigne Faust ihr Hab und Gut gegen schwarze und weiße Nachbarn.

Das sind aber für unsre Zwecke rein vorhistorische Dinge, die für uns kaum irgendwelche rechtliche Bedeutung haben. Das erste Mal, daß diese südafrikanischen Besitzungen den Gegenstand internationaler Verträge bildeten, war im Jahr 1814, beim Wiener Kongreß. Damals, nach vielen blutigen Kämpfen, wurde die Karte von Europa, ja von allen Weltteilen, von neuem konstituiert, und die Großmächte hatten kein Bedenken, die holländischen Besitzergreifungen in Südafrika England zu überlassen, ohne daß Holland, das damals kaum noch existierte, oder irgend ein andrer Staat viel dagegen einzuwenden hatte. Jedenfalls haben die Staatsmänner hier den ersten bindenden internationalen Vertrag, durch den England die Oberhoheit in Südafrika von Europa zuerkannt wurde, wofür es aber auch einen für die damalige Zeit bedeutenden Geldbetrag zu bezahlen hatte. Solche Thatsachen können ignoriert, aber nicht leicht wegdisputiert werden.

Dieser Zustand blieb zu Recht bestehen und blieb die Grundlage, auf der alle späteren Verträge sich gründeten. Daß die englischen Beamten am Kap nicht immer die besten waren, daß sie namentlich bei Unterdrückung von lokalen Unruhen

---

[1]) Siehe das Genauere in Martineaus „The Transvaal Trouble“, p. 20.

zuweilen gegen Recht und Menschlichkeit verstießen, wer wird dies bezweifeln, wenn er die traurigen Vorgänge in gewissen deutschen Kolonien in Afrika kennt? Das Hängen von fünf Buren in 1815 nach dem Kampfe von Slagters-Nek ist den Buren immer im Gedächtnis geblieben; ihre eignen Missethaten, wie den Meuchelmord von Kapitän John Elliot, einem Vetter von mir, haben sie längst vergessen.

In 1834 fiel ein neuer Apfel der Zwietracht zwischen Engländer und Buren. Die Engländer hatten, wie bekannt, mit ungeheuren Opfern an Geld und Menschen die Freisprechung aller Sklaven im englischen Reiche durchgesetzt. Natürlich bezog sich dies auch auf die englischen Kolonien. Die Buren betrieben aber ihre Feldarbeit meistens durch schwarze Sklaven und behandelten sie sehr schlecht. Als englische Unterthanen mußten sie natürlich ihre Sklaven manumittieren, erhielten aber eine Entschädigungssumme, die, wie in andern Kolonien, nicht hinlänglich schien. Die unzufriedenen Buren trekkten also in 1836 von dem Kap nach dem Landstrich, der jetzt Natal heißt. Sie wollten oder konnten ohne Sklavenarbeit und ohne Sklavenhandel nicht bestehen. Dieser Trekk war mit vielen Trübsalen verbunden, und einer, der diese Schreckenszeit mit durchlebt hat, war der jetzt so viel besprochene Paul Krüger. Trotz dieses Exodus aber betrachtete die englische Regierung die Ausgewanderten in der Republik Natalia stets als englische Unterthanen, das Verbot des Sklavenhandels blieb also dasselbe. Die neue Republik Natalia widersetzte sich, es kam zu Gewaltthätigkeiten. Die neue Republik wurde besiegt und blieb somit unter englischer Botmäßigkeit. Eine hierauffolgende abermalige Auswanderung führte dann einen großen Teil der Buren weiter fort nach dem Oranjefluß. Dies geschah in 1845 und mochte völkerrechtlich ganz in der Ordnung sein, machte aber natürlich immer böseres Blut zwischen Buren und Engländern. Die Buren hatten die heißesten Kämpfe, zum Beispiel gegen die Matebelos unter Mohalikatze zu bestehen, und in 1848 nahm die englische Regierung wieder von dem ganzen Oranje-River-Staat Besitz, weil seit den Tagen des Wiener Kongresses das Land bis zum 25. Grade noch immer zu England gehörte und die Buren noch nie einen souveränen Staat gebildet hatten. Dies verbitterte die Buren so sehr, daß, als später ein Krieg mit den Basutos ausbrach, die Buren von jenseits des Vaalflusses sich mit den Schwarzen verbündeten und dann in 1852 die sogenannte Sand-River-Konvention durchsetzten, wonach die Engländer jede Einmischung in die inneren — nicht die äußeren — Angelegenheiten der Republik, womit sie sich nie viel zu schaffen gemacht hatten, aufgaben, die Oberhoheit Englands aber gewahrt wurde, auch dadurch, daß die Buren keine Sklaven halten und keinen Sklavenhandel treiben durften. Dasselbe galt für den Oranje-River-Staat und bezeichnet deutlich das englische Prinzip, den Republiken, wie allen englischen Kolonien, alle Freiheit der Selbstregierung zu geben, aber auch über die Oberhoheit Englands keinen Zweifel herrschen zu lassen. Und dies geschah aus guten Gründen. Die Buren waren später unter Burgers durch ihre Grausamkeiten gegen die Schwarzen mit den Zulus unter Cetwajo in Krieg geraten. Die Einzelheiten führe ich nicht an. Sie sind leicht in kleinen Büchern wie „Great Britain and the Dutch Republic“ (kostet three pence), oder in „The Transvaal Trouble, how it arose“

von John Martineau (kostet einen Schilling) nachzulesen. Und als sie weder ein Heer aufbringen, noch ihre Staatsschulden bezahlen konnten, waren sie sehr bereit, sich von der englischen Regierung militärisch verteidigen und finanziell retten zu lassen. Die Zulus unter Cetwajo wurden mit großem Verlust an Soldaten und einem Aufwand von sechs Millionen Sterling von den Engländern niedergeworfen. Eine Wiederholung von solchen Dingen war natürlich weder wünschenswert noch zulässig. Die Buren selbst sahen dies ein, selbst Krüger, sagte man, war mit Sir Theophilus Shepstone einverstanden. England behielt das Recht, die Buren gegen die Eingeborenen zu verteidigen und ihre Finanzen in Ordnung zu bringen. Die Staatskasse hatte damals nur noch etwa vier Thaler, aber viele Schulden. Wenn das nicht Oberhoheit ist, was ist es denn? Die Buren aber waren bald unzufrieden. Sie behielten ihre Sklaven, nannten sie aber Lehrlinge, ja sie sprachen sich von den mit Sir Theophilus Shepstone gemachten Vereinbarungen los und erklärten ihre souveräne Unabhängigkeit unter dem Triumvirat von Pretorius, Krüger und Joubert. Dann kam der Aufstand gegen die kleine englische Garnison, die mit der Niederlage von Majubahill endigte. War es nun aus Mutlosigkeit oder aus seinem grundsätzlichen Prinzip, den Kolonien die größtmöglichste Unabhängigkeit zu gewährleisten, jedenfalls machte Gladstone, der damals Premierminister war, den großen Fehler, nach einer Niederlage mit einem übermütigen Feinde zu verhandeln, und im Jahre 1881 wurde die sogenannte Unabhängigkeit der Republik von England anerkannt. Dieser Vertrag wurde jedoch nicht einfach von einem großmütigen oder kleinmütigen Staatsmann mündlich oder brieflich abgeschlossen, sondern die notwendigsten Klauseln wurden vertragsmäßig beigefügt. Um die störrischen Buren auch in Zukunft in Ruhe zu halten, das heißt um eine Wiederholung von Niederlagen wie durch Cetwajo und von Staatsbankrotten zu verhindern, wurde bedungen, daß alle diplomatischen Verhandlungen für die Republiken von englischen Diplomaten zu führen seien, daß Sklaverei nie wieder eingeführt werden sollte, daß alle Religionen gleichberechtigt seien und daß England jederzeit Truppen durch das Gebiet der Republiken marschieren lassen durfte. War das nicht Oberhoheit?

Solche Bedingungen waren aber ganz unerläßlich, um in Südafrika Frieden zwischen Weißen und Schwarzen zu erhalten. Daß nun die Buren und selbst Krüger über diese Konvention von 1881 anscheinend sehr erfreut waren, beweist doch wohl, daß sie die Suzeränität von England anerkannten. Von Deutschland oder Frankreich hätten sie doch solche Bedingungen nicht angenommen. Man hat viel über die Bedeutung von Suzeränität gesprochen, was kommt denen aber auf dieses Wort an, wenn man solche Bedingungen machen kann, wie sie hier England 1881 machte? England hat das zu viel Regieren gar nicht gern, es mußte aber Frieden in Südafrika erhalten, namentlich als die Entdeckung von Gold- und Diamantenlagern eine immer wachsende Masse von fremden Arbeitern und Spekulanten nach Afrika zog. An dem Wort Suzeränität lag England so wenig, daß Lord Derby das Wort gar nicht wiederholte. Laßt das Wort gehen, meinte er, wir haben die Sache, nämlich daß die Republik keinen Vertrag mit fremden Mächten schließen darf, selbst nicht mit Eingeborenen, ohne vorherige Genehmigung der Königin von England. Ebenso

wurden Paragraphen beigefügt über Sklaverei, Sklavenhandel, über die Rechte der Eingeborenen und der neu eingewanderten Fremden. Namentlich die letzten Klauseln, Art. XIV, waren von Bedeutung, aber selbst wenn sie nicht da gewesen wären, hätte England doch nie eine Ausnahme für die afrikanischen Kolonien machen oder erlauben können, daß man in der afrikanischen Kolonie die eingewanderten Kolonisten schlechter behandle als in allen andern englischen Kolonien. Ein Deutscher, der in irgend einer englischen Kolonie sich niederläßt, hat dieselben Rechte dort wie alle andern Kolonisten. Eine Zeit lang schienen auch die Buren mit dem Vertrag von 1884 mehr als zufrieden. Bald aber suchten sie ihre Grenzen vertragswidrig nach allen Seiten auszudehnen, und auch in andern Punkten versuchten sie die Paragraphen des Vertrags zu brechen. Man verfuhr mit größter Willkür gegen die Ausländer, als ob sie weniger Recht hätten als die früheren Kolonisten. In 1884 hatten sie die franchise nach einem Jahre, später nach fünf, zuletzt noch vierzehn Jahren. Die ungeheuren Einnahmen der Republik, die hauptsächlich den Uitlandern zu verdanken waren, wurden für Kriegsrüstungen und anderswo verschwendet, und dies alles, als noch kein Krieg zwischen Buren und Engländern erklärt war. Selbst der Don Quichottische Einfall von Jameson fällt meiner Ansicht nach ganz allein der schändlichen Regierung der Republik zur Last. Man hatte die Uitlander in Johannesburg mit Gewalt zur Verschwörung und Empörung getrieben. Niemand wird eine solche Verschwörung und Empörung verteidigen, noch weniger die Einladung fremder Söldner. Wenn man aber auf der andern Seite die Verschwörung der Transvaalrepublik und ihre lange schon im stillen fortgesetzte Kriegsrüstungen betrachtet, so scheint der Jameson-Raid allerdings begreiflich, wenn auch immer wie der Versuch eines Ziegenbocks, einen Schnellzug auf der Eisenbahn aufzuhalten. Daß die englische Regierung bei einem so einfältigen Putsch beteiligt war, ist gesagt, aber nie bewiesen worden, und wer Lord Salisbury und seine Antecedentien kennt, weiß, daß eine solche Beschuldigung rein undenkbar ist. Der Verdacht, der dabei auf Chamberlain gefallen ist, ist allerdings sehr zu bedauern, aber man bringe nur Anklageartikel, und die Rechtfertigung wird nicht lange auf sich warten lassen. Jedenfalls ist die Aussage von Krüger, daß die Kriegsrüstungen in der Republik erst nach dem Jameson-Raid begonnen hätten, rein kindisch, denn die Staatsrechnungen liegen vor, und wir wissen genau, wann und wo die Kanonen bestellt und bezahlt worden sind.

Daß das englische Volk keinen Krieg mit der Transvaalrepublick wollte, ist wohl am besten durch seine militärische Unvorbereitetheit bewiesen. Man hoffte noch immer auf Vernunft und Frieden. Und wer erklärte denn den Krieg, wer machte den ersten Raid auf das englische Gebiet, wenn nicht die Buren? Sollte England um Verzeihung bitten, seine alte Oberhoheit bewahrt zu haben? Sollte es den Buren erlauben, Sklaven oder sogenannte Lehrlinge zu halten, mit den Eingeborenen Krieg anzufangen und die neuangekommenen Kolonisten als eine Art von Heloten zu behandeln! Das ist nicht die englische Idee, eine Kolonie zu gründen oder zu regieren, und daß England Kolonien zu regieren versteht, das beweist doch wohl die Hingebung, mit der jetzt die Herzen aller Kolonien der alten Mutter zufliegen. Man muß es aber auch anerkennen, daß es Buren und Buren giebt. Die auf dem Lande angesessenen Buren sind gewiß Leute, die Gott

und Recht fürchten. Aber die mit Krüger an der Spitze der Regierung stehen, die Holländer, die von den Millionen der Republik leben, verdienen keine Sympathien, am wenigsten in Deutschland. Erst wenn sie aus Afrika vertrieben sind, wird für die Kolonien am Kap eine friedensreiche und segensreiche Zeit beginnen, wie es während der Jahre nach 1877 unter englischer Regierung war. Wann ist denn die Transvaal-Republik jemals unabhängig gewesen, mehr als die andern Kolonien Englands?

Kennt man einmal diese staatlichen Rechtsverhältnisse zwischen England und der Transvaal-Republik, die von bezahlten Advokaten immer verdreht und ignoriert worden sind, so wird man wohl aufhören, von englischer Landgier und Goldgier zu sprechen. England hat Land genug und zuviel, aber durch seine Stellung in Afrika hat es auch Pflichten. Es kann wohl die Jonischen Inseln, selbst Helgoland und Samoa abtreten, aber ohne zu kämpfen kann es sich so wenig aus Südafrika als aus Indien zurückziehen. Den Buren oder Holländern die Stellung in Südafrika einzuräumen, die bis jetzt England gehabt hat, wäre ein Anachronismus, als wenn man Neu-Seeland, früher Neu-Holland, der Königin der Niederlande aufbürden wollte. Die Geschichte geht aber vorwärts, nicht rückwärts. Jedes Volk erfüllt seine Aufgabe. Holland hat die seinige reichlich erfüllt. Es hat noch jetzt, glaube ich, nach England die größten Kolonien. Die Gegenwart, und hoffen wir, eine lange Zukunft, gehört aber jetzt England.

Das sind die einfachen historischen Thatsachen, die für jedermann, der englisch lesen kann, leicht zugänglich sind. Was soll es also bedeuten, wenn man England für den Putsch von Jameson verantwortlich machen will, die jeden Engländer ebenso überraschte wie jeden Deutschen. So tief ist England und sein Ministerium noch nicht gesunken, daß es sich wie eine Räuberbande behandeln läßt. Bei großen Fragen hat die Königin größeren Einfluß, als man glaubt, und wird Deutschland auch hier den Franzosen folgen wollen, und die Großmutter des Deutschen Kaisers, die englische Frau par excellence, mit Kot bewerfen? Von den neuesten Dingen habe ich mit Absicht nicht gesprochen. Mir liegt nur daran, historisch zu zeigen, wie die Buren und Holländer seit dem Wiener Kongreß immer unter englischer Botmäßigkeit gestanden haben, und wie eben ihre bis 1884 immer wiederholten Versuche, von England neue Konzessionen zu erlangen, oder sich frei zu machen, es sonnenklar beweisen, daß England eben die Oberhoheit in Südafrika besaß, und allein im stande war, Konzessionen zu machen oder zu verweigern. So weit gilt die Logik auch für politische Fragen. Der Aufstand der Buren ist einfach eine Empörung. Wenn sie siegreich ist, würde sie natürlich aufhören, Empörung oder Hochverrat genannt zu werden. Daß die Buren aber einer Weltmacht wie der englischen auf die Länge nicht widerstehen können, ist doch wohl jedem, selbst den militärisch Unkundigen, ziemlich klar. Aber wo auch die Macht liegt, wo auch die Wagschale mit dem Schwerte sinkt, das Recht bleibt davon unberührt. Möglich, daß die victrix causa den Göttern gefällt, aber selbst die Besiegte gefällt dem Kato, und an solchen fehlt es auch in Deutschland nicht. Für den, der, wie ich, so viele Jahre dem Lauf der Weltereignisse zugeschaut, gilt Recht mehr als Macht. England hat viele Feinde und

Neider, das hat der letzte Krieg recht deutlich gezeigt, aber England hat auch Freunde, und an Orten, wo man es am wenigsten erwartete, ja selbst in Deutschland. Und was auch komme, Niederlage oder Sieg, England kann mit Stolz sagen: Viel Feind, viel Ehr.

F. M. M.

Oxford, 24. Februar 1900.

Die vorstehenden Aeußerungen des berühmten deutschen Gelehrten, der mit den in den leitenden Kreisen Englands herrschenden Auffassungen genau vertraut ist, werden zu weiteren Erörterungen Anlaß geben. Wir verharren in der Beurteilung der südafrikanischen Frage selbstverständlich auf dem deutschen Standpunkte und werden weitere Darlegungen unsrerseits in einem der nächsten Hefte folgen lassen.

Die Redaktion.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Theodor Mommsen über Max Müllers Brief:

„Ueber die Rechtsfrage zwischen England und der Transvaal-Republik."

Audiatur et altera pars! So möchten wir der öffentlichen Meinung in England zurufen, nachdem wir Max Müllers Brief im Aprilheft der „Deutschen Revue" veröffentlicht haben.

Wir hatten mit dieser Veröffentlichung bewiesen, daß wir den Ansichten des berühmten Gelehrten, welcher die in England herrschenden Anschauungen vertritt, uns nicht verschließen. Möge England die Widerlegungen Theodor Mommsens bezüglich der Rechtsfrage in dem Kriege in Südafrika mit gleicher Ruhe und Sachlichkeit aufnehmen, wie wir die Aeußerungen Max Müllers aufgenommen haben. Es würden dadurch dem englischen Volke die Gefühle klar werden, welche wir für das kleine heldenmütige Burenvolk immer offen zum Ausdruck gebracht haben. — Diese warmen Sympathien für die Buren ändern aber nichts an der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches. — Wir können in den Gefühlen und Anschauungen über das Recht oder Unrecht dieses Krieges uns völlig von den Engländern trennen. Der Krieg in Südafrika selbst berührt unsre großen politischen Interessen wenig oder gar nicht.

Das Deutsche Reich wird deshalb auch fernerhin an seiner Friedenspolitik und Neutralität festhalten, und höhere und weit wichtigere Interessen werden das englische Volk die vielen, jahrhundertelang bestehenden Beziehungen zu Deutschland in der weiteren Entwicklung der Weltlage nicht stören lassen.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Sie wünschen eine Aeußerung meinerseits über die Auslassungen Max Müllers in dem letzten Heft Ihrer Deutschen Revue hinsichtlich der durch den Transvaalkrieg in Deutschland gegen England hervorgerufenen Stimmung und Verstimmung. Er, der auch als Engländer nie das Band mit seiner alten Heimat gelöst und in schweren Konflikten die deutschen Interessen in England gegen dessen öffentliche Meinung treu und mannhaft vertreten hat, hat allerdings ein gutes Recht, bei uns aufmerksam

und achtungsvoll gehört zu werden, jetzt, wo er umgekehrt die Sache Englands gegen die öffentliche Meinung Deutschlands vertritt. Aber zustimmen wird ihm diesseits des Kanals nicht leicht jemand, wenn er behauptet, daß die englische Regierung und das englische Volk — er identifiziert beide — in diesem Konflikt vollkommen im Recht sind. Wenn wir „schreien", so schreien wir nicht als „Nachschreier der Franzosen"; es giebt für uns Deutsche auch ein schreiendes Unrecht.

Der Transvaalkrieg gehört wie zu den seltsamsten, so auch zu den unseligsten, die die Geschichte kennt. Der alte, starre, religiös-politische Fanatismus ringt in diesem vergessenen und verlorenen Splitter der republikanischen Kap-Holländer mit der modernen, von nicht minder fanatischem Weltausbeutungsdrange getragenen Zivilisation. Wie immer in den politisch-militärischen Vorgängen sich Licht und Schatten verteile, es stehen hier zwei Weltanschauungen miteinander im Kampfe, die Schlacht wird geschlagen sozusagen zwischen dem sechzehnten und dem zwanzigsten Jahrhundert. Bei der Tragik dieses Konflikts versteht man nicht recht die Leichtherzigkeit der Müllerschen Ausführungen.

Darin kann Müller nur beigepflichtet werden, daß die beiden Republiken faktisch auf die englische Schutzherrschaft angewiesen sind. Eine effektive Selbständigkeit giebt es nicht für diese relativ kleinen und durch die englische Umklammerung vom Meer abgeschnittenen Gebiete, und die Souveränitäts- oder Suzeränitätsfrage ist wenigstens für uns Ausländer nicht viel mehr als ein Wortgefecht. Freilich hat England selbst den beiden Republiken eine weit über die Befugnis aller selbstverwaltenden Kolonialgebiete hinausgehende Rechtstellung vertragsmäßig zugesichert, ihnen die formale Unabhängigkeit ganz oder so gut wie ganz eingeräumt, Traktate von Macht zu Macht mit ihnen abgeschlossen und selbst in ihnen die Ueberzeugung verbriefter Selbständigkeit großgezogen, die zu achten für den stärkeren Staat eine Ehrenpflicht war. Es wird auch in England nicht bestritten werden, daß die Behandlung dieser Gebiete durch die englische Regierung ein Muster von Ungeschicklichkeit und Inkonsequenz gewesen ist; wie gewöhnlich hat auch hier die menschliche Verkehrtheit viel mehr Schaden gestiftet als die Nichtswürdigkeit. Nachdem die Buren im Jahre 1836, wie einst die Kinder Israel aus Aegypten, mit Weib und Kind und Vieh aus der unmittelbaren Nähe der englischen Kolonie abgezogen und bald darauf durch die englische Besitznahme von Natal von der Küste abgedrängt waren, stand die englische Politik Südafrika gegenüber wesentlich im Zeichen der Indifferenz. „Diese erbärmlichen Kolonien," sagte d'Israeli, „werden in wenigen Jahren unabhängig sein; uns hängen sie wie Mühlsteine am Hals." Lange Decennien hindurch haben diese Gebiete in faktischer Abhängigkeit von England gestanden, und in den Nöten ihrer Finanzen und ihrer Händel mit den Eingeborenen diesem wenig andres als Last und Leid gebracht.

Aber diese fahrlässige Gleichgültigkeit sollte nicht von Dauer sein. England, sagt Lord Salisbury, begehrt weder Gold noch Gut; wir hören achtungsvoll die Botschaft, aber der Glaube fehlt. Nach Entdeckung der Diamantfelder von Kimberley im Jahre 1869 wurde dieser Landstrich, entgegen dem Spruch des eingesetzten Schiedsgerichts, im Jahre 1876 von der südlichen Republik abgerissen und zum eng-

lischen Gebiet geschlagen; ein Vorgang, der in Südafrika nie vergessen worden ist, und dessen weitere Anwendung auf die Johannesburger Goldminen der Buren in der That recht nahe lag. Allmählich entwickelten sich die einigermaßen phantastischen, aber unzweifelhaft großartigen und folgenreichen Pläne auf Umwandlung Afrikas vom Kap bis zum Nil in einen Bestandteil des Greater Britain der Zukunft. Es soll nicht verkannt werden, daß England dadurch den beiden kleinen holländischen Republiken gegenüber in eine schwierige Lage geriet, und noch weniger verkannt werden, daß die nördliche derselben dem ungeheuren Problem, welches die Entdeckung der Goldfelder und die überwiegend englische Johannesburger Einwanderung ihrer Regierung stellte, mindestens unzulänglich gegenübergestanden hat. Das Goldfieber und der Rassenkonflikt stellten sich ein. Es ist keineswegs aus der Luft gegriffen, daß nicht gerade verbriefte, aber in der Sache begründete Ansprüche der Einwanderer von der allerdings formell hierin unbedingt unabhängigen Regierung Transvaals beiseite geschoben und mißachtet worden sind. Von den Schwierigkeiten, die der vorherrschenden Nation ihr nicht angehörige Gebiete bereiten, wissen auch wir zu reden; dergleichen Zustände verleiten beinahe unvermeidlich bald zu schwächlicher Nachgiebigkeit, bald zu tyrannischer Unbill. Es wäre mehr als vermessen, entscheiden zu wollen, wie weit hier Uebergriff der Schutzmacht oder Eigensinn des Kleinstaates eingewirkt haben; an Ausschreitungen nach beiden Seiten hat es sicher nicht gefehlt. Was uns Deutsche anbetrifft, so hat man sich bei uns mit diesen Vorgängen wenig beschäftigt, und so weit meine Erinnerung reicht, haben dieselben auf die Beziehungen der beiden Nationen nicht eingewirkt. England muß sich mit seinen Kelten und Franzosen und Holländern und Indiern und Aegyptern abfinden wie wir mit unsern Polen und Dänen; es sind das schwerwiegende innere Fragen, aber die Ausländer haben sich nicht darein zu mischen, und wir haben in dem vorliegenden Fall es nie gethan.

Aber da erschienen Cecil Rhodes, Jameson, Chamberlain auf der Bildfläche. Wenn auch die Herrschaft über andersartige Völkerschaften kein reinliches Geschäft ist und dabei nicht alles gehen kann, wie es gehen sollte, so ist darum auf diesem Gebiet keineswegs alles erlaubt. Es giebt Vorgänge, welche das Sittlichkeitsgefühl der gesamten zivilisierten Welt empören und bei denen das höchste Tribunal der Welt, die öffentliche Meinung der Ehrenmänner aller Nationen, zu Gericht sitzt und verurteilt. Dies Tribunal hat keine Exekutive, und man mag dessen Aeußerung insofern als Gefühlspolitik bezeichnen; aber nicht das Mitleid bestimmt seinen Spruch, sondern das Rechtsgefühl. Leider haben wir in den letzten Jahren mehrere derartige Vorgänge erleben müssen; es giebt verschiedene Namen von Personen und von Stämmen, die man nicht aussprechen kann, ohne sich des Jahrhunderts zu schämen, in welchem wir leben. Eben für uns, die wir wissen, was England der Welt bedeutet und was insbesondere wir Deutsche ihm verdankt haben und verdanken, welchen die zurzeit bei uns kolportierte Britenfresserei ebenso albern erscheint wie verächtlich, für uns ist es hart, daß unter diesen Namen jetzt auch englische sind. Wenn Max Müller fragt, seit wann die Deutschen schreien, so antworten wir mit dem Namen Jameson, der unbedeutenden Puppe, welche für Englands bösen Geist den Namen hergiebt.

Es ist mir geradezu unbegreiflich, mit welcher Leichtfertigkeit Max Müller, indem er sich an die öffentliche Meinung Deutschlands wendet, das Wesentliche beiseite schiebt. Nicht ich werde ihm antworten, der Verfasser der „Impressions of South Africa",[1]) einer der besten Kenner dieser Verhältnisse und in jeder Weise zur Sache legitimiert, James Bryce, soll das Wort haben.

„Man hatte," sagt Müller, „die Uitlander in Johannesburg mit Gewalt zur Verschwörung und Empörung getrieben." Bryce führt aus, daß in die den Einwanderern auferlegte Beschränkung des Wahlrechts, als innere Landesangelegenheit, der englischen Regierung ein Eingriff nicht zustand (p. XXIV); daß die in diesem Sinn von ihr gestellte Forderung eine Verletzung der bestehenden Verträge war (p. XXX); daß das an sich wohl gerechtfertigte Begehren bei einigem Zuwarten sich von selbst hätte erfüllen müssen (p. XXV); daß in der Zwischenzeit Leben und Eigentum in Transvaal den Ausländern gesichert war und niemand sie hinderte, daselbst „sich des Lebens zu freuen und sich zu bereichern" (p. XVI, XXIII). Daß solche Verhältnisse in den Augen des friedliebenden Gelehrten Verschwörung und Empörung und bewaffneten Aufstand rechtfertigen oder auch nur entschuldigen, ist einigermaßen befremdend. „Der Don Quichottische Einfall von Jameson fällt meiner Ansicht nach ganz allein der schändlichen Regierung der Republik zur Last." Es giebt in Deutschland und auch in England nicht wenige Leute, die sich im Wahlrecht zurückgesetzt finden. Soll es diesen auch gestattet sein, in einem Nachbarstaat Mannschaften zu mobilisieren und also zum Rechten zu sehen?

„Daß die englische Regierung bei einem so einfältigen Putsch beteiligt wäre, ist gesagt, aber nicht bewiesen worden, und wer Lord Salisbury und seine Antecedenzien kennt, weiß, daß eine solche Beschuldigung rein undenkbar ist!" Bryce bemerkt (p. XXV): „Bei dem Jameson-Einfall waren es englische Offiziere und Truppen unter englischer Flagge, wenn nicht England selbst, die die Missethat verübt hatten." Der höflichen Ausnahme von Lord Salisbury wird sich jeder bereitwillig anschließen; aber den gutmütigen Glauben des Oxforder Gelehrten, daß Jameson bloß ein gemeiner Straßenräuber gewesen sei, werden auch in England nicht viele teilen, und vor allem diejenigen nicht, die den weiteren Verlauf der Dinge erwägen, die lediglich nominelle Bestrafung der unmittelbar an dem Putsch Beteiligten, die sorgfältige Verhinderung jeder auf die Anstiftung desselben gerichteten Aufklärung, die parlamentarische Untersuchungskommission zum Zwecke der Nichtuntersuchung, und was uns allen noch frisch im Gedächtnis liegt. „Der Verdacht, der dabei auf Chamberlain gefallen ist, ist allerdings sehr zu bedauern; aber man bringe nur Anklageartikel, und die Rechtfertigung wird nicht lange auf sich warten lassen!" Meines Wissens wartet man auf diese bereits seit fünf Jahren, und es hat an Anschuldigungen wahrlich während derselben nicht gefehlt. Es ist aber überhaupt eine Naivetät, hier von den Tadlern die Spezifikation der Anklage zu fordern. Müllers eignes Bedauern

[1]) Es wäre zu wünschen, daß wenigstens die Einleitung dieses von Sachkenntnis und Unparteilichkeit getragenen Werkes dem deutschen Publikum zugänglich gemacht würde. Die großen Mängel und die schweren Fehler des Burenregiments werden darin keineswegs verschleiert.

weist deutlich genug aus, wie wohlbegründet der Verdacht der Mitschuld ist; und es wäre die Pflicht der englischen Regierung und vor allem des englischen Parlaments gewesen, gegen Inland und Ausland die volle Rechtfertigung zu erbringen und, wenn dies nicht möglich war, die Schuldigen kriminell und vor allem politisch zu strafen, um sich also von der Mitschuld nach der That zu befreien. Max Müllers Bedauern ist in der That bedauerlich.

„Das englische Volk," sagt Müller, „hat keinen Krieg mit der Transvaal-Republik gewollt." Das Volk gewiß nicht, ebensowenig die Volksvertretungen am Kap und in Natal; aber die Regierung hat ihn gewollt. „Wer erklärte den Krieg, wer machte den ersten Raid auf das englische Gebiet, wenn nicht die Buren?" „Von Mitte Juli an," sagt Bryce (p. XXXIII), „hatte die britische Regierung ihre Besatzungen in Südafrika verstärkt; die Sendung einer Truppenabteilung nach der andern wurde mit starkem Nachdruck in den englischen Blättern berichtet. In den ersten Tagen des Oktobers wurde die Einberufung der Reserven und die Absendung einer starken Truppenmacht angekündigt." Am 9. Oktober erklärte Transvaal den Krieg. Es bedarf keines weiteren Zusatzes. Aber übergangen darf nicht werden, daß die englische Regierung den Krieg beschlossen hat ohne einen völkerrechtlich zureichenden Kriegsgrund. „Indem die englische Regierung," sagt Bryce (p. XXXIV), „die Wahlfrage als das Ziel hinstellte und sie durch Demonstrationen unterstützte, welche ihre Gegner unter die Waffen riefen, brachte sie sich in die Lage, einen Krieg begonnen zu haben ohne casus belli und sich also der Verurteilung des Auslandes auszusetzen. So führte sie den Krieg herbei, ohne ihn rechtfertigen zu können durch Aufzeigung eines Grundes, wie der Gebrauch zivilisierter Staaten ihn fordert."

„Daß England den Krieg nicht gewollt hat," fährt Müller fort, „erklärt sich aus seiner Unvorbereitetheit;" und er führt weiter aus, daß die Buren sich schon seit Jahren und schon vor Jamesons Einfall zum Krieg gerüstet, Pretoria befestigt, Geschützankäufe gemacht hätten. Das ist richtig, aber es konnte nicht anders kommen. „Es ist Thatsache," sagte Bryce (p. XXVIII), „und wesentlich die Wurzel der ganzen Frage, daß die Buren das Verhalten der Briten als ein System der Gewalt und der Unwahrhaftigkeit betrachten." Er legt weiter dar, wie guten Grund sie dafür gehabt haben, und fährt fort: „Seit dem Einfall vom Dezember 1895 sind sie argwöhnischer als je und meinen, daß die britische Regierung darin die Hand gehabt hat und daß einflußreiche Geldmänner ihre Ränke gegen sie spinnen." Haben sie geirrt? Der fanatische Freiheitssinn und das fanatische Vertrauen auf den Herrn der Heerscharen haben diesen Holländern die Waffen in die Hand gedrückt; man mag beides eine Thorheit nennen, aber es ist eine Lästerung, diese Erhebung als Angriffskrieg zu bezeichnen. — Unvorbereitet war die englische Regierung nicht auf den Krieg, wohl aber auf dessen Unmittelbarkeit und auf dessen Gewalt; die ersten Monate desselben zeigen uns neben ihrer staatsmännischen ihre militärische Inferiorität. Daß die Frau par excellence, wie Max Müller sie nennt und gern mit ihm jeder Deutsche, daselbst regiert, kann an dieser Inferiorität nichts ändern.

Das Schicksal der Buren erscheint uns Deutschen als besiegelt, und wir sind es ja gewohnt, dem Unheil zusehen zu müssen, ohne helfen zu können. Wir begreifen

vollständig, daß das englische Volk wünscht und wünschen muß, das englische Element in seinen Kolonien zu stärken, und daß es ein solches Ergebnis von dem südafrikanischen Kriege erhofft. Wir sind auch nicht der Meinung, daß dadurch unsre eignen Interessen irgendwie verletzt oder gefährdet werden; die verständigen Deutschen wenigstens erkennen es vollkommen an, daß Englands Größe und Englands Macht, mögen noch so viele Engländer Deutschland und Deutsche travestieren und insultieren, auch für Deutschlands Weltstellung eine Lebensfrage ist. Aber wir waren und bleiben der Meinung, daß Jameson ein Verbrecher niederen Ranges war, und daß seine höhergestellten Mitschuldigen straflos und einflußreich geblieben sind. Aus Verbrechen Gewinn zu ziehen dann, wenn dieser Gewinn nicht der eignen Person, sondern dem Staat erwächst, versagen sich wenige, vielleicht nur quichottische Köpfe. Zahllose Engländer, die vor dem Anteil an der That selbst geschaudert haben würden, betrachten den Krieg und den Kriegsgewinn als Glücksfall für England. Ob sie recht haben? Ob die holländischen Südafrikaner, wenn sie in engere Beziehung zu dem Hauptland gebracht, die Segnungen der modernen Zivilisation dankerfüllt empfangen oder die Wege der Irländer einschlagen werden, wer will es vorhersagen? Aber was auch die Zukunft bringe, eines ist für die Gegenwart und für die Zukunft gewiß: in der ruhmvollen englischen Geschichte wird ein neues Blatt aufgeschlagen, die Verrichtung des Henkerdienstes an den verspäteten Gesinnungsgenossen Wilhelm Tells.

Theodor Mommsen.

*

Diese Entgegnung war geschrieben und der Redaktion übersandt, als gleichzeitig die Londoner Blätter den von einer Anzahl um Kunst und Wissenschaft verdienter Männer Englands gegen den Krieg erhobenen Protest brachten. Derselbe hatte im November v. J. erscheinen sollen, wurde aber begreiflicherweise infolge der für die englischen Waffen ungünstigen Kriegsvorgänge damals zurückgehalten. Er lautet wie folgt:

The fact that war is being prosecuted does not seem to relieve those who think it ought to have been, and might have been, avoided, from the duty of expressing their disapproval of it, which they do, not as politicians or as members of any party, but as lovers of peace, and as persons who desire that the credit of their own country should be above all imputation of oppressive or violent action.

At the present moment, moreover, there seems to be a special duty laid on those who disapprove of the war to express their disapproval. And this, first of all, in order to convey an assurance of sympathy to their Dutch fellow-subjects in the South African Colonies, whose self-control is being sorely tested; and, secondly, in the hope that the publication of their disapproval may have some little effect on public opinion in this country, and so help to secure at the close of the war a fair and stable settlement of our relations with the whole of South Africa.

Their condemnation of the war is based on the following considerations:

1. Though they allow that the grievances of the Uitlanders were real and may have justified the efforts of our Government to secure their removal, they hold

that the circumstances in which the recent negotiations between our Government and that of the Transvaal were entered upon made it more than usually incumbent on the stronger Power to adopt a conciliatory attitude.

There was, first of all, the fact that our Government had just before taken a prominent part in the Peace Conference at The Hague, and that although we were able to plead a technical right to refuse arbitration in our dealings with the Transvaal, we might naturally have been expected to waive this right so as to avoid the suspicion of insincerity.

Again, the fact that the difficulties in the Transvaal had arisen from the discovery of gold and the inrush of gold-seekers, and that the grievances which were keenly felt in the Rand and which gave rise to agitation, were mainly financial, should have made a country jealous of its reputation particularly careful in entering upon these negotiations.

But the great reason for adopting a patient and conciliatory attitude lay in the temper of the Transvaal Boers. Whatever view be taken of their suspicious hostility, it seems clear that there had been much in the past treatment of them by successive British Governments since they left our Colony in 1836, to make this distrust a natural attitude. The distrust had, moreover, only three years before been intensified and quickened into a distinct apprehension of an attack on their independence by the Jameson Raid, and by the treatment of that act and its supporters by the British Government and by a large part of the Press of this country — not to speak of the English Press in South Africa.

It may be added that the adoption of this conciliatory attitude was rendered the easier by the circumstance that time was on the side of the aggrieved Uitlanders; that in the Transvaal itself influences were at work which could have been confidently counted on for diminishing before long the extent of the evils complained of.

2. The methods pursued by the British Government in these negotiations, however well intentioned they may have been, had in them much to irritate and much to confuse the minds of the Transvaal officials. More particularly the later stages of these negotiations, accompanied as they were by the announcement that a large British force was to be forthwith sent into South Africa, tended to raise and to fix in the mind of the Boers the idea that war and not peace was intended.

3. As a consequence of the failure of our Government to make use of all the means at their disposal for securing peace, the war, thoug determined formally by the ultimatum issued by the Transvaal Government, is, in a very important sense, the result of our own action, the onus of which cannot therefore be dismissed by the plea that it is waged in self-defence.

4. Having been caused to this extend by the action of our Government. the war is open to the reproaches cast upon all wars which are waged by powerful against weak States, and appear intended to menace the independence of the latter.

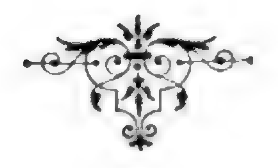
5. The war seems further to be open to the charge of a disregard of the conditions of a permanent retention of our Empire in South Africa, since its results are certain to re-awaken in a more acute form outside the Transvaal the old but latterly almost extinct race-antagonism between the British and the Dutch inhabitants of South Africa.

Holding these views, they desire the speedy termination of the war; and to this end, as also to that of allaying the animosities which the war will leave

behind it in South Africa, they ask our Government to act worthily of a Great Power that has proved the superiority of its forces to those of two small communities, by using the first occasion which presents itself for making known that they are willing to offer such terms as a people that has shown itself brave as well as jealous of its independence may be expected to accept.

Unterzeichnet ist dieser Protest von Herbert Spencer, Walter Crane, Frederic Harrison, Oscar Browning, Burne Jones, Professor Sully und einer großen Anzahl andrer namhafter Männer und Frauen. Daß Max Müllers Name unter diesen fehlt, wird von seinen zahlreichen deutschen Freunden schmerzlich empfunden werden; der Protest selbst aber ist die rechte Antwort auf seine Erklärung und ein Beweis dafür, daß es auch an der Themse Intellektuelle giebt und nicht alle Kreise Englands dem Gold- und dem Kriegstaumel verfallen sind.

Th. M.



Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Die Flottenfrage am Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Eine ungedruckte Denkschrift des Generalleutnants v. Minutoli.

„Inwiefern dürfte es für den preußischen Staat rücksichtlich seiner gegenwärtigen Stellung im europäischen Staatensystem und zur Belebung des überseeischen Handelsverkehrs ratsam sein, sich zu dem Range einer Seemacht zu erheben oder doch wenigstens eine Kriegsflottille zu begründen?“ So lautet die Ueberschrift eines vierundvierzig Quartseiten umfassenden Manuskriptes des Generalleutnants Johann Heinrich Freiherrn v. Minutoli aus dem Jahre 1828. Es befindet sich unter den Büchern Friedrich Wilhelms IV., die den Grundstock der im Jahre 1862 begründeten Königlichen Hausbibliothek im Berliner Schlosse bilden. Die Abhandlung ist bisher nicht veröffentlicht worden, wenngleich sie nicht unbekannt geblieben ist und gelegentlich erwähnt wird. So in einer Lebensbeschreibung des Verfassers in der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Jahrgang 1847, VII. Heft, S. 57. Dort wird unter seinen verschiedenen schriftstellerischen Arbeiten, die er höheren Ortes einreichte, auch die Denkschrift erwähnt, die die Notwendigkeit der Begründung einer Flotte unter preußischer Flagge zur Beschützung des Handels nachweist. Der Autor ist der Vater des aus der Revolutionsbewegung des Jahres 1848 allgemein bekannten Polizeipräsidenten v. Minutoli. Er wurde am 12. Mai 1772 in Genf geboren und trat mit fünfzehn Jahren in Magdeburg in das preußische Heer ein. Im Jahre 1792 machte er den Feldzug gegen Frankreich mit und wurde ein Jahr später so schwer am Ellbogen verwundet, daß er dem Frontdienst dauernd entsagen mußte und die Stellung eines Stabskapitäns am Berliner Kadettencorps annahm. In diese Zeit fallen seine ersten kriegstechnischen Arbeiten, sowie der Beginn seiner archäologischen Studien, die ihre Krönung in einer im Jahr 1820 in Gemeinschaft mit andern Gelehrten unternommenen und von der Regierung unterstützten Reise nach Aegypten fanden. Seine Gattin sowohl wie er haben sie litterarisch behandelt. Im Jahre 1810 war er vom Könige zum Gouverneur des Prinzen Karl von Preußen ernannt, und drei Jahre später auch auf kürzere

Zeit mit der Erziehung des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers, betraut worden. Durch diese Stellung trat er naturgemäß auch in nähere Beziehungen zum Kronprinzen, und so erklärt es sich, daß er ihm seine Abhandlung über die Flotte im selbstgeschriebenen Manuskript überreichte. Im Jahre 1823 nahm er als Generalleutnant seinen Abschied und lebte nun bis zu seinem Tode 1846, seinen mannigfachen wissenschaftlichen Neigungen nachgehend und schriftstellerisch in sehr ergiebiger Weise thätig, zuerst in der Schweiz und dann wieder in Berlin. Die bekanntesten seiner Werke sind die „Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III.“, die „Militärischen Erinnerungen“, der „Feldzug der Verbündeten im Jahre 1792“ und die „Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Ober-Aegypten“.

Die mir vorliegende Abhandlung Minutolis über die Schaffung einer preußischen Kriegsflotte zerfällt in drei Kapitel. Im ersten giebt er einen historischen Ueberblick über die maritimen und kolonialen Bestrebungen der Hohenzollern. Er beginnt mit der Flottenunterstützung, die der Herzog Albrecht von Preußen († 1568) in dem die Grafenfehde genannten dänischen Bürgerkriege dem früheren Herzog Christian von Schleswig-Holstein zu teil werden ließ, der im Gegensatz zu dem von den Bürgern und Bauern und dem Lübecker Bürgermeister Jürgen Wullenweber wieder auf den Schild gehobenen Christian II. im Jahre 1534 von den vereinigten höheren Ständen, dem Adel und der Geistlichkeit zum König gewählt wurde. Die Veranlassung zu diesem Eingreifen in die dänischen Verhältnisse war eine doppelte. Erstens war Albrecht der Schwager des von ihm unterstützten Fürsten, dann aber galt es auch den Bestrebungen entgegenzutreten, die darauf gerichtet waren, die nordischen Reiche wieder dem Katholizismus zurückzuführen. Mit vieler Mühe gelang es ihm, nach bedeutenden Zugeständnissen an den Adel, von den Ständen die Mittel zu erhalten, um eine Flottille von zwölf Schiffen auszurüsten zu können, mit denen er sich an der Blockade von Kopenhagen beteiligte. Dieser erste Versuch eines Hohenzollernfürsten, sich auf dem Meere zu bethätigen, bleibt in den Darstellungen der Entwicklung der preußischen Flotte durchweg unerwähnt. Sie beginnen größtenteils erst mit der bedeutenden und umfassenden Wirksamkeit des Großen Kurfürsten, der als der Begründer der preußischen See- und Kolonialmacht bekannt ist. Auch Minutoli behandelt die auf die Erwerbung von Kolonien in Vorder-Indien, Afrika und Amerika und auf die Gründung einer Machtstellung des preußischen Staates zur See gerichtete Thätigkeit dieses Fürsten mit besonderer Ausführlichkeit. Hier auf diesen Abschnitt näher einzugehen, erscheint überflüssig, weil in letzter Zeit in zahlreichen Abhandlungen und Vorträgen darauf hingewiesen worden ist. Das umfassendste und gediegenste Werk über diesen Gegenstand ist das von Richard Schück: Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik unter dem Großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern. Das Zurückgehen der transatlantischen Politik unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. führt Minutoli mit Recht darauf zurück, daß die Interessen des einen sich der Erwerbung der Königskrone, die des andern der Sicherstellung des preußischen Staates durch ein tüchtiges Heer und geordnete Finanzen zuwandten. Friedrich

Wilhelm I. verkaufte die verfallenen afrikanischen Besitzungen an die holländische Compagnie. Bei der Besprechung Friedrichs des Großen wird der mißlungene Versuch des Königs erwähnt, nach der Besitzergreifung Ostfrieslands aus Emden einen Handelsplatz für überseeische Bestrebungen zu machen, und darauf hingewiesen, wie sich der König in der Folgezeit damit begnügte, durch Abschluß von Handelsverträgen mit Frankreich, England, Polen, Holland und andern Staaten, sowie durch die Begründung der Seehandlung den Export der Manufakturen seines Landes zu heben, ohne sich nur irgendwie auf Unternehmungen größeren Stiles einzulassen. Diese unterblieben auch unter seinen beiden Nachfolgern, um so mehr, als die von Napoleon über England verhängte Kontinentalsperre die entgegengesetzte Wirkung übte, wie jener beabsichtigte.

Ausführlich behandelt unser Autor ihren lähmenden Einfluß auf den Handel Preußens und führt aus, welche Vorteile England daraus zu ziehen verstand, indem es seine überseeischen Beziehungen erweiterte. Dem Verfasser in seinen Deduktionen hierüber im einzelnen zu folgen, würde uns von dem eigentlichen Zweck, seine Ansicht über die Möglichkeit der Schaffung einer preußischen Kriegsflotte kennen zu lernen, zu weit abführen. Wohl aber dürfte es von Interesse sein, um Minutolis Ausführungen in den richtigen Rahmen zu setzen, festzustellen, ob in jener Zeit die Idee einer Flottengründung überhaupt bestand und welche Rolle sie spielte. Man kann natürlich von vornherein annehmen, daß nach dem Zusammenbruch des preußischen Staates der Gesamtlage entsprechend auch die Verhältnisse, in denen sich diese Frage bewegte, sehr kleine und beschränkte waren. Aber es ist schon viel, daß sie überhaupt erörtert wurde, und es zeugt von dem Fortschritt und dem Streben, das sich auf allen Gebieten des politischen Lebens vor den Befreiungskriegen und zur Zeit derselben geltend machte, daß sie nicht ganz schlummerte. Kein Geringerer als Gneisenau war es, der es auszusprechen wagte, daß man sich bei der Schaffung einer Flotte nicht nur auf die Küstenverteidigung beschränken dürfe, sondern sich auch für den Angriffskrieg gegen die Küsten des feindlichen Gebiets rüsten müsse, um dessen Kräfte zu zersplittern. Das waren weitgehende Gesichtspunkte, zu weitgehend, um damals verstanden werden zu können. Mit Recht weist Wislicenus in seinem Werke „Deutschlands Seemacht" darauf hin, daß diese Anschauungen Gneisenaus von dem Verkehr des Generals mit dem Kolberger Bürger Nettelbeck, dem tapferen Verteidiger seiner Vaterstadt im Jahre 1807, beeinflußt sein dürften. Dieser hatte, angeregt durch seine langjährigen Seefahrten, Friedrich dem Großen sowohl wie seinem Nachfolger eine Denkschrift über die Wiederaufnahme der preußischen Kolonialpolitik und die Begründung einer Niederlassung in Südamerika überreicht, ohne etwas damit auszurichten. Nicht so weitgehend wie die Ideen Gneisenaus sind die in dem Promemoria des Oberstleutnants und späteren Kriegsministers v. Rauch, vom 5. September 1811, zum Ausdruck gebrachten Gedanken. In sehr eingehender Weise tritt er darin für die Ausrüstung und Unterhaltung einer kleinen armierten Flotte im Frischen Haff ein. Sie sollte besonders dazu dienen, die Seeverbindung zwischen Königsberg, Elbing und Pillau herzustellen und den

letztgenannten Kriegshafen zu schützen. Weiter schlägt er vor, an die Spitze der Flottille einen russischen Seeoffizier zu stellen, die Leitung der technischen Angelegenheiten aber dem Lotsenkommandeur von Elbing zu übertragen. Sein Plan kam nicht zur Ausführung, und man begnügte sich damit, zu gelegentlichen Zwecken einzelne Zoll- und Kauffahrteischiffe zu armieren. Die Bitte des Schiffskapitäns Schmidt, der eines dieser Fahrzeuge befehligte, ihm das Schiff nach der Außerdienststellung als Abfindung statt eines Wartegeldes zu überlassen, gab dem General v. Rauch, der im Jahre 1814 Berater des Kriegsministers v. Boyen in Seeangelegenheiten war, von neuem Veranlassung, auf seine frühere Denkschrift zurückzukommen, und nicht nur die beständige Unterhaltung armierter Wachtschiffe zu fordern, sondern auch vorzuschlagen, daß man sie selbst baue. Da er aber im Seedienst unerfahren sei, solle man einen fremden Seeoffizier als Kommandanten für die kleine Flotte gewinnen. Obgleich die armierten Zollschiffe, die für den Kriegsfall nicht mehr verwandt werden konnten, größtenteils verkauft worden waren, erging dennoch im Jahre 1815 von Paris aus der Bescheid, den Bau neuer Wachtschiffe zunächst auszusetzen.[1]) Die Aussicht, durch den mit Schweden über die Abtretung Neu-Vorpommerns und Rügens abgeschlossenen Vertrag auch sechs Kanonenschaluppen zur Küstenverteidigung zu erhalten, mag diese dilatorische Entscheidung mitbestimmt haben. Aber es stellte sich gar bald heraus, daß man sich bei der Abtretung jener Fahrzeuge von den Schweden hatte arg übervorteilen lassen, und so entschloß man sich nach längeren Verhandlungen mit dem schwedischen Marineleutnant Longé, einen eignen Kriegsschoner, „Stralsund", bauen zu lassen. Longés Plan ging dahin, wenn es dem preußischen Staate zu kostspielig wäre, in Friedenszeiten eine Flotte zu unterhalten, nur einige Kriegsfahrzeuge auszurüsten und auf diesen die Mannschaft auszubilden, die man im Kriegsfalle auf armierten Kauffahrern verwenden könne.

Wieder bleibt es bei dem Plane, dessen Ausführung an den beschränkten Finanzen scheiterte. Daher machte der General v. Engelbrecht, der sich schon früher als Kommandant von Stralsund für die Uebernahme Longés in den preußischen Marinedienst verwandt hatte, einen erneuten Versuch, die Sache in Gang zu bringen, und trat mit neuen Vorschlägen zur Vergrößerung der Marine an das Kriegsministerium heran. Er beantragte den Bau von drei weiteren Schonern nach dem Modell der „Stralsund" und die Instandsetzung der schwedischen Schaluppen zur Verteidigung Stralsunds, die Aushebung von jährlich 200 Matrosen und ihre Ausbildung durch jährliche Uebungsfahrten, die Errichtung einer Ausbildungsanstalt für Offiziere, Unteroffiziere und Kadetten, die Verbesserung des Stralsunder und Anlegung eines neuen Hafens für größere Kriegsschiffe, schließlich die Erhöhung des Schiffsbestandes durch den Bau von vier neuen Schiffen in jedem Jahre. Darauf wurde ein Kostenanschlag eingefordert und geliefert, aber die Ausführung des Planes unterblieb wiederum aus Mangel an Geld-

---

[1]) Für diesen Abschnitt ist benutzt: Wandel, Beiträge zur Geschichte der preußischen Marine. Beiheft zum Marineverordnungsblatt Nr. 15, 15. Dezember 1875.

mitteln. Die weiteren niemals ganz schlummernden Verhandlungen zwischen den für die Sache interessierten Persönlichkeiten und dem Kriegsministerium betreffen die Gründung einer Flottille zum Schutze der Flußschiffahrt und drehen sich besonders um die Frage, ob man Ruderfahrzeuge oder Dampfboote bauen solle. Auf erneute Anregung Longés und der Kommandantur von Pillau im Jahre 1819 wagte das Kriegsministerium einen neuen Anstoß beim Kanzler Fürsten v. Hardenberg und beantragte wiederum, für alle festen Plätze der Ostsee jährlich zwei bis drei armierte Schiffe nach dem Modell der „Stralsund“ bauen zu lassen. Hardenberg erwiderte darauf, daß er den Nutzen des Vorschlages für die Sicherung der Ostseehäfen zwar anerkenne, seine Realisierung aber noch aussetzen müsse, bis die Kassen die Kosten leichter tragen könnten. Er überlasse dem Antragsteller, die Angelegenheit nach einigen Jahren wieder in Anregung zu bringen. Die Hoffnung, Friedrich Wilhelm III. gelegentlich einer Ueberfahrt von Stralsund nach Rügen, für welche die „Stralsund“ in Dienst gestellt werden sollte, persönlich für die Entwicklung und Förderung der Marinefrage zu interessieren, scheiterte, da die Reise wegen einer Unpäßlichkeit des Königs aufgegeben wurde. Als ihm bald darauf von Longé ein nach Art der bei Warschau stationierten russischen Schaluppen konstruiertes Modell eingereicht wurde, genehmigte der König zuerst mündlich den Bau eines solchen Kanonenbootes. Das Kriegsministerium erhielt jedoch, als es beim Generaladjutanten v. Witzleben um eine die mündliche Zustimmung bestätigende schriftliche Verfügung bat, den Bescheid, daß Seine Majestät das Modell mit besonderem Wohlgefallen aufgenommen und seine zweckmäßige Einrichtung und Brauchbarkeit anerkannt habe, jedoch den projektierten Bau eines solchen Schiffes zur Probe zunächst noch aussetzen wolle. Dieses ungewöhnliche Verfahren mochte verschiedene Gründe haben. Vielleicht wollte man die russische Regierung, die das Modell für diese Konstruktion als Geschenk für den König geliefert hatte, nicht verletzen, oder es waren persönliche Verhältnisse, Boyens Ungnade beim Könige, oder seine Spannung mit Witzleben, die Veranlassung. Erst im Jahre 1823 wurde Longé, der inzwischen nach Danzig versetzt worden war, von Boyens Nachfolger, dem Kriegsminister v. Hake, beauftragt, seine Schaluppe zu bauen, sie nach ihrer Fertigstellung auf den betreffenden Flüssen und Kanälen nach Berlin zu bringen und dort dem König vorzuführen. Nach dreiwöchentlicher Fahrt — an einer zu schmalen Schleuse hatte das Fahrzeug 500 Fuß über einen Wiesengrund gezogen werden müssen — kam es in Berlin an. Longé wurde vom König zur Belohnung zum Marine-Major ernannt und einer Kommission zur Beratung über die Notwendigkeit und Ausführbarkeit der Bildung einer Seewehr zugeordnet. Sie trat unter dem Vorsitz des Generals v. Rauch zusammen, und ihr gehörten außer diesem und Longé noch die Generale v. Müffling und v. Schmidt an. Ihre Berufung war auf Antrag des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm erfolgt, der das II. Armeecorps in Pommern kommandierte, und von dem Oberpräsidenten der Provinz, Sack, nach dieser Richtung hin angeregt worden war. Dieser war schon früher für die Flottenfrage thätig gewesen und hatte

sich als höchster Beamter der Provinz, die besonders an der Entwicklung des See- und Handelsverkehrs interessiert war, im Jahre 1818 an den Handelsminister mit der Bitte gewandt, die Marinepläne nicht aufzugeben und sich nicht nur mit der Verteidigung der Seeplätze zu begnügen, sondern auch die Seeschiffahrt zu schützen. Durch den Hinweis darauf, daß es besser gewesen wäre, anstatt an die Schweden für die unbrauchbaren schon erwähnten sechs Schaluppen bedeutende Summen zu zahlen, das Geld für den Schiffbau im eignen Lande zu verwenden, zog er sich eine gereizte Antwort des Kriegsministers zu. Dennoch unternahm er es, seine Ideen bei dem leicht empfänglichen Kronprinzen jetzt wieder zur Geltung zu bringen und hatte damit auch Erfolg, wenngleich sofort bei der Berufung der Kommission vom Kriegsministerium auf die Schwierigkeit hingewiesen wurde, die die Ausführung des Planes in der Beschaffung der Bau- und Unterhaltungskosten der Kriegsfahrzeuge finden würde. Somit waren ihre Mitglieder von vornherein mehr vor eine theoretische Aufgabe gestellt, die sie mit der allergrößten Gründlichkeit und trotz jener ihnen vorgehaltenen Bedenken in dem Bewußtsein lösten, Vorschläge gemacht zu haben, deren Verwirklichung möglich sei. Der Bericht enthält fünf vortrefflich disponierte Abschnitte und geht sehr ins einzelne; außerdem sind ihm fünf einzelne Denkschriften beigegeben. Er wurde am 24. Dezember 1825 vorgelegt. Als Typen für die neu zu erbauenden Schiffe wurde die „Stralsund“, ein von Longé neu konstruiertes Haff-Kanonenboot „Danzig“ und ein flaches gedecktes Flußkanonenboot, das die Bezeichnung Nr. 1 erhielt, festgesetzt und Stralsund zur Hauptmarinestation gemacht. Man glaubte, das süße Wasser Danzigs sei der Dauerhaftigkeit der Schiffe nicht zuträglich. Im Jahre 1827 lief dann noch ein zweites Flußkanonenboot vom Stapel, und im folgenden Jahre fand ein Manöver sämtlicher Fahrzeuge an verschiedenen Orten statt.

So weit war die Marine-Angelegenheit bis zum Jahre 1828 gediehen. Sie ist im vorstehenden so ausführlich behandelt worden, um ein Bild von der Lage der Verhältnisse zu geben, in die Minutoli mit seinem in diesem Jahre verfaßten Promemoria eingriff. Da der Kronprinz Friedrich Wilhelm schon von Sack für die Flottenfrage interessiert war, ist es natürlich, daß sich auch Minutoli an ihn wandte, zumal er in so nahen persönlichen Beziehungen zu ihm gestanden hatte. Er ist als Nichtfachmann natürlich nicht im stande, auch nur entfernt sich so in Einzelheiten einzulassen, wie die eben genannten Männer in ihrer im amtlichen Auftrage verfaßten Denkschrift. Er sieht die Frage mehr von allgemeinen Gesichtspunkten an und behandelt sie, besonders in Rücksicht auf die Hebung des Handels, mehr von der wirtschaftlichen, als militärisch-politischen Seite. Nachdem er, wie wir gesehen haben, von den nachteiligen Wirkungen der Kontinentalsperre und dann von den Versuchen Friedrich Wilhelms III. gesprochen hat, den Handel seines Landes zu heben, führt er aus, daß alle bisher angewandten Maßregeln ohne Erfolg bleiben würden, solange sich die Regierung nicht entschließen könne, auf folgende drei Punkte hinzuwirken:

1. die Einfuhr aller überseeischen Waren auf die eignen Häfen zu limitieren,

um dadurch vor allem den Handel von Hamburg wieder den preußischen Häfen zuzuführen,

2. eine Milderung des Druckes von dem Sundzoll zu bewirken, der den Staat mit einer halben Million Thalern an Dänemark zinsbar mache,
3. die Sicherstellung des Handels im Mittelmeer entweder durch Verträge mit den Barbaresken-Staaten oder durch die Begründung einer Seemacht, die entweder an sich kräftig genug wäre, diese Räuber ohne alle Beihilfe oder doch im Bunde mit andern befreundeten Staaten zu züchtigen.

Wie weit die erste dieser Forderungen durchführbar war und wie weit man sich von der Aufhebung des Sundzolles wirklich einen bedeutenden Aufschwung unsers Handels versprechen konnte, soll hier ununtersucht bleiben. Die Meinungen besonders über den zweiten Punkt können geteilt sein. Obgleich der Zoll unberechtigt war, würde er, wenn die preußischen Schiffe mit reichen und lohnenden überseeischen Ladungen den Sund passiert hätten, anstatt wie damals mit wenig rentierenden Waren, kaum von so großem Einfluß gewesen sein. Sicherlich hätte die maritime Erhebung Preußens durch ihn nicht behindert werden können.

Wohl aber lähmte die durch die Piratenfahrten der nordafrikanischen Raubstaaten, der Barbaresken, auf dem Mittelmeer hervorgerufene Unsicherheit die Handelsschiffahrt. Wagten sie sich doch selbst in die Nord- und Ostsee und plünderten dort deutsche Schiffe aus, so daß schon in den Jahren 1816 und 1817, als auf russische Anregung ein europäischer Seebund zur Bekämpfung der Seeräuber gebildet werden sollte und sich die Hansastädte an den Deutschen Bund um Hilfe gewandt hatten, Preußen sich bereit erklärte, an einer gemeinsamen Unternehmung gegen sie teilzunehmen. Ganz mit Recht betont Minutoli, daß der Zwischenhandel nach dem Mittelmeer eines kräftigen Schutzes bedürfe, ohne den alle Verträge nur illusorisch seien, und daß er daher, abgesehen von allen militärischen Rücksichten, die Begründung einer Flottille erfordere. Inwiefern die Ausführung seines Planes „nach der Lokalität, nach den politischen und andern Verhältnissen unsers Staates“ möglich sein dürfte, will er in dem Schlußkapitel seiner Denkschrift auseinandersetzen. Er beginnt mit einer Darlegung der geographischen Lage Preußens und ihrer natürlichen Einwirkung auf die Entwicklung des Handelsverkehrs. Von den vier größten Flüssen des ehemaligen Preußens, die das Binnenland mit dem Meere in Verbindung setzen, der Memel, dem Pregel, der Weichsel und der Oder, habe die letztere für den Handel die wichtigste Bedeutung, da sie durch die Warte, die Netze und einige Kanäle mit der Weichsel, Spree, Havel und Elbe in Verbindung stehe. So könne man nach Belieben die Produkte aus Polen, Litauen, Pommern, Schlesien, den Marken und auf der Elbe die Waren aus dem Magdeburgischen, aus Sachsen und Böhmen ausführen und dagegen alle diese Provinzen auf demselben Wege mit ausländischen Erzeugnissen versehen. Weser und Rhein seien deshalb von geringerer Bedeutung, weil ihre Mündungen nicht in preußisches Gebiet fallen. Die wichtigsten Häfen teils an der See selbst, teils etwas landeinwärts gelegen,

Memel, Pillau, Königsberg, Elbing, Danzig, Kolberg, Swinemünde, Stettin und Stralsund, seien teils schon für die Aufnahme von Kriegsfahrzeugen geeignet, teils müßten sie dazu hergerichtet werden. Leider habe der preußische Staat durch einen unabwendbaren Vertrag mit England den wichtigen Seehafen von Emden eingebüßt, der noch vor 200 Jahren einer der besten Häfen in Europa und der Hauptstapelplatz des preußischen Handels gewesen sei; auf ihn gestützt, habe sich ein Geschwader die freie Bewegung auf der Nordsee und auf dem Ozean sichern können. Durch den Verlust dieses Hafens würde der Wirkungskreis einer preußischen Flotte sich unmittelbar auf das Baltische Meer beschränkt sehen, indem es einer großen Seemacht leicht fallen dürfte, sie durch die Blockierung des Sundes und der Belte auf dieses Binnenmeer zurückzuweisen. Da es jedoch unwahrscheinlich sei, daß Preußen beim Ausbruch eines Krieges zugleich mit allen Seemächten zerfallen sollte, sondern wohl die eine oder die andre in sein Interesse zu ziehen wissen würde, so dürfte es mit einer solchen Seemacht vereint wohl im stande sein, seiner Flagge nicht nur die gebührende Achtung zu verschaffen, sondern auch selbst nach Maßgabe der Umstände die Offensive zu ergreifen und dadurch den Wirkungskreis seines Geschwaders zu erweitern.

„Ob es aber," so fährt Minutoli in seiner Deduktion fort, „bei der gegenwärtigen so unvorteilhaften politischen Lage der preußischen Monarchie ratsam sein dürfte, ihr als Landmacht ersten Ranges, zu welcher Kategorie sie wohl mehr Intelligenz und moralische Kraft, als Ländermasse, Begrenzung und Seelenzahl erhoben, eine bedeutende Seemacht zuzuwenden, möchte ich bezweifeln, indem solche die Staatskräfte auf Kosten der so nötigen Landesverteidigung zu sehr in Anspruch nehmen würde, und dessen Festland alsdann um so leichter einem überzähligen Feinde als Beute anheimfallen dürfte. Allein die Begründung eines Geschwaders, aus einigen Fregatten und andern kleineren Kriegsfahrzeugen bestehend, würden dessen Staatskräfte nicht erschöpfen und der preußischen Flagge im Baltischen Meere, in der Nordsee, auf dem Ozean und dem Mittelmeere diejenige Achtung verschaffen, die seinem Rang und europäischen Staatskörper gebührt.

„In Kriegszeiten würde sich alsdann unser Geschwader der einen oder der andern befreundeten Seemacht anschließen und im Verein mit solcher die so nötige Kommunikation von einem Seehafen zum andern zu erhalten suchen, die Berennung des einen oder des andern Punktes der Küste oder eine intendierte Landung entweder verhindern oder doch wenigstens erschweren helfen und bei der nicht zu verhindernden Belagerung eines Platzes diese wenigstens durch Verteidigung der Zugänge wasserwärts ungemein erschweren, wo nicht ganz unmöglich machen."

Doch nicht nur in militärischer Hinsicht, sondern auch in Rücksicht auf den Handel sei die Begründung einer solchen Flottille wünschenswert und notwendig, da die Kauffahrer ihres Schutzes bedürften. Denn Handel und Verkehr sei von so wichtiger Bedeutung für ein Staatswesen, daß alles, was seine Belebung

fördern könne, nicht unbeachtet bleiben dürfe, „gleichviel, ob wir auch hierdurch bei dem einen oder dem andern Staate anstoßen“.

Nach einer kurzen Ausführung über die Bedeutung des nationalen Wohlstandes eines Staates für seine Stellung nach außen hin, im Verlauf deren er das Wort Friedrichs des Großen citiert: „Il a fallu commencer par la culture des terres, ensuite par les manufactures, enfin par un faible commerce“, weist er darauf hin, wie die Seestaaten seit Beginn der geschichtlichen Entwicklung immer das Bestreben gehabt hätten, sich zunächst im Handel und Verkehr ein Uebergewicht über die konkurrierenden Mächte zu verschaffen, um so zur politischen Suprematie zu gelangen. Wie bescheiden und bezeichnend für die damalige Auffassung über das, was das Staatswohl erfordert, klingt es, wenn er sagt: „Unter Umständen heischt es die Klugheit, dem Streben andrer Staaten, sich auf unsre Kosten zu erheben, entgegenzuarbeiten.“ Wie berührt uns das, nachdem uns Bismarck gelehrt hat, keine andre Politik zu treiben als die, welche unsre ureigensten Interessen erfordern, und nachdem er uns entwöhnt hat, uns von andern Mächten ins Schlepptau nehmen und ausnutzen zu lassen.

Im weiteren Verlaufe der Denkschrift erörtert der Verfasser die wichtige Bemannungsfrage der Schiffe und stellt zunächst auf Grund der Erfahrungen, die er auf seinen Reisen gemacht hat, fest, daß unsre Seeleute arbeitsamer und mäßiger seien als die andrer Nationen. Unsre nordischen Schiffe seien daher schwächer bemannt und, da die Verpflegung der Mannschaft auch einfacher sei als die der meisten Südbewohner, so könnten unsre Reeder auch für eine geringere Fracht Transporte übernehmen und dadurch andre Konkurrenten verdrängen, wie es besonders die Griechen in neuerer Zeit gethan hätten.

„Nun fragt es sich aber, wo man die Matrosen zur Bemannung unsers Geschwaders hernehmen solle, indem die Kauffahrer deren bereits eine große Anzahl absorbieren. Ich erwidere: aus derselben Quelle, aus welcher wir unsre Landmacht ergänzen, das heißt nach den Grundsätzen unsrer gegenwärtigen Armee-Organisation und der Dienstpflichtigkeit. Dieser zufolge würden die Strandbewohner und besonders alle diejenigen Individuen unter ihnen, die sich vorzugsweise dem Fischer- oder Schiffergewerbe widmeten, zum Seedienst verpflichtet und, der Landwehr entgegengesetzt, auch eine Seewehr gebildet werden können. Zur vorläufigen Bemannung unsers Geschwaders müßten nur solche Individuen gewählt werden, die sich bereits die nötige Uebung durch mehrere Seefahrten erworben hätten. So würden unsre Kauffahrer wie in England die Pflanzschule für unsre Kriegsflottille.

„Nach dem Verlaufe einer bestimmten Dienstzeit, die aber länger als beim Landdienst ausgedehnt werden müßte, könnte die entlassene Mannschaft zur Seewehr ersten Aufgebots und nach dem abermaligen Verlauf einer noch zu limitierenden Zeit zum zweiten Aufgebot übergehen. Das erste Aufgebot diente dann im Kriege dazu, die Bemannung des Geschwaders zu ergänzen, und der Ueberschuß sowie das zweite Aufgebot würde nötigenfalls dazu benutzt, die bedrohten Seehäfen und Küsten zu verteidigen. Die Lotsen, Midshipmen und

Offiziere des Geschwaders würden alsdann nach denselben Grundsätzen, die im Landheer üblich sind, zu ihrem Stande ausgebildet und nach Maßgabe ihrer Kenntnisse und Erfahrungen befördert. Sie würden in den militärischen Bildungsanstalten mit Berücksichtigung ihres Berufs gebildet und ihre Pflanzschulen in große Hafenstädte, wie Königsberg, Danzig, Stettin und Stralsund, zu verlegen sein. Praktische Uebungen, häufige Seefahrten und Volontärdienste bei fremden Flotten würden ihnen die Gelegenheit an die Hand geben, die Theorie ihrer Kunst ins praktische Leben zu rufen. Und auf einem ähnlichen Wege dürfte es uns dann wohl ebensogut gelingen, unsrer Flagge dieselbe Achtung zu verschaffen, welche unser Banner beim Landheer sich zu verschaffen wußte."

Damit endigen die sachlichen Ausführungen unsers weitsehenden, vaterlandsliebenden Gewährsmannes. Sie geben keine Handhabe für die Inangriffnahme des Planes im einzelnen und sind daher nicht entfernt zu vergleichen mit den obenerwähnten Gutachten verschiedener Fachleute. Aber sie führen uns doch zu der herzerquickenden Erkenntnis, daß es auch in jenen Zeiten des politischen Stillstandes Männer gab, die wußten, was uns not thut. Es dauerte noch Jahrzehnte, bis sich die Gedanken, die Minutoli hier entwickelt, Bahn brachen, und wiederum zeugt es von Hohenzollernart und Hohenzollernblick, daß es ein Prinz unsers Königshauses war, der zum eigentlichen Schöpfer dessen wurde, was wir heute mit Stolz die deutsche Flotte nennen dürfen.

Das Wort „in tenui labor" gilt jederzeit; auch Minutolis Arbeit hat ihr Verdienst und ist im Hohenzollernhause, dem er nahe stand, auf fruchtbaren Boden gefallen. Nicht immer braucht das stolze „Exegi monumentum, aere perennius" für die Berechtigung an die Oeffentlichkeit zu treten maßgebend sein. Auch Walter Robert-Tornow hat recht, wenn er sagt: „Warum sollen kleine Lichter ewig unterm Scheffel bleiben?"[1]) Mit dem Hinweis auf die besprochene Schrift wollte ich dem Dankbarkeitsgefühl gegen einen Mann Genüge thun, der selbst zu bescheiden war, öffentlich Zeugnis abzulegen von seinem patriotischen Empfinden und seinem klaren politischen Blick.

„Möchte es," so schließt er die Denkschrift, „einer geübteren Feder als der meinigen zufallen, diese schwache Skizze zu einem kräftigen Bilde umzuschaffen und meine Andeutung zum Heile des Vaterlandes ins Leben zu rufen; dann werde ich mich hinreichend belohnt fühlen, sie entworfen zu haben. Denn so wie die Geschlechter wechseln und mit ihnen neue Einsichten und Bedürfnisse erstehen, so muß man diese zu erfassen wissen, ohne deshalb jedoch das gute Alte ganz zu übergehen. Denn thöricht würde es sein, die Aufgabe der Zeit nicht erkennen und das Leben der Gegenwart unterdrücken zu wollen."

---

[1]) W. Robert-Tornow, Begleitbuch. Berlin 1888.

Das älteste Brot.

Von

Luise Schenck.

„Ah, das Eigengebackene!" rief Jung-Marie, ein Stück Weizenbrot in den roten Mund schiebend, der wie eine Nelke aus dem unregelmäßigen, faden Kindergesicht hervorleuchtete. „Niemand macht es so gut wie du ... Wenn du wüßtest, wie ich mich darauf gefreut habe!" Die ältere Schwester nickte dem aus der Pension heimgekehrten Nesthäkchen freundlich zu.

„Laß dir's schmecken, Herz!" rief sie vom unteren Ende des Tisches her, wo sie beschäftigt war, Erbsen auszuschoten, still und weich die lichten, schimmernden Augen, rastlos thätig die länglichen Hände, denen keine Arbeit etwas anhaben konnte, Hände wie zum Segnen geschaffen.

Die Töchter des Großbauern zu Ellernsee trugen denselben Vornamen; sie hießen beide Marie. Sonderbar vielleicht; doch schien diese Gemeinschaft sie wie ein geheimnisvolles Band imiger Zärtlichkeit zu umschlingen. Die ältere, Maiken genannt, war, fast ein Kind noch, nach dem Tode der Stiefmutter, die Pflegerin und Pate ihres neugeborenen Schwesterchens geworden, das man dann Jung-Marie gerufen hatte. Auch die Sorge für die Wirtschaft war damals auf ihre jungen Schultern gefallen; so war sie früh die Seele des Hauses.

Ein Sonnenstrahl huschte durch die dicht umrankte, offene Gartenthür über das weiße Tischtuch und über das weiße Gesicht des älteren Mädchens, dessen harmonische Ruhe seiner Umgebung zu entströmen schien. Friedlich, feierlich fast wirkte der klosterartige Flur in dem schwankenden grünen Dämmerlicht der tiefen Blättervorhänge draußen; rings an den Wänden die düsteren Linien der geschnitzten Schränke und Truhen, über denen einige ausgestopfte Raubvögel die weitgespannten Flügel breiteten; die Stille noch gehoben durch das bedeutsame Ticken der antiken Wanduhr, das Dämmern noch vertieft durch einen dann und wann unter dem wehenden Laube aufzuckenden Wiederschein lichtblauer Wellen ...

Im anstoßenden zweiten Flur wurde ein Gespräch laut. Kurze, etwas herbe, aber in ruhigem Ton gehaltene Worte. Die innere Glasthür öffnete sich.

„Und ich sage dir, Albert, das Wetter ist zu unsicher. Wenn du erst so alt bist wie ich, wirst du auch nicht gleich am ersten trockenen Morgen das Korn vom Tieflande einfahren!" Der Bauer rief es von der Schwelle dem hinter ihm stehenden Verwalter, seinem Neffen, zu. „Zahle nur den fremden Leuten das Wartegeld. Ich werde schon aufpassen, wann es Zeit ist. Basta!" Er trat ein, Falten des Unmuts auf der Stirn. Maiken, die das leicht erblaßte Gesicht einen Augenblick nach der Thür gewandt hatte, sah wieder auf ihre Arbeit. Die unterdrückte Gereiztheit des meist so besonnenen Mannes machte ihr Herz

schneller klopfen. Unbekümmert grüßte ihn Jung-Marie mit einem zierlichen Neigen des rotblonden Kopfes.

„Guten Morgen, lieber Vater!“

„Ist ja bald Mittag,“ klang es zögernd zurück. Ein Seitenblick traf den verspäteten Frühstückstisch, den ein zweiter, breiterer Lichtstrom vergoldete. Maiken sagte sanft ablenkend:

„Vater, die Sonne!“ Der Bauer seufzte.

„Sie hält nicht stand.“ Doch sein Auge folgte voll Spannung den spielenden Lichtern auf dem Tische, bis es sich plötzlich in seltenem Zorn entflammte.

„Was ist das, Jung-Marie? Von dem frischen Brot ißt du, wo noch zwei oder drei von der vorigen Woche auf der Anricht liegen?“

„Ich habe es aufgelegt, Vater,“ fiel Maiken ein. „Jung-Marie ist nicht schuld daran.“

Heftiger fuhr der Vater fort:

„Hast ja mancherlei Uebermut in der Schule gelernt. Aber auf den Höfen gilt noch die alte Bauernregel, daß das älteste Brot zuerst gegessen wird. Merk dir das, du Rotfuchs!“

„Vater!“ rief Maiken mit bebenden Lippen. „Du solltest nicht so hart mit Jung-Marie sein. Hast sie freiwillig auf die Schule gethan und schmähst sie nun dafür. Glaub's nur, mich schämt es oft, daß ich nichts kann und nichts weiß.“ In maßlosem Staunen hörte sie der Bauer:

„Du ... du kriegst den Hof und das Geld, das mit dem Hofe geht und dein großes mütterliches Vermögen ... Was du in die Hand nimmst, das gedeiht. Willst du noch mehr können? ... Jung-Marie, die nichts nach der Mutter hat und nichts als die kleine Mitgift, findet ihre Partie auf den Höfen nicht, die muß ich bei den Stadtleuten unterbringen ... Darum mußte sie lernen, was du entbehren kannst. Maiken, Maiken, tritt dir selber nicht zu nah!“ Seufzend deutete der Bauer nach der sich plötzlich verdunkelnden Sonne:

„Sie versteckt sich,“ murmelte er, noch von dem Hauptinteresse der Erntezeit beherrscht. Dann erst schien er sich der Peinlichkeit eines Wortwechsels bewußt zu werden, der ihn wie die Seinigen tief erschütterte. Sie hatten ihm nie widersprochen. Er beherrschte sie ganz und gar; aber er hatte nie mit ihnen gezankt wie jetzt mit Jung-Marie. Beide Mädchen sahen den Vater erschreckt und vorwurfsvoll an. Und aus diesen drei hellen nordischen Gesichtern, aus diesen lichtblauen Augen brach eine verborgene Leidenschaft, die sie einander wunderbar ähnlich machte, die jedem von ihnen Furcht um den andern einflößte, denn sie war tief und mächtig wie die wortlose Liebe, die sie untereinander verband. Der Bauer ernüchterte sich schnell. Verdrießlichkeiten hatte er die Fülle, und böse Gliederschmerzen plagten ihn; aber er würde doch nicht mit seinem eignen Fleisch und Blut hadern! Er wurzelte in der Familie wie in dem Boden, der ihn geboren, der seine Toten barg, deren letzter sein erwachsener einziger Sohn gewesen war. Er trauerte unsäglich um diesen Sohn; aber er lebte weiter für die Kinder, die ihm geblieben waren, für den Hof, der ihm wie sie selber am Herzen lag.

Und er rechnete mit ihnen, wie er mit dem Hofe rechnete. Nach bestem Ermessen hatte er alles für sie bestimmt und bestellt, und er würde sich verachtet haben, wenn es anders gewesen wäre. Daß Maiken ihre einfachere Erziehung als einen Mangel bezeichnet hatte, bestürzte ihn fast. So unantastbar war sie ihm. Sein Gesicht nahm einen milden, sinnenden Ausdruck an.

„Wenn Albert kommt, schickt ihn mir auf die Lämmerweide nach. Ich muß ihn sprechen, ehe er in die Stadt reitet," sagte er in versöhnlichem Ton. Seine schweren Schritte verhallten im Flur.

„Still nur, Kleine, deine Haare sind wie Gold," tröstete Maiken die schluchzende Schwester, die sich zu ihr hingeflüchtet hatte. „Sankt Veit hat es geregnet und immer seitdem. Das Heu ist schwarz und brandig eingekommen, und nun steht der Weizen auf den Gründen schon zehn Tage in Hocken. Das macht den Vater unwirsch. Sein Zorn gilt eigentlich gar nicht dir."

„Doch. Er hat mich schon gestern abend so böse angesehen. Ich bleibe nicht beim Vater."

„Aber bei mir." Die Hand strich wie wunderthätig über das Haar der Schwester.

„Du bist ja selbst wie 'ne Sklavin hier. Laß uns beide fortgehen nach Amerika, wo das Brot auf den Bäumen wächst."

„Das Brot auf den Bäumen? Giebt es das auch? Ich weiß so wenig von dem, was in den Büchern steht."

„Alles wächst dort auf den Bäumen, Milch sogar, Seife sogar. Wir wollen beide hin, daß du nicht mehr ohne Ende zu sorgen brauchst für die irdischen Dinge."

„Ohne Ende für die irdischen Dinge," wiederholte Maiken in kindlichem Staunen. „Was du nicht alles sagst, Kleine!"

Ein schnelles Klopfen an der inneren Thür, und der Verwalter steckte den Kopf herein.

„Der Vater schon fort?" fragte er harmlos freundlich wie ein großer Junge.

„Ja, du möchtest ihm auf die Lämmerweide nachkommen."

„Ei, Maiken, willst mich so ohne weiteres abschieben? Ein Gutenmorgen könnte ich doch verdienen." Er trat ihr sehr nahe und ergriff ihre Hand. Seine dunkeln sprechenden Augen ruhten mit Wohlgefallen auf ihrer lichten Gestalt, sie wie in einen Strom von Wärme einhüllend. Er war einer von den Männern, die ohne viele Mühe den Frauen gefallen und die sich dessen bewußt sind. Die weichen, etwas täppischen Manieren, die wohltönende gedämpfte Sprache kontrastierten angenehm mit der mächtigen breitschultrigen Gestalt. Ein Recke, der an einem Seidenfädchen zu lenken schien, ein Kinderlächeln auf den wenig beredten Lippen, aber in den großen Pupillen etwas Rätselhaftes, Unergründliches, das dies alles in Frage stellte, das ihnen eine wunderbare Anziehung verlieh. Er wußte auch das.

„Und unsre Stadtlilie, die nicht säet und nicht erntet, während wir alle uns plagen," sagte er, den weichen Blick auf Jung-Marie wendend ... Ei? ..."

Die aufs neue hervorbrechenden Thränen Jung-Maries, die feuchten Augen der Schwester machten ihn stutzig.

„Das kann ich nicht sehen, Mädchen. Was ist denn los?“

„Der Vater,“ stammelte Jung-Marie, „der Vater gönnt mir das Brot nicht.“

„Haha ... Das thut er schon. Aber siehst du, es ist gut, beizeiten zu sparen. Wenn er sich nicht mit der Ernte sputet, wird er ein gut Teil des Weizens verlieren, wie er das Heu verloren hat.“

„Der Vater hat mich so gekränkt.“

„Komm, Kleine, wisch dir's Frätzchen ab. So verwaschen sieht es noch zehnmal verkehrter aus als sonst. Wer wird sich denn die hübschen Augen verderben! ... Geh und nimm deiner Schwester die Sorge für das Hühnervolk ab, willst du? Das Schmollen hilft zu nichts. Gegen deines Vaters Kopf kommst du schwerlich auf, du wilde Hummel!“

„Ihr wollt mich nur los sein,“ grollte Jung-Marie, ihm fast wider Willen gehorchend. Albert lächelte im Bewußtsein seiner Gewalt auch über dieses kleine Mädchen.

„Nimm dich in acht!“ Er haschte sie und hielt sie einen Augenblick in seinen Armen. Schon stimmte sie zögernd in sein frisches Lachen ein. Auch Maiken lachte, als er mit erhobenem Kopf und strahlenden Augen langsam zu ihr zurückkehrte. Das Necken und Tändeln der andern war so natürlich, daß sie sich darüber freute. Doch stieg ein fremdes, peinliches Gefühl in ihr auf, das sie beängstigte. Sie war aufgestanden, um ihm einige Schritte entgegenzugehen. Seine rechte Hand unter ihren linken Arm stemmend, schritt er vorwärts mit ihr.

„Ich muß dich sprechen, Mädchen. Der Alte wird zu ängstlich, will immer sicher gehen. Das giebt es ja gar nicht. Die Dinge nehmen, wie sie kommen und den rechten Augenblick erfassen, das ist Lebenskunst. Gott weiß, was er hat! Auch mich ließ er seine schlechte Laune fühlen. Besser wäre es, er gäbe bald die Herrschaft ab. Es thut nicht gut, jung bei alt.“ Er hatte sie auf die Truhe niedergezogen, die sich in der Nähe der Gartenthür zwischen zwei Schränken versteckte. Draußen schimmerte der weite, grünumrandete See.

„Aber Albert,“ stammelte sie bestürzt, „wie darfst du so sprechen?“ Die an Rücksichtslosigkeit streifende Energie, die so plötzlich aus seinen geschäftsmäßig raschen Worten hervorgebrochen war, trat ebenso schnell hinter der wegwerfenden Kopfbewegung zurück, mit der er sie lachend beschwichtigte.

„Und warum denn nicht?“ klang es einschmeichelnd spöttisch zwischen den blendend weißen Zähnen hervor, apathisch fast und doch so sicher in der Wirkung.

„Unsre Heirat ist so gut wie abgemacht. Ich habe jetzt ein halbes Jahr in aller Ehrbarkeit um dich gedient. Das Warten muß mal eine Ende haben. Das siehst du selber ein, nicht wahr?“ Eine tiefe Bewegung malte sich auf ihrem Gesicht; sie wandte sich ab, als wagte sie nicht, den Augen zu begegnen deren heißen, zwingenden Blick sie fühlte.

„Ich weiß ja nur, daß ich zum Hereinfreien auf den Hof gerufen bin. Doch sicherlich nicht gegen deinen Willen.“ Die letzten stark betonten Worte weckten ihr ein jähes Erröten.

„Hm, ein Bräutigam auf Probe,“ spottete er mit sich neu kräuselnder Lippe. „Ich darf ja nicht einmal sagen, daß ich dich gern habe.“ Sie sah ihn jetzt voll an.

„Gern haben, Albert, das ist zu viel oder zu wenig. Freilich für eine Hoferbin, für ein Mädchen meines Alters!“

„Um Gottes willen, was heißt das? Ich habe schon mit achtzehn Jahren um dich geworben, als dein Bruder lebte und du keine Hoferbin warst. Wir wären noch zu jung, lautete mein Bescheid. Man sagte es dir nicht einmal, weil du für den künftigen Besitzer des Nachbarhofes bestimmt warst, den du ablehntest, wie so viele andre Freier. In dem Punkt bist du ja die reine Penelope.“

„Wer ist Penelope?“ fragte sie beinahe finster.

„Frag nur die Jung-Marie, die weiß es. Ich habe dir Wichtigeres zu sagen, Maiken ... Ich zog auf die Schule, tief unglücklich. Doch dort kamen mir andre Gedanken. Ich verlobte mich. Nun, die Sache war total aussichtslos. Meine Vormalige ist ja längst verheiratet. Von der Seite giebt's also kein Bedenken ... Und sag einmal — das ist nicht anders möglich — du hast doch auch in all den langen Jahren jemand im Herzen getragen?“

Sie sah ihn groß an, wie durch ihn hin in ein Meer von Seligkeit, in ein Chaos wundervoller Rätsel.

„Ja,“ hauchte sie leise und schwieg länger, als es seine Ungeduld ertrug.

„Maiken, du brauchst mir nicht zu beichten,“ begann er nach einer Weile in einer gewissen leichten Zerstreutheit.

„Du hast hier ja wie ein Muster geschaltet.“ Die Worte mußten sie verletzt haben. Ihr Gesicht, das sich in einer idealen Hingebung zu entschleiern, dessen seltene Schönheit eine schönere Seele zu offenbaren schien, veränderte sich, wie die Sensitive sich in sich selbst verschließt. „Ich setze keinen Zweifel in dich.“

„Nein ... aber —“

„Aber ... Und was dann noch?“ Seine Augen leuchteten selbstherrlich durch das Dämmern dieses sonderbaren Zagens. Er wollte sie an sich ziehen. Doch sie entwich ihm scheu.

„Noch sind wir nicht verlobt, noch bist du ganz frei ... Weißt du, Albert,“ stammelte sie mühsam, „ich ertrüge es nicht, wenn du nachher eine Jüngere, Gescheitere lieber hättest als mich ... Ich weiß so wenig, aber ich kann mich oft in die andern hineindenken, als ob ihr Herz offen vor mir läge. Ich glaube, ich bin eine Neidische. Laß dich warnen, ehe du mit dem Vater sprichst.“ Er sah sie staunend an, als begriffe er sie nicht. — Begriff sie sich denn selbst? Ihr fehlte sogar der Ausdruck für die verwirrende Empfindung, in die sie einen Augenblick zuvor die unschuldige Vertraulichkeit Alberts mit ihrer Schwester gestürzt hatte. Erst wenige Tage war Jung-Marie zurück, und schon verschiedentlich hatte sie zu bekämpfen gehabt, was sich ihr immer deutlicher und unleugbarer

aufdrängte. Mißtrauen gegen die Menschen, die ihr die nächsten, die liebsten auf der Welt waren, Mißtrauen gegen sich selbst. Etwas Unheimliches, Unheiliges, das den klaren Strom ihres Lebens störte, das ein unbekanntes, erstickendes Feuer in ihre Adern goß. Etwas Hassenswertes, das sie nicht bannen konnte.

„Vergieb," flüsterte sie, sich das Geständnis abringend. „Mir ist oft so eigen zu Sinn ... Hätte ich den Hof nicht und wäre nicht so unwissend, und wäre jünger ... Ach, und glaubte ich so ganz an dich!" Sie lehnte erbleichend den Kopf zurück, der so von unten gesehen in seinen idealen Linien dem Marmormodell einer Psyche glich.

„Grillen," zürnte er, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um sich in sie hinein zu versetzen. „Wir sind beide dreißig. Jean Paul sagt zwar, früh lieben und spät heiraten, das sei, wie wenn man morgens die Lerchen singen hörte und ... und so weiter."

„Sprich nicht aus den Büchern, sprich aus dir selbst," flehte sie mit einem ängstlichen Blick, die zitternde Seele nach einem Verständnis ringend, das sich ihr immer mehr zu verschließen schien.

„Der Nachsatz paßt auch nicht. Du bist ebenso schön, ebenso begehrenswert als in der ersten Jugend. Daß du sie ein wenig versäumtest, ist ja ganz allein deine eigne Schuld."

„Ich habe sie nicht verloren, Albert. Es war gut, daß ich dem Vater beistehen konnte. Er litt sehr, als Jung-Maries Mutter starb, schwerer noch durch Detlevs Tod."

„Nun, der Vater hätte auch allein ausgehalten, er, meist so nüchtern, so gemessen." Sie deutete auf den blauen See draußen, indem sie sinnend sagte:

„Still und tief! Siehst du jetzt, wie hoch der See geht, wenn der Sturm über ihn hinbraust?" Er zuckte die Achseln; er wollte von seiner eignen Angelegenheit reden. Aber sie fuhr düster fort:

„Wir sind eine Art, die man im Schmerze nicht allein lassen darf. Der Vater konnte keine Fremden um sich haben. Und alles fiel auf mich. So ging meine Jugend hin in der Sorge — die Kleine sagte mir es heute — in der Sorge für die irdischen Dinge. Eine nie endende, demütige Sorge, Albert. Ich bin hinter euch beiden zurückgeblieben."

„Unsinn! Ich möchte wissen, wer dir das Wasser reicht." Aus dem leichteren Ton klang es wieder wie oberflächliche Zerstreutheit. „Aber ein wenig mehr putzen könntest du dich. Warum trägst du nicht auch ein buntes Morgenjäckchen wie deine Schwester. Das helle Kattunkleid ist zu einfach." Sie horchte fast mit den Augen, hellseherisch in ihrer Einfalt.

„Ist es nur das Kleid?"

„Na, du fragst aber heute," sagte er, halb scherzend, halb verstimmt. „Ich glaube, du bist wie dein Vater; möchtest alles zurechtlegen und bestimmen. Siehst du, wie seine Pläne gescheitert sind? Der Hoferbe ist ihm gestorben und der verschmähte Albert in Gnaden herangezogen. Laß deinen Vater nur sagen, jeder bereite sich sein Schicksal selbst. Wäre die Welt eine Schachbrett mit beweglichen

Figuren, ich wäre nie nach Ellernsee gekommen. Wirklich, ich hätte Ursache, zufrieden zu sein, wenn du nur vernünftig wärest."

„Vernünftig!" Maiken sah ihn wieder so sonderbar an, wie durch ihn hin. Diese lang erwartete, oft in Gedanken von ihr durchlebte Aussprache hatte etwas so Enttäuschendes, daß sie nahe daran war, in Thränen auszubrechen. Er bemerkte das in seinem Eifer nicht; ihn reizte dieses unerklärliche Schweigen.

„Nun, Maiken?" ... klang es dringlicher und bedeutsamer.

„Maiken!" Noch immer keine Antwort, noch immer die gesenkten Augenlider. Albert war kein Mann von vielen Worten. Um der Verlegenheit ein Ende zu machen, schloß er die Zagende in seine Arme, bog ihren Kopf zurück und versuchte sie zu küssen. Er erschrak vor der Heftigkeit, mit der sie sich von ihm losmachte, und sprang von dem Platz an ihrer Seite auf. Ein Ton des Unmuts entfuhr ihm. Sein Blick, der zufällig in den Spiegel fiel, blieb dort einen Augenblick haften. Der schmucke Freier würde schon sein Ziel erreichen. Es galt nur ein wenig Geduld haben. Ein flüchtiges, halb verlegenes Lächeln, und die blendenden Zähne verschönten noch das Spiegelbild. Doch wandte er sich seufzend ab.

„Wir kommen heute nicht miteinander aus, Maiken!" sagte er, nach einem leichten Gruß seinen Weg durch die Gartenthür nehmend.

Albert pfiff leise vor sich hin, die letzten Eindrücke bei sich erwägend. Er hatte keine Auffassung für Maikens Zweifel. Launen schienen sie ihm und um so unverzeihlichere, da er durch seinen Eintritt in die Verwaltung des Hofes schon ein gewisses Recht an sie hatte. Maiken war seine erste Liebe, zu der er nach Jahren freudig zurückgekehrt war. Was wollte sie mehr? Er liebte und bewunderte sie wie einst. Er hat keinen andern Wunsch, als sie die Seine zu nennen, auch abgesehen davon, daß er durch sie eine glückliche, gesicherte Zukunft erringen würde. Er hatte in seinem starken Selbstbewußtsein nicht anders gedacht, als daß er nur die Hand auszustrecken brauchte nach der Hoferbin und dem Hofe, die trotz alledem nicht voneinander zu trennen waren. Hätte er mehr an sie, weniger an sich selbst gedacht, so würde er vielleicht ihr Benehmen richtiger gedeutet, so würde er vielleicht die rechte Annäherung gefunden haben. Aber er suchte keine Schuld in sich selbst ...

Auf dem Hühnerhof stand Jung-Marie mit dem Futterkorb, die geschmähten roten Haare in strahlenden Ringeln um das mattgefärbte unregelmäßige Gesicht, die Augen noch leicht gerötet, hundert klappende Flügel und klaffende Schnäbel und glutrote Kämme um sich her. Die unvernünftige Brut schien sie in ihrer Gier und Zudringlichkeit verzehren zu wollen. Ein majestätischer Truthahn, der abseits stand, kollerte wild, als Albert hinzukam.

„Prachtvoller Kerl!" rief er hinüber. Sie nickte und streute dem Tier eine Flut von Körnern aus. Dann klatschte sie in die geleerten Hände, nahm eine Schale von der Erde und ging, den Rock zierlich hebend, an den See, um sie zu füllen. Er sah ihr unwillkürlich zu, die Feinheit der Fußknöchel bewundernd. Das leichte Morgenjäckchen aus türkischem Perkal stand ihr wirklich reizend; er

bemerkte das wieder. Jung-Marie, die sich beeilt hatte, den Tieren das Wasser zu bringen, war bald an seiner Seite.

„So, das war das Letzte. Ich brauche nicht anzusehen, was für dumme Gesichter die Hühner beim Trinken machen. Ich gehe ein Stück mit dir, den See hinunter, Albert, bis an die Eichen, wo sich der Weg nach der Lämmerweide abzweigt."

Dann schritten sie still nebeneinander durch den sich lang hindehnenden Garten. Seine Gedanken waren noch bei Maiken, obgleich seine Eitelkeit mehr verletzt war als sein Gemüt.

„Du," sagte sie plötzlich, „sollte mich der Vater wegen der roten Haare nicht leiden können?"

„Das wäre ein schlechter Geschmack." Sein Blick streifte flüchtig das üppige Geringel.

„Es giebt Leute, denen rote Haare ein Greuel sind. Man kann ebensowenig dafür, als für die Sommersprossen. Aber dagegen giebt es Mittel."

Er sah sie länger und aufmerksamer an.

„Kindisches Ding, die Flecken sind zwar recht garstig, doch wachsen sie auf dem zartesten Grund."

Dann plauderten sie weiter. Die Sonne, die sich siegreich durchgekämpft hatte, zog goldene Funkengarben durch den See. Der Weg lief dicht am Ufer hin. Nun sie den Garten verlassen hatten, gingen sie im tiefen Schatten der Eichen, um deren schwarzblaue Stämme lichte Nebelschleier zerflossen. Jung-Marie, die das Umkehren vergessen zu haben schien, glitt aus auf dem regendurchweichten Grunde.

„Du, Albert, nimm mich mit in die Stadt," sagte sie, sich leicht an seinen Arm hängend.

„Was willst du da?"

„Ich will fort nach Amerika." Er lacht laut in den strahlenden Morgen hinein.

Wie das wohl in deines Vaters Pläne paßt! Nun sage mir einer, daß er nicht an das Fatum glaubt."

„Ich nicht, ich gehe aus eigner Bestimmung. Wenn du und Maiken nur da seid, das ist dem Vater genug. Er macht sich nichts aus mir." Ein Schatten glitt über sein Gesicht. Das vertrauliche Kindergeschwätz hatte ihn ganz hingenommen. Nun erweckte ihm die Erinnerung an das Zusammentreffen mit Maiken eine peinlichere Empfindung als zuvor.

Ein Zufall war es, daß der Bauer ihnen schon entgegenkam. Er hatte seinen Plan geändert und war auf dem Rückweg nach dem Hofe. Sein Blick war nicht freundlich, doch bezeigte er Albert, der seinen Arm mit einem Ruck freigemacht hatte, die gewohnte rücksichtsvolle Höflichkeit. Er hatte ihm einige Aufträge für die Stadt zu geben, wohin Albert sich in Geschäften begeben wollte. Jung-Marie mischte sich gar nicht in das Gespräch. Der Bauer, der sie hatte vorgehen lassen, bewachte ihren Schritt auf dem schlüpfrigen Wege. Nachdem Albert sie verlassen, blieben beide stumm.

Am Ende des Gartens angelangt, bemerkten sie eine außergewöhnliche Unruhe auf dem Hühnerhofe, deren Ursache sie zu ergründen gingen. Mehrere Mägde standen dort in großer Aufregung mit dem Rademacher, welcher der Heilkünstler des Hofes war. Vor ihnen auf dem Boden lag der Truthahn in schrecklichen Zuckungen.

„O," rief Jung-Marie, „was ist das?"

„Das Tier muß Gift bekommen haben," hieß es.

„Unmöglich!"

„Es ist in den leeren Scheuern Blaustein für die Mäuse gestreut. Dahin muß es entkommen sein."

„Mein Gott! Ich habe die Pforte offen gelassen," jammerte Jung-Marie, sich rasch verfärbend. „Das schöne stolze Tier, es stirbt durch meine Schuld!"

Der Bauer biß sich auf die Lippen, Jung-Marie beobachtend, deren Blick wie gebannt an dem in schwerem Todeskampf verendenden Tiere hing.

„Komm," sagte er, sie dem Anblick entziehend, „laß uns in das Haus gehen." Er hatte den Arm um ihre Schultern gelegt und führte sie langsam fort.

„Das Tier war klein und schwach, als es aus dem Ei kroch. Maiken nahm es in Pflege, und es gedieh ihr trotz Regen und Kälte ... Du kannst viel von deiner Schwester lernen, Jung-Marie."

„Ja, Vater," seufzte Jung-Marie aus überquellendem Herzen. „Wie konnte ich nur der Pforte nicht achten!"

„Es scheint, du hattest große Eile, mit dem Albert fortzulaufen," sagte er mit finsterem Blick und gewichtigem Ton.

„Nein, nein! Ich will überhaupt fort. Weit und allein. Du hast mich nicht lieb, Vater. Und nun habe ich ein so großes Unrecht gethan."

„Du hast es nicht böse gemeint, Kleine. Und ich? Nun ich meinte es nicht böse mit dir. Da wären wir wohl quitt."

Er sah ihr freundlich in die feuchten Augen. Die kindisch herbe Trostlosigkeit ihrer Worte schien einen Argwohn zu zerstreuen, der ihm schwer auf der Seele gelegen hatte ...

Der Friede war gemacht. Da Albert den Tag über fort war, fand man sich am leichtesten wieder miteinander zurecht. Die auf der einsamen Scholle miteinander Verwachsenen standen sich so nahe, daß Alberts Abwesenheit sogar eine Wohlthat schien. Jung-Marie sang wie erlöst in schluchzenden Tönen durch das Haus. Es klang wie Freude und Schmerz zugleich, so voll war ihr die Brust von den Erlebnissen des Morgens. Eine tiefe Erregung lag auf ihrem Gesicht, doch war sie lebhafter als je, mit ihrem Geplauder eine fremde Welt in die stille Abgeschiedenheit des Hofes tragend.

Als der Bauer gegen Abend in das Wohnzimmer trat, klagte er über Gliederschmerzen, doch wollte er die Partie Domino, die er dann zu spielen pflegte, nicht aufgeben. Maiken achtete des Spieles wenig. Die Partie belebte sich erst, als Albert hinzukam, dessen Gegenwart des gewohnten Zaubers nicht entbehrte. Er setzte sich neben Maiken, sich zu ihrem Partner machend, aber

er sprach bald mehr zu der Schwester, da er von ihr bekannten Dingen in der Stadt erzählte. Daß Maiken allmählich ganz verstummte, kam ihr selber nicht zum Bewußtsein; denn in ihr wogte eine Welt von Empfindungen. Während sie mechanisch die Steine prüfte und die Gleichen aneinanderlegte, sah sie, wie sich Jung-Maries Gesicht verklärte, wie fröhlich sich die beiden über ein Nichts unterhielten, wie selbstverständlich zusammengehörend sie lachten und scherzten. Sie sah es mit wachsender, peinigender Klarheit, sich selbst vernachlässigt, vergessen fühlend ... O, Albert hatte recht! Das Warten mußte bald ein Ende haben. Sonst konnte sie ihn noch verlieren, verlieren an das Kind, das sie erzogen, dem sie ihre Jugend geopfert hatte, die Jugend, die ihr kein Gott ersetzte!

Da saß Jung-Marie, unscheinbar, unfertig, von einer bläulichen Blässe, aber unendlich anmutig im Glorienschein des roten Haares, des inneren Glückes, das ihr unbewußt aus seiner Nähe, aus seiner Teilnahme floß — ihre eigne geliebte Schwester. Wer konnte ihr zürnen?

S i e, ja s i e konnte es! Sie allein. Und sie zürnte ihr. Wie durfte Jung-Marie ihr das Glück rauben, vor dessen Größe sie zögernd zurückschreckte, den sonnig warmen Blick dieser Augen, das Herz des Mannes, den sie leidenschaftlich liebte? Seit ihrer frühesten Jugend nur ihn, nur ihn! Es erfüllte sie wie mit Gewissensangst, daß sie ihn freigegeben hatte, wo er doch schon gebunden war. O, sie mußten sich verständigen, sie mußten ... Ihre Gedanken verwirrten sich fast. — Sie konnte ihn nicht verlieren. Das eine war ihr klar. Mochte ihr Herz brechen, das war das Schlimmste nicht, aber ihre Ehre stand auf dem Spiel, das Recht der Erstgeborenen, dessen Verletzung schimpflich war. Blaß und starr saß sie da, unbeachtet von den andern, sie selbst nicht den Blick des Vaters fühlend, der sie ein paarmal ängstlich streifte und immer finsterer wurde.

„Und i ch gewinne!“ rief Jung-Marie mit ihrer schmetternd fröhlichen Stimme.

„Nein i ch!“ sagte Albert dagegen.

„Du hast einen Haufen Steine hoch wie der Chimborasso.“

„Das ist nicht der höchste Berg.“

„Nein, das ist der ... der ... gestern wußte ich ihn noch. Maiken, ich nannte dir ihn ja ...“

„Ein so langes, schweres Wort,“ seufzte diese, wie aus einem Traum emporfahrend.

Der Bauer warf mit einer heftigen Bewegung die Steine zusammen.

„Die Schmerzen lassen mir keine Ruh,“ sagte er sich erhebend und mühsam nach dem Nebenzimmer vorwärts bewegend. Sein rechter Fuß schien plötzlich umzugleiten und den Dienst zu versagen. Er stieß einen Schrei aus. Maiken lief zu ihm hin, ihm ihre Schulter zur Stütze zu leihen.

Wenn körperliche Schmerzen seine herkulische Kraft brachen, fand seine Klage den natürlichsten Nachhall in ihrem Herzen. Dann vergaß sie alles um

ihn. Sie folgte ihm auch jetzt, half ihm den kranken Fuß auflegen und begann diesen nach ihrer Gewohnheit zu salben und zu streichen.

„Ist gar nicht nötig zu wissen, wie der höchste Berg heißt; wenn man nur weiß, was sich schickt," grollte der Bauer.

Maiken kannte dieses Grollen wie das des nahenden Gewitters. Sie sah nun auch den zornigen Blick durch das Halbdunkel funkeln. Der Vater hatte einen schlimmen Tag. Es sprach etwas wie Haß gegen Jung-Marie aus seinen Worten. Als sie sich über ihn beugte, flüsterte er an ihrem Ohr:

„Laß die beiden nicht viel allein. Muß der Alte dir sagen, daß du deinen Schatz hütest?" Sein keuchender Atem streifte ihre Wangen.

„Wenn es das braucht, ist er's nicht wert," stieß sie hervor.

Mein Gott, wußte schon der Vater, was sie sich selber kaum gestehen mochte? War ihre Niederlage so offenbar? Nur Mut, daß es nicht auch ihr Kummer wurde! War ihr der Schimpf vorbehalten, so sollte er ihren Stolz gerüstet finden. Nur keine Klage, nur kein Mitleid! All diesen Schmerz vereinigt wie einen Dolchstoß in die eigne Brust empfangen, tief und tiefer. Und ruhig still halten. So schwebte es ihr vor.

„Schon gestern kam mir ein Verdacht," fuhr der Bauer fort.

„Warum ... wieso?" erwiderte sie wunderbar gelassen.

„Bist du blind oder ... oder ist meine Tochter so gleichgültig, daß ihr die Ehre nichts gilt?"

Sie lächelte schmerzlich gegen dieses dumpfe Rasen. Sie hatte auch an die Ehre gedacht. Das war vorbei. — Was war die Ehre gegen ihre Liebe? — Wenn der Vater ahnte, was sie litt, das Mitleid mit ihrem Elend würde ihn verzehren. Alleine dulden und vergehen ... und ...

Ihr Schweigen verletzte ihn wie das Flüstern der andern, das zu ihnen herüberdrang.

„Hm ... sind das meine Kinder?" Die Worte des Bauern verklangen in einem leisen Jammern, das ihm der körperliche Schmerz entlockte. Sie hatten ihr brausendes Ohr in ihrer ganzen Bitterkeit getroffen. Ihre Hand irrte und glitt gegen den schmerzenden Knöchel ab. Der Bauer schrie gellend auf. Ein Schlag traf ihre Wange.

„Maiken! O Gott, Maiken!" Wenn die andern nichts gehört hätten, die reuevoll zärtlichen Worte des Alten hätten ihnen etwas Schreckliches verraten.

Ein tiefer Seufzer antwortete dem trostlosen Vater; dann ein leises beruhigendes Wort an ihn, der sie umhalste.

Sie vollendete ihre Hilfeleistung und kam zu den andern zurück, nachdem der Vater sein Schlafzimmer aufgesucht hatte.

„Spielt nur weiter," sagte sie tonlos. „Ich gehe in die Küche. Der Vater muß einen Holunderthee haben."

Albert, der nicht gewagt hatte aufzusehen, starrte der Fortschreitenden wie einer Gespenstererscheinung nach. Nicht stolz und aufrecht wie sonst, zögernd

mit gebeugtem Nacken verschwand sie im Rahmen der Thür. Er hätte ihr nachgehen, zu ihr stehen müssen. Das fühlte er und rührte sich doch nicht. Eine sonderbare Empfindung schlich über ihn, etwas wie eine Vereisung oder Lähmung. Das Mädchen, das er heiß geliebt, das er bewundert, höher als alle andern geachtet hatte, kam ihm gestraft, entweiht, erniedrigt vor. Er fühlte es wie einen Riß durch seine Seele gehen.

Neben ihm saß Jung-Marie, starr wie er selbst, bis ihr die Thränen kamen und in hellen Strömen über ihr regungsloses Gesicht liefen und krampfhafte Stöße ihren Körper erschütterten.

„Albert, Albert," rang es sich leise von ihren Lippen. „Ich habe sie so lieb und der Vater auch, der arme Vater!"

Und sie weinte und weinte, als könne sie zerfließen in ihren Thränen und lehnte sich an seine Brust, weich und lieblich wie ein trostverlassenes Kind.

Wie kam es, daß er angstvoll auf ihren zitternden Herzschlag lauschte, daß er ihr über das kleine, verkehrte, bleiche Gesicht strich, in dem der Mund allein wie eine rote Nelke glühte; daß er den Mund küßte und sich nicht wunderte, daß sie ihn wieder küßte? Sie waren es sich selber kaum bewußt, so sehr standen sie unter dem Einfluß des furchtbaren Erlebnisses...

‚Ein Kind von vierzehn Jahren, eine nahe Verwandte, seine Schwägerin bald. Was that es?' So sagte sich Albert am nächsten Morgen, als er seine Erinnerungen sammelte. Unrecht war es nur, daß er sich nicht mehr nach Maiken umgesehen hatte.

Zu der Stunde, wo er sie früh allein im Flur zu treffen pflegte, ging er dahin. Er sah sie durch die Glasthür mit einer Arbeit beschäftigt am Tische sitzen wie gestern, wie sonst auch; er wollte schon klopfen. Da kam ihm wieder das wunderliche Gefühl vom vorhergehenden Abend. Er ging vorüber. Seinen Weg seitwärts um das Haus nehmend, passierte er die äußere offenstehende Thür. Er konnte nicht anders als seinem Gruß ein paar Worte hinzufügen.

„Da hätten wir den zweiten sonnigen Tag. Wenn der Vater heute nicht ernst macht, so wird er was erleben. Ich muß ihn gleich aufsuchen."

Ein etwas zerstreutes Kopfnicken, und er war vorüber. Sie glaubte noch seine Stimme zu hören; sie glaubte noch seinen Blick zu fühlen, den Blick, der ihr die Seele versengte. Sie war allein.

Hatte sie ihn verloren? War es nicht vielmehr Zartsinn seinerseits, daß er heute ein Zusammentreffen mit ihr vermied? Es konnte ja nicht sein, daß sie ihn verloren hatte! Daß dieses Glück, dies unermeßliche Glück, das schon ihr eigen war, versinken sollte. Sie ging wie im Traum umher. Ihr Vater war im Bette, den Arzt erwartend, zu dem man vor Tagesanbruch in die Stadt geschickt hatte. Sie wußte, was er litt, sie mußte ihn beruhigen, sich mit ihm aussöhnen auf irgend eine Art. Nur nicht das eine nennen, das sie noch immer kaum begriff, das ihr wieder und wieder eine heiße Röte auf die Wangen trieb. Ihr Vater hatte sie geschlagen! Und was mehr noch? — Was war ihr mehr geschehen? Ach, ihr Vater, Albert und die Kleine! Das alles gehörte zu-

sammen, war eins in ihr. Ihr ganzes unzersplittertes Herz ruhte in der Liebe zu den Ihrigen. Wie war es nur so ins Wanken gekommen, wie war alles fremd und verwirrt geworden, was bis dahin klar und sicher gewesen war? Wo war der Friede des Hauses geblieben?

Sie ging zu ihrem Vater hinein und setzte sich auf den Stuhl neben seinem Bette. Es war ein heißer, schwüler Tag. Die Sonne schien breit durch die offen gebliebene Thür. Sie sprachen darüber, sich bemühend, der Sache die alte Wichtigkeit zu geben. Aber es war anders geworden. Sie waren gleichgültig selbst gegen dieses goldene Sonnenlicht; sie fürchteten den drohenden Regen nicht mehr.

„Hast du Albert gesehen, Vater? Er möchte mit der Ernte beginnen.“

„Ja, er war bei mir und hat meine Meinung gehört. Heute noch nicht.“

Maiken seufzte; sie fand nicht das Wort, den Vater zu überreden, wie sie es Alberts wegen gewünscht hätte. Trotz seiner äußeren Ruhe sah sie den Konflikt zwischen beiden Männern sich steigern.

„Der Albert soll meine Ordre abwarten. Ich habe das Fragen satt,“ sagte der Bauer.

Maiken hatte sonst viel über ihn vermocht. Auch das schien anders geworden. Nachdenklich saß sie mit vorgebeugtem Haupte, die Hände im Schoß. Sie schrak zusammen, als er die rauhe Rechte von der Decke erhob und damit in ungewohnter Zärtlichkeit scheu über ihre Wangen hinfuhr. Es ging ihr so tief zu Herzen. Noch ehe sie es wußte, drückte sie ihre Lippen auf seine Hand und küßte sie.

„Kind!“ rief der Bauer, mit seinen Thränen kämpfend.

„Vater,“ sagte sie nach einer Weile. „Wir haben uns alle so lieb, daß wir über das Schwerste wegkommen können. Nicht wahr?“

Er nickte stumm mit weitgeöffneten, ängstlichen Augen.

„Wenn ich nur wüßte, was du meinst?“

„Ich meine, wir müssen wieder ganz gut miteinander sein, Vater. Nicht nur du und ich; auch die andern. Nicht nur heute. Nein, für immer. Versprich es mir, Vater!“

„Ja, ja!“

„Ganz fest?“ fragte sie dringend.

Da kam der Doktor.

Kleine, leichte Gewitterwolken überflockten den strahlenden Tag. Die Sonne stach. Albert enthielt sich bei Tische den Mädchen gegenüber jeder Aeußerung über den weiteren Aufschub der Ernte, doch offenbarte sein Wesen eine seltsame Unruhe. Er wandte sich nicht einmal an Jung-Marie, die schwarzumrandete Augen hatte. Maiken war sehr weich, sehr zärtlich mit ihr. Sie hatte ihre äußere Haltung wieder gewonnen; nur innerlich hatte sie ein banges Gefühl, die Ahnung von etwas Schrecklichem, das sie treffen mußte, das sie schon getroffen hatte; aber das sie noch von sich zurückdrängte. Ein Blitzstrahl, der sie zerschmetterte, ein Sturmwind, der sie fortriß, irgend etwas, das aus diesem

buntwechselnden Sommerhimmel auf den stillen Hof niederfiel. War es denn wirklich da, bedrohte es dies friedliche Haus, in dem seit Jahren kaum ein Wort lauter als das andre gesprochen war? War es nicht ein erdrückender Traum, der zerrinnen würde, ein Gebild ihrer überreizten Phantasie, das von ihr weichen würde?

Sie arbeitete wie sonst, sie ging zu dem kranken Vater; sie pflegte ihn und sprach mit ihm wie sonst. Sie zog die große Wanduhr auf, die, weit über hundert Jahre alt, alle Sterbestunden des Hauses geschlagen hatte. Das kam ihr nur so in den Sinn. Albert ging an der Gartenthür vorüber, hastig mit schwankenden Armen, sein großer Jagdhund hinter ihm drein. Sein Schritt war weit, der Ausdruck seines Gesichtes kühn und verwegen, wie sie es nie gesehen hatte. Er hatte keinen Blick in die Thür geworfen, und doch wartete sie noch darauf, nun er vorüber war. Wie thöricht! Der Uhrschlüssel entglitt ihrer Hand und fiel mit einem harschen Laut zu Boden. Sie kniete nieder, den Uhrschlüssel aufzunehmen; sie wand sich am Boden und betete: „O Gott, laß mir sein Herz!“

Der Arzt hatte dem Bauern eine Bettruhe von mehreren Tagen verordnet; er lag viel schlafend. Aufregungen und Schmerzen hatten ihn übermüdet. Als Albert am Abend nach ihm fragte, konnte er ihn nicht sehen. Die Schwestern gingen früh auf ihr Zimmer; aber sie sprachen noch lange miteinander, ohne zu bemerken, daß es um Mitternacht lebendig auf den Wirtschaftshöfen und in den Ställen wurde. Stille Gestalten huschten umher und streuten eine dicke Strohschicht aus, so daß die schweren Leiterwagen geräuschlos bespannt und geräuschlos auf die Felder gefahren werden konnten. Noch ehe die Morgensonne aus drohenden Wolken aufflammte, waren zahlreiche Hände beschäftigt, die Weizengarben mit dem Rechen aufzuraffen und zu laden. In ihrer Mitte stand der Verwalter und kommandierte sein buntscheckiges Corps von schwarzen Polen und blonden, blauäugigen Schweden, nur selten einen Blick nach dem Himmel werfend, an dem in schnellem Wechsel Berge und Schluchten um die strahlende Sonne zu taumeln schienen. Die Mädchen wußten, daß etwas vorging, aber sie wagten es nicht zu nennen. Der drückende, glutheiße Augusttag lag schwer wie eine Schuld auf ihnen.

Gegen Abend stand der Bauer auf. Ein Donnergrollen hatte ihn aus dem Bette getrieben. Er kam zu den Mädchen in das Wohnzimmer und trat an das Fenster, um nach dem Himmel zu sehen, der feucht und dunkel über dem schieferfarbenen See lag. In der Blendung, die ihm das plötzliche Licht verursachte, unterschied er einen hochbeladenen Kornwagen, der die sein Gebiet kreuzende Landstraße daherrollte.

„Unsre Nachbarn sind klüger gewesen als wir,“ sagte er kleinlaut.

Jung-Marie flüchtete sich aus seiner Nähe mit dem Bemerken, daß sie in ihrem Zimmer die Fenster schließen müsse. Der Bauer antwortete nicht. Er sah noch immer aus dem Fenster. — Was war das? Der Wagen rollte auf das Haus zu. Er griff sich an den Kopf. Das war sein Wagen, waren seine

Pferde, das waren die fremden Gesichter, die er wider seinen Willen zur Erntezeit auf dem Hofe dulden mußte. Und unter ihnen war Albert, der vom Pferde sprang, dem nächsten herrisch die Zügel zuwarf und sich dem Hause näherte. Er mußte den Flur erreicht haben, als auch Maiken sich erhob:

„Es wird sehr dunkel," sagte sie. „Die Mägde sind zum Melken. Ich will nach dem Geflügel sehen."

Ob sie Albert warnte? Ob ein Zusammenstoß zu vermeiden war? Sie erwog das, als sie zögernd die Schwelle überschritt. Da trat Albert am unteren Ende des Flurs ein, sonnenverbrannt, stark, strahlend wie ein Sieger. Ihm entgegen flog Jung-Marie mit dem Ruf:

„Hüte dich! Ach Albert, Albert!"

Er zog sie einen flüchtigen Augenblick an sich, er strich ihr kaum über das Haar, aber seine Stimme klang weich und zärtlich, wie er sie schalt:

„Thörichtes Bäschen!"

Dann schritt er auf das Wohnzimmer zu, ohne Maiken zu bemerken, die im Schutze der halboffenen Thür hart an einem Schranke stand.

„Der Weizen ist herein," sagte Albert.

„Wie kommt das?" schrie der Bauer. „Bist du hier Herr oder ich?"

Man hörte die Worte so weit, daß der besonnenere Albert die Thür anzog und schloß. Maiken, die nicht zu bleiben und nicht fortzugehen wagte, trat rasch in das Nebenzimmer. Der dort die Verbindungsthür ersetzende Vorhang regte sich geräuschvoll bei dem Luftzug. Doch verlor Maiken kein Wort.

„Das Gewitter mußte kommen. Da du schliefst, wagte ich dich nicht zu stören."

„Du wagtest mehr als das, dich auf Maiken verlassend."

„Maiken weiß von nichts. Ich handelte aus eignem Antrieb."

„Du ... du thatest das ganz allein?" Die Stimme des Bauern hatte etwas Unheimliches. „Bist nun über ein halbes Jahr auf dem Hof. Ich warte lange darauf, etwas Neues zu hören. Wie steht's denn mit dir und Maiken?"

Albert zauderte einen Augenblick.

„Vater, ich werbe um deine zweite Tochter, die Jung-Marie."

„Was ... was?" stöhnte der Bauer. „Albert," setzte er fast flehend hinzu, „das kann dein Ernst nicht sein. Was willst du mit dem Spielvogel? Sie hat rotes Haar, sie hat Sommersprossen. Dummer Junge, wo hast du deine Augen, deine Sinne?"

„Es thut mir weh, dich zu täuschen," sagte der andre. „Aber es ist mir nicht gelungen, Maikens Neigung zu gewinnen. Jung-Marie und ich, wir haben uns ganz von selbst zu einander gefunden."

„Glaube nur nicht, daß ich viel mitgebe," grollte der Bauer. „Jung-Marie ist für die Stadt bestimmt. Der größte Teil des Geldes bleibt beim Hofe."

„Ich freie nicht um den Hof, ich freie um das Mädchen."

„Und ich ... ich leide es nicht, daß man mein Haus beschimpft. Solange

Maiken unverheiratet auf dem Hofe lebt, gebe ich mein Jawort nun und nimmermehr. Weißt du es nicht, so höre es von mir. Das älteste Brot wird zuerst gegessen, und die älteste Tochter wird zuerst vergeben."

Drinnen im Nebenzimmer hatte sie gestanden, das Ohr gespannt, die schönen länglichen Hände auf die Brust gepreßt, daß die schweren Atemzüge sie nicht verrieten. So war sie dem Gespräche gefolgt, Silbe für Silbe. Nun wandte sie sich leise und ging mit tastenden Händen wie eine Blinde auf das Fenster zu. Doch hielt sie die schimmernden Augen weit geöffnet. Hinter dem tiefen Blättervorhang wogte die düstere, eintönige Masse von Himmel und See. Sie schwang sich zum Fenster hinaus und lief, die Mauer streifend, dem Hühnerhofe zu. Einzelne Regentropfen trafen sie hart und schwer. Sie öffnete die Stallthüren, um die sich die geängstigten Tiere schon drängten; sie ließ sie, wie das alltäglich geschah, alle sorgfältig ein, alle bis auf das letzte. Dann nahm sie, wie sonst auch, eine Schale auf und ging damit an den See. Von der Mitte des Steges bog sie sich nieder um Wasser zu schöpfen. Ein Blitz zuckte über der hellen Gestalt, die sich tiefer und tiefer dem Wasser zuneigte, als könne sie nicht mehr zurück. Und der See warf seine Wellen nach ihr aus und zog sie hinab. Die Magd, die zu ihrer Hilfe nach dem Hühnerhofe kam, stieß einen Schrei aus. Sie sah ihre Herrin verschwinden und auftauchen und wieder verschwinden.

Ein schreckliches Unwetter raste um das Haus, als man die schöne Maiken aus dem Wasser zog. Sie war tot. Da sie nicht vom Blitz getroffen war, nahm man an, daß sie davon betäubt in das Wasser gefallen sei. Der Bauer allein hatte trockene Augen, wo alles weinte. Der Bauer allein hatte keine Klage, wo von allen Seiten Wehlaut die Luft erfüllte. Man raunte sich zu, er habe im ersten Augenblick mit den Füßen gestampft, mit den geballten Händen in die Luft geschlagen; aber man sah ihn nur wie in Schmerz versteinert. So wachte er an der Leiche, die im Flur gebettet war, niemand zu ihr heranlassend. Erst als ein neuer Morgen über dem Hofe anbrach, war der fürchterliche Ausdruck von seiner Stirn gewichen. Er ließ Jung-Marie und Albert zu sich rufen und sprach gütig mit ihnen. Aber sie sahen ihn schaudernd an. Sein Haar war in der einen Nacht weiß geworden.

Aus dem Leben des Grafen Otto v. Bray-Steinburg.

Auf Grund hinterlassener Papiere desselben geschildert.

II. Aus den Jahren 1846 und 1847.

Die im März 1846 erfolgte Berufung des Grafen Bray in das Auswärtige Ministerium zu München hing mit Vorgängen des inneren bayrischen Staatslebens zusammen, die ihrem Hauptinhalte nach längst bekannt sind, rücksichtlich des Einzelnen aber vielfach unrichtig dargestellt werden. Schon aus diesem Grunde dürften die von dem damaligen Minister des Auswärtigen hinterlassenen Aufzeichnungen und Materialsammlungen über jene Zeit ein gewisses Interesse in Anspruch nehmen.

Aus Gründen, deren Erörterung zu weit führen würde, hatte König Ludwig I. von Bayern im Jahre 1837 mit dem früher befolgten System der Beamtenregierung gebrochen und einen zum Parteigänger der ultramontanen Richtung gewordenen Staatsmann, den Ministerialrat v. Abel, an die Spitze des Ministeriums gestellt. Dank der Unterstützung des Klerus und der um den alten Görres gescharten streng katholischen Elemente des Landes hatte Herr v. Abel sich trotz seiner persönlichen Unbeliebtheit neun Jahre lang an der Spitze der Geschäfte behaupten und eine Opposition niederhalten können, in welcher hoher Adel, Beamtentum und bürgerlicher Liberalismus sich zusammenfanden. Ebenso fähig und energisch wie gewaltthätig und rücksichtslos hatte Abel eine Politik des persönlichen Regiments befolgt, die insbesondere wegen des Anstoßes, den sie der protestantischen Bevölkerung gab, allgemeine Verstimmung hervorrief und das Verhältnis der Dynastie zum Lande in Mitleidenschaft zu ziehen drohte. Schließlich hatte das allgemeine Unbehagen sich auch dem Könige mitgeteilt, der den vieljährigen Berater seiner Krone zwar nicht entmissen, das von demselben befolgte System indessen in gewisse Schranken halten und den Klagen über unbillige Behandlung des protestantischen Elements und einseitige Begünstung des Klerikalismus ein Ende machen wollte. König Ludwig I. glaubte das durch eine teilweise Umgestaltung des von Abel geleiteten Ministeriums erreichen zu können. Zwei besonders unliebsame und dabei wenig fähige Mitglieder desselben, der greise Justizminister v. Schrenck und der Leiter der Auswärtigen Angelegenheiten v. Gräfe wurden entlassen und Männer herangezogen, deren Antecedenzien einen günstigen Eindruck auf die öffentliche Meinung verhießen. Der eine dieser Männer war Herr v. Schrenck, der Sohn des bisherigen Justizministers, der andre, wie wir wissen, Graf Bray. Ziemlich allgemein wurde angenommen, daß diese Veränderung die Vorläuferin eines Wechsels von größerer Tragweite sein werde und daß Herr v. Abel sich auf die Dauer nicht werde behaupten können: daß er den früheren Einfluß nur noch in beschränktem Maße übe, war bereits im

Sommer des Jahres 1846 notorisch und ließ auf eine günstigere Gestaltung der Zukunft hoffen.

Graf Bray, der sich der besonderen Gunst des Königs erfreute, scheint diese Hoffnung geteilt zu haben. „Es war," so schrieb er über die ersten Wochen seiner Ministerschaft, „eine Freude, mit dem Könige zu arbeiten: bei entschiedenem eignem Willen verschloß er sein Ohr niemals der Erkenntnis guter Begründung einer andern Ansicht. Es ist mir im Gedächtnis geblieben, wie er einmal nach längerer Diskussion einen von mir gestellten Antrag, welchem er heftig widersprochen hatte, schließlich genehmigte und mir dann in frohester Laune französisch zurief: ‚Mon cher ami, nous ferons de vieux ensemble'." Zu solch dauerndem Zusammenwirken mochte bei Schluß des Jahres 1846 besonders reichliche Aussicht bestehen; im Dezember hatte der König die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten Herrn v. Abel entzogen, Herrn v. Schrenck (dem Sohne) übertragen und dadurch den empfindlichsten der von dem ultramontanen Parteiführer gegebenen Anstöße beseitigt. Was die Glocke geschlagen, wußte niemand genauer als Abel selbst, der bereits damals in die Klage ausbrach: „Ich besitze das Vertrauen des Königs nicht mehr." Bray, dessen konziliante und maßvolle Art zu der gewaltthätigen und heftigen Natur des Ministerpräsidenten in ausgesprochenem Gegensatz stand und der trotz gutkatholischer Gesinnung religiösem Fanatismus unzugänglich war, hatte allen Grund von der eingetretenen Wendung Aussöhnung der entbrannten Gegensätze und allmähliche Beruhigung der öffentlichen Meinung zu erwarten.

Daß eine solche nicht eintrat, daß dem unpopulären Kollegen vielmehr Gelegenheit geboten wurde, sich am Ende seiner Laufbahn bei einem Teil des Publikums zu rehabilitieren und dem Volksgeist eine veränderte Richtung zu geben, sollte der wohlmeinende neue Minister des Auswärtigen nur allzubald erfahren. Hören wir, was er selbst darüber sagt:

„Im Sommer des Jahres 1846 war in München eine spanische Tänzerin erschienen, die sich Lola Montez nannte und den Wunsch hegte, auf der Bühne des königlichen Hoftheaters aufzutreten. Dieser Wunsch wurde dem Könige gemeldet, wahrscheinlich unter Anrühmen der Schönheit der Künstlerin. Dieser Umstand, sicher aber noch viel mehr das Interesse des Königs für alles Spanische, bestimmte ihn, die Dame zu sich zu bescheiden. Mein Schwager, der Graf Ludwig Lerchenfeld, war an diesem Tage als Flügeladjutant im Dienst, und von ihm erfuhren wir, daß Seine Majestät sich mit der Dame in spanischer Sprache ungewöhnlich lang und eingehend unterhalten hatte. Dieser ersten Unterredung folgten bald andre, und nach wenigen Wochen war stadtbekannt, daß König Ludwig ein häufiger Besucher der Sennora Montez geworden sei. Diese Intimität nahm leider immer zu. Es wurde für die Spanierin ein eignes, wenn auch kleines Haus erworben, und dorthin nötigte der König nun auch die Offiziere seines Dienstes ihn zu begleiten."

Zur Zeit des vorstehend erwähnten Vorganges stand Ludwig I. im einundsechzigsten, seine neue Freundin im siebenundzwanzigsten Lebensjahre. Von ihrer

Vergangenheit war damals wenig mehr bekannt, als daß dieselbe eine bewegte und nicht eben saubere gewesen sei. Man wußte, daß sie in einen Pariser Skandalprozeß verwickelt und bereits verheiratet gewesen sei: ob diese Ehe geschieden worden, konnte ebensowenig mit Sicherheit festgestellt werden, wie ihr Geburtsort und ihre Nationalität, — daß sie als illegitime Tochter eines englischen Offiziers und einer Kreolin in Schottland geboren worden, daß sie ihrem Gatten entlaufen sei und längere Zeit in Ostindien gelebt habe, scheint erst in der Folge genauer bekannt worden zu sein. Gerade das Dunkel, das das Vorleben der schönen und gescheiten, aber frechen und sittenlosen Tänzerin umgab, sollte dem Aufsehen Vorschub leisten, das ihr Verhältnis zum Bayernkönig bis über die Grenzen Deutschlands hinaus erregte. Zeiten politischer Stockung und Versumpfung, wie es die vierziger Jahre in Deutschland waren, sind immerdar für Klatsch und Skandal besonders empfänglich gewesen: wo die gesunde Nahrung fehlt, ersetzen pikante Gerichte die Stelle derselben. Was aber hätte pikanter sein können, als die Kunde von der am Isar spielenden Liebesgeschichte und von den poetischen Blüten, welche die Leidenschaft des alternden Königs für die exotische Tänzerin trieb? Die deutsche Presse der vormärzlichen Zeit lebte, weil sie von dem politischen Gebiete so gut wie ausgeschlossen war, zu drei Vierteilen von Kunst- und Litteraturklatsch, vornehmlich aber vom Theater und von dem, was um dieses herumhing. Für den Mangel diskutabler öffentlicher Interessen, hielt man sich an der Bühne schadlos — dem einzigen „öffentlichen Ort", den es für gewisse Kreise gab. Konnte die Kunde von dem, was auf den weltbedeutenden Brettern vorging, gar noch mit Meldungen aus der wirklichen Welt, zumal denjenigen der Höfe verquickt werden, so glaubten Zeitungsschreiber und Zeitungsleser in den Besitz der wichtigsten aller überhaupt möglichen Zeitereignisse getreten zu sein und die Höhe des publizistischen Treibens der Musterstädte Paris und London erklommen zu haben. — Danach wird man sich den Heißhunger vorstellen können, mit welchem Publikum und Publizisten die Sensationsnachrichten aus der vielbesprochenen Villa an der Barerstraße verschlangen und auf die Ergüsse Jagd machten, in denen der sangeslustige König seine neue Eroberung feierte. Einzelne dieser, durch indiskrete Hände der Druckerpresse ausgelieferten „holden" Geheimnisse, sind sozusagen historisch geworden. „In der Spanierin fand Liebe im Leben ich nur" — „Wonnemeer die Seelen trinken, tönt zur Zither dein Gesang". — Diese und ähnliche Verse wurden (mit und ohne Nennung des Namens ihres Urhebers) so allgemein bekannt, daß man ihnen noch viele Jahre später in skandallustigen Zeitblättern begegnen konnte.

Bereits zu Ende des Jahres 1846 war das unliebsame Aufsehen, welches die leidige Angelegenheit erregte, ein so allgemeines geworden, daß dem Könige Warnungsschreiben bewährter alter Freunde zugingen und daß im Lager der ultramontanen Partei die Frage erörtert wurde, ob es mit der Ehre der katholischen Sache vereinbar sei, wenn als Vertreter derselben bekannte Räte der Krone dem an höchster Stelle gegebenen Aergernis schweigend zusähen. Noch bevor die über diesen Punkt bestehenden Meinungsverschiedenheiten ausgeglichen worden

waren, hatten gute Freunde die Favoritin so genau über die Stimmung der Parteifreunde des leitenden Ministers unterrichtet, daß Sennora Montez sich mit der ihr eigentümlichen Keckheit als Gegnerin Abels und seines Systems aufspielte und das Ende desselben vorhersagte. Einstweilen blieb der feindliche Gegensatz zwischen der königlichen Freundin und dem bisherigen Vertrauensmann Seiner Majestät noch latent, — die Ansprüche der siegesgewissen Dame wuchsen indessen so rasch in den Himmel, daß ein öffentlicher Zusammenstoß der beiden über Bayern waltenden Großmächte früher eintrat, als die Beteiligten selbst erwartet haben mochten. „Die Prätensionen der Begünstigten," so schreibt Bray, „stiegen fortwährend, und ebenso die ihnen willfahrende Schwäche des Königs. Heimatlos, wie sie war, verlangte sie in den bayrischen Staatsverband aufgenommen zu werden, um dann später Adel und Titel zu erlangen. Im Februar 1847 erging an den Minister des Aeußeren durch königliches Handbillet der Befehl, ‚für die Sennora Lola Montez ein Indigenatsdekret ausfertigen zu lassen', wie solches in Bayern nur ausnahmsweise und in Anerkennung hervorragender, dem Lande geleisteter Dienste erteilt wird. Vor allem mußte die Staatsangehörigkeit der zu Begnadigenden nachgewiesen werden. Bei der Lola Montez war aber zweifelhaft, ob sie ledig oder verheiratet, Spanierin oder Engländerin sei. Sie besaß keinen andern Ausweis als eine ihr auf der Durchreise durch das Fürstentum Reuß j. L. ausgestellte Fahrkarte. Unter diesen Umständen war die Ausfertigung der Indigenatsurkunde nicht nur vollständig unangemessen, sondern auch ungesetzlich. Ich berief infolgedessen eine Staatsratssitzung, in welcher beides einstimmig anerkannt wurde.[1]) Das Sitzungsprotokoll wurde Seiner Majestät unterbreitet, folgte aber unter Erneuerung des früheren Befehls mit nachstehendem Signat zurück: ‚Unverweilt die soeben von mir genommene Entschließung, die ich auf das hier beigefügte Staatsratprotokoll gesetzt habe, auszuführen, und das ohne Einrede. München, den 10. Februar 1847. Ludwig.' An mich erging zu gleicher Zeit das nachstehende Königliche Handschreiben: „‚An den Minister des Hauses und des Aeußeren. Unverweilt die soeben von mir genommene Entschließung, die ich unter das hier beigefügte Staatsratsprotokoll gesetzt, auszuführen, und das ohne Einrede.'"

Diesem „Handbillet" folgte noch an dem nämlichen Tage ein zweiter, gleichfalls auf ein 10 Centimeter langes und 17,2 Centimeter breites Blatt geschriebener Erlaß:

„An den Minister Graf v. Bray.

In Bayern besteht das monarchische Prinzip. Der König befiehlt, und die Minister gehorchen. Glaubt einer, es sei gegen sein Gewissen, so giebt er das Portefeuille zurück und hört auf Minister zu sein. Der König läßt sich nicht von Ministern vorschreiben, was er thun und lassen soll. Was ich bereits älteren Ministern hiermit gesagt, erkläre ich auch jungen. Ludwig."

---

[1]) Aus dem nachstehenden berichtigt sich die unrichtige Darstellung im fünften Bande von H. v. Treitschkes deutscher Geschichte, Seite 653.

Bray war über das, was er zu thun hatte, keinen Augenblick im Zweifel. Noch an dem nämlichen Tage übergab er seinem Monarchen einen „allerunterthänigsten Antrag, betreffend das Indigenatsgesuch der Sennora Lola Montez“, der wie folgt lautete:

„In alsbaldiger pflichtschuldiger Vollziehung des Allerhöchsten Befehls vom heutigen Tage, bringt der treu unterthänigst Unterzeichnete das Indigenatsdekret für die Sennora Lola Montez im Konzept und in eventueller Reinschrift hiermit ehrerbietigst zur Vorlage.

Dem monarchischen Prinzip ist der treu gehorsamst Unterzeichnete aus innigster Ueberzeugung von ganzer Seele und mit ganzem Herzen ergeben. Diesem Prinzip hat er in der geheiligten Person seines geliebtesten Königs Treue geschworen, welche er bis zum letzten Lebenshauche zu wahren und zu bethätigen wissen wird. Eben deswegen ist er bereit, diesem Prinzip jedes Opfer zu bringen.

Der treugehorsamst Unterzeichnete hat gestern in versammeltem Staatsrate seine rechtliche Ueberzeugung nach Pflicht und Gewissen ausgesprochen. Fern sei von ihm der Gedanke, Euer Königlichen Majestät allerweisestem Ermessen in irgend einer Weise Maß geben zu wollen. Wohl kann die von ihm geäußerte Ansicht eine irrige sein, aber sie ist das Ergebnis nach reiflicher Ueberlegung gewonnener innerer und lebendiger Ueberzeugung.

Die heute an den ehrfurchtsvoll Unterzeichneten gelangten Allerhöchsten Entschließungen bezeichnen ihm deutlich das Opfer, welches in diesem Augenblicke Treue, Pflicht und Gewissen von ihm erheischen, und er darf es zu bringen um so weniger zaudern, als es ihm nicht möglich wäre, durch seine Unterschrift gegen die in feierlicher Versammlung ausgesprochene Ueberzeugung zu verstoßen — ohne zugleich des Allerhöchsten Vertrauens Eurer Königlichen Majestät unwürdig und verlustig zu werden.

Indem er somit das ihm huldvollst anvertraute Portefeuille in die geliebte und geheiligte Hand seines Allergnädigsten Königs zurücklegt, ist er in tiefster Temut und Unterwürfigkeit der Allerhöchsten Entschließung gewärtig.

Im lebendigsten Gefühl der empfangenen, unzähligen Königlichen Wohlthaten, wagt es der treugehorsamste Unterzeichnete in dieser schweren Stunde Euer Königlichen Majestät die Huldigung seiner unbegrenzten und enthusiastischen Anhänglichkeit, Ehrerbietung und Dankbarkeit darzubringen und Allerhöchst dieselben ehrfurchtsvoll zu bitten, ihm das Kostbarste aller früher verliehenen Güter, die Allerhöchste Huld und Gnade, auch jetzt nicht ganz zu entziehen.“

Die nachgesuchte Entlassung wurde dem Bittsteller ohne Zögern zunächst und zwar in Form eines viermonatlichen Urlaubs erteilt, den derselbe zu einer sofort unternommenen Reise nach Italien benutzte.

Noch bevor Graf Bray die bayrische Hauptstadt verlassen hatte, reichten aber auch die übrigen Minister (Abel, Schrenck, der Kriegsminister Gumppenberg und der Finanzminister Seinsheim) ein kollektives Abschiedsgesuch ein, das nach Form und Inhalt von dem Brayschen durchaus verschieden war und auch da Mißfallen erregte, wo man in der Sache selbst den Ministern durchaus recht

gab. In der Absicht, seinen längst unvermeidlich gewordenen Rücktritt so dramatisch wie immer möglich auszugestalten, und Freunden wie Gegnern als tugendhafter, patriotischer und weitsehender Staatsmann zu erscheinen, hatte Abel ein Memorandum an den König verfaßt, das dem Monarchen am 11. Februar 1847 überreicht wurde.

Die (unter andern auch von Treitschke geteilte) Meinung, daß die Minister „an der Sache gar nicht beteiligt gewesen seien“ und sich unbefugterweise in dieselbe gemischt hätten, ist unrichtig. Wie wir gesehen haben, war die Indigenatsangelegenheit von dem zunächst mit derselben befaßten Minister des Auswärtigen in aller Form vor den Staatsrat gebracht, von diesem beraten und zum Gegenstand eines Beschlusses gemacht worden, den der König zwar abgewiesen, nicht aber als formell unzulässig bezeichnet hatte. Danach thaten Herr v. Abel und dessen drei Kollegen nur ihre Pflicht, indem sie einer Maßregel widersprachen, die ihrer Ansicht nach den Interessen des Staats und der Krone zuwiderlief, und indem sie sich dem Abschiedsgesuch anschlossen, welches ihr zunächst mit der Indigenatsangelegenheit befaßter Kollege bereits tags zuvor eingereicht hatte. Daß dieses Gesuch angenommen war, bildete einen Grund mehr dafür, daß die Räte der Krone mit ihrer unter den gegebenen Umständen unvermeidlich gewordenen Entschließung nicht zurückhielten. Daß die Form, in welcher dies geschah, eine unangemessene, unehrerbietige und turbulente war, erhellt aus dem Wortlaut dieser Eingabe, vor welcher Bray — ob er gleich nicht mehr als Minister fungierte — entschieden gewarnt und nachdrücklich abgeraten hatte.

Der Text dieses vielbesprochenen und alsbald (angeblich gegen den Willen des Verfassers) an die Oeffentlichkeit gelangten Aktenstücks war der folgende:[1])

München, den 11. Februar 1847.

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

„Es giebt Augenblicke im öffentlichen Leben, in welchen den Männern, die das unschätzbare Vertrauen ihres Monarchen zur obersten Leitung der Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen berufen hat, nur noch die betrübende Wahl offen steht, entweder der Erfüllung der heiligsten durch den geleisteten Eid, durch Treue, Anhänglichkeit und heiße Dankbarkeit besiegelten Pflichten zu entsagen, oder in gewissenhafter Erfüllung dieser Pflichten die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres geliebten Monarchen nicht zu beachten.

In diese Lage sehen die treugehorsamst Unterzeichneten durch den Allerhöchsten Beschluß, der Sennora Lola Montez das bayrische Indigenat durch Königliches Dekret zu verleihen, sich versetzt, und sie alle sind eines Verrates an

---

[1]) Der Wiederabdruck des — so gut wie vergessenen — Memorandums vom 11. Februar erschien zweckmäßig, weil dasselbe in keiner der neuen Darstellungen der Vorgänge wiedergegeben ist. Beiläufig darf bemerkt werden, daß sowohl der Bericht Treitschkes, als derjenige Heigels (König Ludwig I.) und die ihrerzeit häufig citierte Abhandlung der „Gegenwart“ (1848) Brays Anteil an der Sache und die von ihm veranlaßte Staatsratssitzung unerwähnt lassen.

den Eurer Königlichen Majestät gelobten heiligsten Pflichten unfähig — ihr Entschluß konnte daher nicht schwanken.

Diese Indigenatsverleihung ward in der Staatsratssitzung vom 8. d. M. von dem K. Staatsrate v. Maurer

als die größte Kalamität, die über Bayern kommen könne,

offen und laut bezeichnet; diese Ueberzeugung ward von dem ganzen Staatsrate geteilt, sie ist der Ausdruck der Gesinnungen aller treuen Unterthanen Eurer Königlichen Majestät, und es hat nicht erst einer Staatsratssitzung bedurft, um eben diese Ueberzeugung in den treugehorsamst Unterzeichneten unerschüttert zu begründen.

Seit dem Monat Oktober des vorigen Jahres sind die Augen des ganzen Landes auf München gerichtet, und es haben sich in allen Teilen Bayerns über das, was hier vorgeht, und was beinahe den ausschließlichen Gegenstand der Gespräche im Innern der Familien, wie an allen öffentlichen Orten bildet, Urteile festgestellt, und es ist aus diesen Urteilen eine Stimmung erwachsen, die zu den bedenklichsten gehört.

Die Ehrfurcht vor dem Monarchen wird mehr und mehr in dem Innern der Gemüter ausgetilgt, weil nur noch Aeußerungen des bittersten Tadels und der lautesten Mißbilligung vernommen werden. Dabei ist das Nationalgefühl auf das tiefste verletzt, weil Bayern sich von einer Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist, regieret glaubt, und so manchen Thatsachen gegenüber nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag.

Männer, wie der Bischof von Augsburg, dessen Treue und Anhänglichkeit an Eure Königliche Majestät über jeden Zweifel erhaben sind, vergießen über das, was vorgeht, und über die täglich mehr sich entwickelnden Folgen bittere Thränen; die treugehorsamst mitunterzeichneten Minister des Innern und der Finanzen sind selbst Augen- und Ohrenzeugen der heißen Thränen und der bitteren Klagen des genannten Bischofes gewesen.

Der Fürstbischof von Breslau hatte kaum von einem hier verbreiteten Gerüchte, er habe ein das befragliche Verhältnis entschuldigendes Gutachten abgegeben, Kenntnis erlangt, als er augenblicklich einen Brief hierher erließ, mit der Aufforderung, diese Sage, wo immer davon gesprochen werde, auf das bestimmteste als unwahr zu erklären, und seine entschiedene Mißbilligung der Vorgänge auszusprechen.

Sein Schreiben ist hier kein Geheimnis mehr, wird bald im ganzen Lande bekannt sein — und welches ist die Wirkung?

Die ausländischen Blätter bringen täglich die schmählichsten Anekdoten und die herabwürdigendsten Angriffe gegen Eure Königliche Majestät. Das anliegende Stück Nr. 5 der „Ulmer Chronik" enthält eine Probe. Alle polizeiliche Aufsicht vermag die Einbringung dieser Blätter nicht zu verhüten: sie werden verbreitet und mit Gierde verschlungen. Der Eindruck, der in den Gemütern zurückbleibt, kann nicht zweifelhaft sein, — er erneut sich täglich, und wird bald nie und durch nichts mehr verlöscht werden können.

Eine gleiche Stimmung besteht von Berchtesgaden und Passau bis Aschaffenburg und Zweibrücken, ja sie ist über ganz Europa verbreitet, sie ist ganz die gleiche in der Hütte des Armen, wie in dem Palaste des Reichen.

Es ist nicht bloß der Ruhm und das Glück der Regierung Eurer Königlichen Majestät, — es ist die Sache des Königtums, die auf dem Spiele steht; daher das Frohlocken derer, die auf den Umsturz der Throne hinarbeiten, und die sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, das Königtum in der öffentlichen Meinung zu verderben; daher aber auch der tiefe Schmerz und die Verzweiflung aller derer, welche Eurer Königlichen Majestät mit treuer Liebe anhängen, und die über die Gefahren, denen das Königtum vielleicht zu keiner Zeit in größerem Maße ausgesetzt gewesen ist, die Augen nicht verschließen.

Dabei liegt es außer dem Bereiche menschlicher Kräfte, auf die Länge zu verhüten und zu verhindern, daß die Rückwirkung dessen, was vorgeht, nicht mehr und mehr auch auf die bewaffnete Macht übergehe; und wo soll noch eine Hilfe gefunden werden, wenn auch dieses ungeheure Uebel einträte, wenn auch dieses Bollwerk wankte?

Was die treugehorsamst Unterzeichneten hier mit gebrochenem Herzen Eurer Königlichen Majestät in tiefster Ehrfurcht vorzutragen wagen, beruht nicht auf Gespensterseherei; es ist das traurige Ergebnis der Beobachtungen, welche sie — jeder in seinem Wirkungskreise — tagtäglich seit Monaten machen müssen.

Was unter solchen Verhältnissen von dem nächsten Landtage zu erwarten sei, liegt wohl offen am Tage: unberechenbar sind die letzten Folgen seiner Verhandlungen, wenn sie unter solchen Eindrücken gepflogen werden.

Jeder der treugehorsamst Unterzeichneten ist bereit, in jedem Augenblicke für Eure Königliche Majestät Gut und Blut freudig hinzuopfern; sie glauben von ihrer treuen Anhänglichkeit genugsame Proben gegeben zu haben.

Aber eben deshalb ist es ihnen eine doppelt heilige Pflicht, Eurer Königlichen Majestät die Gefahren offen darzulegen, welche mit jedem Tage wachsen, und Allerhöchst dieselben zu beschwören, ihre flehentliche Bitte um die Gewährung der einzigen hier möglichen Hilfe zu erhören und dem unseligen Gedanken zu entsagen, als sei es Leidenschaft oder Widerstand gegen den Allerhöchsten Willen Eurer Königlichen Majestät, welcher allerorten sich kundgiebt, während dieser Widerstand nur gegen Verhältnisse gerichtet ist, durch welche jeder treue Bayer untergraben sieht, was ihm vor allem am Herzen liegt: den Ruhm und die Macht und das Glück, die ganze Zukunft seines geliebten Königs.

Die treugehorsamst Unterzeichneten haben die Folgen des Schrittes, zu welchem die treueste und innigste Anhänglichkeit an Eure Königliche Majestät und die Erkenntnis der unberechenbaren Wichtigkeit des Augenblicks allein sie vermocht hat, nach allen Richtungen wohl erwogen; sie wissen und sind davon durchdrungen, daß, wenn Eure Königliche Majestät ihr heißes Flehen nicht zu erhören geruhen, ihre Wirksamkeit auf der Stelle, zu welcher sie die Gnade und das Vertrauen ihres geliebten Königs und Herrn berufen hat, beendet und dann nur noch eine Pflicht auf dieser Stelle zu erfüllen ihnen übrig ist, die

Pflicht, Eure Königliche Majestät um die Enthebung von der Führung der ihnen anvertrauten Ministerien, wenn auch mit tiefem Schmerzgefühle, ehrfurchtsvollst zu bitten.

In allertiefster Ehrfurcht und mit unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit ꝛc.“

(folgen die Unterschriften).

Daß der Ueberreichung dieses Memorandums — von dem Treitschke gesagt hat, daß es in der Geschichte deutscher Monarchien ohne Beispiel dastehe — die Entlassung der vier Unterzeichner desselben unmittelbar (16. Februar) folgte, daß der König dem Staatsrat v. Maurer, einem Protestanten, die Regierung übertrug, ist bekannt. Der Umstand, daß der neue Minister die von seinen Vorgängern abgelehnte Indigenatsurkunde unterzeichnete, war ausreichend, den sonst wohlbeleumundeten Mann und das von ihm verfolgte liberalere Regime in der öffentlichen Meinung zu diskreditieren und Herrn v. Abel eine Art von Popularität zu erobern, auf welche er sonst nicht die entfernteste Aussicht besessen hatte. Die Strenge, mit welcher der König gegen eine Anzahl akademischer Lehrer vorging, welche zu Gunsten Abels demonstrierten, trug sodann das ihrige dazu bei, die Minister in der öffentlichen Achtung herabzusetzen und dem Monarchen den letzten Teil der Popularität zu entziehen, der er sich bis dahin erfreut hatte. Was noch fehlte, um die Lage zu einer unerträglichen zu machen, wurde durch die Keckheit fertig gebracht, mit welcher die zur „Gräfin Landsfeld“ ernannte Königliche Favoritin sich ihres Anteils an der „Beseitigung des Jesuitenregiments“ rühmte und bei sich darbietender Gelegenheit den Unwillen der hauptstädtischen Bevölkerung herausforderte.

Bray hatte München bereits am 17. Februar verlassen und sich direkt nach Neapel begeben. Hierher folgten ihm außer zahlreichen Beweisen der Achtung, welche er durch sein zugleich mannhaftes und loyales Verhalten erworben hatte, ausführliche Berichte über die folgenden Ereignisse. Von einzelnen dieser Zuschriften darf Akt besonders genommen werden, weil sie für Menschen und Verhältnisse charakteristisch waren und zugleich bewiesen, daß dem Könige trotz seines zuversichtlichen, gethanen Ausspruchs: „All' meine Minister habe ich weggejagt, — das Jesuitenregiment hat aufgehört in Bayern“, nichts weniger als behaglich zu Mute war. In dem Schreiben eines höheren Hofbeamten vom 27. Februar heißt es unter anderm wie folgt:

„Das erste Portefeuille, über welches zu verfügen war, nämlich dasjenige des Innern, wurde dem Regierungspräsidenten Fischer in Augsburg angeboten, von diesem aber abgelehnt. Die Ablehnung wurde mit dem Mangel der gehörigen Rednergabe und mit Unkenntnis der französischen Sprache entschuldigt und soll, da die Vorstellung mit gebührender Devotion abgefaßt war, Allerhöchsten Ortes anfänglich nicht ungünstig aufgenommen worden sein. Der Antrag ging sodann an den Regierungspräsidenten Zenetti in Landshut, welcher auch wirklich zum Staatsrat im ordentlichen Dienst und Ministerialverweser ernannt wurde.

„Zenetti wird bereits am 1. März das Ministerium des Innern übernehmen, man bezweifelt indes, ob er sich als Nachfolger einer Kapacität wie Abel bei seinem vorgerückten Alter lange wird behaupten können. Herrn v. Abel war die Präsidentenstelle der Regierung in Landshut angeboten, welche er auch acceptiert hätte — allein es trat ein sehr bedauernswerter Zwischenfall ein, der die Wiederverwendung v. Abels wenigstens vorderhand zurückgedrängt hat. Es hat nämlich zum großen Bedauern vieler, die es redlich meinen, das bekannte Memorandum vom 11. d. M. einen Weg in das Publikum gefunden. Eine große Anzahl von Abschriften, natürlich eine von der andern genommen, verbreitet sich über Stadt und Land und gelangte selbst zum Abdruck in einer ausländischen Zeitschrift.

„War die Abfassung jener Schrift vielleicht an sich schon nicht genugsam erwogen, so war mit der Veröffentlichung jedenfalls das Königtum und die Person des Monarchen gröblich bloßgestellt. Es hat diese Veröffentlichung auch die doppelte Wirkung, einerseits die gerechte Entrüstung des Königs, anderseits einen merklichen Umschwung in der öffentlichen Meinung, die nun doch finden will, daß bei der Art und Weise, wie jener Schritt gethan wurde, der Würde des Thrones und der Stellung der Minister nicht die gehörige Rechnung getragen worden sei.

„Wegen der Publikation ist auf Allerhöchsten Befehl eine strenge Untersuchung angeordnet worden .....

„Da die Abschriften am meisten in München und Augsburg zirkulierten, so bringt man hiemit in Zusammenhang, daß vor wenigen Tagen die Regierungspräsidenten v. Hörmann und Fischer plötzlich ihrer Präsidentenstellungen bis auf weiteres enthoben (suspendiert) worden sind. Ersterer ist inzwischen ohne Sang und Klang, ohne die mindeste Anerkennung seiner langjährigen Dienste quiesciert worden, — dagegen glaubt man, daß v. Fischer dennoch seinen Posten behaupten werde."

Im weiteren Verlauf wird unter Hervorhebung der allseitigen Anerkennung für Brays korrektes Verhalten der Hoffnung auf seinen Wiedereintritt in die Regierung Raum gegeben; zum Schluß des Schreibens heißt es sodann:

„Mir ist es unmöglich, den Gedanken aufzugeben, daß der Stein des Anstoßes denn doch gehoben und vielleicht früher gehoben werde, als man glauben möchte. Ich müßte mich an der Persönlichkeit unsers allergnädigsten Herrn völlig irren, wenn ich annehmen wollte, daß das, was geschehen, ohne allen Eindruck geblieben sei. Mir ziemt es zwar nicht, Vermutungen auszusprechen, ich glaube aber steif und fest, daß die Bande dennoch gelockert sind und daß, wenn auch die allernächste Zukunft noch keine Lösung bringen sollte, der Zögerung doch nur die Idee zu Grunde liege, den Schein eines aufgedrungenen Entschlusses zu vermeiden."

In einem vier Wochen später (25. März) verfaßten Schreiben muß derselbe Korrespondent eingestehen, daß seine Annahme, „der Stein des Anstoßes

werde denn doch gehoben werden", ungerechtfertigt geblieben sei und daß der Gang der Ereignisse das Gewicht dieses Steines eher vermehrt als vermindert habe.

Von besonders ungünstigem Einfluß war dabei der obenerwähnte Universitäts- und Studentenkrawall gewesen. Ueber die Einzelheiten desselben liegt der vom 8. März datierte ausführliche Brief eines hohen Beamten vor, der ausgiebig genug ist, um seinem Hauptinhalt nach wiedergegeben zu werden.

„Eine neue Gestaltung gewann die Sache Montag den 1. März. Der Professor Lassaulx von der Universität hatte im Senat den Vorschlag gemacht, dem abgetretenen Minister v. Abel in corpore eine Aufwartung zu machen. Der Vorschlag wurde teils unterstützt, teils bekämpft und kam auch nicht zur Ausführung. Lassaulx wurde aber deshalb in den Ruhestand versetzt. Als die Studenten solches Montag früh erfuhren, zogen sie in die Ludwigstraße vor die Wohnungen der Professoren Höfler und Lassaulx, brachten ihnen ein Hoch und wollten vor das Haus des Professors Philipps zu gleichem Zwecke ziehen, wurden unterwegs aber von einigen Professoren und dem Universitätskommissar Braumühl angehalten und zur Ruhe ermahnt, wobei Braumühl durch seine Barschheit sie noch mehr aufregte und zu einem Pereat für sich umstimmte (er wurde gestern der Stelle entsetzt). Die Studenten trennten sich, versammelten sich aber um zwei Uhr wieder, zogen vor die Behausung der Lola und brachten dieser ein Pereat. Das Heldenmädchen (sic!) zeigte ihnen vom Fenster herab seine holde Zunge, leerte ein Glas Champagner und warf es hinab, drohte mit einem Dolche und dann mit einer Pistole, ohrfeigte auch am Fenster den Leutnant Nußbaumer, der sie vom Fenster zurückzuziehen suchte. Dieses schon vorher ruchbar gewordene Schauspiel zog eine Menge Zuschauer herbei, und während Infanterie die Theresienstraße besetzte und Kavallerie später hinkam, um die Straße zu säubern, sammelten sich nach und nach Tausende von Menschen, die bis nachts neun Uhr durch infernales Geschrei und Gepfeife die Ruhe störten und auch in andern Teilen der Stadt umherzogen, Laternen und Fenster einschlugen. Seine Majestät hatte sich zu Fuß in die Straße begeben und wurde beim Hin- und Herwege leider nicht mit der gebührenden Ehrfurcht behandelt. Die ganze Garnison war schließlich auf den Beinen, und die Nacht verlief ruhig. Dienstag währten die militärischen Maßregeln fort, die Landwehr wurde aufgeboten, lehnte indessen jeden Dienst in der Theresien- und Barerstraße ab und erschien auch auf dem alten Max Joseph-Platz nur in geringer Zahl. Die Ruhe wurde jedoch an diesem Tage nur durch einen Trupp gestört, der abends, als Seine Majestät aus der Theresienstraße heimkehrte, Allerhöchstdenselben schreiend und pfeifend begleitete und dann im Postgebäude Fenster einschlug. Der vorgestrige und gestrige Tag waren aber wieder so ruhig, daß die Einberufung Beurlaubter wieder abgestellt und die Heldin des Tages gestern abend wieder im Theater erscheinen konnte."

Auf den weiteren Gang der unseligen Angelegenheit, den Rücktritt des

Ministeriums v. Maurer (30. November 1847), das mit der Berufung des Fürsten Wallenstädt und des verhaßten Staatsrats Berks angestellte Regierungsexperiment, die stürmischen Märztage des Jahres 1848 und den Rücktritt König Ludwigs einzugehen, ist hier keine Veranlassung, weil Graf Bray an diesen Vorgängen keinen Anteil hatte. Allen an ihn ergangenen Anträgen zum Trotz lehnte er jeden Wiedereintritt in eine Regierung ab, deren Geschick der erfahrene und nüchterne Beobachter mit Sicherheit voraussah.

Von den Beratern des wohlmeinenden, in eine unglückliche Leidenschaft verstrickten Königs, welche Zeugen der Vorgänge des Jahres 1847 gewesen waren, hatte allein er das Vertrauen und die gute Meinung seines Monarchen in das Privatleben mitgenommen. Daß es bei einem solchen nicht blieb, verstand sich unter den gegebenen Verhältnissen von selbst; weder lag für den König ein Grund zu dauernder Verstimmung gegen einen Mann vor, dessen strenge Loyalität sich niemals auch nur einen Augenblick verleugnet hatte, noch war Ludwig I. der Mann, sich der Dienste eines Mannes dauernd zu berauben, dessen Brauchbarkeit außer Frage stand. Die höchste Ehre aber machte es dem warmen Herzen und der fürstlichen Denkungsart dieses trotz mancher Wunderlichkeiten seines Wesens hochsinnigen Monarchen, daß sein Friedensschluß mit dem Minister, den er in der Stunde des Unmuts entlassen hatte, sich in der denkbar liebenswürdigsten Form vollzog. Zu seiner freudigen Ueberraschung erhielt Bray bereits wenige Wochen nach seinem Eintreffen in Neapel ein königliches Handschreiben, dessen etwas krauser Stil die gemütliche Erregung widerspiegelte, in welcher dasselbe abgefaßt war. Dieses (undatierte) Reskript, das dem Empfänger als „Denkmal der Herzensgüte" seines Landesherrn von noch höherem Wert sein mußte denn als Beweis des unveränderten königlichen Vertrauens, lautete wie folgt:

„Mein werter Minister Graf Bray, meine Hochschätzung und meine Geneigtheit haben Sie mitgenommen, und da Ihrer Ansicht gemäß besagte Unterzeichnung wider Ihr Gewissen war, habe ich die Unterlassung keineswegs übel genommen. Wie anders der vier Minister, welche sie nichts anging, Benehmen, eine solche Eingabe, wie die bewußte, zu unterschreiben, sie, die mit der Unterzeichnung nichts zu thun hatten, mir aufzusagen, wenn ich mich ihrem Willen nicht fügte. Mich freut recht, daß Ihr Name nicht unter dieser Eingabe steht, die, ich glaube nicht aus böser Absicht zuerst mitgeteilt wurde, aber so einer Partei, die sich für ihr entgegengesetzt ausgiebt, hochverräterisch in Muße vorbereitet wurde, so daß die jakobinischen nichts Gleiches gemacht habe. Meine, in gedachter Eingabe, arg verleumdeten Truppen hielten sich treu, ehrenwert. Fern des hiesigen Gewimmels, unter Parthenopes friedlichem Himmel, nach ruhiger Ueberlegung entsprechen Sie vielleicht meinem beim Abschiede geäußerten lebhaftem Wunsche, die Ministerstelle nicht niederzulegen. Sollten Sie aber dennoch bei dem verbleiben, was in jenem mir am Tage Ihrer Abreise zugekommenen Schreiben steht, so habe ich vor, Ihnen wieder die St. Petersburger Stelle zu verleihen, die Sie in demselben wünschten. Mit dem 1. April

wird Staatsrat Abel Gesandter in Brüssel und Haag. Nehmen Sie alles in reifliche Ueberlegung, der Sie sich wie ein wahrhaftiger Königsanhänger gegen mich geäußert.

Ihr Ihnen wohlgewogener

Ludwig.

Miae memoriae all' amabilissima comtessa Ipolyta."

Im Sommer 1847, kaum sechzehn Monate nach seiner Abberufung, traf Bray wieder in St. Petersburg ein, das er so gut wie unverändert vorfand. Hier war er Zeuge des Eindrucks, den die Ereignisse des Jahres 1848 auf den russischen Monarchen machten, der ohne Ahnung dessen, was sich im Westen vorbereitet hatte, sich eben damals mit Plänen zu einer Besserung der bäuerlichen Verhältnisse trug, zu welcher der einzige im Geruch liberaler Neigungen stehende russische Staatsmann, der Domänenminister Graf Kisselew, die Anregung gegeben hatte. Daß Nikolaus I. zunächst eine gewisse Befriedigung darüber nicht unterdrücken konnte, daß der ihm persönlich unliebsame „Bürgerkönig" Ludwig Philipp von der Nemesis für seine „Felonie" vom Jahr 1848 getroffen worden, ist ebenso bekannt, wie daß die Kunde von der Ausrufung der französischen Republik und von den März-Vorgängen in Wien und Berlin zu einem Aufbrausen der kaiserlichen Entrüstung führte, das „die Heiden des Westens" [1]) eine Weile mit einem Kreuzzuge gegen die Revolution bedrohte. Als Graf Bray wenig später (zu Anfang des April 1848) plötzlich nach München berufen wurde, um dem am 20. März auf den bayrischen Thron berufenen Könige Maximilian II. in der Stunde schwerer Gefahr und scheinbarer Auflösung aller überkommenen Verhältnisse an die Seite zu treten, waren die russischen Kriegspläne ebenso aufgegeben, wie die Entwürfe zur agrarischen Reform, und allenthalben herrschte in Europa der Eindruck vor, daß unter den Staaten des Kontinents allein der russische von dem über die Kulturwelt gekommenen Fieber unberührt geblieben sei.

Daß ein Mann von der konservativen Denkungsart Brays dem an ihn ergangenen Rufe nicht anders wie schweren Herzens folgte, bedarf keiner Erklärung. Er hatte die Empfindung, den sicheren Hafen zu verlassen und in ein sturmbewegtes Meer hinauszuschiffen und das auf einem gebrechlichen Fahrzeuge, das wenigstens zunächst des Kompasses entbehrte. Bayern hatte nicht umhin gekonnt, sich der Bewegung anzuschließen, die über das gesamte Deutschland hereingebrochen war. Die Abdankung König Ludwigs (8. März), der Erlaß eines Gesetzes über die Erwählung bayrischer Landesvertreter in das erste deutsche Parlament, die Gewährung ausgedehnter Preßfreiheit, die Einführung von Schwurgerichten und ein Entwurf zur Aufhebung der Feudallasten waren einander mit Sturmeseile gefolgt, und in den Rat der Krone gleichzeitig Männer von ausgesprochener liberaler und volkstümlicher Gesinnung berufen worden, die der früheren Regierung durchaus fern gestanden hatten: v. Thon-Dittmar für das

---

[1]) Die Bezeichnung „Heiden" ist neuerdings als Uebersetzungsfehler bezeichnet worden. Es sollte heißen „Völker des Westens".

Innere, Heinz für die Justiz, Weishaupt für die Militärverwaltung, v. Beisler für den Kultus, Gustav v. Lerchenfeld für die Finanzen. — Zwölf kurze Monate hatten die Physiognomie deutschen, bayrischen und münchnerischen Lebens so unkenntlich verändert, daß der bisherige Gesandte in St. Petersburg in eine neue Welt versetzt zu sein glaubte, als er in München eintraf und an dem nämlichen Tage (29. April) die Ernennung zum Mitgliede des Königlichen Staatsrats und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten aus der Hand seines dreißigjährigen, erst einige Wochen zuvor auf den Thron gelangten Landesherrn entgegennahm. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Friedrichsruher Archiv.

Von

Horst Kohl.[1]

1. Zehn Briefe des Ministers v. d. Heydt an Bismarck.

Vertraulich.

Euer Excellenz hatten die Gewogenheit, bei unsrer Unterredung am vorigen Sonntage die Frage an mich zu richten, ob ich einverstanden sei, daß ich für den Fall einer nächstens eintretenden Vakanz in der Stelle des diesseitigen Bundestagsgesandten bei Sr. Majestät dem Könige von Ihnen als Nachfolger für dieselbe vorgeschlagen werde. Euer Excellenz wollten hierüber, da die Frage mich überraschte, einer gelegentlichen Aeußerung entgegensehen.

Gestatten mir Euer Excellenz zunächst für das wohlwollende Vertrauen, welches Sie mir bei diesem Anlaß von neuem zu erkennen gaben, meinen aufrichtigen Dank zu bezeugen.

Zur Sache habe ich — abgesehen davon, daß bisher jeder Gedanke mir fern lag, die wohlthuende Ruhe wieder aufzugeben,[2] die ich nach angestrengter Thätigkeit von früher Jugend an mit dankbarem Herzen genieße — der ernsten Bedenken mich nicht entschlagen können, die der Mangel derjenigen Vorbildung, welche jener Posten erfordert, in mir hervorrufen muß. Dabei würde ich in einem Alter von 62 Jahren bei aller Rüstigkeit voraussichtlich doch größere Schwierigkeiten finden als in jüngeren Jahren, mich in ganz neue Verhältnisse zurechtzufinden und mich darin nützlich zu machen. Bei aller Liebe zur Thätigkeit darf

[1] Briefe Bismarcks an v. d. Heydt siehe Bismarck-Jahrbuch IV, 185—190, Bismarck-Briefe, 8. Auflage, S. 438 f.

[2] Minister v. d. Heydt war am 23. September 1862 aus dem Ministerium ausgeschieden.

ich mir's daher nicht zutrauen, den Anforderungen, welche an eine so wichtige Stellung geknüpft werden müssen, irgendwie zu genügen. Ich kann also auch als Bewerber nicht auftreten.

Möchten Euer Excellenz aber dennoch der Meinung sein, mich auf dem gedachten Posten nützlich verwenden zu können, und möchten demnächst auch Seine Majestät, ungeachtet meiner in der That sehr ernsten Bedenken, mich in die Stelle des Bundestagsgesandten berufen wollen, dann würde ich schließlich doch Skrupel hegen, eine mir ungesucht dargebotene Gelegenheit zu neuer Berufsthätigkeit unbedingt von der Hand zu weisen. Eingedenk des Dankes und der Pflichten, welche ich Sr. Majestät schulde, möchte ich dann mich nicht weigern, hingebungsvoll und dienstwillig dem Rufe zu folgen. In Voraussetzung huldvoller Nachsicht würde ich dann, so viel an mir liegt, alle Kräfte und allen Fleiß aufbieten, um dem in mich gesetzten Vertrauen so weit irgend thunlich zu entsprechen.

Genehmigen Euer Excellenz die Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung, mit welcher ich verharre

Euer Excellenz

ganz ergebenster

Berlin, den 17. Dezember 1863. Freiherr v. d. Heydt.

*

Vertraulich.

Wenn ich Euer Excellenz in meinem vertraulichen Schreiben vom gestrigen Tage meinen guten Willen zu erkennen gegeben habe, meine behagliche Ruhe unter gewissen Umständen dem Dienste Sr. Majestät zu opfern, so habe ich vor dem Eintritt einer solchen Eventualität eine nähere Orientierung über die Lage der brennenden politischen Tagesfragen und über die Beziehungen der Königlichen Regierung zu den auswärtigen Mächten als selbstredend vorausgesetzt. Ich erlaube mir indes noch ausdrücklich die ganz ergebenste Bitte an Eure Excellenz zu richten, mir für solchen Fall zunächst geneigtest die Gelegenheit zu dieser Information gewähren zu wollen, wobei für mich besonders die Frage von entscheidendem Interesse sein würde, ob die Königliche Regierung sich von dem dänischen Vertrage lossagen wird oder nicht.

Gerne ergreife ich von neuem die Gelegenheit, die Versicherung der aufrichtigen Hochachtung zu erneuern, mit welcher ich die Ehre habe zu verharren

Euer Excellenz

ganz ergebenster

Berlin, den 18. Dezember 1863. Freiherr v. d. Heydt.

*

Euer Excellenz

gestatten mir wohl, ganz ergebenst darauf aufmerksam zu machen, daß es im Interesse der Königlichen Regierung von außerordentlichem Gewicht sein würde

wenn auf das allerschleunigste, jedenfalls vor der Beratung des Militäretats im Plenum, der Staatshaushaltsetat pro 1865 dem Landtage vorgelegt würde. Möglich würde dies sein, wenn im Finanzministerium behufs der Verhandlung mit den übrigen Ressorts, unter Vermeidung der Korrespondenz, dasselbe abgekürzte Verfahren beliebt würde, welches im Frühjahr 1862 die schnelle Vorlegung des Etats pro 1863 möglich machte. Der Etat pro 1865 würde der Regierung den Triumph gewähren, daß die Mittel zur Durchführung der Militärorganisation als vollständig vorhanden nachgewiesen werden, daß sonach der Haupteinwand gegen dieselbe hinfällig erscheint. In diesem Etat wird zum ersten Male Grund- und Gebäudesteuer figurieren, deshalb wird er ohne Defizit aufzustellen sein. Das würde die Fortschrittler sehr genieren.

Was die Etats 1862 und 1863 betrifft, so scheint es, daß das Abgeordnetenhaus der Regierung dadurch, daß es diese Etats unerörtert läßt, größere Schwierigkeiten bereiten will. Der Etat 1864, wenn er nicht zur Feststellung gelangt, wird in dieselbe Lage kommen. Es frägt sich, ob die Oberrechnungskammer mittlerweile mit der Revision der Rechnungen auf die Feststellung der Etats wartet. Sollte dies der Fall sein, dann würde es mir im Interesse der verantwortlichen Ressortchefs, sowohl der früheren als der jetzigen, unerläßlich scheinen, die Oberrechnungskammer wegen sofortiger Revision der Rechnungen, sobald sie rechnungsmäßig revisionsfähig sind, und wegen des dabei als maßgebend zu betrachtenden Anhalts durch Allerhöchste Ordre mit bestimmter Weisung zu versehen, was nicht hindert, daß der Landtag hintennach beschließe, was er wolle.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Euer Excellenz

ganz ergebenster

Freiherr v. d. Heydt.

Berlin, 22. Dezember 1863.

*

Euer Excellenz

näherer Erwägung stelle ich ganz ergebenst anheim, ob nicht, nachdem eine Vereinigung zwischen beiden Häusern des Landtags auch jetzt nicht zu stande gekommen, schon in der Schlußrede zu sagen wäre, daß mittlerweile ein Etat mit Gesetzeskraft vorbehaltlich der Revision des Landtags publiziert werden solle. In dieser Weise wird der Verwaltung ein verfassungsmäßiger gesetzlicher Anhalt gegeben, allerdings vorbehaltlich des dem Landtag zustehenden Revisionsrechts. Mag der Landtag sich einigen. Wenn er sich nicht einigt, bleibt der Etat. In dieser Weise wird auch vermieden, daß das Abgeordnetenhaus die Revision eines Nachtragsetats wieder ablegt. Es muß dann den publizierten Etat revidieren.

In der Ordre über die Publikation des Etats kann der Art. 63 der Verfassung, den ich im Auge habe, ausdrücklich bezogen werden oder auch nicht.

Es kann diese sehr nützliche Form gewählt werden, auch ohne es in der

Schlußrede zu sagen. Ich würde das letztere zu dem Zwecke vorziehen, weil es zeigt, daß die Regierung nicht verlegen ist.

Was bis zur Wiedervorlegung des Etats zu geschehen, bleibt vorbehalten. Doch wäre dabei etwa en passant zu bemerken, daß der Etat (Art. 64) in derselben Sitzungsperiode nicht wieder vorgebracht werden kann, also nur überbleibt, das Gesetz über den Staatshaushaltsetat von neuem vorzulegen.

Ob mit den Nachtragsetats pro 1862 und 1863 ebenso zu verfahren, dürfte davon abhängen, ob ein praktischer Nutzen daraus abzunehmen ist. Dies dürfte namentlich zu bejahen sein in betreff der Rechnungsrevision durch die Oberrechnungskammer und den Landtag. Es wäre dann auch hierfür, wenn auch provisorisch, eine gesetzliche Grundlage gegeben.

Verehrungsvoll

Euer Excellenz

ganz ergebenster

Freiherr v. d. Heydt.

Berlin, den 24. Januar 1864.

*

Euer Excellenz

beehre ich mich infolge meines gestrigen Schreibens ganz ergebenst mitzuteilen, daß Immediatantrag und Denkschrift wegen Vorlegung der Darlehenskassenverordnung, nachdem der Antrag auf Indemnität sehr lebhaften Widerspruch gefunden, schließlich doch mit derjenigen Modifikation heute im Staatsministerium angenommen sind, welche ich in dem Ihnen gestern mitgeteilten Votum zu dem Zwecke vorschlug, um dem Einwand zu begegnen, daß die Krone keiner Indemnität bedürfe. Es ist nun in der Allerhöchsten Ermächtigung der Passus „mit dem Antrag auf Erteilung der Indemnität“ gestrichen, dagegen in der Denkschrift gesagt, daß das Staatsministerium kein Bedenken trage, die Erteilung der Indemnität für sich zu beantragen.

Es kam auch der Ihnen gestern mitgeteilte Entwurf zu einem Passus der Thronrede über das Budgetrecht zur Erörterung, derselbe wurde als zu weitgehend beanstandet, während er meines Erachtens in kürzeren Worten nichts andres sagt, als was die Regierung in verschiedener Form zu wiederholten Malen selbst ausgesprochen hat. Der Herr Minister des Innern hat es übernommen, einen andern Entwurf vorzubereiten.

Euer Excellenz bitte ich, dasjenige für erledigt zu erachten, was ich gestern wegen der mir aus andern Ressorts mangelnden Nachrichten bemerkte. Was ich wünschte, ist bereitwillig gewährt.

Was den Termin der Zusammenberufung der Kammern betrifft, so wird das Interesse der äußeren Politik dabei als entscheidend anzusehen sein. Durch die nachhaltige Steigerung der Kurse aller Effekten und durch die steigende Tendenz ist meine Position wesentlich erleichtert. Ich kann nun neben Mobilisierung der Steuerkredite, die vortrefflich gelungen ist, so viel als nötig allmählich

zur Versilberung der Effekten schreiten. Wir werden uns jetzt vielleicht auf den Vorschlag eines Zuschlags von 25 Prozent auf die direkten Steuern und eine freiwillige Anleihe zu 5 Prozent beschränken, dagegen von Schatzscheinen und Kassenanweisungen absehen können, wodurch wir auch die prinzipielle Frage wegen Vermehrung des Papiergeldes vermeiden können, die sich dann auch auf die Darlehenskassenscheine beschränken würde.

Aber wir werden uns wo möglich vor dem Zusammentritt des Landtags prinzipiell darüber klar werden müssen, wie wir die von uns occupierten und die von uns geschützten deutschen Territorien zur Kriegssteuer mit heranziehen. Wenn wir 25 Prozent Steuerzuschlag erheben (etwa $7^1/_2$ bis 8 Millionen jährlich), so ist das nur ein sehr kleiner Teil unsrer Kriegskosten. Meines Erachtens würden die betreffenden Territorien nach Maßgabe der Bevölkerung den ratierlichen Beitrag an den Kriegskosten zu tragen haben, wobei den verbündeten Regierungen in Anrechnung gebracht werden würde, was sie in natura durch Truppenleistung oder sonst hergeben. Und es dürfte sehr geraten sein, diese Forderung jetzt gleich zu erheben, da wir das Schwert noch in der Hand haben, da die Rechtmäßigkeit der Forderung jetzt jedem einleuchten, später aber allseitig bestritten werden wird.

Unangenehm berührt uns eben die Hineinziehung des französischen Kaisers. Wir werden doch mitten im siegreichen Vorrücken nicht warten, bis sich Oesterreich erst besonnen haben wird, was es bieten soll. Die Erfahrungen aus den Vereinbarungen nach dem holsteinschen Feldzuge berechtigen uns, sehr präzise Dinge zu fordern. Ich wünschte, wir verhandelten nur in Wien. Sonst würden der alleinige Besitz der Elbherzogtümer ohne Entschädigung, die Anerkennung unsers Reformprojekts in Deutschland unter Preußens alleiniger Führung, die Einverleibung Kurhessens für Preußen und die Erstattung der Kriegskosten dem Sieger doch nicht wohl bestritten werden können.

Ich bin sehr begierig, wie Seine Majestät diese Dinge auffassen werden.

Verehrungsvoll

Euer Excellenz

ganz ergebenster

. v. d. Heydt.

Berlin, den 5. Juli 1866.

*

Euer Excellenz

bezeuge ich zunächst meine besondere Freude über die anhaltenden Fortschritte Ihrer Besserung. Wir stützen darauf um so zuversichtlicher die Hoffnung, daß Sie, Gott gebe es, in alter Frische und Kraft in nicht ferner Zeit wieder an die Spitze der Geschäfte treten werden, ohne Ihrer Gesundheit zu schaden.

Meine eifrigste Unterstützung wird mir mehr als je Gewissenssache sein.

Da das Finanzressort bis zum Herbst wegen der ungünstigen Finanzlage sehr schwierige und unerquickliche Verhandlungen zu gewärtigen hat und ich mich vorher durch eine Erholungsreise zu erfrischen wünsche, so beabsichtige ich, des

Königs Genehmigung vorausgesetzt, morgen bis gegen den 10. September eine Urlaubsreise anzutreten, nämlich zunächst einer mir von der rheinischen Universität zugegangenen Einladung zur Teilnahme an den bevorstehenden Festlichkeiten zu folgen und dann meine Reise nach der Schweiz und dem südlichen Frankreich fortzusetzen.

Der Herr Kriegsminister wird den Vorsitz im Staatsministerium übernehmen.

In aufrichtigster Verehrung

Ihr treu ergebenster

v. d. Heydt.

Berlin, den 30. Juli 1868.

*

Berlin, den 11. September 1868.

Euer Excellenz

will ich mittelst dieser Zeilen nur eben benachrichtigen, daß ich gestern abend mit Ablauf meines Urlaubs von meiner Reise durch das mittägliche Frankreich zurückgekehrt bin.

Ich bedauere unendlich, daß Sie inmittelst durch einen neuen Unfall [1]) in Ihrer vollständigen Genesung aufgehalten sind, und empfehle dringend, solange es irgend thunlich, auf dem Lande zu bleiben. Wir werden suchen, alles in Ihrem Sinne zu machen. Graf Eulenburg sagt mir, daß er behufs näherer Rücksprache bei der Rückkehr von seiner projektierten Reise nach Preußen Varzin berühren werde. Es bedarf wohl nicht der Versicherung, daß ich zu jeder Zeit zur Verfügung stehe, wenn Euer Excellenz mich vor Ihrer Rückkehr zu sprechen wünschen. Im allgemeinen thun Sie gewiß wohl, sich die Geschäfte möglichst ferne zu halten.

Während meiner kurzen Anwesenheit in Paris war der Kaiser ambulant. Es war sehr ungewiß, ob vor seiner Reise nach Biarritz ein Empfang stattfinden könne. Unter diesen Umständen hielt ich es für Pflicht, auf meinen Posten zurückzukehren.

Minister Rouher habe ich gesprochen, er war sehr entgegenkommend und freundlich. Die übrigen Minister, die ich nicht getroffen, sollen der Kriegspartei, wenn nicht zugethan, doch auch nicht abhold sein. Die Provinzialblätter, insbesondere die offiziösen, schreiben, anscheinend auf gegebene Parole, unausgesetzt aufhetzend gegen Preußen. Darum hält man ziemlich allgemein den Krieg gegen Preußen zu seiner Demütigung für unvermeidlich, wenn zwar andrerseits eine Nötigung des Kaisers ebensowenig vorhanden scheint. Eine Anhänglichkeit an die Person des Kaisers habe ich nirgends bemerkt. Auffallend war mir die Teilnahmlosigkeit der Städte bei der Fête Napoleon.[2]) Der Kaiser wird erkennen, daß er bei einem Kriege für seine Person und seine Dynastie am meisten exponiert ist.

---

[1]) Sturz mit dem Pferde, 22. August 1868.

[2]) 15. August.

Was man von Truppen sieht und von Kavalleriepferden, macht einen guten Eindruck. Für Provisionen soll gut gesorgt sein. Vor allem hat mir der Reichtum imponiert, der überall hervortritt. Eine gewisse Sparsamkeit der Eingesessenen geht damit Hand in Hand. Alle Quellen des Wohlstandes sind sodann durch die umfassendsten Kommunikationsanstalten unterstützt und gefördert. Gutsbesitzer aus verschiedenen Landesteilen sagten mir, daß sie von dem Nettoertrage ihrer Güter circa 15 Prozent an die Staatskasse für direkte Steuern zahlen. Steuern zahlen sie willig, vielleicht auch mehr, aber von Heranziehung zum Kriegsdienst wollen sie um keinen Preis hören. Das haben sie für den Kaiser nicht übrig.

Graf Goltz habe ich besuchen wollen, aber nicht sehen können. Wie mir sein Bruder sagt, hegt er von der Wirkung des neu angewandten Mittels von Lohbädern und Lohgetränk neue Hoffnung, die aber anderweit nicht geteilt wird. Eventuell scheint eine baldige Wiederbesetzung dringend.

Mit unwandelbarer Verehrung und der allerherzlichsten Teilnahme

Ihr

treu ergebenster

v. d. Heydt.

*

Berlin, den 2. Dezember 1868.

Leider kann ich Euer Excellenz nicht empfangen, da ich seit einigen Tagen plötzlich von einem Podagraanfall heimgesucht bin und auf dem Sofa liegen muß.

Aber ich begrüße Sie mit großer Freude, aus vollem Herzen, in treuester Anhänglichkeit. Unter Ihrer Führung wird alles besser gehen. Gott schütze Sie und erhalte Sie uns in ungeschwächter Frische.

Wo Sie irgendwo etwas finden möchten, was ich nicht nach Wunsch gemacht hätte, da bitte ich um freundliche Nachsicht. Es ist nicht jedem alles gegeben.

Verehrungsvoll

v. d. Heydt.

*

Karlsbad, den 24. Juli 1869.

Euer Excellenz

wollen mir gestatten, Ihnen ein Zeichen meines dankbaren Andenkens zu geben, und dem herzlichen Wunsche Ausdruck zu geben, daß der Aufenthalt in dem schönen Varzin im Kreise der verehrten Ihrigen Ihnen die ersehnte Erholung im vollsten Maße gewähren möge, damit Sie demnächst in alter Frische bald wieder die gesamte Leitung übernehmen können.

Ich habe hier heute die mir empfohlene dreiwöchentliche Kur beendet. Bescheiden habe ich mich mit Marktbrunnen begnügt, dagegen, wiewohl die Aerzte davon abrieten, täglich, und zwar mit ausgezeichnetem Erfolge, gebadet. Ich fühle mich frisch, verjüngt, schlank und habe täglich in die Wälder und auf die Höhen größere Fußpartien gemacht. Seit acht Tagen ist meine Schwieger-

tochter aus Berlin bei mir, die vorher eine Kur im Franzensbad gebraucht. Morgen treffen wir mit ihrem Manne und meiner jüngsten Schwiegertochter aus Bonn zusammen, zu einer weiteren Reise. Wir wollen zunächst nach Ischl, dort einige Tage verweilen, dann nach Salzburg, Gastein, Berchtesgaden, Innsbruck, Meran, St. Moritz, dann über Chur, Lindau zurück nach Berlin, wo ich mit Ablauf des Urlaubs am 15. August einzutreffen hoffe.

Hätten Eure Excellenz für mich Befehle, so würden sie durch das Zentralbureau des Finanzministeriums an mich befördert werden.

Ich freue mich über die guten Nachrichten, die aus allen Provinzen einlaufen über die vortrefflichen Ernteaussichten und über die steigende Regsamkeit des Verkehrs und der gewerblichen Thätigkeit. Eine Steigerung der Einnahmen wird eine sichere Folge sein. Hoffen wir auf eine bessere Zukunft!

Euer Excellenz bitte ich, mich Ihren verehrten Damen zu empfehlen und mir Ihr Wohlwollen zu erhalten, dessen wert zu machen ich eifrigst bestrebt sein werde.

In aufrichtigster Verehrung

Ihr ganz ergebenster

v. d. Heydt.

*

Berlin, den 28. Oktober 1869.

Euer Excellenz

wissen, daß ich im wohlerwogenen dienstlichen Interesse es für Pflicht erachtet habe, des Königs Majestät dringend zu bitten, mich von der Leitung des Finanzministeriums in Gnaden zu entbinden. Seine Majestät haben meinem Wunsche in einer über alles Verdienst so weit hinausgehenden Huld und Gnade zu willfahren geruht, daß ich mich wahrhaft tief beschämt fühle. Ich kann aus dem Amte nicht scheiden, ohne die dankbarste Erinnerung an die denkwürdig große Zeit, in der mir auf Euer Excellenz Wunsch und unter Ihrer Führung vergönnt war, zur Erreichung der ruhmreichsten Ergebnisse an meinem bescheidenen Teil mitzuwirken, — ohne die dankbarste Erinnerung zugleich an so viele Erweisungen Ihres Wohlwollens, Ihres Vertrauens und Ihrer Nachsicht. Es drängt mich, Euer Excellenz dafür meinen aufrichtigen Dank auszusprechen. Wie es mir anliegt, von meinen Herren Kollegen freundlich zu scheiden, so bitte ich Euer Excellenz, mir in meinen vorgerückten Jahren Ihr Wohlwollen zu bewahren. Gott stärke Euer Excellenz durch vollständigste Herstellung Ihrer alten Frische und Kraft! Gott segne und lasse gedeihen das Werk Ihrer Hände!

Empfehlen Sie mich den verehrten Ihrigen, und gestatten Sie, daß ich Ihnen herzlich die Hand drücke.

Verehrungsvoll

Euer Excellenz

ganz ergebenster

Freiherr v. d. Heydt.

*

2. Zwei Briefe des Ministers Ernst v. Bodelschwingh-Velmede an Herrn v. Bismarck-Schönhausen.

Euer Hochwohlgeboren

sehr geehrtes Schreiben vom 27. vorigen Monats [1]) erhielt ich erst nach der Rückkehr von einer kleinen Reise am 2. dieses Monats, also zu spät, um vor den Wahlen für die zweite Kammer noch irgend etwas darauf veranlassen zu können.

Seitdem bin ich nun ganz unerwartet hier in meiner Heimat (von den Kreisen Hamm und Soest) und nach einer heute empfangenen Nachricht auch im Teltower Kreise gewählt. Da ich notwendig die Wahl meiner Nachbarn annehmen muß, um so mehr, als ich von solcher zuerst unterrichtet war, so werde ich die von Teltow, sobald ich davon offiziell unterrichtet bin, ablehnen, habe aber schon heute an Herrn v. Knesebeck-Jühnsdorf (welcher die Korrespondenz für den Teltower Bauernverein geführt hat) geschrieben, um ihn von dieser Sachlage in Kenntnis zu setzen und ihn für die bevorstehende Neuwahl auf Euer Hochwohlgeboren und den Professor Stahl aufmerksam gemacht, indem ich mich sehr glücklich schätzen würde, solche Mitkämpfer in dem heißen Kampf zu finden, der uns unzweifelhaft bevorsteht. Sie würden mit Herrn Stahl dort eine Kandidatur finden, da in Teltow neben mir Herr v. Vincke, dieser aber zugleich in Hagen, gewählt ist und unzweifelhaft diese letztere Wahl annimmt.

In der Grafschaft Mark sind die Wahlen sämtlich durchaus konservativ ausgefallen (7); aus der Stadt Münster höre ich Schlimmes; sonst bin ich über das Ergebnis noch nicht unterrichtet.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

Velmede, den 7. Februar 1849. Bodelschwingh.

*

Durch diese Zeilen soll Ihnen, verehrtester Freund, mein jüngster Sohn — Ernst — empfohlen werden, der eben nach Frankfurt abgeht, um Ihre und des hohen Bundestags Bewachung zu übernehmen, da er die Ehre hat, als Fähnrich im 7. Jäger-Bataillon zu dienen. — Ein Dienst ist des andern wert; darum zähle ich darauf, daß auch Sie sich des jungen Mannes, wenn er Ihres Schutzes bedürfen möchte, gütigst annehmen werden und empfehle auch mich bei dieser Veranlassung der Fortdauer Ihres gütigen Wohlwollens angelegentlichst.

Arnsberg, den 30. April 1854. Bodelschwingh.

*

---

[1]) Dasselbe findet sich abgedruckt in den „Bismarck-Briefen", herausgegeben von Horst Kohl. 8. Auflage. (Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1900), S. 75 f.

3. Ein Brief des Ministers v. Stosch an Fürst Bismarck und Bismarcks Antwort.

Berlin, den 25. Februar 1873.

Euer Durchlaucht

haben die Güte gehabt, mich zu Sonnabend, den 1. März cr. zum Diner einzuladen. Nach dem Zeitpunkt, welchen diese erste Einladung einnimmt, gewinnt dieselbe einen Charakter, welcher mich bedenklich macht, sie anzunehmen. Euer Durchlaucht werden mir zugeben, daß ich mich auf diesem Wege nicht belohnen oder bestrafen lassen kann; um so weniger, als ich, meiner Persönlichkeit nach, nicht in solch dienstlichem Verhältnis stehen kann, wie nach der gestrigen Mitteilung von mir gefordert wird. Doch das werde ich mir erlauben, anderweitig zur Sprache zu bringen. Ich wollte hier nur das Motiv andeuten, welches mich bestimmt, von der gütigen Einladung keinen Gebrauch zu machen.

Mit der allergrößten Hochachtung

Euer Durchlaucht

ganz ergebenster

v. Stosch.

*

Bismarcks Antwort.

Abschrift. Berlin, den 25. Februar 1873.

Euer Excellenz

gefälliges Schreiben vom heutigen Tage habe ich zu erhalten die Ehre gehabt und bemerke ergebenst, daß ich ohne dasselbe allerdings nicht auf den Gedanken an eine Ideenverbindung zwischen unsrer gestrigen Unterredung und meiner Einladung zum Sonnabend gekommen sein würde. Letztere war allein durch die Thatsache veranlaßt, daß Euer Excellenz Mitglied des Bundesrates sind, dessen Spitzen ich mit Ihnen eingeladen habe.

Ich bedaure danach, daß ich nicht die Ehre haben werde, Eure Excellenz bei mir zu sehen.

Mit der vorzüglichsten Hochachtung bin ich

Ew. Excellenz

ergebenster

v. Bismarck.

*

4. Fürst Bismarck und Moritz Busch.

Dem deutschen Botschafter in Wien, Prinz Reuß, der Bismarck unter Hinweis auf einen in der „Neuen Freien Presse“ erschienenen abfälligen Artikel von dem Eindruck berichtete, den Buschs „Unser Reichskanzler“ in Oesterreich gemacht habe, antwortete Bismarck in einem Briefe vom 25. Februar 1884, der über das Maß der Bismarck wiederholt zugeschriebenen Mitarbeiterschaft an Buschs Veröffentlichungen erwünschte Auskunft giebt. Er schreibt:

„An dem Erscheinen des Buchs von Busch bin ich unschuldig; ich habe gesucht, es zu verhindern, aber ohne Erfolg, wenn ich nicht Prozesse herbeiführen wollte, die noch mehr Indiskretionen im Gefolge gehabt hätten. Der Verfasser hat in seiner früheren Stellung als vertrauter Preßagent und als Hausgenosse im Kriege Gelegenheit gehabt, häufig Tag und Nacht in meinem Hause zu verkehren und sich von Vorkommnissen und Aeußerungen über alle möglichen Dinge Notizen zu machen. Diese Notizen ist er bestrebt, finanziell zu verwerten, und ich stehe buchhändlerischen Spekulationen gegenüber, welche ich nicht hindern kann. Daß die Veröffentlichung zahlreiche Unrichtigkeiten enthält, ist bei dem Herrn Busch eigentümlichen Mangel an gesellschaftlicher Erfahrung und an politischem Takt um so erklärlicher, als er an einer erheblichen Harthörigkeit leidet, welche es ihm stets schwer gemacht hat, das von mir und meiner Umgebung Gehörte richtig zu verstehen. An einzelnen Stellen des Buches, über welche er meine Ansicht erbeten hat, habe ich thatsächliche Irrtümer richtig stellen können, aber es liegt auf der Hand, daß eine Revision und Korrektur des ganzen Buches für mich ausgeschlossen war. Sie war von mir verlangt, ich habe sie abgelehnt, weil ich das Ganze so gut wie neu hätte machen müssen. Dazu fehlt mir Zeit und Arbeitskraft. Ich muß diese wohlmeinenden, aber ungeschickten Publikationen über mich ergehen lassen, ohne sie hindern oder genau richtig stellen zu können.

Graf Kalnoky wird sich bei der Lektüre des Buchs, welches eine Menge von Irrtümern enthält, davon überzeugen, daß ich nicht der Urheber sein kann; ich bin weder mit dem Inhalt des Buches, noch mit dem Zeitpunkt der Veröffentlichung einverstanden. Ich befand mich aber, wie gesagt, einer buchhändlerischen Spekulation gegenüber, die ich nicht hindern konnte, und bin froh, daß nichts Schlimmeres passiert ist als diese Veröffentlichung, nach deren Opportunität ich nicht um Rat gefragt worden bin.

Der Artikel der „Neuen Freien Presse“ rührt offenbar, ebenso wie die Polemik der französischen Presse, über welche Fürst Hohenlohe berichtet, von gemeinschaftlichen Gegnern her. In dem Angriff des Wiener Blattes sehe ich die Quittung über die Stellung, welche ich dem deutschen Liberalismus in Oesterreich gegenüber eingenommen habe, und die Verstimmung der französischen Zeitungen ist natürlich in einem Augenblicke, wo die Franzosen die Hoffnung auf eine baldige russische Allianz haben aufgeben müssen.

Der Ihrige

v. Bismarck.

*

Prinz Reuß antwortete:

Wien, den 6. März 1884.

Ew. Durchlaucht

sage ich meinen gehorsamsten Dank für das hochgeneigte Privatschreiben vom 25. vorigen Monats, das Buch von Moritz Busch betreffend.

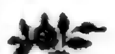
Ich habe in meinen Gesprächen mit dem Grafen Kalnoky Gelegenheit gefunden, ihm zu entwickeln, wie Ew. Durchlaucht über diese Publikation denken, und habe dabei bestätigen können, daß es ihm niemals eingefallen ist, daß Hochdieselben in irgend welchem Zusammenhang damit stehen, geschweige denn der Urheber davon sein könnte.

Er sagte mir, er habe in diesem Buche geblättert und sich die Sachen gerade so zurechtgelegt, wie ich sie ihm auseinandersetzte, und begriffe er vollkommen, daß Ew. Durchlaucht das Erscheinen desselben nicht hätten verhindern können.

Was Ew. Durchlaucht über die Polemik der hiesigen und der französischen Presse sagen, findet der Minister durchaus zutreffend. Die hiesigen Organe der deutsch-liberalen Partei könnten es Ew. Durchlaucht nun einmal nicht vergeben, daß Sie ihr Verhalten verdientermaßen tadelten. Der ganze Lärm würde sich übrigens bald wieder legen und weiter kein Bodensatz, den man zu berücksichtigen hätte, zurückbleiben.

Auch der Preßspektakel über die Annäherung zwischen Deutschland und Rußland müsse in dieser Weise aufgefaßt werden. Ernsthaft glaube hier niemand daran, daß durch diese Annäherung unsre beiderseitige Freundschaft gefährdet werden könnte. Auch diese Mär würde von gemeinschaftlichen Gegnern verbreitet. Jedermann, auch in Ungarn, sei zufrieden, daß durch diese Annäherung nur noch eine stärkere Friedensgarantie geboten würde. Nur die unverbesserlichen Liberalen, die sich über diese Seite der Sache im Grunde ihres Herzens freuten, schlügen die bekannte Note sehr laut an, daß der Liberalismus durch die Freundschaft mit dem autokratisch regierten Rußland Schaden leiden könnte . . .

Heinrich VII. Reuß.



Die deutsche Presse und die auswärtige Politik.

Von

M. v. Brandt.

Fürst Bismarck, der sich häufiger und in geschickterer Weise als irgend ein Staatsmann der Neuzeit der Presse für seine Zwecke zu bedienen gewußt, hat sich wiederholt in sehr abfälliger Weise über die politische Thätigkeit der, sagen wir nicht inspirierten Teile derselben ausgedrückt. Freilich liegt zwischen „Lassen wir sie schreien und kümmern uns nicht darum“ und „Die Fenster, die unsre Presse einschlägt, müssen wir bezahlen“ nicht nur zeitlich ein großer Unterschied. Während die erstere Aeußerung einem Diplomaten gegenüber gemacht wurde, der sich über das heftige, ein Verständigungswerk erschwerende Auftreten

der deutschen Presse beklagte, gesteht die zweite die Thatsache zu, daß wohl einzelne Personen die Haltung der Presse ignorieren könnten, die Gesamtheit aber immer mehr oder weniger durch dieselbe beeinflußt werden müsse, was auf den Gang von zwischen den Regierungen verschiedener Mächte schwebenden Verhandlungen leicht einen nachteiligen Einfluß auszuüben, ja die Sicherheit des eignen Staates zu kompromittieren im stande sei. Mit diesem Zugeständnis ist einerseits die Bedeutung der Presse als Organ der öffentlichen Meinung anerkannt, zugleich aber auch die Linie bezeichnet worden, über die die verständige Presse in ihrer Besprechung auswärtiger Angelegenheiten nicht hinausgehen dürfe. Freilich ist damit nicht die Frage gelöst, ob es die Aufgabe der Presse sei, die Meinung der Mehrheit zu registrieren, also thatsächlich als Organ der letzteren zu funktionieren, oder derselben die Ansichten, die sie, die Presse, für die richtigen hält, zu soufflieren, das heißt erzieherisch zu wirken. Das Auseinanderhalten dieser beiden Funktionen wird in der Gegenwart dadurch ganz besonders erschwert, daß die einzelnen Preßorgane bald Partei-, bald persönlichen Interessen dienen und es für die große Mehrzahl der Leser unmöglich ist, sich darüber klar zu werden, ob die Meinungen, die ihr dargeboten werden, in der Vertretung solcher Interessen oder in dem, was dem durch dergleichen unbeeinflußten Herausgeber als das für die Mehrheit Ersprießlichste erscheint, ihren Grund und Ursprung haben. Bei der Beurteilung des Einflusses der Presse auf die Beziehungen zum Auslande wird man daher wohlthun, sich mehr mit den Wirkungen ihrer Haltung als mit den Gründen derselben zu beschäftigen. Das erstere aber einmal eingehender zu thun, dürfte um so notwendiger sein, als der deutschen Presse in den letzten Jahren das Gefühl für die Verantwortlichkeit abhanden gekommen zu sein scheint, die mit ihren Meinungsäußerungen verbunden ist und sein muß, wenn dieselben überhaupt einen andern Zweck als den haben sollen, Leidenschaften des Augenblicks zu frönen und dieselben aufzustacheln.

Vor Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges war die Haltung der deutschen Presse England gegenüber eine, wenn auch nicht unfreundliche, so doch von dem Argwohn beseelte, daß Deutschland bei seiner industriellen und kommerziellen wie kolonialen Entwicklung nicht allein auf kein Entgegenkommen von seiten Englands rechnen dürfe, sondern sich sogar darauf gefaßt machen müsse, in ihm einen entschiedenen Gegner zu finden. Die maritime Ueberlegenheit Englands machte sich direkt und indirekt in unangenehmer Weise fühlbar und mußte bei allen denjenigen, die die Verhältnisse richtig beurteilten, und das war in diesem Falle wohl eine Mehrzahl in Deutschland, das Gefühl hervorrufen, daß eine Erleichterung des so ausgeübten Drucks sich den deutschen Interessen nur förderlich erweisen könne.

Nichts wäre daher natürlicher gewesen, als daß bei dem Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges die deutsche Presse den Vereinigten Staaten wenn nicht wohlwollend, so doch wenigstens neutral gegenübergestanden hätte, aber gerade das Gegenteil trat ein. Während in England, wo die große Mehrheit der Bevölkerung über das Vorgehen der Vereinigten Staaten genau so dachte

und fühlte, wie dies in Deutschland der Fall war, die Presse mit bewunderns-werter Erkenntnis der Sachlage und beneidenswerter Disciplin einschwenkte und das Ergebnis erzielte, daß die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten in dem früher gehaßten Rivalen den Freund erblickte, dessen Haltung Amerika vor europäischen Verwicklungen bewahrt und die erfolgreiche Durchführung des Krieges gegen Spanien ermöglicht habe, brachte die deutsche Presse es fertig, trotz der absolut korrekten, neutralen und freundlichen Haltung der deutschen Regierung nicht allein in Washington, sondern im ganzen Lande den Glauben zu erwecken, daß Deutschland den Vereinigten Staaten während des Krieges feindlich gegenübergestanden habe und nur durch England an einem aktiven Eingreifen zu Gunsten Spaniens verhindert worden sei. Es bedurfte der ganzen versöhnlichen und klugen Haltung des Auswärtigen Amts des Reichs, das bei seinen Bemühungen eine allerdings nicht beabsichtigte Unterstützung in den maß-losen Hetzereien der englischen und amerikanischen gelben Presse fand, um diesen Argwohn teilweise zu zerstreuen und das, was von der Presse verdorben worden war, wieder auszugleichen und gut zu machen. Trotzdem muß als Ergebnis der deutschen Preßcampagne während des spanisch-amerikanischen Krieges festgestellt werden, daß statt den englischen Druck, der auf uns lastete, dadurch zu ver-mindern, daß wir den Rivalen Englands unterstützten, die Presse es fertig-bekommen habe, die beiden zu Freunden zu machen und uns damit statt eines Gegners zwei aufzuladen. Die Gegenleistung für die Haltung der englischen Presse während des spanisch-amerikanischen Krieges ist die Haltung, welche die amerikanische Presse in dem Konflikt Englands mit den südafrikanischen Republiken beobachtet. Auch in diesem Falle hat die amerikanische Presse, abgesehen von irischen und ultrademokratischen Organen, die für die Gesamthaltung derselben ohne Belang sind, das Richtige getroffen, während in Deutschland die Presse wiederum durch ihre Haltung nicht allein die Aufgabe der eignen Regierung erschwert, sondern in England eine hochgradige und in einzelnen Punkten nicht ganz unberechtigte Erregung hervorgerufen hat. Das Ergebnis dieses Verfahrens ist, abgesehen von einer heftigen Preßpolemik, der Versuch englischer angesehener Tagesblätter und Zeitschriften gewesen, auf Kosten Deutschlands eine Verstän-digung zwischen England und Frankreich herbeizuführen. Und fragt man sich nach den Gründen der Haltung der deutschen Presse während der beiden Kriege, so kann man dieselben kaum in etwas anderm finden, als in einer übel angebrachten Sentimentalität und dem gänzlichen Verkennen des Anwachsens und der Be-deutung imperialistischer Tendenzen in England wie in den Vereinigten Staaten.

In vorstehendem ist die Gesamthaltung der deutschen Presse während zweier kritischen Lagen einer Beurteilung unterzogen worden, das Bild wird aber ein noch viel trüberes, wenn man die extrem-agrarische und die antisemitische Presse ins Auge faßt. Nicht allein, daß dieselbe in ihrer Polemik gegen die Vereinigten Staaten und England bemüht gewesen ist „to autherod Herod", sondern sie hat auch ihr möglichstes gethan, uns auf dem innerpolitischen Gebiet mit Oesterreich-Ungarn und auf dem der Handelsverträge mit dem letzteren, Rußland, Italien,

England, den Vereinigten Staaten und, kann man dreist hinzufügen, der ganzen übrigen Welt zu verfeinden. Wenn Methode in der Tollheit ist, so kann man dieselbe nur in der Hoffnung finden, daß durch die Sperrung der deutschen Grenzen infolge eines Zollkriegs, eventuell auch eines wirklichen Kriegs mit einer oder mehreren der Seemächte eine Steigerung des Preises der landwirtschaftlichen Produkte und ein Zurückströmen der Arbeiter von der Industrie zur Landwirtschaft herbeigeführt und damit der agrarische Zukunftstraum erfüllt werden möge, dem der Handel, die Industrie, der Wohlstand und die Weltmachtstellung Deutschlands zum Opfer gebracht werden sollen. Schon jetzt regen sich in den Vereinigten Staaten und in Italien Stimmen, die nicht nur in den Verkehrs- und Handelsfragen die Konsequenzen einer solchen Haltung ziehen, wie das zum Beispiel von Rußland seinerzeit bei Gelegenheit des berüchtigten Gänsekrieges geschehen ist, sondern die die Folgen derselben auch auf das politische Gebiet zu übertragen suchen. Wenn die korrekte Haltung der deutschen Regierung und die zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Herrscher von Oesterreich-Ungarn bestehenden vertrauten Beziehungen bis jetzt der Agitation der alldeutschen Parteiorgane zu Gunsten der deutschen Opposition in Oesterreich die Spitze abgebrochen haben, so schließt das nicht aus, daß von andrer Seite, und zum Beispiel nicht nur von französischer, sondern auch von innerösterreichischer, die angeblichen Gelüste Deutschlands bei der Eröffnung einer Nachfolgefrage in Oesterreich in den Kreis der Erörterung gezogen und zum Gegenstand der Verdächtigung gemacht werden. Daß das aber trotz des Mangels an jeglicher thatsächlichen Begründung möglich ist, hat Deutschland dem thörichten Gebaren einiger seiner Preßorgane zu danken, die, obgleich sie die eigne Regierung ebenso heftig wie das Ausland anzugreifen pflegen, mit Vorliebe in englischen und französischen Veröffentlichungen als offizielle oder offiziöse Regierungsorgane hingestellt werden.

Die siebente Großmacht, denn als solche müssen wir doch wohl die Presse bezeichnen, seitdem Italien die sechste Stelle eingenommen, hat das mit dem Herrscher eines konstitutionellen Staats gemein, daß sie wie jener, in der Theorie, nicht unrecht thun kann. Sie ist aber in einer Beziehung noch glücklicher daran als ein solcher Herrscher von der Charte Gnaden; auch ihre Minister und Räte, das heißt die Herausgeber und Redakteure, sind vor dem Richterstuhl der Geschichte unverantwortlich, wenn sie auch manchmal in die Hände andrer niederer Gerichtshöfe fallen mögen. Karl X., Ludwig Philipp und Napoleon III., von andern nicht zu sprechen, haben die von der Presse ihrer Zeit und ihrer Länder begangenen Dummheiten mit Entthronung und Verbannung büßen müssen, während die Journalisten, welche fleißig an den Ursachen der verschiedenen Débacles mitgearbeitet haben, ruhig in ihren Betten gestorben sind und die Historienbücher ihrer Artikel und ihrer Namen keine Erwähnung thun. Auch bei uns werden die Namen und Artikel der Leute bald vergessen sein, die im Begriff waren und sind, uns ernstliche internationale Unannehmlichkeiten zu bereiten, und über ein kurzes wird Gras über ihre Druckerschwärze gewachsen sein, aber wer weiß, ob nicht mancher Mutter Sohn für das Unheil wird büßen müssen, das sie angerichtet

haben und das vielleicht hätte vermieden werden können, wenn der verständigere Teil der Presse seinen Einfluß energischer und dauernder zur Geltung gebracht hätte. Dazu gehört freilich aber auch, daß derselbe sich selbst über die Folgen der von ihm getriebenen Politik klar wird und sich die Mühe giebt, die Gedanken, die die Tagesereignisse ihm eingeben, auszudenken und sie nicht bloß moussieren zu lassen. Daß letzteres aber viel zu viel geschieht, dafür haben gerade die Ereignisse der letzten Jahre manchen schlagenden Beweis geliefert.

Etwas freilich kann die Presse auch verlangen, und das ist, daß ihr von kompetenter Seite die erforderlichen Fingerzeige gegeben werden für das, was im Interesse der auswärtigen Beziehungen des Reichs, und dazu gehören nicht nur die politischen Fragen, notwendig erscheint. Daß das bis zu einem gewissen Punkte geschieht, ist wohl unzweifelhaft, aber man braucht nur den letzten Jahrgang einer größeren politischen Zeitung durchzublättern, um sich zu überzeugen, wie widersprechend das ist, was zu verschiedenen Zeiten von der einen oder der andern amtlichen Seite an die Oeffentlichkeit dringt. Der französische Finanzminister Baron Louis pflegte zu sagen: „Macht gute Politik, und ich werde euch gute Finanzen machen“, und ein naseweiser Journalist, es soll auch solche Käuze geben, könnte das Wort dahin parodieren, daß eine klare Politik die erste Vorbedingung für eine gute politische Presse sei. Aber auch unsre schöne Welt soll ja aus dem Chaos entstanden sein.

Was ist Religion?

Von

H. Bassermann,

Professor an der Universität in Heidelberg.

Es ist leichter zu sagen, was Religion nicht ist, als was sie ist; doch wird sich vom Negativen wohl der Weg zum Positiven finden lassen. Darin dürften alle einig sein, daß man von einem Menschen nicht sagen kann, er habe Religion, der nur etwa einige, mehr oder minder begründete Ansichten über religiöse Gegenstände aufzuweisen hat. Ja, selbst wenn diese Ansichten energisch durchgedacht und sorgfältig ausgebildet, wenn sie etwa untereinander systematisch verknüpft und einer ganzen Weltanschauung eingegliedert wären, würde dies doch nur zu dem Urteil berechtigen, daß ihr Besitzer sich in seiner Gedankenarbeit viel mit religiösen Dingen abgegeben habe, aber nicht, daß er religiös sei. Vollends trägt die kirchliche Korrektheit der betreffenden Ansichten für die

Religiosität dessen, der sie hat, nichts aus. Die korrekteste Dogmatik kann einen unreligiösen Menschen zum Verfasser haben. Damit ist gesagt: die Religion hat ihr Wesen nicht im Intellekt, sie besteht wesentlich nicht aus Vorstellungen oder Begriffen.

Ebensowenig kann die Vornahme gewisser religiöser Handlungen als entscheidendes Kennzeichen für den Besitz von Religion angesehen werden. Kirchenbesuch, Teilnahme am Abendmahl, auch Hausandacht und Gebet kann auf toter Gewohnheit beruhen, lediglich der väterlichen Ueberlieferung entstammen, unter dem Drucke allgemeiner oder lokaler Sitte stattfinden oder aus pädagogischen, ja sogar aus rein egoistischen Gründen geübt werden. Der kirchliche Mensch ist nicht auch schon der religiöse, und auch derjenige wird auf dieses Prädikat nicht ohne weiteres Anspruch erheben dürfen, dessen Name etwa auf den Sammellisten für religiöse Zwecke regelmäßig mit mehr oder minder bedeutenden Summen wiederkehrt oder in der Reihe der Komiteemitglieder religiöser Vereine ständig figuriert. Dem in der einen oder andern Richtung thätigen Menschen wird man vielleicht ein gewisses praktisch-religiöses Interesse zusprechen dürfen; aber um von ihm auszusagen, daß er Religion hat, wird dieses Kennzeichen ebenfalls nicht hinreichen. Auch auf dem Boden des Handelns, der äußeren Bethätigung liegt das Wesen der Religion offenbar nicht.

Anders steht die Sache, wenn Ansichten über religiöse Dinge sich als religiöse Ueberzeugungen herausstellen, und wenn religiöse Handlungen nachweislich solchen Ueberzeugungen entspringen. Religiöse Ueberzeugungen gelten jedem anständigen Menschen als etwas Ehrwürdiges, und aus ihnen hervorgehende religiöse Handlungen ebenfalls, während religiöse Ansichten darauf so wenig Anspruch erheben können als religiöse Handlungen, denen die religiöse Ueberzeugung als Grundlage mangelt. In dieser Anerkennung des Ehrwürdigen liegt das Zugeständnis, daß man es hier, aber auch erst hier, mit wirklicher Religion zu thun hat.

Wodurch werden religiöse Ansichten zu religiösen Ueberzeugungen? oder besser: wodurch unterscheiden sich diese von jenen? Offenbar nicht durch eine wissenschaftliche oder der wissenschaftlichen sich annähernde Beweisunterlage. Tritt doch das Ehrwürdige religiöser Ueberzeugungen uns vielfach gerade da entgegen, wo die Möglichkeit alles wissenschaftlichen Beweisens sichtlich fehlt. Vielmehr zeigt der einfache Sprachgebrauch hier den richtigen Weg; da, wo wir uns zu sagen genötigt sehen: es kommt dem Menschen seine religiöse Ansicht oder sein kultisches Handeln „aus dem Herzen“, da stellt sich unwillkürlich jene Ehrfurcht ein. Religion ist wesentlich Sache des Herzens. Aber was soll das heißen? Herz ist der bildliche Ausdruck für diejenige Seite unsers Bewußtseins, die wir sonst Gefühl nennen. Seit Schleiermacher bricht sich doch die Einsicht mehr und mehr Bahn, daß Religion eine Sache des Fühlens ist. Was damit gesagt sein soll, kann man sich am besten dadurch deutlich machen, daß man sich über den Unterschied des Intellekts von dem Gefühl Klarheit verschafft. Durch unser Vorstellen und Denken machen wir uns einen uns gegenübertretenden

Gegenstand innerlich zu eigen, wir führen und fügen ihn in unser Bewußtsein ein; deshalb ist diese Seite desselben gegenständliches Bewußtsein. Die Religion ist nicht wesentlich Sache des Intellekts, weil uns Gott nirgends und niemals als Gegenstand gegeben ist. Im Gefühl dagegen werden wir einen Zustand, in dem wir uns befinden, inne, wir werden uns bewußt, daß wir so oder so affiziert sind; das ist zuständliches Bewußtsein. In dieses Gebiet gehört die Religion; sie ist ihrem Wesen nach Innewerden eines bestimmten Zustandes, das Bewußtsein von einer Affektion, fast möchte ich sagen von einer Berührung, die man erfahren hat. Man kann sie ein Gott-Fühlen nennen, wenn man den Begriff „Gott“ als die gangbare Bezeichnung für das Woher dieses Gefühls hier einführen will. Es sind nicht Denkakte, sondern Gefühlszustände, in denen Gott dem Menschen zum Bewußtsein kommt. Dieser wird in ihnen inne, daß er auf eine Weise affiziert ist, die er seinen sonstigen Gefühlszuständen nicht gleichstellen kann, sondern als ein Besonderes davon unterscheiden muß. Ansichten über religiöse Dinge, die auf diesem Gefühl beruhen, und nur diese nennen wir religiöse Ueberzeugungen; der Respekt, den wir ihnen, sowie den aus demselben Grunde entspringenden religiösen Handlungen entgegenbringen, beruht darauf, daß wir wirkliche Religion nur da anerkennen, wo der Gegenstand der Religion gefühlt wird, wo ein Mensch von ihm affiziert ist und dieser sein Zustand ihm — im Gefühl — zum Bewußtsein gekommen ist.

Demnach ist Religion im Grunde etwas Passives, ein Erfahren, Erleben, so wenigstens, daß ohne dieses von Religion nicht geredet werden kann. Und doch schlägt diese Passivität sofort in Aktivität um, und zwar eben an dem Punkte, wo dieses Gefühl uns bewußt und mit unserm ganzen sonstigen Bewußtsein verknüpft wird. Es giebt da nur zwei Wege, und sie lassen sich so beschreiben. Entweder ich schenke jenem Gefühl Beachtung und Aufmerksamkeit, ich lasse es gleichsam zu Worte kommen, gebe ihm Raum unter den verschiedenen Inhaltsmomenten meines Bewußtseins, oder ich ignoriere es, gehe darüber hinweg, betäube und unterdrücke es vielleicht gar und suche für die Zukunft schon sein Entstehen mehr oder weniger unmöglich zu machen. Dieses doppelte Verhalten dem religiösen Gefühl gegenüber geht darauf zurück, ob ich dem Vorgang dessen ich in meinem Gefühl inne geworden bin, Realität zuerkenne oder nicht. Die Anerkennung, daß ich in dem betreffenden Gefühlszustand von etwas Realem berührt worden bin, ist die Voraussetzung dafür, daß die Religion in mir Wirklichkeit wird. In diesem Falle behaupten wir eine thatsächliche Beziehung Gottes auf den Menschen, die der Mensch, durch Anerkennung ihrer Thatsächlichkeit, dann seinerseits erwidert. Sobald dagegen jener Gefühlszustand auf eine, obgleich subjektiv notwendige oder auch noch so heilsame Illusion zurückgeführt oder aus materiellen oder vielleicht pathologischen Grundlagen, etwa einer Nervenaffektion, hergeleitet wird, ist die Möglichkeit, daß sich Religion in der menschlichen Seele entwickle, abgeschnitten. Deshalb ist Religion ebenso sehr eine freie That von seiten des Menschen, als ein notwendiges Erleben von seiten Gottes; dieses ist die Grundlage, ohne die jene gar nicht möglich wäre, jene die Bedingung,

ohne die dieses nicht zur seelischen bewußten Wirklichkeit wird, sondern verkümmert und abstirbt.

Was den Inhalt des religiösen Gefühls betrifft, so darf als solcher wohl vor allem das gewaltig Große, das überaus Mächtige bezeichnet werden, dessen Reflex in unserm zuständlichen Bewußtsein die vollständige Ohnmacht, die absolute Hinfälligkeit und Gebundenheit oder, wie Schleiermacher es formuliert hat, die „schlechthinige Abhängigkeit" ist, von allem sonstigen, unsrer Welt gegenüber vorhandenen Abhängigkeitsgefühl eben durch den Charakterzug des Absoluten, Schlechthinigen unterschieden. Jedoch nicht so, daß dieses Gefühl ausschließlich deprimierend wäre und wirkte. Im Gegenteil, jedes religiöse Gefühl hat auch etwas Erhebendes, gerade infolge dieses seines absoluten Charakters. Denn eben indem es sich durch ihn von allen andern Gefühlen unterscheidet, läßt es den, der es erfährt, eine Beziehung seiner selbst inne werden, die nicht zu irgend einem Bestandteil seiner Welt und auch nicht zu dieser als Ganzem stattfindet — denn ihr gegenüber hat der rechte Mensch doch stets ein gewisses Teil von Unabhängigkeitsbewußtsein. Die Beziehung, deren sich der Mensch im religiösen Gefühl bewußt wird, ist also die zu etwas Ueberweltlichem, zu etwas, das stärker, größer, erhabener ist als die ganze Welt: wie sollte das Bewußtwerden einer solchen Beziehung ihn nicht erheben, ja — wie die ganze Religionsgeschichte zeigt — bis zu einer Höhe erheben, auf der er den Mut und die Kraft gewinnt, die ganze Welt und sich selbst mit zu verachten?

Ist aber das religiöse Gefühl durch die Anerkennung der Realität seines Ursprungs erst aus der Passivität in die Aktivität übergegangen, so übt es nun auf das ganze Bewußtsein des Menschen seinen Einfluß aus, es wird wirksam sowohl nach seiten des Intellekts durch Erzeugung einer religiösen Vorstellungswelt, in der es seinen, sei es mehr symbolischen, sei es mehr begriffsmäßigen Ausdruck findet, als auch nach seiten des Handelns durch Erzeugung religiöser Thaten, die wieder entweder mehr kultischen oder mehr (im engeren Sinne des Wortes) ethischen Charakter haben können. An der Energie, mit der das religiöse Gefühl nach beiden Seiten hin sich auswirkt, läßt sich seine Echtheit, seine Stärke und Tiefe erkennen. Eine Vorstellungswelt, aufgebaut unter Anerkennung der Realität des religiösen Gefühls, nennen wir eine religiöse Weltanschauung; ein Handeln, beseelt von derselben Anerkennung, eine religiöse Lebensführung. Und derjenige ist der ganz und wirklich religiöse Mensch, in welchem sich unter der Nötigung seines religiösen Gefühls und infolge der Anerkennung von dessen Realität beides kräftig entwickelt hat. Ihn beherrscht die Religion ganz, er ist ein religiöser Charakter.

Daß nun unter den Menschen in Beziehung auf den Stärkegrad, in dem die Religion in ihnen lebt und herrscht, ein unendlicher Unterschied stattfindet, liegt vor Augen. Nach dem Gesagten beruht dies zunächst und am augenfälligsten auf der Bereitwilligkeit zu jenem Akte der Anerkennung und auf der Energie und Konsequenz in der Ausbildung und Befestigung einer religiösen

Lebensanschauung und Lebensführung. Erziehung und Gewöhnung thun hierin das meiste; gewisse Lebensschicksale und -verhältnisse treten fördernd oder hemmend hinzu. Allein ein noch tieferer Unterschied waltet ob in Bezug auf die Kraft, Reinheit und Häufigkeit des religiösen Fühlens. Sofern dies die passive Seite an der Religion ist, werden wir hier auf eine verschiedene Begabung oder Veranlagung geführt. Daß diese irgend einem Menschen ganz und gar fehle, glaube ich nicht; freilich kann auch umgekehrt ein Beweis dafür der Natur der Sache nach nicht geliefert werden; andrerseits würde auch das Vorkommen religionsloser Völker keine Gegeninstanz bilden. Denn jede Anlage kann unentwickelt bleiben, sozusagen in schlafähnlichem Zustand, oder verkümmern durch mangelnde Pflege, gleichsam verschüttet durch die Vernachlässigung vieler Generationen. Allein sicher ist auch, daß gerade durch solche religiöse Anlage einige Menschen vor andern sich wesentlich auszeichnen. Ist in einer Persönlichkeit dies in höchstem Maße der Fall, hat sie also ein überaus feines, tiefes, lebendiges, reines und starkes religiöses Gefühl, so stehen wir vor dem eigentlichen Geheimnis der Religion, vor einem über das gewöhnliche Maß hinausragenden Affiziertsein durch das Ueberweltliche, Uebermächtige, das wir Gott nennen. Das ist Offenbarung — die deshalb niemals neue Lehren zum Inhalt haben kann, sondern in einer besonderen neuen Weise, Gott zu fühlen oder zu erleben besteht. Träger solcher Offenbarung, gotterfüllte Männer, Enthusiasten (nicht im verengten und bedenklichen Sinne des Worts), Propheten, Reformatoren, das sind nun führende Geister auf dem Gebiet der Religion; bei höchster religiöser Beanlagung Religionsstifter. Ihre Größe beruht auf ihrer Passivität, auf der Stärke, mit der sie von Gott hingenommen, an Gott hingegeben sind und nur in ihm leben. Das ist die eigentliche religiöse Energie, die schöpferische Kraft auf dem Gebiete der Religion; in dem religiösen Genius wird Gott offenbar. Ob sie diese ihnen gewordene Offenbarung mehr nach der theoretisch-intellektuellen oder mehr nach der praktischen Seite hin ausgestalten, das ist etwas Sekundäres und hängt von den jeweiligen Verhältnissen ab. Auf alle Fälle geschieht es mit menschlich-unvollkommenen Mitteln und unter Zuhilfenahme des zeitgeschichtlich-bedingten Materials an Vorstellungen und Handlungsweisen. Deshalb geht es nicht an, Religionsstifter nachzuahmen, vielmehr gilt es für ihre Anhänger, ihnen nachzufühlen und auf Grund dessen die eigne, diesem Gefühl entsprechende religiöse Weltanschauung und Lebensführung auszugestalten.

Die Wirkung solcher gotterfüllter Persönlichkeiten läßt sich am ehesten mit den Wellenkreisen vergleichen, die der in ein ruhiges Wasser geworfene Stein erzeugt. Diese Wirkung ist ansteckend und in gewissem Umfang notwendig. Am stärksten in der unmittelbaren Nähe des Erregungspunktes — religiös angesehen der neuen Offenbarung —, ebbt sie in dem Maße ab, als sich die Entfernung von ihm vergrößert. Religiös-gewöhnliche Geister leben in irgend einem solchen Wellenkreise. Ihre religiöse Empfindung ist nicht ursprünglich und eigentümlich, sondern durch die originale des Religionsstifters oder Propheten bestimmt.

So mit diesem und (durch ihn) untereinander in einer inneren Verbindung

stehend, bilden sie eine religiöse Gemeinschaft: — der Anfang einer Religion, das Wort nun im objektiven und geschichtlichen Sinne genommen. Was die religiöse Gemeinschaft in letzter Linie und wesentlich zusammenhält, ist das gleiche religiöse Fühlen, der in der Hauptsache gleiche Eindruck, den Gott auf das zuständliche Bewußtsein ihrer Glieder macht, bei dem Religionsstifter in unmittelbarer und ursprünglicher, bei den im Bereiche seiner Wirkung Stehenden in vermittelter und abgeleiteter Weise.

Diese Vermittlung für die letzteren aber übernimmt die in dem betreffenden Kreise zur Ueberlieferung gelangende religiöse Vorstellungsweise, sowie die in ihm sich ausbildende Art und Gewöhnung des Handelns. Daraus allein schon ergiebt sich die Notwendigkeit für jede religiöse Gemeinschaft, eine bestimmte religiöse Vorstellungswelt zu erzeugen und eine bestimmte Art des religiösen Handelns hervorzurufen. In beiden findet die originale Art des religiösen Fühlens, wie sie vom Religionsstifter herstammt, ebensowohl das Mittel ihres Ausdrucks, als das ihrer Ueberlieferung. Es ist nicht mehr als naturgemäß, daß beides von der religiösen Vorstellungswelt und Handlungsweise des Stifters und auch der ihm zunächst stehenden Kreise mehr und mehr abweicht. Die wechselnden Zeitverhältnisse mit ihren praktischen Anforderungen, das jeweils vorhandene, vielleicht von ganz andrer Seite herstammende Begriffsmaterial, die durch unter Umständen ganz heterogene Gewöhnung bedingten Weisen menschlicher Thatäußerungen müssen hierauf einen sehr bedeutsamen Einfluß üben. Keine Religion kann ganz so bleiben, wie sie von Hause aus war, und es mag wohl manchmal so kommen, daß diese von außen herkommenden Einflüsse, welche auf die Gestaltung der in dem einzelnen Religionskreise herrschenden Weltanschauung und Lebensführung maßgebenden Einfluß gewinnen, stärker sind, als das ursprüngliche religiöse Gefühl, dem sie von Hause aus als Ausdrucks- und Verbreitungsmittel dienten. Dann wird die Religion (im objektiven Sinne) in ihrem Wesen alteriert, es tritt der Zustand ein, der eine Reformation derselben notwendig erscheinen läßt. Diese aber wird niemals in einer bloßen Korrektur der religiösen Vorstellungswelt oder der (kultischen und ethischen) Lebensführung bestehen können, sondern sie muß einer neuen Energie des religiösen Fühlens entstammen und wird in dem Maße ihre Bestimmung, Reformation zu sein, erfüllen, als das neuerwachende religiöse Gefühl die Spur des ursprünglichen wiederfindet und mit diesem — soweit möglich — zusammenklingt. Es ist wohl deutlich, wie dies bei Luthers Reformation durchaus zutrifft: in dem Prinzip des seligmachenden Glaubens ist die Koincidenz des reformatorischen mit dem ursprünglich-christlichen Gefühl zu erkennen, und die Abneigung des Reformators gegen alle kultischen oder ethischen Normierungen erklärt sich aus der genialen Sicherheit, mit der er eben in jener Koincidenz das Wesentliche seiner Lebensaufgabe erkannte.

In dem Maße nun, in dem die religiöse Weltanschauung und Lebensführung sich ausbildet und verfestigt, wird aus der Religionsgemeinschaft eine Kirche; in dieser findet jene ihre Organisation. Doch tritt sie als eine besondere neben andern Organisationen, namentlich der staatlichen, erst auf, wenn sie ihre eigen-

tümlichen religiösen Interessen von jenen nicht vertreten und gepflegt sieht, ein Fall, der erstmals und nur im Christentum vorgekommen ist.

Nun beruht aber jede Organisation auf dem Unterschiede des Leitens und Geleitetwerdens oder Sichleitenlassens, also auf dem des Befehlens und Gebietens. Wird dieses Moment in Bezug auf die in einer religiösen Gemeinschaft geltende Vorstellungsweise angewandt, so entsteht das Dogma, wenn in Bezug auf das Handeln, die bis zum Zwang sich steigernde kirchliche Sitte. Es liegt also in der Natur der Sache, daß eine Kirche beides ausbilden muß; das kirchliche Bekenntnis — die Zusammenfassung der wichtigsten Dogmen — und die kirchliche Sitte, richtiger das Kirchengesetz, sind einer Kirche notwendig sowohl zum Zusammenschluß nach innen, als auch zur Fortpflanzung nach außen.

Während nun in der katholischen Kirche beides zu Recht besteht, das kirchliche Dogma und das kirchliche Gesetz, beides mit bindender Kraft für ihre Angehörigen, befindet sich der Protestantismus in dieser Beziehung in einer eigentümlichen Lage. Geboren aus der Gewissensauflehnung des christlich fühlenden Einzelsubjekts gegen die Kirche sowohl in ihrem Dogma wie in ihrem Gesetz, ist er nicht in der Lage, das eine oder das andre seinerseits wieder geltend zu machen. So viele Versuche derart auch gemacht worden sind und noch werden: man kann die Empfindung nicht unterdrücken, es sei das ein Abfall von dem protestantischen Geist und Prinzip und gereiche dem wirklichen Leben des Protestantismus nur zum Nachteil. Einmal frei geworden von der Autorität der Kirche, läßt sich das protestantische Individuum nicht mehr unter den Zwang des Dogma und des Kirchengesetzes beugen, und eine protestantische Kirche kann das auch im Ernste gar nicht versuchen wollen, jedenfalls aber nicht durchführen, ohne ihren Bestand ernstlich zu gefährden. Mag sie in Beziehung auf ihre Beamten noch etwas von diesem Zwange zu konservieren für nötig halten — das ist das Kapitel der Lehrfreiheit oder -gebundenheit, worüber manches zu sagen wäre —, das einfache Kirchenglied besitzt in ihr ohne Zweifel Glaubensfreiheit (besser gesagt: religiöse Denkfreiheit) und, wie man hinzufügen kann, auch Lebensfreiheit; es ist an sein eignes Gewissen gewiesen, seine Kirche kann ihm nur darin Hilfe leisten, dieses richtig zu orientieren und praktisch zur Geltung zu bringen. Der Protestantismus bedeutet, wie im Grunde das ursprüngliche Christentum auch, prinzipiell Aufhebung des Dogmen- und des kirchengesetzlichen Zwanges. Der Theologe Richard Rothe hat eingesehen, daß dies, wie aus obigem hervorgeht, im Grunde ein Widerspruch gegen den Begriff und die Tendenz der Kirche bildet und daraus den Schluß gezogen, daß der Protestantismus der Kirchenbildung in seinem Wesen widerstrebe und in seinem Entstehen die nicht-kirchliche Zeit des Christentums einleite. Will man das nicht zugeben und die Kirche als auch für den Protestantismus notwendig erachten (was übrigens Rothe selbst keineswegs geleugnet hat), so wird man ihr jedenfalls eine andre Aufgabe stellen müssen als die der Konservierung der Dogmen. Dieser Dogmatismus ist, wenn auch die katholische Kirche ihn noch längere Zeit aufrecht erhalten mag, für das protestantische Kirchentum unwiderbringlich dahin, insbesondere seit der im acht-

zehnten Jahrhundert vollzogenen Befreiung der Geister. Bedarf auch die protestantische Kirche der Dogmen als der Hüllen, worin das leichtverletzbare religiöse Gefühl fortgepflanzt werden muß, so hat sie doch dessen eingedenk zu bleiben, daß es eben nur Hüllen sind — und wie unzureichend im Laufe der Zeit gewordene! — und den Hauptschwerpunkt ihrer Wirksamkeit entschieden darauf zu legen, das, was diese Hüllen bergen und schützen sollen, das religiöse Gefühl, das Innewerden Gottes in der Art Jesu Christi oder eines Paulus, eines Luther immer wieder zu beleben. Darauf muß das Augenmerk sowohl beim Kultus und der zu ihm gehörigen Predigt als auch beim Religionsunterricht gewendet werden. So nur läßt sich Religion pflegen, und Pflege der Religion im einzelnen wie in der Gesamtheit, der Religion als Privat- und als Volkssache, das ist doch letzte, ja einzige Aufgabe jeder Kirche.

Manche Folgerung von aktueller Bedeutung würde sich daraus ableiten lassen. Doch das gehört nicht an diesen Ort und würde vorliegenden skizzenhaften Versuch, der vielleicht ohnehin schon zu lange geraten ist für das Interesse der Leser, nur unzweckmäßig ausweiten.

Die Schule und der Samariterdienst.

Eine Aufgabe für unsre Schulen im neuen Jahrhundert.

Von

Friedrich v. Esmarch.

Unter allen Gleichnissen der Heiligen Schrift ist dasjenige vom „Samariter" vielleicht das schönste.

Der Schlußsatz desselben, „so gehe hin und thue desgleichen", fordert jeden Christen auf, seinen Nebenmenschen Hilfe in plötzlichen Unglücksfällen zu leisten.

Für das zwanzigste Jahrhundert möchte ich den Wunsch aussprechen, daß in demselben alle Menschen zu hilfsbereiten Samaritern erzogen werden. Zur Ausübung dieser Hilfe bedarf es jedoch einer richtigen Kenntnis desjenigen, was in solchen Fällen not thut und einer gewissen Uebung in der richtigen Anwendung des Gelernten.

Wo ein Arzt zur Stelle oder in der Nähe ist bei einem Unglücksfalle, wird dieser immer allein dazu berufen sein, die Hilfe zu leisten; aber bei einer sehr großen Anzahl von Unglücksfällen ist ein Arzt nicht immer rasch genug zu erreichen und viele Menschenleben gehen zu Grunde, weil gar keine oder ganz unzweckmäßige Hilfe durch Laien angewendet wird.

Denn unter den Nichtärzten giebt es immer nur wenige, welche wissen, wie man in solchen Fällen sich nützlich machen kann.

Aus diesen Gründen spreche ich den Wunsch und die Hoffnung aus, daß im neuen Jahrhundert es gelingen möge, in die Lehrpläne sämtlicher Schulen, auch den Unterricht aufgenommen zu sehen, welcher die Kenntnis zweckmäßiger Hilfeleistung bei plötzlichen Unglücksfällen unsrer Mitmenschen lehrt.

Der von mir im Jahre 1882 in Kiel gegründete Deutsche Samariterverein hat sich die Aufgabe gestellt, die Errichtung von Samariterschulen ins Leben zu rufen und zu fördern und dadurch die Kenntnis der ersten Hilfe bei Unglücksfällen in allen Kreisen zu verbreiten.

Gleichzeitig sind erfreulicherweise in den meisten großen Städten Europas nach dem Vorbilde der im Jahre 1881 von Baron Mundy und Graf Wilczek gegründeten „Wiener Rettungsgesellschaft" Hilfsvereine unter verschiedener Benennung entstanden, durch welche bei plötzlichen Unglücksfällen so rasch als nur möglich, ärztliche Hilfe geleistet wird. Tausende von Menschenleben werden alljährlich durch die Thätigkeit dieser Vereine gerettet. Aber solche Vereine oder Rettungsgesellschaften können nur bestehen und eine gesegnete Wirksamkeit entfalten in größeren Städten, wo Aerzte in genügender Zahl vorhanden sind, und wo die Mittel zur Verfügung stehen, um sofort und zu jeder Zeit einen Arzt zur Hilfeleistung herbeizuholen oder die Verunglückten zum Arzt zu bringen.

In kleineren Städten und Orten, auf dem Lande und im Gebirge kommen jedoch zahllose Unglücksfälle vor, für welche die Hilfe durch einen Arzt gar nicht oder nach sehr langer Zeit erst geschafft werden kann. Für alle diese Fälle ist die Ausbildung von Samaritern, welche die erste Hilfe in sachgemäßer Weise leisten, ein allgemeiner Wunsch; mit mir haben sicher zahlreiche ärztliche Kollegen häufig die Erfahrung gemacht, wie sehr unzweckmäßige, in Unkenntnis geschehene Hilfe schaden kann, während sachgemäße erste Hilfe dem Verunglückten sowohl von großem Nutzen, als auch dem die spätere Behandlung übernehmenden Arzte hoch willkommen ist.

Wenn auch der Deutsche Samariterverein in Kiel viele tausende Lehrmittelkisten für Samariterschulen und eine noch größere Anzahl anatomischer Wandtafeln für den Samariterunterricht versendet hat, wenn ferner der von mir für den Unterricht in Samariterschulen herausgegebene Leitfaden in mehr als 60000 Exemplaren sich verbreitet findet, so dürfen wir uns damit doch keineswegs zufrieden geben. Im neuen Jahrhundert muß die Kenntnis der ersten Hilfeleistung bei plötzlichen Unglücksfällen bis zum Eintreffen des Arztes Gemeingut aller Menschen werden.

Schon im Jahre 1883 in einem Vortrage auf der Ausstellung für Hygiene und Volkswohlfahrt in Berlin, habe ich es ausgesprochen, daß alle Menschen schon in der Schule lernen möchten, wie ein jeder seinem Nebenmenschen Hilfe leisten kann bei plötzlichen Unglücksfällen.

Um dieselbe Zeit sprach Dr. Scholz auf der Allgemeinen Deutschen Lehrerversammlung in Bremen den Wunsch aus, daß die Gesundheitslehre als

ein obligatorischer Lehrgegenstand der Volksschule und als ein Teil der Naturkunde behandelt werden möge.

Bisher ist es dazu nicht gekommen, aber vor kurzem ist ein „Deutscher Verein für Volkshygiene“ ins Leben getreten, auf dessen erster öffentlicher Versammlung, am 17. Januar d. J. in Berlin, an welcher eine große Anzahl der angesehensten Männer und der bedeutendsten Gelehrten teilgenommen haben, das Verlangen ausgesprochen worden ist, daß die Hauptgrundzüge der Gesundheitslehre in der Volksschule gelehrt werden möchten.

Ich schließe mich diesem Wunsche von ganzem Herzen an und verlange nur, daß auch die Lehre von der ersten Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen als ein Teil der Volkshygiene mit gelehrt werden möge und nicht nur in den Volksschulen, sondern in allen Schulen, so daß in Zukunft kein Mensch die Schule verlassen darf, ohne die Hauptgrundzüge der Gesundheitslehre und die Lehre von der ersten Hilfe in sich aufgenommen zu haben.

Als ich vor einigen Jahren (1897) in Wien und Budapest Vorträge über Samariterschulen hielt, wurde mir von Ministern und hochgestellten Männern, die sich unter meinen Zuhörern befanden, versichert, daß in Oesterreich und in Ungarn alsbald der Samariterunterricht in allen Schulen eingeführt werden solle, und dieses ist auch seitdem in Ausführung begriffen. — Hoffen wir, daß man bald auch in Deutschland diesem Beispiel folgen werde.

Es drängt sich nun die Frage auf, von wem dieser Unterricht in den Schulen erteilt werden soll.

Der Deutsche Samariterverein hat stets die Ansicht vertreten, daß ausschließlich Aerzte den Samariterunterricht erteilen dürfen.

In erster Linie würden für den Unterricht in den Schulen die Schulärzte in Betracht zu ziehen sein. Es sind zwar Schulärzte noch nicht in allen Staaten eingeführt, aber es wird wohl ohne Zweifel nicht mehr lange dauern, bis im ganzen Deutschen Reich an allen Schulen Aerzte angestellt sein werden, welche die Gesundheitsverhältnisse der Schulen und der Schüler beaufsichtigen.

Zu dieser Aufgabe würde dann hinzutreten, den Lehrern die Grundzüge der Gesundheitslehre und die Kenntnis der ersten Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen beizubringen.

Man hat bereits in den Universitäten Oesterreichs die Einrichtung getroffen, daß alle jungen Mediziner schon in den ersten Semestern ihres Studiums Samariterunterricht erhalten und sich auch für einige Zeit an dem Dienst der großen Rettungsgesellschaften beteiligen können; dieses setzt dieselben dann leicht in den Stand, später selbst den Samariterunterricht zu erteilen.

Man fürchte nicht, daß ich unsre Lehrpläne um ein neues Fach bereichern und die Arbeitslast der „seufzenden Kreatur“ noch weiter steigern wolle. Die neuen „Lehrpläne und Lehraufgaben“ schreiben in den Naturwissenschaften folgendes Unterrichtspensum für ein Halbjahr der Obertertia des Gymnasiums vor:

„Der Mensch und dessen Organe nebst Unterweisungen über die Gesundheitspflege“ (S. 53) und für die Untersekunda der Realanstalten sogar: „Ana-

tomie und Physiologie des Menschen nebst Unterweisungen über die Gesundheitspflege" (S. 56).

Es brauchte also nur verfügt zu werden, daß in diese Unterweisungen noch ein theoretischer und praktischer Samariterkursus aufgenommen würde. Vielleicht ließe sich selbst dann die ganze anthropologische Lehraufgabe in einem Semester (40 Stunden) erledigen; wo nicht, würden an den Gymnasien die Physik, an den Realanstalten die Botanik ein wenig verkürzt werden müssen. Daß die Schüler mit der lebhaftesten Teilnahme einem Unterrichtsgegenstande folgen würden, der sie so sehr befähigte, wirklich in Goetheschem Sinne „edel, hilfreich und gut" zu sein, wird keiner bezweifeln; der Schularzt aber würde so, durch eigne Lehrthätigkeit, eine praktische Kenntnis des Schulbetriebes und damit eine Autorität gewinnen, die sich durch bloße Verfügungen nimmermehr erzwingen ließe.

Bei dieser Veranlassung möchte ich noch einmal hervorheben, wie ich es schon oft ausgesprochen habe, daß man sich davor hüten solle, den Unterricht in der ersten Hilfe zu ausführlich zu gestalten. Für dasjenige, was der Samariter leisten soll, sind nur geringe anatomische und physiologische Kenntnisse notwendig, und es ist nicht erforderlich, daß, wie es in manchen Lehrbüchern der Krankenpflege und der ersten Hilfe leider zu finden ist, dieses Kapitel zu eingehend behandelt wird.

Ebenso wird es sich empfehlen, zu vermeiden, allzuviele Ratschläge für die fernere Behandlung in Unglücksfällen zu geben, denn für den Samariter soll stets und überall der Rat vorangestellt werden, daß sofort versucht werde, einen Arzt herbeizurufen oder den Kranken schonend zum nächsten Arzt zu bringen.

Der zweite, wichtige, zu befolgende Rat soll der sein, daß dem Verunglückten kein weiterer Schaden zugefügt werde, wie zum Beispiel durch Berührung frischer Wunden mit unreinen Händen oder dadurch, daß man irgendwelche unreine Gegenstände in dieselben hineinbringt.

Was ein Knochenbruch sei und wie er zu erkennen, muß mit Hilfe von Abbildungen gelehrt werden (siehe als Beispiel meinen kleinen Aufsatz: „Das gebrochene Bein" in der Zeitschrift: „Der gute Kamerad", Jahrgang II, Heft 4/5) und ebenso, daß ein Transport des Verletzten ohne Feststellung des gebrochenen Gliedes durch Schienen sehr schädlich und gefährlich sei. Dabei ist dann zu zeigen und zu üben, wie man mit den einfachsten Mitteln (Taschentüchern, dreieckigen Tüchern, nicht Binden) Verbände anlegen und Schienen befestigen könne.

Die verschiedenen Arten von Blutungen muß der Samariter möglichst beurteilen können, damit nicht durch verkehrte Maßregeln größerer Schaden angerichtet wird.

Ebenso muß die Lehre von der Rettung Ertrinkender und richtige Behandlung anscheinend Ertrunkener Allgemeingut werden. Der Deutsche Samariterverein hat unentgeltlich viele Tausende von Blechtafeln durch ganz Deutschland verbreitet, angebracht an allen Wasserwegen, auf den Schiffen und wo immer eine Gefahr des Ertrinkens vorhanden ist.

Der Samariter soll ferner wissen, wie man brennende Kleider am raschesten

löscht und die Schmerzen Verbrannter am schnellsten lindert, daß in Kohlendampf Erstickte sofort in die frische Luft zu bringen sind und die künstliche Atmung sobald als möglich eingeleitet werde.

Er möge ferner lernen, wie einem unter dem Zeichen plötzlicher Atemnot leidenden Menschen zu helfen ist, wie man die Ohnmächtigen und die vom Blitzschlag oder Sonnenstich Getroffenen verschieden zu behandeln hat.

Wenn auch nur diese Hauptpunkte der Samariterlehre allen Schülern zur Kenntnis gelangen, so wird ihnen damit auf ihren Lebensweg ein wertvolles Wissen und Können mitgegeben.

Geschichte der orientalischen Frage.

Ungedruckte Vorträge aus dem Nachlasse

von

Prof. Wilhelm Maurenbrecher.

II.

Die Befreiung Griechenlands.

Die Türken hatten den Griechen in ihren kleinen Kantonen eigne Ortsverwaltung gelassen, vor allem ihre eignen Geistlichen; die griechische Kirche unterstand einem Patriarchen in Konstantinopel, der sie bei der türkischen Regierung vertrat. Nun hatte im achtzehnten Jahrhundert Griechenland einen großen Aufschwung in zweifacher Weise genommen: materiell erblühte das Land sehr, die Griechen bemächtigten sich eines großen internationalen Handels, Wohlstand kam in das Land, so daß sie Bewunderung und Neid bei den Türken erregten. Gleichzeitig ging auch das geistige Leben in die Höhe, Bildung und Wissenschaft nahmen zu, und aus beiden Quellen floß neues Wachstum dem Nationalgeiste zu; mächtig wuchs die Stimmung an, daß man sich die Freiheit erringen müsse.

In russischen Diensten standen eine Anzahl von Hellenen. Das Ohr des Kaisers hatte einer derselben, der Jonier Graf Kapodistrias aus Korfu, er gehörte zu den leitenden Personen; auch in Deutschland, auf dem Wiener Kongreß, in Frankreich hatte er erfolgreich und kräftig die Ziele des Zaren vertreten; besonders an ihn dachte man wohl, wenn man meinte, Rußland stehe mit den Griechen in Verkehr und unterhalte Verbindungen mit dem, was dort sich vorbereitete und wovon man schon unbestimmte Vorstellungen und Erwartungen hegte. — Schon aus der ersten Zeit der Unterjochung hatten unter den Griechen Verbindungen einzelner zum Schutze gegen die Türken bestanden. Ein größerer Zug kam hinein durch Rhigas — geboren 1753 — Kaufmann und Litterat in Bukarest; er brachte

einen Geheimbund gegen die Türken, eine Hetärie, zu stande, in der die Griechen im Auslande, wie die durch die türkischen Länder zerstreuten, Mitglieder waren: eine ganze Kette von Verschworenen wartete auf den passenden Moment. Doch Rhigas fiel den Türken in die Hände und wurde mit seinen Gefährten in der Donau ertränkt. Diese Hoffnung war also einstweilen vereitelt.

Im Jahre 1812 entstand in Athen eine neue Hetärie, die Philomusen, ein Verein, um die Altertümer Athens und Griechenlands zu schützen, deren Wegschleppung durch die Engländer zu begegnen. Der Verein sandte seine Mitglieder über ganz Europa aus, selbst auf dem Wiener Kongreß war er angesehen. Neben den Philomusen existierte die Hetärie der Philiker. In Odessa traten 1814 junge Leute zusammen zu einer Hetärie mit politischem Charakter und zu politischen Zwecken, man war entrüstet, daß der Wiener Kongreß nichts für die Griechen that, nun wollte man sich selber helfen; Erhebung aller Christen in der Türkei gegen den Halbmond war das ausgesprochene Ziel. Der Bund war geheim, mit allen möglichen Geheimniskrämereien umgeben. Man redete stets von geheimer Regierung — kein Mensch erfuhr, wo und wer das sei; man flüsterte sich zu, es sei der russische Zar; ein Beweis dafür lag nicht vor, man glaubte es aber. Man meinte immer, zur rechten Zeit werde von dort das Signal zum Losschlagen gegeben werden, man wartete darauf; endlich wurde man ungeduldig und entschloß sich, auf eigene Hand loszugehen.

Wie weit nun eine solche Annahme russischen Einflusses begründet war, ist fraglich. Außer Frage steht wohl, daß Kaiser Alexander den griechischen Plan seiner Großmutter angenommen, daß er Rußland an Stelle der Türkei zum Herrscher in Konstantinopel machen wollte; seine orientalische Politik umschloß natürlich auch die Absicht, Griechenland der Türkei zu entreißen, aber es folgt noch nicht daraus, daß mit dem Geheimbunde Rußland einverstanden sein mußte. Es war doch zwischen der Tendenz der griechischen Hetärie und dem Ziele der russischen Politik eine bedeutende Verschiedenheit, ja sogar ein Gegensatz. Die Griechen wollten ihre Freiheit, Autonomie: die Russen wollten den Griechen Autonomie von den Türken schaffen, dann aber sich selbst sie unterordnen; nicht die Freiheit Griechenlands, die Unterwerfung Griechenlands unter Rußland war das russische Ziel. So ist es kein Wunder, daß man sich formell mit den Leitern der Hetärie zu engagieren oder zu kompromittieren unterließ. Das beirrte die Sendboten der Hetärie kaum, man war überzeugt, daß Rußland eventuell eine Erhebung gerne sehen würde und daß Kapodistrias mit den Hellenen fühle, für sie sich bemühe. Viele waren der Ansicht, Alexander wolle nur genötigt sein, er wolle zuerst das fait accompli des Aufstandes, ehe er sich entscheide. Die Hetärie machte Propaganda in Griechenland, in den Donaufürstentümern, ja sogar in Konstantinopel selbst; 1819 und 1820 wartete alles auf den Funken, der den allgemeinen Brand entzünde. Man kam auf die Idee, einem Manne die oberste Leitung zu geben, und legte im Februar 1820 Kapodistrias den Antrag vor, das Ganze zu leiten. Das fiel gerade in die Zeit, als die Nachrichten über die spanische Revolution den russischen Hof entrüsteten. Kapodistrias lehnte ab,

und nun wandte man sich an Alexander Ypsilanti, General in russischen Diensten, Enkel des Hospodars der Walachei; dieser nahm an. Doch zog man Kaiser Alexander nicht ins Vertrauen, man wollte die antirevolutionäre Strömung verrauschen lassen. Ypsilanti traf alle Vorbereitungen, in den Donaufürstentümern, in Epirus, im Peloponnes sollte es gleichzeitig losgehen. Ypsilanti beschloß selbst an der Donau anzufangen, er rechnete auf seine Freunde in der Walachei, auf Unterstützung durch Serbien, wo Milosch seit 1817 als türkischer Vasall in halber Selbständigkeit regierte; seine Proklamation enthielt auch den Satz: „Wisset, daß eine große Macht uns beschützt.“ Man verstand den Wink nur zu gut.

Im März 1821 kam Ypsilanti über den Pruth und pflanzte die Fahne der Empörung in Jassy auf, gleichzeitig geschah ähnliches in Bukarest; nun kam es darauf an, ob die fremde Hilfe erfolge — aber das geschah nicht! — und so wäre, von den Russen nicht unterstützt, fast im Keime der griechische Freiheitskrieg erstickt worden. Im Juni schlugen die Türken Ypsilantis kleines Heer nieder, er selbst floh auf österreichisches Gebiet, wo ihn Metternich gefangen nehmen ließ. Alles hing ab von der Stellung der großen türkischen Vasallen, des Ali Pascha in Albanien, Mehemed Alis in Aegypten, deren Stellung schon halb selbständig war. Ali hatte 1820 versucht, ein autonomes albanisches Reich zu schaffen. Zwischen der griechischen Hetärie und Ali Pascha wurde keine Kooperation ermöglicht, und die Türken schlugen 1822, im Januar, die albanische Erhebung gründlich zu Boden. So erschien das türkische Regiment neu befestigt, aber dennoch schlugen von jenen Versuchen her einzelne Funken auf die griechische Halbinsel herüber. Im Dezember 1820 erfolgte der Aufstand der Sulioten, im März 1821 der Aufstand in Maina, im April in Patras, mit dem Erzbischof an der Spitze; das pflanzte sich fort; im Sommer 1821 war Morea fast frei, die Inseln schlossen sich an.

In Konstantinopel richtete ein Ausbruch der fanatischen türkischen Volkswut ein schreckliches Blutbad unter den Christen an, der griechische Patriarch wurde erschlagen und der russische Gesandte Stroganow vom türkischen Pöbel beschimpft. Er forderte Satisfaktion, sie wurde nicht gewährt: man stand vor dem Ausbruch eines russisch-türkischen Krieges. Welch gewaltige Förderung hätte dies der griechischen Freiheitssache gebracht! Die Großmächte legten sich ins Mittel, besonders Metternich, für dessen Anschauung die Griechen Rebellen wie die Spanier, Portugiesen, Neapolitaner waren. Metternich hielt den Sultan für den legitimen Herrn von Griechenland, den man dort zu beschützen habe, und er bearbeitete den Kaiser Alexander für diese Anschauung, den Griechen nicht zu helfen, sie preiszugeben. Der Kongreß von Laibach 1821, Januar bis Mai, faßte den Beschluß, daß die europäische Diplomatie den türkisch-russischen Konflikt beizulegen suchen sollte und daß Alexander die griechische Sache nicht unterstütze. Metternich und Castlereagh waren darin einig, sie predigten Ruhe. Sogar 1822 ließ sich Alexander auf dem Kongreß in Verona noch einmal zum Stillstand bewegen, Rußland blieb 1822 bis 1823 ruhig trotz seiner griechischen Sympathien.

Inzwischen raste in Griechenland ein furchtbarer Krieg. Die Leidenschaften waren auf beiden Seiten entfesselt, grausam, wild, heimtückisch waren Griechen wie Türken; es war ein Rassen- und Religionskrieg, man kämpfte um die Existenz, das wußte man. Auf die Details des Krieges kann hier nicht eingegangen werden. Nachdem im Januar 1822 der albanesische Aufstand bewältigt worden, griffen die Türken mit drei großen Heeren die Griechen an, anfangs mit Erfolg, doch schließlich ohne größeres Ergebnis. Morea behauptete die 1821 faktisch erlangte Unabhängigkeit; eine ganze Anzahl von Personen zeichneten sich im Kleinkrieg aus: Maurokordatos, Kanaris, Demetrius Ypsilanti, Kondoriotis und noch mancher andre. Das übelste auf griechischer Seite war der Parteistreit, persönlicher Hader und Eifersucht; man stritt nicht nur gegen den Nationalfeind, sondern mit gleicher Wut auch gegeneinander; besonders heftig befehdeten sich Demetrius Ypsilanti und Maurokordatos. Es bildeten sich zwei Regierungen in Salona und Missolunghi für Ost- und für Westhellas; darauf noch eine dritte in Morea. Endlich gelang es, eine allgemeine Nationalversammlung zu stande zu bringen, die am 1. Januar 1822 die griechische Unabhängkeit erklärte und die nun bemüht war, Europa für sich zu gewinnen, zuerst ohne Erfolg bei den Großmächten, denn zum Kongreß von Verona wurden ihre Sendboten nicht zugelassen.

Schlimm war es, daß 1823 in Morea unter den Griechen offener Bürgerkrieg ausbrach, erst Ende 1824 wurde die Partei des Kolokotronis durch Kondoriotis und Kolettis überwunden und fügte sich der Mehrheit.

Trotzdem war auch 1823 den Türken die Wiederunterwerfung Griechenlands nicht geglückt. Da entbot der Sultan die Hilfe seines Vasallen, Mehemed Ali von Aegypten, ein ägyptisches Heer und die ägyptische Flotte erschienen, Kreta wurde genommen und zugleich von der türkischen Flotte unter Chosrew Pascha und von der ägyptischen unter Ibrahim, Mehemeds Sohn, Seekrieg geführt. Plötzlich landete Ibrahim unerwartet sein Heer bei Modon, auf der Südspitze von Morea, am 24. Februar 1825; Schrecken verbreitend rückte er vorwärts, bald war ganz Morea erobert. Im Juli erklärte Griechenland, sich England unterwerfen zu wollen, doch dies nahm nicht an; im September war fast alles verloren. Seit April 1825 war Missolunghi schon von den Türken belagert, am 24. April 1826 fiel die Stadt. Ein furchtbares Gemetzel entstand, dann sprengten die Verteidiger sich mit einem Fort in die Luft, viele Aegypter mit in den Tod reißend. Das war ein Donner, der laut in die Ohren von ganz Europa dröhnte! Für die Griechen war es ein Glück, daß Ibrahim sich darauf nach Morea zurückzog, seinen Lohn erst erwartend. In Osthellas wogte unterdessen der Kampf lang um Athen, endlich 1827 erlag auch die Akropolis, Griechenlands letzte Stunde schien da.

Erst in dieser äußersten Not wurde den Griechen Hilfe gebracht durch die Intervention des russisch-englischen Bundes, besonders durch Rußland. 1822 bis 1826 hatte Europa zugesehen, unter dem Banne von Metternichs Politik, sowohl in Rußland wie in England schien die Thatenlust oft zu erwachen, aber

bis zuletzt war dennoch alles ruhig geblieben. Von Anfang an hatten sich dagegen die Sympathien der Völker für Griechenland erklärt, ja weite Kreise waren vom Taumel des Philhellenismus ergriffen. Den Griechen half die Vergangenheit, der Name ihrer Nation. Den Gebildeten Europas schienen die Griechen die Nachkommen von Perikles, Themistokles, Leonidas, Demosthenes; die griechische Gegenwart wurde gesehen im Lichte der griechischen Vergangenheit, jedes kleine Gefecht der Griechen im Glanz solcher Erinnerungen gespiegelt; alles Schlechte verschwand, alles galt als edel! Durch diese Sympathie meinte man den Dank, den man der Antike schuldete, den Griechen abzutragen, gerade die Gebildeten, die Gelehrten schwärmten am meisten. Besonders lebhaft waren diese Gefühle in England und in Deutschland; aus England braucht nur Byron genannt zu werden, der Feder und Schwert, Besitz und Leben in den Dienst Griechenlands stellte; dort reinigte er sich von den Flecken seiner Jugend! — In Deutschland wirkten vor allem Wilhelm Müllers Griechenlieder; Krug, Thiersch, Voß schrieben und redeten; Griechenvereine entstanden, Geldsammlungen, Waffensendungen wurden gemacht, bald eilten auch Freiwillige dorthin; das Corps der Philhellenen operierte schon 1823 in Griechenland für den Aufstand. Bis an die Höfe, die offiziell sich ruhig hielten, reichte diese Stimmung; trotzdem der Deutsche Bund auf Metternichs Veranlassung 1821 die Sammlungen für Griechenland verboten, geschahen sie doch; der preußische Kronprinz war begeistert für Griechenland, ebenso der bayrische, der spätere König Ludwig I., er schenkte selbst viel und ließ Sammlungen halten; wo er hinreiste, bat er, ihm keine Feste zu geben, sondern das Geld den Griechen zu opfern. Selbst ein so gemäßigter Mann wie Niebuhr urteilte damals: „Wenn ein Volk mit Füßen getreten wird und aufs Blut gemißhandelt, ohne Hoffnung auf Besserung, wie die Griechen unter den Türken, wo kein Weib ihrer Ehre sicher war und der Pascha die Töchter und Söhne aus den Häusern der Christen hervorholte, wo keine Spur von Recht bei den Tyrannen zu erlangen ist, die Religion verfolgt wird, da ist die höchste Not, und da ist Empörung gegen den Unterdrücker so rechtmäßig wie irgend etwas. Wer da die Rechtmäßigkeit des Aufstandes verkennt, muß ein elender Mensch sein, der verdient, daß man vor ihm ausspucke und ihm den Rücken zudrehe!“

Im ersten Augenblick halfen natürlich diese Sympathien den Griechen nicht viel, aber sie erfüllten die Atmosphäre Europas, sie gewannen allmählich Einfluß auf die Kabinette. Das zeigte sich zunächst in England, dann aber war es für Rußland ein unermeßlicher Gewinn, in der öffentlichen Meinung Europas einen Rückhalt für seine orientalische Politik zu haben. Viel wurde seit 1822 zwischen den europäischen Kabinetten verhandelt, schon 1823 erkannte Canning die Griechen als kriegführende Macht an, also nicht mehr als Rebellen; 1824 begannen in Petersburg diplomatische Konferenzen; Rußlands Vorschlag war, daß Griechenland ins Verhältnis der Donaufürstentümer zur Türkei treten solle, und zwar in Form von drei kleinen Staaten nebeneinander. (Damals waren ja auch faktisch drei griechische Zentren im Krieg: Osthellas, Westhellas, Morea.) Wenig ver-

hüllt war hier die spezifisch russische Absicht der ganzen Orientpolitik: nicht griechische Freiheit, sondern eine Halbheit war russisches Ziel, eine Zwitterstellung Griechenlands zur Türkei, bei der Rußland seinen Einfluß und seine Macht über Griechenland erstrecken könnte. England wollte die völlige Unabhängigkeit Griechenlands begünstigen. Die Verhandlungen blieben ohne Ergebnis.

Ein völliger Bruch schien Herbst 1825 zwischen Rußland und Oesterreich täglich zu erwarten; Alexander und Metternich, die beiden Führer der europäischen Reaktion, drohten sich zu entzweien; dagegen bahnte sich eine Annäherung zwischen Alexander und Canning. Da starb Alexander am 1. Dezember 1825. Sein Nachfolger wurde sein jüngerer Bruder Nikolai, da Konstantin auf den Thron verzichtete. Groß, kräftig, sehr energisch, oft etwas wild und rauh, oft recht brutal in seinem Wesen, mit festem Willen ausgestattet, nicht weich und lenksam wie Alexander, aber auch nicht schwankend und unsicher, viel autokratischer, gewaltsamer und reaktionärer, war Nikolai ein eiserner Charakter, vor dem Freund und Feind Respekt hatte. Und Nikolai war vom ersten Augenblick an entschlossen, mit aller Wucht in die orientalischen Verwicklungen einzugreifen. Das Zaudern und Schwanken hatte ein Ende, Nikolai wußte, was er wollte. Er war sofort bereit, auf Cannings Pläne einzugehen, für die Loslösung Griechenlands von der Türkei einzutreten, aber zugleich auch Rußlands eigne Aufgabe im Orient zu fördern. Es gelang der englischen Diplomatie, die drei Mächte England, Rußland und Frankreich zu gemeinsamem Vorgehen zu bewegen; sie rüsteten sich zur Intervention im griechisch-türkischen Konflikt. Ihre Flotten vereinigten sich, um Waffenruhe in Griechenland zu erzwingen, das heißt den zur Vernichtung Griechenlands ausholenden Arm der Türken hielten sie fest; sie pflanzten sich als Deckung vor die Griechen auf.

Die Türken meinten dieser drohenden Wendung zu entgehen, indem sie die spezifisch russischen Forderungen völlig befriedigten. Schon am 27. März 1826 hatten die Russen ein Ultimatum überreicht, die Türken hatten alles gewährt. Am 6. Oktober 1826 wurde in Akjerman der russisch-türkische Vertrag geschlossen: 1. Die Verhältnisse in den Donaufürstentümern wurden nach russischem Verlangen neu geregelt; die Hospodare sollten dort gewählt werden, der Sultan konnte sie nur bestätigen, und ohne russische Zustimmung waren sie unabsetzbar. 2. Die Privilegien Serbiens wurden hergestellt. 3. Eine Grenzregulierung nach russischem Wunsche wurde vorgenommen und den Russen der Bau von Festungen im Kaukasus gestattet. Wenn die Pforte glaubte, mit dem Vertrage von Akjerman sich Frieden und Ruhe von seiten Europas erkauft zu haben, so war das eine Illusion; die Intervention für Griechenland begann gerade erst recht. Man wird begreifen, wie groß das Entsetzen der Pforte war, als es deutlich wurde, daß auch England, auf das sie stets bei den russischen Belästigungen gebaut, das früher der Hort und Schutz der Türkei gewesen, daß auch England sich zu denjenigen gesellte, die in Griechenland „vermitteln“ wollten! Man nannte das in der diplomatischen Sprache noch „Vermittlung“, während man auf die Emanzipation Griechenlands von der Türkei ausging. Die Gesandten Rußlands, Eng-

lands und Frankreichs legten den Türken mehrmals den Antrag vor, den Griechen faktische Autonomie zu geben, sie lehnten aufs bestimmteste ab; man trug in Kollektivnoten in Konstantinopel die Forderung des Waffenstillstands vor; der türkische Minister wollte nichts davon hören; man machte darauf im August 1827 die Mitteilung, daß man die Waffenruhe im griechischen Meere faktisch durchführen, den ferneren Anzug türkisch-ägyptischer Scharen von Griechenland abhalten werde.

In Griechenland hatte die Freiheitspartei seit 1826, seitdem europäische Hilfe sicher war, einen großen Aufschwung genommen; zwei tüchtige englische Offiziere, Lord Church und Lord Cochrane dienten dort und disciplinierten die Freiwilligen, und dann war unter den ziemlich zusammenhanglos Kämpfenden die Ueberzeugung erwacht, daß eine einheitliche Leitung nötig sei, die Schaffung eines Zentrums, einer Zentralverwaltung. Sowohl deshalb als auch um den europäischen Freunden einen Anhalt zu gewähren, that man den entscheidenden Schritt: man wählte einen Präsidenten, und zwar den Grafen Kapodistrias, den einst allmächtigen Minister Alexanders, der seit 1822 als Privatmann lebte; Kapodistrias nahm an, aber ehe er sich auf den Weg nach Griechenland machte, suchte er sich noch Hilfe und Unterstützung in Paris, London, Wien, Petersburg zu sichern. Den Griechen war damit aufs neue russische Hilfe garantiert und den Russen ein Pfand geboten, daß er Griechenlands Zukunft so wenden werde, daß Rußland dort Einfluß behalte.

Als Kapodistrias am 18. Januar 1828 in Griechenland erschien, fand er schon vieles gethan, die Griechen schon befreit aus der größten Gefahr. Eine große ägyptisch-türkische Flotte war herangekommen, um einen neuen Angriff auf Griechenland zu ermöglichen, die drei alliierten Flotten hatten aber ihre Absicht notifiziert, dies Vorhaben der Türken nicht dulden zu wollen. Die ägyptisch-türkische Flotte lag in der Bucht von Navarin, bereit zum auslaufen; die Alliierten legten sich davor, das Auslaufen zu hindern. Plötzlich gerieten am 26. Oktober 1827 an einem Flügel die Schiffe aneinander, eine allgemeine Seeschlacht entspann sich daraus, das Ende war die völlige Zerstörung der türkischen Flotte. Ueber die Details des Vorgangs hat sich sofort heftiger Streit erhoben, Beschuldigungen machten beide Teile geltend, da sollen die Türken angefangen, da sollen die Engländer provoziert haben. Die englische Politik war bald nachher bemüht, das Ganze in ein gewisses Zwielicht zu hüllen, man war über die That erschreckt, nachdem sie geschehen, man suchte, trotz des Zusammenstoßes die Fiktion aufrecht zu halten, daß man in Frieden und Freundschaft mit der Pforte lebe, also mußte man abschwächen, mußte beschönigen, was natürlich den verletzten Türken gegenüber seine Schwierigkeiten hatte. Die gar nicht beabsichtigte, aber recht wirksame Seeschlacht von Navarin ist das Ereignis, dem die Freiheit Griechenlands verdankt wurde; die Flotten der Alliierten hatten die türkische Flotte total vernichtet, den Türken die Waffe entrissen, durch die sie Griechenland zu unterjochen dachten. Für England war Navarin eigentlich mehr, als man gewollt, und es erfolgte eine Reaktion gegen die Strömung der

letzten Jahre. Die Zerstörung der türkischen Flotte ernüchterte plötzlich England von dem Rausch, den die Philhellenen zu stande gebracht hatten, man sah ein, daß Englands eigentliches Interesse verbiete, die Türkei zu ruinieren, und daß man auf dem besten Weg sei, solchen Ruin zu verursachen; so hielt man inne. England blieb formell noch bei der Allianz mit Rußland und Frankreich, aber that nichts mehr dafür; nur über Griechenlands Schicksal blieben Konferenzen im Zuge, an denen sich auch England beteiligte, immer bemüht, von der Türkei weiteren Schaden abzuwehren, voll Eifer den russischen Einfluß auf das neu entstehende Griechenland zu verkleinern.

In Griechenland ging der Krieg weiter; die Hauptsache geschah aber durch den direkten russisch-türkischen Krieg, der 1828 ausbrach. Die Russen boten große Mittel auf; an der Donau, vom Schwarzen Meere aus, in der asiatischen Türkei, von drei Punkten aus stieß man auf die Türken, die aber besser Widerstand leisteten, als man gedacht hatte. Alle Friedensvermittlungen, die Oesterreich versucht und England unterstützt hatte, führten 1828/29 wiederum zu nichts, erst mußten die russischen Fortschritte die Pforte noch mürber machen, dann erst ergab sie sich ins Unvermeidliche. General Diebitsch war 1829 an die Spitze des russischen Heeres getreten, im Juni vernichtete er das türkische Heer bei Kulewtschi, der Balkan wurde überschritten, im August zog er in Adrianopel ein und richtete seine Spitze auf Konstantinopel selbst. Oesterreich und England waren aufs äußerste alarmiert, weder Metternich noch Wellington wollten den russischen Einzug in Konstantinopel dulden, sie machten Miene einzuschreiten; günstigen Boden fand Rußlands Politik allein in Frankreich bei Karl X.; für entsprechenden Gewinn war er bereit, den Russen beizustehen. Die Heftigkeit dieser Gegensätze hat in erster Linie die preußische Diplomatie gemildert und Rußland zur Herabstimmung seiner Forderungen, zur Vertagung seines orientalischen Planes bewogen, und so wurde in Adrianopel am 14. September 1829 der Friede geschlossen. Rußland gab die eroberten türkischen Gebietsteile zurück, die Grenze zwischen Rußland und der Türkei wurde wieder der Pruth; die Inseln am Donaudelta kamen an Rußland; in Asien dagegen fand eine durchgehends Rußland günstige Grenzregulierung statt. Den Donaufürstentümern und Serbien wurden ihre Privilegien bestätigt, und zehn Millionen Gulden Kriegskostenentschädigung sollten die Türken zahlen. Dann trat die Pforte jetzt dem Londoner Vertrag von 1827 und dem Protokoll von 1829 bei, worin die Unabhängigkeit Griechenlands stipuliert worden; türkische Deputierte sollten sich an den Verhandlungen über die Ausführungsbedingungen beteiligen.

Der Friede von Adrianopel bezeichnet immerhin einen großen Fortschritt der russischen Politik, wenn auch das Endziel nicht erreicht war. Die Türkei war für den Augenblick ganz abhängig von Rußland, in den Donaufürstentümern war die Verwaltung der Hospodare ganz russisch, enorme Geldzahlungen mußten die Türken den Russen machen, ihre staatliche Auflösung schritt vorwärts, und Rußland bereitete sich vor, bei nächstem Anlaß direkt und endgültig in die Erbschaft des „kranken Mannes“ einzutreten. Rußland war gefaßt, dem Wider-

sprüche Oesterreichs und Englands dabei zu begegnen, und sah sich deshalb nach andern Allianzen um. Die Beziehungen zu Preußen wurden wieder intimer, vor allem aber erstrebte Nikolai die französische Allianz, und alle Parteien in Frankreich waren eifrig dafür, sowohl die gemäßigten Liberalen als die royalistischen Ultras und die Bonapartisten. Sie meinten, für Frankreich sei dies ein Anlaß, die Rheingrenze zu erwerben. Die russische Aufgabe war es nun, diese französische Forderung der Rheingrenze so zu modifizieren, daß Preußen sie annehmen könnte, Preußen andre Annexionen in Aussicht zu stellen. Doch König Friedrich Wilhelm III. konnte sich nicht entschließen, zu solcher Politik die Hand zu bieten, niemals würde er sich von Landesteilen trennen, für die Preußen Opfer gebracht, so ließ er in Petersburg erklären. Frankreich und Rußland verhandelten eifrig darüber, bis der Ausbruch der Julirevolution 1830 in Frankreich die französisch-russische Freundschaft zerschnitt. Kaiser Nikolai hielt an dem Gedanken fest, daß der Untergang der Türkei bald kommen müsse und daß dann Rußland in der Lage sein müsse, als Erbe in Konstantinopel einzurücken. Erst nach mehr wie zwei Jahrzehnten glaubte er diesen Augenblick gekommen, aber auch dann noch war es zu früh!

Der Sultan hatte die Befreiung Griechenlands zugestanden, und nun hatten die europäischen Mächte die Aufgabe, das freigewordene Griechenland zu konstituieren auf der Basis des Londoner Protokolls zwischen England, Frankreich und Rußland vom 22. März 1829. Einstweilen regierte provisorisch Graf Kapodistrias. Die Verfassung Griechenlands sollte monarchisch sein und ein europäischer Prinz dort König werden; der designierte Herrscher durfte aber kein Mitglied der französischen, russischen oder englischen Dynastie sein. Mehrere Bewerber wurden genannt, unter ihnen Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, der schon früher mit Kapodistrias in Beziehung getreten war. Leopold, geboren 1790, war talentvoll, strebsam, politisch gebildet; er war Gemahl der englischen Thronerbin Charlotte gewesen und nach deren Tode 1817 in England geblieben und lebte von einem englischen Jahresgehalt. Man hatte eine gute Meinung von ihm, Kapodistrias glaubte, er würde den Griechen genehm sein, und so wählte ihn die Londoner Konferenz am 3. Februar 1830 zum König von Griechenland; er erklärte sich bereit zur Annahme und begann eine lebhafte Korrespondenz mit Kapodistrias. Dieser war gar nicht entzückt von dem Verhalten seiner griechischen Landsleute, er stritt viel mit ihnen; einmal erklärte er: die Griechen seien alle Lügner, ein andermal sagte er ihnen, ihre Heldenthaten beständen darin, daß sie sich mit den Türken etwas gerauft und denselben Schafe und Ziegen gestohlen; er malte dem Prinzen Leopold den griechischen Charakter und die griechischen Zustände nicht sehr rosig. Da erschrak Leopold vor der Größe der ihm zugemuteten Aufgabe, und zur allgemeinen Ueberraschung lehnte er plötzlich am 15. und 21. Mai 1830 die schon angenommene griechische Krone ab. Nun war also Griechenland ein Königreich ohne König. Man kam schließlich auf einen Verlegenheitskandidaten und wählte am 7. Mai 1832 den Prinzen Otto von Bayern, Sohn des philhellenischen Königs Ludwig I. von Bayern; die Griechen

acceptierten ihn, doch, da er erst 17 Jahre alt war, mußte eine Regentschaft für ihn errichtet werden.

In Griechenland waren die Zustände seit 1830 immer unerfreulicher geworden, der Parteihader dauerte fort, er war sogar noch gewachsen. Die Einsetzung des Präsidenten Kapodistrias hatte nichts geholfen; es haderten die russenfreundlichen und die russenfeindlichen Cliquen, es zankten sich allerlei persönliche Koterien, Aufstände waren an der Tagesordnung. In Hydra existierte eine förmliche Gegenregierung unter Maurokordatos, Miaulis, Konduriotis; Kapodistrias rief russische Hilfe an, die russische Flotte bezwang gewaltsam die griechische; am 9. Oktober 1831 wurde Kapodistrias ermordet. An seine Stelle trat sein Bruder Augustin Kapodistrias, aber als wieder neue Parteiungen und eine neue Gegenregierung entstanden, resignierte er am 9. April 1832. So war es hohe Zeit, daß ein König eingesetzt wurde. Am 6. Februar 1833 landete der gewählte Otto von Bayern in Nauplia, jubelnd empfangen, mit bayrischem Heere, bayrischem Gelde und bayrischen Beamten! Die Regentschaft bestand aus drei Bayern: Armansperg, Heidegger und v. Maurer. Nach gelehrter konstitutioneller Schablone war die Verfassung geschaffen, und es begann ein parlamentarisches Leben und Treiben in Griechenland, bei dem sich besonders anfangs die Schattenseiten sehr bemerkbar machten. Niemand wird verkennen, daß in dem zweiten Menschenalter nach der Befreiung vom türkischen Joche die Entwicklung Griechenlands große Fortschritte gemacht hat, doch damals zeigte sich das griechische Königreich dieser Befreiung nicht wert.

III.

Der ägyptische Aufstand und der Krimkrieg.

Rußland hatte mit allen Mitteln die Emanzipationsgelüste der Völker an der Donau unterstützt, der Walachen und Rumänen in den Donaufürstentümern, der Serben in Bosnien und Serbien, es hatte, so viel an ihm lag, die autonomen Tendenzen begünstigt in Albanien und Griechenland. Keineswegs aber hatte es alle jene Erhebungen gegen die türkische Herrschaft in der Absicht gefördert, um jene Länder zur staatlichen Freiheit zu bringen. Annexion, Unterordnung unter Rußland oder ein Protektorat war das russische Ziel, eine halbe Selbständigkeit, eine Stellung halber Freiheit für jene Völker war der Wunsch Rußlands, sobald die völlige Unterordnung nicht durchzuführen schien. Die Befreiung Griechenlands, diese erste Station auf dem neuen Wege, hatte zwei Seiten, einmal war sie sicher eine Schwächung der Türkei, die Losreißung eines weiteren Stückes der Türkei vom Körper des türkischen Reiches, andrerseits aber war die Erklärung Griechenlands zu einem selbständigen Königreich unter einem König aus europäischem Fürstenhause nicht die Absicht Rußlands gewesen; dies aber war ein verlockendes Beispiel für die nationalen Tendenzen allenthalben im türkischen Reiche; was den Griechen geglückt, war vielleicht auch erreichbar für Serben und Rumänen, für Albanesen und Bulgaren! Man hatte es bei den Griechen erlebt, daß die Losreißung von der Türkei nicht identisch sein mußte

mit Unterordnung unter Rußland, man konnte neben der russischen Lösung der orientalischen Frage noch etwas andres versuchen. Es liegt auf der Hand, daß sich mit diesen Tendenzen jener Völkerschaften die Interessen Englands und Oesterreichs sehr wohl verbinden konnten. Dann mußte Rußland dort auf einen mächtigen Gegensatz stoßen, weit widerstandskräftiger als die Türkei selbst!

Zunächst nach dem Frieden von Adrianopel nahm Rußland die Türkei selbst unter seine Fittiche, vielleicht war der Weg nach Konstantinopel so zu erreichen, daß man als Ratgeber oder Vormund der Türkei eine indirekte Herrschaft ausübte. Der Gang der Ereignisse war ansteckend für die Vasallen des Sultans. Die großen Paschas strebten jetzt selbst nach Autonomie, wie Ali Pascha einst in Albanien, so sein Nachfolger, und ähnlich die Statthalter in Syrien und Bagdad. Ganz besonders wichtig war die Stellung Aegyptens zum Sultan. Aegypten war schon ziemlich selbständig, seine Unterordnung nur formell, hauptsächlich in einer Tributzahlung bestehend. Mehemed Ali hatte sich 1805 gewaltsam zum Statthalter aufgeworfen; er war ganz der Mann, sich eine große Macht anzueignen, er vereinigte orientalische Rücksichtslosigkeit und Wildheit mit europäischer Kriegskunst, in Aegypten war sein Schalten ganz absolut. Sein Stiefsohn Ibrahim Pascha hatte dem Sultan Hilfe geleistet im griechischen Kriege, das ägyptische Heer war erst 1828 abgezogen, als die Engländer und Franzosen dort eingriffen. Mehemed Ali und Ibrahim hofften damals auf einen Statthalterposten in Europa selbst, noch neben ihrer ägyptischen Stellung, sie verlangten eine Ausdehnung ihrer Macht nach Syrien und Kleinasien hin; endlich rüstete sich der Sultan zum Widerstand gegen Aegypten. Ein eigentlicher Bürgerkrieg entbrannte 1831 bis 1833 zwischen den zwei mohammedanischen Mächten. Erfolgreich schritt Ibrahim in Kleinasien vorwärts, eine Reihe von Schlachten waren gewonnen, und die Niederlage der Türken bei Konia am 21. Dezember 1832 legte den Weg nach Konstantinopel den Aegyptern offen. Da bot Rußland seine Hilfe an; natürlich war die Erstarkung der Türkei durch ägyptischen Blutzufluß oder gar eine Ablösung des Sultans durch Aegypten nicht nach Nikolais Sinn. Im Januar 1833 wurde im großen türkischen Staatsrat die russisch-türkische Gemeinschaft beschlossen, eine russische Flotte erschien im Bosporus, ein russisches Heer folgte; der Schutz Konstantinopels war ersichtlich, und im Mai wurde endlich zwischen der Türkei und Aegypten Friede geschlossen in Kutahia. Aegypten erhielt zwei Provinzen in Syrien, mußte aber die Oberhoheit des Sultans anerkennen. So war die Türkei gerettet und am Leben erhalten durch ihren Feind, der selbst sie beerben wollte. Aber der Sultan mußte den Russen den Dank für seine Rettung erstatten; im Vertrag von Hunkiar-Skelessi (Juli 1833) übernahm die Türkei die Verpflichtung, keinem fremden Kriegsschiff die Durchfahrt der Dardanellen zu gestatten. Dies war eine Deckung und Schutz der russischen Stellung im Schwarzen Meere.

In Europa verstand man wohl die Bedeutung dieses Vertrages; England und Frankreich erließen identische Noten; tief betrübt über diesen russisch-türkischen

Bund erklärten sie, denselben nicht als bindend anzusehen, den Ausschluß ihrer Schiffe nicht zu dulden, sie würden eventuell handeln, als ob jener Vertrag nicht existierte! Darauf antwortete Rußland, es würde eventuell so handeln, als ob jene Erklärung nicht existierte! Einen Augenblick sah es aus, als ob eine englische Flotte in die Dardanellen einfahren wolle, um dem Protest Nachdruck zu verleihen, es geschah aber doch nicht.

In England erwachte das populäre Verlangen, die Türkei gegen Rußland zu schützen. In der Presse hat David Urquhart die Lärmtrommel gegen Rußland gerührt; 1833 ließ er eine Reihe von Schriften drucken, die Zustände des Orients zu erklären und die Gefahr des russischen Vorgehens für den Kolonialbesitz Englands in Indien besonders zu beleuchten: für England handle es sich um Behauptung seiner eignen Stellung und Macht, Indien sei gegen Rußland am Bosporus zu verteidigen! Urquhart gewann Einfluß, er machte Eindruck auf König Wilhelm IV. und seine Minister, und nun begann auch England etwas im eignen Interesse zu thun. Es sicherte sich den Weg nach Indien, indem Aden 1839 gewaltsam durch die englische Flotte occupiert wurde. Während England im Gegensatz zu Rußland die Türkei erhalten und dem türkischen Reiche durch innere Reformen neue Lebenskraft schaffen wollte, warf sich Frankreich dagegen zum Schützer Aegyptens auf; es hatte dort Handelsinteressen seit der Bonaparteschen Expedition, und Mehemed Ali lehnte sich gerne an Frankreich an. Die Tendenz der französischen Politik war: Ersatz des Sultans durch Aegypten, die Abwehr Rußlands aus dem orientalischen Erbe, indem Mehemed Ali Erbe wurde; an diesem Punkte trennte sich also Frankreich von England. Mehemed Ali aber ging stolz und kühn seinen Weg vorwärts; er dachte an Selbständigkeitserklärung, an erneuten Krieg gegen den Sultan. Die europäische Diplomatie hatte 1838—1839 große Arbeit; es galt den Ausbruch des Krieges im Orient zu hindern, aber umsonst. Im Sultan erwachte die Kriegslust, das türkische Heer war durch abendländische Offiziere gedrillt worden (besonders aus Preußen, unter andern Moltke). Mahmud meinte, die Reformen hätten ihn wirklich gekräftigt, und so stürzten sich die Türken mit blindem Selbstvertrauen in diesen Krieg. Aber die Aegypter erfochten sofort einen großen Sieg bei Nisib am 24. Juni 1839, der schon die Entscheidung des Krieges enthielt; am 30. Juni starb Mahmud, ihm folgte Abdul Medjid, von ihm fiel sofort die Flotte ab und ging zu den Aegyptern über; da, im letzten Augenblick, intervenierten die Großmächte. Sie wollten den Sturz des Sultans nicht dulden und fürchteten auch einen allgemeinen europäischen Krieg, wenn jetzt Rußland wieder sein Hilfsheer senden würde. Und so folgten wiederum Konferenzen in London, Februar 1840, welche allmählich den Ausgleich zwischen Mehemed Ali und dem Sultan festsetzten.

In Frankreich empfand man es lebhaft, daß man sich für Mehemed Ali engagiert hatte und daß man ihn nun preisgeben sollte; die nationale Leidenschaft wallte auf, das Ministerium Thiers enthielt sich der Teilnahme am europäischen Konzert und schlug einen selbständigen Weg ein. Thiers bot in Kon-

stantinopel französische Vermittlung an. Die vier Mächte Rußland, England, Oesterreich und Preußen wollten gemeinsam Konstantinopel beschützen und Mehemed Ali zum Frieden zwingen. Man forderte Frankreich zum Beitritt auf, aber in Paris tobte die Kriegsfurie. Thiers drohte mit revolutionärer Propaganda in ganz Europa, Rüstungen wurden angeordnet, die Befestigung von Paris beschlossen, denn Frankreich hatte nicht die Absicht, am Bosporus zu schlagen, sondern in Europa; ganz besonders war ein Feldzug am Rhein beabsichtigt. Wie einst 1830 Polignac zur russischen Orientpolitik sich bereit erklärt gegen Abtretung der Rheingrenze an Frankreich, so wollte man auch diesmal aus Anlaß der Orientwirren vornehmlich Eroberungspolitik gegen Deutschland treiben!

Dem französischen Kriegsruf antwortete große nationale Aufregung und Entrüstung in Deutschland; das Rheinlied von Becker: „Sie sollen ihn nicht haben“ und die „Wacht am Rhein“ von Schneckenburger wurden damals gedichtet und gesungen. — Natürlich wurde nun Mehemed Ali in seinem Vorgehen bestärkt, aber dann griffen die englische, österreichische und türkische Flotte gemeinsam in Syrien ein, Beirut wurde genommen, Akka erstürmt, dann Alexandrien blockiert und Mehemed Ali zur Unterwerfung gezwungen. Die Rückwirkung auf Frankreich blieb nicht aus, Louis Philipp wurde stutzig, berief Guizot als Minister: dieser lenkte ein und suchte wieder Anschluß an das europäische Konzert zu gewinnen, man bot ihm einen ehrenvollen Rückzug! England vermittelte zwischen den Gegensätzen, Mehemed Ali blieb erblicher Vizekönig in Aegypten unter türkischer Oberhoheit; er lehnte sich jetzt an England an, räumte den Engländern eine Landstraße über Suez ein, und die englisch-indische Postverbindung (overland mail) wurde eingerichtet. Die Beilegung des türkisch-ägyptischen Konfliktes endete also mit dem Erfolg der englischen Diplomatie.

England setzte seine Anstrengungen fort, durch innere Reformen die Türkei zu beleben; englischem Antriebe verdankt der sogenannte Hattischerif von Gülhane, November 1839, seinen Ursprung. Das war ein türkisches Reformgesetz; es brachte den Christen und Juden politische Rechte neben den Türken. Gerichtsverfassung, Steuerwesen, Militär wurde neugeordnet, die Gleichberechtigung aller Nationalitäten wurde proklamiert, viele ganz vortreffliche Gesetzesbestimmungen wurden gegeben, aber sie standen nur auf dem Papier; nirgendwo fanden sie Beachtung. Kein Türke dachte jemals daran, wirklich den Christen Rechte einzuräumen; solange der Türke eben Türke war, blieben alle diese Reformen nichts andres als Spiegelfechterei. Davon war keine Rettung der Türkei zu erwarten.

Wenn auch Rußland die Türkei unter seinen Schutz genommen hatte, war doch an den Absichten Nikolais nichts geändert; er machte sich wohl darauf gefaßt, eventuell französischem Widerspruch zu begegnen, Oesterreichs aber meinte er sicher zu sein; wenn man Oesterreich rechtzeitig abfinde — so dachte er — wird es keine Einsprache erheben. Anders verhielt es sich zunächst mit England; aber als von 1841 bis 1846 die Tories den Staat leiteten, erwachte in Nikolai

die frohe Hoffnung, sich mit England vielleicht gütlich zu verständigen und so dem Kriege zu entgehen, er suchte durch persönlichen Besuch in England 1844 die Sache zu fördern, aber die Engländer hörten ihn nur ruhig und freundlich an und gingen aus ihrer Reserve nicht heraus. Rußlands Macht war jahrelang zum Schlagen bereit, ehe Nikolai 1853 wirklich vorging. Bis dahin hatte er sich von den Donaufürstentümern her den Zugang offen gehalten. Dort hatten sich inzwischen die Verhältnisse weiter entwickelt.

In Serbien war 1817 Milosch als Oberknes vom Sultan eingesetzt worden, er hatte sich in seiner Regierung an den Beirat der Aeltesten des Volkes zu binden, das serbische Grundgesetz von 1838 legte dem alten Tyrannen eine Art moderner konstitutioneller Verfassung auf. Den Russen bot gerade das Spiel der innern Parteikämpfe leichten Anlaß, ihre Einmischung von Zeit zu Zeit aufs neue zu erproben und zu bewähren. Als Milosch sich 1839 einiger ihm unbequemen Bestimmungen der Landesverfassung entledigen wollte, gelang es einer serbischen Volkserhebung, ihn zu entfernen; sein ältester Sohn Milan konnte gar nicht zur Herrschaft kommen, erst 1840 wurde ein jüngerer Sohn, Michael Obrenowitsch, zur Regierung zugelassen, aber auch dieser wurde 1842 aus Serbien verjagt und aus der rivalisierenden serbischen Familie, den Nachkommen jenes Kara Georgs, der einst die Erhebung von 1806 der serbischen Nation geleitet hatte, erhob die Skupschtina im September 1842 Alexander Karageorgiewitsch, des Befreiers sechsunddreißigjährigen Sohn, zur Herrschaft. Nikolai gab erst 1843 seine Zustimmung zu dem serbischen Dynastiewechsel. Die Weiterentwicklung Serbiens hat sich seitdem in eigentümlicher Weise vollzogen. Die allgemeine europäische geistige Strömung schickte ihre Ausläufer zu dieser fernen, noch wenig entwickelten Volkskraft; die liberalen Tendenzen des Jahrhunderts suchten die öffentlichen Zustände auch dort zu beeinflussen.

Das „junge Serbien“ war eifrig bemüht, sich höhere Bildung zu holen, in Frankreich sowohl als in Deutschland. Der Lerneifer, das Bildungsstreben der Serben verdient alle Anerkennung. Aber die Kluft zwischen dem türkischen Wesen und dieser jugendlich kräftigen Nationalität wurde immer weiter und breiter. Selbst Rußlands Stellung zu Serbien wurde dadurch verändert; volle Selbständigkeit war das Ziel der serbischen Wünsche. Man kann überhaupt bemerken, wie damals das Streben nach nationaler Selbständigkeit mehr und mehr alle diese Völkerschaften ergriff. In den Gegensatz zwischen Serben, Bulgaren, Albanesen, Walachen und Rumänen einerseits und den Osmanen anderseits hatte die russische Politik den immer weiter spaltenden Keil hineingetrieben, sie hatte sich zum Schützer aller jener christlichen Balkanvölker aufgeworfen. Aber ihrer nationalen Eigenart bewußt geworden, lohnten jene Völker den Russen ihre Wohlthaten nicht mit dem erwarteten Danke. Sie gingen, nachdem sie sich eine Weile des russischen Schutzes gegen die Türken erfreut, auf ihre eigne politische Selbständigkeit aus. Alles das waren Momente, welche bei längerer Dauer den Fortschritt der russischen Orientpolitik erschweren, aufhalten, zuletzt vielleicht hemmen mußten. Und doch schienen die allgemeinen europäischen Ver-

hältnisse sich den russischen Absichten günstiger gestaltet zu haben. Seit 1840 war der politische Bund der Westmächte zerfallen und zersprengt. Und die große revolutionäre Flut, welche 1848 in dem ganzen Abendlande ausbrach und die Ordnung der meisten europäischen Staaten untergrub und zerstörte, sie schien für Kaiser Nikolai eine große Verlockung, jetzt, während das Abendland mit sich selbst beschäftigt war, den Vorstoß nach Konstantinopel zu wagen. Das Ansehen Rußlands war 1848 und 1849 gewaltig gewachsen. Den ersten Wogen der Revolution hatte Nikolai am 26. März 1848 sein Manifest entgegengeschleudert, das die Solidarität der staatserhaltenden Kräfte in der ganzen Welt verkündigte und den Zaren als den Hort der Legitimität hinstellte. Den verbündeten Fürsten, dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Preußen hatte er seine bewaffnete Hilfe angeboten; in Preußen fühlten damals doch alle Parteien zu national, als daß sie den Einmarsch russischer Soldaten zur Verteidigung des preußischen Königtums annehmen konnten, in Oesterreich dagegen nahm der junge Kaiser Franz Joseph die russische Beihilfe zur Niederwerfung Ungarns an.

In den Donaufürstentümern waren im April 1848 Unruhen ausgebrochen, einzelne Unzufriedene hatten in Jassy von dem Hospodaren Sturdza politische Reformen gefordert, durch welche auch die russischen Einmischungen abgethan sein sollten. Sturdza hatte diese Männer verjagt, aber der Sultan hatte die Flüchtigen aufgenommen und als Oberlehensherr den bisherigen Zustand aufrecht zu erhalten befohlen. Im Juni 1848 folgte der walachische Aufstand, welcher den Hospodar Bibesco stürzte und eine provisorische Regierung einsetzte. Die Türkei sah darin einen willkommenen Anlaß, ihre Herrschaft neu zu stärken, und ernannte in Bukarest eine Statthalterschaft, unter Beseitigung der provisorischen Regierung. Die drohende Bewegung der Türken war nun für die Russen ein Anlaß, einzugreifen. Im Juli 1848 rückte General Lüders in der Moldau ein. Im September kamen von der andern Seite auch türkische Soldaten heran, also waren die Donaufürstentümer sowohl von Russen als von Türken besetzt. Zwischen ihnen ging es zunächst friedlich ab, und die beiderseitige Diplomatie fand nach einer Weile den Ausweg. Zu Balta-Liman schlossen am 1. Mai 1849 Russen und Türken einen Vertrag zur Regelung der Verhältnisse der Donaufürstentümer; es wurden neue Hospodare eingesetzt, Stirbey in der Moldau, Gregor Ghika in der Walachei, an Stelle der Landesversammlungen sollten wenig bedeutende Ausschüsse die Finanzverwaltung kontrollieren; sonst blieb alles beim alten. Hier war also der Versuch einer selbständigen Emanzipation dieser Länder gemeinsam von Russen und Türken unterdrückt worden.

Da brachte das Jahr 1852 neue Zwischenfälle im Orient, welche Kaiser Nikolai über die letzten zaudernden Bedenken hinweghalfen und den lange drohenden, schon oft vorher besprochenen Krieg endlich ausbrechen ließen. Der eine betraf Montenegro, der andre lag in viel weiterer Ferne, es galt das heilige Grab in Jerusalem. — In dem kleinen Bergland Montenegro, das faktisch selbständig und nur nominell unter türkischer Herrschaft stand, hatte 1852 eine politische Ver-

änderung Platz gegriffen. Bisher hatte das Land unter einem Oberhaupt gestanden, das die weltliche Fürstenmacht mit der höchsten geistlichen Würde vereinigte. Der Neffe des letzten Oberhauptes, Daniel Petrowitsch, erklärte sich zum weltlichen erblichen Fürsten und ließ sein Volk in geistlicher Beziehung sich der orthodoxen russischen Kirche unterordnen. Der Sultan warf sein Verbot dazwischen und beauftragte Omer Pascha, der soeben (1851) eine Erhebung in Bosnien unterdrückt hatte, mit seinem Heere dies Gebirgsland zum Gehorsam zu zwingen. Aber dieser mutige Aufschwung der Türkei verletzte direkt das Interesse Oesterreichs, und kategorisch wurde die Rückberufung Omers verlangt. Sofort sekundierte Rußland dieser österreichischen Forderung. Da half sich der Sultan durch schleunige Nachgiebigkeit gegenüber Oesterreich, und Omer mußte abziehen.

Viel schlimmer entwickelte sich jener zweite Streitfall. Schon im achtzehnten Jahrhundert hatte zwischen den lateinisch-katholischen — besonders französischen — Mönchen und den Bekennern der griechischen Orthodoxie Streit geherrscht über das Schutzrecht des heiligen Grabes zu Jerusalem. Und wenn auch der französisch-türkische Vertrag von 1740 den Lateinern die Schlüssel zur Grabeskirche zugewiesen, so hatten doch faktisch sich Menschenalter hindurch die Griechen im Besitz befunden. In dieser Frage setzte Louis Napoleon seinen Hebel ein, es war für ihn nur ein mehr zufällig erwählter Anlaß, in der europäischen Politik sich als mächtigen, einflußreichen und selbstwilligen Faktor einzuführen; er, der dem Russen als der persönliche Vertreter der siegreichen Revolution erschien, wollte eben dem nordischen Selbstherrscher beweisen, welches Gewicht er in die Wagschale zu werfen im stande sei. Napoleon ließ 1850 und 1851 aufs schärfste vom Sultan die Herstellung der Rechte der lateinischen Kirchen fordern. Natürlich fühlte sich Rußland hierdurch verletzt und erhob seinerseits den Anspruch auf Anerkennung des ganz allgemein gehaltenen russischen Protektorats über alle Christen in der Türkei. Man begründete dies Recht mit einem Paragraphen des Vertrags von Kainardschi 1774, worin Rußland der Schutz über eine griechische Kirche in Konstantinopel eingeräumt war; daraus deduzierten jetzt die Russen ihr prinzipielles Recht mit einer überraschenden Auslegungskunst. Die Türkei fühlte sofort die Tragweite der russischen Forderung und diplomatisierte mit scheinbaren oder widerspruchsvollen Zugeständnissen, aber jetzt bestand Kaiser Nikolai auf seinem Willen. Es war das Signal zum neuen Kampf um die türkische Erbschaft.

1852 wurde auf beiden Seiten gerüstet, und beide Gegner suchten Anschluß, Genossen und Verbündete. Rußlands Bemühungen um Englands Freundschaft blieben ohne Erfolg, denn der französische Einfluß drängte und drückte in London. Kaiser Napoleon III. — seit dem 2. Dezember 1852 trug er die Kaiserkrone — that damals den Meisterstreich seiner Politik, indem er ein enges Bündnis mit England, jene entente cordiale zwischen England und Frankreich, die schon 1830 bis 1840 vorhanden gewesen, 1853 erneuerte. Gemeinsam gingen jetzt

England und Frankreich im Oriente vor, zuerst diplomatisch, dann auch militärisch. Im Juli 1853 überschritten russische Truppen den Pruth und besetzten die Donaufürstentümer als Pfand für das russische Protektorat über die Christen der Türkei. Im Oktober zogen die Türken über die Donau gegen Rußland, englische und französische Schiffe liefen in die Dardanellen ein, blieben aber zunächst ruhig, bis die türkische Flotte von der russischen bei Sinope vernichtet worden, dann zogen die verbündeten Flotten weiter vorwärts. An der Donau hatten sich die Türken sehr nachdrücklich verteidigt, die Russen mußten die Belagerung von Silistria aufgeben (Juni 1854), ein französisch-englisches Corps landete in Gallipoli zum Schutz des Balkans, dann unternahm man eine Expedition nach der Dobrudscha, und überall zogen die Russen sich zurück. Preußen war neutral geblieben und suchte auch Oesterreich in der Neutralität zu erhalten; bei Friedrich Wilhelm IV. war ein lebhaftes christliches Gefühl gegen den Islam rege, das neigte ihn zur russischen Seite hin; Oesterreichs Stellung war sehr schwankend, für die russische Hilfe 1849 war man einen Dank schuldig, ebenso für die russische Parteiergreifung gegen Preußen 1850 in Olmütz und Warschau, andrerseits schien es für Oesterreich unmöglich, die russische Herrschaft über die Türkei zu dulden, so hatte man sich für eine mittlere Stellung entschieden, aus der man leicht zu einer antirussischen Politik übergehen konnte. Mit Zustimmung der Türkei besetzte Oesterreich die Donaufürstentümer für die Dauer des Krieges.

Die Westmächte beschlossen nun, den Kriegsschauplatz nach der Krim zu verlegen, mit der Spitze gegen die russische Festung Sebastopol. Die Landung erfolgte am 19. September 1854; nach den Siegen der Verbündeten an der Alma, bei Balaklava, bei Inkjerman wurde Sebastopol eingeschlossen, wenn auch auf der Landseite nicht vollständig; die strategischen Dispositionen waren sehr mangelhaft, bei den Engländern noch mehr als bei den Franzosen. Erst Pelissier brachte Mai 1855 größere Leistungen hervor; er wagte den Sturm auf den Malakoff, und am 10. September wurde Sebastopol besetzt. Das war vor allem ein Triumph der französischen Waffen und enthielt auch die definitive Entscheidung für den Ausgang des Krieges.

Kaiser Nikolai war ganz plötzlich am 2. März 1855 gestorben, und sein Nachfolger Alexander II. begann in einer viel versöhnlicheren und gemäßigteren Stimmung seine Regierung. Ihm fiel der Rückzug von der 1853 durch Rußland ergriffenen Stellung viel leichter. Schon am 15. März waren diplomatische Konferenzen in Wien wieder zusammengetreten, es handelte sich vor allem um die Einschränkung der russischen Flotte und Machtstellung im Schwarzen Meere, aber es war für Rußland eine starke Demütigung, sich solche Riegel vorschieben zu lassen, und so kam es noch einmal zum Scheitern des Ausgleichs. Oesterreich hatte sich von den Westmächten wieder getrennt, es hatte sich zur Schonung Rußlands geneigter gezeigt. Das war ein Moment, das dem endlichen Frieden sich günstig erwies; und der Fall Sebastopols verstärkte die friedliche Strömung sowohl bei Rußland als bei Frankreich, dessen militärisches Ehrgefühl und Ruhm-

begierde nun befriedigt worden waren. Einzig England wollte die Schwächung Rußlands noch weiter verfolgen. Aber über Englands eigentliche Wünsche ging die französische Politik kühlen Sinnes weg, indem Napoleon sich zuerst mit Oesterreich verständigte und dann die Engländer, auch gegen ihren Willen, sich nachzog.

Das Auftreten der englischen Flotte in der Ostsee hatte keine Erfolge gehabt, man hatte einige Demonstrationen gemacht, aber sonst nichts erzielt. Und in Kleinasien hatte Rußland sich den Türken überlegen erwiesen, der Krieg in Armenien nahm eine für die Russen immer günstigere Wendung, endlich fiel sogar Kars in ihre Hände. Alles das führte — zusamengenommen — den Frieden herauf, auch die dringende Zurede Preußens fiel bei Kaiser Alexander schwer ins Gewicht; im Januar 1856 nahm er die Friedensbedingungen der Mächte an, und am 25. Februar trat der allgemein-europäische Kongreß in Paris zusammen, in dem Frankreich den Vorsitz führte, und England, Oesterreich, Rußland, die Türkei und auch Sardinien (Piemont war mit einem Hilfscorps vor Sebastopol zu den Westmächten gestoßen) vertreten waren; Preußen war nicht zugezogen und wurde erst später eingeladen, als der Vertrag von 1841 durch neue internationale Bestimmungen abgeändert werden sollte. Darin kam der Groll Englands gegen Preußen zu Tage, welches durch den Nichtanschluß Preußens an die englische Interessenpolitik heftig gekränkt zu sein die Miene aufsetzte; Preußen mußte die absichtlich ihm zugefügte Demütigung ruhig hinunterschlucken. Erst am 18. März 1856 trat Preußen in den Kongreß ein, und am 30. März wurde der Pariser Frieden unterzeichnet. Das Schwarze Meer wurde für neutral erklärt, weder Festungen noch Flotten durften dort gehalten werden, Rußland und die Türkei nur je zehn leichte Schiffe dort haben. Um die Schifffahrt auf der Donau zu regeln, wurde eine Kommission eingesetzt. Alle Mächte verzichteten auf ein Protektorat über die Christen in der Türkei — sie nahmen Kenntnis von der großen Rechtserweiterung, welche der Sultan durch sein Gesetz vom 21. Februar 1856 seinen christlichen Unterthanen geschenkt hatte. Die Türkei wurde formell als gleichberechtigt unter die Staaten Europas aufgenommen und die Unverletzlichkeit ihres Länderbesitzes durch die europäischen Mächte garantiert. Lehensstaaten der Pforte verblieben Serbien, die Moldau und die Walachei; eine europäische Kommission sollte noch im einzelnen die Verhältnisse der beiden letztgenanten Völkerschaften feststellen, nach Beratung mit ihren gewählten Vertretern. Es wurde heftig über eine Vereinigung der Moldau mit der Walachei gestritten; Oesterreich und die Türkei sprachen sich nachdrücklich dagegen aus. Der Moldau wurde eine unbedeutende Grenzregulierung durch einen Streifen von Bessarabien zugewiesen, und in Kleinasien mußte Rußland seine neuesten Eroberungen zurückgeben.

Der Pariser Friede bezeichnet in der Geschichte der orientalischen Frage einen wichtigen Abschnitt. Europa hatte dem Fortschreiten Rußlands gegen die Türkei Halt geboten, die Türkei unter seinen Schutz genommen. Rußland war im Krimkrieg besiegt worden; es hatte nicht allein die weitere Errungenschaft,

zu der es sich 1853 erhoben, nicht zu erreichen vermocht, es hatte sogar von der Stellung, die es im letzten Menschenalter eingenommen, einige Schritte zurückthun müssen. Es war nun die Frage, ob Rußland dies Mißlingen seiner Politik als definitive Abwendung von Konstantinopel hinnehmen oder nur als augenblickliche Schlappe behandeln würde, welche man sich beeilen müsse wieder gut zu machen.

1813.

Aufgefangene Papiere.

Von

Frédéric Loliée.

Ein belgischer Gelehrter, Félix Delhasse, ein warmer Freund der schönen Litteratur, in welcher er selbst gelegentlich dilettierte, der, selbst mit Glücksgütern gesegnet, sich darin gefiel, andern darin weniger Begünstigten gegenüber eine Art von Mäcenas zu spielen,[1]) war im Herbst des Jahres 1862 Gast der Familie Wellesley-Wellington auf deren Landsitz in England. Es war ein Schloß in Cheshire, welches, einst der Herrensitz eines Lords, der ein leidenschaftlicher Sammler seltener Bücher, Gemälde und Handschriften gewesen, unwertbare Schätze umschloß, wie der Gast wußte.

Er war gebeten worden, an den aufregenden Vergnügungen der Saison — die Zeit der großen Jagden — teilzunehmen. Allein er überließ dem Hausherrn und jenen seiner Gäste, die größere Freunde anstrengender Sports waren als er, das Vergnügen, den Hirsch und den Fuchs zu hetzen und im Schatten des Waldes das Halali zu blasen, und zog es vor, sich in die Bibliothek mit ihren unvergleichlichen Kostbarkeiten einzuschließen und ganze Tage unter den Hinterlassenschaften vergangener Zeiten zuzubringen. Mit der feinschmeckerischen Neugierde des Forschers blätterte er in den vergilbten Seiten und spürte unter der Trockenheit der Urkunden dem Wesen längst vergangener Menschen und Dinge nach, als er auf eine dicke Mappe stieß, die ganz mit Staub bedeckt war. Er griff unverweilt danach und las auf dem Deckel die geschriebene Etikette:

Beute eines Kosaken.

---

[1]) Wohlthäter der Familie Desbordes-Valmore, Freund Proudhons, Thorés, Sainte-Beuves — verteilte Delhasse († 1899) in seiner Umgebung mit unerschöpflicher Freigebigkeit Tausende kostbarer Dokumente, die sodann durch glückliche Publizisten ans Licht gebracht, die Presse in den letzten Jahren lebhaft beschäftigten. Siehe meine Artikel in der „Revue des Revues“ vom 1. März 1898 und der „Revue Encyclopédique“ vom 18. Juni 1898. (Ungedruckte Briefe von Marceline Desbordes-Valmore.)

Diese Aufschrift war geeignet, seine Einbildungskraft zu erregen. Ein gebürtiger Genter, war er in seiner Kindheit mit Erzählungen von den Erpressungen und Grausamkeiten geängstigt worden, die diese räuberischen Horden an den Einwohnern der alten flandrischen Stadt verübt hatten. Die Mappe enthielt eine beträchtliche Anzahl von Manuskripten, Depeschen, offiziellen und privaten Schriftstücken, alle auf den Feldzug von 1813 bezüglich: Briefe von Generalen, dienstliche Rapporte, militärische Berichte, Familienkorrespondenzen. Diese Dokumente, die sich bis dahin den Nachforschungen der Geschichtschreiber entzogen hatten, waren einer Stafette Napoleons I. von einer jener zahlreichen Abteilungen leichter Kavallerie, die die französische Armee unablässig beunruhigten, abgenommen worden, um schließlich, Gott weiß nach welchen Wechselfällen, in die Bibliothek des aristokratischen Landsitzes der Wellesley-Wellingtons zu geraten.

Sein Wirt gestattete dem Gelehrten beliebige Zeit, um aus den Papieren die charakteristischen Stellen und die am meisten Stoff zu Betrachtungen boten, zu excerpieren. Lange Zeit dachte Delhasse daran, dieses Material in einem Buche zu verwerten, das er wahrscheinlich reichlich mit Noten und Kommentaren versehen hätte. Das unerwartete Wiederaufblühen der Napoleon-Litteratur konnte ihn hierzu nur um so mehr anregen. Allein er war mittlerweile in ein hohes Alter getreten. Der Schnee des neunzigsten Jahres lag auf seinem Scheitel, als er seinen Plan aufgab und sich entschloß uns seinen Fund zu überantworten.

Interessant und kostbar, wie dieser Fund zweifellos war, war er gleichwohl nicht so ganz neu, wie der Finder stets geglaubt hatte. Die Originale hatten freilich ihren fürstlichen Aufbewahrungsort nie verlassen, aber es waren fragmentarische Abschriften davon genommen worden; fast unmittelbar nach ihrer Wegnahme hatte ein englischer Verleger eine Auswahl veröffentlicht, die hauptsächlich unter dem Gesichtspunkte zusammengestellt war, die Feinde Frankreichs zu erfreuen. Gleichwohl waren die Papiere in ihrer Gesamtheit noch nicht bekannt geworden. Die erste und sehr unvollkommene Veröffentlichung war im Lärm der geschichtlichen Begebenheiten, die einander mit betäubender Raschheit folgten, fast unbemerkt geblieben. Und die zeitgenössischen Schriftsteller haben es unterlassen, diese reiche Fundgrube von Einblicken in die Seelenbeschaffenheit der Menschen, Regierender und Regierter, Herrscher und Untergebener, einer der wechselvollsten Perioden der Neuzeit auszubeuten, oder haben sie nicht gekannt.

*

Um jene Zeit gelangten sie nur unter großen Schwierigkeiten ans Ziel — die Nachrichten, die aus Frankreich gesendet wurden oder die dahin bestimmt waren! Sie wurden von der Staatsgewalt unterdrückt, wenn es den Anschein hatte, als könnten sie die öffentliche Meinung ungünstig beeinflussen; ihr Inhalt wurde willkürlich geändert, wenn man sich entschloß, ihnen einen schüchternen Ausflug zu gestatten. Und wenn sie wiederum versuchten, sich den Weg in Form von Privatbriefen zu bahnen, so liefen sie doppelte Gefahr: durch die geheime Polizei aufgefangen oder durch den Feind weggenommen zu werden. Die Kosaken,

deren kühne Vorstöße vor den Linien der verbündeten Heere die große Armee gleich unablässigen Wespenstichen belästigten, zeichneten sich durch derlei Ueberfälle aus. Ihr General, Tschernischeff, setzte seinen Stolz darein, die Kuriere so geschickt abzufangen, wie andre die Munitions- und Lebensmitteltransporte.

In dieser Weise wurde in den ersten Tagen des Oktober 1813 eine Stafette aufgegriffen, die mit einer stark gefüllten Mappe nach dem Hauptquartier von Dresden unterwegs war. Darin befanden sich Botschaften aus allen Ländern, aus Italien, aus Spanien, hauptsächlich aber aus Frankreich und aus Paris; und das offizielle Bündel, die Berichte des Kriegsministers enthaltend, des Ministers des Innern und des Polizeiministers, war das umfangreichste.

In erster Linie fallen uns da die Mitteilungen der Mitglieder der kaiserlichen Familie in die Hände — in viel weniger stolzem, viel weniger sicherem Tone gehalten als sonst. Wir finden vorerst die etwas schwerfälligen Züge des Königs von Westfalen. Jérôme ist weit entfernt davon, ein Held zu sein. Um seiner Person in den Augen der Deutschen ein höheres Prestige zu verleihen, hatte ihn Napoleon vor kurzem zum Divisionsgeneral ernannt. Während des Feldzuges von 1813 war er jedoch nur mit der Soldatenaushebung betraut worden, wobei ihm nicht verhehlt worden war, wie unzufrieden sein Bruder mit ihm sei. Napoleon verzeiht ihm nicht, daß er ihm vorausgesagt hat, daß seine Politik der Weltbeherrschung ihn ins Verderben bringen würde. Jérôme fühlt das Herannahen der Schlußkatastrophe; er hätte gerne sein Boot aus dem Sturme gerettet, das heißt im geheimen mit den Verbündeten unterhandelt; seine diesbezüglichen Schritte fanden jedoch kein Entgegenkommen. So versucht er wenigstens, gute Haltung zu bewahren. In seinem Schreiben an seinen Bruder giebt er als General eine Schilderung der Kriegsoperationen, die dazu geführt haben, daß er seine Hauptstadt verlassen und sich an den Rhein zurückziehen mußte. In seinem Stil behält er die feste Energie bei, die er sich rühmt, auf dem Schlachtfelde bethätigt zu haben:

„Der Augenblick war kritisch! Ich setzte mich an die Spitze meiner Gardes du Corps und zweier Eskadronen Husaren. Ich befahl meinen Grenadieren der Garde, am Flußufer vorzudringen und sich der Furt zu bemächtigen. Ich zog durch das Frankfurter Thor hinaus. Nach kaum zweihundert Schritten meldet mir eine Abteilung der Vorhut, daß der Feind sich in Schlachtstellung vor uns befinde. Ich sprenge sogleich im Galopp vor, um zu rekognoscieren, aber der Nebel ist so dicht, daß ich mich plötzlich auf Degenlänge mitten in der feindlichen Linie befinde. Ich lasse sofort durch die zweite Husareneskadron angreifen und befehle den Gardes du Corps den Feind zu umgehen und ihn auf die Grenadiere zurückzuwerfen, die die Furt bereits besetzt haben. Das Manöver gelingt, der Feind wird in die Flucht geschlagen, und die Grenadiere töten ihrer viele ... Nachdem ich so die Stadt befreit hatte, nahm ich eine halbe Meile zurück Stellung mit meinen Gardes du Corps, meinem Bataillon Grenadieren und meinen Husaren, den einzigen die sich zu Pferde halten und fechten konnten ... Nachdem ich vergeblich auf das Eintreffen der Kolonnen der Generale Jandt

und Vasteneller gewartet hatte, und da der Feind an der Fulda heraufkam, um Wabern vor mir zu erreichen, zog ich mich auf Jesberg zurück, entschlossen, mich dort zu halten und die Kolonne zu erwarten, die mir, wie ich sicher annahm, der Herzog von Valmy senden würde. Wie groß war mein Erstaunen, als ich um zehn Uhr nachts durch meinen zurückgekehrten Kurier einen Brief als Antwort auf den meinigen erhielt, worin der Herzog von Valmy mir mitteilte, daß er sich zu einer solchen Maßregel nicht verstehen könne. Angesichts dieser Sachlage und da ich mich weder in meiner Stellung behaupten noch auf Verstärkung rechnen konnte, blieb mir nichts andres übrig, als mich nach Koblenz zurückzuziehen; aber ich werde den Rhein nicht überschreiten, ehe ich nicht Eurer Majestät Beschluß erfahren habe."

Einen Monat später schreibt er an Joachim Murat, und da er diesem gegenüber seinen wahren Gefühlen Luft machen kann, ändert er den Ton, enthüllt seine wirklichen Befürchtungen und stößt folgenden Angstruf aus:

„An meinen Herrn Bruder, Seine Majestät, den König von Neapel,
der König von Westfalen.

Geliebter Bruder!

Ich höre, daß Du heute in Vacha angekommen bist; dies beunruhigt mich. Seit einem Monat befinde ich mich in einer schrecklichen Lage. Sage mir, wie es steht, und ob ich mich zurückziehen soll; denn ich habe nicht mehr als vier- bis fünftausend Rekruten bei mir. Wie befindet sich der Kaiser? Lasse mich nicht auf Antwort warten; Du begreifst meine Unruhe.

Ich umarme Dich in Liebe und bin Dein treuer Bruder

Kassel, 25. Oktober 1813. Jérôme Napoleon."

Joseph, König von Spanien, sieht mit viel geringerer Gemütserregung den jähen Wechselfällen des Glückes ins Auge; er unterdrückt und verbirgt den Ausdruck eines philosophischen Gleichmuts, den sein schrecklicher Bruder als unmännlich verdammen würde. Aber man fühlt nichtsdestoweniger in den gezwungenen Wendungen seiner Sätze die geheime Befriedigung, die er darüber empfindet, endlich von der Last eines Throns befreit zu sein, der ihn keines Augenblicks der Ruhe hatte genießen lassen.

Karoline, Königin beider Sizilien, findet sich entfernt nicht so leicht darein, auf die Vorrechte der Krone zu verzichten, und von der Höhe des Ruhmes, der Macht und des Glanzes herabzusteigen, auf welche ihr Geist, ihre Schönheit, ihr Ehrgeiz Anspruch erheben. Sie hatte Murat dazu gedrängt, seine Wünsche bis zur königlichen Macht zu erheben. Sie hatte ihn dazu aufgestachelt, die Vormundschaft Napoleons abzuschütteln und aus eigner Kraft und zu eignem Vorteil zu regieren. Die schleunige Flucht aus Rußland — einer der letzten Akte einer Tragödie, in welcher Murat eine so große Rolle gespielt hatte — entsprach ihren vorhergehenden eindringlichen Ratschlägen. Das Herrschgelüste ist ihrer Familie angeboren. Sie hatte sich sehr rasch in ihre Königinrolle ein-

gelebt. Sobald die ersten Sprünge im Bau des Kaisertums sichtbar wurden, hatte sie, die Rückwirkungen des Sturzes fürchtend, nach weniger prunkvollen aber verläßlicheren Stützen Umschau gehalten. Murat gehorcht ihrem Einfluß und ihren Ratschlägen. Was er besonders am Herrschertum liebt, das ist der Glanz und der Purpur. Einer seiner ersten Akte war, sich mit einem prunkvollen Hofe zu umgeben. Die Liebe zum Pomp ist seine Schwäche, und seine Freude besteht darin, unter der Sonne Neapels zu paradieren und durch die überschwengliche Pracht seiner Kostüme eine vom Lärm und vom Auffallenden hingerissene Bevölkerung zu blenden. Auf die Gefahr hin, durch ungeschickte Nachahmung sich den derben Tadel seines unbequemen Suzeräns zuzuziehen, macht er Miene, einen neuen Adel zu schaffen, der mit pompösen Titeln den zu neuen Glanz seines Thrones erhöhen soll. Er träumt von einer großen Armee und von einer starken Flotte. Sollte er durch übertriebene Treue so viel Erfolge und Hoffnungen aufs Spiel setzen? Gefügig den Ratschlägen einer leidenschaftlich ehrgeizigen Frau, bereitet Murat seinen Abfall vor. Zu Beginn des Feldzuges von 1813 deutete nichts darauf hin, daß Murat daran teilnehmen wolle; aber die ersten Siege Napoleons, der Wiederhall der Tage von Lützen und Bautzen stimmen seine wankelmütige Seele um, und er eilt zum Kaiser nach Dresden, mittlerweile Karoline die Regentschaft seines Reiches überlassend.

Aus Neapel sollte Karoline häufig Nachrichten ins Dresdener Hauptquartier senden, erzählen wie sie lebte, was sie that und was sie plante, und das erraten lassen, was sie nicht sagte. Ihre Mitteilungen an Joachim Murat sind zweierlei Art: einerseits die politischen Berichte, zeremoniös und von kalter Etikette, andrerseits die intimen Briefe in vertraulichem Stil und formlos. Die ersteren sind wie folgt abgefaßt:

„Die Königin beider Sizilien an Seine Majestät den König beider Sizilien.

Sire!

Ihre Briefe aus Wolnitz und Freyberg über die glänzenden Tage vom Ende August, an welchen Sie so glorreichen Anteil genommen, haben mich am 8. September erreicht, im Augenblicke, da ich im Begriffe war, mich zu der kleinen Fahrt im Golf einzuschiffen; und unter dem Donner der Salven, die Sie befohlen hatten, bin ich an Bord gegangen, glücklich über Ihren Erfolg.

Ich sende Eurer Majestät die Vorlagen der Minister mit den gewöhnlichen Berichten und Rapporten und einigen besonderen Anliegen, über welche Sie Ihre Entscheidung zu treffen haben werden.

Ich lege drei Rapporte des Generalintendanten bei. Er vertritt in dem einen die Notwendigkeit, den Reservefonds des Budgets um 350 000 Franken zu erhöhen. Die beiden andern sind nebensächlich und bilden eine Ergänzung des ersten. Es wäre wünschenswert, daß Eure Majestät baldigst über diese Bitte des Intendanten Ihren Entschluß kundthun, denn es giebt Ausgaben, die für

die Tafel zum Beispiel, in Bezug auf welche ich gezwungen sein könnte, Ihrer Entscheidung zuvorzukommen, was ich außerordentlich gern vermeiden würde.

Ich habe von Mr. de Livron bereits sehr zufriedenstellende Berichte von der Inspektion erhalten, mit der ich ihn betraut habe; sobald seine Reise vollendet ist, werde ich Eurer Majestät die Resultate vorlegen.

Karoline."

Die andern entfließen ihrer Feder in folgender leichter, vertraulicher und geruhig zärtlicher Form:

„Lieber Freund, ich sende Dir durch die Adjutanten des Generals Dumont die Vorlagen der Minister; ich dachte, es wird Dir willkommen sein, daß der unglückliche General den Trost habe, junge Offiziere um sich zu sehen, für die er sich interessiert, und die ihn pflegen, bis er zurückkehren oder sich Dir wieder anschließen kann ... Ich weiß nicht, ob Du meine Briefe bekommst, aber ich schreibe Dir recht oft. Hier ist alles vollkommen ruhig. Meine Gesundheit ist nicht sehr schlecht, die der Kinder vortrefflich. Ich habe Camponella dringend aufgetragen, Dir alles zu senden, dessen Du bedürfen könntest. Ich hoffe, daß er es gethan hat, und daß es Dir an nichts fehlt. Ich habe Filzstiefel machen lassen, die ich Dir sende; sie werden Dir für den Wagen willkommen sein. Ich sende Dir auch den Degen des Generals Dumont. Adieu, lieber Freund, schone Dich, ich bitte Dich, und denke an uns. Ich sende Dir einen Brief, den ich Dich bitte zu lesen; er ist von dem jungen Guibon, den ich Dir empfohlen habe. Du wirst sehen, wie sehr er danach verlangt, nur bei Dir zu sein; wenn Du ihn kommen lassen willst, wirst Du ihn sehr glücklich machen; Du findest in seinem Brief alles Nötige. Ich wiederhole Dir immer dasselbe, aber ich weiß, daß es Dein Glück ausmacht, Dich mit dem andrer zu beschäftigen, und Du würdest Vater und Sohn glücklich machen. Adieu, mein Lieber, ich umarme Dich in Liebe.

Karoline."

Sie würde ihren Gefühlen lebendigeren Ausdruck geben, wenn sie nicht die feindlichen Zufälle zu fürchten hätte, die sie fremden Blicken preisgeben könnten. Sie kommt häufig auf dieselben Gegenstände zurück, legt Murat ans Herz, seiner ungestümen Tapferkeit Zügel anzulegen, seine Rückkehr nach Italien zu beschleunigen und, wenn möglich, auf den Friedensschluß hinzuwirken. Gelegentlich, aber vorsichtig und ohne mehr als nötig Nachdruck darauf zu legen, lenkt sie ihn darauf hin, der Interessen seiner Krone zu gedenken, oder rät ihm, seinen nahen Verkehr mit dem Kaiser zu benutzen, um von diesem finanzielle oder militärische Vorteile zu Gunsten seines Staates zu erlangen. Und um ihren Ratschlägen bessere Wirkung zu verleihen, läßt sie an geeigneter Stelle wohlberechnete Sätze einfließen, geschickt wie absichtslos hingeworfene Komplimente, die nicht verfehlen können, an ihre Adresse zu gelangen:

„Wir haben mit großem Schmerze das Mißgeschick des Generals Vandamme erfahren; aber der Kaiser wird alles wieder gut machen, nichts kann ihm widerstehen."

Dann kommt ihr Anliegen. Napoleon hat ihr versprochen, wirklich versprochen, daß die Offiziere ihres Hofes von den für die Patente vorgeschriebenen Gebühren befreit sein sollen. Es wäre dringend nötig, die Bestätigung dieser Gunst zu erhalten.

Ein andres Mal läßt sie es sich angelegen sein, dem Kaiser mit geringen Kosten eine kleine schwesterliche Aufmerksamkeit zu erweisen, um sich ihm in angenehme Erinnerung zu bringen:

„Die beiden Adjutanten gehen ab. Sie bringen Dir eine Schachtel mit Lakritzensaft für den Kaiser. Melde ihm meine Ehrerbietung.“

Und bei dieser Gelegenheit bringt sie ihn wieder auf das Kapitel einer gewissen — vom Kriegsminister, dem Herzog von Feltre, übel aufgenommenen — Bitte um fünfzehntausend Gewehre, deren die italienischen Truppen bedürften, und die sie gerne unentgeltlich von Frankreich bekommen möchte.

Durchdrungen von dem Geiste ihrer Stellung als Königin und Mutter, hat Karoline ihr Sinnen und Trachten unablässig auf das gerichtet, was dieser Stellung frommen kann.

Nicht mit frohem Herzen hat sie Murat fortziehen und aufs neue dem außerordentlichen Einfluß seines ehemaligen Waffengefährten anheimfallen gesehen. Sie hat sich vorgenommen, die Tage, während deren er bloß für den Ruhm und ohne Vorteil für sich kämpft, wenigstens so gut als möglich auszunützen. Sie will die Fäden diplomatischer Intriguen wieder anknüpfen, welche zu entwirren Fürst Metternich sie gelehrt hat. Sie will besonders in der vollen Ausübung der königlichen Gewalt sich genug thun. Sie gefällt sich darin, dem Ministerrat vorzusitzen, zu sprechen, zu handeln und sich zu informieren. Auf alle Dinge erstreckt sie diese unruhige Sucht der Einsichtnahme, der eifersüchtigen Ueberwachung, die eine der Eigenarten des Temperaments der Bonaparte ist. Ueberdies hat sie gegründeten Anlaß, die Augen stets offen zu halten. Sie darf berechtigtes Mißtrauen hegen gegen ihre Umgebung, an diesem italienischen Hofe, in dieser wandelbaren Atmosphäre, wo die Natur der Gefühle sich mit erstaunlicher Raschheit beim geringsten Wechsel des Glückswindes ändert. Und auch Murats selber ist sie nur dann ganz sicher, wenn sie aus unmittelbarer Nähe die gewohnte Herrschaft auf die Sinne und den Geist des Geliebten, des Gatten ausübt. Furcht und Zweifel erfüllen sie, da sie ihn dem mächtigen Einflusse Napoleons, dieses heftigen Widersachers aller weiblichen Einmischung, ausgesetzt weiß. Folgender Auszug einer vertraulichen Depesche, die der Comte de Masbourg[1]) am 18. September ohne Wissen der Königin an den König von Neapel sendet, deutet klar darauf hin:

„Als der englische Parlamentär eintraf, war ich der sicheren Meinung, daß die Königin im Besitze Ihrer Instruktionen sei. Ich war im Begriffe, darüber mit ihr zu sprechen, als ich den Polizeiminister traf, der mir zu verstehen gab, daß er geheime Befehle erhalten habe. Ich begriff, daß Eure Majestät den

[1]) Neapolitanischer Finanzminister.

Plan nicht ausführten, von dem Sie mir Mitteilung gemacht hatten, und ich bewahrte das tiefste Stillschweigen."

Nicht minder charakteristisch ist der aufgebrachte Brief, den Karoline acht Tage vorher an Murat schreibt, um ihre Unzufriedenheit darüber auszudrücken, daß man ihr Depeschen auf Befehl verheimlicht hatte:

„Ich vergaß, Dir von einer Sache zu sprechen, die mir einen eigentümlichen Eindruck machte. Ein Kurier kam an im Augenblicke, da ich zu Schiffe gehen wollte, und der Zufall fügte es, daß ich ihn traf und selbst mit ihm sprach. Ich fragte ihn, ob er noch andre Briefe habe. Er sagte: nein, so daß ich den Ministern, die gekommen waren, um meine Befehle zu empfangen, sagte, daß Du keinem von ihnen geschrieben hättest. Am nächsten Tage brachten sie mir die Briefe und sagten mir, daß der Kurier mir die Unwahrheit gesagt habe. Sie wollten, daß ich ihn dafür bestrafe, daß er mir ins Gesicht gelogen habe. Da der Befehl nicht von Dir ausgegangen sein konnte, habe ich mich dessen geweigert; aber ich habe mir vorgenommen, Dich davon zu benachrichtigen, damit Du erfährst, wer es in Deinen Bureaux gewagt hat, einen so unverschämten Befehl zu geben. Denn mein Freund, es ist sehr wichtig, daß man alles wisse was geschrieben wird;[1]) und da Du Dich dieser Mühe nicht unterziehen kannst, so muß ich es thun. Zum Beispiel, Julien hatte berichtet, daß so viel Fahnen, so viel Kanonen, so viel Gefangene erbeutet wurden, und er schrieb nicht das Viertel von dem, was Du mir schriebst; so daß man am nächsten Tage im Moniteur auf Grund von Juliens Bericht das dementiert las, was ich auf Grund Deines Briefes hatte hineinsetzen lassen. Derlei bringt einen schlechten Eindruck hervor und untergräbt das Vertrauen. Die Herren sollen über die Siege berichten, vortrefflich, aber sie sollen keine Details geben, keine Ziffern anführen, die, gleichviel ob nach oben oder nach unten, sich im Widerspruch mit denen befinden, die ich von Dir erhalten mag. Achte gefälligst hierauf; ich war nicht geärgert, weil ich vollkommen sicher war, daß Du für das Betragen des Kuriers nichts kannst. Aber derlei ist wichtiger als Du denkst, richte Deine Aufmerksamkeit darauf."

Sie schilt, sie kanzelt ab, als Frau, die gewohnt ist, daß man sie hört und ihr gehorcht. Diese kleinen Kabinettswinkelzüge, die auf Grund von aus der Ferne kommenden Befehlen ausgeführt wurden, waren nur geeignet, sie um so ungeduldiger zu machen, ihren persönlichen Einfluß auf den König wiederzuerlangen und gemeinschaftlich mit ihm Pläne über die Gestaltung ihres Schicksals zu entwerfen. Sie sollte nicht mehr lange zu warten haben. Nach der Schlacht von Leipzig verließ Murat den Kaiser wieder, unter dem Vorwande, Hilfstruppen in Italien auszuheben, aber in Wirklichkeit, um sich den Verbündeten anzubieten und bei ihnen die Sicherung seines Thrones zu suchen.

Unter den Namen Jérômes, Josephs und Karolinens finden wir in dieser Briefsammlung vom September und Oktober 1813 die Namen Cambacérès,

---

[1]) Napoleon könnte nicht anders zu seinem Polizeiminister sprechen.

Lebrun, Montalivet, Savary und vieler andrer hoher Würdenträger und Diplomaten. Ihre Unterschriften stehen am Fuße von Botschaften oder dienstlichen Berichten, welche der Aufmerksamkeit des Kaisers regelmäßig zu unterbreiten ihres Amtes war. Solange der Waffenstillstand dauerte, und sodann so regelmäßig als die Wechselfälle des Krieges es gestatteten, mußte die Stafette aus Paris Napoleon jeden Tag überbringen: einen Brief der Kaiserin, eine Depesche des Erzkanzlers Cambacérès, den Polizeibericht, gänzlich vom Minister eigenhändig geschrieben, den Bericht des Gouverneurs von Paris, den Stand der Truppen der Garnison, den Bericht der Polizeipräfektur, den Auszug aus dem Tagebuche über die dem Kriegsminister zugegangenen Korrespondenzen, die Aufstellung über die auf dem Marsch befindlichen Truppen, die Liste der Einfuhr und Ausfuhr der Meereshäfen, den Pariser und Amsterdamer Börsenbericht, und hundert andrer Schriftstücke von augenblicklichem und dokumentarischem Interesse, wie die fortwährend einlaufenden Berichte aus allen Orten, wo neue Truppenkörper sich formierten, und die täglichen Meldungen über den Stand der militärischen Straßen und Kommunikationen, denen Napoleon die größte Wichtigkeit beilegte. Endlich kamen mit diesen offiziellen und technischen Schriftstücken eine Menge von Briefen aus allen Teilen des Reiches.

Die interessantesten und lebendigsten Blätter der Mappen stammten, wenn wir nach den Proben urteilen, deren erster Anblick den Kosaken zu teil wurde, nicht von deren höchstgestellten Unterzeichnern. Die Briefe Cambacérès' und Lebruns, der ehemaligen Mitkonsuln Bonapartes, erscheinen uns heute von unglaublicher Bedeutungslosigkeit und absoluter Leerheit. Es spricht daraus das unablässige Bestreben, dem Gebieter nur Wohlgefälliges vor Augen zu bringen, und eine Unterwürfigkeit, deren gelassene Ruhe bezeichnend für die Geschmeidigkeit der Gewissen ist. Furchtbare Ereignisse sollten bald über Gegenwart und Zukunft entscheiden. Der Krieg, der kurze Zeit geruht hatte, war heftiger und verwickelter als je wieder im Gange. In Ermangelung verläßlicher Nachrichten überließ man sich in Frankreich den düstersten Vermutungen. Angesichts des Fehlens aller Mitteilungen, das die Seelen bedrückte und ein Fieber der Ungewißheit erzeugte, findet Cambacérès nichts andres als die folgende tiefe Betrachtung:

„Da die Verbindungen unterbrochen sind, ist es nicht verwunderlich, daß wir keine Briefe bekommen.“ Er fährt dann fort:

„Das Publikum, das wenig oder falsch denkt, wähnte, daß diese Unterbrechung auf den schlechten Stand der Dinge deute, und sagte Unheil voraus, vor dem wir bewahrt worden sind.

Einige Artikel, die der Polizeiminister in die kleinen Zeitungen hat setzen lassen, und die letzten Notizen des Moniteur, haben dazu beigetragen, die Stimmung zu verbessern. Man fängt an einzusehen, daß die meisten der in den letzten Tagen verbreiteten Nachrichten erfunden sind.

Was die Baisse betrifft, welcher die Staatspapiere in den letzten Wochen unterworfen waren, so ist sie im wesentlichen die Folge von Spekulationen und

des natürlichen Hanges der Geldleute, ängstlich zu sein und die Dinge schwarz zu sehen."

Und er zeichnet:

„Ich bin in tiefster Ehrfurcht,

Sire,

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät
Sehr gehorsamer, sehr treuer und sehr ergebener
Unterthan und Diener,
Der Erzkanzler des Kaiserreiches,
Cambacérès."

Paris, den 29. September 1813.

Es wird nicht überflüssig sein, sich, indem man dies liest, zu erinnern, daß Cambacérès der zweite Mann des Staates war, und daß durch fast fünfzehn Jahre Napoleon nichts Wichtiges unternahm ohne in Wesen und Form seinen Rat einzuholen!

Achtzehn Tage sind vergangen, ohne daß eine Post in Frankreich eingetroffen wäre. Gerüchte laufen um über die Umstände des Bruches mit Oesterreich, über tägliche Abfälle, über steigende Gefahr. Die Oeffentlichkeit gerät in Bestürzung. Aber seelenruhig berichtet der Erzschatzkanzler wie folgt über den Zustand der Geschäfte und der Gemüter:

„Sire!

Alles ist hier ruhig und wird es bleiben, wenn nichts von außen kommt. (!) Es bestehen noch immer Schwankungen in den Kursen der Staatspapiere, aber wie immer Festigkeit in der Verwaltung.

In Ehrfurcht und Ergebenheit

Lebrun."

Alle sind sie miteinander einig, in dieser Welt von Würdenträgern und Höflingen, ihren kaiserlichen Korrespondenten nur zur Hälfte zu unterrichten, seine Absichten und Wünsche zu erraten, um ihre laufenden Berichte über die Ereignisse ihnen anzupassen, und von der drohendsten Wirklichkeit ihm nur die harmlose Außenseite zu enthüllen. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten glaubt nie genug Umschweife machen, nie genug Milderungen anwenden zu können, um ihm die Absichten der fremden Höfe zu bezeichnen. Und im Innern zeigt sich der Mann, der am ehesten in der Lage ist, die materiellen und moralischen Existenzbedingungen des Volkes genau zu kennen, der Polizeiminister, mehr beflissen, für die schlimmsten Erscheinungen wohlwollende Erklärungen zu finden, als aus ihnen die entsprechenden Ratschläge abzuleiten.

Mit diesem letzteren Würdenträger unterhält Napoleon in der Nähe und in der Ferne die regelmäßigste und verschiedenartigste Korrespondenz über alles, was mit der Zentralregierung zusammenhängt. Die Dokumente schwellen von Woche zu Woche, von Tag zu Tag, immer mehr an.

*

Wenn man diese Menge von Aufschreibungen, Berichten, Privatbriefen durchblättert, die durch einen speziell organisierten Spionagedienst ihrer wirklichen Bestimmung entzogen und nach Deutschland geschickt wurden, um Tag für Tag Napoleon vorgelegt zu werden, so ist der erste Eindruck der des Erstaunens, daß er den Wunsch hatte, von derlei kleinen Nebendingen unterrichtet zu werden, in einem kritischen Augenblicke, wo der ganze Bestand seines Reiches vom Würfelspiel seiner Schlachten abhing.

Eine seltsame Unruhe peinigt diesen Selbstherrscher. Er hat die Schreibefreiheit unterdrückt. Er mutet sich zu, ganz allein für achtzig Millionen Menschen zu denken. Sein Polizeiminister, früher Fouché, jetzt Savary, kann ihm gar nicht genug Denkschriften vorlegen gegen die, die sich unterfangen, in den gewöhnlichsten Lebenshandlungen nur ihren Geschmack zu Rate zu ziehen,[1]) oder ihrer Meinung Ausdruck zu geben. Dieser Minister ist sein beständiger Korrespondent; er darf nicht einen Tag, nicht eine Minute feiern.

Eine solche Persönlichkeit hat eine furchtbare Verantwortlichkeit auf sich, gegenüber einem launenhaften und kritischen Gebieter, der kein Nachlassen in dem rastlosen Ausforschungsdienste gestattet und ebensowenig Uebereifer und ungeschickte Maßregeln verzeiht. So erhält der Minister in diesem Jahre 1813 in einem Briefe vom 1. Mai aus Weißenfels eine scharfe Rüge, weil er sich die überflüssige Mühe genommen hat, Zeugenschaften einzuholen und Leute zu vernehmen, in einer Sache, die er kurzerhand hätte erledigen können:

„Herr Herzog von Rovigo, Sie machen sich zum Gespött aller dieser Leute, welche sagen, daß Sie sie rufen lassen, nicht um sie zu befragen, sondern um sie zu hören. Es bedarf schärferer Führung in der Polizei eines großen Reiches und besonders weniger Reden. Die Leute sagen vor Ihnen, was Sie wollen, und hinterdrein machen sie sich darüber lustig."

Und anderseits wird er wenige Monate später in einer Note aus Erfurt derb abgekanzelt, weil er eine Art lärmender Zudringlichkeit entwickelt hat, wo er auf sammeten Sohlen hätte gehen sollen:

„Herr Herzog von Rovigo, der Schritt, den Sie bei dem König von Spanien unternommen haben, ist in jeder Beziehung ungeschickt. Da Sie den Zweck seiner Reisen nach Paris kannten, mußten Sie sich stellen, als wäre er Ihnen unbekannt. In dem ganzen Vorgehen ließen Sie sehr den Takt vermissen. Die Kunst der Polizei ist, das nicht zu sehen, was zu sehen unnütz ist."

Von derlei Widrigkeiten und vorauszusehenden Verweisen abgesehen, hat

---

[1]) Ein Beispiel für tausend. Am 8. März 1810 schrieb er aus Fontainebleau an den General Savary:

„Herr Herzog von Rovigo, ich stimme Ihrem Vorschlag in Bezug auf die Bewohner der belgischen Departements und der jenseits der Alpen bei, bezüglich deren Sie mir statistische Zusammenstellungen gesandt haben. Sie werden denen, die heiratsfähige Töchter haben, zu wissen thun, daß sie solche nur mit meiner Einwilligung ausgeben können, da es meine Absicht ist, sie mit Franzosen zu verheiraten, die sich in meiner Armee hervorgethan haben."

das Amt eines Fouché und eines Savary seine beneidenswerten Seiten. Seine Machtvollkommenheit ist unbegrenzt. Sie erstreckt sich über alles. Der Minister kann die Briefe an die Marschälle öffnen und überall nach verdächtigem Inhalt forschen. Kraft eines Dekrets vom 29. Messidor des Jahres XII. sind die Bücher und Zeitungen seiner uneingeschränkten Kontrolle unterworfen. Er hat das umfassendste Privilegium, in den Kreis seiner Nachforschungen die inneren und die äußeren Angelegenheiten einzubeziehen, die Handlungen seiner Kollegen ebenso wie der großen Staatskörperschaften zu überwachen, in die Gedanken und Geheimnisse eines jeden auf den oberen oder unteren Stufen der hierarchischen Leiter einzudringen, — kurz, die ganze Gesellschaft den Ausspähungen seiner Agenten zu unterwerfen. Napoleon nimmt auch die Mitglieder seiner Familie hiervon nicht aus. Im Gegenteil, er empfiehlt sie ihm, er giebt sie seiner ganz besonderen Sorgfalt anheim. Er will in ununterbrochener Folge über das Betragen seiner Brüder unterrichtet sein; denn indem er sie mit Ehren überhäufte, hat der große Kronenverteiler sie lediglich zu seinen ersten Sklaven herabgedrückt. Was denkt man in der Umgebung Jérômes, des Königs von Westfalen? Aus welchen geheimen Fäden setzt sich das Gewebe seiner Thaten und Unterhandlungen zusammen? Was sagt und denkt Joseph, seitdem er seinen Madrider Thron mit der abgelegenen Residenz von Mortefontaine vertauscht hat? Diese Frage taucht im Laufe des Jahres 1813 wiederholt auf. Zeuge dessen, unter tausend andern Einzelheiten, das Bruchstück eines Briefes, datiert vom 29. September 1813. Vom Grafen Roederer, Senator des Kaiserreiches und Staatssekretär des Großherzogs von Berg ausgehend, war er aufgehalten worden, um das Dresdener Hauptquartier von den Eindrücken zu unterrichten, die der Schreiber während eines zweitägigen Aufenthaltes beim Exkönig von Spanien empfangen hatte:

„Seine Majestät befindet sich sehr wohl und hat an Körperumfang zugenommen; seit seiner Rückkehr nach Mortefontaine bewahrt der König das strengste Inkognito für jedermann und empfängt weder Minister, noch Senatoren, noch Staatsräte, noch Militärs, kurz niemanden. Sie begreifen, daß seine Position und die Abwesenheit des Kaisers ihm diese Abgeschlossenheit gewissermaßen aufnötigen. Der König scheint sich leicht in das Privatleben zu finden; wenigstens befindet er sich darin sehr wohl, und es hat ganz den Anschein, als ob er sich aus freien Stücken dahin zurückgezogen hätte. Er verfügt über seine alte Anmut; die Königin hat nach wie vor ihren Takt, ihren Scharfblick und den giftlosen feinen Stachel ihres Geistes.“

Diese simplen und harmlosen Details waren vornehmlich darauf berechnet, dem Kaiser zu gefallen, und er wäre gewiß sehr befriedigt darüber gewesen, wenn die Kosaken ihn nicht des Vergnügens beraubt hätten, sie zu empfangen. Im allgemeinen liebte er es gar nicht, daß man sich allzu sehr um die Mitglieder seiner Familie bemühe, und daß man, im falsch verstandenen Bestreben, ihm zu gefallen, die Sonne und ihre Satelliten miteinander verwechsele. Am 17. Dezember 1811 richtete er eine ziemlich ungnädige Ermahnung an den Herzog von Rovigo, um der kleinen Thatsache willen, daß die toskanischen Zeitungen sich

mit unangenehmer Beflissenheit mit den Handlungen und Worten der Großherzogin Elisa befaßten, und daß französische Schiffsmannschaften sich hatten beifallen lassen, den mißfälligen Ruf auszustoßen: „Vivat Elisa! Vivat Napoleon!"

„Ich mache," schreibt er, „den Polizeidirektor für das verantwortlich, was Unzulässiges gedruckt wird. Es ist von großem Interesse, was die Souveräne thun, während es von gar keinem Interesse ist, was die Großherzogin thut."

Dem Minister ist auch aufgetragen, einen täglichen Bericht zu senden über alles, was bei der Kaiserin vorgeht. Eine Vertrauensmission, die noch unbequemer, als sie schmeichelhaft ist. Denn im Prinzipe verlangt Napoleon gegenüber Marie Louise den feinsten Takt und absolute Ehrerbietung, da der Glanz, der auf ihr ruht, gleichsam eine Ausstrahlung seiner eignen Majestät ist:

„Die Ehrfurcht, die man der Kaiserin schuldig ist," erklärte er eines Tages demselben Herzog von Rovigo, anläßlich eines Mißgriffes der Mme. Montesquiou-Fézensac, „ist eine solche, daß man ihr gegenüber seine Unzufriedenheit nicht merken lassen darf."

Und gleichwohl verlangt er so genaue, so eingehende Berichte über alles, was im Palais sich ereignet, daß die hundert Augen des Argus für den Berichterstatter nicht zuviel gewesen wären. Der Bruch mit Oesterreich hat Verdacht und Unruhe erweckt. Nach welcher Seite neigen sich in Wirklichkeit das Herz und die Sympathien Marie Louisens, die geteilt sind zwischen ihrem Vater und ihrem Gatten, zwischen den Fäden, die sie an ihr Heimatland, ihre Erziehung, ihre Familie knüpfen, und dem Gedanken an ihre neue Größe? Am 1. März dieses Jahres sind ihr die Vollmachten der Regentschaft feierlich übertragen worden. Es ist gut, daß sie in den Augen des Volkes mit deren voller Würde bekleidet erscheine. Es wäre von Uebel, wenn sie deren Macht wirklich ausüben würde. Diese Macht, scheinbar der Ausfluß unbegrenzter Selbstherrschaft, ist in Wirklichkeit sehr vielen Einschränkungen unterworfen. Sie wird sehr kurz am Gängelband gehalten. Napoleon hat dem Erzkanzler hierüber gemessene Weisungen erteilt. Die Befugnisse der Regentin überschreiten nie die Grenzen, die ihnen das Gutdünken Seiner Majestät des Kaisers und Königs gezogen hat. Die Minister haben ihre direkten Berichte an Napoleon fortzusetzen, und alles, was das herkömmliche Geleise verläßt, wird nach wie vor seiner Entscheidung vorbehalten. Der folgende Brief Cambacérès' giebt uns hievon einen klaren Begriff:

„Der Erzkanzler des Kaiserreiches an Seine Majestät den Kaiser und König.

Sire!

Die Minister Eurer Majestät haben sich heute im Schlosse von Saint-Cloud in Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin und Regentin versammelt.

Die Sitzung bot nichts besonders Bemerkenswertes. Ich will Eurer Majestät in folgendem einen summarischen Bericht über die wichtigeren Rapporte erstatten.

Der Justizminister schlägt weitere Kandidaten vor für die Plätze der Bei-

sitzer in den kaiserlichen Gerichtshöfen. Ihre Majestät die Kaiserin hat die ersten Dekrete unterzeichnet und wird weitere, die ihr noch unterbreitet werden, heute unterzeichnen.

Mehrere Bürgermeister und Vizebürgermeister, deren Aemter in den letzten Monaten vakant geworden sind, sollen ernannt werden. Der Minister des Innern legt eine Kandidatenliste vor. Da die Dienstvorschriften nichts darüber festsetzen, ob diese Ernennungen durch die Regentin zu vollziehen sind, haben wir es für richtig gehalten, Eurer Majestät die Verfügung über die Bürgermeisterernennungen für die bedeutenderen Städte vorzubehalten, und ausnahmsweise auch für einige andre, wie Versailles, welches eine kaiserliche Residenz ist, und Liège, welches unter verschiedenen Gesichtspunkten von einiger Wichtigkeit sein kann."

Weiter unten in demselben Berichte ist die Rede von einer Pension für einen alten Bischof in partibus, der in Rom Hungers stirbt. Man würde die Sache für von geringer Bedeutung halten. Gleichwohl genügt die bloße Sanktion der Kaiserin hierin Cambacérès nicht, und er hält es für nötig, für unerläßlich, sich sie noch von Napoleon bestätigen zu lassen, den in diesem selben Augenblicke schwere Sorgen fast erdrücken, und dessen ganze Genialität kaum hinreicht, die Stunde der unabwendbaren Katastrophe noch um etwas hinauszuschieben.

Wenn es sich darum handelt, auf gewöhnlichem Wege oder in chiffrierten Depeschen die Resultate seiner geheimen Informationen über eine regierende oder entthronte Majestät oder irgend eine Prinzessin zu übermitteln, nimmt der Polizeiminister die Sache nicht leicht. Man erkennt nur ganz unbestimmt die Beschuldigungen, die er zögernd berichtet, man fühlt sein Unbehagen beim Ausfüllen des zu gefährlichen Rahmens, der ihm gezogen worden. Seine Ausdrucksweise ist unbestimmt und tastend, seine Feder geht nur langsam und schrittweise vor. Er befriedigt die Neugierde seines Gebieters nur in gewundenen Sätzen, die sorglich vor der Möglichkeit böser Auslegung bewahrt sind. Er hütet sich wohl, eine andre als nur ganz unschuldige Bedeutung in den Handlungen und Worten seiner Gebieterin zu finden. Aber um wie viel entschiedener wird seine Sprache, wenn es sich darum handelt, auf Leute von geringerem Rang loszuschlagen! Er schont keinen. Zum Beispiel weiß er aus sicherer Quelle und zeigt es in scharfen Worten an, daß im Laden eines Weinhändlers in der Rue Saint-Honoré sehr böse Reden geführt werden; daß herumziehende Bilderhändler in den Dörfern und Gemeinden eines Grenzdepartements Bildnisse des gefesselten Papstes verteilen; daß ein gewisser Marne, Herausgeber eines Gebetbuches, sich einer unverzeihlichen Unterlassung schuldig gemacht, indem er unter den beweglichen Festen den Jahrestag der Krönung Seiner Majestät nicht aufgeführt habe; oder daß ein Buchhändler in Holland gewissen höchst unverschämten Betrachtungen über die Fehlbarkeit der Kaiser und der Könige Aufnahme in seine Zeitung gewährt habe. Man kennt im Bureau des Polizeiministers schon im voraus ungefähr den Tenor der kaiserlichen Antworten in solchen Fällen:

„Herr Herzog von Rovigo, lassen Sie diese Leute einsperren ... Herr Herzog von Rovigo, geben Sie Befehl, daß die Zeitung unterdrückt und der Herausgeber in ein Staatsgefängnis geschickt werde.“[1])

In der That sind die sanften Mittel und die halben Maßregeln hohenorts nicht beliebt. Nach dem Laufe, den die Dinge nahmen, in den Tagen des Unglücks, wo die Ursachen der Unzufriedenheit auf allen Seiten hervorbrechen mußten, ist es nicht verwunderlich, daß die Staatsgefängnisse von Häftlingen überfüllt waren. „Wenn mir ein Mensch verdächtig ist, lasse ich ihn einsperren“, erklärte Napoleon Fouché am 7. September 1807. Im Jahre 1813 gab es viele verdächtige Leute. Die Liste der Pariser Gefängnisse vom 29. September, die mit den andern nach dem Dresdener Hauptquartier bestimmten Stücken aufgefangen wurde, weist eine Totalziffer von 5—6000 auf — eine sehr beträchtliche Zahl, wenn man bedenkt, daß die Pariser Bevölkerung damals um zwei Millionen Seelen weniger zählte als heute.

*

Diese traurige Thatsache ist nur ein düsterer Zug mehr in dem Bilde allgemeiner Niedergedrücktheit, das das Ende des Jahres 1813 bietet. Die vertraulichen Mitteilungen, die Familienbriefe, die durch Zufall der Zerstörung entgangen sind, unterrichten uns in diesem Punkte viel besser, als die zahllosen offiziellen Berichte, in denen eine unentwegte Dienstfertigkeit sich breit macht, viel besser auch als die lange Reihe angeblich historischer Memoiren, die unter dem Diktat einer augenblicklichen Leidenschaft oder eines vergänglichen Interesses und in der Absicht geschrieben sind, das Urteil der Nachwelt zu beeinflussen. In jenen Briefen erscheinen die Thatsachen wenigstens in ihrer nackten Wirklichkeit und um so unantastbarer, als sie gewöhnlich durch die Zurückhaltung gemildert und verkleinert sind, welche in jenen Zeiten vollkommener Geistesunfreiheit die Furcht vor den schwarzen Kabinetten, diesen Vergewaltigern des Briefgeheimnisses, jedem Briefschreiber auferlegte.

Das erschöpfte Frankreich verschmilzt noch immer seine Sache und seinen Ruhm mit der Person des Kaisers. Die Ereignisse bringen ihm erst später die geschichtsphilosophische Lehre zu Bewußtsein. Aber dreißig Jahre Krieges haben es müde gemacht; genug der unfruchtbaren Siege, genug des blutigen Lorbeers; es bittet um Gnade! Sollte denn der Friede nie wieder über der Erde strahlen? Man hatte ihn eben noch für nahe und für gesichert gehalten. Das Feuer der Jahre der Kriegsbereitschaft war ausgebrannt. Die Kriegführenden hatten einen Waffenstillstand unterzeichnet, der eine allgemeine Aussöhnung anbahnen sollte. Die Adjutanten der beiderseitigen Generalstäbe waren paarweise nach allen Richtungen ausgesandt worden, derselbe Postwagen entführte Seite an Seite einen französischen und einen russischen oder preußischen Offizier, mit gleich-

---

[1]) Siehe: Lettres inédites de l'Empereur Napoléon I[er]. Herausgegeben von Léonce de Brotonne.

lautenden Befehlen in der Tasche. Von der Elbe- bis zur Weichselmündung waren wie infolge eines magnetischen Fluidums die Belagerungen und die Kämpfe eingestellt worden. Die Pazifikation des Kontinents, auf welchem seit so langer Zeit die Wut des Krieges und der Eroberung entfesselt gewesen, sollte also endlich Thatsache werden! Dieser Traum dauerte vierzig Tage; die besonderen Ansprüche der Mächte und der hochmütige Starrsinn Napoleons, der nichts von seiner Beute fahren lassen wollte, waren unvereinbar. Und der Krieg begann wieder, mörderischer als je. Aller Seelen bemächtigte sich Entmutigung.

Die gewohnten Eigenschaften der Tapferkeit im Feuer, der Entschlossenheit im Angriff, der Festigkeit in der Verteidigung haben sich bei den französischen Offizieren nicht verringert. Sie haben die Ehre bewahrt, aber sie haben die Zuversicht verloren. Sie gehen gegen den Feind, in der Sicherheit, daß auch sie fallen werden, und mit dem Gefühle, daß sie, wenn nicht heute, dann morgen das Opfer eines unerbittlichen Verhängnisses werden müssen. „Wir kommen alle daran,“ das sind die Worte, die sie nach jeder Hekatombe auf den Lippen haben.

Einige fanatische Herrendiener beharren noch immer in ihrer vergötternden Anhänglichkeit; sie sind unerschöpflich in Ausdrücken der Dankbarkeit für die Güte des Kaisers, der sich herbeiläßt, das Opfer ihrer Existenzen anzunehmen, fast sogar ihnen dafür Dank zu wissen. So schreibt ein Adjutant, der Kapitän Servin, in folgenden Ausdrücken an seinen erhabenen Herrn:

„Die dankbare Nation ist bereit, sich in Masse zu erheben, um die Tollkühnen zu zerschmettern, die sie demütigen wollen, und Eurer Majestät einen neuen Beweis ihrer Ergebenheit und ihrer Liebe für Eurer Majestät geheiligte Person zu geben.“

So drückt der Graf de Saint-Marsan, der ehemalige Botschafter zu Berlin, in folgender Weise seine Freude über eine kleine Beförderung seines Sohnes aus, die er mit einer schrecklichen Verletzung erkauft hat:

„Der Kaiser von Rußland hat auf Fürsprache des Königs von Preußen meinem Sohne Charles die Freiheit gegeben, der bei Wilna gefangen wurde und der fünf Finger verloren hat. Er ist nun im schlesischen Hauptquartier eingetroffen, und Seine Majestät der Kaiser und König hat geruht, ihn vom Unterleutnant, zum Kapitän der Kavallerie zu befördern. So ist er nun auf dem besten Wege, eine Carriere zu machen, für die er außerordentliche Vorliebe gezeigt hat.“

Andre sind vollkommen blind für ihre eigne Gefahr; sie bemerken nichts von der Trauer, die ohne Unterlaß auf die Menschen an ihrer Seite niedersinkt, nichts von dem Schrei des Volkes, das unter einem Regen von Kugeln und Kartätschen zu Grunde geht, nichts von den unsagbaren Leiden, die die Welt überziehen; sie wollen nichts sehen als die Wechselfälle, die Gefahren, die ein einziges erhabenes Haupt bedrohen; nur von dieser Sorge ist ihr Herz erfüllt, und nur diese Furcht klagt in ihren Briefen.

Aber solche Ergebenheit, solche Selbstverleugnung sind selten geworden in

den Herzen der Offiziere, die müde sind zu kämpfen und zu siegen. Die verborgene Bitterkeit, die die meisten von ihnen auf dem Grunde ihrer Seele nähren, findet ihren Wiederhall in den Gefühlen, die ihnen die von ihnen Getrennten, ihre Frauen, ihre Kinder ausdrücken, deren Briefe, trotz kluger Zurückhaltung, eine fortgesetzte Klage bilden, einen Schrei der Verzweiflung, der sich allen Herzen entringt und nicht mehr zurückgehalten werden kann. Die Zeiten sind vorüber, wo die Frauen für ihre jungen und ehrgeizigen Gatten reiche Ernten an Ruhm, an Beförderung, an Ehren und Würden erträumten, die sie auf dem Schlachtfelde einheimsen sollten. Sie sehen nun im Kriege nichts andres als ein Unheil ohne Milderung und ohne Entschädigung. Wir wollen dem Zufall nach einige dieser ganz intimen Aeußerungen der allgemeinen Verzweiflung herausgreifen; in allen kehrt derselbe Gedanke wieder; Gattinnen, Mütter oder Schwestern, jede einzelne zittert davor, beim Eintreffen der Post die Unglücksbotschaft zu empfangen, die sie fürchtet.

„An den General Baron Roiset, Kommandant der 2. Brigade der 3. Division des 1. Kavalleriecorps.

30. September.

Nun ist Louis gefangen, mein Teurer, und verwundet obendrein; wir wissen noch nicht, ob die Verwundung eine gefährliche ist. Dahin führen die militärischen Ehren; so flieht das Glück! Mich erfüllt das mit Schrecken Deinethalben, mein Teurer. Gott behüte mich vor solch einem Schlag! Ich hege keine Wünsche mehr für Dein Avancement, dies erscheint mir jetzt nebensächlich, da ich alles zu fürchten habe. Alles, was ich vom Himmel erbitte, ist, daß Du leben bleibst und mir unverstümmelt zurückkehrst. Der Friede erscheint mir nun unmöglich. Ich sehe kein Ende unsrer Leiden.“

*

„Mr. Maret, Oberkommissär des 4. Armeecorps.

Châtillon, den 26. September.

Ich soll also alle Hoffnung aufgeben, Dich wiederzusehen! Wenn ihr vielleicht Winterquartiere bezöget, würdest Du mich hinkommen lassen? ... Vier Posten sind gekommen und keine Nachricht von Dir. Ich bin müde dieses Lebens, welches man zum mindesten nicht Leben nennen kann; das heißt tausendmal im Tag sterben. Ach, mein Teurer, wärst Du nur eine Woche lang an meiner Stelle! Du würdest dann fühlen, was es heißt, das Wesen, das uns ans Leben fesselt, täglich neuen Gefahren ausgesetzt zu wissen. Ach, versenke Dich in diesen Gedanken, und Du wirst verstehen können, was Deine unglückliche Freundin vorzieht, die Ehre oder den Seelenfrieden. Man berichtet mir aus Paris, daß dort einige Friedenshoffnung herrscht. Wenn das sein könnte!“

*

„Mr. de Bailliencourt, Eskadronschef beim 8. Kürassierregiment.

Paris, den 25. September.

Der Sohn des Herrn de Beaumetz, Adjutant des Maschalls Mortier, ist gefallen. Wenn das noch lange so fortgeht, so wird alle dasselbe Schicksal ereilen. Die aus einer Schlacht heil davonkommen, fallen in der nächsten. Ich mache mir schreckliche Gedanken hierüber; denn Dein Glück kann nicht immer vorhalten. Welch grausame Lage!“

*

„Mr. Rabasson, Eskadronschef bei den reitenden Jägern der kaiserlichen Garde.

25. September.

Ich kann Dir, Geliebter, die Traurigkeit meines Alleinseins und den Kummer meines armen Herzens nicht beschreiben ... Bitte Gott, uns bald wieder zu vereinigen! Dazu brauchten wir den Frieden; ach, wie ich ihn ersehne, wie ich ihn erwarte!“

Unter so vielen Schriftstücken, die eine Periode von zwei oder drei Monaten umfassen, würde man vergeblich eine noch so flüchtige Aeußerung, einen Strahl augenblicklicher Freude, ein Anzeichen lebenskräftiger Hoffnung suchen. Von allen Seiten kommt nichts als die Schilderung einsamer Leiden oder gemeinsamen Unglücks. Der ganze Horizont bietet nicht einen Punkt, auf welchem der Blick mit Wohlgefallen ruhen könnte.

Im Innern des Landes erwecken die glänzenden offiziellen Ausweise keine Täuschung mehr über den wahren Stand des Handels und der Industrie: „Flandern produziert nichts, Paris nicht viel, und Westfalen nicht das Geringste!“ [1])

In Paris ist das gesellschaftliche, geistige und künstlerische Leben wie erloschen. Schwerer als je lastet ein Druck auf allen Geistern. Die Presse ist geblieben, was sie bis jetzt war: ein täglich kontrolliertes Verzeichnis der Handlungen, der Entschlüsse, der Worte des Gebieters. Man würde darin vergebens nach einem Tadel, einem Urteil, einem Wort suchen, das verriete, daß es damals in Frankreich ein politisches Bewußtsein gab. Man findet darin Dekrete, Proklamationen, Rapporte, zurechtgestutzte Schlachtenberichte, mehr oder minder beredte Ausfälle gegen England. Die betäubte Seele der Nation erwartet stumm, regungslos den Zusammensturz durch irgend eine Katastrophe, um zu erwachen. [2])

---

[1]) Brief an den Divisionsgeneral Baron Corbineau, Adjutanten des Kaisers. September 1813.

[2]) Die Bücheraufsichtsbehörde entwickelte nie größeren Unterdrückungseifer als in diesem Jahr 1813; die Schreibefreiheit wurde nie schärfer verfolgt als unmittelbar vor und nach der Schlacht von Leipzig. Am 28. Juli sandte der General Baron Pomerol einen Inspektor zu einem Buchhändler in der Rue Jean Jacques Rousseau, um die Siegel an alle gebundenen, broschierten oder ungebundenen Exemplare eines Kochbuches zu legen, in welchem einzelne Stellen, wenn man sie genau untersuchte, die Sicherheit des Staates gefährdeten.

Von dem, was im Ausland vorgeht, gelangen nur verstohlene aber immer nur beunruhigende Gerüchte herein. Im Polizeiministerium läßt man keinen Brief passieren, der aus Europa kommt, weil man deren schlimme Rückwirkungen auf die öffentliche Meinung und auf die Kurse der Papiere fürchtet.[1]) In Italien bebt das Volk vor ungeduldigem Verlangen nach Empörung; das Räubertum entwickelt eine unerhörte Kühnheit; die Zerrüttung der Finanzen hat den Höhepunkt erreicht; und der bewaffnete Diebstahl auf den Landstraßen vereinigt sich mit der Ausbeutung durch die herrschenden Klassen, um den allgemeinen Ruin zu vollenden. In Deutschland ist die Erhebung allgemein. Kein Tag vergeht, an dem nicht ein neuer Abfall verlautet. Die Fürsten, die Halbkönige, die Großherzoge, die sich vor kurzem mit Napoleon verbündet hatten, um Länder, Armeen, Titel zu erlangen, bekämpfen ihn nun mit noch größerem Eifer, um sie sich zu erhalten. Und vom Kriegstheater, welche Nachrichten! Die zähe Weise, in der die kombinierten Armeen in Norddeutschland den Feldzug führen, erinnert an den Ausspruch Romanzoffs, den er Dreyer gegenüber in Bezug auf den Kaiser that: „Er muß erschöpft werden.“

„Ich will Ihnen nicht verhehlen,“ schreibt einer der Korrespondenten aus dem Dresdener Hauptquartier, „daß ich häufig mit Bedauern an Spanien zurückdenke. Wir sind hier in einem harten, mühseligen, erschöpfenden Feldzug begriffen. Seit zwei Monaten durchziehen wir immer dasselbe Terrain, bald auf dieser Seite, bald auf der andern; immer sind wir in Bewegung, ohne Rast. Häufig haben wir nichts zu essen, nichts zu trinken; es fehlt uns daher auch nicht an Kranken, und die arme Infanterie kann nicht mehr weiter. Jedermann ersehnt den Frieden, und Gott weiß, wann er zu stande kommt! Kein Ereignis scheint ihn herbeiführen zu können. Man fügt sich gegenseitig großen Schaden zu, ohne eine Entscheidung zu erzielen. Wir haben allerdings die Schlacht bei Dresden gewonnen, aber die unglücklichen Affairen des Generals Vandamme, des Herzogs von Tarento und des Herzogs von Reggio haben die Wirkung des Sieges von Dresden vernichtet. Sachsen ist zu Grunde gerichtet, und wir können hier nicht mehr überwintern.“[2])

Und derselbe Ton bewegter Offenheit geht durch folgende Zeilen, die von Saint-Aulaire gezeichnet sind:

„Ich will unsern Siegen ein Te Deum singen. Wir sind hier traurig und beunruhigt. Wir sehen Verwundete zurückkommen. Unser Marschall Oudinot ist geschlagen worden. Ich wollte, der Kaiser wüßte, wie sehr man im Innern

---

[1]) Am 21. Februar 1810 hatte Napoleon diesbezüglich dem Grafen Lavalette, Staatsrat und Generalpostdirektor, folgenden Auftrag erteilt: „Herr Graf Lavalette, ich bitte Sie, in Zukunft keinen Brief aus Spanien zu befördern, ohne ihn geöffnet zu haben. Ausgenommen hievon sind die Briefe der Minister. Sie werden mir diese Briefe vorlegen, ausgenommen diejenigen, die keine Nachrichten enthalten, oder die nur von Privatangelegenheiten handeln. Mein Wille ist, daß kein andrer Brief passiere.“

[2]) Brief von Eugène de Boinville an den Baron de Sparre, bei der spanischen Armee, (Brief aufgehalten, Lavalette.) Bei Pillnitz, 22. September.

entmutigt ist. Ich werde es ihm nicht verbergen. Ich bin ein zu treuer Diener, um durch Lügen wohlgefällig sein zu wollen. Ich will jedoch Festigkeit bewahren, und solange ich auf meinem Platze bleiben will oder kann, werde ich gewissenhaft meinen Dienst thun, ohne kleine Hindernisse hervorzurufen, die in letzter Linie niemals zum Nutzen des Volkes ausschlagen. Ich bete aus ganzem Herzen zu Gott für den Kaiser. Ich bete, daß er ihn erleuchte und der schrecklichen Anhäufung von Unglück ein Ende mache, wie es zu keiner Zeit der bekannten Geschichte gleichzeitig auf einem so großen Gebiete gelastet hat."[1])

Die Truppen haben die grausamsten Entbehrungen zu erdulden; und unter diesen, mehr als noch die andern, diejenigen, welche nicht einmal von dem Troste aufrecht erhalten werden, ihre Pflicht unter den Fahnen ihres eignen Landes zu erfüllen. Thatsächlich dienen fremde Kontingente noch in ziemlich beträchtlicher Zahl unter der Führung französischer Generale. Sie sind gezwungen, unzählige Prüfungen zu erdulden, ihre Waffen gegen ihre Landsleute zu kehren, zu marschieren, zu ertragen, zu leiden, ohne Ueberzeugung und nur der Gewalt gehorchend. Welche Belohnung erhalten sie zum mindesten für solches Martyrium? Welche Anerkennung findet ihre Ergebenheit? Sehen wir, um uns hierüber zu unterrichten, das Bruchstück eines sehr erbaulichen Briefes. Der Chevalier Bogue de Faye, Legationssekretär in München, schreibt an den Herzog von Bassano:

„Es kommen hierher in Trupps zu zwanzig und dreißig Soldaten unsrer beiden Bataillone, die bei Jüterbog waren, ebenso Württemberger und selbst Bayern. Sie klagen sehr über den Mangel an Lebensmitteln und daß sie Hunger gelitten haben. Sie werden sogleich gefangen gesetzt, da man fürchtet, daß sie zu viel reden."[2])

Der Kaiser und die Mitglieder seiner Familie haben ihre Gewohnheiten in nichts geändert. Sie schreiben sich gegenseitig Briefe und Berichte und geben einander die Titel, womit sie ihre niedrige Herkunft übertünchen wollen: Sire, lieber Vetter, Majestät, Hoheit. Die Ereignisse nehmen darum mit nicht geringerer Schnelligkeit ihren Weg zum unabwendbaren Ende. Vergeblich ist den Zeitungen Schweigen auferlegt worden. Am Horizont macht sich das Grollen vernehmbar, das der Vorläufer des Donnerschlags von Leipzig war. Und schon kündigen sich an: 1814 und die Invasion.

*

Wir sind am Ende des unglücksreichen Jahres 1813 angelangt, dessen Konvulsionen den großen Zusammensturz herbeiführten. Indem wir die Schriftstücke anzogen, die wir gemeinschaftlich durchgelesen haben, indem wir Bemerkungen an Briefauszüge knüpften, deren innere Bedeutung weit über die Qualität ihres Wortlautes hinausreicht, hatten wir keine andre Absicht, als die lehrreichen

---

[1]) Bar-sur-Ornain, den 25. November 1813.

[2]) Bamberg, 28. September 1813.

Folgerungen, die aus ihnen fließen, ins Licht zu rücken. Wir glauben nicht, daß diese von solcher Art sind, um einen erhöhenden Beitrag zur napoleonischen Legende zu bilden, deren durch eine vorüberübergehende und erkünstelte Begeisterung neubelebter Glanz unter dem scharfen Lichte der Thatsachen zu verblassen beginnt. Sie werden zweifellos nicht dazu dienen, in unsern Seelen die Liebe zu einem Idol, zu einem modernen Gott zu stärken, — „der größte Erreger von Energie und Begeisterung“, wie seine neuen Bewunderer ausrufen; der despotischste, der zügelloseste Gebieter, der unerbittlichste Organisator der Vergewaltigung und der Unterdrückung, sagt gelassen die Geschichte. Aber diese dokumentarische Lehre wird nicht nutzlos sein, wenn sie zum geringen Teile zur Feststellung der endgültigen Wahrheit beitragen kann, wie sie sich endlich vollständig, unumstößlich aus der Wirrnis von Büchern, von Meinungen und Urteilen loslösen wird, die sich seit etwa zwanzig Jahren in so übermäßiger Menge um denselben Zeitabschnitt und um einen einzigen Menschen aufgeschichtet haben.

Zur Transvaal-Kontroverse.

Neue Briefe von Max Müller und Theodor Mommsen.

Der fortgesetzte Gedankenaustausch zwischen zwei der bedeutendsten Gelehrten über den südafrikanischen Krieg wird vielleicht nicht ohne Eindruck auf die leitenden englischen Staatsmänner bleiben.

Die akademische Behandlung der Rechtsfrage in diesem Kriege wird die Kanonen zwar nicht zum Schweigen bringen, aber es kann durch dieselbe die öffentliche Meinung in England dem Frieden günstiger gestimmt werden. Mögen deshalb die nachstehenden Briefe mit dazu beitragen, das Ende des Krieges im Interesse der Menschlichkeit, im Interesse Englands und des Weltfriedens näherzuführen.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

*

Ich darf mich nicht beklagen über die Aufnahme, welche mein Aufsatz in der „Deutschen Revue“, Ueber die Rechtsfrage zwischen England und der Transvaal-Republik, in Deutschland, namentlich bei Männern wie Mommsen, gefunden hat. An anonymen Schimpfereien hat es natürlich nicht gefehlt, aber wer beachtet solche Gemeinheiten und Feigheiten? Alle aber, die sich nicht scheuten, ihren Namen zu nennen, haben wohl ihre verschiedenen Ansichten klar und deutlich ausgesprochen, aber wenigstens meine Ehrlichkeit nie in Frage gezogen. Hätten sie den Zweck meines Aufsatzes klarer ins Auge

gefaßt, so würden sie sich vielleicht noch weniger gewundert haben, daß ich mich in dieser Sache so ganz auf die englische Seite stelle.

Was mich bei allen Dingen, seien es unregelmäßige Verben oder unregelmäßige Mythen, immer am meisten interessiert hat, ist die Genesis. Und so kam es, daß ich in Bezug auf die Oberhoheit von England über die Transvaal-Republik zuerst die Frage that: „Wie kam denn diese Oberhoheit zu stande?" Man könnte weit zurückgehen, da aber der Wiener Kongreß und die in den Jahren 1813 und 1814 gemachten Verträge meistens die Grundlage des Staatsrechts in und außer Europa bilden, ging ich nicht weiter zurück als 1814. Von diesem Jahre an hat niemand an der Oberhoheit von England in Südafrika gezweifelt, was aber bezweifelt worden ist, ist die Ausdehnung dieser Oberhoheit bis zum fünfundzwanzigsten Grad. Und warum? — Weil ja dann die deutschen Besitzergreifungen an der Westküste von Afrika auch unter englischer Oberhoheit stehen würden. Ist das eine Antwort? Jedenfalls volenti non fit injuria, und England hat Namaqua und Damara-Land ein für allemal als deutsches Besitztum anerkannt. Waren denn aber die Staatsmänner zur Zeit des Wiener Kongresses wirklich so dumm, daß sie nicht rechts von links oder westlich von östlich unterscheiden konnten. Vom westlichen Südafrika war damals noch gar keine Rede. Es war No-man's Land, und selbst Deutschland würde sich damals für eine solche Besitzung bestens bedankt haben. Nun nehme man aber einmal an, daß zur Zeit des Wiener Kongresses die östliche Hälfte von Südafrika Holland oder Deutschland gegen Zahlung einer großen Summe und gegen Aufgabe andrer territorialen Ansprüche zuerkannt worden sei, würde Holland oder Deutschland jetzt einen solchen Rechtstitel als veraltet und verrostet beiseite gelegt haben? Die Einzelheiten hatte ich natürlich nicht wiederholt. Sie waren zuerst ein Vertrag mit Schweden, vom 3. März 1813, wonach England die westindische Insel Guadeloupe an Schweden abtrat, und zwar für gewisse Vorteile, die Schweden England in seinen Häfen bewilligte. Dann wurde aber im Frieden von Paris, am 30. Mai 1814, bestimmt, daß Guadeloupe an Frankreich zurückfallen sollte. Dafür verlangte Schweden Kompensation von einer Million Pfund Sterling, und es wurde bestimmt, daß diese Million von Holland mit den damals von England besetzten Kolonien gutgemacht werden sollte, in Anerkennung der Einverleibung der belgischen Provinzen mit Holland. England aber übernahm nicht nur diese Kompensation für Holland, sondern zahlte außerdem noch zwei Millionen Pfund Sterling für Befestigungswerke in Holland, ja übernahm noch drei Millionen zum Besten des neuen Königsreichs Holland-Belgien. Dafür verlangte aber und erhielt England das Kap und Britisch-Guiana. Der Vertrag zwischen England und der Niederlande wurde am 13. August 1814 unterzeichnet und an demselben Tage der Vertrag zwischen England und Schweden. Ich verweise auf Lucas, Historical Geography of British Colonies, von der Universität Oxford im Jahre 1898, also lange vor dem Ausbruch des Krieges, veröffentlicht. England hatte also sechs Millionen Pfund Sterling für seine Annexationen gezahlt, andre Territorien aufgegeben, und

seine Rechte wurden von den in Wien repräsentierten Mächten unbedenklich anerkannt.

Woher aber, sagt man, der fünfundzwanzigste Grad? Es war eben die Grenze gegen die portugiesischen Besitzungen hin und wurde dann im einzelnen noch genauer bestimmt. Und dabei ist es immer geblieben: direkte Souveränität von England über Kap und in Natal, Protektorat in den Staaten der Eingeborenen, und, wie man jetzt sagt, Sphere of influence bis zum fünfundzwanzigsten Grade. Zweifelt man noch immer, nun so lese man den Cape of Good Hope Punishments Act von 1836, wonach jedes Verbrechen von Weißen, südlich vom fünfundzwanzigsten Grad begangen, bei den Gerichtshöfen am Kap klagbar und strafbar wird. Lucas, l. c. vol. IV, p. 200. Die Buren wußten dies sehr gut, und es wurde ihnen noch ausdrücklich bei ihrem Großen Trekk eingeschärft, daß, wenn sie sich auf englischem Territorium niederließen, sie nach wie vor unter englischer Oberhoheit blieben. Das Nähere sehe man in Great Britain and the Dutch Republics, 1900, p. 9 seq.

So viel über den Ursprung und den geschichtlichen Verlauf der englischen Oberhoheit in Südafrika bis zum fünfundzwanzigsten Grad. Die geschichtliche Genesis ist merkwürdig, ist aber noch von niemand bezweifelt worden.

Was ist denn nun aber diese fürchterliche Oberhoheit, gegen welche die Buren so gewaltig protestieren. Es ist dieselbe Oberhoheit oder vielmehr dieselbe Freiheit, welche alle englischen Kolonien genießen! England beschützt seine Kolonien bis auf den letzten Blutstropfen und verlangt nichts weiter, als daß die Kolonien keine Verträge mit andern Mächten schließen, daß sie keine Sklaven halten und daß sie jeden Kolonisten, der sich in dieser oder jener Kolonie niederläßt, als gleichberechtigt behandeln. Wenn Kanada, die westindischen Kolonien, die Kolonien von Australien, von Westafrika, wenn Malta, Gibraltar, Cypern, Ceylon bis auf St. Helena mit diesem schreienden Sklavenjoch der englischen Oberhoheit zufrieden sind, warum nicht die Buren, die sogar größere Freiheit genießen als alle die e? Haben denn, mutatis mutandis, Sachsen, Bayern, Württemberg bis auf mein eignes Anhalt größere Freiheiten Deutschland gegenüber als die Kolonien gegenüber von England? Dürfen sie Verträge schließen, dürfen sie Sklaven halten, dürfen sie Einwanderer aus Preußen als rechtlos behandeln, hohe Steuern auflegen und Stimmrecht verweigern? Man denke doch nur ein wenig nach, und man wird sehen, daß das Los der echten, friedlich gesinnten und landbebauenden Buren kein so unerträgliches ist. Wenn ein Deutscher nach Neuseeland geht und Steuern zahlt, so ist er dem dortigen Engländer ganz gleich; warum nicht in Pretoria? Wie gesagt, noch nie ist die Transvaal-Republik ein souveräner Staat gewesen, noch nie frei von englischer Oberhoheit, wohl aber geschützt durch diese. Was bedeutet dann also der jetzige Krieg? Einfach Empörung, welche in andern Ländern ganz anders bestraft worden wäre als im Transvaalbereich.

Ich citiere hier aus einem Artikel in der Februar-Nummer von „Harper's Magazine", herrührend von Poultenev Bigelow, durchaus keinem Deutschenfresser: Ein deutscher Kaufmann, der viele Jahre in Hongkong etabliert ist, sagte mir

vor wenigen Tagen: „Ich bin ein Deutscher und liebe mein Vaterland, aber ich könnte mir kein größeres Unglück für die Deutschen in China vorstellen, als daß Hongkong Eigentum von Deutschland würde. Unter der britischen Flagge habe ich persönliche Freiheit, ganz dieselbe als der Engländer. Wenn morgen die deutsche Flagge hier wehen sollte, würde ich sogleich auswandern." Und das nennt man in deutschen Blättern unerträgliche Sklaverei, die kein Deutscher ertragen würde.

Natürlich sowie die Transvaal-Republik Gewalt gebraucht und zu den Waffen greift, so hören alle Verträge auf, und die Frage ist nicht mehr, wer das beste Recht, sondern wer die größte Macht hat. Es ist ja auch möglich, daß die Buren, wenn sie nicht in den portugiesischen Besitzungen aufgenommen werden, einfach nach Namaqua oder Damara-Land wandern und dort ihre Republik unter deutscher Botmäßigkeit errichten werden. Die Engländer werden nichts dagegen zu sagen haben. Dann wird man sehen, ob sie dort Sklaven halten, Bündnisse schließen, mit den Eingeborenen Streit anfangen und die deutschen Ankömmlinge als rechtlos behandeln dürfen. Es bedarf wenig Einbildungskraft, um sich eine solche Lage vorzustellen, und man wird dann die englische Lage besser begreifen, als es bis jetzt geschehen. Hätten denn die englischen Minister nachgeben können? Sind sie nicht die Vormunde des Volkes, und wie hätten sie aufgeben können, was ererbter Besitz war und was unter jetzigen Verhältnissen von noch größerem Wert für England ist als früher?

England hat seine große Politik in Südafrika und in ganz Afrika. Wie Mommsen sagt: „Allmählich entwickelten sich die einigermaßen phantastischen, aber unzweifelhaft großartigen und folgenreichen Pläne auf Umwandlung Afrikas vom Kap bis zum Nil in einen Bestandteil des Greater Britain der Zukunft." Sollte sich England gerade jetzt einen Schlagbaum gefallen lassen, der früher nicht war, und der seine künftigen Pläne kurzweg durchkreuzen würde?

Doch genug von diesen rein historischen Thatsachen. Jedermann kennt sie, und ich hatte nichts Neues zu bringen. Es freut mich natürlich, daß auch Mommsen nichts gegen irgend eine von diesen Thatsachen einzuwenden hatte, und ich kann in der That nicht dankbar genug sein, daß alles, was er sagt, in so rein wissenschaftlichem und ruhigem Ton gehalten ist. Er bestätigt nur, was ich gesagt, daß „diese Gebiete (der Buren) lange Decennien hindurch in faktischer Abhängigkeit von England gestanden und in den Nöten ihrer Finanzen und ihrer Händel mit den Eingeborenen diesem wenig andres als Last und Leid gebracht".

Daß nun während dieser Decennien, bei dem Konflikte der Interessen, auf beiden Seiten gesündigt worden ist, das gebe ich Mommsen so gerne zu, als er aus freiem Willen gesteht, daß in Schleswig und Polen, ja selbst in deutschen Kolonien böse Dinge vorgefallen sind. Pharisäertum wäre hier sehr falsch angebracht, liegt auch gar nicht in der deutschen Natur.

Das Abreißen der Diamantfelder von Kimberley von der südlichen Republik war ein Gewaltstreich, ebenso wie der Angriff der Buren bei Brenkhorst Spruit

auf Colonel Anstruther und das Niederschießen seiner ganzen Truppe und später der Meuchelmord des Kapitän Elliot einfach das Werk eines Henkers oder Meuchelmörders war.[1]) In der Beurteilung von solchen Konflikten stimme ich ganz mit Mommsen überein, der uns an Polen und Dänen erinnert, wenn man den Engländern ihr Verhalten gegen Kelten, Holländer, Indier oder Aegypter vorwirft. Nichts kann gerechter und des Geschichtsforschers würdiger sein als sein Urteil über diese Dinge.

Wenn er sodann auf Cecil Rhodes, Jameson und Chamberlain übergeht, so bemerke ich, daß ich, wie viele Engländer, für jetzt über diese Männer schweige und nicht richte, bis die Anklage formuliert und die Verteidigung gehört worden ist. „Von den neuesten Dingen, wie ich sagte (S. 136), habe ich mit Absicht nicht gesprochen.“ Hier kommt die Gefühlspolitik zum Vorschein und zu ihrem Recht, solange sie nur nicht hysterisch statt historisch wird. Was Mommsen über Jameson sagt, ist mir aus der Seele gesprochen, und daß er nicht streng von der englischen Regierung bestraft wurde, hat mich immer gewundert und gekränkt. Und darin stehe ich in England nicht allein, wo überhaupt jeder Mann seine Ueberzeugung unbekümmert um die Zeitungen ausspricht. Aber so sehr auch Jameson gesündigt hat, ebenso schwer haben sich die Buren gegen die neuen Kolonisten, die Uitlanders, versündigt und, ich sage es nochmals, ihren Aufstand systematisch hervorgerufen. Man lese darüber das Buch von Mrs. Lionel Phillips, der Frau eines zum Tode verurteilten Ehrenmannes, eines Ausländers. Ihr Zeugnis über diesen Aufstand ist weit zuverlässiger als das Buch von Mr. Bryce.[2]) In allen diesen Dingen stimmt mein moralisches Gefühl ganz mit Mommsen überein. Was Chamberlain betrifft, so halte ich ein. Der Mann hat zu viel Gutes geschaffen, um auf einmal schlecht geworden zu sein. Ueber das Colonial Office ist viel gesagt worden und wird noch mehr gesagt werden. Solche Dinge schlafen eine Zeitlang, namentlich jetzt, wo für England so viel zu thun und zu schaffen ist; aber in England und bei einer parlamentarischen Regierung schlafen sie nie ganz ein.

Mein Gefühl — ich kann nicht mehr sagen — ist, daß Chamberlain gerechtfertigt dastehen wird, wenn auch andre Beamte des Colonial Office nicht mit fliegenden Fahnen ausziehen werden. Daß es übrigens in Deutschland wie in England nicht an schwarzen Schafen, selbst in der Haute Finance, fehlt, wird auch Mommsen nicht behaupten wollen.

Man hat mir oft vorgeworfen, daß ich den Verdacht geäußert, die Buren hätten schon vor dem Jameson Raid gerüstet. Mr. Bryce aber giebt es ausdrücklich zu, und ebenso Mommsen. Ich könnte Beweise bringen. Aber der Kürze halber verweise ich auf Fitzpatrick, „The Transvaal from within“ (März 1900), S. 10 und 11.

Schließlich kommt nun die Frage: War der Krieg gerechtfertigt? Ich in meinem eignen Herzen halte dafür, daß Krieg nie gerechtfertigt ist, auch wenn er unvermeidlich scheint. Selbst nachdem uns Bismarck gesagt, wie er den Krieg

---

[1]) Transvaal from within p. 28.

[2]) Eine vollständige, autorisierte deutsche Ausgabe des Werks von Bryce „Bilder aus Südafrika“ ist soeben bei Gebrüder Jänecke, Hannover, erschienen.

mit Frankreich angezettelt hat, würde gewiß auch Mommsen als Historiker diesen deutsch-französischen Krieg nicht als gerechtfertigt betrachten. Wer aber erklärte damals den Krieg? Wer rief à Berlin? England mag ja auch die Buren streng ermahnt haben, die von ihnen im Jahre 1884 gemachten Versprechen in Bezug auf Gleichberechtigung der Ausländer zu erfüllen. Als aber diese Versprechen offen gebrochen wurden, hatten die Engländer das Recht, Gewalt zu gebrauchen. Wer aber erklärte den Krieg? Wer fiel in das feindliche Gebiet mit Feuer und Schwert ein? Nicht der Engländer, sondern der Holländer. Sollte da der Engländer noch immer zaudern? Sollte er seine Kolonien nicht, wie er versprochen hatte, beschützen? Würde Bismarck gezaudert haben? Selbst ein Schiedsgericht konnte er nicht annehmen, denn damit würde die Oberhoheit Englands aufgegeben worden sein, und die Empörung der Buren wäre zu einem Krieg gleichberechtigter souveräner Staaten geworden. Würde man einen Aufstand in Elsaß oder Finnland einem Schiedsgericht unterbreiten?

Mommsen glaubt, daß eine einfache Frage seine Behauptung, daß England an dem Kriege schuld sei, auf einmal bekräftigen werde. „Glauben Sie im Ernste," sagte er in seinem Brief an Professor Sonnenschein, „daß ein Volk wie die Buren einen Eroberungskrieg gegen das britische Reich haben führen wollen?" Es klingt unglaublich, aber es ist trotzdem historische Thatsache. Mit Hilfe des Afrikanderbundes, der unter Du Toit im Jahre 1881 begründet wurde, hoffen die Buren die Engländer ins Meer zu kehren und machten wahrlich kein Geheimnis daraus. Noch waren ihre Pläne so ganz Don Quichottisch, wenn man den Verlauf des jetzigen Krieges betrachtet. Nein, Fragen helfen hier nichts, man muß nachschlagen und lesen.

Die Buren schrieen „Nach Kapstadt", ganz wie die Franzosen schrieen „à Berlin", und einen Verteidigungskrieg gegen solche Insulte und darauffolgende Vergewaltigungen nannte Mommsen ruchlos und eine Infamie! Ich kann nur sagen, ich bedaure ihn.

Und nun bedauert Mommsen, daß ich eine gewisse Petition um schnellste Aufgabe des Krieges nicht mitunterzeichnet habe. Erstens ist mir die Petition nie zu Gesicht gekommen, zweitens hätte ich sie nie unterzeichnet, denn wenn ein Krieg einmal ausgebrochen ist, so steht jeder Unterthan schweigend bei seiner Fahne. My country, right or wrong. Kein Deutscher würde um Frieden petitioniert haben, weil Bismarcks Depesche an den Kaiser nicht mit Abekens Depesche übereinstimmte. Jeder Engländer hat das Recht zu petitionieren, um seine Ansicht auszusprechen. Es giebt verschiedene Meinungen in England, es giebt verschiedene Urteile im Ausland. Italien ist vernünftig, mit Ausnahme der Jesuiten; die Schweiz ist vernünftig, man lese nur die ausgezeichnete Schrift von Professor Naville; Ungarn, ja Oesterreich ist vernünftig, selbst Frankreich ist vernünftig, wie die Aufsätze von Villarais und Tallichés beweisen. Ich kann also nicht mit Mommsen übereinstimmen, wenn er in seinem Brief an Professor Sonnenschein sagt: „Außerhalb Englands ist nicht eine einzige Stimme der Verteidigung Ihres südafrikanischen Briefes laut geworden." Ist es denn wahr,

daß in Deutschland allein, im freidenkenden Deutschland, keine Stimme sich für England erhoben hat?

Sonst aber, glaube ich, giebt es kaum zwei alte Professoren, die in ihren Ansichten über diesen Krieg und über andre Weltbegebenheiten so übereinstimmen als Professor Mommsen und ich. Ich rechne mir dies zur Ehre an, und wenn Mommsen mich bedauert, so kann ich dies nur erwidern, hoffe aber, daß er nie etwas in meinen politischen, moralischen und wissenschaftlichen Ansichten entdecken werde, das seine gerechte Mißbilligung verdiente. Wenn wir hier und da voneinander abweichen, so sollte es in dem wahrhaft englischen Geiste geschehen: Let us agree to differ.

Mit einem solchen Mann wie Mommsen, mit einem wahren Historiker, ist es eine Freude, sich auseinanderzusetzen. Er würde selbst bei dem Kampfe zwischen David und Goliath zuerst zu erforschen suchen, auf welcher Seite das Recht war, bei den Juden oder bei den Philistern. Ich gestehe, es war mir früher ganz unbegreiflich, wie so viele von meinen deutschen Freunden einfach die Leydensgeschichte der Buren nachsprechen konnten. Von gewissen deutschen und französischen Zeitungen spreche ich natürlich nicht. Ich weiß sehr wohl, welche Zeitungen ihre Unabhängigkeit und Wahrheitsliebe bewahrt haben. Bismarck und Büschchen haben uns hinlänglich über das, was sie Reptilienwirtschaft nannten, aufgeklärt, und niemand wird jetzt daran denken, sich mit anonymen Reptilien — ich gebrauche Bismarcks derbe Terminologie — auseinandersetzen oder sich gegen ihre giftigen Bisse verteidigen zu wollen. Ich wundere mich nur, daß sie nicht noch schärferes Gift gegen mich ausgespieen haben, so wie einer meiner anonymen Korrespondenten den Wunsch aussprach, mich am Galgen hängen zu sehen mit Chamberlain und Rhodes, — ein Missethäter zur rechten und der andre zur linken Seite. Daß ein Mann wie Mommsen anscheinend Anglophobe geworden sei, das konnte ich nicht glauben und glaube es auch jetzt nicht. Im Gegenteil hat mir seine Auffassung der Burenfrage, so wenig als ich mit ihr übereinstimmen kann, manches in den Briefen meiner deutschen Freunde erst verständlich gemacht.

Man meinte, England wolle einen schwachen Volksstamm unterdrücken, eine freie Republik zu Sklaven machen. Dies wäre allerdings für England ein Kunststück gewesen. Denn die Transvaal-Republik hat stets zu England gehört, sie ist auf englischem Boden aufgeblüht. Oder hat England die Transvaal-Republik knechten wollen? Wie froh könnte jedes Land sein, wenn es so geknechtet würde wie die Buren unter englischer Oberhoheit! Kein Land in Europa oder Asien erfreut sich einer solchen Knechtschaft als eine englische Kolonie. Die Buren waren es, welche die Schwarzen als Sklaven oder sogenannte Lehrlinge behandelten und die Weißen als rechtlose Ausländer mißhandelten. Dagegen protestierte England und bestand auf Erfüllung der in allen Verträgen festgestellten Klauseln. Auch mancher deutsche Ausländer ist als rechtlos von der Regierung in Pretoria behandelt worden. Man lese doch nur die Werke von Rider Haggard, von Fitzpatrick, von Mrs. Lionel Philipps, ja wenn diese alle als zu trocken befunden werden, die wirklich lesenswerte Novelle „Jeß“

von Rider Haggard, der so lang in der Kolonie gelebt hat. England hat es übernommen, die Transvaal-Kolonie, wie alle seine Kolonien, zu Meer und zu Land zu beschützen. Es hat den Dank der Buren verdient und erhalten, ja selbst Krüger ist in den Dienst der Königin von England getreten, nachdem man ihm die erbetene Gehaltszulage bewilligt hatte. Ich hoffe, ich sage nichts Ungerechtes gegen ihn. Die Sache ist aber so oft gesagt und nie geleugnet worden, daß man es wohl glauben darf. Es ist ja möglich, daß die Buren die Engländer mit ihren Besen ins Meer fegen werden! Wird dadurch an der Sache, an der Rechtsfrage, das geringste geändert? Was konnte England thun, als Krüger der Königin den Krieg erklärte und in ihr Land einfiel, als zum Schwert zu greifen? Oder sollte es das christliche Gebot befolgen und den andern Backen darbieten, so jemand ihm einen Streich giebt auf den rechten Backen? Ich glaube, England wäre selbst dazu bereit gewesen, wenn nur Deutschland oder irgend eine andre Großmacht ihm ein Beispiel von solchem praktischen Christentum gegeben hätte. Ein Schritt war vom Kaiser von Rußland gethan, und man sagte ja, ce n'est que le premier pas qui coûte. Es wird ihm der Friedenskongreß im Haag gewiß auf immer in der Geschichte die größte Ehre machen. Aber würde sein Minister ihn bewegen können, den Streit zwischen Rußland und Finnland einem Schiedsgericht zu unterwerfen? Das Zerfleischen der Buren und Engländer scheint den Deutschen himmelschreiend. Warum schrieen sie denn so wenig, als die Türken die christlichen Armenier tausendweise mit Keulen totschlugen? Und als die ganze zivilisierte Welt gegen ein Bombardement von Paris protestierte, was sagten damals Moltke und Bismarck und fast jeder deutsche Staatsmann, ja jeder deutsche Mann, selbst im Ausland? Man sagte, es muß geschehen. Man kann ja nun sagen, daß Pest und Hungersnot dasselbe Unheil mit sich bringen als Krieg, aber damit fällt die Schuld nicht von den Schultern der Beteiligten, und selbst die Hungersnot in Indien ist ja in deutschen Zeitungen als von England künstlich hervorgebracht hingestellt worden. Man denke nun, daß solche Teufel die Bundesgenossen der Deutschen gewesen sind und allem Anschein nach, wenn die weit hinaussehenden Staatsmänner recht haben, wieder sein werden. Wozu also dies Lügen und Schimpfen? Hoffen wir auf das Beste, und vergessen wir nie, daß Deutsche und Engländer Brüder sind, und daß bisher in der ganzen Geschichte Sachsen in England und Deutschland noch nie Schwerter gekreuzt oder sich ihre Ehre gekürzt haben.

*

P. S. Warum nennt man denn die braven englischen Soldaten Söldner? Sie empfangen ihren Sold wie alle andern Soldaten. So jämmerlich der solidus auch ist, wenn man bedenkt, was sie zu leisten haben, besonders unter unfähigen Offizieren. Der Engländer dient freiwillig, der Deutsche muß dienen. Die allgemeine Wehrpflicht hat ihr sehr Gutes, aber auch ihr Böses. Solange man in England genug Freiwillige hatte, zögerte man mit der allgemeinen Wehrpflicht; nun sehe man aber, wie königliche Prinzen, Herzöge, Adlige,

Millionäre, Professoren, Gentlemen aller Art in den Krieg ziehen und ihr Leben gern dem Vaterlande opfern!

Noch einen Vorwurf hat man mir gemacht: ich hätte dithyrambisch die Kriegsrüstungen der Engländer viel zu hoch angeschlagen. Die Amerikaner hätten ihr Heer ebenso weit zur See nach den Philippinen geschickt. Nun, ich sagte 5000 Meilen, es sind aber 6000 Meilen nach dem Kap. Die Amerikaner schickten 6000 Soldaten mit Munition, die englische Armee in Südafrika soll sich auf 230000 Mann belaufen.

Graf Adalbert Sternberg, ein Offizier, der bei den Buren stand, schreibt im „New York Herald“: Es giebt keine kontinentale Macht, die im entferntesten eine so große Armee über so viel tausend Meilen hätte transportieren können. Ich kann nur sagen, daß unsre Truppen, trotz ihrer Uebung und trotz unsrer Kriegsregeln, nicht besser gekämpft hätten als die englischen. Ich habe die englische Armee zu bewundern gelernt, ohne meine Augen gegen die begangenen Fehler zu verschließen.[1])

Oxford, 5. April 1900. F. Max Müller.

* * *

Repliken pflegen überflüssig zu sein. Es trifft dies auch bei der vorstehenden zu, welche gleichgültige und nebensächliche Dinge eingehend behandelt und bei den wesentlichen die Behauptungen wiederholt und die Einwendungen überschweigt. Allerdings, vor Tische las man etwas anders. Anstatt der Versicherung, daß die englische Regierung in jeder Hinsicht das Richtige gethan habe und Jameson ein Don Quichotte gewesen sei, hat es jetzt den Schreiber immer „gewundert und gekränkt“, daß er nicht streng von der englischen Regierung bestraft worden ist; und was Chamberlain anlangt, so erscheint dessen Mitschuld nur insofern zweifelhaft, „als der Mann sonst zu viel Gutes gethan hat, um auf einmal schlecht geworden zu sein.“ Diese Auffassung der Frage von seiten unsers Oxforder Freundes, welcher seine Energie „einhält“, und welcher „schweigt, aber nicht richtet“, wird Herrn Chamberlains Tanten unzweifelhaft genügen; die englische Regierung und das englische Parlament durften sich nicht wohl bei dieser psychologischen Betrachtung beruhigen, vor allem, weil es sich gar nicht um die sehr gleichgültige Bestrafung handelt, sondern um die Frage, ob ein Mann, welchen selbst seine Freunde von der Mitschuld an Jamesons Missethat freizusprechen nicht wagen, nach derselben im Amte bleiben durfte, ohne zugleich das Land zu kompromittieren. Aber es mag darum sein und das endgültige Urteil über den ganzen Handel der Geschichte vorbehalten bleiben, damit die gegenwärtig Lebenden in keiner Weise geniert werden. Auch Max Müllers Raid zur Verbesserung der öffentlichen Meinung in Deutschland unterliegt dem öffentlichen Urteil, und wenn er mit dem Erfolg zufrieden ist, so haben wir dagegen nichts zu erinnern.

---

1) Times, 28. März 1900.

Dupliken sind selbstverständlich noch etwas überflüssiger als Repliken. Wenn ich trotzdem noch einmal zur Sache selbst die Feder ansetze, so geschieht es, weil ich einen wesentlichen oder richtiger gesagt den kardinalen Punkt der Streitfrage jetzt besser als früher zu klären vermag, dank den Mitteilungen, die mir von einem der wenigen nicht dem Kriegstaumel verfallenen englischen Blätter, dem „Manchester Guardian“, zugegangen sind. Das kontinentale Publikum ist nicht in der Lage, den vielverschlungenen Kontroversen der Transvaalfrage zu folgen, weder das Finanzbanditentum mit seinem hohen aristokratischen Anhang, noch das Projekt der Minenherren, für die Kaffern die Sklaverei wieder einzuführen, so zu würdigen, wie beide es wohl verdienen. Eine Pizzarro-Natur wie Cecil Rhodes, halb Staatsmann und halb Verbrecher, überhaupt die südafrikanische Verschwörung nicht der Holländer, sondern der Engländer werden gleich derjenigen Wallensteins den Ranke der Zukunft zu thun geben. Aber die relativ einfache und den eigentlichen Kriegskern in sich tragende Frage, wie und wann der Transvaal-Staat dazu gekommen ist, gegen die englische Schutzmacht zu rüsten und inwiefern diese Rüstungen defensiver oder offensiver Natur waren, läßt sich auch mit unsern Mitteln beantworten. Damit wird zugleich die definitive Antwort gegeben hinsichtlich der angeblichen Eroberungspläne der Buren. Sicher hat es auch bei den Kapholländern an Großmäulern nicht gefehlt, die in ihren Kneipen die Engländer ins Meer warfen; aber was die ernsten und arbeitsamen Bauernschaften gewollt haben, läßt sich positiv gegenüber aller Rednerei ins Blaue erweisen.

Die Abhängigkeit Transvaals von England ist eine durch die bestehenden Verhältnisse noch mehr als durch die Staatsverträge gegebene Thatsache, und diese Abhängigkeit schloß für das Regiment Transvaals Pflichten gegen den englischen Großstaat ein; sie durfte dies nicht verkennen, auch wenn diese Pflichten drückten, und sie hat es nicht verkannt.

Als die Buren sich aus der Nachbarschaft der Engländer entfernten und eine Freistatt jenseits des Oranjeflusses zu finden meinten, hat die englische Regierung nicht unterlassen, sie darüber aufzuklären, daß auch der neue Boden englisch sei und sie englische Unterthanen blieben. Den Wünschen der Ausgewanderten entsprach dies nicht, aber allerdings dem bestehenden Völkerrecht; und die Buren fanden sich in das nach Lage der Sache unvermeidliche Geschick. In der Sandriver-Konvention von 1852, die für das Rechtsverhältnis zwischen England und Transvaal das Fundament bildet, und die durch die Verträge von 1881 und 1884 nur modifiziert ist, wurde ebenso die britische Oberherrschaft wie die Selbstverwaltung des Burengebiets vertragsmäßig festgestellt. Wenn unser Oxforder Freund „die fürchterliche Oberherrschaft, gegen welche die Buren so gewaltig protestieren“, ganz bequem findet „und das Los der friedlich gesinnten Buren gar nicht unerträglich“, so wird ihm niemand widersprechen; nur kommt es in diesem Falle nicht an auf die jetzt bei Professoren und Nichtprofessoren allgemeine Stimmung, sondern auf die der altmodischen Buren und, vor allen Stimmungen, auf die diesen zugesicherten Rechte. Wegen Eingriffs der Schutz-

macht in die inneren Angelegenheiten des Freistaats ist der Krieg ausgebrochen; Ueberschreitung der durch die Verträge denselben gezogenen Schranken ist den südafrikanischen Republiken nie vorgeworfen worden.

Aber die Kriegsrüstungen?

Im „Manchester Guardian“ ist der folgende Auszug aus den Transvaalbudgets von 1882 (dem Beginn des Staats) bis 1898 abgedruckt. Er umfaßt außer dem Abschnitt der als militärisch gebuchten Ausgaben die drei weiteren der „öffentlichen Arbeiten“, der „Sonderzahlungen“ und der „verschiedenen Dienste“, welche drei Abschnitte militärische Aufwendungen einschließen können und teilweise sicher eingeschlossen haben.

	Military.	Public Works.	Special Payments.	Sundry Services.	Total of the Four Items.	Total Revenue of the Transvaal Government	Total Expenditure of the Transvaal Government.
	£	£	£	£	£	£	£
1882	58 635	8 427	—	4 192	71 254	177 406	114 476
1883	57 761	3 385	—	5 330	66 476	143 323	184 343
1884	19 131	7 823	—	7 639	34 595	161 595	184 822
1885	16 330	8 506	—	8 325	33 161	177 876	162 708
1886	7 097	19 974	5 905	22 543	55 519	348 869	192 882
1887	44 233	194 117	26 239	86 786	351 375	668 433	721 073
1888	53 508	165 906	48 201	91 923	359 538	884 440	770 492
1889	75 523	300 071	58 737	171 088	605 419	1 577 445	1 226 135
1890	42 999	507 579	58 160	133 701	742 439	1 229 060	1 531 461
1891	117 927	492 094	52 486	76 494	739 001	967 101	1 350 073
1892	29 739	361 670	40 276	93 410	525 095	1 255 829	1 188 765
1893	19 340	200 106	148 981	132 132	500 559	1 702 684	1 302 054
1894	28 158	260 962	75 859	163 547	528 526	2 247 728	1 734 728
1895	87 308	353 724	205 335	838 877	1 485 244	3 539 955	2 679 095
1896	495 618	701 022	682 008	128 724	2 007 372	4 807 513	4 671 393
1897	396 384	1 012 866	248 684	135 345	1 793 279	4 480 217	4 394 066
1898 [1]	357 225	535 502	211 910	148 873	1 253 510	3 983 560	3 973 288

Wie man sieht, halten sich diese Ausgaben bis zum Jahre 1894 einschließlich in bescheidenen Grenzen; in diesem Jahre beispielsweise betrugen die eigentlich militärischen Ausgaben noch keine 30 000 Pfund Sterling und alle vier Dienste zusammen etwa eine halbe Million. Dies stimmt zu allen sonstigen von englischer Seite herrührenden Angaben über den damaligen Zustand des Arsenals von Pretoria. Der englische Oberst White fand noch im Oktober 1895 in demselben nicht mehr als neun brauchbare Kanonen und drei Maximgeschütze. Was durch das bestehende Rechtsverhältnis zwischen England und Transvaal geboten war, ist von der Republik bis zum Jahre 1894 gewissenhaft eingehalten worden.

Aber mit dem Jahre 1895 ändert sich dies. Der Gesamtbetrag der Auf-

[1] First nine months.

wendungen wird verdreifacht, und er hält sich seitdem mindestens auf dieser Höhe, ohne Zweifel hauptsächlich infolge der Militärkosten; von diesem Jahr an hat Transvaal gegen England gerüstet.

Jamesons Raid fällt in den Dezember 1895; die Rüstungen begannen also wenigstens eine Reihe von Monaten vorher. Aber der Raid kam nicht wie der Blitz vom Himmel. „Die Ausländer," sagt A. Marks im „Manchester Guardian", „bewaffneten sich. Schon im Januar (1895) hatte Lord Gifford, ohne den „Zweck zu kennen, für die Chartered Company Waffeneinkäufe gemacht. Während „der Monate Oktober, November, Dezember wurden große Waffenmassen von „den Verschwörern importiert."

Die Thatsache dieser Einführung muß bekannt gewesen sein; Bryce berichtet, daß im November diese Waffen jedem gezeigt wurden, der sie zu sehen wünschte. „Herr Rhodes und Herr Beit hatten den Verschwörern große Spezialkredite er„öffnet; schließlich ergab sich, daß auf diese Kredite in einem Fall 60000, in einem „andern 200000 Pfund Sterling gezogen worden waren." Man wußte, was kommen würde, Monate vorher, nicht bloß in Johannesburg, sondern auch in Pretoria.

Dieser Abwehr wegen wurden im Laufe des Jahres 1895, wie es scheint erst in den späteren Monaten, große Waffenankäufe für Pretoria gemacht. Nur in diesem Sinne kann eingeräumt werden, daß die Buren ihre Rüstungen vor dem Jamesonschen Raid begonnen haben. Hiermit ist der ziffermäßige Beweis dafür erbracht, daß sie damals in Erwartung des Angriffs den verzweifelten Entschluß gefaßt haben, dessen Konsequenzen die heutigen Schlachtfelder zeigen.

Hätte die englische Regierung ihre Schuldigkeit gethan und, nachdem die britische Flagge bei Krügersdorp entehrt worden war, deren Träger und dessen Anstifter nicht, wie es einem friedliebenden Professor wohl ansteht, mit mildem Achselzucken behandelt und vor allem sie nicht in ihrer mächtigen Stellung belassen, so wäre vermutlich auch in Pretoria die Abrüstung eingetreten. Da das Gegenteil geschah, bereitete man sich vor auf die vermehrte und verbesserte Auflage des Raubzuges; und die Folge war die Kriegserklärung vom 9. Oktober 1899. Es gehört Mut dazu, angesichts dieser Thatsachen zu wiederholen: „Wer fiel in das englische Gebiet mit Feuer und Mord ein?"

Damit mag es genug sein. Es ist keine Freude, einen Mann wie Max Müller ins Unrecht zu setzen — er mag es mir glauben, es thut mir in der Seele weh, wenn ich ihn in der Gesellschaft seh' von Beit und von Rhodes, dem Manne, dessen Name bestimmt ist, auf den künftigen Erdkarten Englands Schande zu verewigen. Es ist noch weniger eine Freude, in die Zukunft zu blicken, welche dieser Krieg vor uns aufthut.

Ich spreche nicht zunächst von Deutschland. Uns kann es gleich sein, ob die Abhängigkeit des Transvaal-Staats von England in der Form der halbsouveränen Republik oder in der Form einer englischen Kolonie auftritt. Sollte es jemals, quod absit, zu einem wirklichen Konflikt zwischen den Nationen

kommen, deren alte Verbrüderung M. Müller mit vollem Recht wieder und wieder anruft, so würde man wahrlich nicht nach der Regierungsform des einzelnen Distrikts fragen, sondern nach der Stimmung der Bewohner. Nicht ich sage es, sondern die englischen Intellektuellen, daß sie den Protest gegen den Krieg erheben als an assurance of sympathy to their Dutch fellow-subjects in the South African colonies. Diejenigen englischen Imperialisten, welche auf diesem Wege einen Zuwachs der englischen Macht erhoffen, wissen wirklich nicht, was sie thun.

Von England spreche ich. In welcher furchtbaren Gefahr dasselbe sich befindet, ist manchen seiner Freunde klar und allen seinen Feinden. Der österreichisch-preußische Krieg war in sieben Tagen, der französisch-deutsche in sieben Wochen entschieden; ihre Kürze hat es möglich gemacht, diese Katastrophen zu lokalisieren und den drohenden Weltbrand abzuwenden. Hinsichtlich des Burenkriegs ist alles ungewiß, mit Ausnahme seiner Langwierigkeit. Jeder Tag desselben nagt an den Wurzeln der englischen Weltstellung. Bei den zivilisierten und mehr noch bei den halbzivilisierten Nationen verblaßt Englands militärische und politische Geltung; an dem kunstvollen Riesenbau der Meer- und der Küstenherrschaft gerät ein Pfeiler nach dem andern ins Schwanken. Es schwankt auch schon das eigentliche Fundament der Größe Englands, das Recht der freien Männerrede. M. Müller preist England als das Land, wo jeder seine Ueberzeugung frei ausspricht. Das war einmal so. Aber jetzt berichten die englischen Blätter vom mob law in free England und zählen dutzendweise die Orte auf, in welchen die Friedensfreunde vom Pöbel vergewaltigt worden sind. Giebt es eine Hilfe dagegen? Max Müller träumt von einer gemeinschaftlichen Intervention der Großmächte, und unsre lieben Landsleute, siebzigtausend an der Zahl, haben von München aus einen ähnlichen Seufzer ausgehen lassen, den sie besser als an den Grafen Bülow an die Vorsehung adressiert hätten. Es ist vielleicht ein Anzeichen des abnehmenden Deliriums, daß Vertreter der Kriegspartei anfangen, Intervention herbeizuwünschen; aber darüber kann niemand, am wenigsten ein wirklicher Engländer, sich täuschen, daß, solange diese Partei in England regiert, jeder ausländische Versuch der Friedensstiftung vergeblich und gefährlich sein wird. Minder unmöglich, um unlogisch zu reden, ist es, daß der englische Kriegstaumel zur Besinnung kommt, bevor das Harikiri vollzogen ist. Vielleicht führen die Juli-Wahlen ein andres Parlament und ein andres Ministerium herauf. Wenn nicht, was dann?

Theodor Mommsen.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kunstwissenschaft.

Lukas Cranach.

Was bedeutet für uns und unsre Zeit der Maler Lukas Cranach? Wie viel an geistigem Gehalt ist in dem Werk seines Lebens niedergelegt und zum Ausdruck gebracht worden, daß wir uns noch heute mit ihm beschäftigen können und vieles davon immer bedeutend und unzerstörbar erscheint? Diese Fragen drängten sich mir auf, als ich beim Besuch der deutschen Kunstausstellung in Dresden die zwei Räume betrat, worin die Bilder des vielumstrittenen Pseudo-Grünewald und Meister Cranachs zusammengehängt waren. Mitten unter modernen Kunstwerken und kunstgewerblichen Neuheiten war dieser plötzliche Kontrast, dieser Abstand von fast vier Jahrhunderten merkwürdig unvermittelt und schroff. Und doch ungemein fesselnd und eigenartig.

Ich meine nicht in erster Linie die kunsthistorisch-fachmännische Seite dieser Ausstellung. Ob die sogenannte Pseudo-Grünewald-Frage endgültig gelöst ist oder nicht, müssen wir den Kunstgelehrten überlassen. Wer die echten Werke des großen Aschaffenburgers kennt, dem mag der ganze Streit herzlich gleichgültig erscheinen. Es ist interessant und auch oft für den Fernstehenden recht kurzweilig zu beobachten, wie mit den Namen alter Meister um so mehr Unfug getrieben wird, je mehr Dunkel sie umgiebt und je seltener ihre Werke sind. Es ist so bequem, die Namen der Kunstgötter zu mißbrauchen. Denn die großen Toten schweigen, eine vornehme Zurückhaltung, welche von den Nachgeborenen im Gefühl ihrer Sicherheit gar nicht nach Gebühr gewürdigt und dankbar genug anerkannt wird. Man stelle sich einmal die Möglichkeit vor, daß die alten Meister wiedererscheinen und redend unter die Fachgelehrten treten könnten, selbst Zeugnis gebend und aufklärend? Die Konsequenzen wären zu fürchterlich, um sie auszudenken. Ein Glück, daß die Toten schweigen.

Ueber die Entdeckung eines echten Martin Grünewald stand unlängst eine interessante Notiz in der „Frankfurter Zeitung“. Dort wurde nämlich der alte Aschaffenburger Meister kaltblütig und unverzagt als der deutsche Correggio bezeichnet. Der Vergleich zwischen dem kerndeutschen, herben und dämonischen Psychologen und dem bis zur Weichheit ausgeglichenen Italiener zeugt von einer verblüffenden Unerschrockenheit. Erklären läßt er sich allenfalls durch das Helldunkel, in welchem beide schwelgen und das auf einige Beschauer geistig übertragbar sein mag. Von einer Kunstkennerschaft, die am Aeußerlichen klebt, können wir absehen; mag sie jedes Kunstwerk unter dem Vergrößerungsglas betrachten und jeden Farbenriß und Fliegenfleck gewissenhaft verzeichnen. Das ist ein Privatvergnügen, bei dem man es mit Fleiß und Geduld zu etwas bringen kann. Für den Kunstfreund, dem ein Gemälde mehr bedeutet als eine Nummer im Galeriekatalog, fängt das Interesse am Werk da an, wo es für den zünftigen Gelehrten aufhört: beim Künstler.

Ich glaube, daß der Maler Lukas Cranach uns als Mensch und Charakter lebendig wird, wenn wir sein Lebenswerk betrachten. Vor über vierhundert Jahren geboren (1472), in einer Zeit, da der Maler in einer Hinsicht mehr, in andrer Hinsicht weniger „Fachmann“ war als heute, hebt er sich mit eigenartig scharfen Umrissen vom historischen Hintergrunde ab. Ein berühmter Maler hatte damals und noch später bis zu den großen Niederländern eine allgemeinere Bedeutung im Leben der Nation, als in diesem Jahrhundert. Er durfte neben seinem Beruf öffentliche Aemter bekleiden, diplomatische Missionen übernehmen, wie wir das im 17. Jahrhundert bis zu Peter Paul Rubens und Velasquez verfolgen können. So tritt auch diese Seite im Leben Cranachs häufig und wechselvoll in die Erscheinung. Er, obwohl niemals ein Fürstendiener im landläufigen Sinne, war nacheinander der treue Diener und

Begleiter dreier sächsischer Kurfürsten. Als die Stürme der Reformation und der „Gegenreformation" über Deutschland hereinbrachen, folgte Cranach in allen Wechselfällen des Glücks und Unglücks seinen fürstlichen Gönnern auf ihren Lebenswegen. Als Friedrich der Weise gestorben war, der den Künstler 1508 an Kaiser Maximilian empfohlen hatte, um, wie es urkundlich heißt, in den Niederlanden „mit seinem Talent zu prunken", bewahrte Johann der Beständige dem Künstler sein volles Vertrauen und seine Gunst. Als auch dieser starb, blieb sein Sohn und Nachfolger Friedrich der Großmütige seinem Hofmaler, der schon um ein Menschenalter älter war als er, in gegenseitiger Anhänglichkeit und Freundschaft aufs engste verbunden. Nach der Schlacht bei Mühlberg ging der damals achtundsiebzigjährige Meister freiwillig zu seinem jungen Kurfürsten nach Augsburg in die Gefangenschaft. Ob diese Zwischenzeit (bis zur Befreiung im Jahre 1552) für den Maler besonders hart und drückend gewesen ist, darf man allerdings billig bezweifeln, weil Cranach in diesen Jahren Bildnisse seines Herrn und auch des Kaisers Karl V. gemalt hat. In diesen größtenteils noch sehr gut erhaltenen Fürstenbildnissen sind uns menschliche Dokumente überliefert, welche zum Besten gezählt werden dürfen, was die Porträtkunst geschaffen. Gerade Cranachs Kurfürstenporträts ließen mir den unauslöschlichen Eindruck im Gedächtnis zurück, daß es nicht unverdiente Beinamen gewesen sein können, welche diesen Fürsten so seltene Regententugenden wie Weisheit, Beständigkeit und Großmut zuschrieben. Trifft doch die Volkesstimme über ihre Herrscher fast immer das Ausschlaggebende im Charakter der Persönlichkeit, mit Hilfe jenes naiv-sicheren Instinktes, der bei der Menge den Verstand ersetzt.

Fünfmal nacheinander wurde Cranach zum Ratsmitglied und Kämmerer der guten Stadt Wittenberg erwählt; 1520 erwarb er die Stadtapotheke in der Nähe des Marktes, verbunden mit der Gerechtsame, daselbst „süßen Wein zu verschenken". Auch eine Druckerei und Buchhandel betrieb er. 1537 wurde er zum ersten Male, 1540 zum zweiten Male Bürgermeister, eine Ehrung, die später ebenfalls seinem zweiten Sohn (Lukas Cranach dem Jüngern) zu teil ward. Man kann hieraus entnehmen, wie vielseitig und namentlich wie öffentlich und amtlich das Leben eines bedeutenden Künstlers in der damaligen Zeit sein konnte. Die einengende Thätigkeitssphäre des „Spezialisten" war damals noch eine Ausnahme, die Kunst nicht bloß Selbstzweck, ein Axiom, das — wie das l'art pour l'art — unsrer sozialen Entwicklungsepoche vorbehalten blieb. Die Kunst bedeutete damals eine Ausdrucksform geistigen Lebens, welche in engster Beziehung zu allgemeinverständlichen Ideen und Begriffen stand. Daher die für die Zeitgenossen leicht verständliche Farben-, Formen- und Zeichensprache, das Vieldeutbare und Symbolische. Die Gelehrten konnten Schriftzeichen lesen, „gemalte" Sprache verstand auch die Masse, was man heute kaum noch behaupten kann.

Volk, Dynastie und Kirche waren keinen Moment darüber im Zweifel, was ein Bild sagen wollte, obwohl es damals noch keine Interpreten und Kunstschriftsteller gab. Anfangs malte Cranach noch streng im Sinne der katholischen Kirche. Erst als er in Wittenberg den kühnen Mönch kennen gelernt, der den Mut fand, eine päpstliche Bannbulle ins Feuer zu werfen, zog es den mannhaften gewissensfreien Geist Cranachs in den Kreis der Wittenberger Reformatoren. Mit Luther, den er im Lauf der folgenden Jahre wiederholt malte, schloß er enge Freundschaft. Das hinderte ihn übrigens als Künstler keineswegs, noch eine Anzahl von Madonnen und Heiligenbilder zu malen. Auch blieben seine Beziehungen zum Kardinal Albrecht von Brandenburg durch diesen Gesinnungswechsel nach wie vor unerschüttert. Man muß dieses eigentümliche Verhältnis, diese Trennung zwischen dem Menschen, dem Staatsbürger und dem Künstler im Auge behalten, wenn man Cranach ganz verstehen und genießen will. Drei der besten Bildnisse von Cranachs Hand stellen den Kurfürsten von Brandenburg als eine selten imponierende Erscheinung dar; sie stammen aus den Jahren 1525, 1526 und 1527!

Von diesen steht als Gesamtkunstwerk vielleicht am höchsten das jetzt in Darmstadt befindliche Gemälde, das den Kardinal als „Heiliger Hieronymus im Gemache" darstellt. Das Bild ist in seltener Farbenfrische erhalten (unter Nr. 22 im Cranach-Ausstellungskatalog

verzeichnet und abgebildet). Selten ist das Wesen andächtiger Versenkung in Gott reiner und eindringlicher in Formen und Farben zu abgeklärter Harmonie gebracht worden als hier. Licht- und Schattenverteilung, der feine, klare Farbenauftrag und die liebevolle Vertiefung in Einzelheiten machen diesen lichtdurchfluteten Raum zu einem Heiligtum, wie ihn nur das fromme Gemüt eines tiefreligiösen Künstlers zu schauen und wiederzugeben vermochte. Die scheu-andächtige und friedenvolle Stimmung, in der das memento mori leise verhalten durchklingt, kommt selbst in den Gestalten und Bewegungen der Tiere zum Ausdruck, welche das Gemach mit dem Heiligen teilen, gleichsam als seien alle Geschöpfe und alle Gegenstände miteingeschlossen in die allumfassende Güte, die von dem Wesen des Mannes auszufließen scheint, der, am Tisch vor seinem aufgeschlagenen Buche sitzend, sein ruhig-klares Antlitz dem Lichte zuwendet. Ein Bild von tieferer Religiosität als dieses ist in keiner Epoche der christlichen Kunst gemalt worden. Die Auffassung ist dabei in ihrer Schlichtheit mehr aus germanisch-protestantischem wie aus romanisch-katholischem Geist hervorgegangen. Hier komme ich auf den Punkt, der die wesentliche Bedeutung Lukas Cranachs für die deutsche Kultur ausmacht: er war und bleibt, neben Dürer und Schongauer, der im protestantischen Empfinden lebende Maler in der religiösen Wiedergeburt Deutschlands. Trotz mancher äußerlich formeller Schranken ist sein ganzes Schaffen vom Geiste der Reformation und des Humanismus mild durchklärt.

Auch in andern Porträtstudien und Zeichnungen mehr oder minder bekannter Persönlichkeiten zeigt sich der Meister in kraftvoller Sicherheit, die bis zur Vornehmheit abgeklärt ist in dem „Bildnis eines jungen Mannes“, jetzt Eigentum der Großherzoglichen Gemäldegalerie zu Schwerin (Cranach-Katalog Nr. 15). Feineres in seiner Art haben auch Dürer und Holbein nicht geschaffen. Die zahlreichen Bilder Luthers, Melanchthons und Katharina v. Boras sind auch hierzu zu zählen. Einen eigentümlichen Reiz haben zwei Knabenbildnisse vom Jahre 1526, jetzt im Besitze des Großherzogs von Hessen. Die hellblondlockigen Kinder sind (als Kniestücke) auf schwarzem Grunde gemalt, wodurch die etwas weißlichen Gesichter noch zarter wirken. Die kleinen ernsten Ritter scheinen verzärtelte Patriziersöhne zu sein, deren feine, bleiche Züge allzuviel Stubenluft verraten. Der eine zieht zwar sein Schwert mit der Rechten halb aus der Scheide, aber es kostet ihn offenbar Anstrengung. Dieses Bild und sein Gegenstück (es ist beidemal derselbe Knabe in andrer Auffassung) sind in der Cranach-Litteratur bisher, wie es scheint, übersehen worden, so heißt es im Katalog, der sie unter Nr. 33 und 34 verzeichnet. Merkwürdig, daß diese zwei Perlen wirklich unbeachtet geblieben sind. Zu den vollendetsten Porträts möchte ich auch das „Bildnis eines Herrn mit der Kette des Goldnen Vließes“ zählen (Eigentum des Herrn Schloßhauptmann v. Cranach auf der Wartburg), sowie das „Bildnis des Gerhart Volk“ (im Städtischen Museum in Leipzig). Letzteres wurde erst vor kurzem durch eine Art Ausgrabung wieder ans Tageslicht gefördert; halb verstaubt und vergessen fand es der Oberbibliothekar Dr. Wustmann in einem Winkel der Leipziger Stadtbibliothek. Was die Porträtstudien und Handzeichnungen Cranachs betrifft, so gehören einige der besten der Sammlung der Albertina in Wien an; dieselben sind auch zum Teil jetzt faksimiliert in dem von Gerlach und Schenk in Wien herausgegebenen Lieferungswerk, welches die Handzeichnungen der Albertina und andrer Sammlungen in ganz mustergültiger Weise vervielfältigt.

Ein sehr subtiles Empfinden hatte Cranach für den Linienreiz zarter Mädchengesichter. Nicht ausschließlich in seinen Madonnen und weiblichen Heiligen, auch im Porträt tritt dieser reine Schönheitssinn hervor, der etwas Durchgeistigtes, Kühles, Unberührtes und Herbes in der Auffassung verrät. So beispielsweise das Porträt der Prinzessin Sibylla von Cleve als Braut Johann Friedrichs von Sachsen (jetzt im Großherzoglichen Museum zu Weimar). Manchmal ist eine Vorliebe für eine besondere Geste, eine Kopfwendung und für ein bestimmtes Modell nachzuweisen, allein bei den echten zum Unterschied von den Werkstattbildern des Meisters artet dieser Typus nie in schablonenhafte Eintönigkeit aus.

Ein Element, das bei fast sämtlichen älteren deutschen Malern zu Tage tritt, ist auch bei

Cranach vorhanden: das Sittengemälde mit „moralischem Hintergrund“. Die „Wirkung der Eifersucht“ oder „Der verliebte Alte“ sind hierzu zu rechnen. Das letztere ist ein kleines Bild, das der Nationalgalerie in Budapest gehört und im Cranach-Katalog unter Nr. 16 eingetragen ist. Wir sehen einen älteren, wohlhabend aussehenden Mann in reicher Tracht in zärtlichem Tete-a-tete mit einer jungen Frau oder Dirne. Fast reizlos und nüchtern, wie die ganze Auffassung, ist auch die Charakteristik der beiden „handelnden“ Personen. Indem der Alte seine knochige Hand dem Weib auf die Brust legt, greift ihre heimlich in seine pelzverbrämte Tasche und zieht ihm leise den Geldbeutel heraus. Hier ist nämlich die Courtisane keineswegs ein üppiges, verführerisches Werkzeug des Satans, sondern ein recht armseliges Geschöpf mit schmalen Schultern, spitzen, gekniffenen Gesichtszügen und schon halb verwelkt, das von Schlauheit und Dieberei lebt. Die Betonung liegt hier nicht auf der verlockenden Naturkraft des fleischlichen Triebes, sondern die Thorheit des Verliebtseins wird mit rücksichtsloser Aufrichtigkeit in diesem Kontrast als abschreckendes Beispiel einfach lächerlich gemacht. Dieser volkstümlich-moralisierende Hintergrund mit dem Anflug von derbem Humor ist in keiner andern Malerei in solchem Grade vorhanden, wie in der älteren deutschen. So derb-brutal und direkt tendenziös, wie später bei dem Engländer Hogarth, artet er freilich niemals, weder bei Deutschen noch Niederländern, aus.

Merkwürdig interessant als Zeit- und Kostümstudie ist das in der Wiener Kaiserlichen Galerie befindliche Gemälde der drei Jungfrauen, unter denen wir uns wohl den Typus der höheren Töchter des 16. Jahrhunderts zu denken haben. Die kleinen flachen Stirnen mit den glatt nach hinten gelegten Haaren, die runden, abfallenden, in enge Aermel gepreßten Schultern und Arme, die kleinen Ohren und endlich, last not least, das stark nach vorne gedrückte Leibchen zeigt uns das mittelhochdeutsche Stadtmädchen, dessen geistiger Horizont so eng umgrenzt ist, daß er kaum über die Stadtbefestigungsmauer hinausgeht. So stehen diese drei Holden auf dem Bilde, die „züchtige Beschränktheit“ in Person, weibliche Gefäße ohne Inhalt. Als zeitgeschichtliche Dokumente können wir uns aber gar nichts Wertvolleres und Untrüglicheres wünschen, als diese intimen Belege.

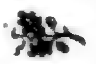
Wer freilich im Nebensächlichen seine Kennerschaft zu dokumentieren sucht, wie bezüglich der Nasen der Madonnen und Engel (ob sie habichtnasig, geradnasig oder „mit gebrochenen Stumpfnasen“ gemalt sind), der verkümmert sich leicht den Blick für das Wesentliche im Bilde. Wie wäre es sonst möglich, daß beispielsweise die „Kreuzigung Christi“ von 1503 (in Schleißheim) von Fachgelehrten dem Lukas Cranach zugeschrieben werden konnte? Karl Woermann tritt („Zeitschrift für bildende Kunst“, XI. Jahrgang, Heft 2) gegen diesen Irrtum mit triftigen Gründen auf, scheint aber Bedenken zu tragen, das Bild für Matthäus Grünewald zu reklamieren. Wenn ein Werk so viele innere Merkmale, so starke, unverkennbare Leidenschaft und andre echte Qualitäten Grünewalds enthält, so hört doch der Zweifel auf, vorsichtige Wissenschaft zu sein. Diese Fußkrümmungen und Gliederbiegungen der ans Kreuz Geschlagenen, der Gesichtsausdruck (Johannes, mit den schmerzvoll zusammengezogenen, gleichsam zuckenden Augenbrauen), die Art, wie Maria die Finger ihrer zusammengefalteten Hände bewegt; dann die breite, summarische Behandlung der Landschaft, deren braune Töne (wie auch Woermann hervorhebt) von Cranachs kühlklarer, leuchtender Farbenskala, mit ihrer Blümlein- und Gräserpoesie, so sehr absticht; endlich die düster-aufziehende, gleichsam dramatische Wolkenstimmung über dem Gekreuzigten, dieser furchtbare Rachehimmel, der statt des Erlöserfriedens das entsetzliche Leidensmotiv zu einer grausigen Anklage gegen die Menschheit zusammenballt — wer außer dem rätselhaften Aschaffenburger hat in damaliger Zeit so empfunden und gemalt? — Doch nicht von Grünewald, sondern von Meister Lukas sollte hier die Rede sein.

Vom rein menschlichen und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt aus betrachtet hat das Lebenswerk einer Individualität, wie die des älteren Cranach, eine tiefere Bedeutung für uns als die gelegentliche Besichtigung einzelner hier und dort in Galerien verstreuter Gemälde erkennen läßt. Er war mehr als seine Bilder, das heißt hinter jedem seiner Werke

stand eine ganze, vollausgewachsene Mannesgestalt von kerniger, aber zartempfindender, mittelhochdeutscher Innerlichkeit. Sein bestes Selbstbildnis hat er drei Jahre vor seinem Tode (1550) gemalt; es hängt in der Galerie der Uffizien zu Florenz. Zwischen diesem Bilde und dem allerersten beglaubigten Gemälde von seiner Hand (die noch heute im Glanz unvergänglicher Farbenfreude prangende „Ruhe auf der Flucht nach Aegypten", im Besitz des Generalmusikdirektors Levi in München) liegt ein Zeitraum von fünfzig Jahren, währenddem der rastlose Mann und Staatsbürger durch seine vielen Pflichten und Ehrenämter so in Anspruch genommen wurde, daß er eine große Zahl von Werkstattbildern in die Welt hinausgehen ließ, an denen seine Hand wenig oder gar keinen Anteil hatte. Diese aber sind es, die uns so leicht einen verkehrten Begriff von seinem Können und seinem Wollen geben, wenn wir nicht sein Leben kennen und wissen, daß er jahrelang mehr „amtiert" hat, als gemalt. Der ersten und der letzten Periode seines Schaffens entstammen die reifsten und eigenartigsten Werke. Es wäre für die deutsche Kunst gar kein großer Verlust, wenn es weder die Werkstattbilder noch eine Pseudo-Grünewald-Frage gäbe. Darüber und über die, welche solche Dinge allzu ernst und eifrig nehmen, könnten wir ruhig zur Tagesordnung übergehen.

Das aber, was uns der Meister selber hinterlassen hat, und insbesondere dieser Meister selbst als Mensch und Künstler, das ist unser und unsers Volkes bleibender Gewinn.

Wilhelm Schölermann.



Litterarische Berichte.

Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. II. Band. Shakespeare. 6. Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. A. Schwartz. 1899. IX und 501 Seiten. 5 Mark.

Den großen Erfolg seiner dramaturgischen Werke verdankt Bulthaupt offenbar der strengen Objektivität und Wissenschaftlichkeit, die überall zu Tage tritt. Das ist in dem vorliegenden Shakespeare-Band ganz besonders der Fall. Ja er scheint hier, fern von jeder Shakespearomanie, manchmal von seinem Streben nach objektiver Erforschung der wahren Kunst etwas zu weit geführt zu werden, wie zum Beispiel in der Erklärung des Kaufmanns von Venedig. Da trägt er doch vielleicht dem Charakter des Stücks als Lustspiel, das gerade das Zufällige, Unerwartete am meisten verlangt, zu wenig Rechnung. Möge übrigens das treffliche Werk in seiner neuen Gestalt sich viele neue Freunde gewinnen. E. M.

Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Kultur und den besonderen Wissenschaften. Dargestellt von W. Windelband. 2 Bände. 2. Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1899.

Einem so umfangreichen und bekannten Werk gegenüber hat eine kurze Anzeige einen schweren Stand. Aber indem wir voraussetzen, daß die Vortrefflichkeit des jetzt vielfach noch verbesserten Buches nicht erst gepriesen zu werden braucht, wollen wir versuchen, seine Eigentümlichkeit mit wenigen Worten anzugeben. Es zeichnet sich zunächst durch die Darstellung aus, die am passendsten „flott" zu nennen wäre; es ist in sehr flüssigem, obwohl nicht immer prägnantem Stil geschrieben. Alsdann berücksichtigt es, wie schon der Titel sagt, die Entwicklung der Kultur und der Einzelwissenschaften derart, daß ein anschaulicher und lebendiger Zusammenhang zwischen den philosophischen Systemen und der allgemeinen geistigen Lage entsteht. Von dieser Grundlage aus werden nun die Lehren der einzelnen Philosophen verständlich; doch hat Windelband selbst durch gewichtige Arbeiten gezeigt, daß auch andre Wege zum gleichen Ziele führen. Endlich macht sich der eigne philosophische Standpunkt des Verfassers darin geltend, daß die Lehren vom Ueberindividuellen mit Vorliebe aufgesucht und behandelt werden. — Ein letzter Band, der in drei Abteilungen die neueste Philosophie behandeln soll, steht noch aus. Wir sehen ihm mit besonderer Spannung entgegen und werden nach seinem Erscheinen von ihm und auch noch von seinen Vorgängern unsern Lesern ausführlichen Bericht erstatten.

M. D.

Der Buddhismus. Eine Darstellung von dem Leben und den Lehren Gautamas, des Buddhas, von T. W. Rhys Davids. Nach der 17. Auflage aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von Dr. Arthur Pfungst. Autorisierte Ausgabe. Leipzig. Verlag von Philipp Reclam jun. (Universal-Bibliothek Nr. 3941, 3942.)

Die beiden letzten Jahrzehnte haben in der Beurteilung des Buddhismus einen vollständigen Umschwung gebracht. Während der Hauptvertreter der älteren Richtung, Köppen, in seinem 1857 erschienenen Werke, „Die Religion des Buddha und ihre Entstehung“ in Buddha vor allem den großen Reformator sah, der den Kastenzwang gebrochen und damit eine humane Befreiungsthat von größter Bedeutung durchgeführt habe, zerstörte Oldenberg (Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde, Berlin 1881, 3. Auflage 1897) die Vorstellung von dem sozialen Reformator Buddha, indem er nachwies, daß zu Buddhas Zeit die Kastengliederung in ihrer erbarmungslosen Schroffheit noch gar nicht bestand, und daß er nicht der erste und auch nicht der einzige war, der Angehörige aller Kasten in seinen Orden aufnahm. Noch einschneidender fällt die Kritik des Jesuiten Joseph Dahlmann (Buddha, ein Kulturbild des Ostens, Berlin 1898) aus, der, vom Studium des Mahâbhârata ausgehend, die Ansicht vertritt, die Lehre vom Nirwana, die den Kern des Buddhismus bildet, sei nicht das geistige Eigentum Buddhas, sondern von ihm verständnislos aus einer älteren Lehre übernommen und deshalb mit inneren Widersprüchen behaftet. Durch die Abkehr von der philosophischen Spekulation, die nach Dahlmann das eigentliche Wesen des Buddhismus bildet, sei dieser, weit entfernt, geistiges Leben zu wecken, nur ein Prinzip der Stagnation geworden. — Das englische Werk, das uns hier in einer trefflichen Uebersetzung geboten wird, hält sich von so einschneidender Kritik fern; es enthält lediglich eine aus dem genauesten Quellenstudium geschöpfte, sehr klar und anschaulich geschriebene Darstellung des gesamten buddhistischen Gedankenkreises. Wir glauben, daß das Buch bei dem bekannten billigen Preise großen Anklang finden wird, und können es jedem empfehlen, dem es darauf ankommt, sich einen raschen und doch vollständigen Ueberblick über den geistigen Inhalt des Religionssystems zu verschaffen, dem 500 000 000 Menschen, 40 Prozent des gesamten Menschengeschlechtes, gegen nur 300 000 000 Christen, anhangen

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Neue Balladen. Von Heinrich Vierordt. 2. vermehrte Auflage. Heidelberg, Carl Winter. 1900.

Vierordts Balladen, die 1884 zuerst erschienen, haben etwas Klassisches an sich. Der Dichter wirkt mit einfachen Kunstmitteln — besonders liebt er den Kontrast — und weiß allen seinen Produkten durch ihren Gehalt einen bleibenden Wert zu geben. Besonders schön sind die Balladen: der Clown, der Traum von Miramar, Camoens.

E. M.

Musikalische Essays. Von Paul Marsop. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1899.

Der Verfasser will mit seinen Aufsätzen dazu beitragen, daß auf ästhetisch-kritischem Gebiet in Deutschland die Darstellungsart des Essays heimischer werde. Dieser Zweck ist von ihm in der Hauptsache erreicht worden, da seine Essays auf gründlichem Wissen beruhen, den rein künstlerischen Wert der Musik in einer für einen Gelehrten erfreulichen Weise herausarbeiten und auch in der Form wenig zu wünschen lassen, obgleich der Berichterstatter sie manchmal weniger überladen, weniger „geistreich“ gewünscht hätte. Für die Erkenntnis des Wesens der Kunst kann die Studie über Schumanns Traumlyrik warm empfohlen werden, ein Muster sozialästhetischer Untersuchung ist die Abhandlung „Zur Naturgeschichte der Operette“, weil hier eine Kunstgattung in ihren Beziehungen zu Zeit und Volk erforscht wird. Als das Meisterstück der ganzen Sammlung aber erscheint uns das Charakterbild Hans v. Bülows; wie hier die gegensatzreiche Individualität eines Menschen zergliedert und bis in kleinste Aeußerlichkeiten verfolgt, wie die Eigenart des Klavierspielers, Dirigenten, Lehrers, Schriftstellers im Herzpunkt erfaßt und anschaulich beschrieben wird, das ist jedes Lobes wert.

M. D.

Goethes Vater. Eine Studie von Felicie Ewart. Mit einem Bildnis. Hamburg, Leopold Voß. 1899. 104 Seiten. 2 M.

Die Verfasserin bietet hier das Ergebnis ihrer „Wanderstunden in dem schier unübersehbaren Wald der Goethe-Litteratur“. Das Bild von Goethes Vater, das sie entwirft, ist weit freundlicher als die herkömmlichen. Sie weist mit Recht darauf hin, daß gar manches Sonderbare sich aus der Krankheit des alten Goethe erklärt, und darum verwirft sie die harten Worte Merks und Karl Augusts über Goethes Vater als ungerechtfertigt. Wir danken der Verfasserin für ihre schöne Gabe.

E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Abele, Dr., Weiträumiger Städtebau und Wohnungsfrage. Darstellung und Kritik der auf Einführung weiträumiger Bauweise im Städteerweiterungsgebiet gerichteten Bestrebungen. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Almanach der Insel für 1900. Berlin, Verlag der Insel. Schuster & Loeffler.

d'Aurévilly, J. Barbey, Die Besessenen. Novellen. Deutsch von Hedda Moeller-Bruck. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 3.—

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 13. Bändchen: Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Prof. Dr. R. Zander. Mit 19 Abbildungen. 14. Bändchen: Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwidlung. Von Dr. Ed. Otto. Mit 8 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.15.

Berlepsch, G. v., Thalia in der Sommerfrische. Eine Novelle. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Birt, Theodor, Die Sylvesternacht. Zweites Reimspiel des Beatus Rhenanus in fünf Aufzügen. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Bismarck, Die Ansprachen des Fürsten. 1848 bis 1897. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Zweiter Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—

Bismarck-Portefeuille. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Fünfter Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Brandt, Karl, Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge. Leipzig, B. G. Teubner.

Burschenschaftliche Bücherei. Herausgegeben von Hugo Böttger. Band I, Heft 1: Rabe, Rudolf, Deutschland voran! Berlin, C. Heymanns Verlag. 60 Pf.

Cantor, Moritz, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. Zweiter Band. Zweiter Halbband. Von 1550—1668. Mit 97 Textfiguren. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner.

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. III. Jahrgang. Heft 6, März 1900. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Deutsche Juristen-Zeitung. Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. V. Jahrgang, 1900. Nr. 5. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

Doret, J., Organisation der sozialen Verhältnisse. Skizzen. Zürich, Th. Schröter. M. 160.

Durch ganz Italien. Sammlung von 2000 Photographien italienischer Ansichten, Kunstschätze und Volkstypen. Prachtalbum in Grossfolio Querformat. Vollständig in 30 Lieferungen à M. 1.—. Lieferung 3 bis 8. Berlin, Werner Verlag.

Eisler, Dr. Rud., Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Achte (Schluss-)Lieferung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 2.—

Ewald, Carl, Die alte Stube. Aus dem Dänischen von Walther Ernst. Wien, Wiener Verlag. M. 2.50.

Fulda, Ludwig, Schlaraffenland. Märchenschwank in drei Aufzügen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 2.—

Gerhardt, Paul, Handbuch des deutschen Dünenbaues. Im Auftrag des Kgl. Preuss. Ministeriums der öffentlichen Arbeiten herausgegeben. Mit 445 Textabbildungen. Berlin, Paul Parey. Gebunden M. 28.—

Helmolt, Dr. Hans F., Weltgeschichte. 4. Band: Die Randländer des Mittelmeers. (Vollständig in 8 Bänden gebunden à M. 10.— oder in 16 broschierten Halbbänden à M. 4.—.) Mit Karten, Farbendrucktafeln und schwarzen Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hindermann, Adele, Bühnenvölkchen. Erzählung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Jacobowski, Ludwig, Aus deutscher Seele. Ein Buch Volkslieder. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 2.50.

Joß, Victor, Friedrich Wied und sein Verhältnis zu Robert Schumann. Mit vier Porträts. Dresden, O. Damm.

Koloniale Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. 1. Jahrgang Nr. 4—6. Leipzig, Bibliographisches Institut. Erscheint jährlich 26mal; M. 2.50 pro Vierteljahr.

Krauß, Maximilian, Dös giebt's! Münchner Humoresken. Mit einer Einführung von Benno Rauchenegger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—

Kullberg, Emil, Das alte Lied. Ein neuer Sang. Eine ungereimte Prosadichtung auf Welt und Menschen. Leipzig, W. Friedrich. M. 3.—

Langmann, Philipp, Gertrud Antleß. Drama in drei Akten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 1.50.

Leitgeb, Otto v., Das Gänsemännlein. Eine Erzählung. Illustriert von Wilh. Hoffmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Leitgeb, Otto v., Um Liebe. Vier Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Lucas, Stanislaus, Steppenstürme. Bilder aus dem russischen Leben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Lunge, Prof. George, Impending chances in the general development of industry, and particularly in the Alcali industries. Reprinted from the journal of the „Society of Chemical Industry". London, Eyre & Spottiswoode.

Mauclair, Camille, L'ennemie des Rêves. Roman contemporain. Paris, Paul Ollendorff. Fr. 3.50.

Mayr, Dr. Georg v., Die Pflicht im Wirtschaftsleben. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung. M. 1 40.

Megede, Joh. Rich. zur, Félicie. Aus den Briefen eines Thoren. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—

Messer, Max, Wiener Bummelgeschichten. Wien, Wiener Verlag. M. 2.—

Meyer-Förster, Wilhelm, Karl Heinrich. Erzählung. Illustriert von Ad. Wald. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Meyers Reisebücher. Paris und Nordfrankreich. Mit 10 Karten und 30 Plänen. Vierte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 6.—; Italien in sechzig Tagen. Von Dr. Th. Gsell Fels. Zwei Teile in einem Band. Mit 22 Karten, 38 Plänen und Grundrissen. VI. Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 9.—

Meyers Sprachführer. Französisch. Konversations-Wörterbuch. Von Prof. Emil Pollak. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 2.50.

Morrison, Arthur, Geschichten aus den Winkelgassen. Aus dem Englischen von Edw. Falck. Wien, Wiener Verlag. M. 2.50.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II. (Deutsch-Englisch). Lieferung 15. Vollständig in 24 Lieferungen à M. 1.50. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Naquet, A., Temps futurs. Socialisme — Anarchie. Recherches sociales Nr. 3. Paris, P. V. Stock. Fr. 3.50.

Neubürger, Ferdinand, Der Reichskanzler in Kissingen. Roman in drei Büchern. Berlin, Alfred Schall. M. 6.—

Nordensvan, Georg, Maler Figge. Eine Erzählung aus dem Künstlerleben. Aus dem Schwedischen von E. Stine. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Odins-Flugblatt Nr. 1. Oesterreich als Einheitsstaat. München, Deutschvölkischer Verlag Odin. 50 Pf.

Offermann, Alfred Freiherr v., Die Bedingungen des konstitutionellen Oesterreichs. Wien, W. Braumüller.

Palm, Adolf, Im Lindenhof. Das Lob der Armut. Die Muttergottes von Altötting. Drei Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Regel, Prof. Dr. Fritz, Kolumbien. 7. u. 8. Band von „Bibliothek der Länderkunde". Berlin, Alfred Schall. M. 8.50.

Report of the Commissioner of Education for the year 1897—98. Volume 2. Washington, Government printing office.

Revue de Paris, La. 7e Année. Nr. 5, 1er Mars; Nr. 6, 15 Mars 1900. Paris, Calmann Lévy. Livraison Frs. 2.50.

Revue franco-allemande. Deutsch-französische Rundschau. Halbmonatsschrift. II. Jahrgang Nr. 27—28. München, Verlag der Revue franco-allemande. Vierteljährlich M. 3.—

Rheinlande, Die, von Mainz bis Koblenz. Die Thäler der Lahn und der Nahe. Von Dr. M. Schwann. Mit 150 Illustrationen. Lieferung 8 bis 10. (Vollständig in circa 12 Lieferungen à M. 1.50.) Leipzig und Zürich, Th. Schröter.

Riehl, Alois, Giordano Bruno. Zur Erinnerung an den 17. Februar 1600. Zweite, neubearbeitete Auflage. Leipzig, W. Engelmann. M. 1.20.

Rosenfeld-Buchenau, Prof., Kreuz und Halbmond. Skizzen aus der Türkei, Bulgarien, Griechenland, Montenegro, Rumänien, Serbien und den österreichischen Reichslanden. Erscheint in fünf Abteilungen. Leipzig, Robert Baum.

Salten, Felix, Der Hinterbliebene. Kurze Novellen. Wien, Wiener Verlag. M. 2.—

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 333: Moritz Lazarus. Von Prof. Dr. Th. Achelis. (75 Pf.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Specht, Richard, Kritisches Skizzenbuch. Wien, Wiener Verlag. M. 3.—

Stegmann, Dr. Hans, Die Plastik des Abendlandes. Mit 23 Tafeln. Sammlung Göschen Nr. 116. Leipzig, J. G. Göschensche Verlagshandlung. Gebunden 80 Pf.

Suchier, Prof. Dr. H., und Birch-Hirschfeld, Prof. Dr. A., Geschichte der französischen Litteratur, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit 150 Abbildungen im Text, 23 Tafeln und 12 Faksimilebeilagen. Lieferung 1. (Erscheint in 14 Lieferungen zu je M. 1.—). Leipzig, Bibliographisches Institut.

Tausend-Bilder-Bibel. Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. Verdeutscht von Dr. Martin Luther. Lfg. 11 bis 15. (Erscheint in 40 Lieferungen à 40 Pf.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Tissot, Ernest, Les sept Plaies et les sept Beautés de l'Italie contemporaine. Paris, Perrin & Cie. Fr. 3.50.

Trampe, L., Das Deutschtum und sein öffentliches Recht. Kritische Betrachtungen. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Ueberhorst, Prof. Dr. Karl, Das Komische. 2. Band: Das Fälschlich-Komische. Besondere Erscheinungen des Komischen. Witz, Spott und Scherz. Leipzig, Georg Wigand. M. 18.—

Umano, Langage humain. Projet. Berne, Schmidt & Francke. Fr. 1.—

Vittorio, A. D., L'Austria è moribonda? Spezia, Franc. Zappa. 20 Cent.

Wallner, Susi, Hallstätter Märchen. Wien, Wiener Verlag. M. 2.—

Weiß, Dr. Karl, Hohentwiel und Ekkehard. In Geschichte, Sage und Dichtung. Mit circa 100 Illustrationen. Erscheint in 8 Lieferungen à M. 1.— St. Gallen, Wiser & Frey.

Wenckstern, Adolph v., „Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen". Adam Smith, Karl Marx und Seemacht des Reichs. Berlin, Herm. Walther.

Woas, Franz, Im Namen des Königs. Schauspiel in fünf Akten. Wiesbaden, Verlag der „Werkstatt". M. 1.—

Wothe, Anny, Goldjäger. Roman. Chemnitz, B. Richters Verlag. M. 3.50.

Wüllner, Adolph, Lehrbuch der Experimentalphysik. Fünfte umgearbeitete Auflage. Vierter Band: Die Lehre von der Strahlung. Mit 299 Textillustrationen und 4 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. M. 14.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Calatafimi (15. Mai 1860).

Persönliche Erinnerungen an Garibaldi.

Von

O. Baratieri.[1]

Es ist in der Morgenfrühe des 15. Mai 1860 — vier Tage, nachdem die Tausend in Marsala gelandet sind. Von dem hochgelegenen Salemi bewegen wir uns truppweise auf der Straße, die von Marsala nach Palermo führt. Salemi, eine Stadt von 15000 Einwohnern, befindet sich im Zentrum der Bastion, welche im Westen die Kette der sizilischen Apenninen bildet, bevor sie sich nach den Gestaden des Aegäischen Meeres wendet, und von dieser Bastion ergießen sich in drei verschiedenen Richtungen wie fächerförmig die Bergströme nach den äußersten Küsten im Norden, Westen und Osten Siziliens, das heißt nach dem Küstengebiet von Palermo, Castellamare, Marsala und Campobello, oder wie es im Altertum hieß, nach dem Küstengebiet von Segesta, Lilybäum und Selinunt. Garibaldi hat mit richtigem Blick beim Verlassen Marsalas Salemi als die strategisch günstigste Position erkannt sowohl für den sofortigen Anmarsch auf die Hauptstadt der Insel wie als Stützpunkt der Verteidigung für die Zeit, bis die Insurrektion Siziliens vollzogen sein werde. Zum Glück für uns waren die bourbonischen Truppen uns in Salemi nicht zuvorgekommen.

Bergrücken erheben sich auf Bergrücken, und über das abfallende Gelände eröffnen sich nach unten herrliche Ausblicke auf die unermeßliche blaue Fläche. Die vulkanischen Erschütterungen des Erdreichs haben hie und da schwarze Erhebungen zurückgelassen, während überall die für die sizilische Vegetation charakteristischen Kaktuspflanzen aufschießen. Das alte Salemi nimmt sich im Lichte der aufgehenden Sonne wie eine maurische Festung aus, und in seiner Umgebung scharen sich gruppenweise die aufständischen Sizilianer zusammen, be-

[1] Vergl. den Artikel „Garibaldis Landung in Marsala" von demselben Verfasser im August-Heft 1899 der „Deutschen Revue".

waffnet mit allem, was bei Volkserhebungen die Wut an die Hand giebt. Die Mehrzahl ist von dem Berge San Giuliano gekommen, der sich im nordwestlichen Teile der Gegend aus den Klippen heraus erhebt, bespült von den Fluten des Meeres von Trapani; es ist der Berg Eryx der Alten, der im ersten punischen Kriege den Römern als Zufluchtsort diente und jetzt die letzte Zuflucht der nie zu beschwichtigenden sizilianischen Aufstände ist.

Wir staunen ob dieser feurigen Augen, dieser herausfordernden Glut, dieser gebräunten und wetterharten Züge und der abenteuerlichen Tracht der Inselbewohner. Der Gegensatz zu uns ist äußerst pikant, und es kann wohl nichts Malerischeres geben als diese Scenen im Scheine der über den Bergen von Gibellina aufsteigenden Maisonne.

Garibaldi hat den Gedanken aufgegeben, sich in Salemi zu verschanzen, und marschiert direkt gegen Palermo vor. Alles muß daran gesetzt werden, einen ersten Erfolg zu erringen. Garibaldi entscheidet sich, nachdem er die Schiffe hinter sich verbrannt, zu einem rascheren, energischeren, entschiedeneren, mehr nach dem Sinne seiner Soldaten und der Natur der Sizilianer gearteten, mehr der heißen Atmosphäre, in der er sich bewegt, entsprechenden, mehr mit seinem Genie und seinen Traditionen im Einklang stehenden Vorgehen. Der Boden brennt ihm unter den Füßen; Piemont, Italien, dem erstaunten Europa muß ein Sieg gemeldet werden; der sizilische Aufstand bedarf eines Triumphrufs, um sich über die ganze Insel zu verbreiten; Unthätigkeit ist gleichbedeutend mit Niederlage und schlimmer noch, wenn man die Zaubermacht des Mutes in Betracht zieht, die flammend von dem roten Hemd ausgeht.

Garibaldi hat die Tausend in zwei Bataillone geteilt, und das eine unter den Befehl Nino Bixios und das andre unter den Carinis gestellt. Das Bataillon Carinis soll vorangehen; die Artillerie, der in meiner neuen Charge anzugehören ich ganz stolz bin, marschiert in der Mitte. Garibaldi, ruhig und ernst, kommt an uns vorbei; unsre jungen Herzen versetzen sich schon mitten in die Schlacht, und mit der Miene von Veteranen raunen wir uns zu: „Heut wird's heiß hergehen!“

Die kleine Schar wendet sich nordwärts gegen Vita, ein kleines, lachendes und sonniges Dorf, sechs Miglien von Salemi. Die genuesischen Carabinieri, die als Vorhut vorausgeschickt sind, signalisieren den Feind auf einer Anhöhe, welche die Straße beherrscht. In Marsala hatte ich die Feuertaufe erhalten, hier soll ich mich zum erstenmal dem Feind von Angesicht zu Angesicht gegenüber befinden.

Die erwähnte Anhöhe zwische Vita und Calatafimi, die am 15. Mai 1860 von den „Königen“ besetzt war (so nannten sich damals die Truppen im Dienste des Königs von Neapel), wird jetzt in der Geschichte der italienischen Erhebung mit dem klassischen Namen „Pianto dei Romani“ („Klage der Römer“) benannt, und man sagt, sie habe nach einer in der Bevölkerung Siziliens fortlebenden Ueberlieferung diesen Namen erhalten zum Andenken an einen Sieg der Segestaner über die in das Land eingebrochenen Römer. Das Ereignis liegt indes zu weit zurück

(gegen zwei Jahrtausende), und die Sprache und die Bevölkerung haben zu sehr gewechselt, als daß sie mit dem Namen das Andenken an eine Schlacht hätte erhalten können. Im Lande nennt man diese Anhöhe „La Montagna“ (den „Berg“); sie deckt die Stadt und das Kastell Calatafimi, das die von Salemi nach Palermo führende Straße beherrscht.

Von dem Dorf Vita erhebt sich das Erdreich wellenförmig bis zur Spitze des „Berges“ (422 Meter über dem Meeresspiegel). Die Felder und Aecker, die entweder mit Getreide bestellt, dicht mit braunem Kolbengras bewachsen oder mit Artischocken und Bohnen bepflanzt sind, werden kreuz und quer von Furchen und Rissen durchzogen; hier und da ragt eine kleine Hütte empor, und vereinzelt werfen Feigen- oder Olivenbäume ihren Schatten auf den Weg. Verfallene Mäuerchen stützen als Vorsprünge an den Terrassen und Abstufungen Reihen von Weinreben, und einige Kaktusspaliere nehmen sich wie Schanzgräben auf einem Schlachtfelde aus. Die Bodeneinschnitte zerklüften sich in ganz kleine Rinnsale, in denen der Scamandro seinen Ursprung hat, ein elendes Flüßchen, das zu unsern Füßen beginnt, vielleicht an derselben Stelle, wo der von Afrika zurückkehrende Agathokles von Syrakus die sämtlichen Einwohner von Segesta niedermetzelte, um sie für ihr Bündnis mit den Karthagern zu bestrafen.

Der „Berg“ und die Stadt Calatafimi wurden von mehr als 3000 „Königen“ gehalten, die gut organisiert, gut einexerziert, gut bewaffnet und gut ausgerüstet waren; sie waren in drei Infanteriebataillone eingeteilt und verfügten, unter dem Oberbefehl General Landis stehend, über eine Bergbatterie und ein Peloton berittener Jäger. Gegen Landi marschierte Garibaldi mit seinen Tausend, verstärkt, wenn es hoch kommt, durch einige hundert aufständische Sizilianer. Die Revolution war erstickt, die Banden aus den Bergen verjagt — die Bewaffnung der Garibaldianer unzulänglich, die Munition spärlich und Verpflegung überhaupt nicht vorhanden.

Garibaldi sprengt mit Sirtori, dem Haupt des Generalstabs, bis dicht an die Kundschafter heran und erteilt die Befehle zu der Aufstellung, welche den Angriff beginnen soll, seinen Freiwilligen — welche alles in allem die Stärke eines Bataillons haben — eine taktische Weisung gebend, die viele Aehnlichkeit mit dem Verfahren hat, das später von den deutschen Bataillonen bei ihrem Vorgehen zum Ansturme auf die französischen Positionen beobachtet worden ist.

Angesichts der Zahl des Feindes und der Stärke seiner Positionen würde ein andrer General wahrscheinlich den Rückzug auf Salemi befohlen haben. Aber ich habe später aus dem Munde Garibaldis selbst vernommen, daß seiner Ueberzeugung nach, wie die Sachen lagen, ein Rückzug schlimmere Folgen gehabt haben würde als eine Niederlage. Es war einer der Fälle, die vom Generalfeldmarschall Moltke in seiner überlegenen Theorie vorgesehen sind. Ein Rückzug würde dem Unternehmen sein ganzes Prestige genommen haben, indem er die Ohnmacht offen aufgedeckt hätte; er würde die ohnehin von dem

langen Kampfe ermüdeten, niedergedrückten und der Waffen ermangelnden Sizilianer entmutigt haben; er würde unsre schwache Anzahl verraten haben, den Schleier zerreißend, der für Revolutionen so förderlich ist; und dann würde der Feind, wenn er uns in den Bergen von Salemi in die Enge getrieben, mit dem Hunger und den besseren Waffen leichtes Spiel gegen uns gehabt haben. Dann aber wäre das Werk Viktor Emanuels und Cavours lahmgelegt worden, und Europa würde sich nicht weiter darum gekümmert oder vielleicht sogar das Ende des großen Agitators und die Wiederherstellung der Ordnung auf Sizilien mit Freude begrüßt haben. Dagegen würde eine heldenmütig erlittene Niederlage und unsre Niedermetzelung durch den Mund unsrer Kinder Italien zur Rache aufgerufen und in der allgemeinen Gärung Piemont zur Intervention auf Sizilien genötigt haben.

Die Aufstellung der Garibaldianer vollzieht sich nordöstlich von dem Dorfe Vita unterhalb der von den Truppen Landis gehaltenen Position, einer Position, die sich staffelweise aufwärts zieht, in ziemlich steiler, aber für Fußgänger nicht unüberwindlicher Steigung. Das zum Angriff gewählte Terrain gewährt mit seinen Vorsprüngen und Hindernissen Deckung, allein es gestattet den Vormarsch nur vereinzelt und truppweise. Das in Jägerschwärme aufgelöste Gefecht — ein Kind der französischen Revolutionskämpfe und der Individualisierung des Gefechts — ergiebt sich in den Garibaldischen Kämpfen von selbst, die den persönlichen Elan und die moralische Macht des Bajonetts für sich verwerten müssen, ebenso wie es für alle neuzeitlichen Kämpfe wegen der zu so unvergleichlich hoher Vollkommenheit gebrachten Feuerwaffen das natürliche ist.

Die Artillerie Garibaldis umfaßt zwei Stücke, eine lange Feldschlange von ehrwürdigem Alter, die auf einem gewöhnlichen, zweiräderigen Karren ruht, und ein Berggeschütz, dessen Lafette Wagenräder hat.

Wir, das heißt meine Genossen und ich, sperren die nach Palermo führende Straße, indem wir, so gut es geht, eine Barrikade errichten, und ordnen die geringfügigen und armseligen Munitionsvorräte, uns dabei außer Schußweite haltend und uns nach den Anweisungen des Obersten Orsini richtend, der wohl an die Jahre 1848 und 1849 denkt, an die Zeit, da er die Artillerie der Aufständischen auf der Insel befehligte.

Rechts und links tauchen auf den Hügeln, welche bei „Pianto dei Romani" zusammenlaufen, in der Entfernung zu Gruppen zusammengeschart, die sizilischen Aufständischen auf, welche die Spieße schütteln, die Gewehre in die Luft abfeuern und ein Freuden- und Wutgeheul erheben, das bis nach Vita und der umliegenden Gegend schallt. Wir sind nicht erbaut davon; gleichwohl muß man zugeben, daß in dem Augenblicke, in dem die Feindseligkeiten beginnen sollten, diese Erscheinung mit dem nach der bourbonischen Seite gerichteten Wutgeheul möglicherweise die Wirkung gehabt hat, den Mut des Feindes zu dämpfen und ihn an eine Niederlage denken zu lassen.

Aber je freier und ungebundener die sizilischen Banden sich gebärden, desto

mehr ist Garibaldi darauf bedacht, seinen Tausend die eigentliche Entscheidung des Kampfes zuzuweisen, zu der es kommen wird, wenn der Feind eine Wendung ausführt, sich teilt und uns die bequeme Gelegenheit zum Vorrücken giebt.

*

Kurz nach elf Uhr scheint es, als ob die „Könige" zu einem ernsten Angriff vorgingen. Wir sehen sie langsam mit einem Trupp herabrücken bis zu der äußersten Terrasse, die der „Berg" gegen uns vorschiebt. Das Feuer beginnt aus ziemlicher Entfernung, und die ersten Schüsse gehen fehl in die Luft. Man darf sie nicht erwidern, sowohl um die Munition zu sparen wie auch um die Disciplin aufrecht zu erhalten.

Vorn befinden sich die genuesischen Carabinieri unter ihrem damaligen Führer, Oberst Türr, dahinter, entfaltet, das Bataillon Carini mit dem Bataillon Bixio zur Linken; auf einmal ertönen die Trompeten und begrüßen mit der lustigen Diana-Fanfare (dem Weckruf) die ersten bourbonischen Schüsse.

Der erste feindliche Zug bleibt ruhig unten stehen; fern leuchtet von der Höhe her Waffenschein auf, und zwischen den einzelnen Scharen wogen Massen von Soldaten hin und her. Es scheint, daß im feindlichen Lager Ungewißheit herrscht und die Kräfte geteilt sind. Jetzt ist der richtige Moment für unsern Angriff gekommen.

Die Garibaldische Vorhut greift den ersten Zug an, während von der Höhe des „Berges" die Kanone Landis zu donnern beginnt. Wir werfen verliebte Blicke nach unsern beiden armseligen Geschützen, aber Orsini hält den Augenblick, sich ihrer zu bedienen, noch nicht für gekommen. Es ist unnütz, jetzt die Phasen des Kampfes und die Aktion der einzelnen Compagnien zu schildern.

Die genuesischen Carabinieri im Zentrum, Bixio auf der Linken und Carini auf der Rechten, verjagen, sich gedeckt heranschleichend, dann sich erhebend und zum Bajonettangriff übergehend, den Feind aus der untersten Stellung. Dieser sammelt sich auf einer zweiten, die von einem terrassenförmigen, rechts und links von der Höhe des „Berges" flankierten Bogen gebildet wird. Auch diese Stellung muß genommen werden, aber die Kräfte, wenn auch noch so gewaltig, erschöpfen sich angesichts des Bodens und der Ueberzahl; die fast afrikanische Maisonne sengt mit Glutstrahlen, und man muß einstweilen Halt machen.

Die Angriffslinie der Garibaldianer hat sich nach rechts verlängert und ist in der Front dünner geworden. Die taktischen Verbindungen sind aufgelöst; aber dafür tritt die persönliche Tüchtigkeit ein, unterstützt von dem klaren Gedanken, daß nur in dem Siege das Heil ruht, und von der jugendlichen Zuversicht in den Sieg Italiens; dafür tritt das feste Vertrauen zu dem Anführer ein, dessen magisches rotes Hemd das sichtbare Zeichen ist, nach dem die Kräfte sich richten müssen.

Ich verfolge von weitem, an meine Feldschlange angenagelt, die Entwicklung des Kampfes. Oben, hoch auf der Spitze des „Berges", blitzt eine Reihe Bajonette über grau-weißen Militäruniformen auf. Weiter unten ein Gewimmel

von Menschen; hie und da leuchtet ein roter Fleck unter den schwarzen Flecken der noch in Zivil gehenden Garibaldianer hervor. In den Erdspalten und unter den Abstürzen fassen die Unsrigen festen Fuß, müssen aber wieder zurückweichen, weil sie in der Flanke von den grau-weißen Soldaten bedrängt werden. Die Trompeten lassen fortwährend das Signal „Vorwärts!“ oder vielmehr „Halt!“ ertönen, und der Ruf „Vorwärts!“ wird uns stoßweise durch die Luft zugleich mit dem „Hurra“ der Bedienungsmannschaft zugetragen. Oben, bei den „Königen“, fallen die Flintenschüsse dichter, und der bläuliche Rauch steigt mehr in einer einzigen Masse in die sengende Luft; auf unsrer Seite sind die Schüsse dünner und fallen mehr vereinzelt wegen der Gestalt, die der Angriff angenommen hat, wegen der geringen Anzahl der Kombattanten und wegen des Befehls, mit der Munition sparsam umzugehen. Wir beißen uns auf die Finger, weil wir nicht im stande sind, den Kanonen der „Könige“ zu erwidern. Orsini lehrt uns, wie man nach dem Rauch abschätzen kann, daß die Kanonen aus einer Entfernung von mehr als 1500 Meter feuern.

Nachdem der Kampf sich lange um die hintereinander aufsteigenden Terrassen bei „Pianto dei Romani“ hingezogen hat, scheint es, als ob der Angriff sich zu unsern Ungunsten wenden wolle: den Garibaldischen Streitkräften hat der steile Boden, die Hitze und der Durst stark zugesetzt. Da giebt Bixio den Rat zum Rückzug; aber Garibaldi, dem zehn der Unsrigen zum Schilde dienen, wiederholt, den Säbel schwingend, den übrigen Anführern das historische Wort: „Hier gilt nur Sieg oder Tod!“ und stürmt, mit seiner Donnerstimme „Vorwärts!“ rufend, zum Angriff vor.

Da zeigt sich der Mann, da der General! Ist es einmal so weit gediehen, ist die Reserve herangezogen und sind die Kräfte entfaltet, dann ist der geordnete Rückzug unmöglich und der ungeordnete schlimmer als der Tod, weil er gleichbedeutend mit der Niederlage ist. Diesen jungen Kriegern, die sich gegen das Erdreich und die eignen Kräfte stemmen, die allmählich mit dem begeisternden Rufe „Sieg“ vorandrängen, hätte das Zeichen zum Rückzug einen Stich ins Herz versetzt.

„Kinder, noch ein letzter Vorstoß, und wir haben gesiegt!“ — Diese Worte des Generals gehen von Mund zu Munde. Bixio stürzt sich voran mit denjenigen von den Seinen, die ihm zu folgen vermögen. Einige Freiwillige, die rechts abschwenken und sich um eine Bodenvertiefung gesammelt haben, drehen sich im Kreise um eine der bourbonischen Kanonenkugeln und tragen sie davon. Der Abhang ist so steil, und die „Könige“ sind so nahe, daß diese den Garibaldianern Steine und Erdschollen ins Gesicht schleudern, von denen eine Garibaldi selbst trifft.

*

Doch wenden wir uns jetzt zurück zu unsrer Artillerie. Orsini giebt, sobald er gewahrt, daß die Poststraße durch die Verschiebung des Kampfplatzes nach Osten hin nicht mehr bedroht ist, den Befehl zum Vorrücken auf Calatafimi.

Im Handumdrehen räumen wir die Barrikade weg und rennen wie besessen mit unsern beiden Geschützen davon bis zu der Biegung, welche die Straße macht, um sich nach dem „Berge" zu wenden. Nachdem wir im Nu dorthin gelangt sind, wird Halt gemacht, geladen und aus der Feldschlange Feuer gegeben, wobei wir dem Schusse mit gespannter Aufmerksamkeit folgen; wahrscheinlich haben unsre Schüsse niemand getroffen, aber moralisch ist ihre Wirkung eine außerordentliche. Ein neapolitanischer Offizier, der in Calatafimi eine Compagnie befehligte, hat mir nachher erzählt, wie damals bei den bourbonischen Streitkräften die Ueberzeugung verbreitet gewesen sei, die Engländer hätten uns von Marsala einige Kanonen zu Hilfe geschickt.

Der letzte von allen Seiten unternommene Angriff, bei welchem die Freiwilligen ihre ganze geistige Energie zusammennehmen, die Eroberung der Kanone, der Anblick der Sizilianer, die auf den den „Berg" weithin flankierenden Höhen nach den Seiten und der Rückzugslinie hin Terrain gewinnen, das Feuer unsrer Artillerie, vor allem aber die energische Ausdauer der kleinen Schar in dem Nahekampf bewirken die Preisgabe auch der Höhe von „Pianto dei Romani". Dann aber geht es in richtiger Flucht den Abhang hinunter über das wellenförmige Erdreich, das nach Calatafimi und nach Alcamo führt, Waffen und Munition werden weggeworfen, und es lösen sich alle Bande der Taktik und Disciplin.

Die Freiwilligen stürmen blutgierig und wutschnaubend nach, über die Erdschollen stolpernd; aber Sirtori zügelt diesen Eifer, der die letzten Kräfte erschöpfen kann. Die Compagnien sammeln sich. Ich gehe mit einigen Freunden, um das Schlachtfeld zu besichtigen. Ich sehe die ersten Toten und erkenne unter ihnen den wackeren Montanari, einen Veteranen von Montevideo, den blonden Schiaffino, der für mich den ritterlichen Typus der Garibaldischen Zeit verkörperte, den jungen Biffi, einen Knaben von vierzehn Jahren, der in Genua Gelegenheit gefunden hatte, sich im Schiff zu verbergen und mit uns abzufahren; ebenso sehe ich einige gefallene Studenten, deren Namen mir aber nicht mehr erinnerlich sind. Ich begegne Sirtori, einer wandelnden Traumgestalt, in langem, schwarzem Rock und mit einem schwarzen Hute, der ein Asketengesicht mit sanften blauen Augen bedeckt. Er sah aus wie ein Priester, der sich über das Schlachtfeld bewegt, um zu segnen und zu beten; und doch, welche kühle Energie entfaltet er im Rate, in seinen Befehlen und im Kampfe! Ich habe ihn im Laufe der Zeit persönlich noch recht gut kennen gelernt, ebenso wie meinen verehrten General; er ist vierzehn Jahre später in Rom in meinen Armen gestorben.

Sirtori weist uns ernstlich an, den Verwundeten Hilfe zu bringen; aber mit Mühe und Not finden wir sumpfiges Wasser, das wir in unsern Hüten herbeitragen; inzwischen wurden die Verwundeten allmählich nach dem in Vita improvisierten Lazarett gebracht.

Beim Herannahen der Nacht halte ich mich kaum noch auf den Füßen; ich schleppe mich nach der Straße zu meinen Geschützen, strecke mich neben meiner

geliebten Feldschlange nieder und liege bald in tiefem Schlaf. Es konnte nicht mehr weit von Tagesanbruch sein, als mein lieber Freund Pavesi kommt und mich weckt, um mir eine der wichtigsten Nachrichten meines Lebens mitzuteilen, die erfreulichste nach meiner Beförderung zum Korporal: Garibaldi hat mich im Tagesbefehl vom 15. Mai zum Ordonnanzoffizier des damaligen Obersten Orsini ernannt. Offen gestanden wird die Freude über eine derartige Ehre nicht wenig getrübt nicht nur durch das Bewußtsein, nicht das gethan zu haben, was einige meiner Waffengefährten auf dem Schlachtfelde vollbracht hatten, sondern auch durch das Gefühl, daß ich ihnen an Alter, Erfahrung und militärischen Kenntnissen nicht gleich sei. Ich bat Orsini, mich von dem Grade zu entbinden, der mir über meine Kräfte zu gehen scheine; natürlich vergebens. Ich sollte übrigens nur unter seinen unmittelbaren Befehlen dienen und lediglich das Echo seines Kommandos sein. Damals entschloß ich mich definitiv, die militärische Laufbahn zu ergreifen.

*

Der strategische Sieg von Calatafimi krönte den taktischen Sieg. Nach Niederwerfung des Feindes und Eroberung des Schlüssels zur Position war Garibaldi nunmehr Herr der drei nach Trapani, Castellamare und Palermo führenden Straßen und infolgedessen des ganzen die Provinz Trapani beherrschenden Gebirgsdreiecks. Rückwärts gab es freie Kommunikation mit den Seeplätzen Marsala, Mazzara und Sciacca, und östlich stand man durch die Berge von Corleone in Verbindung mit den landeinwärts gelegenen natürlichen Bergfesten des sizilischen Aufstandes. Dazu brauchte man sich eines unmittelbaren Widerstands von seiten Landis nicht zu versehen, weil der Feind im gegenwärtigen Augenblick und an diesem Punkte zu sehr zerstreut war, als daß er plötzlich hätte wiederkommen können, weil Landi dadurch, daß er seine Rückzugslinie auf Palermo preisgab, keine guten Positionen gefunden haben würde, und weil mit dem Siegesrufe die Sizilianer von Alcamo und Partinico mit der ganzen Wildheit verhaltenen Hasses sich erhoben und alle Soldaten niedermachten, die sich von ihren Linien entfernten.

Am 16. Mai ertönte früh morgens die Trompete. Ueber den Bergkämmen von Corleone wird das zarte, saphirfarbene Licht immer lebhafter und geht in Rot über, und dann geht flammend in der Glorie ihrer Strahlenkrone die Sonne auf. Calatafimi, das wie eine maurische Stadt aussieht, hebt sich in der Umgebung des Kastells blendend weiß von dem Grün der Felder, der Weinspaliere, der Feigen- und Olivengruppen und der Kaktushecken ab; fernab im Schatten will jemand nördlich den Tempel von Segesta und die Reede von Castellamare erkennen.

Ein Menschenschwarm steigt von der Wegkreuzung von Ghelfalcone herab. Frauen mit ihren lebhaften Kostümen, die im Einklang mit der Schönheit der Formen und der ausgesuchten Eleganz der Bewegungen stehen. Der Gesichts-

ausdruck ist etwas hart und wild, bis zum Trotzigen; keine hat etwas von orientalischer Weichlichkeit an sich; dennoch hüllen sich einige in einen schwarzen Schleier. Die Männer sind schlank, gewandt, klein, von brauner Gesichtsfarbe, unruhig; sie sprechen mit dem Blick, gestikulieren äußerst heftig, Freude, Begeisterung und Wut durch das Schwingen ihrer Piken, Heugabeln und Spaten ausdrückend. Der Pater Pantaleo von Salemi, der einen alten Säbel umgeschnallt hat und über seiner braunen Mönchskutte ein rotes Hemd trägt, fuchtelt mit einem Kruzifix in der Luft herum und predigt wie fernab seine geistlichen Brüder in den Bergen von Tirol und Spanien den Kreuzzug gegen die Tyrannen zur Befreiung des Vaterlandes. Die Namen Garibaldis, Viktor Emanuels und die Worte Italien und Savoyen laufen von Mund zu Mund; wir aber werden mit einem handgreiflichen Verstoße gegen die Völkerkunde Piemontesen genannt, während doch das piemontesische Element unter den Tausend fast gar nicht vertreten ist.

In dieser so neuen, so fremdartigen, so glühenden Atmosphäre, inmitten dieser Aufschreie, dieser Suggestionen und dieser Begeisterung beim Anblick Garibaldis, der, die Hände auf seinen Degenknopf gestützt, ruhig die Auskunftspersonen und ländlichen Beamten anhört, berauscht sich der Geist und versteigt der Gedanke sich alsbald zu ruhmreichen Voraussagungen. Die Mauern Palermos werden gleich denen Jerichos beim Klange unsrer Trompeten fallen, und auf den Schwingen der Revolution werden wir nach Messina eilen, über die Meeresenge setzen und in Neapel einziehen. Und von Neapel werden wir nach Rom ziehen, nach dem Reiche unsrer Phantasie und der zukünftigen Hauptstadt Italiens, dem Herde der Stärke und der Zivilisation; nach der Einigung Italiens wird von Rom aus allen Völkern das Zeitalter der Unabhängigkeit und Zivilisation verkündet werden. Und dieses Programm Garibaldis ist — soweit es die Harmonie des alten Europa störte — bis zur Grenze Roms vollständig zur Entwicklung gekommen, dank vor allem dem kleinen Gefechte bei Calatafimi, in dem die Tausend 32 Tote und 160 Verwundete verloren.

Die Sonne Calatafimis zeigt uns alsbald den Weg nach Palermo. Garibaldi wird aus einem Freischärlerführer General unter dem Befehle Viktor Emanuels. Die Kunde von dem Siege läuft wie brausend die ganze Gebirgskette Siziliens entlang, steigt zu den Seeplätzen herab und entfesselt überall die viele Jahre lang verhaltene Wut und das heiße Rachegelüste. Die Patrioten erheben das Haupt und senden, von Vertrauen und Mut erfüllt, ihre Abgeordneten nach dem Garibaldischen Lager. Bei einem so heftigen, so leidenschaftlichen, so handlungsbereiten, so entschiedenen Volke entfesseln sich die Ereignisse im Nu und drängen zur Lösung. Die in den Garnisonen der Insel zerstreuten, entmutigten und schwankenden und von den patriotischen Ideen in ihrer Disciplin bedrohten bourbonischen Truppen ziehen sich nach den festen Plätzen zurück. Aber der Keim der Auflösung, der seinen Ursprung in den Kämpfen der Jahre 1848 und 1849 hat und durch die mit dem Kriege des Jahres 1859 in ganz Italien verbreiteten Ideen zu weiterer Entwicklung gelangt ist, gärt in dieser Atmo-

sphäre und führt zu immer zahlreicheren Desertionen. „Auch wir sind Italiener; auch wir wollen die Einheit und Unabhängigkeit Italiens.“ Calatafimi ist die Fackel, die erst den Aetna und dann den Vesuv in Brand setzt.

In Piemont wagte man nicht auf einen glücklichen Ausgang des Feldzugs der Tausend gegen eine wohlorganisierte, vortrefflich bewaffnete und ausgerüstete Macht mit 100000 Mann im aktiven Heere, 50000 in der Reserve und einer Seeflotte von 2 großen Schlachtschiffen, 5 Fregatten, im ganzen 98 Schiffen mit 832 Kanonen zu hoffen. Einige der vertrauensseligsten Garibaldianer hatten in Genua das Unternehmen für verrückt oder wenigstens tollkühn gehalten; einige waren Garibaldi von Genua nach Marsala nur wegen ihrer übergroßen Anhänglichkeit an den General gefolgt, und andre waren auf dem Festland zurückgeblieben.

Nach Calatafimi schlug die öffentliche Meinung von Grund aus um. Plötzlich wurden in Oberitalien neue Expeditionen nach Sizilien ausgerüstet, Leute, Geld, Kriegsmittel, mit stillschweigender oder ausdrücklicher Bewilligung der piemontesischen Regierung unter Leitung des Grafen Cavour. Die Aktionspartei setzt die ganze Halbinsel in Bewegung, während die gemäßigte Partei der Einheitsidee nur so weit zum Siege verhelfen will, als sie sich mit dem von Garibaldi bei Marsala entfalteten Banner „Italien und Viktor Emanuel“ deckt. Mazzini und Cavour sind darin einig, Garibaldi bei der Eroberung Siziliens beizustehen. Die piemontesische Flotte deckt den Verkehr zwischen Sizilien und der ligurischen und toskanischen Küste — während England findet, daß seine Interessen ganz vortrefflich mit den von der liberalen Partei kundgegebenen Gefühlen gegen die Barbareien der bourbonischen Regierung übereinstimmen. Napoleon III. würde durch eine Intervention das ganze im Jahre zuvor auf den Schlachtfeldern errichtete Gebäude umstürzen, und Oesterreich, das noch an dem Aderlaß des Kriegs von 1859 leidet, ist, in Ungarn bedroht und überall niedergeworfen, nicht im stande, die Grundsätze seiner Schützlinge zu unterstützen.

Was die Tausend anlangt, deren Ansehen in dem Wunderbilde, das die Helden der Volksphantasie erzeugt, über jedes Maß hinaus wächst, so scharen sie immer mehr Krieger um sich, und es bildet sich das Südheer.

Wer siegt und wer verliert, stellt nicht allzu genaue Berechnungen über die am Kampf beteiligt Gewesenen an, wenn der Kampf wie ein Wunder erscheint. Die armseligen Freiwilligen, unter denen sich noch Knaben befanden, haben den Rücken von Soldaten gesehen, die an Zahl zweimal stärker waren.

Die „Picciotti“ [1]) sammeln sich zu zahlreichen Banden an, und die Schar der Tausend marschiert am Morgen des 16. Mai geordnet über Alcamo und Partinico auf Palermo vor. Die Militär- und Zivilbehörden verlieren den Kopf, während Garibaldi mit bewundernswerter strategischer List die bourboni-

---

[1]) Picciotto bedeutet im sizilischen Dialekte einen beherzten jungen Mann; im Kriege wurde das Wort zu einer Bezeichnung der sizilischen Garibaldianer.

schen Streitkräfte nach Corleone ablenkt, sich plötzlich auf die Hauptstadt wirft und sie Ende Mai einnimmt. Am 19. Juli siegt er bei Milazzo; am 20. August überschreitet er die Meeresenge und siegt bei Reggio di Calabria; am 7. September zieht er in Neapel ein; am 1. und 2. Oktober besiegt er die bourbonischen Truppen, die sich gesammelt haben und sich auf die Festung Capua stützen.

Der Traum von Calatafimi hatte sich in Wirklichkeit verwandelt!

Ein Stückchen Wegs.

Skizze

von

Heloise v. Beaulieu.

Ein junger Mann und ein junges Mädchen gingen miteinander eine Chaussee entlang.

Der Mann hatte eine leichte lederne Tasche am Riemen um die Schulter hängen. Das Mädchen trug ein kleines Päckchen in weißem Papier, zierlich mit einem hellblauen Wäschebande verschnürt.

Am Anfange des Wegs gingen sie rasch, aber ihr Schritt verlangsamte sich, und schließlich kamen sie ins Schlendern.

Der junge Mann trug den Kopf hoch und frei, wie es die thun, denen die Welt gehört, weil sie alles Schöne darin sehen. Das leise Unbehagen bevorstehender Trennung und aufquellende Daseinsfreude mischten sich seltsam in seinem Wesen und auf seinem ausdrucksvollen Gesicht — wie leise gleitende Wolkenschatten über einer sonnigen Landschaft.

Das Mädchen hatte ein stilles, verschlossenes Gesicht. Ihre dunkeln Augen ließen nicht so viel hindurch wie seine blauen. Nur um ihre Lippen lag ein Zug von Trauer. Und der blieb auch dort, wenn sie lachte.

Sie unterhielten sich; — stoßweise, von allem möglichen. Von der Flachheit der Gegend, der Dauer der Zeit, die er zu fahren haben werde, und derartigem. Und von dem Münchener Leben, zu dem er nun zurückkehrte, sprach der junge Mann; dann war in seiner Stimme verhaltener Jubel. Wenn er auch nur sagte, daß er vier Treppen hoch wohne und für sechzig Pfennige zu Mittag speise, — seine Stimme jubelte doch. Denn für ihn klang ja bei diesen nüchternen Dingen so viel mit, — all das Hoffen, Streben, die Begeisterung — der göttliche Leichtsinn, alles, was jene Mansarde und jene Bierkeller so köstlich machte.

Das Mädchen ging mit matter Freundlichkeit auf alles ein.

Daß der wehe Zug um ihren Mund sich verstärkte, merkte er nicht.

„Wollen wir über das Moor gehen?“ fragte das Mädchen, als ein Weg seitlich abzweigte.

„Den Weg übers Moor? Auf dem du dich früher so fürchtetest?“ rief er lachend. „Nun fürchtest du dich wohl gar nicht mehr!“ mit einem schelmischen Seitenblick.

„Ich bin doch kein Kind mehr, Lorenz!“

„Nein — leider! Schrecklich vernünftig bist du geworden, Anita. So vernünftig, wie ich mir's nie gedacht hätte.“

„Das ist doch wohl natürlich, Lorenz!“

„Wieso natürlich?“

„Nun, ich meine nur so,“ sagte sie gleichgültig. „Wenn man älter wird, wird man doch auch vernünftiger.“

„Ach, Anita, sprich doch nicht wie deine eigne Großmutter! Sieh, ich bin älter als du, aber ich habe es zu eurer Vernünftigkeit noch nicht gebracht — und werd' es niemals, glaube ich.“

„Ja, du!“ sagte Anita. Sie sah ihn ganz eigen dabei an. Ihre Lippen zuckten.

Er wußte nicht, was Wort und Blicke meinten.

„Ihr haltet mich wohl bald für einen Verlorenen — da unten?“ fragte er in spöttischem Ton, mit einer nachlässigen Bewegung nach rückwärts.

„Der Vetter hat so seine strengen Ansichten, das weißt du doch. Aber ich glaube nichts Arges von dir, du mußt nur um Gottes willen das nicht von mir denken, Lorenz,“ sagte sie ängstlich.

„Nein, nein. Und das darfst du auch nicht, Anita. Denn, mein Leben, siehst du,“ platzte er heraus, „das halte ich für wertvoller, für wahrer, ja, und für sittlicher als das des Vetters, als das der andern dort. Aber — er lachte ein wenig — das denkt wohl jeder Mensch von seinem Leben.“

Anita schlug die Augen nieder, ohne etwas zu erwidern.

„Ihr seid alle furchtbar tugendlich,“ fuhr er mit etwas verlegenem Lachen fort. „Ihr dort im Bruch. Du, Anita, auch etwas. Ich war darüber überrascht, und — auch enttäuscht. Du schwebtest mir immer noch vor als meine kleine Spielkameradin von früher, wo wir miteinander durch den Garten rasten und ich dich an deinen langen Zöpfen festhielt. Mein Pony! Weißt du, Pony nannte ich dich immer! So ein wildes, scheues Ding warst du! Ich sagte niemals Anita. Und auch die andern nannten dich Pony, weil der Name so paßte. Du wolltest es aber von niemand leiden als vom Onkel und von mir.“

„Der gute Onkel,“ sagte Anita leise, in zärtliche Erinnerung verloren.

„Ja, das war ein Mann! Wenn der noch lebte! An so einem Ort ist alles anders, wenn ein Mensch fehlt, den unsre Erinnerung hineinstellt. Und — die Lebenden ändern sich. — Deine Zöpfe, Anita! Aber da sind sie ja noch! Warum läßt du sie nicht hängen? Das würde viel hübscher sein.“

„Ja, das wäre schön!“ lächelte sie, „wenn ich mit hängenden Zöpfen in der Schule unterrichtete oder durchs Dorf ginge!“

„Nun, sie würden zetern, aber auch wohl wieder zu zetern aufhören," meinte Lorenz. Er sah nach seiner Uhr. „Halb zehn! Und um elf geht der Zug! Wie sie einen immer forthetzen! Was meinst du, Anita, — setzen wir uns etwas unter den Weidenbusch dort und frühstücken miteinander? Ich hätte Lust! Heute früh habe ich nicht viel 'runtergebracht, des Vetters erbauliche Weisheit blieb mir so schon im Halse stecken!"

„Jetzt?" fragte sie mit einem erschrockenen Blick auf das Päckchen, das sie trug. „Aber Lorenz, das sollte ja dein Reiseproviant sein!"

Er lachte. „Wenn mich nun aber jetzt hungert? Und in deiner Gesellschaft wird es mir so viel besser schmecken! Da will ich lieber nachher hungern. Im Notfall giebt es ja auch was auf den Bahnhöfen." —

Anita gab nach. Sie setzten sich unter das Gebüsch an den Rand eines Wässerchens.

Sie hatten im Gehen und Sprechen auf die Natur nicht sonderlich acht gehabt. Jetzt sahen sie, daß die Weide goldige Knospen trug, und vom Moorgras weiße Flocken wehten, wie Fähnchen. Am Rande des Wässerchens schimmerte es grün von einem bescheidenen Pflanzenleben. Mit verstärkter Leuchtkraft warf der dunkle Spiegel das Blau des Aprilhimmels zurück.

„Es wird Frühling," sagte Lorenz.

Anita nickte schweigend, andächtig.

Sie reichte Lorenz von dem Proviant. Er aß mit gesundem Jugendhunger.

„Aber iß du auch, Anita," mahnte er.

Sie sagte: „Ja"; aber sie sah nur mit lächelnder Befriedigung zu, wie es ihm schmeckte.

„Sieh, — das habe ich doch recht gemacht, nicht?" fragte sie.

„Wie — was meinst du?" fragte er verständnislos.

„Die Brötchen meine ich, und die Kuchen. Du sagtest ja vorhin, daß ich dich enttäuscht hätte." — Thränen sprangen in ihre Augen.

„Ach, Anita!" Er faßte mit abbittendem, zärtlichem Blick nach ihrer Hand. „Du bist ja ein liebes Ding, — es wäre unrecht, dich anders zu wünschen. Aber das alte wilde Pony bist du nicht mehr, und das hatte ich unbewußt erwartet. Das war dumm von mir. Entwicklung ist sehr oft Veränderung. Und vielleicht ist's auch so besser!"

„Ich glaube auch, Lorenz," sagte das Mädchen leise. Könntest du dir ein Pony vorstellen, — im Bruch — zwischen Reinhold und Agathe?"

„Nein, nein," lachte er — etwas zerstreut, denn er suchte nach seiner Zigarettentasche. — „Besser für dich ist es schon, daß du eine so sanfte kleine Taube bist. — Da, rauch mal an, dann schmeckt mir's besser."

Sie wich entsetzt zurück. „Ich — sollte rauchen?"

„Warum nicht? Ein paar Züge werden dir ja nicht schaden. Oder denkst du auch, wie der Vetter, daß im qualmenden Knaster alle bürgerlichen Tugenden sitzen und in einer Zigarette Leichtsinn und Verderbnis?"

„Nein — aber, — das ist ja unweiblich, Lorenz," sagte sie betreten.

Er lachte, halb gereizt, halb belustigt. „Köstlich! Also unweiblich ist das! Wieso denn? Definier mir doch mal, inwiefern die Handhabung von einem so zarten, zierlichen Ding wie eine Zigarette unweiblicher ist, als zum Beispiel die Benutzung eines großen Bierseidels, was du gestern thatest."

„Ich — weiß nicht," sagte sie verwirrt. „Aber, es heißt doch so."

„Heißt doch so!" höhnte er. „Ich will dir etwas sagen, Anita. Man muß niemals glauben, was andre einem sagen, sogenannte Autoritätspersonen, Eltern und dergleichen. Wenn irgend etwas kostspielig, oder ihnen sonst irgendwie unbequem ist, so ist es lasterhaft, unpassend oder Gott weiß, was. Unweiblich! Ich glaube, da im Bruch, wird die Weiblichkeit nach den Metern Häkelspitzen abgeschätzt, die eine im Kasten liegen hat. Wie deine Häkelei mich geärgert hat, Anita! Häkeln ist so etwas Spitziges, Kleinliches, nervös Machendes. Und der Widerhaken! — ich glaube, es verdirbt den Charakter. Ich müßte ja bange sein, dir nahe zu kommen."

„Ja, man muß doch eine Arbeit haben," sagte sie schwach.

„Warum denn?" —

„Wenn Agathe immerfort handarbeitet, kann ich doch nicht müßig sitzen."

Er seufzte: „Ach, Anita! Es giebt so viel andres zu thun. So viel andres!"

Er stand auf und hielt Umschau. Sein Auge suchte träumerisch lächelnd die fernste Ferne. „Siehst du den Brückenbogen, Anita? Da ist der Bahndamm, dort fahre ich nachher. Willst du am Wege stehen und winken? Ich würde es sehen, wenn es auch weit ist."

„Ja, Lorenz." Ein Zittern lief durch ihre Gestalt. Sie packte die Reste des Frühstücks zusammen.

Er stand noch immer und schaute. Nun nach der entgegengesetzten Seite.

In einer Senkung des flachen Geländes lag das Dorf, von dem sie gekommen. Ein nüchternes, norddeutsches Dorf mit roten Ziegelhäusern und plumpem Kirchturm.

Aber der Weißdorn blühte ...

Lorenz atmete tief auf, wie jemand, der einem Gefängnis entronnen ist.

„Daß Menschen so etwas aushalten!" rief er leidenschaftlich. „Was sind das für Existenzen! Der Vetter prügelt seinen Schulkindern das Einmaleins ein, weil er dafür bezahlt wird, und Agathe schenkt ihm Kinder und kocht ihm das Essen, auch weil sie muß, nach Gesetz und Herkommen! Alles so ohne Freiheit und Freudigkeit. Es ist eine Froschexistenz im Sumpf. Nur drei Tage war ich dort, und doch, ich fühle schon so etwas, als wenn mir eine Philisterhaut wüchse."

„Man sucht sich sein Leben nicht selbst aus," sagte Anita leise.

„Die Verhältnisse! Gott, natürlich, in die hinein wird man geboren. Dafür kann man nicht. Aber, wenn man was andres in sich hat, sucht man sobald als möglich hinauszukommen! Oder, man ist wenigstens unglücklich! Nicht so versumpft zufrieden!"

„Wer sagt dir, daß ich nicht unglücklich bin?“ fragte Anita. Ihre Stimme war ruhig, aber in ihren dunkeln Augen flammte etwas auf.

„Du, Anita!“ — stammelte er überrascht.

„Ja, ich!“ fuhr sie lauter und hastig fort. „Denn ich gehöre doch auch mit zu jenen ‚Philistern‘ und ‚Froschexistenzen‘. Was wirfst du mir immer vor, was doch nicht meine Schuld ist? Wie hätte ich anders werden, wie hätte ich herauskommen sollen? Sag mir doch, wie! Du hast gut reden. Du konntest ungehindert in die Welt gehen, man erwartete es sogar von dir. Aber ich! Hat man mich jemals gefragt, was ich möchte? Wie hätte ich selbst es anfangen sollen! Man weiß ja von nichts, von gar nichts. Niemand kam die Idee, daß ich ein Sehnen empfinden könnte, — Wünsche — —“

„Anita, — liebe Kleine!“ rief er bestürzt. „Ich meinte ja dich nicht. O, wie abscheulich von mir!“ — Letzteres galt Anitas Thränen.

Anita fuhr sich hastig und mit gewaltsamem Lächeln über die Augen.

„Sehnen und Wünsche! Arme Anita!“ sagte er mit zärtlichem Mitleid. „Und was war es? Sag's mir!“

„Ich weiß nicht! Vielleicht kommen sie mir jetzt erst, und ich bilde mir ein, ich hätte sie immer schon gehabt,“ sagte sie hilflos.

„Oder, du hast sie immer schon gehabt, und jetzt erst wird dir's klar bewußt. Sage sie mir, Anita, ich will dir helfen!“

In leidenschaftlicher Aufwallung hielt Anita die Hände fest zusammen, schloß halb die Augen und flüsterte leise, aber jedes Wort von Abscheu durchbebt, scharf hervorstoßend: „Ich möchte niemals dorthin zurück!“

Sie hob die Lider, und ein Blick grenzenlosen Hasses flog nach dem Bruch.

Lorenz taumelte beinahe vor Bestürzung.

Mit den düster leuchtenden Augen und den in intensivem Sehnen leise geöffneten, wie dürstenden Lippen sah Anita wunderbar aus. Schön und fremd und aufreizend.

Ein heißer Impuls wallte in ihm auf. „Geh mit mir, Anita!“ rief er. „Die Welt ist groß und das Leben so schön — fern von hier. Geh mit mir in die Welt, in das Leben!“

Ihr Blick flammte leidenschaftliche Bejahung. Aber sofort sank er in Mutlosigkeit zusammen.

„In die Welt!“ sagte sie traurig. „Und was sollte ich da, wie ich bin, unwissend, weltfremd. Ich habe ja nichts gelernt, was draußen in der Welt Wert hat. Ja, wenn ich irgend ein Talent hätte, das mir den Weg wiese! Aber so! Ich habe ja nichts, nichts!“ Sie breitete in ihrer Hilflosigkeit die Arme aus. Ihre Lippen zuckten.

„Doch, du hast etwas,“ sagte Lorenz lächelnd. „Sieh einmal hier hinein.“ Er führte sie an den Rand des Wassers. „Siehst du hier nichts?“

„Ich sehe Wasser, — und den Himmel, und — mein eignes Gesicht,“ sagte Anita verwirrt.

„Dein eignes Gesicht!“ triumphierte er, ihr lächelnd in die Augen sehend.

„Und ist das nichts? Ich sage dir — das allerkostbarste Talent ist das. Viel zu kostbar, ungesehen zu verkümmern, bestenfalls Besitz eines Schulmeisters von Reinhalds Schlage zu werden. Schon in diesem ausgesucht scheußlichen Kleide und dem glatten Scheitel — bist du schön —", sie errötete tief und unwillig — „Nein, ich will dir nicht plump schmeicheln. Ich sage das, so, wie ich sagen würde, du hast musikalisches Gehör."

„Und — was soll mir mein Gesicht?" fragte sie zögernd und ungläubig.

„Es soll — Herrgott, es soll dein Glück machen! Hast du kein schauspielerisches Talent? Nein? Schadet nichts. Mit einem solchen Gesicht geht es auch ohne. Aber du singst ja sehr lieblich. Deine Stimme ist freilich klein, doch, wenn die Leute dich dabei ansehen, werden sie sie groß genug finden. Oder, — die Künstler würden sich um ein solches Modell reißen!"

Sie schrie auf, als habe sie einen Schlag erhalten.

„Sei doch nicht so entrüstet!" rief er ärgerlich. „Das Wort ‚Modell' ist für euch tugendliche Frauen das rote Tuch, weil ihr euch gleich das Allerärgste dabei denkt. Das ist aber nur die tugendliche Denkweise. Es giebt ja sittlich tiefstehende Modelle, es giebt aber auch sehr anständige. Da ist zum Beispiel ein Mädchen, das durch ihren Beruf eine ganze Familie erhält, ein Mädchen, das wir alle achten, gegen die niemand sich etwas herausnehmen würde. Freilich ist sie kühl wie Porzellan. Aber du brauchst's ja auch nicht. Ich meinte nur, wenn es zum Aeußersten käme, um dir zu beweisen, daß du in München nicht Hungers zu sterben brauchst. Und dann bin ich ja auch da. Ich würde in der ersten Zeit für dich sorgen, dir eine Beschäftigung suchen."

Sie faßte dankbar nach seiner Hand. „Du bist gut, Lorenz. Und, — es wäre wohl schön, aber — es geht nicht!"

„Und warum geht es nicht?" fragte er ärgerlich, denn er war Feuer und Flamme für die neue Idee. „Ich habe Geld genug, dir ein Billet nach München zu nehmen. Deine Sachen läßt du dir nachschicken, dann entgehst du allen Auseinandersetzungen. O, ich möchte dabei sein können, wenn der Brief ankommt! Mündig bist du ja wohl?"

Sie schüttelte den Kopf, mutlos. „Es geht doch nicht."

Er fuhr auf. „So war es dir gar nicht ernst mit dem Wunsche? So war es nur ein ‚Ich möchte wohl', wie manche junge Mädchen sagen, ohne viel dabei zu denken."

Sie sah ihn tieftraurig und vorwurfsvoll an.

„Ja, warum bist du denn so zaghaft, wo ich dir zeige, wie es zu machen wäre? Bist du bange vor dem Vetter? Ich will ihm wohl schreiben, alles für dich abmachen. Oder — geniert's dich am Ende, ein paar Mark von mir anzunehmen? Das schmeckt noch nach Sumpf. Solche Kleinlichkeiten mußt du hinter dich werfen, wenn du dein Leben wirklich neu anfangen möchtest."

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Das ist es nicht. Ich bin nicht so klein, wie du denkst. Ich würde alles von dir annehmen! Aber — — Wenn ich

ein Mann wäre, dann ginge ich sofort, ohne Besinnen. Das ist ja — das ist das Härteste: für uns giebt es nur ein Entweder — oder."

„Wie meinst du das?" fragte er. Und da sie nur tief errötend den Kopf senkte und die Hände rang in glühender Verlegenheit, sagte er mit gezwungener Leichtherzigkeit: „Ah, du meinst etwa, Matrone oder Hetäre, Tugend im Familienschoße oder Leichtsinn auf der Gasse. Aber es giebt noch andres, Anita. Deine ist eine veraltete Anschauung. Das moderne Leben hat eine neue Art hervorgebracht, das selbstverantwortliche, freie und reine Weib. So eine wirst auch du sein. Mein Modellvorschlag, der hat dich kopfscheu gemacht. Es war ja nur so eine dumme Idee. Aber, selbst wenn du ein professionelles Modell würdest, könntest du dich zu einem reicheren, freieren, vollkommeneren Weibesleben entfalten als da unten. Wie kann man so feige sein, wenn man so wenig zu verlieren hat! Oder paßt es dir doch am Ende ganz gut, das Leben im Sumpf?"

„Nein, aber — wenn ich nun nur in einen andern Sumpf hinein gerate," flüsterte sie mit halb erstickter Stimme.

„Sei nicht bange! Ich — ich schütze dich! Ich stehe zu dir!" sagte er mit leuchtenden Augen.

„Das kannst du nicht!"

„Warum nicht?" rief er herrisch. „Wenn ich ausspreche, daß du unter meinem Schutze stehst, — meine Schwester wärst — sag, warum kann ich dich nicht schützen?" Er faßte ihren Arm.

Sie hob verzweifelt den Blick zu ihm auf — einen Blick, der sich wehren wollte — und der zum Ueberläufer wurde — zum Verräter.

Sie fühlte es im selben Augenblick, und riß sich los und lief davon. Einen Augenblick stand Lorenz wie betäubt. Dann überkam ihn seliger Rausch.

„Pony!" jubelte er laut auf und sprang in großen Sätzen hinter der Fliehenden her.

Ihre langen Flechten hatten sich gelöst von der heftigen Bewegung. Er erhaschte die Enden.

Mit einem leisen Wehlaut kam sie zum Stehen und taumelte gegen seine Brust.

Er umschlang sie fest und küßte ihre dürstenden Lippen.

„Pony, — mein Pony!" stammelte er glückselig lachend wieder und wieder zwischen den Küssen.

Sie sprach kein Wort. Sie sah nur zu ihm auf, und ihre Blicke waren ein Meer von Leidenschaft, ein uferloses Meer. Alles Glück, das die vergangenen Jahre entbehrt, das Glück vergessener, heißer Träume, und das Glück der Zukunft, das nie gelebt werden würde. Alles flutete zusammen in ein paar karge Minuten. Aber es waren zeitlose Minuten.

Ein Windzug kräuselte das Heidewasser, die kleinen Moorgrasfähnchen wehten. Die Weide schüttelte goldene Flöckchen herab.

Eine Lerche sang.

Es war Frühling. — —

Lorenz nahm ihre Zöpfe und schlang sie sich um die Hand. „Die lieben Ponyzügel,“ flüsterte er zärtlich.

Sie lächelte glücklich.

„Nun nehme ich dir die häßlichen Dinger da weg.“ — Er zog die Kämmchen aus ihrem Haar, die es in einen glatten Scheitel zwangen. „So — so —“ Er zog ihr die kurzen Stirnhaare ins Gesicht. „Nun bist du ganz mein wildes Pony wieder.“

Sie ließ es willenlos geschehen.

„Wie schön bist du! Wie schön, wie schön!“ flüsterte er.

Die Haartracht veränderte sie wunderbar.

Es war nur eine falsche Madonna gewesen. Das Gesicht mit den verlangenden Lippen, den fast in Verzückung leuchtenden Augen hatte etwas Bacchantisches.

Den jungen Mann durchschauerte es. Ihm bangte vor diesem Glücksübermaß. Ihm war, als hielte er das lockende Geheimnis des Lebens selber in den Armen.

Auf der Chaussee rollte ein Ackerwagen. Weit entfernt. Aber sein brutaler Wirklichkeitston erinnerte die Glücklichen, daß es noch etwas auf der Welt gab außer ihnen.

Sie ließen sich los. — Die Arme sanken ihnen beiden schlaff herab. Er strich sich aufatmend das Haar aus der heißen Stirn und blickte um sich, so verwirrt, als habe er diese Gegend noch nie gesehen.

Sie sah zu Boden.

In der Welt, in die sie zurückgekehrt waren, gab es wieder einen Zeitbegriff.

Er zog seine Uhr: „Es wird Zeit,“ murmelte er.

Sie nickte stumm, nahm das Päckchen vom Boden auf und gab es ihm.

„Du willst nicht mit?“

Sie hob die Augen in stummer Antwort.

Er schlug seine beschämt nieder.

„Und weißt du — weshalb es nicht geht?“ stieß sie mit halb erstickter Stimme hervor.

Dann fühlte er noch einmal ihre Arme um seinen Hals, ihre Lippen auf seinem Munde.

Und dann lief sie davon — flog in rasender Hast den schmalen Sandweg hinab.

Er stand noch ganz betäubt.

Dann besann er sich. Ihr nach!

Aber ein Gegenimpuls lähmte seinen Fuß.

Was sollte er ihr denn sagen?

Das, was sie ersehnte, das einzige, was für sie annehmbar war, das konnte er ihr nicht geben. So lieb er sie hatte — ihm graute bei dem Gedanken, seine junge, ungewisse, aufstrebende Laufbahn durch die Sorge für eine Familie zu belasten.

Und das andre — ach sie hatte ja recht — das gab es nicht für sie. Ihr Geist war zu unfrei. Und — sie war nicht kühl wie Porzellan.

Es war besser so — besser.

Wie traurig das war! —

Er stand und stand und zauderte.

Und das Mädchen lief immer weiter in derselben rasenden Eile, wie jemand flieht vor etwas, zu dem es ihn übermächtig zieht.

Es war nun unmöglich geworden, sie einzuholen.

Da raffte er sich auf und lief, so rasch er konnte, der kleinen Station zu, in entgegengesetzter Richtung des Weges zum Bruch.

Er erreichte noch gerade den Zug und warf sich hinein.

Der Zug brauste davon durch das flache, stille Land. Er donnerte über eine Brücke. Bräunliches Heidegelände zu den Seiten, unten ein bläuliches Moorwässerchen.

Knospende Weiden standen am Wegrande und winkten dem Enteilenden zu. Die Moorgrasfähnchen wehten.

Denn es war Frühling.

In der Ferne ragte ein plumper Kirchturm auf, wie ein mahnend aufzeigender Finger.

Lorenz schlug die Hände vors Gesicht.

Wie schön war ein großer, reiner Schmerz gegen diese häßliche Zerrissenheit. Denn in all seiner Trauer mußte er jetzt Erleichterung fühlen in dem Bewußtsein, eine große Dummheit um Haaresbreite vermieden zu haben.

Und das ist trostlos traurig. —

Aus dem Leben des Grafen Otto v. Bray-Steinburg.

Auf Grund hinterlassener Papiere desselben geschildert.

III.

Seine Berufung in das Münchener „Märzministerium" des Jahres 1848 hatte Graf Bray zum einen Teil den vertrauten Beziehungen seiner Familie und Person zum bayrischen Königshause, zum andern und größeren Teil aber dem günstigen Eindruck zu danken, den sein Verhalten in Sachen der Indigenatsangelegenheit vom Februar 1847 Freunden wie Gegnern hinterlassen hatte. Allenthalben wurde anerkannt, daß der Mann, der aus seinen konservativen Neigungen niemals ein Hehl gemacht und der für einen Anhänger der alten,

auf den Ueberlieferungen Metternichs fußenden Diplomatenschule gegolten hatte, der einzige Minister des Jahres 1847 gewesen war, der Festigkeit der Gesinnung und Bewußtsein der eignen Würde mit Loyalität gegen den Herrscher und Rücksicht auf das Staatsinteresse zu verbinden gewußt hatte. Man rühmte ihm nach, daß er sich von der Popularitätssucht der Abel und Genossen ebenso frei zu halten gewußt habe wie von der Schwäche und Gefügigkeit Maurers, der seinen Widerspruch gegen die Indigenatserteilung an die Spanierin einem falsch verstandenen Patriotismus geopfert und sich dadurch in die moralisch unmögliche Stellung begeben hatte, Träger einer politischen Wendung zu werden, die vornehmlich durch eine von ihm mißbilligte Maßregel herbeigeführt worden war. Das Verdienst, das der bisherige Gesandte in St. Petersburg sich durch seine gegenteilige Haltung erworben hatte, wurde demselben politisch so hoch angerechnet, daß seine Berufung in das Ministerium Thon-Dittmer-Beisler auf liberaler Seite nicht ungünstig aufgenommen worden war und daß man auch von seiten des in die Mode gekommenen Radikalismus gegen denselben Wesentliches nicht einwendete.

Desto genauer wußte der Berufene selbst, daß ihm der Beruf zum liberalen Märzminister fehle und daß er durch Uebernahme der ihm übertragenen Stellung ein Opfer gebracht habe, für welches es kein Aequivalent gebe. Graf Bray hatte den größten Teil des Lebens im Auslande und unter Verhältnissen zugebracht, die keinerlei Gelegenheit zu eingehender Bekanntschaft mit den spezifisch bayrischen inneren Fragen, geschweige denn mit den Zeitforderungen geboten hatte, welche namens der liberalen und nationalen Interessen aufgestellt und jetzt gewaltsam in den politischen Vordergrund gerückt wurden. Gewohnt mit den harten und nüchternen Realitäten zu rechnen, die an den Höfen des vormärzlichen Europa die allein in Betracht kommenden waren und ein für alle Male darüber belehrt, daß Erwägungen theoretischer und „idealer“ Natur in den internationalen Beziehungen keinen Kurs hätten, mußte der neue Minister Mühe haben, auch nur annähernd den Gesichtspunkten gerecht zu werden, nach denen die Wortführer des Tages Bayerns Beziehungen zum übrigen Deutschland und Deutschlands Stellung in Europa neu zu regeln gedachten. Und wie wenig war das, was er über diese Punkte verkündigen hörte, geeignet, dem nüchternen Praktiker auch nur den mäßigsten Respekt einzuflößen?

Die schlimmsten der Verwirrungen, welche die ersten Wochen des Revolutionsjahres bewegt hatten, waren bei Brays Eintreffen in München allerdings überstanden; — was er über dieselben vernahm, übertraf indes das Maß dessen, was im Ausland für glaublich gehalten worden war. Mutet doch selbst uns, die wir die Geschichte der Münchener Ereignisse des Februar und März 1848 mit der wohlfeilen Weisheit klug gewordener Epigonen übersehen, — mutet doch selbst uns die Kunde von den Einzelheiten der damaligen Vorgänge wie ein Bericht aus der Fabelwelt an!

Erfährt man aus Büchern von der Harmlosigkeit der Bluntschlischen „Denkwürdigkeiten“ zum Beispiel, daß der König, die Prinzen und die Minister sich in der Stunde der äußersten Gefahr von einem landfremden Schweizer hatten

beraten lassen, daß ein von diesem Gelehrten eingeführter, bis dahin völlig unbekannt gewesener, hoffnungslos verbohrter und dazu „von Weingenuß gestachelter" andrer Gelehrter (Fr. Rohmer) zur Ausarbeitung einer entscheidenden Proklamation herangezogen und in die Lage gebracht worden war, die Prinzen und die Ratgeber der Krone eine halbe Nacht lang mit seinem Geschwätz hinzuhalten (a. a. O. II, S. 42 ff.), so fragt man sich unwillkürlich, was größer gewesen, Geduld und Ratbedürftigkeit der Regierenden oder Unverschämtheit und Selbstvertrauen dieser improvisierten Ratgeber. Den halb unzurechnungsfähigen Staatsphilosophen Rohmer hatte ein Mann wie Bluntschli dem jungen Könige als neuen Mirabeau empfehlen zu dürfen geglaubt, und allein die Thorheit des dünkelhaften, in Ministerträumen gewiegten „Erfinders" des liberal-konservativen Prinzips hatte den wohlmeinenden Monarchen daran verhindert, kostbare Stunden seines ersten Regierungstages einer „Beratung" mit dem in Wirklichkeit völlig ratlosen bayrischen „Mirabeau" zu opfern.

Diese peinliche Phase war allerdings überstanden, als Graf Bray am Isarufer eintraf und in dem Ministerium vom 21. März (v. Thon-Dittmer, v. Lerchenfeld, Beisler, Weishaupt, Heinz) seinen Platz einnahm. An dem Zustandekommen der „freiheitlichen" Gesetze, welche die Hauptsorge der seit dem 22. März versammelten beiden Kammern des Landtages bildeten, — die Grundlagen des Gerichtswesens neu ordneten, Schwurgerichte einführten, Ablösung der Feudallasten, Aenderung des Wahlgesetzes, Freiheit der Presse und so weiter aussprachen, an diesen Maßregeln konnte der Minister des Auswärtigen der Natur seiner Stellung nach nur mittelbaren Anteil nehmen. Von den auf die „deutsche Stellung" Bayerns bezüglichen Angelegenheiten waren die wichtigsten, der Antrag auf Revision der Bundesverfassung und die Wahl von Abgeordneten zum Frankfurter Parlamente, gleichfalls mehrere Wochen vor seinem Eintritt in das neue Amt im Prinzip entschieden worden. An den in Dresden stattgehabten Ministerkonferenzen hatte Bayern zunächst keinen Anteil genommen, in der Folge aber den Freiherrn v. Berger nach Berlin und Dresden gesendet, um mit den dortigen Regierungen eine Verständigung über das in der deutschen Verfassungsfrage zu beobachtende Verhalten zu versuchen. Seit dem Mai war dann die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Verhandlungen des Frankfurter Parlaments gerichtet worden, das sich zunächst so eingehend mit den „Grundrechten" und andern „Freiheitsfragen" beschäftigte, daß sich die Entscheidung der eigentlich maßgebenden Angelegenheit, der neuen deutschen Verfassung und der Stellung der Einzelstaaten innerhalb derselben, zunächst noch nicht absehen ließ. Schon wegen der Unberechenbarkeit dieser Verhältnisse und wegen der immer wieder auftauchenden Gefahr, den Gang der mühsam eingeleiteten neuen Entwicklung durch revolutionäre Zwischenfälle und republikanische Schilderhebungen gestört zu sehen, blieb für den Leiter der bayrischen auswärtigen Angelegenheiten keine andre als eine abwartende Haltung übrig. Charakteristisch für die Unbefangenheit und Nüchternheit, mit welcher Graf Bray dabei verfuhr, war der Umstand, daß er während dieser Phase der Entwicklung die Möglichkeit eines Ausscheidens Oesterreichs

aus dem herzustellenden neuen Reichsverbande in Betracht zog, daß er die Aussichtslosigkeit von Verhandlungen über eine Einbeziehung des in seinen Grundfesten erschütterten Kaiserstaats in das neue Deutschland deutlich übersah und sich demgemäß auf eine Verständigung mit Preußen richtete.

Daß seine Neigungen an dieser Auffassung keinen direkten Anteil hatten, braucht nicht erst gesagt zu werden! — Der damals eingeschlagenen Richtung entsprach das Verhalten Bayerns zu der am 29. Juni erfolgten Erwählung Erzherzog Johanns zum Deutschen Reichsverweser, deren Anerkennung erst in elfter Stunde erfolgte, nachdem König Max anfänglich die Absicht ausgesprochen hatte, sich dieses „Mediatisierungs“-Versuchs „bis zum letzten Blutstropfen zu erwehren“.[1]) Vorsichtig wurde dabei alles vermieden, was als grundsätzliche Auflehnung gegen die Frankfurter Pläne zur Herstellung einer nationalen Zentralgewalt hätte gedeutet werden können. Ausdrücklich verwahrte die Münchener Regierung sich gegen die (im Stuttgarter „Beobachter“ aufgetauchte) Unterstellung, als ob sie die Befugnis, besondere Bündnisse, Kriegs- und Friedensverträge abzuschließen, in Anspruch nehmen und gegen die eventuelle Unterordnung der bayrischen Armee unter „den Oberbefehl des Bundes“ Schwierigkeiten erheben werde. „Bayern (so hatte die „Allgemeine Zeitung“ vom 28. Mai erklärt) wird als Teil des großen deutschen Vaterlandes der allgemeinen Stimme folgen und dem allseitig erstrebten Ziele deutscher Einheit offen und ohne Hehl Gewicht und Einfluß zuwenden.“ In demselben Sinne ließ Bayern nach Abschluß des Malmöer Waffenstillstandes durch den an den Main geeilten Grafen Bray seine bedingungslose Unterstützung der Zentralgewalt und die Bereitschaft zur Uebernahme einer Vermittlung in der dänischen Waffenstillstandsfrage aussprechen.

Es braucht kaum ausdrücklich gesagt zu werden, daß dieses Entgegenkommen gegen die Bestrebungen zur Herstellung einer deutschen Zentralgewalt, mit Gedanken an eine wesentliche Einschränkung der bayrischen Souveränitätsrechte, geschweige denn an Unterordnung unter ein nationales Erbkaisertum, nichts gemein hatte. Vor wie nach der Wiener Oktoberkatastrophe waren König, Ministerium und die große Mehrheit des bayrischen Volks darüber einig, Zumutungen solcher Art als Angriffe gegen den Glanz und die Würde der Wittelsbacher Krone mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln abzuweisen. Unter persönlicher Teilnahme des Königs wurde ein den bayrischen Anschauungen entsprechender Verfassungsentwurf ausgearbeitet, dessen Grundzüge die „Allgemeine Zeitung“ in einer Reihe ausführlicher Artikel erörterte. Mit Offenlassung der Frage nach dem Verhältnis Oesterreichs zu der neuen Ordnung deutscher Dinge wurde ein von sechs zu sechs Jahren wechselndes „Direktorium“ vorgeschlagen, dessen Mitglieder nach festem Turnus aus deutschen Reichsfürsten bestehen, die „Kompetenz“ der Reichsgewalt wahrnehmen und die zur Wahrnehmung derselben erforderlichen Verwaltungsorgane ernennen sollten. Am besten (so hieß es a. a. O.) werde sein, „wenn drei Mächte, welche Norddeutschland, Süddeutsch-

---

[1]) Sybel, Begründung des Deutschen Reichs I, S. 187.

land und den deutschen Osten repräsentierten, die Direktorialgeschäfte untereinander teilten".

Maßgebende Bedeutung war für diesen Entwurf kaum in Anspruch genommen und die Absicht desselben vornehmlich darauf gerichtet gewesen, ein Gegenstück gegen die Pläne zu bilden, mit denen Dahlmann und dessen politische Freunde sich trugen. Für die bayrische Regierung konnte es darum nicht schwer halten, im November desselben Jahres mit einem neuen Elaborat hervorzutreten, dem die nämliche Absicht, das heißt die Gegnerschaft gegen die sogenannte preußische Spitze unverkennbar zu Grunde lag. Unter Benutzung der Eindrücke, welche der Fall des revolutionären Wien, die in Frankfurt hervorgetretene Neigung zur Ausschließung Oesterreichs und Friedrich Wilhelms IV. an den König Max gerichteter Vorschlag zur Bildung einer aus den deutschen Königen und dem Erzherzog Johann zusammengesetzten „höchsten Obrigkeit Deutschlands" (Königskollegium) hervorgerufen hatten, legte Bayern am 22. November den Entwurf eines zwischen den Kronen von Preußen, Bayern und Württemberg abzuschließenden Vertrages vor, der zunächst auf eine Prüfung des Frankfurter Elaborates durch die deutschen Regierungen abzielte und sodann eine Reihe positiver Vorschläge entwickelte. Die Reichsgewalt sollte durch die deutschen Könige und zwar in Form eines Direktoriums ausgeübt werden, das sich aus den Vertretern Oesterreichs, Preußens und der übrigen Königreiche zusammensetzte. Für den Fall einer Ablehnung Oesterreichs sollten Bayern und die übrigen Könige an dessen Stelle treten. Weiter wurde ein nach bestimmtem Turnus wechselndes Präsidium, die Unterordnung der Reichsminister unter das Direktorium und ein aus Abgeordneten sämtlicher Regierungen gebildetes Staatenhaus in Vorschlag gebracht: behufs Begründung dieser neuen Verfassung sollten die deutschen Könige zu einem Kollegium zusammentreten und die drei genannten ad hoc verbündeten Kronen die bezügliche Initiative ergreifen.

Obgleich Preußen diesen mittelbar gegen seine Präponderanz gerichteten Vorschlag nicht zurückwies, sondern eine Diskussion desselben als zurzeit verfrüht für die Zukunft in Aussicht nahm, hatte man in München und Stuttgart den Eindruck, daß die Berliner Regierung die Front verändert habe und daß sie ihr Augenmerk auf Frankfurt und auf die ihm von dort aus zugedachte erbkaiserliche Würde richte. Die Folge davon war, daß die beiden süddeutschen Königreiche sich Oesterreich zu nähern begannen, das durch die Niederschlagung der Wiener Revolution und den wenig später erfolgten Thronwechsel in eine neue, aussichtsvollere und gesichertere Phase seiner Existenz getreten zu sein schien, und von dessen leitendem Minister, dem Fürsten Felix Schwarzenberg, man annehmen durfte, daß er den Mittelstaaten einen Rückhalt gegen Preußen und die diesem zugeschriebenen ehrgeizigen Pläne bieten werde. Daß er in die zu Frankfurt geplante Ausschließung des Kaiserstaats aus Deutschland niemals willigen werde, hatte der Fürst bereits bei Eröffnung des nach Kremsier berufenen österreichischen Reichstags erklärt.

Auf das einzelne der darauf folgenden Verhandlungen, Friedrich Wilhelms IV. wachsende Abneigung gegen die in Frankfurt vorherrschend gewordenen erbkaiserlich-

preußischen Pläne, auf Bernstorffs Entsendung nach Wien, sowie auf Schwarzenbergs Erklärung darüber, daß der Eintritt des gesamten Oesterreich in das neue Deutschland conditio sine qua non sei und daß er allenfalls in ein dreigliederiges, von Oesterreich geleitetes Direktorium willigen, das Staatenhaus und die übrigen Elemente des deutschen Reichsapparats dagegen als überflüssig ablehnen werde — auf das alles näher einzugehen, haben wir keine Veranlassung. Genug daß die Frankfurter Versammlung ihre Rechnungen auf eine Verständigung mit Oesterreich schloß und daß Gagern am 18. Dezember der Versammlung ein Programm vorlegte, welches zwar den Abschluß eines „Unionsvertrages“ mit dem Kaiserstaat offen ließ, von dem Eintritt desselben in den zu gründenden deutschen Bundesstaat dagegen absah und eine Ordnung der Dinge ins Auge faßte, die in der einen oder der andern Form zur Aufrichtung der Hegemonie Preußens führen mußte.

Danach war über die Dinge, auf welche es für das Deutschland vor 1848 zuerst und zuletzt ankam, bei Schluß des Jahres so gut wie nichts entschieden. Sprach die Wahrscheinlichkeit auch für Annahme des Gagernschen Programms, so stand die formelle Entscheidung der Nationalversammlung doch noch aus und waren eifrige Verhandlungen zwischen den Freunden Oesterreichs und den Gliedern der Frankfurter äußersten Linken im Gange. Daß Oesterreich zu einem freiwilligen Verzicht auf seine deutsche Stellung nicht zu bestimmen sein werde, lag deutlich zu Tage, rücksichtlich Preußens aber ließ sich nicht mehr sagen, als daß sein König es auf einen Konflikt mit dem Kaiserstaat ebensowenig werde ankommen lassen wie auf Mitschuld an den gegen die Nationalversammlung gerichteten gewaltsamen Plänen Schwarzenbergs. Für den Augenblick neigte Friedrich Wilhelm IV. wieder dem Gedanken einer Verständigung mit Frankfurt zu.

Eine am 19. Dezember festgestellte, nach Wien bestimmte preußische Denkschrift schlug eine von Parlament und Regierungen zu bewerkstelligende Revision des erwarteten Frankfurter Elaborats vor, wobei für die künftige Reichsverfassung ein von den deutschen Königen zu bildendes Regierungskollegium, ein von den Fürsten beschicktes Oberhaus und das Parlament als Unterhaus ins Auge gefaßt wurde. Rücksichtlich Oesterreichs unterließ der König es, ein letztes Wort zu sprechen, wenn er die Ideen eines engeren und eines weiteren, — den Kaiserstaat mit umfassenden Bundes — gleich „im Prinzip“ annahm und in eine Form zu bringen suchte, die — wie er meinte — auch in Wien für annehmbar würde gelten können.

So lagen die Dinge, als der nach dem neuen Wahlgesetz erwählte bayrische Landtag am 22. Januar (1849) zusammentrat. Der Gang der Verhandlungen bewies, daß man am Isar von nüchterner Einsicht in die Schwierigkeiten der Lage noch weiter entfernt sei als in Frankfurt, und daß die Widersprüche, in denen die demokratische Partei sich bewegte, jeden Einfluß derselben auf den Gang der bayrischen wie der deutschen Dinge ausschließe. In Sachen der „deutschen Frage“ hatte die Thronrede sich auf die Versicherung beschränkt, daß alle deutschen Stämme von dem Drange nach einer lebenskräftigen, das gesamte

Deutschland umfassenden Einigung bewegt würden, daß der König dieses Streben teile und auf Erreichung des schönen Ziels hoffe. Daran hatte sich das Versprechen geschlossen, daß die neuen, notwendig werdenden Gesetze und Veränderungen vorgelegt werden würden, daß Bayern von den Stürmen der neuen Zeit nicht habe unberührt bleiben können, daß es aber auch in diesen ein rühmendes Zeugnis seiner ehrenhaften, biederen und treuen Gesinnung gegeben habe. — Die erste Kammer beantwortete diese nicht eben inhaltreichen Sätze mit der allgemein gehaltenen Formel, daß der Ausbau des deutschen Verfassungswerks den Gegenstand heißer Sehnsucht bilde, daß Bayern dasselbe teile und daß es mit Vertrauen auf seinen von dieser heiligen Sache beseelten König sehe. Weiter wurde der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß das gesamte Deutschland durch den „Einklang der Regierungen und der Vertreter des Volks ungetrennt in voller Macht erstehen und eine Verfassung erlangen werde, welche unter Ausschluß aller Sonderinteressen, die mit der Einheit und Kraft des Ganzen vereinbarliche, durch den deutschen Nationalcharakter gebotene Selbständigkeit der Einzelstaaten bewahren werde".

Die zweite Kammer glaubte sich mit dem Ausdruck allgemein gehaltener guter Wünsche und Vorsätze dagegen nicht begnügen zu dürfen. Von der, wie wir wissen unbegründeten, Voraussetzung ausgehend, „daß das heiß ersehnte Ziel der Einigung Deutschlands auf dem Grunde gleichmäßiger, wahre Volksfreiheit gewährleistender Einrichtungen . . . seiner Verwirklichung bereits nahe sei", forderte die Adresse „rückhaltsloses Eingehen auf den neu erwachten Zeitgeist", Verzicht der Einzelstaaten auf einen Teil ihrer bisherigen Rechte und Befugnisse „zur Stärkung und Macht des Gesamtvaterlandes" und bereitwillige Unterordnung unter die Ratschlüsse der konstituierenden Nationalversammlung und der Reichsgewalt, Anerkennung der Gesetzeskraft der Grundrechte und so weiter und örtliche Verkündigung derselben durch die gesetzlichen Organe". Die lange Reihe weiterer liberaler Wünsche, die in den folgenden Sätzen ausgesprochen wurden und das Verlangen „nach einem verantwortlichen, auf das Volksvertrauen gegründeten wahren Gesamtministerium, als ausschließlichem Regierungsorgan" ließen durchsehen, daß den Urhebern der Adresse vornehmlich an Sicherung von „Freiheitsrechten" und an der Herstellung einer gegen die „Volkswünsche" gefügigen Regierung gelegen sei. Immerhin aber lag die Sache so, daß im voraus Unterwerfung unter eine Verfassung gefordert wurde, die noch nicht festgestellt war, deren wichtigste Punkte zu Frankfurt leidenschaftlich diskutiert wurden und über welche die Meinungen der Regierungen ebenso weit auseinandergingen wie diejenigen der Parteien.

Bei der dadurch bezeugten Verwirrung der Begriffe sollte es sein Bewenden indessen nicht behalten. Am 12. Januar hatte die Frankfurter Versammlung die Annahme des Gagernschen Programms mit einer Mehrheit von sechsunddreißig Stimmen ausgesprochen und unmittelbar darauf eine Diskussion der „Oberhauptsfrage" (Directorium, — Erwählung eines Präsidenten durch die

Nation — Uebertragung der Oberhauptswürde an einen der regierenden deutschen Fürsten) begonnen, welche sich zwei Monate lang fortsetzen sollte. Am 23. Januar hatte die preußische Regierung eine Zirkularnote erlassen, welche den in Frankfurt geplanten „Bundesstaat“ als solchen acceptierte, die Verwirklichung desselben indessen von einer friedlichen Vereinbarung sämtlicher Regierungen abhängig machte und diesen letzteren Punkt sichtlich betonte. Daß Preußen für sich selbst keine „Machterhöhung“ in Anspruch nahm, daß es den Kaisertitel für unnötig erklärte, und daß es auf die freie „Vereinbarung“ der Regierungen allen Nachdruck legte, konnte als Stärkung der Position der bayrischen Regierung und ihres Widerspruchs gegen die von der zweiten Kammer verlangte bedingungslose Unterwerfung unter die in Frankfurt zu fassenden Verfassungsentscheidungen angesehen werden; aus dem Ton der preußischen Zirkularnote glaubte man außerdem den Schluß ziehen zu können, daß Friedrich Wilhelm IV. eine etwa auf ihn fallende Erwählung zum Reichsoberhaupt und Kaiser unter keinen Umständen annehmen werde. Alles das sank indessen zu sekundärer Bedeutung herab, weil die große Mehrheit des bayrischen Volks dem Gedanken einer Ausschließung Oesterreichs aus dem geplanten Bundesstaat ebenso leidenschaftlich widersprach wie der vorderhand noch gar nicht eingetretenen Eventualität einer Uebertragung der Oberhauptswürde an den König von Preußen. Dieselbe zweite Kammer, die kategorisch das Verlangen nach Unterwerfung Bayerns unter die Verfassungsbeschlüsse der konstituierenden Versammlung aussprach, nahm am 9. Februar mit donnerähnlichem Applaus und einhelliger Erhebung von den Sitzen eine Erklärung des Abgeordneten Kolb auf, welche wörtlich wie folgt lautete: „Wir alle wollen kein preußisches Kaisertum, kein Aufgehen in Preußen. Wir verlangen mit Oesterreich das ganze vereinigte Deutschland. Ohne Oesterreich, wir erklären es feierlich, wäre Deutschland ein zerstückeltes Reich!“

Am Abende dieses „großen“ Tages erschien eine von zweitausend Fackelträgern geführte Volksmasse vor dem königlichen Schloß, um der Zustimmung der Münchener Bürgerschaft zu der parlamentarischen Kundgebung den gehörigen Nachdruck zu geben und den König mit lautem Jubel zu begrüßen. Die Erklärung gegen den engeren Bundesstaat, die die Regierung wenige Tage später (16. Februar) abgab, konnte sich in der That als unzweideutig kundgegebene Meinung der großen Mehrheit des bayrischen Volks einführen und dadurch dem Gegensatz, in welchem der führende süddeutsche Staat zu der entgegengesetzten Auffassung Preußens und der diesem beigetretenen Kleinstaaten stand (Kollektiverklärung vom 23. Februar), den gehörigen Nachdruck verleihen.

An dem Geschick des Ministeriums, dem Graf Bray angehörte, wurde durch diese Wendung gleichwohl nichts geändert. Die Minister (aus deren Reihen Thon-Dittmer, Weishaupt und Lerchenfeld bereits vor Schluß des Jahres 1848 geschieden waren) reichten nach erfolgter Annahme der direkt wider sie gerichteten Adresse ihre Abschiedsgesuche ein und beharrten trotz der vom Könige ausgesprochenen Ablehnung auf denselben. Für den Grafen Bray lagen dafür

noch besondere Gründe vor. Im Dezember 1848 hatte er den königlichen Gesandten in London, Herrn von Cetto, beauftragt, der britischen Regierung eine allgemein gehaltene Erklärung abzugeben, welche der Meinung widersprechen sollte, als ob gegen eine etwaige Uebertragung der Kaiserwürde an den König von Preußen „von keiner deutschen Regierung Widerspruch erhoben werden würde". An der zeitweiligen Abwesenheit Palmerstons von London war von Cetto zu dem Mißgriff Veranlassung genommen worden, dem englischen Premier ein (in der Folge als Note bezeichnetes) förmliches Schreiben zugehen zu lassen, in welchem — mindestens wie behauptet wurde — auf eine eventuelle Anrufung der durch die Großmächte garantierten Verträge von 1815 angespielt worden war. An einer diese Angelegenheit betreffenden Notiz der „Deutschen Zeitung" vom 8. Februar nahm ein Mitglied der Münchener Reichsratskammer, Graf Arco-Valley, zu einer Interpellation Gelegenheit, welche am 17. Februar zur Verhandlung kam und welche zugleich das Verhältnis zu Oesterreich betraf. Der Interpellant sprach sich zunächst nachdrücklich gegen „jede Lostrennung Oesterreichs" und gegen die Errichtung eines „preußischen Kaisertums" aus, um sodann gegen das Ministerium den doppelten Vorwurf zu erheben, daß dasselbe sich in einer inneren deutschen Angelegenheit an eine nichtdeutsche Garantie des Wiener Vertrags gewendet und daß sie der preußischen Regierung Vorschläge gemacht habe, bei denen von der Eventualität eines Ausscheidens Oesterreichs aus Deutschland ausgegangen worden. Ein derartiges Verhalten müsse der politischen und diplomatischen Stellung Bayerns zum Schaden gereichen und so weiter.

Diesen emphatisch vorgetragenen Angriffen wußte Graf Bray mindestens so weit die Spitze abzubrechen, als zur Zurückweisung der Anklage auf Kompromittierung der bayrischen Politik erforderlich erschien. Unter geschickter Benutzung der preußischen Zirkularnote vom 23. Januar führte er aus, daß der von ihm eingenommene Standpunkt wesentlich demjenigen Preußens entspreche, dessen „hochherziger König" sich gegen jede Annahme der Kaiserwürde ausgesprochen habe, wenn dieselbe ihm nicht „von allen Staaten und im Einverständnis mit den deutschen Fürsten angetragen würde". Ausdrücklich habe die preußische Note hervorgehoben, daß Preußen keine Stellung annehmen werde, die ihm nicht von den Mitstaaten und Mitfürsten angeboten worden, und daß es die Errichtung einer neuen Kaiserwürde nicht für notwendig erachte. Von der analogen Auffassung der Münchener Regierung sei dem bayrischen Gesandten in London behufs Widerlegung anderweiter Auffassungen Kenntnis gegeben und demselben dadurch das Recht zugeteilt worden, in London zu erklären, daß die bayrische Krone ohne Mitwirkung der Stände auf eine Schmälerung ihrer Souveränität nicht eingehen könne. Alle weitergehenden Angaben, insbesondere die Behauptung, daß Bayern und Hannover mit förmlichem Ausscheiden aus Deutschland gedroht hätten, seien als Entstellungen und Lügen zu bezeichnen. — Sodann ging der Minister zu dem (nach bayrischer Auffassung ungleich schwerer wiegenden) Vorwurf über, mit dem Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland gerechnet und darauf bezügliche Vorschläge gemacht zu haben. Andre als unmaßgebliche Vor-

schläge habe Bayern überhaupt nicht verlautbart und von dem seinerzeit angeregten dreigliedrigen Direktorium angenommen, daß es zugleich für Preußen wie für Oesterreich annehmbar sein werde. „Unser damaliger Vorschlag,“ fuhr Graf Bray fort, „enthielt allerdings die Rücksicht auf ein mögliches Ausscheiden Oesterreichs, — wir haben diese Möglichkeit aber stets als das größte Unglück für ganz Deutschland angesehen ... Wir faßten diese Möglichkeit zu einer Zeit ins Auge, wo diese Gefahr sehr groß war, — vor der Einnahme von Wien und der wenigstens teilweisen Pazifikation Ungarns, zu einer Zeit, wo man nicht bemessen konnte, wie diese Bewegungen auslaufen würden, und wo die österreichische Monarchie mit ihren inneren Angelegenheiten so dringend beschäftigt war, daß von ihr die deutsche Frage als Hauptfrage nicht ins Auge gefaßt werden konnte.“ — Zum Schluß wurde die Erklärung wiederholt, daß Bayern unter allen Umständen fest und treu bei Deutschland bleiben werde und daß gehofft werden dürfe, „daß seine deutschen Brüder ihm den Platz belassen würden, den es jahrhundertelang behauptet habe“.

Auf Arcos Antwort und auf die gegnerischen Ausführungen darüber, daß der Minister die von Berlin drohende Gefahr zu unterschätzen scheine, gehen wir ebensowenig ein, wie auf die Folgerungen, welche aus diesem — übrigens bald vergessenen Zwischenfall — auf der einen und der andern Seite gezogen wurden. Den Grafen Bray mußte derselbe in dem früher gefaßten Beschluß bestärken, auf seinem Rücktrittsgesuch zu beharren. Abgesehen von der Stellung zum Auslande und den durch die Interpellation erhöhten Schwierigkeiten derselben, lagen die Dinge so, daß das in der Adresse der zweiten Kammer niedergelegte Mißtrauensvotum gegen das Ministerium nicht anders als durch Ernennung eines der Kammermehrheit entnommenen hochliberalen Kabinetts oder aber durch Etablierung eines zur Repression der populären Bewegung geeigneten, stramm „reaktionären“ Regiments beantwortet werden konnte. Wiesen die Zeichen der Zeit auch auf eine Lösung im letzteren Sinne hin, so vergingen doch noch Wochen und Monate, bevor der König einen Entschluß faßte und danach seine Wahl traf. Für den Grafen Bray persönlich kam diese Wahl nicht in Betracht. Der Eintritt in ein Repressionsministerium wäre ihm, der als „Märzminister“ an der Reformbewegung des Jahres 1848 Anteil genommen hatte, moralisch unmöglich gewesen, davon abgesehen, daß er die zur Thätigkeit solcher Art erforderlichen robusten Eigenschaften weder in Anspruch nahm noch besaß, und daß er die in der Folge von Herrn von der Pfordten durchgeführte Rolle unter keinen Umständen auf sich genommen hätte. Bis zum Eintritt dieses Mannes der Situation (18. April 1849) führte er die Geschäfte des Ministeriums fort, um sodann (unter Belassung im Rang und Titel eines Staatsministers) auf den Gesandtenposten in St. Petersburg zurückzukehren. Der Antritt dieses Amts fand übrigens erst im Oktober (1849) statt.

Als Graf Bray nach wenig mehr als achtzehnmonatlicher Abwesenheit wieder in St. Petersburg eintraf und die Physiognomie des russischen Hof-, Staats- und Gesellschaftslebens äußerlich unverändert vorfand, mußte ihm (wie

er damals schrieb) „die bewegte Zeit, deren Zeuge und Mitwirkender er in Bayern gewesen war, wie ein schwerer Traum vorkommen, aus dem er jetzt erwachte“. Bei näherer Betrachtung ergab sich freilich, daß die Ereignisse des Revolutionsjahres auch an Rußland und dessen Beherrscher nicht ganz so spurlos vorübergegangen waren, als es den Anschein gehabt hatte. Nach Meinung derjenigen, die es wissen konnten, war der bis dahin jugendkräftig gebliebene Kaiser Nikolaus von den auf die Besiegung Ungarns folgenden Warschauer Festlichkeiten als veränderter, wenn nicht alter, so doch alternder Mann zurückgekehrt. Die Befriedigung über den errungenen Erfolg war ihm in mehr als einer Rücksicht getrübt worden. Weder waren die Operationen seiner zur Niederschlagung des ungarischen Aufstandes ausgesendeten Armee so glatt verlaufen, wie man hatte annehmen dürfen, noch war das Verhalten der russischen Heerführer und Offiziere ein den Erwartungen des Vorkämpfers der konservativen Interessen völlig entsprechendes gewesen. Der zur Rettung der österreichischen Monarchie unternommene Feldzug war auch innerhalb derjenigen Kreise, auf welche man unbedingt rechnen zu dürfen gemeint hatte, ungern gesehen und namentlich in Moskau entschieden mißbilligt worden. Weiter hatte der an unbedingten und schweigenden Gehorsam gewöhnte Herrscher erleben müssen, daß sehr zahlreiche seiner Offiziere aus ihrer Abneigung gegen die deutschen Verbündeten ebensowenig ein Hehl machten wie aus ihren Sympathien für die ungarischen Rebellen, zu deren Besiegung sie ausgesendet worden waren. Zu den Klagen über das unkameradschaftliche Verhalten der russischen Offiziere gegen die k. k. Waffenbrüder waren außerdem Beschwerden des Wiener Hofs über den Hochmut und die Willkürlichkeit des alten Feldmarschalls Paskewitsch gekommen, deren guter Grund von dem Rechtsgefühl des Kaisers anerkannt werden mußte. Mit der ihm eigentümlichen Selbstüberschätzung hatte der Urheber des berufenen, viel wiederholten Telegramms „L'Hongrie est aux pieds de Votre Majesté“ das alleinige Verdienst um die Niederwerfung Görgeys in Anspruch genommen und die Mitwirkung des ihm verhaßten Feldzeugmeisters Haynau geflissentlich ignoriert. Endlich war der Kaiser durch den plötzlichen Tod seines am 25. September zu Warschau verstorbenen Jugendgefährten und einzigen überlebenden Bruders, des kaum dreiundfünfzigjährigen Großfürsten Michael, in tiefe Betrübnis versetzt worden. Sein Haar war ergraut, seine gute Laune schien für immer verscheucht worden zu sein, als er im Spätherbst 1849 in St. Petersburg eintraf. Er war, wie man in seiner Umgebung klagte, seit den Erlebnissen des Kriegssommers strenger und unnahbarer denn bisher geworden und dabei von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Erhaltung des bestehenden Zustandes weitere Verschärfungen des geltenden Repressivsystems bedinge. Widersprochen wurde dieser Auffassung nirgends, an Bedenken gegen dieselbe fehlte es indessen nicht. Der Rücktritt des Unterrichtsministers Grafen Uwarow und die Ernennung des im Rufe des Obskurantismus stehenden Fürsten Schichmatow-Schirinsky zum Nachfolger dieses Staatsmannes wurden mit der Beschränkung der Frequenz und der Lehrfreiheit der Universitäten, der Niedersetzung eines Oberzensurkomitees und dem Verbot

des größten Teils der ausländischen Zeitungen in Zusammenhang gebracht und auch in den dem Hofe näher stehenden Kreisen wenig günstig beurteilt. Daß man sich gleichzeitig mit Befürchtungen vor einem kriegerischen Einschreiten gegen das angeblich revolutionär infizierte Preußen trug (Dezember 1849 und Januar 1850), trug vollends dazu bei, den auf den ungarischen Feldzug folgenden Winter zu einem der freudlosesten zu machen, die seit Jahr und Tag in der sonst so lebenslustigen russischen Hauptstadt erlebt worden; von Hoffestlichkeiten konnte wegen der Trauer um den Großfürsten Michael ohnehin nicht die Rede sein. Zu dem allem kamen noch die Anzeichen des schleichenden Siechtums, dem der — dem bayrischen Königshause nah verwandte — Schwiegersohn des Kaisers Herzog Max von Leuchtenberg wenige Jahre später erlag.

Zu den das russische Hof- und Staatsleben bewegenden Fragen Stellung zu nehmen, hatte der bayrische Gesandte keinen Beruf und keine Veranlassung. An aufmerksamer Beobachtung dessen, was um ihn vorging, ließ Graf Bray es gleichwohl nicht fehlen. Trotz aufrichtiger Ergebenheit für die Person des Monarchen, in welchem er die Hauptstütze des konservativen Europa sah, konnte auch er sich dem Eindruck nicht entziehen, daß der Bogen der von diesem Fürsten befolgten Politik nachgerade allzu straff gespannt werde. Das zu Anfang der fünfziger Jahre geschriebene Memorial über Hof und Gesellschaft St. Petersburgs bezeugt, daß die Qualität der in die höchsten Aemter berufenen Staatsmänner dem ebenso wohlwollenden wie aufmerksamen Beobachter zu denken gab und daß derselbe die Ausdehnung des Russifikationssystems auf die westlichen Provinzen des Reichs für eine den wahren Interessen des Staats und der Dynastie zuwiderlaufende Uebertreibung hielt. „Le militairisme“, heißt es in einem der Entwürfe zu dem erwähnten Memorial, „qui au commencement du règne de l'Empereur n'était qu'un passetemps est devenue une passion très sérieuse. depuis qu'il a développé dans son esprit un système complet d'uniformité ou plutôt de symmetrie, qui s'applique à toutes les branches de l'ordre publique. On veut régimentrer les consciences pendant que rien n'est plus insaisissable que les consciences. La même tendance existe par rapport à la langue, aux mœurs, aux costumes.“

Am Vorabend der politischen Verwicklungen, welche das System des Kaisers Nikolaus auf die schwierigste aller Proben stellen sollte, im Frühjahr des Jahres 1853, hatte Bray Veranlassung, die russische Hauptstadt für einige Zeit zu verlassen. König Maximilian wollte seinen Gesandten am St. Petersburger Hof zugleich in Stockholm accreditieren lassen, das dem Grafen bereits seit der Reise vom Jahr 1844 bekannt war. König Oskar I., dem Bray damals zur Thronbesteigung gratuliert hatte, saß seit drei Lustren im Regiment und hatte die Krisis, in welche Schweden durch den schleswig-holsteinischen Krieg getrieben zu werden schien, glücklich überstanden. Von den Plänen, mit denen der damals fünfundvierzigjährige Sohn Karl Johann Bernadottes sich zu Beginn seiner Regierung getragen und von denen er dem bayrischen Gesandten seinerzeit Mitteilung gemacht hatte, waren indessen nur einzelne in Ausführung gebracht worden,

und im übrigen Verhältnisse eingetreten, die nicht hatten vorausberechnet werden können. Bray, dem dieses Mal ein längerer Aufenthalt am Mälarsee gegönnt war, erstattete darüber einen Bericht, dem die nachstehenden, wegen ihrer Uebersichtlichkeit und Klarheit bemerkenswerten Ausführungen entnommen werden dürfen:

„Unter den nicht zur Ausführung gekommenen Regierungsprojekten sind vorzugsweise zwei zu nennen: größere Zentralisation und Reform der Reichsverfassung.

Es lag die Absicht vor, alle wichtigeren Institute und Regierungsanstalten in Stockholm zu vereinigen. So sollten die Universität von Upsala und das Hauptmarine-Etablissement mit allen seinen großen Werkstätten aus Karlskrona nach der Hauptstadt verlegt werden. Man hoffte dadurch und durch andre ähnliche Maßregeln der Regierungsgewalt eine direkte Einwirkung auf diese Anstalten zu sichern und größere Einheit und Wirksamkeit in die Verwaltung zu bringen. Nähere Betrachtung und — wie man versichert — auch Ratschläge aus Rußland führten jedoch zu der Ueberzeugung, daß die Sicherheit und Kraft der Regierung in einem so ausgedehnten Lande wie Schweden gerade in der geringen Bedeutung der Städte und in der ziemlich gleichen Verbreitung der Bevölkerung über das ganze Gebiet zu suchen sei, da sich in einem so gestalteten Lande nirgend ein Vereinigungspunkt der Agitation und des Widerstandes bilden lasse ... Infolge dieser Einwürfe behielt Upsala seine Universität und Karlskrona die Flotte.

Auf das Schicksal der Verfassungsreform hat, wie in andern Ländern, so auch in Schweden das Jahr 1848 einen wesentlichen Einfluß geübt.

Der König glaubte mit zwei Kammern nach englisch-französischem Muster besser zu fahren, als mit den vier Ständen der alten Verfassung, die er mit einem Dampfschiff zu vergleichen pflegte, auf welchem zwei Maschinen in entgegengesetzter Richtung arbeiten. In der That wurde im Jahr 1848 dem eben versammelten Reichstage ein Reformprojekt vorgelegt, welches unter dem Druck der damaligen Zeitumstände eine radikale Veränderung der schwedischen Nationalvertretung anstrebte. Das ständische Prinzip war darin ganz verlassen. Zwei Wahlkammern sollten an die Stelle der vier ständischen Korporationen treten. Dieses alle historische Ueberlieferung verleugnende Reformprojekt hätte gleichwohl 1848 die bei Verfassungsänderungen erforderliche Zustimmung aller vier Stände erlangt, wenn die Abstimmung alsbald hätte vorgenommen werden können. Nach schwedischem Gesetz aber muß jeder derartige Vorschlag während drei Jahren bis zum Zusammentritt des nächsten Reichstages ruhen, und erst diesem steht es zu, über dessen Annahme oder Verwerfung zu entscheiden.

Als im Spätherbst 1850 die Stände sich wieder versammelten, war Besonnenheit in die Gemüter zurückgekehrt. Der Entwurf vom Jahr 1848 wurde von den drei Ständen des Adels, der Geistlichkeit und der Bauern mit überwiegender Majorität verworfen, — wahrscheinlich zu nicht geringer Befriedigung seiner Urheber. — Nachdem gleichwohl das Bedürfnis einer Revision der veralteten Verfassungsbestimmungen sich fühlbar machte, wurden in der zu diesem

Zweck niedergesetzten, aus allen vier Ständen gemischten Kommission neue Projekte entworfen. Eines derselben, von dem Freiherrn v. Lagerbielke ausgehend, wurde schließlich von der Majorität der Kommission genehmigt. Ueber diesen Entwurf wird der im Herbst des laufenden Jahres zusammentretende Reichstag zu entscheiden haben. Der Vorschlag Lagerbielkes behält die vier Stände des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger und der Bauern als Grundlage der Nationalvertretung bei. Diese aber sollen fortan in zwei statt in vier Kammern zusammentreten. Die bisher nicht vertretenen bürgerlichen Besitzer adliger Güter finden darin gleichfalls Berücksichtigung. Man zweifelt gleichwohl ziemlich allgemein an dem Gelingen des Projektes, welches keiner der beiden extremen Parteien genügt. Wenn, was leicht geschehen kann, die Stimmenmehrheit in einer der vier Kammern fehlt, so würde dasselbe zu Fall kommen. — Der Kampf um die Verfassung aber wird bei ziemlicher Indifferenz der großen Mehrzahl vorzugsweise durch die zwei äußersten Parteien geführt werden, deren eine das gänzliche Verlassen der historischen Basis und die fast republikanische norwegische Verfassung als Muster — die andre unbedingtes Festhalten an allen Ueberlieferungen der Vorzeit sich vorsetzt ... Seine Anhänger findet der schwedische Radikalismus vorzugsweise unter den Handwerkern, Kaufleuten und Beamten, während ... die Bauern in überwiegender Mehrzahl, soweit es sich nicht um Steuerbewilligungen handelt, konservativ sind."

Brays Vorhersagung, betreffend die Ablehnung des Verfassungsentwurfs von 1850, hat sich bekanntlich erfüllt. Die allseitig als notwendig anerkannte Reform kam erst fünfzehn Jahre später (Dezember 1865) zu stande, nachdem König Oskar inzwischen verstorben und sein ältester Sohn (Karl XV.) auf den Thron gelangt war (8. Juli 1859). Das seitdem verflossene Menschenalter hat bewiesen, daß dieser Aufschub kein Verlust gewesen ist und daß das Sprichwort, nach welchem gut' Ding gute Weile erfordert, nahezu uneingeschränkt auf die Entwicklung des schwedischen Verfassungslebens angewendet werden konnte: anerkanntermaßen ist das Parlament dieses Landes eines der tüchtigsten und leistungsfähigsten des gesamten Kontinents geblieben. Dank der direkten Teilnahme des Bauernstandes an der parlamentarischen Thätigkeit sind dem Lande die Uebel einseitiger Parteiwirtschaft, bureaukratischer Zentralisation und professioneller Politikasterei erspart und die guten Traditionen altständischer Selbstverwaltung erhalten geblieben. Wenigstens bis zu einem gewissen Grade ist die Gunst dieser Entwicklung auf das langsame Tempo derselben und auf die kluge Zurückhaltung zurückzuführen gewesen, welche König Oskar und sein Nachfolger während der Jahre der Krisis beobachtete. — Im Vordergrunde der öffentlichen Aufmerksamkeit standen während der fünfziger Jahre wichtige Fragen der auswärtigen Politik, welche sich zur Zeit von Brays Stockholmer Aufenthalt noch nicht absehen ließen und auf welche die Person des damaligen Thronfolgers, späteren Königs Karl XV. von sichtlichem Einfluß sein sollte. Daß der Prinz ein von seinem Vater durchaus verschiedener Mann sei, hatte dem Scharfblick Brays freilich nicht entgehen können. In einem seiner

Berichte hatte er diesen damals dreißigjährigen Fürsten folgendermaßen charakterisiert:

„Der Kronprinz wird für einen Anhänger entschiedener Maßregeln gehalten und für geneigt, wo nötig, an die Gewalt der Waffen zu appellieren. Er ist nicht immer leutselig und nicht immer geduldig und daher nicht allgemein populär, wohl aber bei der Armee, da er durch und durch Soldat ist und da er diesen Stand über alle übrigen stellt. In dem ganzen Wesen des Thronfolgers verrät sich — wie es scheint — mehr Kraft als hervorragende Intelligenz. Er hat mit großer Entschiedenheit die skandinavische Richtung ergriffen, welche bei einem Teile der schwedischen Jugend vorherrscht und das Programm inniger Allianz mit Dänemark und der Begründung einer selbständigen europäischen Politik der drei nordischen Königreiche umfaßt. Von seiten des schwedischen Thronerben ist das mehr Gefühlspolitik als praktische Politik, da die skandinavischen Tendenzen, wie sie vorzugsweise von Dänemark gefördert werden, am Ende weder der dänischen noch der schwedischen Dynastie, sondern lediglich der Revolution zum Gewinn gereichen dürften. Trotz der durch den schleswigschen Krieg gegebenen Anregung finden diese Tendenzen hierzulande keinen rechten Anklang, weil man das Uebergewicht der südlichen Hauptstadt Kopenhagen über das tiefer im Norden gelegene Stockholm fürchtet und weil die abschreckenden historischen Erinnerungen an die erste Union und an die langen Kriege wider Dänemark im Volke nicht ganz verklungen sind.

Ein nicht unbedeutender Einfluß wird dem Kronprinzen durch den erst im verflossenen Jahre erlangten obersten Grad in der schwedischen Abteilung des Freimaurerordens gesichert. Dieser Orden wird hier noch sehr ernst aufgefaßt. Der König selbst ist sein Protektor, und fast alle bedeutenden Männer im Lande gehören ihm an. Es wird großer Wert darauf gelegt, zu den höher Initiierten gezählt zu werden, und der höchste Grad durch ein emailliertes rotes Kreuz (der sogenannte Orden Karls XIII.) bezeichnet, welchen der König und der Kronprinz stets neben dem Seraphinenorden tragen. Im vorigen Jahr wurde durch den Kronprinzen auch der König von Dänemark in den Freimaurerorden aufgenommen und — was hier als große Auszeichnung gilt — innerhalb weniger Monate durch die verschiedensten Stufen bis zu jenem höchsten Grade befördert, welcher die verborgensten Mysterien erschließt ... Zur Komplettierung seiner streng nationalen Gesinnung bekennt sich der Kronprinz auch in religiöser Hinsicht zu jener strengen und exklusiven altlutherischen Richtung, wie sie sich in Schweden seit Beendigung der Religionskriege fast unverändert erhalten hat. Ihm wäre — so versichert man — der Beruf eines Vorkämpfers des Protestantismus nach dem großen Vorbilde aus dem siebzehnten Jahrhundert keine unwillkommene Aufgabe."

Wir übergehen die weiteren Ausführungen dieses Berichtes, welche sich wesentlich auf vergangene Menschen und Verhältnisse beziehen. Die damals durchaus zutreffende Bemerkung unsers Berichterstatters, „es mache sich in Schweden eine größere Hinneigung zu Rußland als zu einem mächtigen, sicheren

und für Schweden jetzt nicht mehr bedrohlichen Nachbarn geltend" und „die durch die Wegnahme Finnlands geschlagene Wunde beginne zu vernarben", hat rücksichtlich ihres ersten Teils bekanntlich nur vorübergehende Geltung behalten (bereits im Jahr 1854 drohte Schweden auf die Seite der Westmächte zu treten), — die oben wiedergegebene Charakteristik des Kronprinzen, nachmaligen Königs Karl XV. gehört dagegen zum Besten, was über diesen Fürsten geschrieben worden ist. „Mein ältester Sohn", so hat die Königin Eugenie einmal gesagt, „thut alles, um unpopulär zu werden und wird nichtsdestoweniger immer populärer." Mit diesem Ausspruch wird die anscheinend irrtümliche Behauptung Brays, daß der Kronprinz außerhalb der Armee nicht recht populär sei, genügend erklärt. Dieser Fürst, dessen private Führung nichts weniger als mustergültig war, und der durch seine bis zur Rücksichtslosigkeit derbe Art häufig genug Anstoß gab, erwarb nichtsdestoweniger im Laufe der Zeit eine geradezu unvergleichliche, noch heute unvergessene Volkstümlichkeit, weil er (wie man ihm nachrühmte) ein „echter Schwede" war, der mit unerschöpflicher Genußfähigkeit, Thatkraft, Liebenswürdigkeit und Frische des Wesens zu vereinigen wußte. Obgleich die von ihm verfolgten skandinavischen Tendenzen — nach Brays zutreffender Bemerkung — nur von einem Teile der Bevölkerung geteilt wurden, und obgleich der von ihm in den sechziger Jahren genommene Anlauf zu direkter Parteinahme für die eiderdänische Politik der Kopenhagener Demokratie auf den Widerstand der Mehrheit schwedischer Politiker stieß, trug der Skandinavismus Karls erheblich zur Beliebtheit dieses Königs bei, der bei der Masse seiner ehemaligen Unterthanen noch gegenwärtig der „gute König" heißt. — Im wesentlichen haben Brays Ausführungen über die damalige Lage Schwedens ebenso das Richtige getroffen, wie die Bemerkungen, mit denen er seinen Bericht abschließt, — daß das Land zwar in sichtlichem wirtschaftlichem und kulturellem Aufschwung begriffen sei, „daß die große politische Rolle dieser Nation indessen ausgespielt sei und daß Gedanken daran, in die Fußstapfen Gustav Adolphs zu treten, höchstens noch in die Jugendträume eines hochherzigen schwedischen Königssohnes gehören könnten."

Unmittelbar nach Beendigung seiner Stockholmer Mission, im Mai 1853, trat Graf Bray eine Urlaubsreise nach Frankreich, Italien und Deutschland an, von welcher er erst im November zurückkehrte, um in der russischen Hauptstadt eine durchaus veränderte Lage vorzufinden. Bei seiner im März erfolgten Abreise von St. Petersburg hatte alle Welt unter dem Eindruck gestanden, die Türkei werde durch Nachgiebigkeit gegen die russischen Forderungen der Spannung ein Ende machen, die seit Beginn des Streits um die „heiligen Stätten" den Weltteil beunruhigte. In diesem Sinne hatte Bray in der letzten seiner damals an Herrn von der Pfordten gerichteten Depeschen berichtet und dabei hervorgehoben, daß man auch in St. Petersburg an die Erhaltung des Friedens glaube. Inzwischen hatten Mentschikows herausforderndes Auftreten in Konstantinopel und die Ratschläge der Botschafter Frankreichs und Englands den Sultan aber zur Ablehnung der russischen Forderungen und zu einer Entschiedenheit des

Auftretens bestimmt, welche Kaiser Nikolaus mit der Besetzung der Donaufürstentümer beantworten zu müssen glaubte.

Als Bray seine im Lasarlewschen Hause belegene St. Petersburger Winterwohnung wiedersah, hatten die russisch-türkischen Feindseligkeiten an der Donau bereits ihren Anfang genommen und das Erscheinen einer englisch-französischen Flotte in der Besikabai die Parteinahme der Westmächte für den sogenannten kranken Mann unwiderruflich angekündigt.

Der Winter 1853/54 war demgemäß ein wenig behaglicher. Hiobsposten vom Kriegsschauplatz wechselten mit Nachrichten von dem ungünstigen Verlauf der in Wien gepflogenen Konferenz, und bei Einbruch des Frühjahrs stand bereits fest, daß Rußland den Krieg gegen die Westmächte werde aufnehmen müssen, ohne auf die mit Sicherheit erwartete Unterstützung der Kabinette von Berlin und Wien rechnen zu dürfen. Rücksichtlich Oesterreichs gewann es sogar den Anschein, als ob diese Macht auf die Seite der Alliierten treten werde.

Daß der Gesandte Bayerns diesen und den folgenden Ereignissen als Unbeteiligter zusah, verstand sich von selbst. Gleichwohl sollten dieselben auch für ihn eine gewisse Bedeutung gewinnen, nachdem der Bruch mit den Westmächten zu einer vollendeten, durch die Abberufung der beiderseitigen Botschafter besiegelten Thatsache geworden war. „Auf Antrag des mir befreundeten französischen Botschafters“ [1]) — so heißt es in Brays Aufzeichnungen — „wurden mir der Schutz und die Vertretung der französischen Staatsangehörigen und später auch der sardinischen Staatsangehörigen in Rußland übertragen. Von seiten der russischen Regierung wurde dieser Vertretung vollständige Geltung zugestanden, so daß den Privatangelegenheiten der in Rußland lebenden Franzosen und Sardinier der nämliche Schutz gesichert blieb wie im Frieden.“

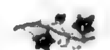
Daß diese Uebertragung der französischen Vertretung an den Gesandten einer Macht zweiten Ranges eine Auszeichnung bedeutete, braucht kaum ausdrücklich gesagt zu werden. Es handelte sich um eine umfassende, nicht immer bequeme und dabei verantwortliche Mühewaltung, die durch zwei Jahre fortgesetzt werden mußte, und die erst zu Ende ging, als nach Abschluß des Pariser Friedens in der Person des Grafen, späteren Herzogs von Morny, ein neuer französischer Botschafter am russischen Hofe accreditiert wurde.

Brays St. Petersburger Mission war dieses Mal von nahezu neunjähriger Dauer. Als sie ihr Ende erreichte (März 1859), war Alexander II. seit Jahr und Tag gekrönter „Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen“ und hatte für Rußland eine Periode liberaler Reformen begonnen, von welcher Herrscher und Volk eine innere Erneuerung des russischen Staats- und Gesellschaftslebens erwarten durften. Der Abschied von der Hauptstadt des in sichtlichem Aufstreben begriffenen mächtigen Staats mochte dem Grafen Bray um so schwerer ankommen, als der ihm angewiesene neue Berliner Posten von nur mäßiger An-

[1]) Französischer Botschafter in St. Petersburg war bis zum Ausbruch des Krieges General Castelbejac.

ziehungskraft war. Das alte „geistreiche“ Berlin, das er in seiner Jugend gekannt hatte, existierte nicht mehr, die letzten überlebenden Leuchten desselben, Alexander v. Humboldt und Varnhagen, waren im Erlöschen begriffen, indessen der Werdeprozeß, der die preußische Hauptstadt zur deutschen machen sollte, seinen Anfang noch nicht genommen hatte. Zur Zeit von Brays Niederlassung an der Spree lebte man in den unerquicklichsten Verhältnissen, welche der Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. (Oktober 1857) gefolgt waren und die zu dem Auskunftsmittel einer zeitweiligen und periodisch erneuerten Stellvertretung des „Prinzen von Preußen“ geführt hatten. Das alte, seit Niederschlagung der Revolution befolgte Regime der Manteuffel, Westphalen und Raumer ging unaufhaltsam seinem Ende entgegen, indessen die Konturen der herannahenden „neuen Aera“ sich noch nicht deutlich erkennen ließen und der Kampf zwischen den Politikern der „Kreuzzeitung“ und den Männern der „Wochenblatts“-Partei die widerwärtigsten und gehässigsten Formen annahm. Auch nach Aufrichtung der „Regentschaft“ (7. Oktober 1858) ließ die Wiederherstellung des inneren Friedens sich noch nicht absehen und lastete das Unbehagen, das die Signatur dieser Uebergangsperiode bildete, auf den dem Throne näher stehenden Kreisen noch fühlbarer als auf den breiteren Schichten der Berliner Gesellschaft. Für die bayrische Gesandtschaft kam außerdem in Betracht, daß die natürliche Stütze derselben, die Königin Elisabeth von Preußen, wegen der Krankheit ihres Gemahls in den Hintergrund trat und daß in der Umgebung des Prinz-Regenten Tendenzen vorherrschten, die zu denjenigen der Triaspolitik und des Ministeriums von der Pfordten in kaum verkennbarem Gegensatz standen. Mit dem Manne, dem die Bewältigung der Krankheit beschieden war, welche seit länger als einem Vierteljahrhundert an dem Mark preußischen und deutschen Staatslebens nagten, traf Graf Bray nun gelegentlich zusammen. „Bismarck,“ so schreibt er, „war damals Bundestagsgesandter in Frankfurt und erschien nur zeitweise in der preußischen Hauptstadt. Auf einem dieser Besuche erzählte er uns in geistreich unterhaltender Weise die Geschichte einer ihm zugegangenen Forderung des österreichischen Bundestagsgesandten Grafen Rechberg und des beabsichtigten durch fremde Vermittlung verhinderten Duells der Vertreter Oesterreichs und Preußens. Meine Beglaubigung in Berlin dauerte zwei Jahre, während welcher die steigende Bedeutung Bismarcks, wenn derselbe durch seine Stellungen beim Bundestage, dann in St. Petersburg, für kurze Zeit von Berlin auch noch fern gehalten wurde, immer deutlicher hervortrat.“

Als der große Staatsmann endlich in die ihm gebührende Stellung trat (24. September 1862), hatte Bray die preußische Hauptstadt seit länger als zwei Jahren verlassen, um als Nachfolger des am 27. März 1860 verstorbenen Grafen Lerchenfeld den Gesandtenposten in Wien zu übernehmen.



Die Furcht vor dem Krankenhause.

Von

Professor Ritter Dr. Joseph Brandt.[1])

Die Furcht vor den Krankenhäusern beherrschte von jeher — gleichsam als hereditäre Erscheinung — die Seele der Menschen.

Da alles Entstehen im Weltall seine Ursache hat, so ist es auch mit dieser Furcht der Fall, und wollen wir ihre Ursachen erforschen, so müssen wir über die Entstehung und Entwicklung unsrer heutigen Krankenhäuser, wie auch über die Art der Krankenpflege in denselben zu verschiedenen Zeiten Rückschau halten.

Die ersten Krankenpflegestätten waren wohl Zelte, die vornehmlich zu Kriegeszeiten hinter den Schlachtenreihen errichtet wurden. Die Pflege der hierher transportierten Verwundeten bestand vor allem in der Verabreichung stärkenden Weines, Extrahierung der im Körper steckengebliebenen Pfeile und nachheriger Verbindung der Wunden. Das geschah bald durch Berufsärzte, bald durch die Krieger selbst. In einem Bilde der inneren Bodenfläche einer im Berliner Museum sich befindlichen Trinkschale (Schale des Sosias), sehen wir Achilles, wie er nach Entfernung des Pfeiles den Arm des Patroklos verbindet. An dieser Wunde wäre heutzutage Patroklos nicht gestorben, da unsre Schußwaffen giftfrei und unsre heilbringenden Hände rein sind! Die Hilfeleistungen geschahen des öfteren auch durch Frauen, die in der Gift- und Heilmittelmischerei von jeher berühmt waren. Die Beflissenheit unsrer heutigen Damen auf diesem Gebiete ist die Erbschaft Hekamedes!

Indessen waren es nicht die Kriege an sich, die das Sein des Menschengeschlechtes bedrohten und Heilstätten im Interesse der Stammeserhaltung notwendig machten, sondern andre, sowohl durch Kriege, als infolge anderweitiger Naturereignisse sich ergebende elementare Erscheinungen, die, den menschlichen Organismus tangierend — einem Lauffeuer gleich —, von Individuum zu Individuum sich fortpflanzten und Millionen Leben zerstörten, ja ganze Völkerschaften in kürzester Zeit vernichteten! Ich meine die Epidemie- oder Volkskrankheiten in Form des Aussatzes, Pest, Cholera und schwarzen Todes, die unter den mangelhaften sanitären Verhältnissen früherer Zeiten von viel verheerenderer Wirkung waren, als sie es heutzutage sind. Welch strenge präventive und kurative Maßregeln diese Erscheinungen notwendig machten, lehrt uns die Kulturgeschichte auf dem Gebiete der Philosophie, Religion und Arzneikunde, welch Disciplinen von jeher in innigstem Konnexe standen!

---

[1]) Inaugurationsrede, gehalten bei der Eröffnung der neuen chirurgischen Klinik in Klausenburg.

Die Satzungen der Buddhaischen Religion: „Beherrsche dich, und übe Mitleid und Barmherzigkeit zum Zwecke der Erhaltung und Umwandlung der belebten Wesen; die Homersche Götterlehre, daß alle Tugend auf Mäßigkeit beruhe, und der Spruch Christi: liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ — was sind sie anders, als naturphilosophische Lehrsätze hoher Geister — geschöpft aus jenem ehernen und ewigen Naturgesetze, wonach das gesamte organische Leben in der Tendenz nach der Erhaltung des Individuums im Interesse der Gesamtheit besteht. Führt doch Moses, der Schöpfer notwendig-strengster Diätregeln, sein Volk in vierzig Jahren durch die Wüste wohl nicht allein, um ihm das Gotteswort zu offenbaren, als gleicherzeit dasselbe von der Aussatzseuche zu befreien. So entstand im Tod der Schwererkrankten das neue Leben für den Stamm. In diesem Sinne sehen wir im späteren Judäa Einrichtungen entstehen, die gleichsam als Prototyp unsrer heutigen Krankenhäuser gelten können.

„Und solange das Mal an ihm ist, soll er unrein sein, allein wohnen, und seine Wohnung soll außer dem Lager sein“ (3. Buch Mose, 13. Kap.), war ja eine medizinal-polizeiliche Maßregel der alten Juden, der sich sogar ihr kranker König Usia unterwerfen und den Rest seines Lebens in einer Unterkunftsstätte für Aussätzige beschließen mußte (2. Chronika 26). Ein König bekam wenigstens eine Unterkunftsstätte, das Volk der Geringen nur Erdhöhlen, vor welchen ihm Speisen und Getränke von weitem her zugeschoben wurden. Der Mensch ist ein Gesellschaftsgeschöpf, und kaum dürfte ihn etwas tiefer erschüttern, als der Ausschluß aus dieser Gesellschaft wegen einer ansteckenden — für ihn überdies hoffnungslosen Krankheit!

Weit bessere Verhältnisse zeigen sich in dieser Beziehung in Alt-Indien. Unter der Regierung des Königs Asoka († 226 v. Chr.) entstehen allerlei humane Anstalten, unter denen Krankenhäuser — nach heutigen Begriffen — für Menschen, wie auch Tiere eingerichtet, zum erstenmal in der Weltgeschichte erscheinen. Daß die Kranken in diesen Anstalten von den vom Staate angestellten Aerzten und Pflegern in humaner und sachgemäßer Weise behandelt wurden, dafür bürgen ihre streng religiösen Sittengesetze und ihre hochentwickelte medizinische Kunst. Wird doch hier das medizinische Studium mit tiefem Ernste von Zöglingen höherer Ständekasten unter der Devise: „Frömmigkeit, Menschenliebe, Uneigennützigkeit“ betrieben — und welch hohes Gewicht dabei auf die Chirurgie gelegt wurde, beweist der Satz: „daß ein der Chirurgie unkundiger Arzt einem Vogel mit nur einem Flügel gleiche“, ferner die Vollführung plastischer Operationen, des Steinschnittes, der äußeren und inneren Inkarzerationen (Darmverschlüsse) als operative Aktionen, mit welchen wir erst in neuerer Zeit wieder brillieren!

Um dieselbe Zeit entwickelte sich ein reges Leben in der alexandrinischen Schule, in welcher der Geist des Orients mit jenem Griechenlands in Harmonie gebracht, durch die Entwicklung aller Disciplinen das größte geistige Werk des Altertums geschaffen wurde. Was das medizinische Studium anbelangt, sei vornehmlich bemerkt, daß hier die rein empirische Medizin des Hippokrates einen mehr wissenschaftlichen Charakter annimmt durch Herophilos und Erasistratos,

als den Begründern der Anatomie und Physiologie des Menschen. Herophilos beschrieb den Calamus scriptorius im 4. Ventrikel des Gehirns, dann den Glaskörper, die Chorioidea und Retina im Auge, kannte ebenso wie auch Erasistratos die Lymphgefäße. Zu diesen Studien boten die ägyptische Sitte der Leicheneinbalsamierung, dann die Ueberlassung von Verbrechern zu Vivisektionen die beste Gelegenheit. Freilich gelangte auch die medizinische Wissenschaft hierdurch zu wichtigen Errungenschaften, so wurde andrerseits das Laienvolk bei der Kunde, daß in diesen Wissenschaftshallen der Bauch, Brust und Kopf bei lebendigem Leib eröffnet werden, von erschütterndem Grausen erfüllt, das von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, auch heute noch in die Phantasie des Volkes sich drängt.

Die medizinische Wissenschaft der an die 900 Jahre mit abwechselnder Blüte und Verfall sich erhaltenden alexandrinischen Schule verpflanzte sich nach der Vertreibung vieler Gelehrter aus Alexandrien um das Jahr 140 v. Chr. auch nach Rom, allwo sie anfänglich durch griechische Aerzte, deren hervorragendste Asklepiades und Themison waren, im Sinne der atomistischen Lehre Epikurs gepflegt wurde. Strenge Diätregeln, verbunden mit aktiver und passiver Gymnastik, bilden die Hauptzüge der Therapie dieser Aerzte. Im übrigen bezeugt Asklepiades auch in spezieller Richtung seine Tüchtigkeit durch die Erfindung des Luftröhrenschnitts. Von hohem Interesse erweist sich der Gedanke an ein Contagium vivum (Mikroorganismen) als Ursache der Malariafieber, den wir bei den alten Schriftstellern Varro und Columella finden. Erschütterte doch derselbe die herrschende astrologische Mystik, wonach die epidemischen Krankheiten hauptsächlich durch den Einfluß der Sonne, des Mondes und der Gestirne entstehen sollten — und führte zu jenen hygienischen Einrichtungen in gut ventilierbaren Landhäusern, durch die eine Epidemie auf Corcyra bald beseitigt wurde.

Krankenhäuser, das heißt sogenannte „Valetudinaria“ reicher Römer zum Unterhalt ihrer kranken Sklaven erwähnt erst Cornelius Aulus Celsus anfangs unsrer christlichen Zeitrechnung. Daß vor solchen Heilstätten, in welchen Sklaven aus rein pekuniärem Interesse ihrer Besitzer behandelt wurden, die stolzen Römer mit Abscheu sich fern hielten, ist ebenso gewiß, als daß sich diese Abscheu im Volk bis heutigentags erhalten hat.

Von dem bedeutendsten Einfluß auf die Entstehung der Krankenhäuser war das Christentum — und lagen die Motive hierzu in erster Reihe in der Nächstenliebe, welche die Lehre Christi in die Menschenseele senkte, dann in dem Mitleid, das die grauenerregende Vernichtung der Christenmenschen seitens der Heiden schuf, so wurden sie später hauptsächlich durch den Fanatismus gefördert, der zu den menschenverheerenden Kreuzzügen führte. Als nämlich in dem ersten, noch armen Christenbunde die Werke der Nächstenliebe vor allem unter Frauen sich herangebildet hatten, beförderten dieselben später männliche wie weibliche Orden, die sich die Pflege von Kranken und Hilfsbedürftigen zur Lebensaufgabe erkoren hatten. In reichlicherem Maß geschah dies, nachdem das Christentum,

festeren Fuß fassend, in den Besitz der heidnischen Tempelschätze gelangte, welche Stiftungen für Bedrängte jeder Art ermöglichten. Eine der ältesten dieser war jene des heiligen Basilius um das Jahr 370 zu Cäsarea in Kappadozien gegründete Anstalt, welche Krankenhäuser mit angestellten Aerzten und Pflegern ausgestattet, auch Herbergen für Fremde und Asyle für gefallene Mädchen in sich vereinte. In Rom entstand um das Jahr 400 als erstes das von der heiligen Fabiola gegründete Hospital, ihm folgten in den nächsten zwei Jahrhunderten in verschiedenen Städten Italiens viele andre, später in England und Deutschland. Berühmt war das im zehnten Jahrhundert von Kaiser Alexis I. in Konstantinopel gegründete Orphanotropheum (Waisenhaus), welches die Aufnahme von über 10000 Hilfsbedürftigen ermöglichte, an deren Verpflegung sogar die Tochter des Alexis Anna Comnena teil nahm.

Vermehrt wurden diese Heilanstalten hauptsächlich durch die Kreuzzüge mit ihren Folgen in der Verbreitung der Volkskrankheiten.

Was bei den alten Völkern in Erscheinung tritt: Vereinigung der Heilkunst mit dem Götterkulte ebenso wie mit dem Kriegerwerke, das finden wir im Christentum wieder. Wo Tempel sind, da sind auch Klöster, wo Klöster, da sind Krankenhäuser, Heilstätten, überall an jenen Wegen, die Pilger und Krieger zum heiligen Grab führen.

Den Tempel, Kloster und das Krankenhaus, die Kaufleute aus Amalfi im Jahre 1048 im heiligen Land bauten, übernehmen die Mönche des heiligen Benedikt, Grund legend für den ersten geistlichen Orden vom heiligen Johannes in Jerusalem. Was dieser Orden in humanitärer Hinsicht wirkte, beweist ein Hospital Jerusalems, in dem anfangs des 12. Jahrhunderts 8 Aerzte 2000 Pfleglingen die ärztliche Hilfe leisteten. Noch mehr bekunden dies 4000 Johanniterordenshäuser, die in dem 13. Jahrhundert in allen christlichen Ländern bereits errichtet waren.

Ueberfluß führt auch zum Uebermut, und dieser stört die guten Sitten. Im Reichtum, zu dem der Orden nach und nach gelangte, die Krankenpflege Dienern überlassend, verlor er den Beruf, und als zum Wahlspruch: „Armut, Keuschheit und Gehorsam“ im Jahr 1118 der Prior Raymund Puy auch die Bekämpfung Andersgläubiger reihte, dadurch die geistliche Verrichtung mit weltlicher vermehrte, begann im wüsten Kriegerleben der Ritter Schwelgerei und damit auch des guten Anfangs lockeres Ende. Viel leisteten im Sinne der Barmherzigkeit die wenig jüngeren Orden der „Deutschen“ und „Lazarus“-Ritter, der erstere im Kampf mit rohen Heidensitten, der letztere im Kampf mit dem Aussatzübel, indessen auch sie ereilte des Verfalles Schicksal, nachdem vom Reichtum und der Macht geblendet, die Kraft zu ihren edeln Trieben nach und nach erlahmte.

Der rege Geist des 16. Jahrhunderts, gestählt im Kampf des Wissens mit dem Glauben, erweiternd jenes, läuternd diesen, schuf in humanitärer wie wissenschaftlicher Hinsicht Neuerungen, die alles frühere dieser Art übertrafen.

Der Kirche eigen, erwies sich als die segensreichste jene Stiftung, die Juan de Dios (Johann von Gott) im Jahre 1536 im Orden der barmherzigen Brüder

in Granada gründete. Durch diesen Orden entstanden dann in allen Christenländern die unzählbaren Pflegestätten, die, angepaßt den variablen Menschenleiden, wie auch dem Fortschritt der Kultur entsprechend, bis in die heutige Zeit herüberreichen. Ich erwähne nur den Orden der barmherzigen Schwestern, gegründet im Jahre 1627 in Paris vom heiligen Vincenz Paul, dann jenen der heiligen Elisabeth von Thüringen; in protestantischen Ländern die von Amalia Sieveking in Hamburg gestiftete Diakonissinnen-Schwesterschaft. Wie beteiligte sich nun die ärztliche Wissenschaft am Werke dieser Nächstenliebe?

Gleichwie im alten Griechenland die Heilkunst einerseits in den Priestergenerationen der Tempel des Asklepios, andrerseits in jenen der Laienärzte traditionellerweise sich weiterpflanzte, so geschah es auch im anfänglichen Christentum bis tief ins Mittelalter hinein. Während die christlichen Priester in ihren Klosterräumen die Kranken behandelten, thaten dies die Laienärzte auf ihren gewöhnlichen Wanderzügen. In welcher Weise nun von den ersteren den körperlichen Leiden der Menschen Rechnung getragen wurde, darüber bringt uns die Geschichte keine positiven Daten, daß diese Leiden aber durch Repräsentanten einer Religion, deren Motiv im Glauben an die überirdische Glückseligkeit liegt — das irdische Leben gleichsam nur als eine Vorbereitung für den Himmel gilt — nicht in fachgemäßem Sinn gewürdigt wurden, das können wir um so mehr vermuten, als ja die Dogmen dieser Religion auch der Naturkunde gegenüber feindlich gestellt waren!

Was nun den Wirkungskreis der Laienärzte anbelangt, so war derselbe von jeher in einen wissenschaftlich-dogmatischen und empirisch-praktischen geteilt. Im ersteren bewegten sich Männer (Laien und auch Priester), die sich vornehmlich in der naturphilosophischen Schule Alexandriens herangebildet hatten und ihre Thätigkeit hauptsächlich auf dem Gebiete der sogenannten internen Medizin entwickelten und zwar nach jenen Lehren, welche Hippokrates für die Griechen, Galen für die Römer und Avicenna für die Araber in eine wissenschaftliche Form gebracht hatten. In letzterem bethätigte sich jene Aerztekaste und zwar hauptsächlich auf dem Gebiete der Chirurgie, welche der allgemeinen Bildung entbehrte. Trotz letzteren Umstandes aber entwickelte dieselbe eine derart produktive, der ärztlichen Wissenschaft ebenso wie ihrer Kunst dienende Thätigkeit, daß der Ausspruch eines der gediegensten Chirurgen neuester Zeit: „es erscheine die alte Chirurgie in ihrem vollen Glanz erst im Lichte der Gegenwart“, seine volle Berechtigung hat.

Der regere Verkehr zwischen dem Orient und dem Abenland durch Handel und Kriege entwickelte im Volk den Drang nach höherer Bildung; weltliche und christliche Fürsten folgten ebendemselben, und unter letzterer Gunst entstanden aus den früheren Gymnasien und Laienschulen im 9. Jahrhundert in Salerno, im 13. Jahrhundert in Paris, Neapel, Messina, Bologna, Padua, Pavia und Salamanca die ältesten Universitäten, auf welchen das Studium der Natur und Heilkunde freieren Eingang fand. Auf die Umgestaltung der letzteren nahm den größten Einfluß die Wiederbelebung der anatomischen Studien, zu denen die

weltliche Obrigkeit den Befehl, die geistliche (päpstliche) hie und da die Erlaubnis erteilten. Nach den Anatomen der alexandrinischen Schule Herophilos und Erasistratos hatte es anderthalbtausend Jahre gebraucht, bis der Bologneser Professor Mondino im Jahre 1326 seine zwar noch sehr dürftige, auf die Sezierung einiger Menschenleichen basierte Anatomie erscheinen ließ. Das Material zu diesem Studium lieferten hingerichtete Verbrecher, Kirchhöfe und Krankenhäuser. In diesen Mitteln zum abermaligen Beginn einer gründlichen Entwicklung der Heilkunde lagen nun wieder Motive zur Furcht vor den Krankenhäusern, welche erst in neuerer Zeit zu schwinden beginnt infolge einer andern Furcht: „ohne Sektion möglicherweise lebendig begraben zu werden“.

Wie schon erwähnt, war es das 16. Jahrhundert, in dem ein neuer Geist das gesamte wissenschaftliche Terrain beseelte. Nachdem bereits im 15. Jahrhundert die Reformation und Buchdruckkunst das geistige Leben aus mittelalterlich-sumpfigem Traum in helleres Licht erhoben, verbreiteten dasselbe rasch nacheinander Kopernikus, Kepler, Galilei, nachher Descartes und Newton, die Mediziner Vesal, Harvey und Aselli durch die epochemachenden Entdeckungen im Makro- und Mikrokosmos.

Der ersteren Naturphilosophie in ihrer Wohlthat für die Menschheit sei hier des näheren nicht erörtert, nur das, was letzteres Dreigestirn in diesem Sinne schuf, in die Erinnerung gebracht.

Durch häufigere Zergliederung von Menschenleichen verlieh Vesal der Anatomie reellere Form, Harvey erweiterte sie durch die genauere Beschreibung des Blutumlaufs, Aselli durch jene des Lymphgefäßsystems. Die Universitäten vermehrten sich, wodurch die angebahnte Wissenschaft Gemeingut vieler Menschen wurde.

Gleichwie zwei starke Kämpfer nach heftigem Ringen zum Frieden sich die Hände reichen, so einigten sich nun die Glaubenswerke mit der Wissenschaft, indem auf diesen Universitäten der klinische Unterricht begann und zwar auch in den Krankenhäusern, die glaubenstreue Seelen schufen. So wirkte unter andern Harvey im Bartholomäushospital in London, das Rayhére, der Prior von St. Bartholomew im Jahre 1102 gestiftet hatte; Moreau, der große Arzt des 18. Jahrhunderts im Hotel Dieu, gestiftet im Jahre 660 von St. Landry, dem Bischof von Paris. Und kehrte in diese Einigung auch gleich vertrauenerweckende Wirkung ein?

Das Menschenwerk ist unvollkommen. Das Sonderinteresse, gepaart mit Unverstand, vereitelt nur zu oft jedwedes edle Beginnen. Lag doch des Geistes Höhenstufe, der Seele Reinheit, als einzige Stützen des echten Humanismus in noch weiter Ferne.

Im Hotel Dieu, gebaut für 1200 Betten, befanden sich noch im 18. Jahrhundert 4000 Kranke, wobei in einem Bett sehr oft ein Toter, zwei Moribunde und ein noch kranker Mensch beisammen lagen. Die Krankenpflege, von Nonnen übernommen, die kaum der Aerzte Vorschrift folgten, war derart schlecht, daß viele Kranke infolge Hungers und des Schmutzes starben, die meisten aber durch

die verdorbene Luft. War doch der englische Arzt J. Pringle der ersten einer, der nach dem Griechennestor Hippokrates, den alten Römern Varro und Columella, in reiner Luft die wahre Heilpotenz erblickte, indem er 1752 nicht nur schrieb: „je mehr der frischen Luft, desto weniger die Gefahr", sondern auch unter verschiedenen sanitären Neuerungen, hauptsächlich jene der zweckmäßigen Krankenhausventilation beförderte. Indessen trug sich in den englischen Krankenhäusern sehr vieles in derart inhumaner Weise zu, daß die Furcht vor denselben nur zu berechtigt war. Die scheußliche Sitte im Bethlehemhospital (gegründet 1553), die an die Mauer geketteten, halbnackten Kranken dem Publikum gegen ein Eintrittsgeld von einem Schilling zu zeigen, hörte ja erst im Jahre 1770 auf. Und eine der wohlthätigsten Entdeckungen des 19. Jahrhunderts, die Lister in der antiseptischen Wundbehandlung inaugurierte, war sie denn nicht an die Menschen verwüstenden Fäulnisübel geknüpft, die in den englischen Krankenhäusern aus früherer Zeit bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts herüberreichte?

Friedrich der Große schuf viele Kranken- und Invalidenhäuser, sie waren aber derart schlecht und stinkend, daß jeder Kranke, der hineinkam, sich schon für tot ansah — und dann sein Mahnruf an die Aerzte: „macht mir nicht viele Krüppel" — dann sein Befehl: „Verwundete, die nach der Heilung zum Dienst nicht mehr taugen, dem Tod zu überlassen" —, beweisen nur zu sehr, wie alles Gute im Denken und Fühlen nur langsam und immer an des Bösen Seite sich seine Wege bahnen muß.

Den Tod herbeiführende Momente lagen indessen nicht allein in den schlechten Krankenhäusern, sondern auch darin, daß gewöhnlich nur dem Tod Geweihte hineingelangten, und die ärztliche Kunst auch derart mangelhaft war, daß sich Theorien entwickeln konnten, die nicht zur Heilung, sondern zum Verderben der Kranken führen konnten. Ich erinnere nur an die Crasenlehre des 18. Jahrhunderts, die bis zur zweiten Hälfte des 19. dauerte und dahin führte, daß das, was für das Leben unser Bestes ist, das Blut, in allen nur erdenklichen Leiden durch unzählbaren Aderlaß vergeudet wurde. All dies war nur zu meiden, nachdem ein immer tieferer Blick in unser Wesen und die Umgebung die Wissenschaft erweitert hatte, und das geschah, als M. Malpighi im 17. Jahrhundert die mikroskopische Anatomie begründete, Priestley im 18. Jahrhundert den Sauerstoff entdeckte und Lavoisier lehrte: die Funktion der Lungen bestehe in dem Austausch dieses Sauerstoffes mit der Kohlensäure. Nunmehr war anzunehmen, daß andre Gase ebenfalls den Weg ins Blut durch unsre Lungen nehmen können — zum Schaden oder Nutzen der Gesundheit! In letzterem Sinn entstanden dann am Ende vorigen Jahrhunderts die Inhalationsanstalten für die Lungenkranken, die heute noch in fachgemäßerer Entwicklung sich erhalten. Von größter Wirkung war dieser Fortschritt durch die Erfindung der heutigen Narkose im Jahre 1846; dann die Entdeckung, daß in der Luft wie auch an allen Dingen, die uns umgeben, die kleinsten Lebewesen haften, die, durch die physiologischen, noch mehr durch künstliche wie zufällige Pforten unsers Organismus zu uns gelangend, in vielen Fällen auch unsern Tod bestimmen. Pest, Cholera,

Diphtheritis, Scharlach und alle Fäulnisfieber, die Tuberkulosis, als höchst verderbliche Krankheitsformen, wie alle andern Prozesse schwererer und leichterer Art, sie sind ein Kampf, den wir auf Tod und Leben mit diesen Mikroorganismen kämpfen. Vor diesem Kampf die Menschheit zu bewahren, wenn nicht bewahrt, aus ihm gesund herauszuleiten, das hat die heutige Wissenschaft vereint mit christlicher Nächstenliebe in hohem Maß schon erreicht. Aus früheren verpesteten Anstalten, geschaffen mehr zum Sterben als zum Leben, entstanden die heutigen Paläste, in denen unsre kranken Nebenmenschen, getrennt von den gesunden, wenn auch nicht immer Heilung, so doch die Pflege in der humansten Weise finden.

Um nun die bisherige Furcht vor den Krankenhäusern im Publikum zu zerstreuen und Ihnen, meine Herren, die Prinzipien unsrer heutigen Heilkunst in einigen Zügen klarzulegen, erlaube ich mir, unsre neue chirurgische Klinik zu beschreiben:

Licht, Luft, von oben und allen Seiten zuströmend, erfüllt den Raum, der uns als Lehr- und Hörsaal dient. Glasierte Platten bedecken seine Wände, glatt, undurchdringlich, von Eisen und hartem Holz bereitet, sind Ihre Sitze, und alle Utensilien, die unsre ernste Arbeit unterstützen, von Glas, Marmor und Eisen konstruiert. An allen Wänden sehen Sie die Ventilationsapparate angebracht, zur Erneuerung der Luft und Erzeugung jener Strömung, die für unser Leben notwendig, für die Entwicklung der uns so feindlichen Bakterien aber hinderlich ist. Was Sie von diesen Bakterien aus dem Gewühl der Außenwelt in Ihren Kleidern hierher bringen, entfernen wir sogleich nach Ihrem Fortgang vermittelst Wasserspülapparaten, und was davon die Kranken in ihren Wunden haben, zerstören wir mit Lösungen von Sublimat, Karbol und vielen andern bakterientötenden Mitteln, welche diese Irrigatoren enthalten. Nun sehen Sie an der Wand die vielen Kupferapparate verschiedener Form und Größe in Verbindung mit der Gas- und Wasserleitung. Hier kocht das Wasser, entwickelt sich der heiße Dampf, und legen wir unsre Instrumente, Mäntel, Tücher, das Verbandzeug und alles andre, was zur Behandlung von Wunden dient, hinein, so werden die Bakterien darin zerstört, die Gegenstände dadurch „steril“. Behandeln wir nun mit all diesen Mitteln eine Wunde, die nicht wir machten, die Kranke im Verkehr alltäglichen Lebens acquirierten, so nennen wir das die „antiseptische Methode“, durch welche wir auch schon infizierten, das heißt bakterienenthaltenden Wunden in den meisten Fällen einen aseptischen Verlauf sichern können.

Im Erdgeschoß und Oberstock des rechten Trakts sehen Sie die Krankensäle, bestimmt für zehn und zwanzig Kranke, dann Einzelzimmer für infektiöse und moribunde Kranke. Die hohe Bedeutung letzterer liegt darin, daß die gesamten Kranken durch die infektiösen nicht ebenfalls infiziert werden und auch der Schrecken des Todes der Moribunden ihnen erspart bleibt. Noch sei bemerkt, daß die Krankensäle von beiden Seiten befenstert, die Wände mit Emaillack bestrichen sind (behufs leichter Reinigung), und einen Belegraum enthalten

von der Größe, daß auf jeden Kranken neun Quadrat- und fünfunddreißig Kubikmeter entfallen.

Im linken Trakt des Erdgeschosses sehen Sie einen kleineren Saal, hell und geräumig, hell auch zur Nachtzeit, wenn wir das elektrische Glühlicht über unsern Köpfen und an den Wänden in Aktion versetzen. Die Wände sind ebenfalls mit oben erwähnten Platten belegt, so auch der Fußboden behufs präziser Reinigung mit den Spülapparaten. Inmitten des Saals ist ein Tisch für blutige Operationen, konstruiert aus Eisen und Holzplatten und stellbar in jedwede Körperlage; wandständig — jedoch nicht anschließend — ovalgeformt drei Steingutbecken, in die wir unsre Hände samt Vorderarmen senken können zum Zweck notwendiger Reinigung. Oberhalb der Becken fließt aus den Oeffnungshähnen sterilisiertes Wasser, wenn wir die am Beckengestell angebrachten Tritte in Bewegung setzen, was soviel bedeutet, daß wir nur so unsre Hände reinigen, das heißt bakterienfrei machen können, wenn wir damit keine unsterilisierten Gegenstände berühren. Durch mehrere Oeffnungen der andern Seitenwand sind Gummischläuche eingeleitet, die, versehen mit Oeffnungshähnen, bis zum Operationstisch reichen, in dessen Nähe ein aus Eisen und Glas konstruiertes, hermetisch schließendes Verbandzeugkästchen steht. In dem Vorzimmer dieses Saales, dessen Wände ebenfalls die glasierten Platten decken, sehen Sie an der anstoßenden Wand die Sterilisationsapparate angebracht, daneben drei Flaschen mit verschiedenfarbigen Lösungen obenerwähnter fäulniswidriger Mittel, die mit den Gummischläuchen in Verbindung stehen, mithin zum Operationstisch zufließen können. In einem Apparat wird jenes Wasser sterilisiert, das zu den Waschbecken fließt, die andern dienen zur Sterilisierung der Mäntel, Tücher, Verbandzeug und Instrumente, welch letztere auf sterilisiertem Glastischchen in den Saal geschoben werden, während mit den Mänteln wir uns bekleiden. Auch Gummischuhe sind im Vorzimmer, in die wir schlüpfen, bevor wir den Saal betreten. Anstoßend an das Vorzimmer liegen noch zwei kleinere Zimmer, das eine für Verbandutensilien, das andre für die Narkose bestimmt.

Wohlthuend ist es für die Kranken, wenn sie von der Vorbereitung zur Operation nichts sehen, denn aus dem Narkosenzimmer gelangen sie in narkotisiertem Zustand auf einem Rolltisch in den Saal, allwo das Operationsterrain ihres Körpers mit Seife und Bürste gewaschen, darauf mit Weingeist und Sublimatlösung berieselt, die Haut somit desinfiziert wird. Dieselbe Prozedur nehmen wir, Operateur, Assistenten und Pflegerinnen an unsern Händen vor, und nachdem nunmehr der tiefschlafende Kranke bis auf das Operationsterrain mit den sterilisierten Tüchern bedeckt ist, schreiten wir zur Operation, bei welcher zur Wunde, die wir selber machen, keine Bakterien gelangen können — und da wir dieselbe mit der Vernähung der Wundflächen und Wundränder und nachherigem antiseptischen Verband beschließen, auch nachher nicht. Das Verfahren in dieser Weise vollführt, nennen wir das „aseptische“, zu welchem, meine Herren, nicht allein Wissen und Können, sondern auch tiefempfundenes Gewissen seitens aller jener gehört, die während dieses Aktes in irgend welcher Weise beschäftigt

sind; das einfachste Beispiel zu diesem Ausspruch möge dessen Wahrheit bestätigen. Würde jemand von den Gehilfen während der Operation sein Gesicht oder den Kopf mit den Fingern berühren und darauf mit dieser Hand dem Operateur ein Instrument oder Verbandzeug reichen, die nunmehr mit der Wunde in Berührung kommen, so wäre es, wenn auch nicht immer, um das Leben des Patienten, so doch um jene ideelle Heilung geschehen, die wir von der aseptischen Behandlung bestimmt voraussetzen können, und die darin kulminiert, daß der Kranke ohne Schmerzen, ohne jedwedes Fieber und örtlichem Eiterungsprozesse in sechs bis acht Tagen ganz gesundet.

Fachgemäß und gewissenhaft durchgeführt, werden Sie fragen: „zu welchen Eingriffen in den menschlichen Organismus berechtigt uns die aseptische Methode?“ Kein einziges Organ desselben ist dem Chirurgenmesser unnahbar! Zum Gehirn, dem Herzen und den Lungen, jedwedem Bauchorgan, bahnen wir uns den Weg, um schmerzhafte und tödliche Krankheiten darin zu beseitigen, und beweisen damit, daß wir, dem Vogel gleich, zwei Flügel haben, wie es die alten Indier in der Vereinigung der inneren mit der operativen Medizin vom wahren Arzt verlangten.

Diese aktuelle Medizin, meine Herren, hat heutigentags eine derartige Vollkommenheit erreicht, daß wir am Beginn des 20. Jahrhunderts uns unwillkürlich fragen, was dasselbe in weiterer Entwicklung der ärztlichen, wie auch der gesamten Wissenschaft uns noch bringen kann?

Wenn nicht ein Weltkrieg unter der gesamten Menschheit oder derartige kosmische und vulkanische Umwälzungen unsers Planeten, wie sie die Geschichte und die Reste der vorgeschichtlichen Welt bekunden, die Errungenschaften der gesamten heutigen Kultur vollends vernichten, so kann sich, was die medizinische Wissenschaft anbelangt, der Fortschritt nur folgendermaßen gestalten: Da die Natur ihr in ewigem Aufbauen und Zerstörung erscheinendes Geheimnis in jenen Prozeß verlegt hat, welcher sich in der ihrer Struktur und chemischen Beschaffenheit nach noch unergründeten organischen Ursubstanz abwickelt, die wir Protoplasma nennen, und in welcher die Quelle aller organischen Bildungen liegt, so ist in erster Reihe die Aufgabe der physikalischen Technik und der Chemie, die Struktur und chemische Beschaffenheit dieser Substanz klarzustellen. Wäre dies Ziel einmal erreicht, dann würden wir auch erkennen, nicht nur, auf welche Weise die im Protoplasma angehäuften Spannkräfte durch äußere Reize in aktuelle Energie, das heißt Leben verwandelt werden, sondern auch, wie die Bakterien und alle andern Gifte diese Spannkräfte vernichten, dadurch Krankheit und den Tod bedingen, das heißt im Sinne des Gesetzes der Erhaltung der Kraft dieselben in andre Energieformen umsetzen.

Mit solchem Einblick in das Wesen der physiologischen und pathologischen Vorgänge in der gesamten organischen Natur, würden wir, meine Herren, auch jene Präventivmaßregeln treffen können, durch welche die Entwicklung der Bakterien wie auch andrer Gifte oder mindestens deren Einwirkung auf unser Leben verhindert wäre. Dann könnten wir auch der heutzutage noch so notwendigen Krankenhäuser entbehren und somit der Furcht vor denselben leichterweise uns

entledigen und würden dann die Menschen ihr Leben in normaler Weise beginnen und in ungestörter Gesundheit der Bestimmung gemäß vollenden. Hier angelangt, was wohl nicht zu erhoffen, würden wir aber auch unsre Existenz in der Gestalt des heutigen Menschen beschließen müssen.

Papsttum und Todesstrafe.[1]

Von

Graf Paul v. Hoensbroech.

Ecclesia non sitit sanguinem. die Kirche dürstet nicht nach Blut, sie vergießt kein Blut! Dieser Satz ist in der katholischen Welt, bei gelehrt und ungelehrt, fast zum Dogma, das heißt zur zweifellosen Wahrheit geworden. Die Geschichte, die unbestechliche magistra veritatis, erweist diese „Wahrheit" als Unwahrheit.

Bedarf es denn noch eines solchen Beweises? Wird nicht schon durch die geschichtlich feststehende Thätigkeit der päpstlichen Inquisition unwiderleglich dargethan, daß das Papsttum, das heißt die Kirche, Menschenblut stromweise vergossen hat? Nein, sagt die ultramontane Geschichtschreibung, gerade im Verhalten der Inquisition zeigt sich, wie wahr der Satz ist von der „milden Mutter, der Kirche, die kein Blutvergießen will." Denn nicht die Inquisition, nicht das Papsttum hat die Ketzer auf die Scheiterhaufen und in die Schlinge des Stranges gebracht, sondern das haben der Staat und die staatlichen Richter gethan. Denn die weltlichen, nicht die kirchlichen Gesetze hatten für Ketzerei die Todesstrafe festgesetzt, und in jedem Inquisitionsurteil heißt es klar und deutlich, daß die Kirche den Ketzer „dem weltlichen Arm" übergebe, und bei dieser Uebergabe that die Kirche, was Menschlichkeit und vor allem Christlichkeit erheischen: sie sprach die „Bitte" aus, das Leben des Ketzers zu schonen.

Die Geschichte soll die für Beurteilung des Papsttums und seiner sozialkulturellen Wirksamkeit sehr lehrreiche Antwort auf diesen Einwand geben.

Die ganze Stellung des Papsttums den Ketzern gegenüber ist beherrscht von der ins kanonische Recht aufgenommenen Anschauung Papst Urbans II. (1088—1099), daß die Tötung der vom Papste Exkommunizierten kein Mord sei: „Nicht halten wir jene für Mörder, die, entbrannt gegen Exkommunizierte, voll Eifer für die katholische Mutter (die Kirche) einige von ihnen totgeschlagen haben" (Decret. Grat. c. 47, C. XXIII. qu. 5). Diesem päpstlichen Grundsatz entsprechend lehrt bis zur heutigen Stunde die katholisch-ultramontane Theologie unter Führung des Thomas v. Aquin, den noch Leo XIII. als den Theo-

[1] Vergl. April-Heft dieser Zeitschrift: „Papsttum und Inquisition". Auch hier verweise ich auf mein demnächst bei Breitkopf & Härtel erscheinendes Werk: „Sozialkulturelles Wirken des Papsttums".

logen hingestellt hat: „Ketzer können nicht nur exkommuniziert, sondern auch gerechterweise getötet werden“ (Summ. theol., 2. 2ae, qu. 11. a. 3).

Als „der Fürst der Scholastik“ diese Worte schrieb, war kurz vorher der Feuertod als Strafe für die Ketzer gesetzlich eingeführt worden. Leider ist es ein deutscher Kaiser gewesen, Friedrich II., der Blutvergießen wegen religiöser Ueberzeugungen zum Reichsgesetz gemacht hat. Aber die Blutgesetze Friedrichs sind nur äußerlich sein Werk; ihr eigentlicher Urheber, der, dem die ganze Verantwortung für ihre unreligiöse und widerchristliche Grausamkeit zufällt, ist der „Statthalter Christi“, Gregor IX. Das hat Ficker, auf den ich der Kürze wegen hier verweisen muß, unwiderleglich nachgewiesen: „Das Verbrennen der Ketzer geht zunächst auf vom Papst erlassene Weisungen zurück ... Bei Beurteilung der kaiserlichen Konstitutionen wird zu wenig beachtet, daß sie sich aufs engste an vorhergehende päpstliche Verfügungen anschließen, und daß sie es zunächst waren, welche die 1231 beginnende, insbesondere in Deutschland alles Maß übersteigende Ketzerverfolgung veranlaßten“ (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, 1880, I, S. 179 ff.). Wie vollständig dies Fickersche Urteil der geschichtlichen Wahrheit entspricht, dafür haben wir das klassische Zeugnis eines der berühmtesten päpstlichen Inquisitoren, des Dominikaners Bernhard Guidonis: „Die kaiserlichen Gesetze Friedrichs wurden auf Betreiben des apostolischen Stuhles (procurante sede apostolica) verkündet“ (Practica Inquisitionis. Ed. Douais. Paris 1886. p. 173). Guidonis giebt auch seinen Amtsbrüdern den Rat, diese Blutgesetze, in einem eignen Buche aufgezeichnet, stets zu bequemem Gebrauch bei sich zu führen (a. a. O., S. 203).

Bliebe noch der Schatten eines Zweifels über die Stellung des Papsttums zu den friedericianischen Blutgesetzen, er würde dadurch völlig beseitigt, daß eine Reihe von Päpsten diese Gesetze wiederholt bestätigten, sie in ihre eignen Regesten und in das kanonische Recht aufnahmen und ihre Befolgung in der ganzen Christenheit unter Androhung der schwersten kirchlichen Strafen forderten. So Innocenz IV., Alexander IV., Clemens IV. (Potthast. Reg. R. P., 14607, 15378, 15448, 17383, 19423). Die Worte Innocenz' IV. lauten: „Da der römische Kaiser Friedrich gewisse Gesetze gegen die ketzerische Bosheit erlassen hat, durch die jene Pest zerstört werden soll, und da wir wollen, daß diese Gesetze zur Stärkung des Glaubens und zum Heile der Gläubigen beobachtet werden, so befehlen wir den geliebten Söhnen, welche die Obrigkeit bilden, daß sie diese Gesetze, deren Wortlaut wir beifügen, in ihre Statuten aufnehmen und daß sie mit großem Eifer gegen die Ketzer vorgehen. Deshalb ermächtigen wir euch (Inquisitoren), Obrigkeiten, die diesen apostolischen Befehl außer acht lassen, zu seiner Erfüllung durch Exkommunikation und Interdikt zu zwingen.“ Dann folgt der Wortlaut der vier kaiserlichen Erlasse, die in dem Satze gipfeln: „Ketzer sollen den Tod erleiden, indem sie, den Flammen überliefert, öffentlich bei lebendigem Leibe verbrannt werden“ (C. 18 in 6to, de haer. V, 2; lib. sept. de haer. et schism. V, 3). Durchaus folgerichtig handelte also Leo X., als er in der dogmatischen Bulle Exsurge Domine vom 16. Mai 1520 in seiner

Eigenschaft als „unfehlbarer Lehrer der Wahrheit“ den Satz Luthers als Glaubensirrtum verwarf: „Es ist gegen den Willen des heiligen Geistes, Ketzer zu verbrennen.“

Schon durch diese wenigen Thatsachen, die ich beliebig vermehren kann, ist das Ecclesia non sitit sanguinem als unwahr erwiesen. Wer Blutgesetze hervorruft, sie verbreitet und mit allen ihm zu Gebote stehenden Machtmitteln ihre Ausübung betreibt, der „dürstet“ nach Blut in dem Sinne, daß er bei den in diesen Gesetzen vorgesehenen Fällen will, daß Blut vergossen werde.

Aber die Geschichte der Inquisition zeugt noch vernichtender gegen das Papsttum. Sie lehrt mit einer Klarheit, die keinen Gegenbeweis aufkommen läßt, daß die hergebrachte „Auslieferung des Ketzers an den weltlichen Arm“ und die hergebrachte „Bitte um Schonung seines Lebens“ auch nicht einen Tropfen des stromweise vergossenen Menschenblutes von den Gewändern der „Statthalter Christi“ wegwischt.

Die Auslieferung „an den weltlichen Arm“ war wirklich; aber „der weltliche Arm“, der den Ketzer aus den Händen der Kirche empfing, war nichts als der Henker dieser Kirche, er mußte den Ausgelieferten töten. Die „Bitte um Schonung des Lebens“ war aber unwirklich; sie war leere Form; mehr noch, sie war Heuchelei.

Ich lasse die Quellen reden. In den fast unzähligen Bullen der Päpste gegen die Ketzer heißt es gleichlautend: „Von der Kirche verdammt, sollen sie dem weltlichen Arm überliefert werden, damit er sie mit der gebührenden Strafe (debita animadversio) bestrafe.“ Was war nun nach Inquisitionsgebrauch unter „gebührender Strafe“ zu verstehen? Das sagt uns der päpstliche Inquisitor Bernhard Comensis in seiner berühmten Lucerna Inquisitorum, Leuchte für die Inquisitoren: „Die gebührende Strafe ist die Strafe, die Leib und Seele trennt: poena, quae avellit animam a corpore“ (Ed. Venet. 1596, p. 38). Unmittelbar voraus gehen die Worte: „Die Vollstreckung (executio) des Urteils der Inquisitoren geschieht durch die weltlichen Gewalten. Diese Vollstreckung hat ohne Zögern zu geschehen; die gebührende Strafe ist zu vollziehen. Zögern die weltlichen Gewalten mit der Vollstreckung, so verfallen sie der Exkommunikation“ (a. a. O.). Pegna schreibt in seinen, dem Papste Gregor XIII. gewidmeten Erläuterungen zu dem Inquisitionshandbuch des päpstlichen Inquisitors Eymeric: „Der reuige, aber rückfällige Ketzer, mag seine Reue auch noch so groß sein, ist dem weltlichen Arm zur Hinrichtung zu übergeben. Einige befreundete Personen sollen dem Rückfälligen im Auftrage des Bischofs und des Inquisitors mitteilen, daß er dem zeitlichen Tode nicht mehr entgehen kann“ (Directorium Inquisit., Ed. Romae 1585, III., 548). Eymeric selbst, dessen Ansehen als päpstlicher Inquisitor und als Schriftsteller über die Inquisition überragend ist, sagt: „Rückfällige Ketzer sollen ohne weiteres dem weltlichen Arm übergeben und mit der gebührenden Strafe bestraft werden. Einige sagen, es käme nicht darauf an, ob sie durch Schwert, Feuer oder auf eine andre Art umgebracht werden; richtiger aber ist, daß sie durch Feuer um-

kommen. Werden sie aber lebendig verbrannt, so ist ihre Zunge festzubinden und ihr gottloser Mund zu knebeln, damit sie nicht durch freies Sprechen den Anwesenden Aergernis geben“ (a. a. O., II, 353). „Der unbußfertige und rückfällige Ketzer entgeht, auch wenn er bereut, dem Tode niemals. Das soll ihm, ehe er dem weltlichen Arm übergeben wird, durch erprobte Männer im Auftrage des Bischofs und des Inquisitors mitgeteilt werden“ (a. a. O., III, 558). In der Ermahnung, die die Inquisitoren nach ihrer Ankunft in einer Stadt an die Obrigkeit richten mußten, heißt es: „Wir ermahnen euch kraft apostolischer Vollmacht, daß ihr vor den heiligen Evangelien Gottes öffentlich schwöret, die Gesetze des Kaisers Friedrich zu beobachten. Solltet ihr euch weigern, so erklären wir, daß ihr durch den Dolch des Bannstrahls zu durchbohren seid“ (Directorium Inquisit., III, 420).

Schon im Jahre 1249 mußte der Doge von Venedig schwören: „Im Namen des ewigen Gottes. Amen. Zur Ehre Gottes und der hochheiligen Mutter der Kirche und zur Verteidigung des katholischen Glaubens werden wir eifrig sein, daß für Venedig als Inquisitoren tüchtige Männer aufgestellt werden. Und alle, die uns der Patriarch und die Bischöfe Venedigs als Ketzer überliefern, werden wir verbrennen lassen. Ich, Marini Mauroceno, durch die Gnade Gottes Doge von Venedig“ (Archivio di Venezia, Codice ex Brera, n. 277, bei Lea, A History of the Inquisition. New York 1888, II, Appendix, p. 587, n. 13).

„Wenn die Kirche keine Hoffnung mehr hat,“ sagt der Kirchenlehrer Thomas v. Aquin, „den Ketzer zu bekehren, so trennt sie ihn, in Fürsorge für das Wohl der andern, durch die Exkommunikation von ihrer Gemeinschaft, und überdies überläßt sie ihn dem weltlichen Gericht, damit es ihn durch den Tod aus der Welt schaffe (ulterius relinquit eum judicio saeculari a mundo exterminandum per mortem). Ketzer, die bereuen, werden zwar von der Kirche zur Buße zugelassen, es wird ihnen aber darum nicht das Leben geschenkt“ (Summ. Theol., 2. 2ae, qu. 11, a. 3. 4). Bernhard Guidonis, einer der thätigsten päpstlichen Inquisitoren Südfrankreichs, schreibt: „Zweck der Inquisition ist die Zerstörung der Ketzerei; die Ketzerei kann aber nicht zerstört werden, außer durch Vernichtung der Ketzer. Auf zweierlei Art werden aber die Ketzer vernichtet, entweder indem sie sich von der Ketzerei zur katholischen Religion zurückwenden, oder, indem sie dem weltlichen Gericht überliefert, körperlich verbrannt werden: quando relicti saeculari judicio corporaliter concremantur“ (Practica Inquisitionis, Ed. Douais, Paris 1886, p. 217. 218). Die Satzbildung läßt keinen Zweifel, daß nach dem maßgebenden Urteil Guidonis die Ueberlassung des Ketzers geschieht, mit der Absicht, ihn zu verbrennen. Carena, Fiskal der römischen Inquisition unter Urban VIII. und Vertrauter des heiligen Karl Borromäus lehrt dasselbe: „Die unbußfertigen Ketzer sind dem weltlichen Gericht zu übergeben, damit sie lebendig verbrannt werden: tradendi sunt curiae saeculari, ut vivi comburantur“ (Tractatus de Officio sanctissimae Inquisitionis, Lugdun. 1659, p. 67).

In Brescia hatte sich die Obrigkeit geweigert, an einigen Ketzern, die ihr

von den Inquisitoren übergeben worden waren, die Todesstrafe zu vollziehen. Die Inquisitoren beschwerten sich darüber bei Papst Innocenz VIII., der folgendes Dekret erließ: „Unser geliebter Sohn Antonius, Inquisitor der Lombardei, und der ehrwürdige Bischof von Brescia haben jüngst, wie uns berichtet worden ist, einige Ketzer zur gesetzmäßigen Strafe verurteilt und der Stadtobrigkeit aufgetragen, die Hinrichtung zu vollziehen. Zu nicht geringem Aergernis hat die Obrigkeit sich geweigert, das Urteil auszuführen, ehe sie nicht die Prozeßakten eingesehen hätte. Wir tragen euch auf, der Obrigkeit zu befehlen, daß sie innerhalb sechs Tagen, nachdem ihr sie aufgefordert habt, euer Urteil gegen diese Ketzer vollstrecke, und zwar ohne irgendwie in die Akten Einsicht zu nehmen. Sollten sie diesem Befehle nicht nachkommen, so verfallen sie der Exkommunikation. Gegeben zu Rom, unter dem Fischerring, am 30. September 1486, im dritten Jahre unseres Pontifikats.“ Pegna, der dies Dekret mitteilt, macht dazu lehrreiche Zusätze. Zunächst erklärt er die Weigerung der Obrigkeit für „ein schweres und unmenschliches Verbrechen“ (grave et immane scelus); dann fährt er fort: „Was soll nun aber der Inquisitor thun, wenn er sieht, daß die weltliche Obrigkeit die ihr übergebenen Ketzer nicht innerhalb von sechs Tagen hinrichtet? Ein sehr erfahrener Mann sagte mir, dann könne der Inquisitor der Obrigkeit befehlen, daß sie die Ketzer verbrenne, weil diese Strafe für dies Verbrechen die gewöhnliche sei, weshalb er [der Inquisitor] auch nicht irregulär werde.[1]) Allein ganz ungefährlich scheint es [mit Rücksicht auf die daraus entstehende Irregularität] doch nicht zu sein, die Strafe des Verbrennens mit Namen zu nennen (poenam combustionis nominatim exprimere); denn vielleicht verfällt er dadurch doch der Irregularität, zu deren Vermeidung er ja die hergebrachte Bitte [um Schonung des Lebens] abgiebt. Sicherer ist es deshalb, daß der Inquisitor nur im allgemeinen dem weltlichen Richter unter Androhung der Exkommunikation befiehlt, seinen Urteilsspruch zu vollstrecken. Das wird auch in den Erlassen Alexanders IV.: Ad audientiam und Leos X.: Honestis petentium angeraten, und es genügt, um die Irregularität zu vermeiden. Wenn die Inquisitoren die Schuldigen dem weltlichen Richter ausliefern, so sprechen sie diese Bitte [um Schonung seines Lebens] aus, damit sie nicht den Schein erwecken, dem Blutvergießen zuzustimmen, und dadurch irregulär zu werden. Ich muß hier mitteilen, was die wachsame Fürsorge der römischen Päpste veranstaltet hat, um von den Inquisitoren und Konsultoren die Irregularität abzuwenden. Da in den Sitzungen der römischen Inquisitionskongregation, deren

[1]) Irregulär werden bedeutet nach kanonischem Recht, die aus gewissen Gründen entstehende Unfähigkeit, die kirchlichen Weihen zu empfangen oder die empfangenen auszuüben oder kirchliche Pfründen und Würden zu erlangen. Einer der Gründe der Irregularität ist der defectus lenitatis, das heißt der Mangel der Sanftmut. Dieser Sanftmutsmangel entstand durch Blutvergießen. So sanftmütig ist die Kirche, daß sie nicht will, daß einer ihrer Diener jemals Blut vergossen — außer in Notwehr — oder beim Blutvergießen irgendwie mitgewirkt habe. Dies ist im Auge zu behalten, um den ganzen Pharisäismus zu verstehen, der sich beim Treiben der päpstlichen Inquisition erschreckend offenbart.

Mitglieder Geistliche, Prälaten, Bischöfe, Kardinäle sind, es häufig vorkommt, daß Urteile gefällt werden, aus denen eine Gliederverstümmelung oder die Hinrichtung der Verurteilten erfolgt, so hat unser heiligster Herr, Paul IV., am 29. April 1557 bestimmt, um die Gewissensbedenken der Mitglieder der Inquisition zu beruhigen, daß alle, die ihn [den Papst] im Richteramt unterstützen, ein Urteil fällen können, das die Folterung oder den Tod des Verurteilten zur Folge hat, ohne daß sie dadurch einer Zensur oder der Irregularität verfallen. Dieses Dekret Pauls IV. hat Pius V. erneuert. Nach diesem Dekret erscheint also diese hergebrachte Bitte überflüssig geworden, da ja die Ketzer dem weltlichen Arm nur überlassen werden, damit die Inquisitoren der Irregularität entgehen. Dennoch soll diese Bitte nicht unterlassen werden, denn mehrere Mittel zur Erreichung des gleichen Zieles sind vorzuziehen." (Directorium Inquisitorum p. 131, 132, 609.) Es ist zu betonen, daß der Verfasser dieses „Direktoriums", der päpstliche Inquisitor Eymeric und sein Erläuterer, der päpstliche Theologe Pegna, unbestrittenes Ansehen in der römisch-päpstlichen Welt besitzen, und daß ihr gemeinsames Werk mit zahlreichen päpstlichen Privilegien ausgestattet ist.

Der Konsultor der „heiligen Inquisition" für das Königreich Sizilien, Antonius Diana, schreibt: „Können die Inquisitoren gegen die weltlichen Richter vorgehen, wenn diese an den Ketzern die Todesstrafe durch Feuer nicht vollziehen? Ja, denn die weltlichen Richter sind nur die Vollstrecker [der Inquisitionsurteile], und sie sind verpflichtet, den Ketzer sofort zum Tode zu verurteilen. In Bezug auf die Vollstreckung des Inquisitionsurteils ist den weltlichen Richtern jeder Eigenwille entzogen. Dem steht nicht entgegen die bekannte Beschwörung, die von den Inquisitoren vorausgeschickt zu werden pflegt, wenn sie den schuldigen Ketzer dem weltlichen Arm überliefern, indem sie nämlich bitten, man möge barmherzig mit ihm verfahren. Denn diese Bitte ist nur eingeführt, damit die kirchlichen Richter der Gefahr entgehen, irregulär zu werden." (Resolutiones morales, Lugdun. 1667, V, 423 sqq.)

Es ist wohl genug der Zeugnisse! Mit eiserner Strenge, unter Androhung des Verlustes der ewigen Seligkeit — Bannfluch und Interdikt — haben „die Statthalter Christi" und „die milde Mutter" (pia mater). die Kirche, darauf gedrungen, daß Menschen, die eine andre religiöse Ueberzeugung als die römisch-ultramontane besaßen, mit Feuer und Schwert vom Erdboden vertilgt würden. Geradezu beispiellos steht die Heuchelei da, mit der die gewollte Erfüllung dieser unmenschlichen und widerchristlichen Forderung menschlich und religiös mit Phrasen umhüllt wurde. Wie klingt es nicht milde und christlich: „Deshalb übergeben wir Inquisitoren diesen Ketzer dem weltlichen Arm, mit der innigen Bitte (affectuose rogantes), daß das Urteil über ihn nicht zum Tode führe." (Bernardus Guidonis, Practica Inquisitionis, Ed. Douais, p. 207.) Und Sinn und Zweck dieser „innigen Bitte"? Sie war nicht, wie ihr klarer Wortlaut ausdrückt, auf Schonung des Lebens des Ketzers gerichtet, sondern — auf Vermeidung der Irregularität der Inquisitoren! Wehe dem „weltlichen Arm," der diese Bitte

ihrem Wortlaute nach verstanden und erfüllt hätte! Bannstrahl und Interdikt wären auf ihn niedergefahren! Kennt die Geschichte der Menschheit einen zweiten ähnlichen Mißbrauch der menschlichen Sprache, verübt von „Priestern des Herrn", in feierlich-ernster Stunde, in der es sich handelte um das Leben eines Menschen?

Du, Staat, mußt, als unser Büttel, das Blut dieses dir übergebenen Ketzers vergießen; wir Inquisitoren haben mit diesem Blutvergießen nichts zu thun; denn sonst würden wir ja „irregulär", das heißt unfähig, unsre Pfründen zu genießen; und deshalb sprechen wir die „Bitte" aus: Schone sein Leben. So stehen wir dem vergossenen Menschenblute gegenüber gerechtfertigt da! Wir waschen unsre Hände in Unschuld: Ecclesia non sitit sanguinem!

„Da wusch Pilatus seine Hände und sprach: Ich bin unschuldig an dem Blute. Nehmet ihr ihn, und richtet ihn nach euern Gesetzen!"

Die Stellung und Bedeutsamkeit Rumäniens in der europäischen Staatenfamilie.

Von

Dr. Hans Kleser.

I.

Der Besuch des Königs Karl von Rumänien am russischen Hofe und des Königs Reise durchs russische Reich im Juli vergangenen Jahres sind bisher in der europäischen Presse nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Man hielt sich zumeist an die Aeußerlichkeiten und begnügte sich mit der Aufzählung der Programmnummern, der Schilderung des Verlaufs der Festveranstaltungen in den Theatern und auf den Exerzierplätzen, der Empfänge bei Hofe und der Ehrungen seitens der verschiedenen Städte und Vereine.

Es lag wohl nicht ausschließlich an den das Tagesinteresse unmittelbarer und gebieterischer ansprechenden anderweitigen politischen Vorkommnissen, an den aufregenden Wechselfällen des spanisch-amerikanischen Krieges, dem Festsetzen europäischer Mächte in Ostasien, der Palästinafahrt Wilhelms II., den Ereignissen im Sudan, den inneren Wirren in Frankreich, der zeitweiligen Spannung zwischen England und der großen europäischen Republik wegen Faschoda und so weiter, daß die Presse dem näher gelegenen Geschehnis nicht gerecht wurde, sondern zum guten Teile an der Unbekanntschaft mit der intimen politischen Entwicklung der früheren Donaufürstentümer, des jetzigen rumänischen Königreiches von einem türkischen Vasallenstaat zu einem diplomatischen Handelsobjekt zwischen den

Großmächten, und von da ab zu einem von den Großmächten als dauernde Notwendigkeit anerkannten selbständigen und selbstherrlichen Staatswesen.

„Die Darstellung der Geschichte großer Reiche erfordert große Männer, und der Geschichtschreiber des türkischen Reiches muß noch geboren werden.“ Dies Wort des Philipp Zallony, des meisterhaften Schilderers der Griechen im Fanar, gilt heute zu Ausgang des Jahrhunderts ebensogut, wie es zu Anfang desselben galt. Nur ist in der Beschaffung, Ordnung und Zugänglichmachung des Quellenmaterials für einen künftigen Schreiber der Geschichte des türkischen Reiches inzwischen Hervorragendes geleistet worden. Für die so elementar wichtigen Beziehungen der Donaufürstentümer zur Türkei, wie auch — soweit sie als Teile der türkischen Macht in Betracht kamen oder in Anspruch genommen wurden — zu den europäischen Mächten, bietet insbesondere das Quellensammelwerk von D. Sturdza „Akte und Dokumente“, das unter Förderung der rumänischen Akademie seit 1888 in Bukarest herausgegeben wird, eine nie versagende Fundgrube. Das Werk ist bis hart an die neueste Zeit vorgeschritten und liegt vorwiegend dem geschichtlichen Teil der nachfolgenden Darstellung zu Grunde.

Auch äußerlich wurde durch den vom Kaiser von Rußland dem Könige Karl bereiteten und befohlenen Empfang und die Begleitartikel der halbamtlichen russischen Blätter das Ereignis, das noch vor einem Jahrfünft rein unmöglich gewesen wäre, weit aus dem Rahmen des bloß Höfischen herausgehoben.

Verwandtschaftliche Beziehungen, die in der modernen Politik zwar offiziell nicht mitsprechen, aber doch mindestens manche Anknüpfung ermöglichen, die sonst vielleicht unterbleiben müßte, haben den russischen wie rumänischen Diplomaten ohne Frage die Arbeit in dieser Angelegenheit erleichtert. Der Kronprinz von Rumänien ist vermählt mit der Prinzessin Maria von Sachsen-Koburg. Die Mutter dieser Prinzessin ist die einzige Tochter weiland des Zaren Alexanders II., der Tante des jetzigen Kaisers. Nikolaus II. und die Kronprinzessin von Rumänien sind demnach richtige Geschwisterkinder. Der rumänische Thronfolger begleitete denn auch den König auf der Reise nach Rußland, welcher Umstand derselben noch eine besondere Bedeutung verlieh. Vom Betreten des russischen Bodens an erfuhren die Reisenden die gleichen Ehren, welche im Jahre vorher — das wird in den Berichten der russischen Blätter geflissentlich betont — dem Deutschen Kaiser erwiesen worden waren. Darin ging man so weit, daß man dem Könige von Rumänien genau dieselben Gemächer anwies, die der Deutsche Kaiser bewohnt hatte, und bei den Truppenvorführungen dieselbe Zahl Soldaten aufbot. Man wollte zeigen, daß man im König von Rumänien, dem Waffengefährten von Plewna, einen ebenso bewährten und zuverlässigen Freund Rußlands erblicken wolle wie im Deutschen Kaiser. Die kaiserlichen Ehrungen blieben nicht auf den Empfang an der Grenze und in der Hauptstadt beschränkt, sondern erstreckten sich auf die Reise des Königs durchs ganze europäische russische Reich, und besonders wurde bemerkt, daß dem König zu Ehren außer der großen Truppenschau bei St. Petersburg eine zweite ebensolche in Kiew stattfand, so daß dem König einschließlich der Truppenaufstellung an der Grenze und in Warschau

gegen 70000 Mann russische Soldaten vorgeführt wurden. Die Begeisterung, mit welcher die Bevölkerung den König allenthalben begrüßte, wurde von den Behörden nicht etwa gedämpft, sondern ersichtlich gerne gesehen und gefördert. In Rußland aber geschieht öffentlich nichts, was von oben nicht gewünscht wird.

Die russische Presse, voran die amtliche, begleitete das Ereignis mit wärmstem Interesse. Das „Journal von St. Petersburg" vom 29. Juli 1898 hob hervor: „In Peterhof geleitete Seine Majestät der Kaiser Seine Majestät den König nach dem Großen Palais, woselbst für die hohen Reisenden (den König und den Thronfolger) dieselben Gemächer hergerichtet waren, welche Seine Majestät der Kaiser von Deutschland vergangenes Jahr bewohnte." Ueber die Truppenschau in Krasnoe Selo berichtete dasselbe Blatt unterm 31. Juli: „Seine Majestät der Kaiser trug das große Band des Ordens vom Stern von Rumänien. Der König Karl war in der Uniform des 18. Infanterieregimentes (Vologda), zu dessen Ehren-Chef der König ernannt worden ist. Seine Majestät der Kaiser, gefolgt von J. J. K. K. H. H. den Großfürsten, defilierte an der Spitze der gesamten Truppen vor Seiner Majestät dem Könige von Rumänien." Bei dieser Truppenschau standen nicht weniger als 35000 Mann Soldaten und 204 Geschütze in Front. Die russischen Blätter waren mit den Einzelheiten der Truppenvorführung wie der glänzenden Hoffestlichkeiten Tage hindurch angefüllt. Die Kaiserin-Mutter verschob ihre schon vorbereitete Abreise nach Kopenhagen, um an den intimen Hoffestlichkeiten teilzunehmen. Von besonderer Bedeutsamkeit sind bei solchen Anlässen die gewechselten Trinksprüche, die nach vorhergegangener diplomatischer Vereinbarung abgefaßt werden. Bei dem Galaessen in Peterhof erwiderte der König von Rumänien den kurzen Trinkspruch des Zaren mit einem warmen Dank für den ihm bereiteten glänzenden Empfang und die Verleihung eines Regiments und fuhr dann fort: „Eins mit meinem Lande in denselben Empfindungen und in dem lebhaften und aufrichtigen Wunsche, daß mein Besuch bei Eurer Majestät das beste Einvernehmen (les meilleurs rapports) mit deren mächtigem Reiche aufrichten und die freundschaftlichen Beziehungen mit demselben noch fester knüpfen möge, erhebe ich meine lebhaftesten Wünsche für das Glück Eurer Majestät und das des kaiserlichen Hauses" und so weiter. Nicht minder warm und begeistert war des Königs Rede auf dem Generalsessen nach der Truppenschau, welche die russischen Blätter gleichfalls mit großer Genugthuung im Wortlaut mitteilten und worin der sieg- und glorreichen Kampf- und Lagergenossenschaft vor Plewna mit besonderem Stolz und Nachdruck gedacht wurde. Auch wird nicht übersehen, daß der letzte Abschied der beiden Herrscher am Bahnhof „einen ganz besonders herzlichen Charakter" trug, und daß im Augenblick der Abfahrt des Zuges der Zar und der König sich noch durch das Wagenfenster die Hände schüttelten. Im kaiserlichen Hofzug fuhren die rumänischen Herrschaften von Petersburg nach Moskau, von Moskau nach Kiew, überall von der Armee und der höchsten Geistlichkeit, die den König, der bekanntlich Katholik ist, mit Reliquien und Heiligenbildern beschenkte, wie von den Stadtvertretungen, der Beamtenschaft und der Bevölkerung

mit kaiserlichen Ehren und wahrer Pracht und Begeisterung empfangen. Zwischen den Stadtvertretungen der russischen Hauptstädte und denen der rumänischen wurden die herzlichsten Begrüßungen telegraphisch ausgetauscht, und fünf Monate nach dem Ereignisse sandte der Zar, um es noch einmal zu markieren und feierlich seiner andauernden Befriedigung darüber Ausdruck zu geben, eine Abordnung des Vologdaschen Regiments nach Bukarest, welche dem König Karl die neuen, mit seinem Namenszug versehenen Schulterstücke überbrachte. Der König von Rumänien hat neuerlich diese Aufmerksamkeit durch Uebersendung seines Bildnisses an sein russisches Regiment quittiert.

II.

Wollen wir nun, nach kurzer Feststellung der das Ereignis als ein ungewöhnlich bedeutsames kennzeichnenden Aeußerlichkeiten, versuchen, den politischen Inhalt desselben herauszufinden und in seine richtige Formel zu fassen, so müssen wir, um zuverlässig zu verfahren, wie schon erwähnt, auf die Hauptzüge der Geschichte der Fürstentümer, wenigstens in diesem Jahrhundert, zurückgreifen.

Zar Alexander I. hatte den Gedanken Peters des Großen und Katharinens II., daß die Macht, Wohlfahrt und Zukunft Rußlands nicht in Asien, sondern in Europa liege, mit der vollen Erkenntnis seiner Bedeutsamkeit aufgenommen. Sein Lebens- und Herrscherziel war, Rußland über die ethnographische Schwierigkeit, die sich der vollen Verwirklichung dieses Planes entgegenstellte, hinauszubringen, bevor sich dieses ethnographische Hindernis, welches hauptsächlich die Donaufürstentümer Moldau und Walachei boten, zu einem politischen ausgestaltet hätte. Die hier liegende Gefahr hatten schon Peter und Katharina erkannt. Die letztere verfocht mit leidenschaftlichem Nachdruck den gelehrtesten Männern Europas gegenüber die Behauptung, daß die Russen Slawen seien. Natürlich that sie das nicht aus einer bloßen Gelehrtenmarotte, sondern zu dem Zwecke, Rußland einen moralischen Titel für seine Ausdehnungspolitik nach dem Süden und Südwesten zu verschaffen. Sind die Russen Slawen, warum sollten dann die Slawen nicht Russen werden?!

Allein der Umwandlung des ethnographischen Panslawismus in den politischen, wie er Rußlands Zielen entsprach, stand im Südosten Europas ein unübersteigliches Hindernis im Wege. Vom Niester westwärts sind zwischen die Russen einerseits, die Bulgaren und Serben andrerseits zwei Völker eingeschoben, die durch keinen Ukas zu Slawen umzugestalten sind: es sind im Westen zwischen den Ostausläufen der steierischen Alpen und der Theiß die Magyaren (von Deutschen teils unterbrochen, teils stark durchsetzt) und ostwärts von der Theiß im ganzen Karpathengebiet bis zur Donau und streckenweise über die Donau hinaus die Rumänen (in Siebenbürgen von Deutschen und Szeklern durchsetzt). Diese zehn Millionen Rumänen mußten der seit Peter dem Großen herkömmlichen russischen Politik in Europa ein ernstes Hindernis bereiten, wenn es ihnen gelang, aus dem Vasallenverhältnis, in welchem sie seit dem Mittelalter zur Türkei standen, sich zu lösen, ohne in ein ebensolches Verhältnis zu Rußland zu geraten

Den ersten großen Schritt zum Erfolge that Rußland im Jahre 1774 durch den Vertrag von Kutschuk Kainardschi, durch welchen es neben einer Gebietserweiterung bis zum Bug thatsächlich das Mitprotektorat über die Fürstentümer erlangte, da in Artikel 16 dieses Vertrages die Pforte sich zwar verpflichtete, Gesandte der Fürstentümer „non-obstant leur peu d'importance" in Konstantinopel zuzulassen, also die Selbständigkeit der Fürstentümer anerkannte, andrerseits aber Rußlands Vormundschaft über die Fürstentümer annahm durch die Zustimmung zu der Festsetzung, daß, falls es die Verhältnisse in den Fürstentümern erheischen sollten, der bei der Pforte beglaubigte russische Gesandte in Angelegenheiten der Fürstentümer bei der Pforte Vorstellungen erheben dürfe. „La Porte consent aussi que selon que les circonstances de ces deux principautés pourront l'exiger, les ministres de la cour Impériale de Russie résidant auprès d'Elle puissent parler en leur faveur et promet de les écouter avec les égards qui conviennent à des puissances amies et respectées."

Nachdem das russische Protektorat über die Fürstentümer erreicht war, sorgte Katharina dafür, daß sich die Pforte und Europa daran gewöhnten, die Landesgrenzen darum nicht etwa als unverrückbar anzusehen. Im Frieden von Kainardschi war die Krim von der Türkei losgerissen und ein unabhängiger Staat geworden. Durch Manifest vom 8. April 1783 erklärte Katharina sie zu einem Teile des russischen Reiches.

Durch den Vertrag von Jassy vom 9. Januar 1792, Artikel III, wurde dann der Niester zur Grenze bestimmt, nachdem vorher Rußland eingewilligt hatte, daß auch an einer andern Stelle das Gebiet der Fürstentümer, die doch unter seinem wie der Pforte Schutze standen, als nicht unverletzlich erachtet wurde. Durch den Frieden zu Sistow am 4. August 1791 wurde der nördliche Teil der Moldau, die Bukowina, Oesterreich „überlassen". Fürst Ghica, der die Abtretung nicht vollziehen wollte, wurde einfach dem Beile des türkischen Scharfrichters überantwortet.

Mit dem Vorrücken der russischen Grenze von Osten, der österreichischen von Nordwesten in die Fürstentümer schien die Zukunft der letzteren klar gezeichnet zu sein und zu lauten: Teilung zwischen den beiden Kaiserreichen.

Schon Katharinens zweiter Nachfolger, Alexander I., glaubte sich von der Vorsehung bestimmt und vom Geschick begünstigt, die europäische Südgrenze seines Reiches bis ans rechte Donauufer vorzuschieben.

Es ist ein besonderes Verdienst des Sturdzaschen Quellenwerkes, die gesamte diplomatische Korrespondenz zusammengetragen zu haben, die sich auf die Verhandlungen zwischen Napoleon I. und Alexander I. nach Abschluß des Tilsiter Friedens 1807 über Alexanders Plan, die Donaufürstentümer in Rußland einzuverleiben, bezieht. Zu Anfang dieses Jahrhunderts glaubte überhaupt jede Großmacht in Europa, für sich oder eine andre über die Donaufürstentümer verfügen zu können. Unterm 11. Oktober 1805 rät Talleyrand Napoleon, nach dem zu erwartenden großen Siege dem Erzherzog Karl von Oesterreich seine Unterstützung zur Erlangung der Moldau und Walachei anzubieten; unterm

17. Oktober entwickelt er Napoleon den Plan, Oesterreich zu einem Bündnis mit Frankreich zu gewinnen auf der Grundlage, daß Oesterreich seine Besitzungen in Schwaben aufgebe und dafür die Walachei, die Moldau, Bessarabien und sogar Nordbulgarien erhalte. Talleyrand bemerkt: „Zur Moldau und Walachei muß darum auch noch Bessarabien und ein Teil Bulgariens an Oesterreich kommen, damit die Oesterreicher vollkommen (véritablement) zwischen Russen und Türken eingeschoben werden, ferner und hauptsächlich, damit sie am Schwarzen Meer wie auf dem Kontinent die Nebenbuhler der Russen werden.“ Auch Preußen war damals der Meinung, daß die letzte Stunde der Türkenherrschaft in Europa geschlagen habe. Hardenberg wollte (22. Juli 1807) in einem Bericht an Friedrich Wilhelm III. bei der vermeintlich bevorstehenden Teilung den Alt zur Grenze zwischen Oesterreich und Rußland gemacht wissen. Daß die Fürstentümer eigne Staaten, wenn auch unter türkischer Oberhoheit, bildeten — davon war gar nich mehr die Rede.

Oesterreich selber wollte, wie aus einer Aeußerung des Erzherzogs Karl gegen den Grafen Tolstoj im November 1808 erhellt, Rußland die Donaufürstentümer überlassen, damit dessen Kräfte für die Entscheidung in Zentraleuropa frei würden, und Graf Schuwaloff erklärte am 30. Oktober 1810 dem Grafen Metternich, „daß Kaiser Alexander niemals von der Einverleibung der Fürstentümer in sein Reich abstehen werde“.

Der Geheimvertrag von Erfurt (12. Oktober 1808) zwischen Alexander und Napoleon sprach die beiden Fürstentümer mit sämtlichen Donaumündungen Rußland zu. Damals hatten die Fürstentümer durch den Krieg derartig gelitten, daß nach einem Ausspruch Alexanders ein halbes Jahrhundert erforderlich war, sie wieder zu sich zu bringen.

Hätte Napoleon den Vertrag gehalten, so wäre damals keine Macht im stande gewesen, zu verhüten, daß die Donaufürstentümer ein Teil des russischen Reiches geworden wären. Rußland aber mußte, um das Herz seiner Provinzen gegen die große Armee Napoleons zu schützen, den Frieden mit der Pforte (1812 in Bukarest) schließen und sich nach einem der glorreichsten Feldzüge vorläufig mit dem Besitze Bessarabiens bis zum Pruth begnügen.

Die russische Politik aber verlor ihr großes Ziel nicht aus dem Auge, und Alexanders Herzenspläne erbten auf seine Nachfolger, zunächst auf Nikolaus I. Dieser Zar schob stückweise die russische Grenze bis zur Donau und teilweise über dieselbe vor und brachte sämtliche Donaumündungen in russische Hände. Ferner erreichte Nikolaus in den Jahren 1831 bis 1834 das förmliche Protektorat über die Fürstentümer, deren Schicksal damit besiegelt schien.

In den Fürstentümern aber zeigte sich nun, was die Geschichte so oft verzeichnet, daß gerade im tiefsten Elend die Kraft des nationalen Gedankens und die Liebe zur Freiheit, die jahrhundertelang geschlummert hatten, plötzlich wieder auflodern. Rumänien hat, als sein Untergang in den Sternen geschrieben schien, den ersten großen Schritt zur Freiheit aus sich heraus selber gethan, mit aller Klugheit und Vorsicht, aber auch mit voller Zielbewußtheit. Freilich waren es

nur einzelne, nicht ein Volk, denn das Volk war in den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen und muß erst wieder geschaffen werden. Vielleicht der größte Zug, den die rumänische Freiheitsbewegung aufweist, ist der, daß sie von vornherein, obschon nur von einem kleinen Kreise der Bevorrechtigten, einigen von der Fanariotenfäulnis rein gebliebenen altrumänischen Landedelleuten (Bojaren) geführt, das Ziel der staatlichen Selbständigkeit nicht trennte von dem der Schaffung eines freien Bauern- und Bürgerstandes.

Rußland beherrschte seit 1834 durch seine Konsuln die Fürstentümer vollständig, die einheimischen Fürsten waren nichts als die machtlosen Ausführer der Befehle der Schutzmacht. Letztere erstickte natürlich jede nationale Regung schon im Glimmen. Völlig verlöschen konnte aber das unter dem Drucke der russischen Gewaltherrschaft angefachte Feuer der Freiheits- und Vaterlandsliebe doch nicht mehr. Die Patrioten, welche ins Ausland getrieben worden waren, bemühten sich, die Kabinette wie die öffentliche Meinung über die Zustände und die Wünsche des im Westen nur wenig gekannten Landes aufzuklären und waren hierbei nicht erfolglos. Von ihrem Wirken erwuchsen den Plänen Rußlands größere Schwierigkeiten als von dem Zusammenschluß der Gesinnungsgenossen, die in den Fürstentümern verbleiben konnten, da das Wirken der letzteren nicht über die Landesgrenzen drang, während den Erfolgen der ersteren in Turin, Paris, London die Grenzen des Heimatlandes nicht versperrt werden konnten. Von besonderer Bedeutsamkeit ward eine 1839 in Paris erschienene Schrift von Felix Colson, deren geistiger Urheber Jon Ghica gewesen sein dürfte: „De l'état présent et de l'avenir des principautés de Moldavie et de Valachie." Die Schrift war sowohl für die Heimat wie fürs Ausland berechnet. Nach einer drastischen Schilderung der russischen Gewalt- und Willkürherrschaft in den Fürstentümern und dem Nachweis, daß Hilfe nur von Europa zu erwarten sei, wendet sich Colson an die Bojaren, um ihnen eindringlich nahezulegen, daß die unerläßliche Voraussetzung für die Erlangung der politischen Freiheit durch Unterstützung Europas die Gewährung der persönlichen Freiheit an die leibeigene Bauernschaft in den Fürstentümern selbst sei: „Europa aber, wird es nicht unablässig den Bojaren vorhalten müssen, daß sie die Freiheit niemals erlangen werden, wenn sie dieselbe nur für sich allein anstreben! Wird es nicht bestehen müssen auf der Abstellung der Sklaverei (der Zigeuner) wie der Leibeigenschaft der Bauern, auf der Reform der Gerichtshöfe, der Entwicklung eines nationalen Unterrichtswesens? Das von Rußland aufgezwungene organische Statut gutheißen, hieße die Einverleibung der Fürstentümer anerkennen."

III.

So war trotz aller russischen Niederhaltungsversuche der nationale Geist durch wenige Patrioten im Innern erweckt und nach dem Auslande verbreitet worden, als im Februar 1848 die Kunde von der französischen Revolution nach Bukarest und Jassy drang. Da man sich über die nationalen Ziele klar geworden war und die Zeit zum Handeln für gekommen halten durfte, schritt man unver-

weilt zur That. Die Moldau, die das nationale Banner zu allen Zeiten vorantrug, erhob sich zuerst, ihren Metropoliten an der Spitze, gegen die russische Gewaltherrschaft. Fürst Sturdza unterdrückte hier die erste Bewegung sofort und ohne Mühe, da die russischen Truppen am Pruth marschbereit standen. Nachhaltiger aber war die Erhebung in der Walachei, woselbst sie sich frei zu entfalten und zur Aufstellung des gesamten nationalen Zukunftsprogrammes zu gelangen Zeit hatte. Im Juni 1848 erschien in Bukarest und wurde im ganzen Lande verbreitet die von Johann Eliade verfaßte „Proklamation der Walachei — im Namen des rumänischen Volkes“. Darin wird erklärt, daß die Rumänen die Oberhoheit der Pforte anerkennen, aber die russische Diktatur und das organische Statut von 1834 als im Widerspruch zu den geltenden Verträgen stehend abschütteln. „Das rumänische Volk verwirft ein Reglement, welches zuwider ist seinen Rechten der Gesetzgebung und seiner durch die Verträge anerkannten Autonomie (staatlichen Selbstverwaltung). Diese Verwerfung ist zum Vorteil der Hohen Pforte, welche Schiedsrichter sein wird, gemeinschaftlich mit Frankreich, Deutschland und England, deren Urteil und Beistand die Rumänen ansprechen gegen jede, woher auch immer kommende Unbill, die gegen sie versucht werden sollte.“

In kräftigen Sätzen wird dann die Gleichheit aller Bürger in Rechten und Pflichten ausgesprochen, Leibeigenschaft und Sklaverei werden für abgeschafft erklärt, den bisher hörigen besitzlosen ländlichen Arbeitern wird Grund und Boden zu eigen zugesprochen, damit sie als Eigentümer die unüberwindliche Kraft und Schutzwehr des ganzen Landes, somit auch der Vermöglicheren, werden. „Der Unterricht, der in der nationalen Sprache zu erteilen ist, wird allgemein zugänglich und unentgeltlich gemacht. Selbst die Worte Adel, adelig sind dem rumänischen Volke vollkommen unbekannt wie auch die Einrichtung selbst; denn nichts war erblich in diesem Lande außer dem Besitz und dem Familiennamen. Das rumänische Volk beschließt daher die Aufhebung aller Rangtitel, denen kein wirkliches Amt entspricht und die nichts als die Erinnerung an Zeiten der Barbarei und der Knechtschaft zurückrufen ... Das rumänische Volk verwirft die Unmenschlichkeit und Schmach, Leibeigene in seiner Mitte zu haben, und erklärt demnach die bisher Privaten gehörigen Zigeuner für freie Menschen. Das rumänische Volk gewährt Verzeihung denjenigen, die bisher die sündvolle Schmach ertragen haben, Sklaven zu besitzen, in seiner Großmut wird es jeden aus der öffentlichen Kasse entschädigen, der klagen sollte, daß ihm aus dieser christlichen That Schaden erwachsen sei. Das rumänische Volk, indem es alle politischen und bürgerlichen Rechte, die jeder Rumäne von jeher gehabt hat, wieder herstellt, erklärt zugleich: jeder Rumäne ist frei, jeder Rumäne ist adelig, jeder Rumäne ist Herr. Demnach erklärt es von heute an jede Leibesstrafe, als entwürdigend, für aufgehoben und zerbricht den Stock im Angesichte des Henkers.“

In einundzwanzig knappen Artikeln wird die magna charta libertatum zusammengefaßt und die unverzügliche Wahl einer allgemeinen Volksvertretung angeordnet.

Also Unabhängigkeit von Rußland nach außen und Gleichheit aller Rumänen vor dem Gesetz im Inneren, das ist Schaffung eines freien Bauern- und Bürgerstandes, waren die Grundpfeiler, auf welchen die Rumänen aus sich heraus beschlossen, den modernen rumänischen Einheitsstaat aufzubauen.

Rußland war die rumänische Bewegung augenscheinlich nicht unerwünscht gekommen, da sie ihm den Vorwand bot, die Fürstentümer zu besetzen. In dem berühmten Rundschreiben des Grafen Nesselrode vom 31. Juli 1848 sollte dieses Vorgehen hinterher begründet werden. Nach einer wirklichen Rechtfertigung sucht man aber in dem langen Aktenstücke vergebens, und nur einmal ist Rußland in dieser Note aufrichtig, indem es erklärt, nicht zugeben zu können, daß die Fürstentümer ein selbständiger Staat würden. Bemerkenswert ist die folgende Stelle in der Note, welche die russische „Befreier"-Rolle im Orient völlig verleugnet: „Wenn kraft einer vorgeblichen Nationalität, deren Ursprung sich ins Dunkel der Zeiten verliert, die Moldau-Walachen einmal dazu kommen, sich von der Türkei loszureißen, wird man sehen, daß nach demselben Grundsatz und aus demselben Drang sehr bald Bulgarien, Rumelien, kurz alle verschiedensprachigen Rassen, welche das türkische Reich bilden, gleichfalls sich loszureißen trachten werden, um jede für sich einen Staat zu bilden. Das würde zur Zerstückelung oder doch einer Reihe unentwirrbarer Verwicklungen führen."

Rußlands Heere also marschierten unter Gutheißung der Pforte in die wehrlosen Fürstentümer ein, und bald herrschte in denselben an Stelle des Freiheitsjubels die Grabesruhe. Die Patrioten, welche dem Tode und der Gefangenschaft entgangen waren, hatten sich teils nach der Türkei, teils nach Wien, Frankfurt, Paris, London, Berlin geflüchtet, und der Vertrag von Balta-Liman vom Jahre 1849 zwischen Rußland und der Pforte drückte die Fürsten, die bis dahin als russische Beamte gelten konnten, politisch zu russischen Lakaien herab. In der Moldau gab sich ein Ghica, in der Walachei ein Fürst Stirbey zu dieser Rolle her. Die Fürstentümer waren thatsächlich russische Provinzen geworden, und Rußland brauchte — so schien es — nur einen geeigneten Zeitpunkt abzuwarten, um diesem Zustande die europäische Sanktion zu sichern.

Aber die Männer, welche vor der russischen Gewalt sich ins Ausland gerettet hatten, die Golescu, Alexandri, Rosetti, Bratianu, Jon Ghica ließen die Fahne nicht sinken, gaben die Sache des Vaterlandes nicht verloren.

So kurzlebig in allen europäischen Staaten die republikanische Erhebung des Jahres 1848 war, ihre Wirkungen griffen weit, und die politischen Zustände unsrer Tage sind zum guten Teile ihr Ergebnis. In Frankreich hob sie Napoleon III. auf den Thron, und diesem Manne dankt neben Italien auch Rumänien ein großes Teil an seiner Rettung und Wiedergeburt, wobei es für uns gleichgültig ist, welche letzten Ziele derselbe bei seiner Begünstigung der Einheits- und Unabhängigkeitsbestrebungen in beiden Ländern verfolgte.

Sobald sich der Thron Napoleons III. fest erwies, beeilte sich Kaiser Nikolaus, sich seine Orientpläne zu sichern und zunächst die Einwilligung Englands für seine Orientpolitik zu suchen, da er erkannt hatte, daß er bei seinem

Vormarsch auf Konstantinopel Frankreich jedenfalls im Wege finden würde. Oesterreichs hielt er sich sicher. Wie wir aus den diplomatischen Korrespondenzen des Jahres 1853, insbesondere aus den vielfachen Unterredungen, die Nikolaus I. mit dem englischen Botschafter Sir G. H. Seymour pflog, wissen, wollte sich Rußland verpflichten, Konstantinopel nicht dem russischen Reiche einzuverleiben, sondern es nur als „Depositar" zu besetzen; die Fürstentümer und Bulgarien sprach Nikolaus dagegen sofort als russische Zukunftsprovinzen an. Eine selbst vorübergehende Besetzung Konstantinopels durch England oder Frankreich erklärte Nikolaus für unzulässig; ebenso eine erhebliche Vergrößerung Griechenlands, — eine Politik, welcher Rußland bis in unsre Tage getreu geblieben ist. England ließ sich nicht verlocken, und die Festigkeit, mit welcher Napoleon III. und sein Minister Drouyen de l'Huys sich der von Rußland geplanten Zerstörung der Türkei widersetzten, stellte Nikolaus vor die Wahl zwischen dem Kriege und der Vertagung seiner Orientpolitik auf bessere Gelegenheit. Da aber in absehbarer Zeit bei der Haltung der großen Westmächte auf eine Besserung der Umstände für Rußland nicht zu rechnen war, entschloß sich Nikolaus zum Handeln. Daß er es um keines andern Zweckes willen that, als um die Fürstentümer und Bulgarien unter russische Herrschaft, die übrige europäische Türkei unter russische Schutzherrschaft zu bringen, erhellt zur Genüge aus der schroffen Ablehnung der vier französischen Vorschläge vom 23. Juli 1854. Der erste dieser Vorschläge besagte, daß an Stelle des russischen Protektorates über die Fürstentümer das europäische treten solle, der zweite wollte die Donauschiffahrt der Wiener Kongreßakte unterwerfen, der dritte Rußlands Uebergewicht im Schwarzen Meer beseitigen und der vierte endlich jedes einseitige Protektorat über Christen in der Türkei verbieten und dafür das europäische Gesamtprotektorat über die Christen im Orient aufrichten. Rußland lehnte diese Vorschläge gereizt ab und griff zum Schwerte. Es war zu früh. In der Krim ging 1855 Rußlands kriegerisches Ansehen verloren, und auf dem Pariser Kongreß 1856 folgte ihm für längere Zeit das politische nach. Als er die Zeit gekommen wähnte, das mit so großer Umsicht und Zähigkeit Stufe um Stufe weiter geführte Werk seines Lebens zu vollenden und zu krönen, mußte Nikolaus alles in einem langen Herrscherleben Errungene verloren und ganz Westeuropa gegen Rußland in Waffen sehen. Es war genug, um selbst einem so starken Mann, wie er einer war, das Herz zu brechen.

IV.

Der Pariser Friede bestimmte betreffs der Donaufürstentümer zunächst positiv und definitiv, daß die russische Grenze wieder über den Pruth zurückzuschieben und daß der Streifen Bessarabiens, der das linke Pruth- und Donauufer bildet, an die Moldau zurückzufallen habe. Rußland hatte somit wieder aufgehört, ein Donauuferstaat zu sein, wenn es auch im Besitze des größten Teils von Bessarabien verblieb.

Ueber die völkerrechtliche Stellung, welche die Donaufürstentümer künftig

erhalten sollten, konnte die Pariser Konferenz 1856 nicht schlüssig werden. Sie begnügte sich, auszusprechen, daß sie fortfahren sollten als ein Teil des türkischen Reiches zu gelten und daß keine einzelne Macht ein Protektorat über sie ausüben dürfe. Alles Nähere war einer einzusetzenden europäischen Kommission vorbehalten, deren Beratungen wiederum die Beschlüsse zu Grunde liegen sollten, welche unverzüglich vom Sultan einzuberufende Landesvertretungen der beiden Fürstentümer (Divan ad hoc) bezüglich ihrer Neugestaltung fassen würden.

Wenn man davon ausgeht, daß die Pariser Konferenz bezweckte, der Türkei von seiten Rußlands für absehbare Zeit Ruhe zu verschaffen, so kann man ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie zur Erreichung dieses Zieles den denkbar ungeeignetsten Weg einschlug. Rußland wurde in Paris gedemütigt, indem es wie ein Verbrecher vor einem Tribunal, dem selbst das kleine Sardinien angehörte, abgeurteilt wurde, die Buße aber, die man ihm diktierte, war so geringfügig, daß sie den Sünder weder schwächte, noch ihm die Lust an einem neuen Versuch zu gelegener Zeit benehmen konnte. Insbesondere war es ein unbegreiflicher Fehler, nicht sofort die Unabhängigkeit und die Vereinigung der Fürstentümer zu einem einzigen Staate auszusprechen. Der Widerspruch der Türkei wäre leicht zu besiegen gewesen, zumal nicht sie, sondern Europa die russische Macht in der Krim gebrochen hatte. Durch die feierliche Anerkennung der papierenen Hoheit der Pforte beließ man auch für die Zukunft Rußland den Vorwand, bei jedem Zerwürfnis mit der Pforte in die Fürstentümer, als einen Teil, als eine „Provinz" des türkischen Reiches einzufallen. Hätte man 1856 den unabhängigen rumänischen Staat unter europäischem Schutz als breite Isolierschicht zwischen Rußland und der europäischen Türkei aufgerichtet, so hätte man der politischen Entwicklung der Donaustaaten wie Rußlands einen langen und blutigen Umweg erspart.

Zunächst also machte man die Türkei wieder zur Herrin in den Fürstentümern, und sie zögerte nicht, in kleinlichster und hinterlistigster Weise der natürlichen Entwicklung der Verhältnisse Schwierigkeiten zu bereiten. Sie erkannte nicht, welch ein starker Schutz für ihren europäischen Besitz rechts der Donau in der Selbständigmachung der Fürstentümer links des Stromes gelegen hätte.

Die Rumänen begriffen ihre neue Lage sofort und erkannten, daß der gefährliche Punkt nach Beseitigung des russischen Protektorates in der Aufrechthaltung ihres Konnexes mit dem türkischen Reiche bestand. Wiederum blieben es die Fürstentümer, welche als „Teil der Türkei" bei einem für die letztere unglücklichen Kriege mit Rußland den Friedenspreis abzugeben hätten. Darum war es die Sorge der rumänischen Patrioten, dieser Gefahr dadurch zu begegnen, daß aus den Fürstentümern ein einziger Staat gebildet, und daß dieser Staat als ein selbständiger der Pforte lediglich zinspflichtiger, im übrigen neutraler Staat unter den Schutz derjenigen Mächte gestellt werde, die den Pariser Vertrag unterschrieben hatten. Endlich nahmen die Rumänen in ihr den Mächten zu unterbreitendes Staatsgrundgesetz noch die fernere Bestimmung auf, daß der Fürst aus einer westeuropäischen Herrscherfamilie gewählt werden, daß seine

Herrschaft erblich sein solle, und daß die Gesetzgebung einem einheitlichen Parlamente zufalle.

Die fundamentale Bedeutsamkeit gerade dieser Bestimmung — der Erblichkeit der Fürstenwürde — verdient besonders hervorgehoben zu werden. Auf das hundertjährige Elend der Ernennung griechischer Erpresser zu Fürsten durch die türkischen Großveziere nach Maßgabe des Höchstgebotes war nach dem Frieden von Adrianopel 1829 das nicht viel geringere politische Uebel der Wahlfürsten gefolgt. Wäre dieses Uebel verewigt worden, so wäre dem Lande das Schicksal Polens unabänderlich und unabwendbar bereitet worden. Die fanariotischen und mit fanariotischem Blute vermischten alten Bojarenfamilien hatten sich schon organisiert, um bei Fürstenwahlen sich regelrechte Kämpfe zu liefern, bei denen Bestechung und Gewaltthätigkeiten aller Art die Hauptwaffen gebildet hätten. Nach erfochtenem Wahlsiege hätte dann natürlich, ganz wie zur Fanariotenzeit, die Bevölkerung ausgeplündert und ausgesogen werden müssen, um dem neuen Fürsten die Kosten des Wahlkampfes wieder zu ersetzen und außerdem ein Vermögen zu liefern, dessen Zinsen die Familie für alle Zeiten der Not des Lebens entrückt hätten. Gegen diese Gefahr, die schlimmste, die dem Lande drohte, gab es nur ein radikales Vorbeugungsmittel: die Aufrichtung einer starken Erbmonarchie aus einem angesehenen westeuropäischen Fürstenhause. Der klaren Erkenntnis von der elementaren Wichtigkeit dieser Bestimmung entsprach die Zähigkeit, mit der die Rumänen insgesamt, die ihr Land und ihr Volkstum um seiner selbst willen liebten, daran festhielten gegen die kurzsichtigen Freunde, wie die selbstsüchtigen Feinde.

Cavour schrieb am 4. September 1856 an den sardinischen Geschäftsträger in London, Grafen Corti: „Die rumänische Nationalität ist ein Gegengewicht, welches sich zum Nutzen der Pforte, zum Nutzen Europas der gefährlichen Entwicklung des Panslawismus entgegenstellt. Man werfe einen Blick auf die Landkarte, und man wird sich überzeugen, daß die slawische Rasse sich vom Ural und der Nordsee ohne andre Unterbrechung, als die von der rumänischen Rasse bewohnten Länder, bis zum Adriatischen Meere ausdehnt. Da nun der Panslawismus nicht bloß für die Türkei, sondern auch für den ganzen Westen eine Gefahr bildet, ist es da nicht von der höchsten Wichtigkeit, inmitten der slawischen Länder eine Nationalität (staatlich) einzurichten, welche ausschließlich mit dem Westen sympathisiert und welche der Vereinigung der Völker, die einen so mächtigen Drang zur Einheit haben, daß sie vielleicht den Rest der zivilisierten Welt unterjochen werden, ein ernstes Hindernis bereitet."

Die Konferenz blieb trotz der den Rumänen günstigen Vorstellungen Frankreichs und Sardiniens in dem Gesichtskreise des Pariser Kongresses: zwei Wahlfürstentümer und zwei Parlamente! Das wäre das Schicksal Polens gewesen: Untergang infolge inneren Zerfalles.

Die Rumänen aber halfen sich mit schnellem und kräftigem Entschluß. Da man die Realunion der Fürstentümer trotz allen Vorstellungen, namentlich Gregor Ghicas und Michel Kogalnitschanus bei den Kabinetten der Großmächte

nicht ertrotzen konnte, errang man sich einstweilen wenigstens um jeden Preis die Personalunion. Johann Alexander Cusa wurde zum Fürsten sowohl der Moldau, wie auch der Walachei gewählt (17. Januar und 5. Februar 1859). Auf diesen Mann war man, alle Bedenken beiseite lassend, einig geworden, weil kein andrer nichtrussischer Bewerber Aussicht hatte, in beiden Fürstentümern gewählt zu werden.

V.

Wie wenn es vom Schicksal so gewollt gewesen wäre, führte Cusa, der erste und letzte Fürst des geeinten rumänischen Reiches aus eingeborener Familie, wider Willen seinen Landsleuten den Beweis, daß kein Heil für das Land zu erwarten sei, außer von einem fremden und den überlieferten Interessen der einheimischen zumeist in russischem Solde stehenden Bojarenhäuser völlig entrückten Fürsten. Die Maitressen- und Günstlingswirtschaft, die alle Einkünfte des Landes verschlang und die innere Verwaltung zum Chaos gestaltet hatte, die Unmöglichkeit einer verfassungsmäßigen Regierung überhaupt, hatten das Land in wenig Jahren an den politischen und wirtschaftlichen Abgrund gebracht. Die Einziehung der Klostergüter und die Freimachung der fronpflichtigen Bauern gemäß dem achtundvierziger Nationalprogramm, die anzuordnen Cusa vergönnt war, sichern ihm seinen Platz in der rumänischen Geschichte. Aber zum wirklichen Wiederhersteller des Vaterlandes fehlte dem willensschwachen und ausschweifenden, politisch halt- und beziehungslosen Manne alles. Und so fiel er, wie er fallen mußte.

Geräuschloser und unblutiger hat wohl nie eine Militärrevolution einen Fürsten entthront und ins Exil geschickt, als die rumänische vom 23. Februar 1866. Die Leiter der nationalen Bewegung ließen sich von dem einmal klar erkannten Ziele in keinem Punkte abbringen; sie waren aufs neue an einem lebendigen Beispiel aus ihrer Mitte überzeugt worden, daß nur ein erblicher Fürst aus fremdem Herrscherhause, der den rivalisierenden, fast ausnahmslos mit griechischem Blute stark durchsetzten Großbojarenfamilien fremd war und blieb, dem Lande seine Wiedererhebung bringen und sichern könne, und wenn auch die Willkürlichkeiten Cusas in der inneren Verwaltung, seine schandvolle Günstlingswirtschaft Gründe genug für seine Beseitigung gewesen wären: den Ausschlag für seine Absetzung gab doch die Befürchtung, daß er die Berufung eines auswärtigen Prinzen an die Spitze des Landes hinauszögern und schließlich vielleicht vereiteln werde. Unverzüglich nach der Absetzung Cusas schritt man darum zur Wahl des neuen Fürsten, die zuerst auf den Grafen von Flandern fiel, und dann, als dieser auf Wunsch Napoleons abgelehnt hatte, auf den Prinzen Karl von Hohenzollern, den jetzigen König.

Um zu ermessen, was unter der nunmehr dreiunddreißigjährigen Regierung dieses Fürsten zu stande gebracht worden ist, muß man die Berichte der westeuropäischen Besucher dieser Länder aus jener Zeit nachlesen. An erster Stelle steht die Beschreibung der Moldau und Walachei von Neigebaur (dem preußischen Generalkonsul). Damals war das durch die unaufhörlichen Kriege und Be-

setzungen ausgesogene Land ohne Weg und Steg, von Brücken war keine Rede. Vor einen gewöhnlichen Reisewagen mußte man zwölf und mehr Pferde spannen, wenn man halbwegs sicher sein wollte, an sein Ziel zu gelangen. Die Bodenbestellung war so primitiv, daß man die Fürstentümer eher unter die Weideländer als unter die Ackerbauländer zählen durfte, zu einer staatlichen Verwaltung und Rechtspflege fehlten noch die Anfänge, da die Bojaren auf ihrem Grund und Boden bis dahin die Herren nicht nur über alles Hab und Gut, sondern auch über Leib und Leben gewesen waren. Einen Mittelstand gab es nicht, da man erst die Ketten der Leibeigenschaft und der Sklaverei hatte brechen müssen, um das Material für einen freien Bauern- und Bürgerstand zu schaffen. Selbst christlichen Kirchen wurden noch in diesem Jahrhundert von frommen Bojaren christliche Sklaven zum Geschenk gemacht. Cusa hatte 1864 mit einem Schlage, das nationale Programm von 1848 ausführend, 406 898 bis dahin an die Scholle gebundene eigentumslose Fronbauernfamilien für frei und zu Eigentümern von insgesamt anderthalb Millionen Hektaren Ackerland erklärt, die weit unter ihrem Werte mit 107 247 852 Lei von den früheren Eigentümern abgelöst wurden. Die Ablösung wurde 1880 beendigt.

Die Masse der Bevölkerung hatte bis dahin kein Vaterland, weil sie nicht frei war auf der Scholle, die sie bewohnte, die Mehrzahl der Großbojaren wiederum hatte keines, weil das Land, das ihnen ein solches hätte sein sollen, zu wenig Freuden und Anziehungen bot, so daß sie vorzogen, den größten Teil des Jahres im Auslande zu verleben. Zudem waren sie nur zu geringem Teile vollbürtige Kinder des Landes, sondern der Mehrzahl nach Griechen und Griechenabkömmlinge aus den verachteten Schichten des Fanars, die, nachdem sie als Fürsten in wenig Jahren ihrer Herrschaft Millionen erpreßt hatten, samt ihrer Familie und ihrem Anhang im Lande verblieben waren, ohne national mit demselben zu verwachsen. Wenn es trotz alledem in dreißig Jahren möglich gewesen ist, aus diesem Lande eines der blühendsten Bodenwirtschaftsgebiete mit den allermodernsten und entwickeltsten Verkehrsanlagen und ein kraftvolles nationales Staatswesen mit starker militärischer Wehr auf breiter demokratisch-konstitutioneller Grundlage zu schaffen, so muß nicht nur der Fürst, der 1866 an die Spitze des Landes berufen wurde, in seiner Person das höchste Maß staatsmännischer, militärischer und volkswirtschaftlicher Kenntnisse mit einer ungewöhnlichen Arbeitskraft vereinigen, sondern es muß doch auch in dem Volke selbst unter der verwilderten Oberfläche ein kraftvolles nationales Empfinden geschlummert haben, das, einmal von den wenigen mutvollen Führern und Weisen geweckt, nicht wieder zu unterdrücken und nicht mehr dauernd zu mißleiten war. Aus einer Horde von Zigeunern und ein paar hundert verlotterten Bojaren hätte auch ein Riese, hätte auch Fürst Karl in dreißig Jahren den Staat nicht schaffen können, der heute unter seinem Zepter blüht, selbst wenn ihm Glück und äußere Umstände so hold gewesen wären, wie sie sich ihm namentlich in den ersten Zeiten seiner Herrschaft spröde zeigten.

Die Riesenarbeit, welche dieser Fürst in drei Jahrzehnten vollbracht hat,

die Schwierigkeiten, die er zu überwinden, die Gefahren, denen er durch kluge Voraussicht auszuweichen hatte, all das ist in dem Werke: „Aus dem Leben König Karls von Rumänien“ (Stuttgart, bei Cotta) niedergelegt. Das Werk ist ein Memoiren- und Quellenbuch ersten Ranges und wird seinen Platz neben Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ behaupten.

Die Ruhe der Sammlung, welche sich Rußland nach der Demütigung auf dem Pariser Kongreß auferlegt hatte, kam Rumänien insofern zu gute, als es für eine längere Zeit sich selbst zurückgegeben ward. Das Uebergewicht, welches Frankreich seit dem Krimkriege und seit dem italienischen Kriege in Europa besaß, erleichterte nicht minder dem Fürsten Karl seine Stellung, brachte aber eine Art stilles Protektorat Frankreichs mit sich, das oft genug lästig und hemmend fühlbar wurde, bis der Ausgang des deutsch-französischen Krieges das europäische Gleichgewicht verschob und Rußland sein volles Ansehen wieder geltend zu machen ermöglichte. Die russische Diplomatie benutzte die geänderten Verhältnisse sofort, um auf dem Schwarzen Meere einen Vorstoß gegen die Alleinherrschaft der Türkei zu unternehmen und so die erste Bresche in den Pariser Vertrag zu bohren. Zugleich begann Rußland die militärische und die diplomatische Vorarbeit für den neuen Krieg, der die völlige Aufhebung dieses Vertrages, also auch die Aenderung seiner europäischen Südgrenze zur Frucht haben sollte. Alexander II. hatte vorgesorgt, daß er bei seinem Kriege gegen die Türkei nicht wie Nikolaus I. das geeinte Europa gegen sich sähe. Der Freundschaft Deutschlands sicher, Frankreich durch letzteres unter Schach wissend, versäumte die russische Diplomatie nicht, sich auch Oesterreichs auf alle Fälle zu vergewissern. Schwerlich ist der ganze Inhalt der Reichsstädter Abmachungen vom Juli 1876 und des österreichisch-russischen Vertrags vom 15. Januar 1877 heute noch öffentlich bekannt. Wahrscheinlich wenigstens ist, daß er auch Vereinbarungen für solche Möglichkeiten enthielt, die zwar drohten, aber doch nicht eingetroffen sind. Was aber nicht mehr bezweifelt wird, ist die Thatsache, daß Fürst Gortschakoff damit begann, Rumänien nicht als einen besonderen Staat, sondern als eine türkische Provinz zu behandeln. Die Gefahr war diesmal für Rumänien vielleicht größer als je zuvor, und nur der bewundernswerten Klugheit wie der unbeugsamen Festigkeit des Fürsten und seines Ministers Johann Bratianu war es zuzuschreiben, daß Rußland den Krieg nicht gleich von vornherein auf eine Art eröffnete, welche die staatliche Individualität Rumäniens beseitigt hätte. Gortschakoff lehnte anfangs hartnäckig die von Rumänien angebotene Waffengemeinschaft hochmütig ab und weigerte sich bis zum äußersten Augenblick, eine Durchzugskonvention mit Rumänien abzuschließen. Erst als er sich überzeugen mußte, daß der Fürst unbeugsam blieb, daß Rumänien thatsächlich ein eigner Staat geworden war und bleiben wolle, daß dieser Staat auch nicht wehrlos sei und daß der Fürst äußersten Falles, um seinen Standpunkt und sein Recht zu wahren, sich an der Spitze seiner Armee den Russen zum Gefecht stellen würde, gab er nach und schloß die Konvention ab. Doch blieb er entschlossen, aus ihr keinerlei staatsrechtliche Folgerungen zuzulassen. Die russische Zumutung, die rumänische

Armee truppweise unter russischen Befehl zu stellen, lehnte Rumänien in voller Erkenntnis ihrer Tragweite gleichfalls ab. Der Fürst behielt seine Armee zusammen und in der eignen Hand, erklärte, als er von den Mächten mit dem Verlangen die rumänische Neutralität gewährleistet zu wissen, im Stiche gelassen war, die Unabhängigkeit des Landes und den Krieg an die Türkei, den Rumänien selbständig mit seiner Armee durch die Beschießung Widdins begann.

Rußland hatte 1877 abermals die Kraft des türkischen Löwen unterschätzt. Die serbischen, montenegrinischen, griechischen Doggen in den Flanken, wehrte er sich den russischen Bären mit solcher Kraft von der Kehle ab, daß, wenn Rumänien seine Armee von Kalafat aus über die Donau den Russen in feindlicher Absicht in den Rücken geworfen hätte, als Osman ihre Reihen erschüttert hatte, der Feldzug für Rußland verloren gewesen wäre. Großfürst Nikolaus erkannte seine verzweifelte Lage und rief am 5. August 1877 die rumänische Hilfe an. Sie ist ihm rückhaltlos geworden, und die 35000 Mann und 108 Geschütze, die Fürst Karl gen Plewna brachte, haben dem letzten russisch-türkischen Kriege die entscheidende Wendung gegeben.

Rußlands Dank war karg. Im Vertrag von San Stefano, bei dessen Abschluß Rußland sich als Herr und Protektor über Rumänien benahm, wurde festgestellt, daß Rumänien unabhängig werden, das Stück Bessarabien, das es nach dem Krimkriege erhalten, wieder an Rußland verlieren und zum Entgelt die Dobrudscha von der Türkei erhalten solle. Rumänien selbst, das doch auch der Türkei den Krieg erklärt hatte, wurde von Rußland gar nicht befragt, den Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen gar nicht zugezogen. Die Gründe hierfür waren nicht bloß die Demütigung des Landes, sondern die Betonung des russischen Anspruchs, allein im Namen aller ehemaligen türkischen Vasallenstaaten aufzutreten und zu handeln. Auch wußte die russische Diplomatie sehr wohl, daß der Verlust des Bessarabischen Gebietes nach einem Kriege, in welchem Rumänien die Entscheidung herbeiführen geholfen hatte, die Stellung des Fürsten unmittelbar gefährden müsse, wie er sie thatsächlich gefährdet hat, da ein großer Teil der führenden Politiker verlangte, der Fürst solle lieber abdanken, als in die Abtretung Bessarabiens willigen. Gerade diese Wirkung der Abtretung Bessarabiens war von Gortschakoff nicht nur vorausgesehen, sondern augenscheinlich gewünscht worden. Rußland hatte längst die Erfahrung gemacht, daß das Haupthindernis, vielleicht das einzige Hindernis, welches sich der Erweiterung seiner Grenze bis zum Balkan entgegenstellte, die Person des Fürsten Karl war. Aus diesem Grunde that es zu keiner Zeit einen Schritt, rührte die russische Diplomatie niemals auch nur die Feder, um dem Fürsten in schwierigen und aufgeregten Zeiten zu Hilfe zu kommen. Im Gegenteil, Rußland stand in solchen Fällen stets auf Seite der Feinde des Fürsten, suchte die Zahl derselben zu verstärken, ermunterte sie mit Versprechungen und Geld. Als im Winter 1870/71 die großen, von Rußland genährten deutschfeindlichen Kundgebungen und Unruhen in Bukarest ausgebrochen waren, welche dem Fürsten damals eine Zeitlang den Gedanken eingaben, das Land seinem Schicksale zu überlassen,

wandte sich der so bitter Enttäuschte vertraulich an die auswärtigen Herrscher und Kabinette mit der Bitte um ihren Rat und, so weit es sein könne, ihre Unterstützung, die ja nicht nur seiner Person, sondern der Ruhe im Orient gegolten hätte. Von den Antworten, die der Fürst erhielt, lassen wir hier nur die bemerkenswerteste folgen. Unterm 10. Januar 1871 schrieb Fürst Bismarck aus Versailles an den Fürsten: „Ich habe lange Zeit die Hoffnung gehegt, daß Eure Hoheit in St. Petersburg eine wirksame Stütze finden würden, und habe daher immer die Rücksichtnahme auf Rußland anempfohlen. Auch jetzt hege ich noch keinen Zweifel an den persönlichen Gesinnungen Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, welcher ohne Zweifel für Eurer Hoheit Person die besten und freundschaftlichsten Wünsche hegt. *Aber ich habe mich namentlich in der letzten Zeit zu meinem Bedauern überzeugen müssen, daß dieses persönliche Wohlwollen durch die traditionelle Auffassung der russischen Politik, welche der Vereinigung der beiden Fürstentümer entgegen ist, überwogen wird. Die Thatsache, daß Eure Hoheit von Rußland keine, auch nicht eine diplomatische Unterstützung zu erwarten haben, ist mit dieser traditionellen Politik im Einklang, während mir für die feindliche Haltung der Wiener Politik gegen Eure Hoheit jede vom Standpunkte der österreichisch-ungarischen Politik mögliche logische Erklärung fehlt.*“

Die „traditionelle Auffassung der russischen Politik“, an welcher auch die freundschaftlichen Gesinnungen des Zaren nichts zu ändern vermochten und welche 1871 Rußland auf Trennung der Fürstentümer und als notwendige Folge davon auf Beseitigung des Fürsten hinarbeiten ließ, sie war es auch, welche Rußlands Heere 1877 über die Donau führte, und welche die russische Diplomatie bewog, der ausdrücklichen Bestimmung des Durchzugsvertrages mit Rumänien vom 16. April 1877 entgegen, letzterem Bessarabien abzunehmen. Wäre der stille Wunsch, der hierbei mitgewaltet hat, in Erfüllung gegangen, hätte der Fürst lieber seiner Stellung entsagt, als in den Verlust Bessarabiens gewilligt, so wären damals die Fürstentümer, zum mindesten die Moldau samt den Donaumündungen Rußland als reife Frucht zugefallen. Zum Glück für Rumänien wurde aber der Vertrag von San Stefano vor den europäischen Areopag nach Berlin gebracht, und die Beschlüsse Gesamteuropas waren für Rumänien und seinen Fürsten selbstverständlich nicht demütigend, da ja auch das mächtige Rußland sie hinnehmen mußte.

So behauptete Fürst Karl seine Stellung, das Land sein Ansehen. Wenn auch der Krieg keine namhafte Gebietsvergrößerung gebracht hatte, so hatte er Rumänien doch die Unabhängigkeit gesichert, welcher die Erhebung zum Königreiche die äußere Weihe verlieh.

VI.

Die „traditionelle russische Orientpolitik“ war aber mit der Annahme des Berliner Vertrages keineswegs aufgegeben oder auch nur zurückgestellt worden.

Auf dem Schwarzen Meer, in Bulgarien und nicht minder in Rumänien dauerte die stille Arbeit der Russifizierung fort, die in Bulgarien in der gewaltsamen Entfernung des Fürsten Alexander Battenberg, in Rumänien in den Bauernunruhen des Jahres 1888 neue Probe machte, nachdem dieses Königreich im Jahre 1885 durch die Erklärung der Autokephalie der Landeskirche den letzten bedeutsamen Schritt zur völligen Selbständigkeit gethan hatte. Rumänien bestand auch diesmal die Gefahr, und von da ab scheint, wie in Europa überhaupt, so auch in Rußland die Meinung Wurzel getrieben zu haben, daß man mit Rumänien als einem dauernden und zukunftsvollen selbständigen Staatswesen zu rechnen habe, als welches das Land selber sich zu fühlen gelernt und begonnen hatte.

Die Zahl jener Rumänen, welche von einem Aufgehen des Landes in Rußland oder einem russischen Protektorate bessere Verhältnisse erwarteten, war von Jahr zu Jahr geringer geworden und endlich auf ein bedeutungsloses Häuflein zusammengeschmolzen. Es war das die natürliche Wirkung der wahrhaft staunenswerten Fortschritte, die das Land in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung dank der rastlosen Initiative des Königs von Jahr zu Jahr machte. Diese Fortschritte sind auf allen Gebieten so gewaltige und augenfällige, daß sich ein wirklich dynastisches Gefühl, eine aufrichtige Begeisterung für den König selbst in den sprödesten Gemütern herausbilden mußte. Die breite Masse des Volkes — und gerade sie — hat endlich den Herrscher verstehen gelernt und fügt sich vertrauensvoll seiner Führung. Die Regelung und Sicherung der Thronfolge und die nach jeder Richtung hin ungemein glückliche Vermählung des Thronfolgers mit der Enkelin der Königin von England und des Kaisers Alexander II. von Rußland, also der nahen Verwandten der zurzeit regierenden Kaiser von Deutschland und Rußland, trug naturgemäß dazu bei, das Nationalgefühl zu befriedigen, das dynastische Empfinden zu vertiefen und zu verallgemeinern.

Zar Alexander III. hat zeitlebens die staatsrechtlichen Zustände, die der Berliner Vertrag an der unteren Donau geschaffen, nur widerwillig ertragen und nicht als definitive angesehen, und die richtige Erkenntnis, daß nur in der rumänischen Dynastie die Schwierigkeit für die Verwirklichung der Politik Alexanders I. liege, brachte ihn und die russische Diplomatie dazu, alles zu versuchen, um die Festigung der rumänischen Dynastie zu hintertreiben, deren Vorhandensein er persönlich sogar ostentativ ignorierte.

In dem Augenblick, da Rußland im Verein mit den übrigen Großmächten die Politik der Ruhe unter Aufrechthaltung der bestehenden Besitzverhältnisse einzuschlagen sich entschließen wollte, war ein in sich geeintes, in geregelten Verwaltungs- und Verfassungszuständen lebendes Rumänien sein natürlicher Unterstützer, recht eigentlich sein Verbündeter. Nikolaus II. hat das Einhalten einer konservativen Balkanpolitik zum russischen Orientprogramm erklärt. So lange dies Programm bestehen bleibt, fehlt jeder politische Gegensatz zwischen Rußland und Rumänien.

VII.

Wenn man die Zustände Rumäniens in wirtschaftlicher, nationaler, militärischer und politischer Beziehung vor einem halben Jahrhundert, wie sie uns die damaligen Besucher der Fürstentümer geschildert haben, mit den heutigen Verhältnissen vergleicht, so erhält man ein Bild des Fortschrittes, wie es in der Geschichte kaum ein zweites giebt.

Da, wo das Hauptinventarienstück eines Gutsbesitzers oder Pächters die Peitsche ist, und der Bearbeiter des Bodens kein Eigentum hat noch erwerben kann, fehlt selbstverständlich jede Voraussetzung eines halbwegs vernunftgemäßen Ackerbaues. Man greift schon sehr hoch, wenn man annimmt, daß vor fünfzig Jahren in Rumänien der achte Teil des ertragfähigen Ackerlandes bebaut worden sei. Und die damalige Behandlung des Bodens verdiente kaum den Namen einer Bebauung. Eisen fehlte an den Ackergeräten gänzlich. Natürlich gab es in einem Lande, wo die Landwirtschaft nur hölzerne Ackergeräte hatte, auch keine Dreschmaschine. Der Drusch des Getreides geschah durch Pferde, von denen lediglich zu diesem Zwecke auf einem Gute oft über hundert gehalten wurden. Das Reinigen des Getreides besorgte man durch Aufwerfen desselben in die Luft mittels hölzerner Schaufeln; der Wind trug dann die Spreu etwas weiter als das schwerere Getreide, das näher dem Ausstreuer zur Erde zurückfiel als jene. Da Wege und Brücken im Lande fehlten, war die Ausfuhr von Getreide aus dem Inneren kaum möglich. Die riesigen Waldungen des Landes waren aus demselben Grunde wertlos und wurden durch Anzünden verwüstet, um Weideplätze für die Ziegenherden zu liefern. Mitte der vierziger Jahre verkaufte Fürst Stirbey dem Franzosen Condemine aus seinen nahe der Donau gelegenen Waldungen in der kleinen Walachei über 100000 herrliche Kerneichen, die an Ort und Stelle zu Faßdauben verarbeitet wurden, das Stück zu fünf Franken. Darunter waren Bäume, welche 3000 Dauben lieferten, für welche in Bordeaux 1000 Franken gezahlt wurden. Der Unternehmer hat an jedem Baume über 30 Franken rein verdient.

Und nun vergleiche man die jetzige rumänische Landwirtschaft mit den also geschilderten Zuständen um die Mitte des Jahrhunderts! Heute durchziehen nicht nur gute Straßen, sondern über 3000 Kilometer Eisenbahnen das Land. Die Saat wird mit den modernsten Pflügen und Maschinen, vielfach mit Dampfpflügen vorbereitet und bestellt, ebenso wird mit Maschinen geerntet und gedroschen, und wegen seiner Reinheit ist das aus den rumänischen Silospeichern kommende Getreide auf den Märkten Europas berühmt. Die Ausfuhr Rumäniens, die noch im Jahre 1860 unter 100 Millionen Franken geschätzt wurde, beträgt jetzt 350 Millionen und geschieht zu einem ansehnlichen Teile auf rumänischen Schiffen. Seit zwei Jahren hat die rumänische Schiffahrt in der Sulina Deutschland und Frankreich überflogen und Rußland eingeholt. Die rumänische Flagge ist heute nicht mehr fremd auf dem Weltmeer.

In welchem Maße die bebaute Fläche zugenommen hat, mögen die wichtigsten Ziffern darthun. Vom Durchschnitt des Jahrzehnts 1867—1876 stieg zum

Durchschnitt des Jahrzehnts 1887—1896 die Anbaufläche und das Erträgnis der Hauptgetreidearten in Rumänien wie folgt im Durchschnitt der Jahre:

1867—1876:	1887—1896:
Weizen von 970 000 Hektaren	auf 1 400 000 Hektare
im Ertrage von 10 303 000 Hektoliter,	im Ertrage von 20 303 000 Hektoliter,
Roggen von 122 500 Hektaren	auf 190 000 Hektare
im Ertrage von 1 126 000 Hektoliter,	im Ertrage von 2 648 000 Hektoliter,
Gerste von 337 300 Hektaren	auf 554 300 Hektare
im Ertrage von 4 062 000 Hektoliter,	im Ertrage von 7 875 000 Hektoliter,
Hafer von 84 810 Hektaren	auf 230 000 Hektare
im Ertrage von 1 091 500 Hektoliter,	im Ertrage von 3 900 300 Hektoliter,
Mais von 1 198 500 Hektaren	auf 1 808 700 Hektare
im Ertrage von 15 451 000 Hektoliter,	im Ertrage von 22 600 000 Hektoliter.

Im Jahre 1862 betrug die mit Getreide bebaute Bodenfläche insgesamt 1 493 944 Hektar, im Jahre 1896 dagegen 4 683 020 Hektar.

Daß unter der Herrschaft des organischen Statuts das in seinen obersten Schichten vom kosmopolitischen Griechentum durchsetzte Bojarentum nicht fähig und nicht willens war, nationales Bewußtsein zu pflegen und zu wecken, braucht kaum gesagt zu werden. Der Rumäne jener Zeit hatte eine Scholle, aber kein Vaterland. Letzteres hat ihm erst sein jetziger Herrscher geschaffen und wiedergegeben. König Karl hat endlich das Volk begreifen gelehrt, welch ein Hochgefühl und welch ein Vorteil zugleich es ist, ein geachtetes Vaterland zu haben. Wenn auch gerade auf diesem Gebiete, der Pflege des selbstlosen Patriotismus, noch viel zu arbeiten ist, und wenn vielleicht noch eine Generation aussterben muß, bis die schlechteren Instinkte durch die guten völlig zur Ohnmacht gezwungen sein werden, so ist doch nicht zu verkennen, daß heute im Gegensatz zu der Zeit vor noch nicht zwei Jahrzehnten kein Bürger des Landes, ohne der Lächerlichkeit und Verachtung zu verfallen, mehr wagen darf, öffentlich die Nation zu verleugnen, zu verkleinern oder gar die Fleischtöpfe eines russischen Protektorates zu preisen.

Jeder Staat, der diesen Namen verdient, muß eine Individualität, eine Einheit und zwar eine freie Einheit sein. Das will sagen, daß er wehrhaft sein muß. Als Fürst Karl nach Rumänien kam, konnte man von einer rumänischen Armee nicht sprechen. Auf diesem Gebiete war nicht weniger als alles neu zu schaffen. Zum Glück für das Land war der Fürst, den es sich erwählte, Berufssoldat, der sein Fach durch und durch kannte. Er hat dem Lande unter unsäglichen persönlichen Mühen und Arbeiten eine Armee geschaffen, der allein es vielleicht verdankt, daß Rußland 1877 die Gortschakoffsche Drohung über es (und damit über seine Selbständigkeit) einfach hinwegzumarschieren, nicht ausführen konnte.

Die Selbständigkeit Rumäniens ist durch den feierlichsten Völkerrechtsakt der Neuzeit, den Berliner Vertrag, ausgesprochen und somit von allen europäischen Großmächten gewährleistet. Seine Aufnahme unter die Mitglieder der europäi-

schen Donaukommission hat es an die Seite der Großmächte erhoben, welche den Pariser Frieden unterzeichnet haben. Nur die Rumänen selbst könnten ihre nach so großen Anstrengungen endlich erreichte Unabhängigkeit wieder in Gefahr bringen. Und sie thäten es, wenn sie im Inneren uneins würden oder nach außen auf Abenteuer ausgingen. Es hat auch nach dem Berliner Vertrag noch Zeiten und Umstände gegeben, welche den inneren Frieden und den Bestand der Dynastie bedrohten, und Rußland hat bei solchen Anlässen nicht gerade die loyalste Nachbarschaft bewiesen. Heute darf man es mit aller Zuversicht aussprechen, daß seit der so ungemein glücklichen Sicherung der Erbfolge für mehrere Generationen die inneren Gefahren zwar nicht völlig überwunden sind, wie die monströsen Ereignisse bewiesen haben, welche im April dieses Jahres zum Rücktritt des Ministeriums D. Sturdza führten und deren Folgewirkungen noch nicht abgeschlossen sind, aber doch nicht notwendig bei jedem Ausbruch den Thron mitangreifen, — eine Thatsache, die darum nicht weniger wahr ist, als sie nicht infolge der Loyalität der Altbojaren, die sich jüngst vom königsfeindlichen Pöbel zur Herrschaft tragen ließen, bewiesen wurde, sondern von der zurückgetretenen nationalliberalen Regierung.

Was die Führung der äußeren Politik betrifft, die der König persönlich sich vorbehielt, so ist dieselbe zu allen Zeiten davon ausgegangen, daß Rumänien sich aller und jeder Abenteuer enthalten solle und müsse. Zu keiner Zeit ist eine Störung der Ruhe in dem bösesten europäischen Wetterwinkel von Rumänien ausgegangen oder unterstützt und gefördert worden, — ein Lob, das keinem einzigen der sogenannten Balkanstaaten gespendet werden kann. Selbst bei der in der Sache unnachgiebigen Verteidigung der Rechte Rumäniens auf der Donau gegenüber Oesterreich-Ungarn bei der Londoner Konferenz 1883 wußte Rumänien stets einen Ton und ein Verfahren zu beobachten, daß auch die Gegner zur Mäßigung genötigt und die Fäden der Verständigung zwar zeitweilig aus der Hand gegeben, aber nicht für immer abgerissen wurden; — „morgen ist auch noch ein Tag.“

Unablässig war der König im Verein mit seinen Ratgebern bedacht, die Wichtigkeit der geographischen Lage des Landes für die Vermittlung des Verkehrs von Nord- und Nordwesteuropa mit der Levante und dem Suezkanal zu betonen und in Rumänien die Mittel des Bahn- und Seeverkehrs auf eine solche Höhe und Vollendung zu bringen, daß die großen nördlichen Exportländer mit Sicherheit ihren Levante- und Suezexport über Rumänien leiten könnten. Auch dieses Ziel ist dank der Einsicht und diplomatischen Geschicktheit des vormaligen Ministerpräsidenten Sturdza zum guten Teile erreicht worden. Neben dem materiellen Gewinn erwächst dem Lande daraus der moralische Vorteil, den Beweis zu erbringen, daß die Erfordernisse des internationalen Verkehrs bei Rumänien so viel Verständnis und so viel Unterstützung zu gewärtigen haben, wie bei irgend einer Macht, und daß beispielsweise der Anspruch Oesterreich-Ungarns, Rumänien seine Rechte auf der Donau abwärts des Eisernen Thores wegzunehmen, vor Europa nicht mit der Behauptung einleuchtend gemacht

werden kann, Rumänien biete keine Gewähr, daß es den Erfordernissen des Weltverkehrs genügend guten Willen und Leistungsfähigkeit entgegenbringen werde. Rumänien hat thatsächlich keine finanziellen Opfer gescheut, um seine wirtschaftlichen Verkehrsmittel auf die volle Höhe eines modernen Kulturstaates zu heben, und hat von allen Mächten die rücksichtslose Anerkennung dieser bewundernswerten Leistung erhalten. Darin liegt in unserm Zeitalter des Verkehrs und des friedlichen Wettbewerbs der Nationen um die Mehrung der materiellen wie ethischen Güter auch die Anerkennung der Bedeutsamkeit Rumäniens in der europäischen Staatenfamilie. Die so sichtbarlich betonte Anerkennung der Staatsschöpfung des Königs Karl gerade durch Rußland hat darum eine ganz besondere Bedeutung, weil Rußland am westlichen Schwarzen Meer der direkte Verkehrskonkurrent Rumäniens ist und auf die ausschließliche Beherrschung der Donaumündungen zu Gunsten einerseits Europas, anderseits Rumäniens hat verzichten müssen.

VIII.

So wichtig Rumänien als reiches und entwicklungsfähiges selbstherrliches Wirtschafts- und Verkehrsgebiet aber auch ist, dessen Jahresumsatz in Ein- und Ausfuhr heute bereits über 500 Millionen Mark ausmacht, so wird doch die Bedeutsamkeit dieses Staatswesens auf der politischen Weltkarte durch seine Handels- und Verkehrsziffern keineswegs erschöpft. Rumänien hat auch ein politisches Gewicht, und sogar ein sehr starkes, in der Statik Europas. Talleyrand und Cavour gingen von demselben Grundgedanken aus, als sie es für wünschenswert erklärten — jener, daß das damalige deutsche Oesterreich, dieser, daß ein selbständiger, nichtslawischer Staat zwischen Rußland und die Türkei in Europa eingeschoben werde. Die Vertreibung der Türken aus Europa hat sich nicht nur als ein größeres militärisches, sondern auch als ein größeres politisches Problem herausgestellt, als Alexander I. und seine ersten Nachfolger annahmen. Anderseits bot die historische Unfähigkeit der Osmanli, nichtmohammedanische, insbesondere christlichorthodoxe Völker halbwegs erträglich zu regieren, der größten orthodoxen Macht schier zu jeder Zeit zu Feindseligkeiten einen Anlaß, dessen Triftigkeit keine zivilisierte Macht bestreiten konnte. Diesen Anlaß hat Rußland nicht nur, wie Bismarck einmal bemerkte, in diesem Jahrhundert, sondern, wie ein andrer Diplomat dargethan hat, auch im vorigen Jahrhundert durchschnittlich alle zwanzig Jahre einmal wahrgenommen. Während nun das übrige Europa schon die allmähliche Vorschiebung der russischen Grenze bis zur Donau und zur Umschließung des gesamten nördlichen Schwarzen Meeres für eine bedenkliche Verrückung des europäischen Gleichgewichts ansah und demgemäß praktisch auffaßte, geriet Rußland nach jedem siegreichen Kriege mit der Türkei in eine neue und nachhaltige Verstimmung gegen die übrigen Großmächte, weil es sich von diesen um die ersehnten Früchte seiner Siege betrogen fühlte. Eine weitgehende Vergrößerung des habsburgischen Reiches in der Richtung der untern Donau und des Balkans hätte wiederum von Rußland als eine Verrückung des europäischen Gleichgewichts zu seinem Nachteil

empfunden werden müssen. Eine Zeitlang herrschte darum in der europäischen Diplomatie, wie gezeigt wurde, der Gedanke, diese Schwierigkeit der Lösung der orientalischen Frage dadurch zu umgehen, daß Rußland und Oesterreich sich in die unteren Donaugebiete teilen sollten. Dieser Gedanke, der für die Zukunft Rumäniens die größte Gefahr bildete, ist wohl als gänzlich aufgegeben zu betrachten, seit die habsburgische Monarchie die jetzige dualistische Gestaltung erhalten hat. Ungarn könnte seinen magyarischen Charakter nicht beibehalten, wenn es zu den jetzigen drei Millionen kompakt wohnenden Rumänen noch drei bis vier Millionen dazu erhielte. Die führende Rasse in Ungarn wird und muß sich darum allen derartigen Plänen aus dem Trieb der Selbsterhaltung widersetzen.

So erweist sich die Schaffung und die ehrliche Anerkennung des selbständigen, keinen seiner Nachbarn bedrohenden Zwischenstaates zwischen Oesterreich-Ungarn, Rußland und den türkischen Balkanstaaten geradezu als ein Gebot, als eine Notwendigkeit des europäischen Gleichgewichts.

Man kann es heute kaum mehr begreifen, daß sich dieser Staat unter dem Widerspruch und der Feindschaft seiner christlichen Nachbarn bilden mußte. Zu schwach, um auf eine Eroberungspolitik selbst wenn er wollte, zu sinnen, ist der rumänische Staat doch militärisch mächtig genug, um auch von einer Großmacht nicht ohne weiteres überrannt werden zu können oder bei einer kriegerischen Operation eines Nachbarn gegen eine dritte Macht außer Rechnung bleiben zu dürfen. Mit der Errichtung des selbständigen rumänischen Staates ist nicht nur ein bedeutendes Ländergebiet, das beständig, wie wir gesehen haben, den Gegenstand der Begehrlichkeit mächtiger Nachbarn bildete und als solcher ohne sein Verschulden den Frieden bedrohte, aus dem Bereich der orientalischen Fragen ausgeschaltet worden, sondern dadurch, daß an Stelle eines großen Gebietes der Unruhe und Beunruhigung ein wohlgeordnetes, mit Kraft und Weisheit geleitetes Staatsgebilde getreten ist, wurde ein mächtiges Bollwerk des Friedens geschaffen, dessen Einreißung keine der Großmächte, die es umschließen und die es zu früheren Zeiten an sich zu bringen trachteten, der andern oder einer dritten würde gestatten können.

Nicht der Berliner Vertrag, den Rußland ebensowenig für ewige Zeiten als das letzte Wort in der Orientfrage ansieht, wie es den Pariser Vertrag als ein solches auffaßte, hat Rumänien seine Bedeutsamkeit im europäischen Gleichgewicht gegeben und seine Zukunft gesichert, sondern die eigne Kraft und die von ihm bewiesene Fähigkeit, ein wohlgefügtes, friedliebendes, dem Kulturfortschritt sich mit allen Kräften widmendes Staatswesen zu werden. Darum hat auch Rußland nicht am Tage der Unterzeichnung des Berliner Friedens aufgehört, die Möglichkeit einer Zerstörung oder eines Zerfalles des rumänischen Staatswesens in Berechnung zu halten, sondern es hat erst der Erkenntnis bedurft, daß es dem rastlosen Arbeiten des Königs Karl in der That gelungen sei, die Pfosten des Staatsbaues wirklich so fest zu fügen, daß sie Sturm und Wetter stand halten werden, bis die Reise des Königs nach Rußland und die großartige Ehrung desselben am Zarenhofe möglich wurde.

Rumäniens Zukunft wird in absehbarer Zeit nicht von außen her bedroht werden; die Gefahren, die es noch zu bestehen hat, liegen auch heute noch im Inneren. Hier ist noch immer nicht alles gethan, wie die Ereignisse des Frühjahrs 1899 beweisen; aber es ist doch alles im Werke und im Besserwerden, vor allem die Erkenntnis, daß Heil und Zukunft des Landes zusammenfallen und abhängen von dem Bestande und der Kraft der Dynastie, deren so glückliche Sicherung den Lebensabend eines Staatengründers und Herrschers verschönert, dessen schlichte Größe wenig Beispiele in der Geschichte hat. Seiner Weisheit und arbeitsvollen, durch manche harte Probe hindurchgegangenen Charaktertapferkeit haben es die Rumänen zu danken, daß ihre staatliche Selbständigkeit nicht nur durch Verträge ausgesprochen, sondern, was wertvoller ist, auch als eine im Interesse Europas und der friedlichen Entwicklung seiner Geschicke gelegene politische Notwendigkeit anerkannt wurde. König Karl hat das Land der Erreichung des Zieles nahe gebracht, das ihm einst Fürst Bismarck vor Augen gestellt hat: aus den vereinigten Fürstentümern ein Belgien an den Donaumündungen zu machen. Das, wo nicht erreicht, so doch menschlicher Voraussicht nach für seine Nachfolger gesichert zu haben, mag ihm als der schönste Lohn erscheinen für ein in Arbeit und Sorge, in Abgeschiedenheit und oft genug inmitten von Feindseligkeiten vollbrachtes Menschenleben, in dessen kritischsten Stunden er Rat und Entschluß nur bei sich selber finden konnte. Er hat, unbeirrt und unberührt vom Geschwätz und Getriebe der Parteiungen, das von außen und innen lange und hart gefährdete Schifflein durch Klippen und Brandungen endlich doch in den Hafen gebracht, an das Wort erinnernd, das Uhland auf jenen andern großen Karl anwandte:

Der König Karl am Steuer saß;
Der hat kein Wort gesprochen, —
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

Wien, im Herbst 1899.

Die Chemie im Dienste der Menschheit.

Von

Felix B. Ahrens.

So gut accreditiert bei den weitesten Schichten der Menschheit ist keine Wissenschaft wie die Physik und die Chemie; keine andre tritt aber auch so unmittelbar in die Oeffentlichkeit, keine andre bringt sich dem einzelnen wie der Gesamtheit so menschlich nahe, wie dieses mit seinen Gaben so verschwenderische Schwesternpaar. Die Wunder der Elektricität sind derart Gemeingut geworden,

daß elektrisch bewegte Wagen, Telephon, Phonograph und andres mehr Kinderspielzeug geworden sind; Photograph ist beinah jeder dritte Mensch, und er arbeitet und hantiert mit Linsen und Blenden, mit Entwicklern und Verstärkern und allen möglichen Chemikalien wie ein Fachmann; über Auer-, Acetylen- und Nernst-Licht ist jedermann informiert; von Panzerplatten, Torpedos, Dynamit und rauchlosen Pulvern, von leuchtenden Farben, die ihren dunkeln Ursprung im Teer haben, von den ebenfalls daraus hervorgehenden Saccharin, Phenacetin, Antipyrin, Salipyrin, von künstlichem Moschus und Veilchenparfüm — wer hätte von allen diesen Dingen nicht mehr oder weniger gehört! Durch dieses Eingreifen in das Einzelleben wirken Chemie und Physik viel mehr erziehlich, bildend, zum Denken anregend auf die Allgemeinheit, als alle andern Wissenschaften; aber sie selbst haben ihren Vorteil davon; denn je größeres Interesse sie erregen, je mehr steigert sich die Zahl ihrer Anhänger, ihrer Bewunderer und damit ihrer Förderer und ihrer Jünger; sie erziehen sich ein Heer von begeisterten Mitarbeitern, die je nach Anlage, Verhältnissen und Neigung neue Wege weisen oder die schon betretenen zu höchster Vollkommenheit ausbauen. Diese gemeinsame Arbeit, in die sich der wissenschaftliche Forscher und der forschende Techniker teilen, führt dann langsam dem Ziele entgegen, an dem alle Naturwissenschaften zusammenkommen und dem sie alle zustreben, jede nach ihrer Weise: das ewig waltende Naturgesetz in voller Klarheit zu erfassen. Die Chemie hat in den letzten Jahrzehnten ihre größten Triumphe in Deutschland gefeiert, weil man hier erkannt hat, daß die Technik am besten gedeiht, wenn sie streng wissenschaftlich gebildeten Männern unterstellt ist; und daß es von größter Wichtigkeit für die reine Wissenschaft ist, in ununterbrochener Fühlung mit der Technik zu bleiben. Durch Ausnutzung dieser Erkenntnis ist die Chemie in Deutschland zu dem Baume ausgewachsen, der in idealem und realem Sinne goldene Früchte getragen hat und weiter verheißt.

Es lohnt der Mühe, einen Blick in das Reich und in die Arbeitsstätte des Chemikers zu werfen; beginnen wir mit der uns umgebenden atmosphärischen Luft! Man ist gewöhnt, sie als farbloses Gas zu kennen, welches, abgesehen von der in ihr stets vorhandenen Kohlensäure, Wasserdampf und dergleichen, aus Sauerstoff und Stickstoff besteht. Nun hat vor wenigen Jahren Lord Raleigh die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß der aus der Atmosphäre gewonnene Stickstoff eine etwas größere Dichte besitzt als der aus Ammoniak oder salpetersauren Salzen bereitete, und als er dieser Eigentümlichkeit nachforschte, entdeckte er, daß dieser Luftstickstoff stets vermischt war mit einem andern gasförmigen Bestandteile, der durch die Spektralanalyse als ein neues Element erkannt wurde, welches Argon getauft wurde. Auf der Suche nach einer Verbindung des Argons entdeckten Raleigh und Ramsay im Clevit und andern seltenen uranhaltigen Mineralien ein ebenfalls durch sein Spektrum als neu erkanntes, aber bereits in der Chromosphäre der Sonne vermutetes Element, welches den Namen Helium erhielt und später ebenfalls von Ramsay in der Luft aufgefunden wurde.

Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß gerade zu derselben Zeit Carl Linde in München eine nach neuen Prinzipien ersonnene Maschine konstruiert hatte, mit welcher es verhältnismäßig leicht gelang, die atmosphärische Luft in eine farblose, von festen, abfiltrierbaren Flocken von Kohlensäure durchsetzte Flüssigkeit zu verwandeln welche die Eigentümlichkeit zeigte, daß von ihr zuerst überwiegend der Stickstoff, dann der Sauerstoff abdampfte und schließlich ein Rückstand sich erhalten ließ, in welchem neben Sauerstoff und Argon noch ein neues Element gefunden wurde, das Ramsay „Krypton" nannte und das durch eine grüne Spektrallinie, deren Wellenlänge sehr nahe an der des Nordlichtes liegt, charakterisiert ist. Eine genaue Untersuchung des mittels flüssiger Luft verflüchtigten Argons spielte Ramsay noch die neuen Elemente Metargon, Neon und Xenon in die Hände, so daß wir nunmehr acht Elementarbestandteile der atmosphärischen Luft kennen. Das Studium derselben ist freilich noch lange nicht abgeschlossen, und die Chemiker sehen mit Spannung den für eine ihrer geistvollsten und bisher bewährtesten Theorien, für das „periodische System der Elemente", höchst bedeutungsvollen weiteren Resultaten jener Untersuchungen entgegen. Die Möglichkeit der Verflüssigung der atmosphärischen Luft hatte allein diese zahlreichen Elemente zu entdecken ermöglicht, die bei ihrer Verdampfung entstehende Kälte hatte genügt, das Argon in den flüssigen Zustand überzuführen, sie genügt auch Alkohol und Aether in feste weiße Krystalle zu verwandeln — sie erscheint uns in einem neuen Lichte, wenn wir an ihre technische Verwertung denken.

Schon heute ist flüssige Luft ein Sprengmittel von großer Kraft und dabei bemerkenswerter Gefahrlosigkeit, schon heute bedienen sich chemische Betriebe für ihre Zwecke statt der gasförmigen der flüssigen Luft beziehungsweise eines aus ihr gewonnenen hoch- (circa fünfzig-)prozentigen Sauerstoffs und, wenn nicht alles trügt, geht die Technik in verschiedenen Zweigen durch Lindes Luftverflüssigungsmaschinen großen Verbesserungen entgegen, denn es ist schon jetzt möglich, einen Kubikmeter fünfzigprozentigen Sauerstoffs für nur 1,2 Pfennig herzustellen. Bei solchem Preise, der ja nur heruntergehen kann, eröffnet sich die Aussicht, Sauerstoff statt Luft zur Darstellung von Hüttenprodukten, wie Bessemerstahl und so weiter, sowie zur Unterhaltung der Verbrennung bei den Feuerungsanlagen mit bedeutendem Nutzen zu verwenden. Zu dieser Prophezeiung führt die einfache Ueberlegung, daß jede Verbrennung nur durch den Sauerstoff zu stande kommt; so lange wir nun Luft in einen Ofen treten lassen, führen wir mit dem in ihr enthaltenen Sauerstoff gleichzeitig den fünffachen Betrag an völlig nutzlosem Stickstoff ein, der sich auf die Verbrennungstemperatur erwärmt und dann unter Entführung großer Wärmemengen in den Schornstein geht. Die große Verdünnung des Luftsauerstoffs vermindert zudem seine Reaktionsfähigkeit, so daß stets ein bedeutender Luftüberschuß zur Verwendung gelangen muß. Alle diese Uebelstände fallen fort, wenn in Zukunft hochprozentiger Sauerstoff in die Oefen geblasen werden wird; freilich wird sich unter den Ausgaben neben dem Posten „Brennmaterial" ein neuer bisher nicht dagewesener, „Sauer-

stoff", einstellen; doch wird diese Mehrausgabe reichlich aufgewogen durch Ersparnis an Kohlen und bessere Ausnutzung des Wärmewertes derselben, sowie dadurch, daß die hohen, teueren Fabrikschornsteine sehr zusammenschrumpfen können, weil die Anforderungen an ihre Zugkraft erheblich herabzusetzen sein werden.

Unermüdlich sind die Chemiker an der Arbeit, dem in großen Mengen in den Kokereien und den Leuchtgasanstalten gewonnenen Steinkohlenteer neue Verbindungen abzuringen, beziehungsweise daraus noch unbekannte oder bisher nur in der Natur gefundene Substanzen darzustellen. Und wie ist der einst verachtete schwarze Geselle schon zu Ehren gekommen, seit man entdeckt hat, daß in ihm, wie in einem Accumulator, die ganze glühende Farbenpracht, die die Tropensonne vor ungezählten Jahrtausenden in die jetzt zu Kohle gewordenen Pflanzen gebannt hat, enthalten und herauszuholen ist. Nach Tausenden zählen die Substanzen, die ihm entstiegen oder als Kinder des Benzols aus den Retorten und Gläsern des Chemikers hervorgegangen sind, und abermals nach Tausenden die Stoffe, die in allen Farben des Spektrums schillern und glänzen. Und Tag für Tag werden neue Farbstoffe entdeckt, immer neue Nuancen kommen in den Handel, immer höher werden die Ansprüche an die „Echtheit" der Farben geschraubt. Und unablässig geht das Streben dahin, die mancherlei mit wertvollen Eigenschaften ausgestatteten Farbstoffe künstlich herzustellen, die die Natur der Pflanzenwelt geschenkt und die wir ihr zu selbstsüchtigen Zwecken entreißen. Bis vor kurzer Zeit war dieses Mühen nur bei den Krapp- oder Alizarinfarbstoffen geglückt, heute hat die deutsche Farbentechnik den Triumph, auch künstlichen Indigo konkurrenzfähig auf den Markt zu bringen.

Doch noch in andrer Richtung lassen sich die Kräfte, die in dem Teere schlummern, wecken und zum Heile der Menschheit verwenden. Es sei dabei an die mit antiseptischen Eigenschaften ausgestatteten Phenole, mit der Karbolsäure an ihrer Spitze, und an das Naphthalin mit ihren allgemein bekannten Verwendungen erinnert. Doch unzufrieden, wie der Mensch nun einmal ist, hat er aus Teerprodukten noch eine ganze Anzahl von Antisepticis künstlich hergestellt, so Sapokarbol, Kreolin und Lysol, Solveol und Solutol, Aseptol, Asaprol und Alumnol, Diaphterin, Dermatol, Aristol, Europhen, Sosojodol, Losophan und andre mehr, von denen die letztgenannten zum Ersatz des in der Wundbehandlung dennoch unentbehrlichen Jodoforms, vor dem sie den Vorzug der Geruchlosigkeit besitzen, erfunden worden sind. Zwar nicht dem Teere entstammend, sei hier dennoch des Formaldehyds und seiner Abkömmlinge gedacht, die zu den hervorragendsten antiseptischen Arzneimitteln gehören. In andrer genügend bekannter Weise hat sich die 1875 von Kolbe aus Karbolsäure dargestellte Salicylsäure und das von Knorr entdeckte Antipyrin Anspruch auf den Dank der Menschheit erworben.

Die Einführung des Antipyrins in den Arzneischatz bedeutet den Anfang einer Epoche künstlicher Heilmittel; dasselbe kam zu einer Zeit auf, als großer Bedarf nach fieberwidrigen Mitteln war und das Chinin im Preise sehr hoch stand, es zeigte ausgezeichnete Wirkung, war relativ billig und hatte dementsprechend

ungeheuren Erfolg. Dieser Erfolg reizte, und in rascher Folge erschienen eine große Zahl Konkurrenten zur Bekämpfung des Fiebers, von denen aber nur wenige wie das Antifebrin, Phenacetin, Salipyrin sich dauernd Freunde verschafft haben.

Auch in die Wirkungssphäre der Salicylsäure wurde eingegriffen, es entstanden zur Bekämpfung des Gelenkrheumatismus die Salole, das Salophen, Salokoll, Agathin und andre, und als Mittel gegen Gicht wurden Lysidin, Piperazin und Piperidin erkannt. Eine andre chemisch-medizinische Richtung legte sich darauf, dem Unglücklichen, den der Schlaf flieht, der, von Schmerzen gepeinigt, ruhelos auf dem Lager sich wälzt, die Ruhe und Erquickung des Schlummers zu verschaffen, ohne ihn in die süßen, gefährlichen Träume des Morphiumrausches zu hüllen; dazu entstanden Amylenhydrat, Sulfonal, Trional, Tetronal, Paraldehyd, Chloral und andre mehr, und als Antiseptica schlossen sich Chloroform, Chloräthyl, Bromäthyl, Jodäthyl an. Es herrschte jahrelang eine wahre Hochflut in künstlichen Heilmitteln, jeder Tag fast brachte deren neue, und Arzt und Apotheker sahen mit leisem Schauder auf diesen überreichen Segen: der Glanz der meisten dieser Sterne ist schnell erloschen, ebenso wie die Lust der Kliniker, sich mit dem Studium neuer Arzneimittel zu befassen. Das ist zwar begreiflich, aber im wissenschaftlichen Interesse zu bedauern, denn jenes Suchen nach wirksamen Mitteln hat Gesetzmäßigkeiten ergeben, nach denen zweifellos die physiologische Wirkung einer chemischen Verbindung von den sie zusammensetzenden Atomkomplexen und ihrer Gruppierung im Molekül abhängig ist; man hat es soweit gebracht, daß man durch Einführung gewisser Gruppen in ein Molekül bestimmte Wirkungen in abzumessender Stärke zu erzielen vermag. Das Endziel dieser gemeinsamen Forschungsarbeit von Arzt und Chemiker ist gewiß verlockend, denn es verheißt die Möglichkeit, für jede beabsichtigte Wirkung ein sicher funktionierendes Mittel herstellen zu können. Allerdings sind wir heute noch weit davon entfernt; sind wir doch sogar für viele und gerade die wertvollsten Heilmittel noch gänzlich auf die chemische Thätigkeit des Zellenlaboratoriums angewiesen; weder Chinin, noch Morphin, noch Atropin oder Cocaïn oder Sparteïn und wie diese segensreich wirkenden Alkaloide alle genannt werden, vermögen wir bis heute künstlich darzustellen. Ebensowenig kann der Chemiker sich heute ein Bild von der Wirkung der pathogenen Bakterien im Organismus und der darauf basierenden Serumtherapie machen; er muß sich bescheiden, daß er die Farbstoffe herzustellen weiß, welche oft allein es ermöglichen, die schlimmsten Feinde des Menschengeschlechts, jene kleinen, unsichtbaren Ungeheuer, die ihn bedrohen, an charakteristischen Färbungen mikroskopischer Präparate zu erkennen; über ihre Wirkung wird er erst dann sein Urteil bilden können, wenn er in die Natur des Eiweißes genaue Einblicke gethan hat und seine Veränderungen exakt festzustellen in der Lage ist. Denn daß es sich bei den durch Bakterien hervorgerufenen Erkrankungen um chemische Reaktionen handelt, die sich zwischen Bestandteilen der Bakterienzelle und solchen des tierischen Organismus abspielen und daß an diesen Umsetzungen wesentlich Eiweißkörper beziehungsweise eiweiß-

ähnliche Substanzen beteiligt sind, ist wohl zweifellos; ist es doch Buchner in München gelungen, durch Zerreiben von Bakterien und Auspressen ihres Zellinhaltes einen Preßsaft zu erhalten, der, sterilisiert, die spezifische Bakterienwirkung zeigte. Auf demselben Wege hat Eduard Buchner-Berlin auch die alte Streitfrage zur Entscheidung gebracht, ob die alkoholische Gärung ein chemischer oder ein physiologischer Prozeß sei. Das Problem ist folgendes: Zuckerlösungen liefern unter dem Einfluß von Hefepilzen Alkohol und Kohlensäure, und diesen Vorgang bezeichnet man als alkoholische Gärung. Es war nun die Frage, ist die Gärung ein Ausdruck der Lebensthätigkeit der Hefe und demgemäß untrennbar an die lebende Zelle geknüpft oder ist sie eine chemische Reaktion, welche sich abspielt zwischen dem Zucker und einer in der Hefe enthaltenen chemischen Verbindung, eine Reaktion, die auch ohne Beisein von Hefezellen eintritt, wenn man die beiden Substanzen in Lösung in ein Glas zusammengiebt. Die Frage ist Jahrzehnte hindurch Streitobjekt der bedeutendsten Naturforscher aller Disciplinen gewesen, Männer wie Liebig, Pasteur, Hoppe-Seyler, Moritz Traube, Nägeli und andre bemühten sich um ihre Lösung, aber allen geistreichen Hypothesen fehlte der allein zwingende Wahrheitsbeweis des Experiments. Diesen zu erbringen, ist Eduard Buchner vor kurzem gelungen. Er befreite Münchener Bierhefe bei fünfzig Atmosphären Druck von allem anhaftenden Wasser, mischte sie dann mit Kieselgur und scharfkantigem Quarz und rieb die trockene Masse in einer besonderen Zerreibungsmaschine. Nach einiger Zeit wird die Masse feucht und nimmt von aus den zerrissenen Hefezellen ausgetretener Flüssigkeit die Konsistenz plastischen Thons an; sie wird nun, in ein Tuch eingeschlagen, in einer hydraulischen Presse einem Druck von fünfhundert Atmosphären ausgesetzt; es fließt ein bräunlicher Saft aus, der durch Bakterienfilter von allen in ihm befindlichen Zellen befreit wird und dennoch nach Vermischen mit konzentrierten Zuckerlösungen nach kurzer Zeit lebhafte Gärung hervorruft; die Reaktion tritt auch ein, wenn man dem Preßsafte spezifische Hefengifte, wie arseniksaure Salze oder Chloroform zusetzt. Erwärmt man den Saft auf einige vierzig Grad Celsius, so scheidet sich aus ihm ein Eiweißgerinnsel ab, und damit ist die Gärkraft der Flüssigkeit erloschen. Man hat danach in dem bei circa dreiundvierzig Grad koagulierenden Eiweißkörper die Substanz zu erblicken, welche in chemischer Reaktion mit dem Zucker den Vorgang auslöst, den wir alkoholische Gärung nennen. Dem Schreiber dieses Aufsatzes ist es gelungen, den Hefepreßsaft durch Ausfrieren bei — 2° C. stark zu konzentrieren und dann damit und mit Bierwürze Bier zu brauen, dessen Alkoholgehalt dem leichter Wiener Schankbiere, dessen Extraktgehalt dem vom Strong Ale Bass etwa gleichkam, welches einen hohen Stickstoffgehalt, aber leider einen schlechten Geschmack besaß.

Es mag hier gleich die Bemerkung Platz finden, daß es einem schwedischen Chemiker, Simonsen, geglückt ist, aus Holz in technisch verwertbarer Weise Spiritus herzustellen. Das Holz wird in Form von Hobelspänen, Sägespänen oder dergleichen eine halbe Stunde lang mit einhalbprozentiger Schwefelsäure in Druckgefäßen auf neun Atmosphären erhitzt und geht dadurch zum erheblichen

Teil in Zucker über; nach Entfernung der Schwefelsäure durch Kalk erhält man eine Flüssigkeit, die durch Hefe glatt vergoren wird. Selbstverständlich wird das Verfahren nur für Länder anwendbar sein, welche waldreich und zum Kartoffelbau nicht geeignet sind.

Doch wir dürfen im Hinblick auf den für diesen Artikel verfügbaren Raum nicht gar zu genau in alle Gebiete chemischer Thätigkeit hineinblicken, wir gehen an den gefährlichen Stätten vorüber, an denen fortgesetzt mit rauchlosen Pulvern und Sprengstoffen gearbeitet wird, und wünschen, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden für immer dem rastlosen Chemiker überlassen bleibe; wir wandern auch rasch vorbei an den duftgeschwängerten Laboratorien, wo Wohlgerüche vom Cumarin, Vanillin, Heliotropin, vom Veilchenparfüm Jonon, künstlichem Moschus und andres mehr den Retorten entsteigen, oder wo Teerprodukte sich in Stoffe wandeln, welche den Zucker hundertemal an Süßigkeit übertreffen. Diese künstlichen Süßungsmittel eignen sich gut für Diabetiker, sind auch wegen ihres hohen Süßungswertes und ihrer gleichzeitig fäulniswidrigen Eigenschaften zum Einmachen von Früchten geeignet, aber sie besitzen keinen Nährwert und haben in ihrem chemischen Bau mit Zucker nichts zu thun. Dieser wird nach wie vor fabrikmäßig nur von der Pflanzenwelt hergestellt, wennschon es E. Fischer in Berlin gelungen ist, auch künstlich wirkliche Zucker mit allen Eigenschaften der natürlichen darzustellen; aber der Weg ist weit und unökonomisch, und das Fabrikationsprivileg der Pflanzenzelle wird dadurch nicht in Frage gestellt. Trotzdem schlägt das Herz des Naturforschers in heller Freude bei dem Gedanken, daß es Licht zu werden beginnt in dem geheimnisvollen Dunkel, in das die Entstehung der wichtigsten Nahrungsmittel gehüllt ist, daß er die Moleküle derselben jetzt schon zum Teil in allen Einzelheiten aufs Papier zaubern und seine klaren Formelbilder in reale Naturprodukte verwandeln kann; und vorwärts treibt es ihn, sich in die großen Gedanken der Natur weiter zu versenken, sie zu deuten und zu enthüllen — zum Wohle der Menschheit!

Zum Wohle der Menschheit auch hat der Chemiker sich den Blitz dienstbar gemacht und begonnen, mit elektrischen Strömen chemische Reaktionen in großem Maßstabe auszulösen. Nach zweierlei Art verfährt er dabei; entweder benutzt er die hohe Temperatur, welche ihm der elektrische Lichtbogen liefert, oder er ruft Zersetzungen und Synthesen durch Elektrolyse hervor. Die erste Methode findet zurzeit die größte Anwendung zur Darstellung von Calciumkarbid aus gemahlener Kohle und Kalkpulver; dasselbe ist durch seine Eigenschaft, unter dem Einfluß von Wasser in gelöschten Kalk und Acetylengas zu zerfallen, für die Beleuchtungstechnik von hervorragender Bedeutung geworden. Das Acetylen liefert in geeigneten Brennern ein wundervolles, weißes, absolut ruhiges Licht, welches das Gasglühlicht in den Schatten stellt und welches wegen seiner leichten Darstellung in einfachen Apparaten zur Beleuchtung einzelner Häuser, Gehöfte, kleiner Städte und Dörfer vortrefflich geeignet ist; eine Explosionsgefahr existiert bei guten Entwicklungsapparaten nicht, wenn man die Vorsicht beobachtet, Räume, in denen es nach Acetylen riecht, erst nach gutem Durchlüften mit offenem Licht

zu betreten. Zur Anwendung als Heiz- und Kraftgas ist das Acetylen zu teuer; auch den Hoffnungen, es in chemischen Industrien zur Synthese organischer Verbindungen verwenden zu können, hat es bisher nicht entsprochen.

Eine weitere technische Anwendung findet der Lichtbogen zur Herstellung von Carborundum oder Siliciumkarbid aus Sand und Kohle; dasselbe ist durch seine Härte ausgezeichnet, die es befähigt, an Stelle von Diamantpulver zum Schleifen von Edelsteinen zu treten.

Viel mannigfaltiger aber ist die Anwendung des elektrischen Stromes zur Zersetzung geschmolzener oder wässeriger Elektrolyten. Zur Darstellung von Aluminium wird zum Beispiel reine Thonerde, die den Strom nicht leitet, zwischen Kohleelektroden durch den Lichtbogen geschmolzen; in dem Augenblick, da die Thonerde flüssig geworden ist, leitet sie den elektrischen Strom, ist sie ein Elektrolyt und kann daher elektrisch zersetzt werden; dabei verbindet sich der Sauerstoff der Thonerde mit der positiven Elektrodenkohle zu Kohlenoxydgas, und das Aluminiummetall scheidet sich an der negativen Elektrode ab. In analoger Weise werden die Metalle Kalium und Natrium aus den Aetzalkalien und die Metalle Lithium und Magnesium aus ihren Chlorverbindungen technisch gewonnen. Wässerige Lösungen werden in der Elektrometallurgie am längsten und am häufigsten zur galvanoplastischen Reproduktion und zum Ueberziehen von Gegenständen aus unedlem Metall, welche wenig beständig gegen Witterungseinflüsse sind oder unschön aussehen, mit Edelmetall verwendet. Während die letztere Kunst, die Galvanostegie, Ueberzüge von Kupfer, Messing, Bronze, Nickel, Eisen, Silber und Gold herzustellen weiß, hat sich für galvanoplastische Reproduktionen nur Kupfer bewährt. Dieses Metall läßt sich aus seinen Lösungen am leichtesten durch elektrische Ströme in gleichförmiger, chemisch reiner Form niederschlagen, und da unsre Zeit für elektrische Leitungsdrähte und -Schienen großen Bedarf hat und für diesen Zweck bestleitendes chemisch reines Kupfer braucht, so wird fast zwei Drittel sämtlichen Kupfers, welches in Europa und Amerika gewonnen wird, elektrolytisch raffiniert; ebenso bedienen sich die Scheideanstalten zur Trennung von Gold und Silber nur noch der Elektrolyse, und das meiste Gold, welches in Transvaal gewonnen wird, wird mittels des elektrischen Stromes aus seiner Lösung niedergeschlagen. Auch Zinn wird aus Weißblechabfällen leicht durch elektrolytische Prozesse gewonnen; andre Metalle wie Zink und Nickel bereiten der elektrischen Raffination noch Schwierigkeiten. Die Hoffnung und das Streben der Elektrometallurgen geht aber über das bisher Erreichte weit hinaus: aus den Erzen wollen sie auf elektrolytischem Wege direkt Metalle gewinnen. Viele Versuche sind in dieser Richtung bereits gemacht, aber sie sind bisher noch alle gescheitert, beziehungsweise sie waren für die Technik zu kostspielig.

Erhebliche Erfolge hat die Elektrochemie in der Alkaliindustrie aufzuweisen. Lösungen von Chlorkalium oder Chlornatrium werden in geeigneten Apparaten der Einwirkung des Stromes ausgesetzt, und je nach den Bedingungen, unter welchen man arbeitet, kann man Bleichflüssigkeiten, Aetzalkalien und Chlor — das auf Chlorkalk verarbeitet wird — oder chlorsaures Kalium erhalten. Freilich

so einfach, wie sich das liest, ist die Durchführung der Prozesse nicht; es hat der Arbeit vieler Jahre und großer Geldopfer bedurft, ehe die sich der technischen Ausführbarkeit jener Prozesse entgegenstellenden Hindernisse beseitigt waren.

Auch auf dem Gebiete der organischen Elektrochemie regt sich's an allen Ecken und Enden. Chloroform und Jodoform, Chloral und zahlreiche Roh- und Zwischenprodukte für die Farbenindustrien, sowie Farbstoffe selbst in bedeutender Zahl sind bereits unter dem Einflusse des elektrischen Stromes entstanden, und die Herrschaft desselben erweitert sich von Tag zu Tag und dehnt sich aus auf immer neue Gebiete. Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß das Ende des Jahrhunderts die Versprechungen einzulösen sich anschickt, die der Anfang desselben machen zu dürfen glaubte. Wenn wir heute voll froher Erwartung den elektrischen Strom als chemisches Agens behandeln und von ihm für die Zukunft einen großen Einfluß auf die chemische Industrie erwarten, so sind wir durch die Arbeit, die Erfolge und die Erfahrungen eines Jahrhunderts dazu berechtigt und werden im allgemeinen kaum enttäuscht werden.

Ueber die unchristliche Legende vom Ritualmord.

Von

Prof. D. Adolf Kamphausen.

In einem demnächst in der „Deutschen Revue“ erscheinenden Aufsatze „Ueber die Angriffe auf das Alte Testament“ werde ich die wichtige Erklärung wider den Glauben an jüdische Ritualmorde erwähnen, die im Oktober 1889 von dem internationalen Orientalistenkongreß in Rom einstimmig angenommen worden ist. Der Vorschlag zu dieser Erklärung kam von einer Seite, der heutige Juden leicht eine mehr oder weniger unfreundliche Gesinnung gegen die Religion Israels zutrauen. Es ist ja eine bekannte Sache (vergl. Theol. Stud. und Krit. 1899, S. 202), daß die christlichen Theologen aller Richtungen dadurch, daß sie den Juden die Unhaltbarkeit ihres Standpunktes vorhalten, in den Verdacht des Antisemitismus geraten. Je mehr die Wissenschaft, die im Dienste der unerbittlichen Wahrheit natürlich manchen falschen Heiligenschein zerstören muß, in der Erforschung der Geschichte des Volkes und der Religion Israels sich ihrem Ideal nähert, desto erfolgreicher wird sie die gebildeten Juden für das Christentum gewinnen. Leider giebt's auch im christlichen Lager nur zu viele Fanatiker, die sich dem ganz und gar unchristlichen Religionshaß ergeben, lediglich mit dem Erfolg, daß sie durch ihr friedloses Wesen selbst aufrichtigen Juden den Zutritt zum Christentum erschweren. Anstatt zu bedenken, daß ein wahrer Jünger Jesu gleich dem barmherzigen Samariter (Luk. 10, 33) auch dem Andersgläubigen liebevolle Teilnahme erweisen soll, schrecken die Gesinnungsgenossen eines Brunner

und Rohling nicht vor unchristlicher Unduldsamkeit zurück und meinen wohl gar, durch Verleumdung und Unterdrückung der nicht gewaltsam zu bekehrenden Juden dem Gott der Liebe und Wahrheit einen Dienst zu erweisen.

Namentlich habe ich das in der jüdischen Presse bestehende, zwar begreifliche, aber durchaus unrichtige Vorurteil zu beklagen, daß besonders die sogenannten liberalen protestantischen Theologen in ihren wissenschaftlichen Arbeiten sich als die schlimmsten Judenhasser bewiesen, als wenn sie für ihre Verstöße gegen die in der Christenheit als orthodox geltenden Ansichten durch gleichzeitiges Herabzerren des Judentums Absolution zu erlangen suchten. Begreiflich wird dieser lächerliche Verdacht dadurch, daß gerade die protestantischen Vertreter der alttestamentlichen Wissenschaft, ein Abraham Kuenen (vergl. De Godsdienst van Israël II, p. 558 f.), der berühmte Führer der holländischen Modernen, ein Bernhard Stade (Geschichte des Volkes Israel I, S. 400, 510 Anmerkung) und andre, die dem Alten Testament ein unbefangeneres Studium widmen, dem geschichtlich unberechtigten Versuche entgegentreten, der das Judentum, als wäre es in gleicher Weise wie das Christentum die Religion der Menschenliebe, mit christlichen Federn schmücken möchte. Gewiß geschieht dies eitle Schmücken unbewußt. Die schönen Grundsätze, die der geachtete Rabbiner Dr. Ludwig Philippson in Gemeinschaft mit den andern Gliedern der im Jahre 1869 zu Leipzig versammelten ersten jüdischen Synode aufgestellt hat, nennt Kuenen mit Recht „eene onhistorische illusie“; gehört doch zum Beispiel die gesetzliche Gleichheit aller Menschen in Pflichten und Rechten oder die vollkommene Freiheit des einzelnen in seiner religiösen Ueberzeugung und ihrem Bekenntnis keineswegs zum Wesen der alttestamentlichen Religion. Von gleicher Selbsttäuschung zeugt die verneinende Antwort des eben genannten Dr. Philippson auf die zur Verherrlichung des Judentums schon vorher von einem holländischen Juden aufgeworfene Frage: „Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt?“ Wenn der deutsche Rabbiner als Verfasser der diese Frage auf dem Titelblatt zeigenden Broschüre (Berlin 1866) ausschließlich den Römern die Hinrichtung Jesu aufbürdete, so gereicht der phantastischen Beweisführung Philippsons der Umstand wenig zur Entschuldigung, daß die holländischen protestantischen Theologen Stratman und Loman in ihren die radikale Kritik von D. F. Strauß und W. Brandt weit überbietenden Abhandlungen über den Prozeß Jesu denselben Fehler begingen, eine Thorheit, die kürzlich durch den Marburger Professor D. Adolf Jülicher in Rades Christlicher Welt (1900, Sp. 293 ff.) eine wirklich sachkundige Beleuchtung erfahren hat. Ich zweifle nicht an der ehrlichen Meinung eines andern jüdischen Schriftstellers, des Dr. Edmund Friedemann, der in dem Schriftchen „Jüdische Moral und christlicher Staat“ (Berlin, Verlag von Siegfried Cronbach 1894), S. 6 versichert, die Grundsätze der Bergpredigt seien schon in der Sittenlehre des Judentums enthalten, und uns dann S. 19 bis 45 nach dem Werke des Hippolyte Rodrigues (Paris 1868) die einzelnen Verse der Bergpredigt zusammen mit ihren angeblichen jüdischen Quellen vorführt. Muß aber schon die Behauptung, daß die Bergpredigt die Quintessenz der rabbinischen Ethik sei, eine

grobe Unwahrheit heißen: noch viel befremdlicher ist der Mut, mit dem ein bekannter Vorkämpfer Israels nicht nur die drei ersten Evangelien für die Blüte der rein jüdischen Litteratur erklärt, sondern auch der Person Jesu trotz alledem von seiten seiner palästinensischen Zeitgenossen bewundernde Verehrung zu teil werden läßt, ganz unbekümmert um Jesu scharfe Aussprüche wider die pharisäischen Schriftgelehrten und um die ausführliche, offenbar das Gegenteil von Liebe aussagende Geschichte des entsetzlichen Prozesses, die doch nach Jülichers richtiger Bemerkung einen so großen und unablöslichen Bestandteil der Evangelien bildet. Auch darin sagt der gewissenhafte Marburger Gelehrte nicht zu viel, daß er hier von „ebenso kecken, wie eine plumpe Unwissenheit verratenden Geschichtsfälschungen" spricht. Für eine Erörterung pentateuchischer Stellen (zum Beispiel Lev. 25, 44 ff.; Deut. 14, 21; 23, 1—7. 21; 28, 12 f.) ist hier kein Raum. Zu dem Hinweis auf die erwähnte Zeitschrift Rades (1900, Nr. 13 f.) füge ich noch den auf die höchst lehrreiche Schrift eines sehr zuverlässigen Gelehrten hinzu, deren Titel lautet: „Der Schulchan aruch und was daran hängt. Ein gerichtlich erfordertes Gutachten von Dr. Johannes Gildemeister. Bonn 1884." (16 Seiten groß Oktav.) Mit Recht tadelt der berühmte Bonner Orientalist (S. 10) eine am 5. Juni 1884 in Berlin tagende Rabbinerversammlung, die „glauben machen wollte, die Worte rea, Genoß, in der Gesetzessprache Volksgenoß, Mitjude (unglücklich oft bei uns mit dem mehrdeutigen proximus, Nächster, übersetzt) und ger, Fremdling, ein staatsrechtlicher Begriff, denjenigen Fremden bezeichnend, der sich von selbst in die Rechtssphäre Israels begiebt und gegen gewisse Unterwerfungen unter das jüdische Gesetz gastlichen Schutz genießt (später geradezu Proselyt), umfaßten alle Menschen". Ebenso treffend verlangt Gildemeister, daß man zur Darstellung der spezifisch jüdischen Meinungen nicht vom Talmud ausgehe, sondern von dem die heutigen Juden bindenden Gesetzbuche, das der als eine talmudische Autorität geltende Rabbiner Joseph Karo unter dem Titel „Schulchan aruch" oder „Gedeckter Tisch" 1565 herausgegeben hat. Die Begründung dieses Verlangens liegt in den Worten (S. 12): „Da der Talmud lauter Disputationen enthält, in denen also die entgegengesetztesten Behauptungen vorkommen und was der eine schwarz nennt, dem andern weiß ist, so daß man in ihm für alles Belege finden kann, steht im Schulchan aruch das, was die Juden als letztgültiges Resultat ihrer eigentümlichen Denkart anerkennen, wonach sie zu beurteilen sind."

Ich freue mich, daß es ein deutscher alttestamentlicher Theologe war, Professor D. Emil Kautzsch in Halle, auf dessen Vorschlag hin die angesehene Orientalistenversammlung in Rom folgende Erklärung erließ, die für jeden auf Anstand und Bildung Anspruch machenden Menschen maßgebend sein sollte: „Die Beschuldigung, daß jemals durch irgendwelche für Anhänger der jüdischen Religion geltende Vorschriften die Benutzung von Christenblut für rituelle Zwecke gefordert oder auch nur angedeutet worden wäre, ist eine schlechthin unsinnige und des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts unwürdig." Ein andrer Fachgenosse, der Berliner Professor D. H. L. Strack, ein hervorragender Kenner des

nachbiblischen Judentums, hat als Nr. 15 der Schriften des Institutum Judaicum in Berlin 1893 eine besonders für Juristen interessante Broschüre herausgegeben, worin die auf dem Titelblatt stehende Frage: „Die Juden, dürfen sie Verbrecher von Religions wegen genannt werden?" (30 Seiten Oktav) natürlich entschieden verneint wird. Zu diesem Schriftchen war der Verfasser durch ein im Mai 1892 zu Berlin erschienenes Flugblatt veranlaßt worden, das als Zeitungsbeilage und in Volksversammlungen unentgeltlich in Hunderttausenden von Abdrücken durch ganz Deutschland hin unter dem Titel: „Talmud-Auszug (Schulchan aruch), enthaltend die wichtigsten noch heute gültigen Gesetze der jüdischen Religion" eine weite, zur Aufreizung des Volkes gegen die Juden dienliche Verbreitung gefunden hatte. Mit gutem Gewissen protestierte Strack gegen dies gehässige Flugblatt, dessen Schluß die unwahre Behauptung bildete, der Jude dürfe zu gottesdienstlichem Zwecke Nichtjuden ermorden. Zugleich sprach er seine gerechte Verwunderung darüber aus, daß nicht nur die „Neue Preußische Zeitung" (S. 5) im September 1892 (Nr. 458) für ihren Hetzartikel über die Religionslehre der Juden, sondern auch die Staatsanwaltschaft (S. 11), die das Flugblatt und seine Verbreitung nicht strafbar fand, für ihre Ansicht neben einem Dr. Rohling den im März 1890 verstorbenen Professor Gildemeister nannte. Strack meint (S. 19 f.) in Bezug auf Professor J. Gildemeister, „daß dieser vortreffliche Gelehrte und Mann, wenn er noch lebte, sein im Jahr 1884 verfaßtes Gutachten wesentlich anders formulieren würde" und verweist auf die gegen den Bonner Kollegen gerichteten Schriften von D. Hoffmann (Berlin 1885) und M. Joël (Breslau 1884). Freilich hätte Gildemeister, als er (S. 14) die wahrheitsgetreue Mitteilung über den zum Christentum übergetretenen Juden Elieser Bassin aus der Gegend von Mohilew machte, der nur mit genauer Not um das Jahr 1870 dem Tode entging, zu dem ihn ein Rabbinergericht wegen seines Abfalls verurteilt hatte, mit dieser Mitteilung die Bemerkung verbinden können, daß die fanatischen russischen Chasidim trotz des Zusammenhangs des betreffenden Paragraphen, auf den das Rabbinergericht sich stützte, mit Deut. 17, 2—7 von den orthodoxen Juden bekämpft werden. Aber das der Natur der Sache nach einseitige Gutachten behauptet nicht, daß der Apostatenmord, der übrigens mit der angeblichen Benutzung von Christenblut für rituelle Zwecke nichts zu schaffen hat, eine Einrichtung und ein Gebrauch der jüdischen Religionsgesellschaft sei. Und wie der Verfasser das seither immer frecher werdende Auftreten des Antisemitismus unberücksichtigt ließ, so hat er auch nicht im geringsten die Absicht gehabt, seine jüdischen Mitbürger zu beleidigen oder die Bevölkerung gegen sie aufzuwiegeln. Es ist ja ein großes Glück, daß heute der Schulchan aruch, dessen Inhalt und Geist Gildemeister ganz richtig gekennzeichnet hat, von sehr vielen, unbewußt den Regeln der christlichen Ethik folgenden Juden, mögen sie mit dem Werke des Joseph Karo bekannt sein oder niemals von ihm gehört haben, thatsächlich nicht als verpflichtendes Gesetzbuch anerkannt wird. Außer Nr. 15 verdienen noch die von Strack herausgegebenen Nummern 2 und 14 des Berliner jüdischen Instituts hier eine kurze Erwähnung.

Wir besitzen nämlich in Nr. 2 eine „Einleitung in den Talmud (2. Aufl., Leipzig 1894, VIII, 136 S. 8⁰), die zuerst 1887 als Sonderabdruck aus Herzogs Real-Encyklopädie Band XVIII erschien und vom Verfasser bezeichnet ist als „der erste Versuch, objektiv und wissenschaftlich über das Ganze des Talmuds zu belehren und in das Studium dieses durch Entstehung, Umfang, Inhalt und zuerkannte Autorität gleich merkwürdigen Litteraturprodukts einzuführen“, so daß nun sein Inhalt kein Geheimnis mehr zu sein braucht, vielmehr jeder „auch ohne Kenntnis der Sprachen des Grundtextes jetzt eine im allgemeinen ausreichende Belehrung sich verschaffen kann“. Noch wichtiger ist für uns, wenn sich's um Aufschluß über die angeblichen Ritualmorde handelt, die Schrift Nr. 14, deren 5. Auflage oder 12. bis 17. Tausend (XII, 208 S. gr. 8⁰, Mk. 2,50) 1900 zu München erschien unter dem Titel: „Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit. Mit besonderer Berücksichtigung der Volksmedizin und des jüdischen Blutritus.“

Betrachten wir zunächst, ehe ich schließlich noch einige Mitteilungen aus der zuletzt erwähnten inhaltreichen Schrift mache, den Hauptgrund für die Unmöglichkeit jüdischer Ritualmorde, der in vielen Stellen des Alten Testaments klar vorliegt; vergleiche im Handwörterbuch des Biblischen Altertums Riehms Artikel Blut. Da mit dem Ausströmen des Blutes aus dem Körper das Leben hinschwindet, so lag schon dem Altertum die Vorstellung nahe, daß das Blut der Träger des Lebens sei. Besonders bei den Hebräern war das Blut von jeher um des von Gott stammenden Lebens willen ein Gegenstand heiliger Scheu, so daß aller Blutgenuß aufs strengste verboten war. Die eine Stelle Lev. 17, 10 ff. beweist das schon genügend und zeigt, daß die einzige, von der alttestamentlichen Religion gestattete Verwendungsweise der Gebrauch des Blutes beim Opfer für Jahwe war. Von den vielen den Blutgenuß verbietenden Stellen erwähne ich nur Lev. 17, 14, wo Jahwe zu den Kindern Israel spricht: „Ihr sollt keines Leibes Blut essen; denn des Leibes Leben (wörtlich: Fleisches Seele) ist in seinem Blut; wer es isset, der soll ausgerottet werden.“ Der Blutgenuß war an sich schon dem alten Hebräer ein Greuel, und von dem Gegensatz gegen die Heiden, die bei ihren Opfern mit Wein vermischtes Blut tranken, braucht dabei nicht einmal die Rede zu sein. Das Verbot des Blutgenusses, das sich übrigens auch im Koran findet, war im Volke Israel so fest eingewurzelt, daß es nicht nur während der ganzen alttestamentlichen Zeit galt, sondern auch trotz seiner durch Jesus (vergleiche Matth. 15, 11) im Grundsatz vollzogenen Aufhebung noch in der christlichen Kirche eine Rolle spielte. Die sogenannten Jakobusklauseln (Apstlg. 15, 20. 29; 21, 25) zeigen ja deutlich, daß innerhalb der christlichen Gemeinschaft ein enger Verkehr zwischen Judenchristen und Heidenchristen nur dann möglich erschien, wenn die Brüder aus den Heiden den für die geborenen Juden höchst anstößigen Blutgenuß vermeiden wollten, der bekanntlich von allen Juden und in der griechischen Kirche bis auf den heutigen Tag vermieden wird. Aus demselben Grunde wurde durch das sogenannte Aposteldekret, wenn wir von andern Dingen absehen, die dem Juden für die brüderliche

Gemeinschaft unerträglich waren, den Heidenchristen noch die Enthaltung vom Genuß des Erstickten auferlegt, weil nur das von Menschenhand geschlachtete oder durch den Jäger frisch getötete Tier, nicht aber das sonst verendete, auch nicht das von Wild oder Vögeln zerrissene die Gewähr dafür bot, daß alles Blut aus dem Körper ausgeschieden war. In der nachbiblischen jüdischen Gesetzgebung wurden die Vorschriften zur gründlichen Vermeidung des Blutgenusses nur immer strenger. So verordnet zum Beispiel der Schulchan aruch: „Findet sich ein Blutstropfen in einem Ei, so entferne man das Blut und esse das übrige; aber nur, wenn das Blut im Weißen war. Fand es sich aber im Dotter, so ist das ganze Ei verboten.“ Ein ausdrückliches Verbot des menschlichen Blutes fehlt im Alten Testament einfach darum, weil der Gedanke an die bloße Möglichkeit eines solchen Genusses völlig außerhalb des Vorstellungskreises der israelitischen Religion lag, die bekanntlich das Menschenopfer streng verboten hat.

Aus dem bisherigen ergiebt sich schon, wie falsch und thöricht die Meinung war, die Anwendung des Bluts eines Nichtjuden oder Christen sei für irgend einen Ritus der jüdischen Religion erforderlich oder gestattet, etwa für die Bereitung der ungesäuerten Osterbrote (hebräisch: Mazzoth) oder für den Osterwein. Und doch ist dieser Wahn schon spätestens im Beginn des 13. Jahrhunderts vorhanden! Denn im Jahr 1236 hat Kaiser Friedrich II. nach dem Recht der allgemein verbreiteten Annahme gefragt, daß die Juden am Karfreitag Christenblut nötig hätten, worauf er von der durch ihn berufenen wissenschaftlichen Kommission natürlich die Antwort empfing, daß jene Annahme unberechtigt sei. Unter den verschiedenen Gründen, die zur Entstehung der Blutbeschuldigung zusammenwirkten, nennt Strack, dem ich nur beistimmen kann, neben dem bekannten Hasse, der auch zu demselben Vorwurf der Brunnenvergiftung führte, welchen heute fanatische Chinesen gegen die Fremden erheben, als besonders wirksam den Aberglauben. Gemeint ist „der aus grauem Altertum stammende, bei den Christen des Mittelalters allgemein verbreitete, sogar gegenwärtig leider noch nicht ausgerottete Glaube, daß dem Menschenblute eine besondere, zauberische und Heilung bewirkende Kraft eigne“. Von den wiederholt diesen Irrglauben bekämpfenden päpstlichen Bullen sei nur die am 20. Februar 1422 erlassene genannt, worin Martin V. vergeblich dem ungerechten Wahn zu wehren suchte. Strack liefert in seinem Buche eine Auswahl zum Teil entsetzlicher Thatsachen, die mit dem Blutaberglauben bei Christen und Juden zusammenhängen. Sehr häufig machte man in beiden Lagern den Versuch, mit Blut oder auch mit Stücken von Leichen, die doch nach Num. 19 für den Juden verunreinigend sind, die Heilung von allerlei Krankheiten zu bewirken. Daneben steht der viel seltenere Fall, daß Mordthaten aus Verschönerungssucht verübt wurden; so hat eine ungarische Gräfin nach und nach gegen 650 in ihr Schloß gelockten jungen Mädchen das Blut abzapfen lassen, um sich darin, wie die grausame Person meinte, zur Verschönerung ihrer Haut zu baden. Das sind schier unglaubliche und doch vollkommen beglaubigte Geschichten; dagegen kann man bei Strack nachlesen, daß

der Judenhaß sich vergeblich bemüht hat, Beweise dafür zu erbringen, daß Ritualmorde jemals von Juden begangen oder durch ein Gesetz den Juden vorgeschrieben worden sind. Jeder Leser weiß, wie sehr der Tisza-Eszlar-Prozeß vom Jahre 1882 und die aus Religionshaß und Unwissenheit zu Ritualmorden gestempelten Mordthaten, die im Jahre 1891 in Korfu und zu Xanten geschehen sind, die öffentliche Meinung erregt und dazu geführt haben, daß wir noch in jüngster Zeit traurige, des 19. Jahrhunderts unwürdige Dinge erleben mußten. Hat doch erst kürzlich ein angesehener Adeliger seine thörichte Absicht einer Anfrage über die jüdischen Ritualmorde im preußischen Herrenhause aufgegeben, weil er, worüber man sich ja nur freuen kann, bei seinen konservativen Freunden nicht die nötige Unterstützung fand. Noch schlimmer ist das Verfahren eines ultramontanen Priesters, der sich, wie Franz Delitzsch ihm bewies, nicht nur grober Unwissenheit und böswilliger Entstellungen, sondern auch des Meineides schuldig machte. Es genügt aber noch nicht, daß die geschichtlich urteilenden (vergleiche Bousset, Theol. Rundschau 1900, S. 100 f.) Männer der Wissenschaft den Glauben an jüdische Ritualmorde als einen unsinnigen gebrandmarkt haben. Vielmehr ist's die heilige Pflicht aller Gebildeten und nicht am wenigsten die der christlichen Geistlichen, daß sie dem schrecklichen Wahn nachdrücklich entgegentreten. Darum schließe ich mit dem Wunsche, daß das im Jahr 1840 von dem Wiener Kanonikus Joh. Emanuel Veith gegebene schöne Beispiel christlicher Duldsamkeit recht viele Nachfolge finden möge. Dieser wahrhaft katholische Priester, der als Jude geboren war, hat nämlich als Feind alles Religionshasses am Schlusse einer vor Tausenden andächtiger Christen gehaltenen Predigt folgendes Zeugnis abgelegt: „Ich schwöre hier im Namen des dreieinigen Gottes, den wir alle bekennen, vor euch und aller Welt, daß die durch arge List verbreitete Lüge, als gebrauchen die Juden bei der Feier ihres Osterfestes (Pesach) das Blut eines Christen, eine hämische, gotteslästerliche Verleumdung und weder in den Büchern des Alten Bundes noch auch in den Schriften des Talmud, den ich genau kenne und eifrig durchforscht habe, enthalten ist.“

Bonn, 12. Mai 1900.

Asiatische Schatten.

Von

M. v. Brandt.

Coming events cast their shadows before“, sagt der Engländer. „Kommende Ereignisse werfen ihre Schatten voraus.“ Am blauen, wolkenlosen Himmel steigt ein Wölkchen empor, es zieht zwischen der Sonne und Erde hindurch, und sein Schatten fährt geisterhaft über die grüne Frühlingssaat oder das goldne

Aehrenfeld; erstaunt blickt der Wanderer auf, aber schon sind Wolke und Schatten weitergezogen, und die Felder liegen wieder in heller Sonnenglut. Was aus der Wolke wird, ob sich andre zu ihr gesellen und in ferneren Zonen befruchtenden Regen oder verwüstenden Hagel auf die Fluren hinabsenden, kümmert den Wanderer wenig, er sieht nur, daß ihn kein Unwetter bedroht, und das genügt ihm. Anders, wenn die Wolken zu großen Massen zusammengeballt den ganzen Himmel bedecken, Blitze aus ihnen hervorzucken und der schnellfolgende Donner das Herannahen der Gefahr verkündet; dann krampft sich wohl auch dem Mutigeren das Herz zusammen, und erleichtert atmet er auf, wenn das Unwetter vorübergezogen ist und das Grollen des Donners nur noch aus weiter Ferne herüberschallt. Aber es liegt in der Natur des Menschen, die vergangene Gefahr leicht zu vergessen und nicht daran zu denken, daß, was einmal geschah, nicht allein wiederkehren kann, sondern wiederkehren muß. Gütige Feen haben ihm die Hoffnung und das Glück des leichten Vergessens in die Wiege gelegt, und warum sollte er, der sich so selten des Todes erinnert, dauernd an die kleineren nicht unvermeidlichen Uebel denken?

Und wie dem einzelnen geht es der großen Masse. Wenn die Schatten über die Erde huschen, blickt alles auf, um zu sehen, welche Wolke sie hervorrufen, und wenn das Gewitter grollt, greift jeder zum Regenschirm oder eilt nach Hause, um beim ersten Sonnenstrahl das schützende Dach zu verlassen und sich der neuen Ruhe zu erfreuen.

Die Aufregung, die sich zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Presse und nicht nur der politischen Welt bemächtigte, als die sogenannte zentralasiatische Frage auftauchte, hat in dem Maße abgenommen, wie die Lage ernster geworden ist. Von den unzähligen Zeitungsartikeln, Aufsätzen und Broschüren, die den Gegensatz zwischen Rußland und England in Asien behandelten, sind die meisten vergessen worden, und die wenigsten, welche damals in das Geschrei einstimmten, sind sich über die Fortschritte klar, welche Rußland seitdem in jenen Gegenden gemacht hat.

Als 1865 Persien, das von englischer Seite wenig anders als wie ein russischer Vasallenstaat angesehen wurde, Herat einnahm, zwang eine englische Expedition den Schah zur Auf- und Rückgabe seiner Eroberung, aber 1865 besetzte Rußland Taschkend, 1868 Samarkand, 1873 Chiwa und 1875 Khokand; im Jahr 1884 annektierte es Merw, und im Jahre darauf bemächtigte General Komaroff sich Penjdehs.

England wich in allen diesen Fragen trotz einigen Rasselns mit der parlamentarischen Klapper mutig zurück, und die Befestigung von Quetta und die Verbindung desselben und Pishins mit Indien durch eine Eisenbahn können kaum als eine genügende Kompensation dafür angesehen werden, daß Rußland nunmehr Afghanistans unmittelbarer Nachbar geworden ist und seine Vorposten in Chihl Dukhteran und Kosh Assiah keine fünfzig Kilometer von Herat entfernt stehen.

Es ist ja nur ein Spiel phantastischer Laune, wenn der Verfasser des die

ganze Nummer der „Monde illustré" vom 1. März d. J. füllenden Artikels über einen Krieg zwischen England einer- und Rußland und Frankreich andrerseits, die zu demselben Veranlassung gebenden Verwicklungen mit einem Ueberfall der Bahnstation in Kosh durch afghanische Truppen beginnen läßt, aber es zeigt doch, welche Bedeutung dieser russischen Stellung beigemessen wird.

Die transkaspische Bahn, die bei Uzna Ada am Kaspischen Meer beginnt und 1886 bis Merw, 1888 bis Samarkand, 1892 bis Taschkend vollendet wurde, reicht jetzt bis unmittelbar an die afghanische Grenze, und im Herbst vorigen Jahres konnte mit günstigem Erfolge der Versuch einer Mobilisierung der Truppen in Kosh gemacht werden. Selbst über den Hindukusch hinüber hat Rußland seine Fühler ausgestreckt, und wenn die Besetzung von Hunza-Nagar und Kanjut 1891 und Chitral 1894 durch England den russischen Versuchen, in diesen kleinen Fürstentümern festen Fuß zu fassen, auch die Spitze abgebrochen hat, so hat doch diese Besitznahme der indischen Regierung bereits schwere Lasten und Opfer an Menschen und Geld auferlegt, die kaum durch die Beherrschung der südlichen Ausgänge der aus Dardistan nach Indien führenden Pässe ausgeglichen werden dürften. Aber auch nach andern Richtungen hin hat Rußland in Asien seine Stellung verstärkt. Die russische Politik ist in Persien wie in China unermüdlich thätig gewesen, und man sieht mit Erstaunen, wie weite Gebiete die Fangarme des europäisch-asiatischen Riesenpolypen zu umklammern vermögen. Daß die russische Diplomatie in Persien ihrer englischen Rivalin seit lange den Rang abgelaufen, ist ein offenes Geheimnis, zu dessen Bestätigung es nicht des Erfolgs des letzten finanziellen Geschäfts bedurfte. Aber auch die Konzessionen, die Rußland im nordöstlichen Teile Kleinasiens bereits erworben hat oder noch zu erwerben strebt, sind im wesentlichen mit dazu bestimmt, Persien auch von der Westseite zu umfassen und es Rußland tributär zu machen. Noch schneller und ins Auge fallender sind die Erfolge, die Rußland in Ostasien errungen hat. Während es jahrhundertelanger Bemühungen bedurfte, von 1580 bis 1851, um Sibirien bis an die Küste des Stillen Ozeans zu unterwerfen, genügten wenige Jahrzehnte, um Rußland in den Besitz der beiden großen Ströme, des Amur und des Ussuri zu setzen, und fünf Jahre, 1895 bis 1900, um das Recht zur Durchquerung der Mandschurei für die transsibirische Bahn zu erhalten, die Konzession zum Bau einer Bahn durch die Mongolei nach Peking zu erlangen und zwei offene Häfen am Gelben Meer, Talienwan und Port Arthur, zu erwerben, von denen der erste der Endpunkt der transsibirischen Bahn zu werden bestimmt ist, während der andre zu einem asiatischen Gibraltar umgeschaffen werden soll, das um so uneinnehmbarer sein wird, als es zu seiner Bezwingung bedeutender Landstreitkräfte bedürfen würde, die nur durch etwaige asiatische Alliierten des oder der eventuellen Gegner Rußlands aufgestellt werden könnten. Nur an einem einzigen Punkt in Ostasien entsprechen die Erfolge Rußlands nicht den Wünschen und Bedürfnissen der Petersburger Staatsmänner: in Korea. Dort sind die Ergebnisse, die mit der Flucht des Königs von Korea vor den Japanern in die russische Gesandtschaft der russischen Politik in den

Schoß gefallen waren, durch das ungeschickte Vorgehen der russischen Diplomaten, die die Erbschaft des langjährigen Vertreters Rußlands in Söul, Waeber, angetreten haben, verloren gegangen, und der japanische Einfluß, der ganz verschwunden war, macht sich wieder in sehr anti-russischer Weise fühlbar.

Allen diesen russischen Erfolgen gegenüber hat England wenige oder keine eignen aufzuweisen. Noch beherrscht es den Persischen Meerbusen, aber im Hinterlande machen sich russische Einflüsse jeder Art, kommerzielle, finanzielle und politische in immer erhöhtem Maße geltend, und russische Rohprodukte und Fabrikate machen den englischen erfolgreiche Konkurrenz. In Indien vermag die Herstellung der wissenschaftlichen (scientific) Grenze weder die Politiker noch die Soldaten darüber zu täuschen, daß der Frieden an der Nordgrenze auf zwei Augen, denen des gegenwärtigen Emirs von Afghanistan, beruht, und daß mit dem Tode desselben in Afghanistan Erbfolgestreitigkeiten ausbrechen können, man ist fast versucht zu sagen, müssen, deren mögliche politische und militärische Tragweite sich gar nicht übersehen lassen. Was endlich Ostasien anbetrifft, so können keine gegenteiligen Behauptungen englischer Diplomaten und parlamentarischer Unterstaatssekretäre über die Thatsache hinweghelfen, daß der einzige Eindruck, den Chinesen und Japaner von der englischen Politik seit 1895 empfangen haben, der ist, daß England sich vor Rußland fürchte und seine Politik ein zerbrochenes Rohr sei, das die Hand desjenigen verletze, der sich auf dasselbe zu stützen versuche. Zu diesen Gefühlen, die das Verhalten der Regierungen in Tokio und Peking sehr wesentlich beeinflussen, kommen auf der einen Seite die Schaffung des französischen hinterindischen Reiches, das eine ernste Gefahr für England sein könnte, wenn sich in ihm nicht wieder die traditionelle Unfähigkeit der Franzosen, zu kolonisieren, breitmachte, und auf der andern Seite das wachsende Interesse der Amerikaner an der Entwicklung der der pacifischen Küste der Vereinigten Staaten gegenüberliegenden Reiche Ostasiens, besonders Chinas.

Der besonnenen Politik hauptsächlich des Kolonialministers Chamberlain und der Haltung der englischen Presse während des amerikanisch-spanischen Krieges ist es gelungen, manche der Empfindlichkeiten, wie das Mißtrauen der republikanischen Partei und Presse in den Vereinigten Staaten, wenigstens teilweise zu beseitigen, aber die im Herbst dieses Jahrs bevorstehende Präsidentenwahl giebt den Demokraten eine willkommene Gelegenheit, eine anti-englische Politik zu einem der Hauptpunkte ihres Wahlprogramms zu machen und die Unterstützung der Burenrepubliken zu fordern. Praktische Erfolge wird diese Politik kaum zeitigen, aber sie wird die anti-englischen Strömungen in den Vereinigten Staaten stärken und damit die Politiker dort und anderswo zwingen, wenigstens mit der Möglichkeit eines Konflikts zwischen Amerika und England zu rechnen.

Freilich beherrscht England noch unbestritten das Meer, seine Kolonien spannen sich in mehrfachem Gürtel um die Erde, und seine Kohlenstationen und Telegraphenlinien sichern ihm noch ein erhebliches Uebergewicht über alle andern

Mächte. Aber gerade die Art, wie es diese Vorteile in dem noch andauernden Kriege mit den Burenrepubliken den Neutralen gegenüber gebraucht und gemißbraucht hat, machen es den letzteren zu einer Pflicht der Selbsterhaltung, auch ihrerseits an den Ausbau derartiger Kampfmittel zu gehen.

Selbstverständlich werden die Gegenzüge der andern Seemächte nur langsam erfolgen können, aber auch in dieser Beziehung fallen manche Schatten auf die bis jetzt unbestrittene und unbestreitbare Seeherrschaft Großbritanniens.

Mit dem Aufgeben mancher alten Tradition, so des Interesses an der Erhaltung der Türkei und Chinas, hat England eine Bahn betreten, die ihm schon mancherlei Enttäuschungen bereitet hat und ihm noch andre bringen dürfte, wenn die Steine einmal anfangen, von den Fundamenten seiner Macht abzubröckeln.

Auch in manchen andern Punkten zeigt sich in Ostasien ein Zurückgehen englischer Interessen. In Japan, dessen Gesamthandel 1899 über 16 Millionen Mark geringer war als 1897 (Einfuhr 441 Millionen Mark, 116 Millionen weniger als 1898, Ausfuhr 424 Millionen Mark, 100 Millionen mehr als im Vorjahr), trifft der Hauptverlust die englische Einfuhr, während in China bei einem Gesamtwert des Handels von ca. 1400 Millionen Mark (280 Millionen Mark mehr als im Vorjahr und mehr als das Doppelte als 1890), wenn auch die englischen Einfuhren gestiegen sind, dieselben doch in der Zunahme erheblich hinter den amerikanischen und japanischen zurückbleiben. Weit bemerkenswerter aber, weil symptomatischer, ist, daß, als das Peking Syndikate, unzweifelhaft diejenige Eisenbahn- und Bergwerksgesellschaft, welche mit den ihr in Honan und Shensi in China erteilten Konzessionen Kapitalsanlagen die beste und sicherste Aussicht darbietet, im April dieses Jahres 900000 Pfund Sterling Aktien in London auf den Markt brachte, das Publikum nur $7\frac{1}{2}$ % des aufgelegten Betrages zeichnete und die Garanten der Emission, unter denen sich Häuser wie N. M. Rothschild & Sons und J. P. Morgan befanden, den gesamten von ihnen garantierten Betrag übernehmen mußten.[1]) Es zeigt dies, daß das englische Privatkapital, ohne das schließlich auch die größte Bank nichts anfangen kann, Unternehmungen in China noch scheu und ablehnend gegenübersteht. Welches Gewicht einer solchen Erscheinung gegenüber die der russischen autokratischen Regierung für den Bau der transsibirischen und mandschurischen Bahn zu Gebote stehenden Mittel in die Wagschale zu werfen im stande sind, bedarf keiner näheren Erwägung.

Aber trotz so mancher Schatten, die in Asien auf die englischen Interessen fallen und den englischen Staatsmännern beim Hinblick auf die Zukunft wohl sorgenvolle Stunden bereiten dürften, bleiben zwei Punkte, die ihrerseits geeignet sind, das britische Volk mit stolzer Zuversicht zu erfüllen. Der eine derselben ist

[1]) Zur Erklärung sei hinzugefügt, daß in England selten oder nie Anleihen auf den Markt gebracht werden, ohne daß ein oder mehrere große Bankhäuser sich zur Uebernahme der aufgelegten Beträge bereit erklärt haben, falls das Publikum dieselben nicht zeichnen sollte.

die Menge und die Billigkeit des vorhandenen Geldes; die $2^1/_2$ % englischen Konsols stehen trotz des Krieges über Pari, während zum Beispiel die Deutschen Reichs- und preußischen $3^1/_2$ %-Anleihen Mühe haben, sich auf 96 zu halten, und da zum Kriegführen bekanntlich Geld und wieder Geld und noch einmal Geld gehört, so liegt in dieser Plethora des englischen Geldmarkts die sicherste Gewähr für die Erhaltung des Friedens und damit bis auf weiteres des englischen Besitzstands; der andre noch wichtigere Punkt aber ist die auch in den jetzigen Zeitläufen wieder herrlich bewährte Opferbereitwilligkeit und Opferfreudigkeit des englischen Volks. L. v. Vincke, der spätere Oberpräsident von Westfalen, der während der ersten Zeiten des Kriegs mit Frankreich in England weilte, schrieb darüber an Stein unter dem 8. August 1800: „Mein Gott, wenn der König einmal genötigt werden sollte, etwas Aehnliches als eine Income-Taxe bei uns zu verlangen! Hier hat niemand widersprochen, und Adel und Kaufmannschaft bezahlen sie neben der ungeheuren Last andrer Auflagen, welche aber die Wohlhabenden so ganz vorzüglich treffen, ohne alles Murren! Jeder wetteifert mit dem andern, das Gouvernement auf alle Weise zu unterstützen und durch eigne Aufopferung zu befestigen; dagegen der größere Haufe unsers Adels noch immer wähnt, der Staat könne nicht bestehen, ohne seine unbedingte Exemtion von allen wesentlichen Beiträgen, ohne Druck und Dienstbarkeit der andern Stände, und die geringste Abänderung und Nachgiebigkeit müsse unbedingt den Zusammensturz des Gouvernements zur Folge haben, und wieviel würde nicht dazu gehören, den dummen Glauben auszurotten, daß dies alles bis ans Ende der Welt stehen bleiben werde, daß es daher thöricht sein würde, etwas aufzuopfern, um sich das Wesentliche zu erhalten." Und beinah siebzig Jahre später stellte Graf v. Schwerin im preußischen Abgeordnetenhause dem englischen Adel ein ähnliches ehrenvolles Zeugnis aus, als er am 30. November 1868 erklärte, daß der Unterschied zwischen der englischen und unsrer Aristokratie der sei, daß die großen Familien in England stets an der Spitze der Freiheit ständen, während man bei uns die Spitzen der alten Familien immer nur da sehe, wo es sich um die Erhaltung von Privilegien handle.

Das trifft für den englischen Adel auch heute noch zu, wollte Gott, daß es für den preußischen Adel im Laufe des letzten Jahrhunderts weniger zutreffend geworden wäre.

Geschichte der orientalischen Frage.

Ungedruckte Vorträge aus dem Nachlasse

von

Prof. Wilhelm Maurenbrecher.

IV.

Russische Politik 1856 bis 1871.

Bei der bisherigen Darstellung der orientalischen Frage ist vorwiegend die europäische Seite der Sache ins Auge gefaßt worden, es ist aber nicht zu übersehen, daß auch Asien und seine Schicksale von der Frage ergriffen werden, wer als Herrscher am Bosporus gebietet. Der Sultan beherrscht ja nicht allein die Balkanhalbinsel, den Südosten von Europa, sondern auch Kleinasien und Syrien, und weit hinein ins innere Asien erstreckt sich seine Macht. Aber auch dort droht die russische Völkerwelt in ihrer Ausdehnung und ihrem Wachstume in die osmanischen Kreise hinüberzugreifen, nachdem sie zunächst die Völker des Kaukasus, die Uferbewohner des Kaspischen Meeres dem russischen Reiche einverleibt hat. Es ist nicht zu bestreiten, daß in Asien die russische Eroberung als Kulturträgerin auftritt, sie bricht allmählich dort zivilisierteren Ideen und Lebensaufgaben Bahn. Aber bei seinem Vormarsch in Asien scheint dem russischen Reich ein späterer Zusammenstoß mit England ziemlich sicher in Aussicht zu stehen. Englands große Weltstellung, seine Weltmacht und sein Welthandel beruht seit dem vorigen Jahrhundert wesentlich auf seinem kolonialen Besitz in außereuropäischen Breiten. Gerade damals, als die englischen Kolonien in Nordamerika von der Herrschaft Englands sich losrangen und ihre eigne Entwicklung mit festem Entschluß ergriffen, war es den Engländern beschieden, für das Kolonialreich, das sie in Amerika aufgaben, ein neues Gebiet in Ostindien einzutauschen. Diesem Besitz verdankt England die Blüte seines Handels und seiner Finanzen, deren es sich im neunzehnten Jahrhundert erfreut. Diesen Besitz sich zu sichern, ist ein Grundsatz englischer Staatskunst bis in die neueste Zeit gewesen, den erst in unsern Tagen die Kurzsichtigkeit und Beschränktheit einiger wenigen Politiker und Publizisten fahren zu lassen sich bereit erklärt.

Die Natur eines solchen Kolonialbesitzes bringt es mit sich, daß man sich nur schwer entschließt, denselben in feste, bestimmt umzeichnete Grenzen einzuschränken; wie von selbst erwacht das Streben nach Ausdehnung und Vergrößerung, und so haben auch die Engländer als Herren von Ostindien nicht umhin gekonnt, zur Sicherung ihres jeweiligen Besitzes, strichweise mehr und mehr ihre Grenzen vorzuschieben, sei es in direkter Eroberung, sei es in indirekter Machterstreckung. So wurden allmählich durch Verträge die kleinen Fürsten im Pendschab der englischen Botmäßigkeit angeschlossen, Vorposten des englischen

Handels, der nach Afghanistan, nach Persien, nach Chiwa weiter vorzudringen strebte. Schon im vierten Jahrzehnt des Jahrhunderts fürchtete die Eifersucht Englands, dies könnte zu einem Zusammenstoß mit Rußland in Asien hinführen. Es wurde schon erwähnt, wie besonders Urquhart den Alarmruf damals ausstieß und die Verteidigung der englischen Weltstellung gegen den russischen Gegner heischte durch Einmischung in die russisch-türkischen Händel. „Indien muß am Bosporus verteidigt werden", lautete sein Schlagwort.

Während von der einen Seite aus England, im Interesse seiner ostindischen Besitzungen, sich den maßgebenden Einfluß auf Afghanistan, ja über Persien zu sichern sucht, schreitet Rußland auf der andern Seite wie von einer innern Notwendigkeit, einem ganz unwiderstehlichen Ausdehnungsdrang getrieben, von einem Posten zum andern vorwärts: Khokand, Chiwa, Bokhara bilden die einzelnen Stationen des Weges; in Persien und Afghanistan sucht russischer Einfluß sich Bahn zu brechen und die englische Einwirkung zu verdrängen, mehr und mehr ordnen sich islamitische Völkerschaften dem Gebote des Zaren unter: die Berührung und der Zusammenstoß der russischen und der englischen Ausdehnungsbewegung ist nur eine Frage der Zeit, und wer in solcher Eventualität obsiegen wird — ob England oder Rußland —, das ist eine Frage, die auch heute noch in völliges Dunkel gehüllt ist.

Ein zweites Motiv für die englische Politik, freundschaftlich zum Sultan zu stehen, ist die Rücksicht auf ihre mohammedanischen Unterthanen in Indien. Diese verehren ihr Haupt im Sultan, der Islam also sieht nach Konstantinopel hin, eine englisch-türkische Verbindung stützt demnach die englische Macht in Indien.

Wäre der indische Aufstand, der vielleicht durch russisches Geld und russische Agenten geschürt wurde, 1855 erfolgt statt 1857, so würde Englands Teilnahme am Krimkrieg vielleicht eine ganz andre Wendung genommen haben; so kam die indische Verwicklung zu spät, um die englische Politik zu hemmen; vielleicht suchte auch Rußland dort in Indien seine Revanche für Sebastopol! Es genügt, auf diesen asiatischen Hintergrund der Verwicklungen am Bosporus hinzuweisen. Wenn man die asiatische Geschichtsentwicklung, die allerdings langsam und träge, oft recht schleppend verläuft, im großen und ganzen im Auge behält, dann versteht man die Tiefe und Größe des Gegensatzes, der sich in der Orientfrage zwischen England und Rußland zeigt; man begreift, weshalb die englische Politik so zähe an dem Gedanken festgehalten hat, man müsse das Reich und die ganze Stellung des türkischen Sultans erhalten und beschützen. Es ist nicht eine unbegründete, gegenstandslose oder oberflächliche Eifersucht auf den nordischen Bewerber, welche denselben vom heiß ersehnten Besitz der Hagia Sofia fern zu halten sich abmüht, es ist die wohlbegründete und umsichtig erwogene Rücksicht auf die unausbleiblichen Folgen eines russischen Sieges über die Türkei, welche ganz unzweifelhaft in Asien, in dem weitgestreckten Völkermeer des asiatischen Islam, dem Herrschaftsantritt Rußlands am Bosporus folgen würden.

Beim Krimkrieg hatte Frankreich das meiste geleistet, weniger aus sachlichen Interessen an der Orientfrage als aus Rücksichten der allgemeinen europäischen

Lage; seit dem Pariser Frieden suchte nun Kaiser Napoleon Anschluß an Rußland, und wiederholt stand Frankreich in den nächsten orientalischen Vorgängen an der Seite Rußlands. Den politischen Gegensatz gegen Rußland hatte 1854 bis 1855 Oesterreich mit den Westmächten geteilt, es hatte den Krieg zwar nicht mitgemacht, aber doch diplomatisch die Forderungen Englands und Frankreichs unterstützt, und für das Endergebnis, für Rußlands Nachgiebigkeit, war die Haltung Oesterreichs entscheidend gewesen. Die Besetzung der Moldau und der Walachei durch österreichische Soldaten, die Ansammlung weiterer Heere an der russischen Grenze hatte schwer auf Rußland gedrückt. Es war geschehen in berechtigter Verteidigung österreichischer Interessen, die für Oesterreich bedenkliche Machtausdehnung Rußlands in die Balkanhalbinsel hinein war verhindert und durch die Aufhebung des russischen Protektorates über die Donauländer, die gerade vorwiegend im Interesse Oesterreichs geschah, waren die früheren Erfolge Rußlands rückgängig gemacht worden. Der Groll Rußlands richtete sich 1856 besonders heftig gegen Oesterreichs Halbheit, welche seine Schädigung ermöglicht hatte, und Rußlands Feindschaft gegen Oesterreich würde kaum größer gewesen sein, wenn es 1856 sich entschlossen hätte, die Occupation der Donaufürstentümer in eine dauernde Besitznahme umzuwandeln.

Dazu aber fehlte in Wien der Entschluß und die Kraft. Man gab die besetzten Länder nach dem Friedensschluß wieder frei, Oesterreich zog sich in seine Grenzen zurück. Es war schon auf dem Pariser Kongreß über die Vereinigung der Moldau und der Walachei zu einem Staate verhandelt worden, aber die Mächte hatten sich nicht darüber einigen können. Nach geschehenen Wahlen verlangte der moldauische Senat am 19. Oktober 1857 die Vereinigung mit der Walachei mit 82 gegen 2 Stimmen, und am 21. Oktober folgte einstimmig dasselbe Votum in der Walachei. Der neue Staat wollte den Namen Rumänien führen und einen europäischen Prinzen sich zum Fürsten wählen; ganz nach dem Vorbilde Griechenlands 1830! Auch an dieser Stelle gelangte also das Prinzip der Nationalität jetzt kräftig zur Geltung. Dies empfahl die Sache dem französischen Kaiser, aber machte sie in Oesterreichs Augen verhaßt. Oesterreich mußte fürchten, daß die Rumänen in Siebenbürgen Anschluß an das Fürstentum Rumänien verlangen würden. Der Sultan widerstrebte natürlich; für ihn war es bedenklich, wenn ein Beispiel aufgestellt wurde, das sofort bei den andern Völkern zur Nachahmung auffordern mußte. Die Kommission ging daher auf die rumänischen Wünsche nicht ein; sie fand einen Kompromiß; man gab einen gemeinsamen höchsten Gerichtshof und einen vereinigten Ständeausschuß der „Vereinigten Fürstentümer" zu; aber jedes Fürstentum sollte doch einen besonderen, aus den Landeskindern selbst gewählten Hospodaren und eine besondere Volksvertretung erhalten, beide auch zu einer Tributzahlung an den Sultan, als Zeichen ihrer Abhängigkeit, verpflichtet bleiben. Darauf wählte man in der Moldau den alten Alexander Cusa, 29. Januar 1859, und sofort ahmte dies die Walachei nach und wählte denselben Cusa. Leicht hätte dies aufs neue den Krieg entzündet — aber eben begannen die italienischen Verhältnisse zum Krieg zwischen

Frankreich und Oesterreich zu treiben; Oesterreich konnte deshalb nichts thun, England wollte nicht eingreifen, Napoleon und Alexander waren Rumänien gewogen, so bestätigte die Pariser Konferenz am 6. September 1859 das Geschehene. Der Sultan mußte 1861 Cusa als Hospodar anerkennen, 1862 wurde der Name „Rumänien" die offizielle Bezeichnung. Fürst Johann Alexander I. regierte das Land, allerdings nicht wie ein konstitutioneller Schablonenfürst, sondern oft etwas eigenwillig und despotisch. Er wurde im Februar 1866 gestürzt. Die Rumänen wählten darauf zuerst den Grafen von Flandern, dann, da dieser ablehnte, den Prinzen Karl Ludwig von Hohenzollern. Die Konferenz verbot ihm die Annahme, der Sultan protestierte; jedoch — der junge Zollernprinz machte sich heimlich auf den Weg; am 22. Mai trat er seine Herrschaft an als Carol I., das erstaunte Europa mit der feierlichen Beteuerung überraschend: „er sei ein Rumäne, — die Wahl des rumänischen Volkes habe ihn dazu gemacht — also könne Europa gegen ihn keine Einwendung erheben"; hiermit behauptete er sich, auch die Pforte ließ sich beschwichtigen. Er widmete sich mit besonderem Nachdruck der militärischen Ausbildung seines Volkes, die Welt sollte es später erfahren, daß der Bildner der rumänischen Volkskraft einst als preußischer Offizier eine gute Schule durchgemacht hatte.

Mit fast noch größerer Energie hatte die nationale Eigenart im Fürstentum Serbien sich entfaltet. Es ist erzählt worden, wie 1817 bis 1842 ein erbliches Fürstentum zuerst für Milosch und seine Söhne und dann von 1842 für Alexander Karageorgiewitsch sich ausgebildet, mit konstitutionellen Formen, aber ganz auf der Grundlage der serbischen Nationalität. Die Zwitterstellung eines der türkischen Hoheit noch unterworfenen, aber zugleich dem Schutze Rußlands empfohlenen Gemeinwesens hatte man noch tragen müssen; sonst aber fühlte man sich in seiner nationalen Eigenart; und wie gerade Serbien sich bemühte, die modernen Bildungselemente aus Europa bei sich zu verarbeiten und sich anzueignen, so wiegten viele sich in der Hoffnung, aus Serbien den Zukunftsstaat zu machen, der einst die Völkermischung der Balkanhalbinsel sich unterwerfen und ein neues orientalisch-christliches Kaisertum aufrichten würde. Die Verbindung der beiden politischen Ziele: Erkämpfung der vollen Unabhängigkeit für Serbien und Ausbau eines den modern europäischen Staatsbegriffen nachgebildeten liberalen Staatswesens in Serbien, verschaffte den „jungserbischen" Politikern große Bedeutung und glänzendes Ansehen. Wohl spottete man hie und da über diese „Wilden in Glacéhandschuhen", andrerseits aber hat es keineswegs den Serben an Sympathien in Europa, besonders in Deutschland, gefehlt. Gelehrte und Politiker in Berlin wiesen gern auf die Serben hin als auf die von der Vorsehung ausersehenen Zukunftserben des Sultan in Europa, mit einem Wort, die großserbischen Tendenzen fanden im fünften und sechsten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts vielfach freundlichen Boden und weite Verbreitung. Dabei ist aber nicht zu übersehen, daß im türkischen Reiche sich die Ausdehnung der serbischen Nationalität weit heraus über die Grenzen des serbischen Fürstentums erstreckte; auch Bosnien und die Herzegowina waren größtenteils von Serben bewohnt; verwandter Her-

kunft waren auch die Montenegriner, und diese südslawischen, eng untereinander zusammenhängenden Völkerschaften konnten sich je länger je weniger der Anschauung erwehren, daß ihr Schwerpunkt nur in einem serbischen Nationalstaate seine angemessene Darstellung finden würde. Dazu kommt, daß selbst in Oesterreich bedeutende und kräftige Stücke des serbischen Volksstammes sich vorfinden, im südlichen Ungarn, das ja nur durch den Lauf der Donau vom Fürstentum Serbien getrennt ist, wohnen Bruchteile der serbischen Nationalität. Und eine enge Verwandtschaft verbindet die Serben mit Kroaten und Dalmatinern.

Während des Krieges von 1853 bis 1855 blieb Serbien offiziell neutral, ja Fürst Alexander neigte, entgegen der populären Russenfreundschaft, sich allmählich immer offener auf die österreichische Seite. Der Pariser Friede entband Rußland von der Stellung als Schutzmacht Serbiens wie Rumäniens; der Pforte gegenüber sollte Serbien eine gewisse formale Oberhoheit des Sultans noch anerkennen, aber in allen inneren Fragen sich voller Selbständigkeit erfreuen. Im serbischen Volke erregten aber diese Bestimmungen große Verstimmung. Und daß Fürst Alexander die Skuptschina lange Zeit nicht einberufen hatte, gab den unzufriedenen Russenfreunden einen Vorwand zur Erhebung. Es brach eine Verschwörung gegen den Fürsten aus; in der endlich berufenen Skuptschina gewann die russische Strömung die Oberhand, sie verlangte die Absetzung des Fürsten Alexander und Rückberufung des alten Milosch am 22. Dezember 1858. Der Fürst floh in die Festung, die noch von einer türkischen Garnison besetzt war. Die Türken, wie auch Oesterreich, machten Miene, ihm beizustehen, aber Oesterreich konnte ebensowenig in Serbien sich einmischen wie in Rumänien — durch die italienische Wendung 1859 gebunden — an beiden Stellen gab es also nach. Da zog auch Fürst Alexander ab, und Milosch hielt unter ungeheurem Jubel der Serben am 6. Februar 1859 seinen Einzug in Belgrad; der Sultan, den die russische und französische Diplomatie gefügig gemacht, gab seine Zustimmung. Aber sein Regiment währte nur kurze Zeit, er starb schon im September 1860. Ihm folgte sein jüngerer Sohn Michael, schon lange das Haupt und die Hoffnung der großserbischen Parteigänger; seiner Regierung verdankt Serbien seine innere Organisation und seinen staatlichen Charakter.

Aehnlich war auch die Lage des 1830 freigewordenen Königreichs Griechenland. Mit den damals durch die Konferenz den Griechen gesetzten Grenzen war man keineswegs zufrieden, man bohrte und arbeitete unablässig an weiterer Abbröckelung der von Griechen bewohnten türkischen Reichsteile; die griechische Phantasie lebte weit mehr in diesen auswärtigen Absichten als in dem Ausbau der inneren Verhältnisse. Der König von Griechenland, der bayrische Prinz Otto, hatte, 1835 großjährig geworden, seine Regierung angetreten, er hatte nicht recht verstanden, sich populär zu machen und Wurzel im Lande zu schlagen. Es war 1843 dem Volke eine Verfassung gegeben, nach belgischem Vorbild, theoretisch ausgeklügelt, ganz korrekt nach der Schablone abgezirkelt, aber für Griechenland ein fremdes Gewächs. König Otto und seine viel thatkräftigere Gemahlin Amalia standen meist unter russischem Einfluß, so wühlte offen und versteckt die englische

Politik gegen sie. Es kamen auch ganz radikale Anschauungen in Griechenland empor, die auf eine Beseitigung der Monarchie hinarbeiteten. Griechenland hatte 1854 dem russischen Vorgehen gegen die Türkei sich anschließen wollen, aber die englische Flotte hatte die Griechen eingeschüchtert, ein englisches Heer war gelandet und hatte den Piräus besetzt gehalten; erst im Februar 1857 zog dasselbe ab. Dies wirkte einige Zeit noch nach. Und so ließ die griechische Regierung die Unruhen in Kreta 1858, in Macedonien 1860 ohne Unterstützung und unbenützt für die ersehnte Ausdehnung des Gebietes. Die Verstimmung in Griechenland wuchs. Kleine Revolten und Militäraufstände erfolgten 1861 bis 1862. Im Oktober 1862 brach der Aufstand noch entschiedener los. König Otto sah das Vergebliche einer Gegenwehr schnell ein, er war kränklich, kinderlos, hatte wenig Interesse an der Zukunft und war des Thrones überdrüssig. So verließ er Griechenland, halb freiwillig, halb gezwungen, und entsagte am 24. Oktober 1862 für sich und seine Familie der Krone. An der Monarchie festzuhalten, war die Absicht der provisorischen Regierung, und es wurde eine Volkswahl eingeleitet; Rußland und England sicherten sich zu, keinen ihrer Prinzen nach Griechenland gehen zu lassen, und nachdem von verschiedenen Kandidaten die Rede gewesen, vereinbarten die beiden Mächte den Vorschlag eines dänischen Prinzen, der sich beiden empfahl, weil eine seiner Schwestern mit dem englischen Kronprinzen verheiratet und die andre als Braut für den russischen Thronfolger in Aussicht genommen war. Dieser dänische Prinz, geboren 1845, wurde als Kandidat vorgeschlagen und in Griechenland am 30. März 1863 gewählt. Die Großmächte stimmten zu, die Griechen erklärten ihn großjährig, und am 31. Oktober 1863 trat er seine Stellung an als Georgios I., König von Griechenland. Ihm glückte es besser als seinem bayrischen Vorgänger; er heiratete 1867 eine russische Großfürstin und begründete eine neue nationale Dynastie. Als Mitgift hatte er den Griechen die Jonischen Inseln gebracht, die England mit Gutheißung Europas ihm abgetreten hatte.

In Bosnien und Bulgarien gärte es schon 1857/58, auch in Montenegro, wo Fürst Danilo 1858 losbrach, aber den Großmächten gelang es, ihn zu beruhigen und mit einer kleinen Grenzverbesserung abzufinden. Im August 1860 wurde er ermordet, sein kriegslustiger Neffe Nikita folgte ihm. 1862 erfolgte ein Aufstand in Bosnien, Nikita mischte sich ein, die Türken bezwangen durch grausame Maßregeln die Erhebung. Die Türken hatten damals noch einzelne Garnisonen in Serbien; im Juni 1862 entstand ein blutiger Konflikt in Belgrad zwischen Türken und Serben, Belgrad wurde von den Türken bombardiert, ein Schrei des Entsetzens ertönte in ganz Europa, und die Konferenz der Großmächte in Konstantinopel beschränkte das Recht der türkischen Besetzung auf vier Festungen. Fürst Michael von Serbien bewog durch seine große Klugheit, seine Geschicklichkeit in persönlicher Verhandlung in Konstantinopel den Sultan, am 18. April 1867 auch auf dies letzte Stück osmanischer Hoheit zu verzichten; es blieb nur noch die Beifügung der türkischen zur serbischen Flagge. Diese Konzession gewährte der Sultan aus Furcht vor einem allgemeinen Aufstand

aller christlichen Völker des Balkan, über den schon lange Serbien und Griechenland verhandelten, ferner erlag er dem Druck von Rußland und Frankreich, welche England gewonnen; Oesterreich aber war passiv infolge des Schlages von 1866. — Es war ein großes Unglück für Serbien, daß Michael 1868 plötzlich ermordet wurde. Ueber die Motive seiner Mörder wurde allerlei vermutet, auch daß die Prätendentenfamilie der Karageorgiewitsch ihren Arm bewaffnet habe, aber noch heute ist die Sache dunkel. Eine Statthalterschaft wurde eingesetzt für den Erben Milan, geboren 1854, den Großneffen des alten Milosch. Die Verhältnisse waren schon so befestigt, daß dieser Thronwechsel ohne Störung verlief, 1872 übernahm Milan, großjährig geworden, selbst die Regierung.

Während der Jahrzehnte nach dem Pariser Frieden hatte Rußland seine Kräfte aufs neue gesammelt, es waren im russischen Reiche eine ganze Reihe der wichtigsten staatlichen Neuschöpfungen und Umgestaltungen vorgenommen, so die Aufhebung der Leibeigenschaft 1861, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht von 1874 an; es waren die provinzialen Unterscheidungen zum großen Teile getilgt, die Verwaltung zentralisiert und in manchen Stücken verbessert. Großer Kreise des russischen Volkes hatte sich das Gefühl bemächtigt, daß es Rußland vorbehalten sei, dereinst alle slawischen Völker und Völkerteile zu einer Einheit zusammenzuballen. So ungeheuerlich und unmöglich dies Streben des Panslawismus erscheint — wie heftig ist zum Beispiel der Haß des Polen gegen den Russen —, so kann man sich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß der Panslawismus in Rußland im letzten Menschenalter stets Boden gewonnen und immer weitere und einflußreichere Kreise des Volkes durchdrungen hat. Er hat sich zunächst vorgesetzt, alle die christlichen slawischen Völkerschaften im türkischen Reiche dem russischen Volkskoloß anzugliedern, sie vom Joche des Islam zu erlösen, um sie in die slawisch-christliche Völkergemeinschaft hineinzuziehen, an deren Spitze das russische Reich sich die Gesamtleitung vorbehalten will. Der große Gewaltschlag, den 1853 Kaiser Nikolai zu diesem Zwecke führen wollte, war mißlungen. So hatte Alexander II. sich enschlossen, vorsichtiger, langsamer, mehr indirekt vorwärts zu schreiten. In Konstantinopel suchte der russische Anhang sich jeder ernstlichen Verbesserung und Reform der türkischen Einrichtungen zu widersetzen. Unter den Christen hielt man die Klagen und Beschwerden stets lebendig, man war stets auf dem Sprung, an irgend einer Stelle Unruhen und Aufstände anzuzetteln.

Und in Konstantinopel blieb alles beim alten, es wurde wohl mancher Anlauf gemacht, Frankreich und England wetteiferten mit Vorschlägen und Heilmitteln, der eine störte, was der andre empfohlen. Die Finanznot wurde immer größer, alle Experimente schlugen fehl, selbst die alleinseligmachende Kraft der konstitutionellen Volksvertretung, auf die man 1876 einmal verfiel, versagte vollständig. Daß an der Türkei nichts mehr zu bessern sei, wurde immer deutlicher. Nur das eine verstand der Türke immer noch vortrefflich: aus den Meinungsverschiedenheiten seiner Freunde für sich selbst den möglichsten Vorteil zu ziehen; er selbst war und blieb passiv, indolent, er rührte sich nicht vom Flecke, er ver-

schob seine Antworten auf unglaubliche Termine, das orientalische Phlegma hat den Türken aus mancher peinlichen und bedenklichen Lage herausgeholfen. In feierlichster Weise waren 1856 durchgreifende Reformen den Christen seitens des Sultan verheißen; eine die politischen Rechte der christlichen Bevölkerung gegenüber den Osmanen völlig sichernde Staats- und Rechtsordnung hatte er genau im Anschluß an das Verlangen der Großmächte England, Frankreich und Oesterreich erlassen. Aber alles blieb blauer Dunst, ein geschriebenes Wort ohne jegliche reale Folge.

Schon kurze Zeit nach dem Pariser Kongreß begannen die Klagerufe der christlichen Völker in der Türkei über ihre Rechtlosigkeit, 1857, 1858, 1860 in Bosnien, der Herzegowina, auf Kreta, in Macedonien und Thessalien, auch in Bulgarien. Die Großmächte bemerkten zu ihrem höchsten Erstaunen, daß die Beschwerden sich gerade gegen diejenigen Zustände richteten, die man 1856 beseitigt zu haben glaubte; es wurde sonnenklar, daß von allen jenen Reformzusagen der Türken noch nichts Wirklichkeit geworden war. Die Beschwerden der christlichen Bevölkerung in der Türkei legten deutlich dar, daß die fanatischen Osmanen in ganz unglaublicher Weise ihre Untergebenen zu plagen und zu plündern sich erdreisteten, in offenkundiger Verhöhnung der Erlasse des Sultans. Obwohl die Russen sich dieser Klagen mit Eifer annahmen, setzten England und Oesterreich 1860 den Entscheid durch, daß man in die inneren Angelegenheiten der Türkei sich nicht einzumischen habe, man klammerte sich an den Buchstaben des Pariser Vertrages. Eine Bresche legte nur Frankreich in dies System. Als im Mai 1860 im Libanon eine entsetzliche Verfolgung der Christen ausgebrochen war und als dann im Juli das fürchterliche Blutbad in Damaskus angerichtet worden, ließ sich Kaiser Napoleon durch keine Bedenken aufhalten; eine französische Expedition ging im August nach Syrien, bestrafte die mohammedanischen Uebelthäter und beruhigte das syrische Land.

Dies war ein Vorgang, den Rußland als Präzedenzfall für seine Auffassung verwerten mußte. Inzwischen hatte es bis 1859 den Kaukasus vollständig unterworfen und richtete nun seine volle militärische Kraft nach Mittelasien, wider Khokand, Bokhara, Chiwa. Im Gefühl dieser Erfolge und nachdem 1863 der Aufstand Polens niedergeschmettert war, faßte Rußland trotz aller Einreden und diplomatischen Lufthiebe der Engländer, Franzosen und Oesterreicher einen neuen Vorstoß nach Konstantinopel bestimmter ins Auge. Auf der einen Seite bemühte man sich in Bulgarien, alles für Rußlands Vorgehen vorzubereiten, Bulgarien als Vorhut der russischen Aktion sollte alles weitere einleiten; auf der andern Seite schien es möglich, Griechenland ins Feuer zu schicken, ehe Rußland selbst losschlug.

1866 war, durch die türkischen Quälereien entzündet, in Kreta ein Aufstand ausgebrochen, dem Griechenland seine volle Sympathie schenkte, durch den es die lang begehrte Einverleibung Kretas endlich durchsetzen zu können hoffte; die kandiotische Volksvertretung hatte dies am 21. September 1866 beschlossen. Aber die Türken schlugen den Aufstand blutig nieder, und als die Insel sich nicht

lange darauf wieder erhob, legten sich Frankreich, Rußland, Preußen und Italien ins Mittel. Französische und russische Schiffe schafften Frauen und Kinder von der Insel auf das griechische Festland hinüber, und griechische Freischaren eilten den um ihre Freiheit ringenden Brüdern zu Hilfe. Anfang 1868 fielen bewaffnete Scharen aus Rumänien in Bulgarien ein und entfachten dort einen Aufstand, aber auch hier gelang es den Türken, ihn niederzuwerfen. Kaiser Napoleon hatte sich zu den nationalen Erhebungsversuchen aller dieser Völker sehr freundlich gestellt, und wie er damals seinen großen Schlag gegen Preußen schon vorbereitete, bei dem er auf die Mitwirkung Oesterreichs ganz bestimmt rechnete, so lag es ihm sehr am Herzen, daß Rußland im Oriente Beschäftigung erhalte und an einem zu Preußens Gunsten gegen Oesterreich gerichteten Eingreifen in den deutsch-französischen Krieg verhindert wurde.

Die Lage hatte sich im Oriente mehr und mehr gespannt; Griechenland hatte allerdings der Türkei noch nicht den Krieg erklärt, aber täglich konnte der Zusammenstoß erfolgen. Endlich forderte die Türkei am 11. Dezember 1868 durch ein Ultimatum das Aufhören der Freischarenzüge und bedrohte Griechenland mit Krieg. Da schritt Bismarck als Friedensstifter ein. Die Unterzeichner des Pariser Friedens traten im Januar 1869 zur Konferenz in Paris zusammen und mahnten Griechenland, Frieden zu halten. Rußland, dem die Lage zum Eingreifen noch nicht völlig reif schien, verlieh dieser Mahnung besonderen Nachdruck, und Griechenland mußte sich fügen; der Friede wurde also wieder hergestellt. Im selben Jahre bewog Rußland den Sultan, in die Loslösung der bulgarischen Kirche von dem griechischen Patriarchate einzuwilligen. Diese kirchliche Selbständigkeit Bulgariens von Konstantinopel, aber auch von Athen, deutete sehr entschieden Rußlands Absicht an, Bulgarien aus dem türkischen Reichszusammenhang herauszuschneiden und auch von der Verbindung mit den andern Volkskörpern auf der Balkanhalbinsel zu isolieren. Auch 1870 blieb die russische Diplomatie in voller Geschäftigkeit, dort, wo ihr Einfluß sich geltend machen konnte, alles auf den Kriegsfuß zu setzen, um im gegebenen Falle sofort zur Erhebung gerüstet zu sein. Und wie nun im Juli der deutsch-französische Krieg zum Ausbruch gelangte, da meinte Rußland wenigstens der lästigsten Fessel, die seine Bewegungsfreiheit im Oriente beengte, sich entledigen zu können. Das war jene Klausel des Pariser Friedens, welche die Neutralität des Schwarzen Meeres aufgestellt und die Zahl der russischen Kriegsschiffe dort begrenzt hatte. Rußland erließ ein Rundschreiben, in welchem es ganz kurz erklärte, es halte sich an jene einschränkenden Bestimmungen von 1856 nicht weiter gebunden. Der Sultan rief Oesterreich und England zu Hilfe, von Frankreich mußte man selbstverständlich absehen; daß Preußen bereit war, auf den russischen Wunsch einzugehen, wußte man, und da man weder in Wien noch in London Lust hatte, eine Hand zur Aufrechterhaltung des früheren Vertrages zu rühren, so war man zufrieden, nach Bismarcks Vorschlag auf einer Konferenz in London dies Schreiben einer Prüfung zu unterziehen. Die Konferenz begann im Januar 1871, sie einigte sich zu dem neuen Vertrage, welcher die Durchfahrt fremder Schiffe durch die

Dardanellen und den Bosporus an die Genehmigung des Sultans knüpfte und Rußland volle Freiheit gab, im Schwarzen Meere so viele Kriegsschiffe zu halten, als ihm gut dünkte. Die Türkei mußte sich in dies Verdikt Europas fügen. Rußland verdankte diesen Erfolg der Freundschaft Preußens und Deutschlands. In der That, die 1856 erduldete Niederlage hatte schon bis 1871 Rußland wieder gut gemacht, es war bereit, seine orientalische Politik wieder aufzunehmen und den Vormarsch auf Konstantinopel demnächst noch einmal zu versuchen.

V.

Der russisch-türkische Krieg 1877/78 und seine Folgen.

1875 begannen an einer Stelle die gelegten und vorbereiteten Minen wie von selbst sich zu entzünden. Die Bedrückung der osmanischen Herren und das Freiheitsgefühl der Bevölkerung führten zu einem lokalen Konflikt, aus dem sich größere Wirren allmählich entwickelten. Christliche Banden in der Herzegowina begannen mit den Mohammedanern zu ringen, deren Fanatismus maßlos wütete; aus Serbien und Montenegro wurde Hilfe geleistet. Oesterreich bemühte sich zwar, Frieden zu stiften, und bearbeitete den jungen Fürsten Milan von Serbien, damit er ruhig bliebe, aber die Erregung im serbischen Volke stieg immer höher, die Minister und die Volksvertretung verlangten stürmisch, in den Krieg zur Befreiung ihrer Brüder vom türkischen Joche eintreten zu dürfen, und so erklärten 1876 Serbien und Montenegro der Türkei den Krieg. Eine europäische Konferenz in Konstantinopel machte allerlei Ausgleichs- und Beilegungsversuche, aber die Sache kam nicht vom Fleck. Im Mai 1876 erhob sich auch Bulgarien, die türkischen Behörden wurden verjagt, das Volk bewaffnete sich, und als nun die Türken ihre wilden, rohen Kriegshorden über das unglückliche Land ergossen, wurde Bulgarien der Schauplatz ganz entsetzlicher Greuel und Schrecken. Von fast wahnsinnigem Rachegefühl gestachelt, waren die christlichen Bulgaren jetzt zum Aeußersten entschlossen, ein wilder Vertilgungskrieg, ein fanatischer Religions- und Rassenkampf war im türkischen Reich zum Ausbruch gekommen. Rußland unterstützte und förderte unter der Hand den Aufstand, während es offiziell noch im Einvernehmen mit Deutschland und Oesterreich nur der Vermittlung seine Dienste lieh. Die Pforte blieb bei ihrer Weigerung, der Herzegowina, Bosnien und Bulgarien eine Sonderstellung einzuräumen; sie verhieß zwar ein wahres Füllhorn von Reformen und Rechten über alle ihre Unterthanen auszugießen, aber damit war nichts zu machen. Die Aufständischen hatten das Illusorische aller türkischen Verheißungen am eignen Leibe hart und schwer empfunden, sie blieben bei ihrem Entschlusse, um jeden Preis das türkische Joch von sich abzuschütteln. Ein Thronrevolution in Konstantinopel — die Absetzung des Sultans Abdul Aziz, der sich dann das Leben nahm, und die Erhebung Murads V., dem nach wenigen Monaten Abdul Hamid II. zum Nachfolger gegeben wurde — führte doch keineswegs zu gesunderen Zuständen. Im Januar 1877 ging die Konferenz ganz unverrichteter Dinge auseinander, und am 19. April gab Ruß-

land die bündige Erklärung ab, jetzt sei es durch seine eignen Interessen gezwungen, den orientalischen Wirren ein Ende zu machen, und Kaiser Alexander befahl seinem Heere, die Grenze zu überschreiten.

Der neue orientalische Krieg war hiemit im Mai 1877 da; Rumänien, an Rußlands Seite kämpfend, erklärte seine Unabhängigkeit, und es erfolgte der Einmarsch nach Bulgarien; die Russen drangen siegreich vor, heftig wurde um den Schipkapaß und um Plewna gekämpft, wo besonders die Rumänen sich unter der persönlichen Führung ihres Fürsten Carol auszeichneten. Endlich am 10. Dezember wurde Plewna eingenommen, der türkische General Osman Pascha mit seinem Heere mußte sich gefangen geben. Serbien gesellte sich zu den russischen Streitkräften und griff tapfer und glücklich zu. Nach dem Fall Plewnas hatte der russische General Gurko den Vormarsch durch den Balkan hindurch begonnen, die furchtbarste Kälte setzte kein Hindernis entgegen. Schon am 4. Januar 1878 wurde Sofia genommen, und unter dem Oberbefehl des Großfürsten Nikolaus ging es siegreich vorwärts, Philippopel und Adrianopel fielen, der Weg nach Konstantinopel lag offen vor den Russen! Auch auf der asiatischen Seite hatte die russische Kriegführung gute Fortschritte erzielt; den Oberbefehl führte hier Großfürst Michael. Die Russen gingen in Armenien von einem Platz zum andern vor, das stärkste Bollwerk der Türken, die Festung Kars, fiel in ihre Hände, dann Erzerum und Batum. Ebensowohl von Asien aus als vom Balkan her war Konstantinopel durch die russischen Sieger gefährdet.

Weit mächtiger war Rußlands Stellung im Januar 1878, als einst im August 1829. Die Widerstandskraft der Türkei war nicht hoch zu veranschlagen, die slawisch-christlichen Völker, Rumänen, Serben, Bulgaren, Montenegriner, alle kämpften sie an Rußlands Seite oder unter Rußlands Fahnen. Revolutionäre Ausschüsse in den griechischen Ländern der Türkei, das heißt in Thessalien, Epiros, Macedonien und Kreta bereiteten eine größere Volkserhebung vor. Die griechische Regierung erklärte am 2. Februar 1878 den Krieg, um beim Friedensschluß mitzuernten, aber unwillig geboten die Großmächte, gebot auch Rußland den Griechen Ruhe.

Ziemlich unbehelligt von der Einmischung Europas, hatte diesmal Rußland seinen türkischen Krieg zu führen vermocht. Das Verhältnis guter Freundschaft, das seit 1872 mit Deutschland und mit Oesterreich bestand, gewährte den Russen einige Sicherheit gegen eine Störung von dieser Seite her. Die diplomatischen Verhandlungen von 1875/76, zuletzt noch die ergebnislose Konferenz in Konstantinopel im Winter 1876/77 hatten allen Mächten die Notwendigkeit gezeigt, daß etwas für die christlichen Völker in der Türkei geschehen müsse, ihre nationalen Tendenzen hatten sich in Europa die wärmsten Sympathien erworben, an eine gewaltsame Unterstützung der Türkei dachte niemand mehr. Vertrauliche Verhandlungen zwischen Oesterreich und Rußland begleiteten durchs Jahr 1877 den Fortschritt der russischen Waffen, wobei Bismarck nicht ohne Erfolg vermittelt haben dürfte und Oesterreichs Neutralität gesichert wurde mit einem

Hinweis auf die Besetzung Bosniens und der Herzegowina. Als im Dezember 1877, nach dem Falle Plewnas, der Sultan die Hilfe Europas anrief, um Frieden von Rußland zu erhalten, verwies Bismarck die Türken auf eine direkte Verhandlung mit Rußland, England dagegen vermittelte die erste Anknüpfung in St. Petersburg. Doch ließ Rußland sich in seinen militärischen Maßregeln nicht aufhalten. Die Türken wurden beschieden, bei dem russischen Feldherrn, dem Großfürsten Nikolaus, die Waffenruhe nachzusuchen. So wurden völlig unabhängig von den diplomatischen Manövern zwischen London und St. Petersburg über die eventuelle Besetzung Konstantinopels durch die Russen und den angedrohten Protest Englands dagegen in Adrianopel die Präliminarien am 31. Januar 1878 festgesetzt, aus denen sich der Friede von San Stefano entwickelte. Das selbständige christliche Fürstentum Bulgarien sollte hiernach seine Grenzen weit südlich vom Balkan erstrecken und nur noch durch eine Tributzahlung mit der Türkei zusammenhängen. Die christlichen Provinzen Rumelien mit Adrianopel und Konstantinopel, Thessalien, Epirus, Albanien, Kreta sollten eine selbständige Organisation und Verwaltung empfangen, ähnlich wie Bosnien und die Herzegowina. Souverän und völlig selbständig wurden Serbien, Montenegro und Rumänien, letzteres mußte aber den Russen das 1856 von denselben erhaltene Stück Bessarabiens zurückgeben. In Kleinasien sollten die Russen großen Gebietszuwachs erhalten und außerdem noch 300 Millionen Rubel. Diese Bedingungen hatten in England die Volksmeinung sofort heftig erregt, englische Kriegsschiffe eilten in die Nähe des Bosporus, Bismarck gab im Reichstag am 19. Februar seine berühmte Erklärung ab, daß Deutschland nicht als Schiedsrichter oder gar als Schulmeister in den Streit der Mächte sich einmischen, aber sehr gerne als „ehrlicher Makler“ zwischen ihnen vermitteln wolle. Das war in der That Deutschlands Aufgabe in dieser Verwicklung. Es wurde auf Oesterreichs Vorschlag ausgemacht, daß in Berlin ein europäischer Kongreß zusammentreten sollte.

Mittlerweile war am 18. März der Friedensvertrag ratifiziert und den andern Großmächten mitgeteilt worden. England beanstandete ohne weiteres eine Reihe von Artikeln des Vertrages von San Stefano, auch Oesterreich hatte Bedenken und Einwendungen, zu denen sich Rußland entgegenkommend verhalten zu wollen schien, aber England beharrte entschieden auf seiner Einsprache, es forderte, daß der europäische Kongreß den gesamten Inhalt des Friedensvertrages zu prüfen hätte. Das bestritt natürlich Rußland von vornherein; auf des Messers Schneide stand die Frage, Krieg oder Frieden zwischen England und Rußland. Englands Gesamthaltung in orientalischen Dingen, die englische Tradition des Gegensatzes gegen Rußlands orientalische Absichten in Asien und Europa gelangte zu lautem, unverschleiertem Ausdruck. Es kam darauf an, ob England handeln, seine Worte durch die That bekräftigen würde. Geredet, geklappert und gerasselt wurde damals in England viel und laut, doch hat diese Kriegswolke, im Augenblick, als die Entladung erfolgen zu sollen schien, sich noch einmal verzogen und verteilt; die eigentliche Ursache hiervon ist noch unaufgeklärt; der

russische Gesandte in London, Schuwalow, nahm eine direkte Verhandlung zwischen Rußland und England auf sich, er eilte, nicht ohne bei Bismarck unterwegs Rast zu machen, von London nach St. Petersburg; nach seiner Rückkehr gelang es ihm, einen Kompromiß zwischen den englischen und russischen Ansichten zu vereinbaren. Rußland ermäßigte in einigen Punkten seine Forderungen und ließ sich einige Einschränkungen seiner Erfolge abhandeln. Das neue Fürstentum Bulgarien sollte auf das Gebiet nördlich des Balkan beschränkt bleiben, das südliche Bulgarien unter der Bezeichnung „Ostrumelien" wieder türkische Provinz, wenn auch mit selbständiger Verwaltung werden, auch die kleinasiatischen Erwerbungen Rußlands wurden verkleinert, und vor allem mußte Rußland versprechen, die türkische Geldzahlung nicht nachträglich in Landabtretungen verwandeln zu wollen. — Es war ein Kompromiß, England hatte sich Bulgarien als selbständiges Fürstentum unter russischem Schutz auferlegen lassen und nur das erzielt, daß Bulgarien aus der gefährlichsten Nähe von Konstantinopel weiter weggeschoben wurde. Am 4. Juni hatte England durch einen Vertrag mit der Türkei die Schutzpflicht für die asiatischen Länder der Türkei gegenüber Rußland auf sich genommen. Für diese Belastung hatte der Sultan die Insel Cypern den Engländern zur Besetzung und Verwaltung abgegeben und zugesagt, in seinen asiatischen Provinzen die von England gewünschten Reformen durchzuführen.

Nachdem so der Konflikt mit England aus dem Weg geräumt und nachdem auch zwischen Rußland und Oesterreich die österreichische Besetzung von Bosnien und der Herzegowina zur Durchführung der jenen Ländern zugedachten Reformen verabredet war, konnte der europäische Kongreß aufgefordert werden, sein Siegel unter die neue Ordnung der orientalischen Verhältnisse zu setzen. Am 13. Juni 1878 begannen die Arbeiten dieser erlauchten diplomatischen Versammlung in Berlin. Die leitenden Staatsmänner, die bedeutendsten zeitgenössischen Minister, umgeben vom großen diplomatischen Generalstab, erschienen: Fürst Bismarck führte den Vorsitz. Unwillkürlich denkt ein Deutscher bei diesem Anlaß zurück an den Pariser Kongreß von 1856; damals war Paris die Hauptstadt der Welt, und das französische Präsidium war selbstverständlich erschienen, damals war Preußen erst nachträglich zu den Beratungen zugelassen; 1878 tagte der Kongreß in Deutschlands Hauptstadt, und das europäische Ehrenamt fiel ganz von selbst Deutschlands Kanzler zu! — Die Arbeit des Kongresses war nicht ganz leicht und mühelos. Langwierige Ausschußberatungen mußten bisweilen eintreten. Bismarck ließ mehr als einmal eine direkte Verständigung der Interessenten als Vorstufe der Diskussion im Kongresse vorausgehen. Allmählich wurde eine Verständigung erzielt; und eine gründliche Neuordnung der orientalischen Verhältnisse ist das Werk des Berliner Kongresses. Dem türkischen Vasallenfürstentum Bulgarien wurde ein Stück südlich des Balkan aufs neue zugesprochen mit der alten Hauptstadt Sofia; ein Fürst solle vom Lande gewählt werden. Das südliche Bulgarien — Ostrumelien genannt — wurde als türkisches Gouvernement mit türkischem Garnisonrecht, aber mit völlig autonomer Verwaltung durch eine europäische Kommission organisiert. In betreff Bosniens

behauptete Oesterreich, es sei noch nicht reif für die Autonomie, andrerseits sei die Pforte nicht mehr im stande, die dortigen nationalen und religiösen Gegensätze zu versöhnen. Oesterreich empfing daher vom Kongreß den Auftrag, einstweilen die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina zu übernehmen. Die Türkei fügte sich erst nach langem Sträuben in diese verschleierte Absplitterung einer ihrer Provinzen; Serbien, Rumänien und Montenegro wurden völlig souverän und sollten kleine Gebietserweiterungen erhalten, nur mußte Rumänien den Russen Bessarabien zurückstellen in Austausch gegen die Dobrudscha.

Auch Griechenland meldete seine Forderungen auf türkisches Gebiet, auf Kreta, Epirus, Thessalien an, aber sie wurden nicht erfüllt; die griechischen Wünsche wurden vom Kongreß bis zu einem gewissen Grade wohlwollend betrachtet, dann aber doch ihre Berücksichtigung einer direkten Verhandlung Griechenlands mit der Türkei empfohlen. Kreta und den übrigen griechischen Ländern wurden innere Reformen versprochen, überhaupt wurden alle Konfessionen im türkischen Reiche als gleichberechtigt erklärt. Am 13. Juli schloß der Berliner Kongreß seine Arbeiten. Ganz klar und unverhüllt war die europäische Vormundschaft über die Türkei aufgerichtet worden, es waren ihr die politischen Grundlagen vorgeschrieben, nach welchen sie bei sich das Verhältnis des Souveräns zu den Unterthanen regeln sollte. Europa hatte sich diesen Eingriff ins innere Leben des türkischen Reiches gestattet.

Rußland selbst hatte seine Macht in Kleinasien erweitert, es hatte sich von der asiatischen Seite Konstantinopel bedeutend genähert und hatte in Armenien jetzt eine Stellung errungen, die gerade für die Beherrschung des inneren Asiens, die Ausdehnung der russischen Macht in der Richtung nach Indien hin, von der weitreichendsten Bedeutung war. Der Berliner Kongreß hatte im wesentlichen den Friedensvertrag von San Stefano bestätigt und zur Grundlage der neuen Ordnung im Oriente gemacht. Wohl hatte Rußland 1877 im Kriege gesiegt, es hatte seine Macht im Oriente jetzt durch die Verträge neu befestigt und verstärkt. Aber ob im Sinne der russischen Interessen, im Geiste der russischen Reichstraditionen der Friede von San Stefano wirklich ein Meisterstück russischer diplomatischer Kunst gewesen, das darf vielleicht bezweifelt werden. Den russischen Interessen hätte doch vielleicht eine direkter zugreifende Lösung der Verwicklung besser entsprochen. Denn der russischen Lösung der Orientfrage steht jetzt mit verstärktem Schwergewicht die Möglichkeit im Wege, daß aus den bisherigen Provinzen der Türkei in Europa eine Anzahl besonderer, unabhängiger christlicher slawischer Staaten auf Grundlage der einzelnen Nationalitäten sich herausbilden könnten, und diese Möglichkeit ist durch den Berliner Kongreß erheblich gefördert worden.

Für Rumänien und für Serbien vollzogen sich die Folgen des Berliner Kongresses ohne Schwierigkeit; in beiden Ländern nahmen die Fürsten den Königstitel an, in Rumänien Carol am 22. Mai 1881, in Serbien Milan am 6. März 1882. Rumänien hat auch seine eigne Politik behauptet, sich gleichsam

als Wall zwischen Rußland und der Balkanhalbinsel bewährt. Die Entwicklung geht ihren folgerichtigen sicheren Gang dort vorwärts. Serbiens neuere Geschichte ist von den heftigen Kämpfen innerer Parteiungen erfüllt, und in die serbischen Verhältnisse spielt auch der Gegensatz der äußeren Entwicklung hinein. Viele sind der Meinung, daß das Königreich Serbien noch nicht ausgewachsen sei; die Serben in Oesterreich und Bosnien streben nach nationaler Vereinigung, sei es nun, daß jene auswärtigen Serben dem Königreich Serbien sich verschmelzen, sei es, daß das jetzt selbständige serbische Volk zu einer neuen Staatsbildung mit den Elementen aus dem türkischen Reich und aus Oesterreich sich zusammenschließt; die einen hoffen von Rußland eine Förderung ihrer national-serbischen Projekte, die andern glauben Serbiens Zukunft im Zusammengehen mit dem Kaiserreiche Oesterreich am sichersten geborgen.

Ueber die zugesagte Grenzverbesserung Montenegros zogen sich die diplomatischen Verhandlungen und Auseinandersetzungen sehr in die Länge. Unlustig und widerwillig benahm sich die Türkei, sehr begehrlich trat Montenegro auf. Erst im November 1880 wurde es zufriedengestellt und die Grenzauseinandersetzung vollzogen, nicht ohne das Aufgebot einer europäischen Intervention. Im Inneren des Balkanlandes — zwischen Serbien, Montenegro, Bosnien und Bulgarien — gab es noch Volkselemente, in welchen osmanische, islamitische Gesinnung vorherrschte, besonders bei den Albanesen war das der Fall. Hier erhob sich die Bevölkerung gegen die Auslieferung und Unterordnung unter die Nachbarn; und erst im April 1881 wurde der Widerspruch beschwichtigt und beruhigt. Auch die griechisch-türkische Streitfrage war nicht ohne wiederholtes Eingreifen Europas zum Austrag gebracht, auch hier standen sich die möglichst weitgreifende Begehrlichkeit der Griechen und die zähe Passivität und Widerwilligkeit der Türken gegenüber, endlich im Juli 1881 konnte die neue Grenze, welche Griechenland schätzenswerte Verbesserungen brachte, als angenommen gelten.

Es hatte sich schon auf dem Berliner Kongreß gezeigt, daß die Türken nicht gerne der österreichischen Besetzung von Bosnien und der Herzegowina zugestimmt, sie erhoben Anstände und Einreden, sie machten Verschleppungsversuche; nichtsdestoweniger rückten österreichische Soldaten ein und besetzten das Land. Erst am 21. April 1879 kam eine türkisch-österreichische Konvention darüber zu stande, welche den ausdrücklichen Vorbehalt der türkischen Souveränität enthielt, aber doch der österreichischen Occupation keinen Termin setzte. Die Organisation dieser „neu-österreichischen" Provinzen stieß fortwährend auf Schwierigkeiten. Im Februar 1882 erhoben sich die türkischen Bewohner der bosnischen Berge, die Unterwerfung kostete Zeit, Geld und Arbeit. Langsam nur drang die österreichische Verwaltung in diese sehr schwer zu behandelnden Verhältnisse hinein; je größer ihre Fortschritte, desto unumstößlicher schien das Ergebnis, daß die österreichische Occupation allmählich zur österreichischen Annexion werden mußte und wurde. In Oesterreich selbst war die Zustimmung zur bosnischen Erwerbung keineswegs ungeteilt. Manche wollten von einer Vermehrung der

slawischen Volkselemente in der Völkermischung des österreichischen Reiches nichts wissen. Andre dagegen forderten geradezu ein viel weitergehendes Eingreifen in die Bewerbung um türkische Reichsländer. Von diesen zum Teil einander entgegenarbeitenden Gesichtspunkten wird die österreichische Politik im Oriente abwechselnd beeinflußt. Bald scheint es, als ob Oesterreich seinen Anteil am orientalischen Erbe energisch fordern würde, bald als ob es sich mit bescheidenen Abfindungen begnügen wollte.

England hatte sich nicht nur durch die Occupation von Cypern und das Protektorat über die kleinasiatische Türkei zu bereichern gewußt, sondern auch seine Hand auf Aegypten gelegt. Das englische Interesse war durch den Suezkanal besonders erregt worden, dieser direkten Verbindung durchs Rote Meer nach Indien. Der Franzose Ferdinand v. Lesseps hatte 1856 die Erbauung übernommen, und am 16. November 1869 war der Kanal durch einen großen Fürstenkongreß feierlich eröffnet worden. Aber England hatte seine Interessen wohl gesichert durch Kontrolle, Aufsicht über den Kanal, 1875 durch Ankauf fast aller Suezkanalaktien und so weiter; 1878 wurde ein englisch-französisches Kontrollamt geschaffen. In Aegypten erhob sich aber der nationale Widerspruch gegen die europäische Herrschaft; in die Details dieser Parteihändel einzugehen, hat kein Interesse, der Aufstand unter Arabi Pascha wurde niedergeworfen, der Sultan hatte die Oberherrschaft über Aegypten wieder ansprechen müssen, die englische Flotte bombardierte im Juli 1882 Alexandrien, und damit war Aegypten den Engländern ausgeliefert. Von der gemeinschaftlichen Intervention zog sich darauf 1882 Frankreich zurück, und England nahm dann ausschließlich Aegypten unter seinen Schutz. Wohl that Frankreich Einsprache dagegen und hat sie oftmals wiederholt, aber die Engländer hatten Aegypten unter ihrer Hand und dachten nicht daran, loszulassen, was sie hatten. Früher ist oft Aegypten als französischer Zukunftsbesitz bezeichnet worden, seit 1882 ist das vorbei — Aegyptens Zukunft ist an England gebunden, es ist sein Anteil am orientalischen Erbe, dessen Aufteilung 1878 begonnen.

Das Fürstentum Bulgarien ist die eigentümlichste Schöpfung des Berliner Kongresses. Man darf vielleicht die Meinung auszusprechen wagen, daß Rußland die Absicht gehabt hat, aus Bulgarien einen Schutzstaat zu machen, der in mehr oder weniger straffer Abhängigkeit vom russischen Einfluß sich würde leiten lassen. Russische Diplomaten und Offiziere organisierten zuerst das Land, es bekam eine sehr liberale Verfassung. Am 29. April 1879 wählte die bulgarische Nationalversammlung den Prinzen Alexander von Battenberg, einen Neffen der russischen Kaiserin. Als Fürst Alexander I. trat er am 9. September 1879 seine Regierung an, ein Geschöpf und Schützling der russischen Politik. Aus Bulgarien reichten ununterbrochen politische Fäden nach dem verwandten Ostrumelien hinüber, hier wie dort beherrschte alle Gemüter das Streben nach einer Wiedervereinigung. Am 18. September 1885 stürzte eine plötzliche Erhebung in Philippopel die ostrumelische Verwaltung, und am 20. schon erschien Alexander als Fürst des vereinigten Bulgarien. Allmählich freilich geriet dieser Bulgarenfürst in einen

Gegensatz zu Rußland, er wurde vertrieben und Prinz Ferdinand von Koburg zu seinem Nachfolger gewählt.

Die Lösung des alten historischen Problems ist zur Stunde noch höchst dunkel und ungewiß. Als Ergebnis der geschichtlichen Betrachtung darf man festhalten, daß die Erhaltung der europäischen Türkei nicht möglich sein wird, eine politische Veränderung auf der Balkanhalbinsel steht demnach in Aussicht, aber in welcher Richtung diese vor sich gehen wird, ist noch nicht vorauszusehen. Es ist möglich, daß Rußland doch schließlich seine traditionelle Politik, in die Erbschaft des Sultan einzutreten, noch durchzuführen im stande ist; es ist aber ebenso denkbar, daß die einzelnen christlichen Nationalitäten im türkischen Reiche eine Reihe selbständiger Staaten aufrichten, wie es Griechenland, Serbien, Rumänien, Montenegro und Bulgarien bisher geglückt ist; ja man kann es nicht als undenkbar bezeichnen, daß diese christlichen Staaten untereinander vielleicht eine Vereinigung, einen Staatenbund abschließen werden; von dergleichen Projekten griechischer und serbischer Politiker ist schon bisweilen die Rede gewesen. Nur ist die gegenseitige Eifersucht und die Begehrlichkeit, das eigne Gebiet auch über die Länder der Nachbarn zu erstrecken, bei diesen Völkerschaften zu einem hohen Grade entwickelt. Und welche von diesen Völkern überhaupt zu einer eignen Staatsbildung befähigt und kräftig sich erweisen werden, auch darüber ist die Erfahrung noch nicht spruchreif geworden. Ob es schließlich Rußland gelingt, über die einzelnen christlichen Staaten der Balkanhalbinsel eine Schutzherrschaft aufzurichten, ob es die Leitung dieser Gebiete vielleicht mit dem österreichischen Kaiserstaate zu teilen sich veranlaßt sehen wird, alle diese Fragen können heute aufgeworfen, aber noch nicht endgültig beantwortet werden. Daß alle diese Lösungen an einzelne Vorgänge und Momente der Vergangenheit anknüpfen würden, hat diese Erörterung gezeigt.

Unser deutsches Interesse ist mit keiner der verschiedenen möglichen Lösungen näher verbunden. Für das Deutsche Reich und die deutsche Nation ist einzig und allein diejenige Politik berechtigt und erlaubt, welche Bismarck so glücklich durchgeführt hat, die Politik der vollständigsten und absolutesten Neutralität. Deutschland hat an und für sich gar kein Interesse daran, ob Rußland über Konstantinopel herrscht oder nicht; Deutschland sollte daher weder Rußlands Vormarsch zur Herrschaft über jene Gegenden unterstützen, noch sollte es denselben verhindern. Der Kern des Widerstandes gegen Rußlands Orientpolitik ruht auch in unsern Tagen noch in England. Meisterhaft hat es England dabei verstanden, seine englischen Gesichtspunkte und Interessen mit dem Deckmantel europäischer Gefühle zu umhüllen, — daß es ein europäisches Interesse sei, Rußlands orientalische Siege zu verhindern oder zu verkleinern, das ist ein zur Bethörung europäischer Politiker ersonnener englischer Schlachtruf. Doch Deutschland hat nicht das geringste Interesse daran, unter falschen Vorwänden den Engländern zu dienen, für die Engländer, welche sich doch immer scheuen, Rußland direkt anzugreifen, die Kastanien aus dem Feuer im Orient herauszuholen! Wir Deutsche stehen in vollster, kaltblütigster und gefühllosester Neutralität der orientalischen

Frage gegenüber, welche Wendungen auch immer die nächste Zukunft bringen mag. Aber gerade diese, jedes eignen Interesses bare Stellung Deutschlands ermöglicht es vielleicht der deutschen Politik, den Ausgleich, die Beruhigung und Versöhnung der verschiedenen Interessen in ihre Hand zu nehmen und auf diese Weise eine Lösung der orientalischen Frage auf friedlichem Wege einzuleiten und herbeizuführen!

Berichte aus allen Wissenschaften.

Chemie.

Wie entsteht die Farbenpracht unsrer Stoffe und Gewebe?

Die Kunst des Färbens gehört zu den ältesten, chemischen Prozessen, welche wir kennen. Sie reicht über 2000 Jahre zurück ins Altertum, wo man bereits Methoden des Färbens ausführte, welche aufzuklären erst der neuesten Zeit beschieden war, zum Beispiel das Färben mit Indigo und Alizarin. Mit Staunen berichtet Plinius von der Kunstfertigkeit der alten Aegypter im Färben, und auch in der Bibel wird uns von den farbenprächtigen Gewändern der Hohenpriester und Propheten erzählt. Und auch uns in unserm technisch so fortgeschrittenen Zeitalter erfüllt es mit hoher Bewunderung, wie solche Färbeprozesse zu einer Zeit, wo das Rohmaterial nur schwierig zu beschaffen war, auf rein empirischem Wege gefunden und zu solcher Vollkommenheit ausgearbeitet werden konnten. Dennoch war die Zahl der damals bekannten Farbstoffe eine äußerst geringe und blieb es auch lange Zeit hindurch.

Wohl hatte man Farben wie die Cochenille, den Purpur, Rot-, Gelb- und Blauholz, Indigo und Krapp, doch damit war die Auswahl erschöpft. Erst mit der weiteren Entwicklung der Chemie kamen dann anorganische Farbstoffe hinzu, wie das Berlinerblau, Chromgelb, Manganbraun, das giftige Schweinfurtergrün und andre mehr. Ueber den eigentlichen Vorgang beim Färben jedoch war und blieb man im unklaren. Ein Umschwung darin trat erst ein, als die Teerfarben oder, wie der Laie allgemein sagt, die Anilinfarben aufkamen, die jedoch, nebenbei bemerkt, in den wenigsten Fällen mit Anilin etwas zu thun haben.

Der älteste Teerfarbstoff ist die Pikrinsäure, die jedoch heutzutage wegen ihres unechten Gelb nicht mehr in Geltung steht. 1834 entdeckte Runge im Steinkohlenteer das Anilin, von ihm Kyanol genannt; 1859 fand Verguin das schon früher von Nathanson hergestellte, aber nicht beachtete Fuchsin, eine Entdeckung, die bald eine energische Entwicklung der Teerfarbenindustrie, besonders in Frankreich, zur Folge hatte. So wurde das rosa Fuchsin in Anilinblau verwandelt, 1861 kam das von Hoffmann entdeckte Methylviolett dazu und im folgenden Jahre das Jodgrün, so daß bereits die Farben des Spektrums beisammen waren.

Diesen ersten Entdeckungen reihten sich bald neue und überaus wichtige in großer Menge an, und so folgten in bunter Reihe all die unzähligen schimmernden Farbstoffe, welche unser Auge durch ihre prächtige Abwechslung, durch die vielerlei Nuancen entzücken und von denen doch die wenigsten Leute eine Ahnung haben, welche Arbeit und wie viel Studium

es kostete, bis zum Beispiel die farbenprächtige Toilette einer Dame ihren Herrn entzücken konnte. Und mit Stolz können wir Deutsche uns sagen, daß unser Vaterland in der Reihe dieser Entdeckungen die größte Zahl für sich beanspruchen darf, und daß es auch jetzt noch Deutschland ist, welches die meisten und besten aller Farbstoffe produziert.

Bevor ich nun auf den eigentlichen Prozeß des Färbens zu sprechen komme, möchte ich noch einen kurzen Blick auf die Stoffe, beziehungsweise Gewebefasern werfen, welche beim Färben Verwendung finden. Es kommt dabei von der tierischen Faser hauptsächlich Wolle und Seide, von der Pflanzenfaser die Baumwolle in Betracht.

Die Seide ist das wohlbekannte Spinnprodukt von Bombyx mori, dessen Cocons mit dem Rohmaterial von Seide umhüllt sind. Dieses Spinnprodukt sind erhärtende Rohre und bestehen diese aus der eigentlichen Faser, dem Fibroïn, welche mit dem Seidenleim, dem Sericin, umhüllt ist. Besonders wichtig in chemischer Eigenschaft und für die Seide typisch ist der Gehalt an Stickstoff.

Die Wolle ist das Haar verschiedener Tiere, besonders von Schafen. Sie gehört ihrer chemischen Zusammensetzung nach zu den Eiweißstoffen und besitzt als Charakteristikum sehr locker gebundenen Schwefel. Ihrer Struktur nach ist sie ein massives Stäbchen von Hornsubstanz, welches mit dachziegelförmig angeordneten Schuppen, die sich beim Kochen mit Säure etwas öffnen, bedeckt ist.

Die Pflanzenfaser, $C_6H_{12}O_6$, Traubenzucker minus Wasser, besitzt weder saure noch basische Eigenschaften und enthält keinen Stickstoff und keinen Schwefel.

Die wichtigste ist die Baumwollfaser, das Samenhaar mehrerer Arten der zu den Malvaceen gehörigen Gattung Gyssopium. Sie bildet eine einzige, langgestreckte Pflanzenzelle, die zur Zeit der Reife zu einem glatten, schraubenartig gedrehten Band zusammengerollt ist. — Die Leinfaser hat höheren Glanz wie die Baumwolle und ist steifer als diese. — Das Chinagras, aus den Stengeln von Nesselpflanzen, ist noch steifer und wird meist mit Baumwolle verwebt. — Die Jute ist ein verholztes Gewebe indischer Corchorusarten, doch scheint die Verbindung mit der Farbe bei ihr äußerst locker zu sein und bleicht sie deshalb sehr leicht.

Da die Baumwolle des Gehaltes an Stickstoff entbehrt und deshalb direktes Auffärben wie bei der tierischen Faser nicht möglich ist, sucht man ihr durch Behandlung mit chemischen Reagentien diese Eigenschaften zu verleihen, sie wird „animalisiert“. Doch leidet im allgemeinen die Faser unter diesem Verfahren.

Außer diesen natürlichen Produkten kommt in neuester Zeit noch die künstliche, aus Schießbaumwolle dargestellte Seide in Betracht, welche die natürliche an Glanz übertrifft, ihr jedoch an Festigkeit bedeutend nachsteht.

Nach dieser kurzen Uebersicht der Stoffe, welche beim Färben in Verwendung kommen, will ich zum Prozeß des Färbens selbst übergehen. Man unterscheidet:

1. Die Pigmentfärberei, bei welcher die Farbe als unlöslicher Niederschlag auf der Faser selbst erzeugt wird. Die chemische Natur des Farbstoffes ist dabei ganz einerlei, wenn er nur eben auf der Faser selbst erzeugt wird. So giebt zum Beispiel Bleizucker mit einer Lösung von chromsaurem Kali das unlösliche Chromgelb. Der einmal abgeschiedene Niederschlag kann jedoch mit der Faser nicht mehr verbunden werden. Tränkt man jedoch die Faser mit der einen Lösung und taucht sie dann in die andre, so bemächtigt sie sich des Farbstoffs gleichsam im Entstehen und färbt sich ziemlich dauerhaft gelb.

Eine Modifikation dieser Methode besteht darin, daß statt einer zweiten Lösung ein Oxydationsmittel, zum Beispiel der Sauerstoff der Luft, einwirkt und so den Farbstoff erzeugt. Dies ist der Fall beim Färben mit Indigo, Manganbraun und anderm mehr. Die Pigmentfärberei beruht also auf einer rein mechanischen Verbindung des Farbstoffes mit der Faser, und eben darin liegt auch der große Nachteil dieses Verfahrens. Es geht viel Farbstoff verloren, da immer auch Niederschlag außer der Faser entsteht, und dann wird das Tuch äußerlich bedeutend mehr angefärbt wie innen, was sich besonders bei den mit

Indigo gefärbten, bald abgewetzten und unscheinbar gewordenen blauen Uniformtuchen unliebsam bemerkbar macht.

2. Die substantive Färberei, bei welcher der in Wasser gelöste Farbstoff mit oder ohne Zusatz auf die Faser wandert. Man führt diese Erscheinung einerseits auf die chemische Affinität gewisser Bestandteile der Faser zu den Farbstoffen zurück (chemische Theorie), oder man faßt sie als Folgen physikalischer Wirkungen, wie Oberflächenanziehung, Lösung eines festen Körpers in einem festen (mechanische Theorie), zurück. Es spielt wahrscheinlich die Faser die Rolle einer Säure, welche das betreffende Fuchsin und so weiter zerlegt und sich mit der Farbbase zu einer gefärbten, salzartigen Verbindung vereinigt. Beim Färben mit Säuren verhält sich wiederum die Faser wie eine Base. Beim substantiven Färben wird Seide aus neutraler oder schwach saurer Lösung gefärbt, wobei man mit der Ware ins heiße Bad geht und allmählich bis zum Kochen erhitzt. Nach dem Färben und Waschen wird mit sehr verdünnter (1:2000) Schwefelsäure oder Weinsäure aviviert. Wolle färbt man in kochender Lösungmit basischen Farbstoffen ohne Zusatz, mit sauren unter Zusatz von Schwefelsäure. Baumwolle wird meist vorher gebeizt und dann aus kaltem oder lauwarmem Bade gefärbt. Der Hauptvorteil dieses Verfahrens beruht darin, daß das Bad völlig erschöpft, also aller Farbstoff benutzt wird.

3. Die adjektive Färberei. Sie zerfällt in die Beizenfärberei a) mit monogenetischen Farbstoffen, wie Tannin, wobei ein basischer Farbstoff auf die tanningebeizte Faser aufzieht, und b) mit polygenetischen, wobei ein und derselbe Farbstoff durch verschiedene aufgezogene Beizen verschiedene Nuancen erhält.

In derselben Weise, wie auf die Pflanzenfaser substantive Farbstoffe aufziehen, verhalten sich auch andre chemische Verbindungen, nur mit dem Unterschiede, daß sie eben nicht gefärbt sind. Dazu gehören gewisse organische Oxysäuren und Anhydride von Oxybenzoësäuren, bekannt unter dem Namen Gerbsäuren. Diese Gerbstoffe bilden nun mit allen basischen Farbstoffen unlösliche Salze, die sogenannten Farblacke, welche auf der Faser erzeugt werden und ziemlich fest auf ihr haften. Die Reibechtheit dieser Ausfärbungen, welche gerade nicht hervorragend ist, kann vergrößert werden, indem man die Faser vor dem Färben noch mit Antimonoxyd oder mit Zinn, gewöhnlich mit Brechweinstein behandelt, mit dem das Tannin selbst schon einen unlöslichen Niederschlag liefert.

Das polygenetische Färben ist bedeutend intensiver. Es wird hierbei die Wolle mit leicht in Säure und Base zerfallenden Salzen, wie Aluminiumsulfat, Eisensulfat, Chromacetat und ähnlichen getränkt, welche durch die Wolle in Säure und Base gespalten werden, mit welch letzterer dann der Strang imprägniert ist. Die Baumwolle nimmt diese Oxyde nicht direkt auf, sondern sie muß zu diesem Zwecke noch mit einer Unterlage versehen werden, auf welche dann erst das Metalloxyd aufgebracht wird. Hierzu wird Tanninbeize verwendet, vielfach auch Türkischrotöl, das neutralisierte Einwirkungsprodukt von Schwefelsäure auf Ricinusöl, auch Eiweiß, Kleber, Kaseïn, sogar mit Wasser angerührter Kuhmist dient diesem Zwecke. Als Beizen erzeugen nun die Eisen-, Aluminium- und Chromsalze verschiedene Farbentöne von ein und demselben Farbstoffe, wie auch die Eisensalze gelb, die Chromsalze grün und die Aluminiumsalze farblos sind. Ein mit zwei verschiedenerlei Beizen behandelter Strang heißt Garazine. Bringt man einen solchen in Alizarinlösung, so färbt er sich je nach der angewandten Beize vom schönsten Rot bis zum tiefsten Violett. Will man Wolle auf diese Art mit Beize färben, so kann man die Beize und den Farbstoff schon im nämlichen Bade zusammenbringen und darin die Wolle ausfärben. Es entsteht dann der Farblack zwar schon außerhalb der Wolle im Bade, doch wirkt er dann wie ein substantiver Farbstoff. Derartige zu Wege gebrachte Ausfärbungen zeichnen sich durch große Licht- und Waschechtheit und Widerstand gegen chemische Einflüsse aus. Um ihnen noch größere Brillanz und Haltbarkeit zu verleihen, werden sie in der Regel noch einem Dampfbad von 120 Grad ausgesetzt.

Wie man also drei Arten des Färbens unterscheidet, so kann man auch die Farbstoffe

in drei große Klassen einteilen, nämlich in die indifferenten, welche weder saure noch basische Natur besitzen, in saure und in basische. — Ein Pigmentfarbstoff kann zu jeder dieser drei Klassen gehören, ein indifferenter Farbstoff kann dagegen nur Pigmentfarbstoff sein, da er sich ja mit der Faser oder dem Metalloxd nicht verbinden kann, wenn er nicht saurer oder basischer Natur ist. Ein substantiver Farbstoff ist stets entweder basisch oder sauer, da ja die Farbenerzeugung auf einer Salzbildung mit der Faser beruht. Ein beizenziehender Farbstoff dagegen muß stets und unter jeder Bedingung sauer sein.

Das Drucken von Geweben geschieht meist so, daß das Muster einfach aufgedruckt wird, wobei als Verdickungsmittel für die Farblösung in der Regel Stärkekleister oder Gummi benützt wird. Die älteste und einfachste Druckmaschine stammt von Perrot, welcher das Muster in Holz eingeschnitten hatte, während jetzt allgemein Kupferwalzen mit eingraviertem Muster benutzt werden. Statt des Aufdruckens kann man auch so verfahren, daß man das ganze Zeug ausfärbt und dann an bestimmten Stellen die Farbe wieder wegnimmt, das heißt Muster einätzt. Als solche Aetzmittel sind Verbindungen mit Zinnchlorid, Zink und Bisulfitlösung, Chromsäureanhydrid und andre in Gebrauch. Bei Beizenfarben kann man das Beizmittel nur an bestimmten Stellen einwirken lassen und dann das Zeug ausfärben, oder man kann schließlich die Stellen, die nicht gefärbt werden sollen, verkleistern, so daß das Bad nicht hindringen kann und diese farblos bleiben — der sogenannte Reservagedruck.

Bei der Beurteilung der Farbstoffe auf ihre Güte kommen besonders folgende Punkte in Betracht:

1. Die Nuance. Diese hängt im wesentlichen mit den Chromophoren, bestimmten Gruppen im Formelbau, zusammen, welche dem Molekül färbende Eigenschaften verleihen. So schwächen zum Beispiel Sulfogruppen die Intensität.

2. Soll der chemische Charakter möglichst prägnant sein, saure Farbstoffe zum Beispiel möglichst sauer.

3. Wird von den Farben Reibechtheit verlangt, die aber nur bei den Pigment- und Beizenfarben in Betracht kommt.

4. Lichtechtheit, das heißt die Farben sollen unter dem Einfluß des Sonnenlichtes möglichst wenig schießen, und sie sollen bei künstlichem Lichte infolge Farbenmischung nicht anders gefärbt sein als bei Tageslicht, ein blaues Kleid also zum Beispiel nicht grün, ein reines Gelb oder Rot nicht orangefarben erscheinen.

5. Ist Erfordernis, daß der Farbstoff möglichst egal aufzieht. Je langsamer und schwerer ein Farbstoff auf die Faser geht, um so einheitlicher wird die Färbung.

6. Beständigkeit gegen Wärme. Nitrokörper zum Beispiel sublimieren unter dem Bügeleisen, Jodgrün verliert seine Methylgruppe und wird blau.

7. Der Farbstoff soll im Wasser leicht löslich sein.

8. Mit Metalloxyden leicht einen Lack bilden.

9. Beständig sein gegen Wasser und Seife, walkecht bei der Tuchfabrikation, wo das Gewebe mit der alkalischen Flüssigkeit gestampft wird, und er soll sich dekatieren lassen; und endlich

10. Er muß beständig sein gegen die Fettsäuren des Körpers, welche mit dem Schweiße abgesondert werden, sowie gegen den alkalisch reagierenden Straßenschmutz.

Zum Schlusse noch einige Worte über die Theorie des Färbens, die ich oben schon berührt habe. Die eine Theorie nimmt an, daß die Faser einfach die Eigenschaft hat, Farbstoff leichter zu lösen als Wasser, wie sich zum Beispiel Gold in Glas löst, also eine Lösung eines gelösten Körpers in einem festen. So zum Beispiel verliert mit Fuchsin gefärbte Seide beim Kochen mit Alkohol ihre Farbe und giebt sie an Alkohol ab, so daß also das Lösungsvermögen von Fuchsin in Wasser am geringsten, stärker in Seide und am stärksten in Alkohol ist. Doch weisen andrerseits viele Erscheinungen darauf hin, daß die Faser mit dem Farbstoffe thatsächlich eine chemische Verbindung eingeht. Es wäre nämlich, die Richtigkeit obiger Theorie vorausgesetzt, völlig unverständlich, warum es keinen indifferenten substantiven Farbstoff geben sollte, da ja dann die chemische Natur auf die Färbewirkung keinen

Einfluß hätte. Auch ein andrer Punkt spricht für diese zweite Erklärung. Das Congo ist ein saurer Farbstoff, dessen Säure intensiv blau ist. Fände nun eine Lösung in der Faser statt, so müßte der ausgefärbte Strang auch blau sein. Dieser aber kommt rot aus dem Bade. Rot sind nun aber die Salze der Congosäure, also muß mit der Faser eine Salzbildung stattgefunden haben. Wenn nun, wie dieses Beispiel zeigt, eine wirkliche chemische Vereinigung stattfindet, so müssen die Farbstoffe auch in molekularen Mengen aufgenommen werden, da sich jede chemische Reaktion in bestimmten Verhältnissen vollzieht. Dies ist auch der Fall, indem Wolle beim erschöpfenden Ausfärben zum Beispiel mit Pikrinsäure 1 Molekül, mit Naphtholgelb S ebenfalls 1 Molekül, mit Tartrazin $^3/_4$ Molekül und mit Krystallviolett $^1/_4$ Molekül aufnimmt.

Es hätte natürlich den Rahmen dieser Abhandlung überschritten, wenn ich die spezielleren chemischen Vorgänge beim Färben, die Zusammensetzung und Darstellung der Farben und die technische Seite des Färbens hineingezogen hätte. Es sollte ja nur Zweck dieser Zeilen sein, auch dem Laien möglichst klar darzulegen, wie viel geistige sowohl wie auch mechanische Arbeit dazu gehört, um selbst die einfachsten und gewöhnlichsten Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens darzustellen.

München, im Februar 1900.

Walther v. Sicherer.

Litterarische Berichte.

Der Krieg. Von Johann v. Bloch. Uebersetzung des russischen Werkes des Autors: Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirtschaftlichen, politischen Bedeutung. Band I—V. Berlin 1899. Puttkammer & Mühlbrecht. Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft.

Das Werk des in letzter Zeit vielgenannten Verfassers erscheint schon deswegen wie ein weißer Rabe in der gesamten kriegswissenschaftlichen Litteratur, als es nicht dazu bestimmt ist, zum Kriege anzufeuern, sondern durch Klarlegung der furchtbaren Leiden und Opfer aller Art, die durch diesen über die Völker gebracht werden, in den Dienst der Friedensbewegung gestellt worden ist. Der Verfasser ist nicht selbst Militär, aber er hat mit dem erstaunlichsten Fleiße in den sechs umfangreichen Bänden alles zusammengetragen, was in der gesamten neueren Militärlitteratur aller Völker enthalten ist. Allerdings ist an vielen Stellen des Werkes der Mangel an logischer Ordnung und kritischem Geiste sehr fühlbar bemerklich. Wiederholungen machen sich lästig, und man muß Zusammengehöriges oft an drei, vier oder noch mehr Stellen zusammensuchen. Aber es bleibt doch gerade durch das Allumfassende der Materialiensammlung sehr wertvoll, besonders da es überall die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Technik und die dadurch bewirkten Veränderungen in der Anordnung der Heeresbewegungen und der Taktik in eingehendster Weise berücksichtigt. — Im ersten Bande, „Beschreibung des Kriegsmechanismus“, wird zunächst das Schießen und die Entwicklung der Schußwaffen, sowohl der Handfeuerwaffen als der Geschütze behandelt und besonders auf die furchtbaren Wirkungen aufmerksam gemacht, die das rauchschwache Pulver und die modernen Sprengladungen hervorbringen, so daß die Verluste an Menschenleben in den zukünftigen Kriegen ganz unübersehbare werden müssen. Im Anschluß daran wird die Taktik der drei Hauptwaffen und die Umwälzung, die darin durch die neuesten Erfolge der Technik hervorgebracht worden ist, des näheren erörtert. Der zweite Band, „der Landkrieg“, bespricht Mobilmachung, Aufmarsch, Heeresführung, Taktik und geht dann auf den Festungskrieg näher ein. Der dritte Band behandelt den Seekrieg in derselben umfassenden Weise; der vierte Band, „die ökonomischen Erschütterungen und die materiellen Verluste des Zukunftkrieges“, ist der eigentliche Kern des ganzen Werkes; der Verfasser sucht darin zu zeigen, daß die Millionenheere und die furchtbaren Zerstörungsmittel einen europäischen Krieg im großen Maßstab streng genommen zu einem Ding der Unmöglichkeit machen müßten,

daß selbst im Falle des Sieges der gewinnende Teil so schwere Verluste davontragen würde, daß er nahe am Rande des Abgrundes stände. — Damit hängt der Gegenstand des fünften Bandes zusammen, „die Bestrebungen zur Beseitigung des Krieges" (aus Band sechs gehört hierher die Schlußabhandlung: „die Frage vom internationalen Schiedsgerichte"). Dieser Teil dürfte aus leicht verständlichen Gründen der bestrittenste des ganzen Werkes sein; selbst der Anhänger der Idee des ewigen Friedens wird zugeben müssen, daß sich der jetzige Zustand der Staatengesellschaft, der sich lediglich durch Anwendung des Rechtes des Stärkeren ausgebildet hat, nicht von heute zu morgen radikal ändern kann; andrerseits wird er aber aus der Beobachtung, daß im Laufe der Jahrhunderte schon zwei Quellen der Kriege verstopft sind (Religionskriege und Eroberungskriege im Stil Ludwigs XIV. und selbst Friedrichs des Großen gehören jetzt zu den Dingen der Unmöglichkeit), die Hoffnung schöpfen können, daß es der fortschreitenden Entwicklung gelingen wird, hauptsächlich durch Aufklärung der Völker über ihre wahren Interessen, die Kriege immer seltener werden zu lassen, zumal sie stets nur von verschwindend kleinen Minoritäten, in deren Interesse sie lagen, angeregt werden, während die erdrückende Mehrheit jeden Volkes schon deswegen friedliebend sein muß, weil sie nur im Frieden ihre Interessen wahren kann, von dem Kriege dagegen unmittelbar gar keinen Vorteil, sondern nur Nachteile aller Art zu erwarten hat. An den Völkern wird es daher sein, ihre Stimme zu Gunsten des Friedens immer lauter zu erheben und eventuell durch entsprechende Maßnahmen ihren Willen auch in die That umzusetzen. Hervorzuheben ist die außerordentlich reiche Ausstattung des Werkes mit bildlichen und sonstigen graphischen Darstellungen. Dagegen vermissen wir ein Generalregister, das gerade bei dem erwähnten Mangel an logischer Ordnung in dem Werke recht erwünscht wäre. — Zwei Kapitel, die Wirkung der modernen Schußwaffen und das Fortschaffen der Verwundeten vom Schlachtfeld betreffend, sind in Sonderausgaben erschienen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges. Von Friedrich v. Esmarch. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1899.

Den Lesern der „Deutschen Revue" ist der Hauptabschnitt dieses trefflichen Buches aus den im April und Mai vorigen Jahres erschienenen Heften bekannt. Hinzugefügt sind mehrere orientierende Abbildungen und ein sehr instruktiver Anhang: „Der Samariter auf dem Schlachtfelde". Die gegenwärtig besonders zeitgemäße Schrift giebt ein klares Bild von der Entwicklung des Samariterwesens im Kriege seit Entstehung der Genfer Vereine und der Genfer Konvention und erweckt die lebhafteste Sympathie für die Bestrebungen der Humanitätsfreunde gegen die Schrecken des Krieges. Br.

Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Theobald Ziegler. Berlin, Georg Bondi, 1899.

Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Houston Stewart Chamberlain. München, F. Bruckmann, 1899.

Vielleicht ist nichts so kennzeichnend für die historisierende und unproduktive Art des (nach der Vulgäranschauung) jetzt abgelaufenen Jahrhunderts als die Thatsache, daß von allen Seiten her zusammenfassende Uebersichten über die Säkularleistungen auf den Büchermarkt gebracht wurden. Vor hundert Jahren erschienen Werke wie Schleiermachers Reden über die Religion, die aus der Summe des in drei Geschlechtern angehäuften Denkens hervorgingen und eine neue Periode einleiteten; jetzt, da es an solchen ursprünglichen Werken der Wende fehlt, stellen sich die Rück- und Vorblicke ein, die einem doch ganz äußerlichen, nichtssagenden Umstand ihr Dasein verdanken. Es versteht sich, daß auch geschäftliche Spekulation ihr Teil hat an dem, was ich die Ausschlachtung der beiden Nullen nennen möchte.

Aber unter den vielen gleichgültigen und sogar wertlosen Büchern sind doch einige, die Bedeutung haben und Berücksichtigung verdienen. Zwei davon können heute hier angezeigt werden. Zunächst Zieglers Buch, das schon durch die Gediegenheit der Ausstattung und die Billigkeit des Preises sich auszeichnet. Es hat sich eine Aufgabe gestellt, die — wenn überhaupt — schwerlich schon jetzt vollkommen zu lösen ist. Es galt: nicht nur Revolutionen und Reaktionen, politische und soziale Kämpfe, religiöse, philosophische, litterarische, künstlerische Bewegungen zu schildern, sondern auch das In- und Miteinander aller dieser Entwicklungen darzustellen. Und dazu bedarf es eines sachlichen Abstandes von den Thatsachen, einer Fähigkeit, das lebendig Wirksame als Vergangenes zu behandeln, die auch der Größeste gegenwärtig noch nicht haben kann. Immerhin hat Ziegler Vortreffliches zu stande gebracht. Die Wandlungen der Philosophie kennt er als Fachmann aufs genaueste. Zugleich besitzt er einen aufgeschlossenen Sinn für das geistige und gesellschaftliche Moment in den Künsten, während sein Verständnis für das spezifisch Künstlerische darin den Jüngeren vielleicht nicht ganz genügen dürfte. Endlich hat er für politische und

wirtschaftliche Vorgänge die Teilnahme des tüchtigen Bürgers und gescheiten Beobachters. Nimmt man nun dazu die Fähigkeiten klarer Anordnung und belebter Darstellung, so erhält man ein Bild von dem Charakter des schätzbaren Werkes, das jedermann als ruhige, gediegene Lektüre empfohlen werden kann.

Ganz anders ist der Eindruck, den Chamberlains Band hervorruft. Diese bedruckten Seiten sind überfließend voll von persönlichem Leben und aufregend interessant. Aber eben deshalb ist das Buch unerhört einseitig, von kühner Unvollständigkeit und aphoristischem Charakter, durchgehends affektvoll und nirgends philosophisch. Chamberlain entwickelt hier nicht die Leitgedanken des neunzehnten Jahrhunderts, sondern schildert, was aus der Vergangenheit noch heute lebendig ist, aus welchem Material dies Jahrhundert so zu sagen leiblich und geistig sich aufbaut. Als das Erbe der alten Welt werden hellenische Kunst und Philosophie, römisches Recht und die Erscheinung Christi dargestellt. Das Kapitel über Hellas berücksichtigt erfreulicherweise Vorgänge, die sonst in den Hintergrund gestellt werden (wie die Begründung der wissenschaftlichen Mechanik und die Vorahnungen des kopernikanischen Weltsystems), verkennt aber den Sinn der griechischen Religion und unterschätzt den noch heute gewaltigen Einfluß der griechischen Philosophie und namentlich des Aristoteles, den der Verfasser als einen Systematiker sehr ungerecht beurteilt. Zutreffender ist das über die römischen Willensschöpfungen Gesagte. Der dann folgende „Beweis“, daß Christus kein Jude war, wird zu bedenklichen Folgerungen ausgenutzt, und ein Gegensatz zwischen Christus und Buddha konstruiert, der dem weltflüchtigen Wesen des ursprünglichen Christentums Gewalt anthut. — Der zweite Abschnitt, dem ein dritter (hier nicht zu besprechender) folgt, schildert die Erben — das Völkerchaos, den Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte und den Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte. Damit sind die Ursprünge einer neuen Welt erschöpft, und der zweite Hauptteil kann sich mit ihrer Entstehung beschäftigen, indem er die Germanen als Schöpfer einer neuen Kultur nachweist und einen geschichtlichen Ueberblick über die sechs Jahrhunderte von 1200 bis 1800 giebt. Die Zeit um 1200 erscheint dem Verfasser als Angelpunkt, weil damals die Germanen zu ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung erwachten und die Begründer einer neuen Zivilisation wurden. Mit dieser Festsetzung will Chamberlain die Begriffe eines Mittelalters und einer Renaissance fortschaffen und zugleich zeigen, daß unsre Zivilisation nicht der Ausdruck eines allgemeinen Fortschrittes der Menschheit, sondern das Werk einer bestimmten individuellen Menschenart ist. Doch erregt schon die Zahlbestimmung starke Bedenken. Denn nicht auf die ersten Ansätze einer Bewegung kommt es an — die außerdem noch weiter zurück verfolgt werden könnten —, sondern auf den Zeitpunkt, wo die Bewegung durchbricht und das Kräftespiel zu beeinflussen anfängt. Chamberlain aber betrachtet ein unfertiges Wogen als den entscheidenden Anfang. Ferner leugnet er zu Unrecht und im Widerspruch mit sich selber den allgemeinen Fortschritt der Menschheit. Zu Unrecht: denn es giebt Ideen, die unabhängig von der Rasse sich ausbreiten; im Widerspruch mit sich selber: denn er selbst erklärt, der Römer habe das Recht für alle Menschen begründet, den Staat für alle Zeiten errichtet. Und nun häufen sich die inneren Widersprüche des Buches. Wir hören, daß die Reinheit der Rasse das Geheimnis der Geschichte sei, und erfahren andrerseits, daß es nie völlig reine Rassen gegeben hat, und daß alle edeln Rassen Gemische sind. Wir sollen uns auf die große Persönlichkeit einschwören, und werden gleichzeitig von dem Biologen Chamberlain darüber belehrt, wie wenig dem Subjekt wirklich Original angehört. Wir sollen die Unzulänglichkeit der Wissenschaft zugestehen und müssen doch tausend gelehrte Untersuchungen und Anmerkungen schlucken.

Es wäre leichte Mühe, das Unfertige des Buches auch an andern Punkten aufzudecken. Aber es könnte der Anschein entstehen, als schätzte der Berichterstatter die Leistung Chamberlains gering. Daher sei nochmals hervorgehoben, daß es ein starkes und fröhliches Werk ist, das Werk Chamberlains.

M. D.

Der Schatz im Himmel. Novellen von Franz Ferdinand Heitmüller. Berlin, S. Fischer.

Wir lernen den tiefempfindenden, feinbeobachtenden Verfasser von „Tampete“ in der führenden Erzählung dieses Novellenbandes wieder von einer neuen Seite kennen, denn den köstlichen Humor, mit dem er in markigen Strichen den oberbayrischen Bauern und seine schlaue Magd zeichnet, hätte man bei ihm nicht vermutet. Die im Dialekt geführten Gespräche fließen frei und natürlich, und die Schilderung des sich auf biblische Worte gründenden Aberglaubens wirkt nur belustigend, niemals verletzend, weil der Lokalton stets auf das glücklichste getroffen ist. Das versteht Heitmüller überhaupt ganz meisterlich, sei es, daß er uns in die gute Stube führt, in der Theas Gedichte beim Genusse von Apfelgelee das Licht der Welt erblicken, oder in das frostige Hospital mit der bezahlten Wärterin, sei es, daß er in gewitterschwüler Sommernacht den Rhein an uns vorüberrauschen läßt, oder die alte Klosterherrlichkeit von St. Georgen, das Abt David

zu einer Hochburg der Künste geschaffen, vor uns heraufzaubert: er stellt uns immer mitten in die Situation und weiß den Ausdruck so treffend zu gebrauchen, oft sogar neu zu finden, daß wir alles mit erleben, mit durchkämpfen. Die Entwicklung der Charaktere ist ungekünstelt, auf feine psychologische Beobachtung begründet, und das Werden und Wachsen der Mutterliebe in „Als der Sommer kam . . .“, trotzdem es die alte, alte Geschichte behandelt, so neu, so ergreifend, so packend geschildert, daß dies zarte Nachempfinden auch rein weiblicher Gefühle mit staunender Bewunderung für des Verfassers Begabung erfüllen muß. — Mir scheint, daß, wenn Heitmüllers Künstlernatur sich in der Weise weiter entwickelt, wir noch Großes von ihm erwarten dürfen.

Die geschmackvoll ausgestattete Einbanddecke des Bandes zeigt das von H. Hirzels Meisterstift gezeichnete Bild des Klosters St. Georgen mit dem rasch vorüberflutenden Rheinstrom. M. H. v. Helldorff.

Die Schönheit des weiblichen Körpers. Von Dr. C. H. Stratz. Vierte Auflage. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke, 1899.

Das „den Müttern, Aerzten und Künstlern gewidmete“ eigenartige Buch behandelt seinen Gegenstand, der bisher fast ausschließlich nur von künstlerisch-ästhetischer Seite aus betrachtet worden ist, vom Standpunkte des Arztes aus. Schönheit ist dem Verfasser demgemäß „höchste Gesundheit“, und um lebende weibliche Schönheit objektiv zu beurteilen, stellt er die Forderung negativen Vorgehens auf: die Fehler auszuschließen. Diese betrachtet er als bedingt durch unrichtige Proportionen, mangelhafte Entwicklung, schlechte Ernährung und unrichtige Lebensweise, schlechte Ausprägung des Geschlechtscharakters, das Alter und die Erblichkeit, Krankheiten, Kleidung. Es werden so einige Erscheinungen gewonnen, deren Anwesenheit ein Fehler, deren Abwesenheit ein Vorzug ist. Individualität wird bedingt durch geringe Abweichungen innerhalb der gesetzmäßigen Grenzen. Dieser Maßstab wird dann zur Beurteilung lebender weiblicher Schönheit und zur Beurteilung von Kunstwerken benutzt. Auch kann er als Richtschnur dienen für die Erziehung und Lebensweise des Weibes, „da höchste Gesundheit und Schönheit sich decken“. Das Schlußkapitel bestimmt durch Ausschluß fehlerhafter Individuen die weibliche Rassenschönheit. — Die Darstellungsweise ist klar und durchsichtig; der Verfasser versteht es, auch den anatomischen Auseinandersetzungen jede Spur von Trockenheit zu nehmen.

Der Wert des Buches, das einen außerordentlichen Erfolg gehabt hat (binnen Jahresfrist sind vier Auflagen notwendig geworden), liegt in der durchgängigen anatomischen Begründung der aufgestellten Sätze und in dem Betonen der Wichtigkeit einer alle Schädlichkeiten ausschließenden Lebensweise auch für die äußere Erscheinung der Frau. Der Satz: „Höchste Schönheit ist höchste Gesundheit“ ist im allgemeinen unzweifelhaft richtig; doch scheint er uns nicht alle Fälle zu decken, da es häufig vorkommt, daß Mädchen und Frauen, die die gleiche Gesundheit zeigen, doch sehr verschieden an Schönheit sind, ja, daß mitunter die gesündesten, wie Landbewohnerinnen, am unschönsten sind. Stratz giebt dies auch selbst zu, indem er verschiedene Kanons aufstellt, von denen er Abweichungen, die mit der Gesundheit gar nichts zu thun haben, als Schönheitsfehler bezeichnet.

Die Ausstattung des Werkes in Papier und Druck ist von der äußersten Vornehmheit; die beigegebenen zahlreichen Abbildungen, besonders die vier Tafeln, geradezu von künstlerischer Vollendung. Wir wünschen dem schönen Buche eine recht weite Verbreitung.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Bacon-Shakespeares Venus und Adonis. Ein buchstäblich genauer Wiederabdruck der ältesten Original-Ausgabe vom Jahre 1593, verbunden mit der ersten Wort- und Sinngetreuen Uebersetzung und Erläuterung. Nebst mehr als 100 Bildertafeln, mit 14 Porträts, 18 Ansichten, 5 Plänen, 18 kulturgeschichtlichen Darstellungen, 5 Schriftfacsimiles, 19 Titelblattfacsimiles, 10 Druckseitenfacsimiles, 30 figurenreichen Parabelbildern und gegen 200 Wappendarstellungen. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag, 1899. 20 Mark.

Der eifrige Bacon-Shakespeare-Forscher E. Bormann hat in vorliegendem Werke der Bacon-Theorie eine neue Stütze zu geben versucht. Freilich je mehr die Anhänger dieser Theorie sich anstrengen, um so deutlicher tritt die Haltlosigkeit ihrer Ansicht zu Tage. Das zeigt sich klar in der Erläuterung zu dem Titelblatt Seite 118 ff. Der „summarische Beweis“ Seite 156 f. kann uns in der That nur ein Lächeln abgewinnen. Wie lange mag diese Gedankenverirrung noch dauern trotz der neueren Arbeiten eines Wülker, Schipper und andrer! Es wäre doch höchst sonderbar, wenn erst unserm Zeitalter die Enthüllung dieses angeblichen Geheimnisses aufbewahrt geblieben wäre! Um so rückhaltloser sei dagegen der Wert des zweiten Teils des Buchs anerkannt. Es bietet in der That durch die schönen Faksimiles Shakespearescher Dramen &c. ein vorzügliches Material für die Shakespeare-Litteratur. Dadurch wird das Buch vielleicht stets seinen Wert behalten, um so mehr, da diese Illustrationen auf vorzüglichem Papier, wie das ganze Werk selbst, dargestellt sind. E. M.

Die pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder. Versuch einer Grundlegung für gebildete Eltern, Studierende der Pädagogik, Lehrer, sowie für Schulbehörden und Kinderärzte. Von Ludwig Strümpell, Professor an der Universität zu Leipzig. Dritte, bedeutend vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. Alfred Spitzner. Leipzig, Verlag von E. Ungleich, 1899.

Das epochemachende Werk des großen Pädagogen liegt nunmehr in dritter Auflage vor. Während die erste Auflage (1890) sich auf diejenigen psychischen Fehler der heranwachsenden Jugend beschränkt hatte, welche zwar teils aus physiologischen, teils psychologischen Gründen auch als Abweichungen von der normalen Gesundheit des geistigen Lebens im Kinde entspringen, aber doch nicht als wesentliche, aus somatischen Ursachen anzusehende Störungen und Abnormitäten derselben anzusehen sind, hatte die zweite Bearbeitung (1892) im Anschluß an Kochs Lehre von den psychopathischen Minderwertigkeiten, das heißt von solchen somatisch verursachten psychopathischen Zuständen, welche zwischen der normalen geistigen Gesundheit und der Geisteskrankheit als besondere Abnormitäten eine Stelle einnehmen, eine übersichtliche Darstellung des psychiatrischen Teiles hinzugefügt. In der vorliegenden Auflage hat das Werk nun eine durchgreifende Umarbeitung erfahren, indem der gesamte Stoff in drei Teile gegliedert worden ist, von denen der erste alle grundlegenden Kapitel, der zweite das psychiatrische Material der pädagogischen Pathologie, der dritte die praktischen, das heißt die methodologischen, insbesondere die diagnostischen Fragen behandelt. Einige Kapitel sind dank der Mitarbeit des Herausgebers wesentlich erweitert, andre ganz neu hinzugekommen.

Das Werk ist in seiner neuen Gestalt doppelt willkommen zu heißen, da es das letzte Vermächtnis des nun auch heimgegangenen verdienstvollen Forschers an die deutsche Pädagogik ist. Der Verfasser hat seinem eignen Geständnis nach einen dreifachen Zweck mit seinem bedeutsamen Werke verfolgt: dem Lehrer ein richtiges Verständnis der in Schulkindern nicht selten vorhandenen abnormen psychischen Zustände und Vorgänge zu ermöglichen und auf die Mittel hinzuweisen, wie die Eigenartigkeit derselben genauer festgestellt werden kann, um sie in rationeller Weise pädagogisch-therapeutisch oder pädagogisch-prophylaktisch behandeln zu können, zweitens die Bedingungen erkennen zu lassen, unter denen ein ersprießliches Zusammenwirken des Lehrers und des Schularztes innerhalb der gemeinsamen, die geistige und körperliche Gesundheit der Schulkinder betreffenden Fragen möglich wird, und drittens das Bewußtsein des Lehrers von der staatsbürgerlichen, moralischen und religiösen Bedeutung seines Amtes und der zu demselben gehörigen Aufgaben und Ziele zu vertiefen und zu kräftigen. — Zum Schluß noch die Bemerkung, daß in einem wissenschaftlich so hervorragenden Werke doch mehr Sorgfalt auf die Schlußrevision des Druckes verwandt werden sollte, damit nicht solche elementare Schnitzer wie die Teilung „Päda-goge", die das Auge eines jeden wissenschaftlich Gebildeten geradezu beleidigen, vorkommen. Jeder Quartaner weiß, daß es *παιδ-αγωγός* heißt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Dante. Von Karl Federn. (Dichter und Darsteller, Band III, herausgegeben von Dr. R. Lothar). Verlag von E. A. Seemann in Leipzig und Berlin und der Gesellschaft für Graphische Industrie in Wien, 1899.

Ein populär geschriebenes und dabei nicht oberflächliches Werk. Der Verfasser hat, unter der zuverlässigsten Quellenbenutzung, ein Zeitbild geben wollen, von dessen bewegtem Hintergrund die Gestalt Dantes sich gleichsam als Quintessenz ihres Jahrhunderts abhebt. Der Text ist knapp und anschaulich, indem er das Material im einzelnen trennend aber als Ganzes zusammenfassend in übersichtlicher Weise darbringt; ausführlich, aber nicht minutiös, wird der Werdegang des Dichters erläutert und, daran anknüpfend, sein Schaffen analysiert. Kapitel wie „Die Zerstörung der Antike", „Die Hohenstaufen", „Wissen und Weltanschauung", „Florenz", „Beatrice", „Dante im Exil", gehören zum Besten, was im Rahmen eines derartigen Werks geschrieben werden kann. Neuartig und zeitgemäß ist die ausgiebige Verwertung illustrativer Belege und Beispiele, zum besseren Verständnis der Vorstellungskreise, aus denen in der „Göttlichen Komödie" das Himmelreich, die Hölle, das Purgatorio mit ihren verschiedenen Unterabteilungen, entstanden sind. (Zeichnungen von Oberstleutnant Paul Pochhammer, Alfred Rethel, Cornelius, Führich, Otto Greiner und andern). Auch von Dante Gabriel Rossetti sind die auf Dantes Liebesleben bezüglichen Gemälde reproduziert. Am interessantesten, weniger vom künstlerischen Gesichtspunkt, als zur Veranschaulichung der naiv kindlichen Symbolik des englischen Mystikers William Blake, wirken dessen Aquarelle zum Purgatorio, die teilweise aus der Augustnummer 1896 der Londoner Zeitschrift "The Savoy" wiedergegeben sind. Die Kraft der Vorstellung ersetzt hier die Unzulänglichkeit des Könnens. Von den italienischen Zeitgenossen Dantes sind eine größere Auswahl der Miniaturen aus einem Codex der Universitätsbibliothek in Turin, aus der „Biblioteca Nazionale"

zu Neapel und von der urbinatischen Handschrift im Vatikan wiedergegeben. Auch Botticellis Federzeichnungen fehlen nicht. Von den übrigen zeitgenössischen Künstlern (Orcagna, Giotto, Simone Martini, Signorelli und andern) sind repräsentative Werke (Fresken aus der Kapelle S. Maria Novella in Florenz u. s. w.) zur Ergänzung beigegeben, von Giotto außerdem eine farbige Porträtzeichnung des Seymour Kirkup nach dem Dante-Porträt aus den Fresken im Bargello (Palazzo del Podestà) in Florenz. (Diese Zeichnung wurde vor der Restaurierung des Wandgemäldes im Jahre 1840 aufgenommen.)

Moderne Maler (Böcklin) und Bildhauer (Alfonso Canciani, Auguste Rodin) vervollständigen das überaus reichhaltige und gut verteilte Illustrationsmaterial. Man wird das Buch mehr als einmal lesen und genießen können, mit der Doppelkraft der sinnlichen und geistigen Anschauung.

Wilhelm Schölermann, Kiel.

Schwäbische Litteraturgeschichte in zwei Bänden. Von Rudolf Krauß. Zweiter Band. Die württembergische Litteratur im neunzehnten Jahrhundert. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr (P. Siebeck), 1899. XII u. 495. Mark 8.—

Der erste Band des schönen Werks, dem Ref. in seiner Anzeige in der „Deutschen Revue“ vom Mai 1898 hohes Lob erteilen konnte, ist im Jahr 1897 erschienen. Genau zwei Jahre nachher ist der vorliegende zweite Band gefolgt. Er umfaßt die württembergische Litteratur bis auf die jüngste Gegenwart mit Einschluß der Lebenden. Der gewaltige Stoff ist in folgenden elf Kapiteln behandelt: Die Jugend der schwäbischen Romantik; Die Häupter des schwäbischen Dichterkreises; Eduard Mörike und seine Jugendfreunde; Die Lyrik; Politik und Poesie; Religiöse Poesie; Roman- und Novellendichtung; Das Drama; Die Dichtung der Gegenwart; Die Wissenschaften; Das litterarische Leben in Württemberg. Man sieht aus dieser Zusammenstellung, daß Krauß nicht bloß die Litteraturgeschichte Schwabens behandelt, sondern auch die Kulturgeschichte desselben — mit vollem Recht — berücksichtigt hat. Wie im ersten Bande, so ist auch hier der Verfasser mit der strengen Objektivität des Historikers verfahren. Das zeigt sich besonders in dem edeln Freimut, den er den Lebenden gegenüber, von denen ihm wohl gar mancher persönlich näher bekannt ist, an den Tag legt. Mit weitem Blick und vollem Verständnis hat Krauß seine Aufgabe erfaßt und erledigt. Noch sei die Genauigkeit und Zuverlässigkeit seiner Angaben rühmend hervorgehoben. Er hat sich keine Mühe und Zeit verdrießen lassen, um alles Material für sein Buch herbeizuschaffen. Möge sein Werk überall die wohlverdiente Aufnahme finden!

E. M.

Teodor de Wyzewa. Beethoven et Wagner. Essais d'histoire et de critique musicales. Paris. Libraire académique Didier Perrin et C[ie], libraires-éditeurs. 1898.

Das Buch enthält eine Reihe von geistvollen (schon früher in Zeitschriften und so weiter veröffentlichten) Aufsätzen über die beiden großen deutschen Musiker, die bei gleich mächtiger Individualität und dadurch bedingter gleich epochemachender Stellung in der Geschichte ihrer Kunst doch so grundverschieden in ihrem Wesen waren.

In der ersten Abhandlung, La jeunesse de Beethoven, wird es beklagt, daß trotz der reichen und gediegenen Beethovenlitteratur noch kein klares und vollständiges Bild von des Komponisten Wesen geliefert sei. Die Autoren „zählen bald die Ereignisse seines Lebens auf, bald führen sie uns die einzelnen Entwicklungsstufen seiner Werke vor oder empfehlen diese Werke unsrer Bewunderung. Aber wir sehen nicht überall die verbindenden ganz persönlichen Momente zwischen Werken und Leben, die äußeren und inneren Bedingungen, die Einflüsse jeder Art, die Beethoven zu dem gemacht haben, was er war.“ Besonders sei eine solche Kenntnis bei Beethoven nötig, weil er „seine Musik unter dem unmittelbaren Einfluß seiner eigensten Empfindungen schuf und man in Gefahr steht, ihn falsch zu beurteilen, wenn man seine menschliche Eigenart außer acht läßt.“ Wyzewa will nun in dem Essai „die psychologische Geschichte“ eines Abschnittes von Beethovens Leben entwerfen, wie er sie sich denkt, und wählte dazu die Zeit seiner Jugend bis zum Jahre 1792. Zu diesem Zwecke entwirft er zunächst nach der jetzt beliebten Methode eine Schilderung der Familie des Künstlers und versucht, den Einfluß derselben auf das Wesen Ludwigs darzulegen, geht dann ausführlich auf seine Lehrer van der Eeden und Neefe ein, um mit der dauernden Uebersiedelung nach Wien zu schließen. — Von den Arbeiten über Wagner (der Verfasser ist einer der begeistertsten Verehrer des Bayreuther Meisters) sind hervorzuheben eine eingehende Besprechung der Wagnerbiographie von Chamberlain und eine Skizze über den später in so bittere Verfeindung übergehenden Freundschaftsbund zwischen Wagner und Nietzsche, geschrieben im Anschluß an das biographische Werk Frau Försters über ihren Bruder. — Den Schluß des Bandes bilden drei Abhandlungen über die Aufführungen von Werken Haendels in Köln und Mainz vom Sommer 1895, ein Gedenkartikel zu Franz Schuberts hundertjährigem Geburtstage und eine sehr fein abgestimmte Studie über Mozart.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Bekenntnisse: Vom Drama und von der Musik. Sieben Gedichte von Karl Alfred Schultz. Berlin, Ch. Palmié, 1899.

Wenigstens mit zwei Worten sei auf das schmächtige Heftchen hingewiesen, weil es einige recht lesenswerte Betrachtungen über das musikalische Drama enthält und den interessierten Kreisen leicht entgehen könnte. Den angefügten Gedichten konnten wir keinen Geschmack abgewinnen. M. D.

Peter der Große. Von K. Waliszewski. Deutsch von Wilhelm Bolin. (Geisteshelden Bd. 30 und 31.) Berlin, Verlag von Ernst Hofmann, 1899.

Deutsche Bearbeitung des französisch geschriebenen Werkes eines Polen — also eine Bürgschaft für internationale Objektivität der Würdigung. Der Verfasser hebt auch im ersten Kapitel die Bedeutung des deutschen Einflusses für Peters geistige Entwicklung und damit für sein gewaltiges Lebenswerk, der Europäisierung des Moskowiterreiches, vorurteilsfrei hervor; ebenso werden die barbarischen Rückstände in dem rücksichtslosen Reformator ungeschminkt dargestellt. Die Darstellung ist durchaus lebendig und fesselnd; wenn es nicht durch Abnutzung ein zweifelhaftes Lob wäre, so müßte man sagen, die Biographie liest sich wie ein gutgeschriebener Roman. In der Reihe der von Bettelheim herausgegebenen Sammlung, die ja nicht für Quellenforscher bestimmt ist, füllt das Buch seinen Platz mit Ehren aus. —ß.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Baumgartner, Alexander, Geschichte der Weltlitteratur. III. Band. Die griechische und lateinische Litteratur des klassischen Altertums. Lieferung 17. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. à M. 1.20

Bergmann, Jul., Untersuchungen über Hauptpunkte der Philosophie. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 8.—

Berzelius', Jac. und Gust. Magnus' Briefwechsel in den Jahren 1828—1847. Herausgegeben von E. Hjelt. Braunschweig, Fried. Vieweg & Sohn. M. 4.—

Bierbaum, Otto Julius, Pan im Busch. Ein Tanzspiel mit Musik von Felix Mottl. Berlin, Verlag der Insel bei Schuster & Loeffler.

Bischof, Max, Architektonische Stilproben. Ein Leitfaden. Mit historischem Ueberblick der wichtigsten Baudenkmäler. Mit 101 Abbildungen auf 50 Tafeln. Leipzig, K. W. Hiersemann. M. 5.—

Bischoff, Diedrich, Maurertum und Menschheitsbau. Freimaurerische Gedanken zur sozialen Frage. Leipzig, Max Hesses Verlag. M. 3.—

Brandes, Georg, Ferdinand Lassalle. Eine kritische Darstellung seines Lebens und seiner Werke. Aus dem Dänischen übersetzt von A. Strodtmann. Vierte, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Herausgegeben von A. v. d. Linden. Charlottenburg, H. Barsdorf. M. 2.50.

Brenkendorf, Lothar, Geächtet. Roman. Band 86 von Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 1.—

Dahn, Prof. E., Das herrschende Schulsystem und die nationale Schulreform. Kiel, Lipsius & Tischer. M. 2.—

Damaschke, Adolf, Kamerun oder Kiautschou? Eine Entscheidung über die Zukunft der deutschen Kolonialpolitik. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 50 Pf.

Dörmann, Felix, Warum der schöne Fritz verstimmt war. Wien, Wiener Verlag.

Duden, Dr. Konrad, Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den neuen amtlichen Regeln. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 1.60.

Eckart, Rudolf, Stand und Beruf im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten. Göttingen, Franz Wunder.

Fick, Dr. R., Auf Deutschlands hohen Schulen. Eine illustrierte kulturgeschichtliche Darstellung deutschen Hochschul- und Studentenwesens. Mit 400 Abbildungen. Berlin, Hans Ludwig Thilo. M. 10.— (oder in 10 Lieferungen à M. 1.—).

Fischer, Dr. Albert, Ueber das künstlerische Prinzip im Unterricht. Gross-Lichterfelde, Bruno Gebel. 75 Pf.

Freie Warte. Sammlung moderner Flugschriften. Herausgegeben von Dr. L. Jacobowski. 1. Heft: Haeckel und seine Gegner. Von Dr. Rudolf Steiner (M. 1.—); 2. Heft: Sittlichkeit. Von Dr. Matth. Schwann (60 Pf.); 3. Heft: Die Zukunft Englands. Von Leo Frobenius (80 Pf.) Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Graphologische Monatshefte. IV. Jahrgang. Nr. 1/2, Januar und Februar 1900. Abonnementspreis M. 8.—. München, Karl Schüler.

Gystrow, Ernst, Der Katholizismus und die moderne Dichtung. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 1.50.

Haeckel, Prof. Dr. Ernst, Kunstformen der Natur. Lieferung IV. Leipzig, Bibliographisches Institut. M. 3.—

Handbuch der Freimaurerei. Allgemeines. Dritte umgearbeitete Auflage. Erste Lieferung. Voll-

ständig in 20 Lieferungen à M. 1.—. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Helfert, Freiherr v., Zur Lösung der Rastatter Gesandtenmord-Frage. Gesammelte Aufsätze. Stuttgart, Jos. Rothsche Verlagshandlung. M. 4.—

Heusler, Andreas, Die Geschichte vom Hühnerthorir. Eine altisländische Saga. Berlin, Wiegandt & Grieben. M. 2.—

Insel, Die. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder. 1. Jahrgang Nr. 6; II. Quartal, März 1900. Vierteljährlich M. 9.—. Berlin, Schuster & Loeffler.

Karpeles, Dr. Benno, Die englischen Fabrikgesetze. Berlin, Emil Felber. M. 10.—

Kroff, Friedrich, Leben und Streben. Kleine Erzählungen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 3.—

Landau, Dr. Marcus, Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. Berlin, Emil Felber. M. 12.—

Lanzalone, Giovanni, L'Arte voluttuosa. Salerno, Fratelli Iovane.

Larpe, Karus von der, Die Dachfenster! Erzählung. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 3.—

Laßwitz, Kurd, Wirklichkeiten. Beiträge zum Weltverständnis. Berlin, Emil Felber. M. 5.—

Lee, Vernon, Schemen. Phantastische Geschichten. Aus dem Englischen übersetzt von M. v. Berthof. Wien, Wiener Verlag.

Leonhard, Prof. Dr. R., Die Hauptziele des neuen bürgerlichen Gesetzbuches. Vorträge in volkstümlicher Fassung. Breslau, J. U. Kerns Verlag. M. 1.—

Loewenthal, Dr. E., Die religiöse Bewegung im neunzehnten Jahrhundert. Band XV von „Am Ende des Jahrhunderts“. Berlin, Siegfried Cronbach. M. 2.50.

Louis, Gustav, Giordano Bruno, seine Weltanschauung und Lebensauffassung. Berlin, Emil Felber. M. 2.—

Lublinski, S., Litteratur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert. 3. und 4. Teil. Band XVI und XVII von „Am Ende des Jahrhunderts“. Berlin, Siegfried Cronbach. M. 2.50.

Lublinski, S., Neu-Deutschland. Fünf Essays. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 1.75.

Matthaei, Dr., Die Schädlichkeit mäßigen Alkoholgenusses. Ein Vortrag. Leipzig, Chr. G. Tienken. 50 Pf.

Open Court, The. A monthly magazine. Vol. XIV. (Nr. 2) February; (Nr. 3) March 1900. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually $ 1.—

Petersen, Hugo, Herzog Gothland. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Dr. R. Wrede. M. 1.—

Preuschen, Hermione v., Vom Mondberg. Erlebte Gedichte. Zürich, Caesar Schmidt.

Rembe, A. C., Afrikanischer Totentanz. Nach den Erinnerungen eines englischen Offiziers vom Stabe des General Buller. 1. Teil: Von London nach Ladysmith. Berlin, Fußingers Buchhandlung. M. 1.—

R...en..ier, Dr. H., Die Arbeiter im neunzehnten Jahrhundert. Band XVIII von „Am Ende des Jahrhunderts“. Berlin, Siegfried Cronbach. M. 2.50.

Sadil, Meinrad, Tantalos. Tragödie in fünf Akten. Wien, Carl Gerolds Sohn. M. 2.—

Schröder, Edward, Goethe und die Professoren. Akademische Kaisergeburtstagrede. Nr. 2 der Marburger akademischen Reden 1900. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 60 Pf.

Speck, Prof. E., Seehandel und Seemacht. Eine handelsgeschichtliche Skizze. Leipzig, Fr. Brandstetter. M. 1.20.

Steiner, Dr. R., Welt- und Lebensanschauungen im neunzehnten Jahrhundert. 1. Teil. Band XIV von „Am Ende des Jahrhunderts“. Berlin, Siegfried Cronbach. M. 2.50.

Streckfuß, Ad., Ein Thaler. Kriminal-Novelle. Dritte Auflage. Band 87 von Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 1.—

Tetzner, Dr. F., Die Slowinzen und Lebakaschuben. Land und Leute, Haus und Hof, Sitten und Gebräuche, Sprache und Litteratur im östlichen Hinterpommern. Berlin, Emil Felber. M. 6.—

Tugan-Baranowski, M., Geschichte der russischen Fabrik. Vom Verfasser revidierte deutsche Ausgabe von Dr. B. Minzes. Berlin, Emil Felber. M. 12.—

Verlaine, Paul, Gedichte. Uebersetzt von Otto Hauser. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.50.

Vorländer, Dr. Karl, Kant und der Sozialismus unter besonderer Berücksichtigung der neuesten theoretischen Bewegung innerhalb des Marxismus. Berlin, Reuther & Reichard. M. 1.20.

Wedekind, W., Sprachfehler oder Sprachentwicklung. Versuch einer historischen Grammatik der deutschen Sprache für gebildete Laien. Erstes Bändchen: Das Hauptwort in der Einzahl. Berlin, W. Wedekind. 50 Pf.

Weiß, S. A., Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—

Welter, Nikolaus, Siegfried und Melusine. Dramatisierte Volkssage in drei Abteilungen. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—

Wereschtschagin, A. W., Skobelew im Türkenkriege und vor Achal-Teke. Erinnerungen eines Augenzeugen. Autorisierte Uebersetzung von A. v. Drygalski. Berlin, Joh. Räde. M. 2.50.

Wernicke, Prof. Dr. A., Weltwirtschaft und Nationalerziehung. Vortrag. Leipzig, B. G. Teubner. 80 Pf.

Wundtke, Max, Ich ruf' dich, Germania! Ein deutsches Wort in der Sache der Buren. Radebeul-Dresden, Deutscher Manuskripten-Verlag „Original“.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

RETURN TO ▶ CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

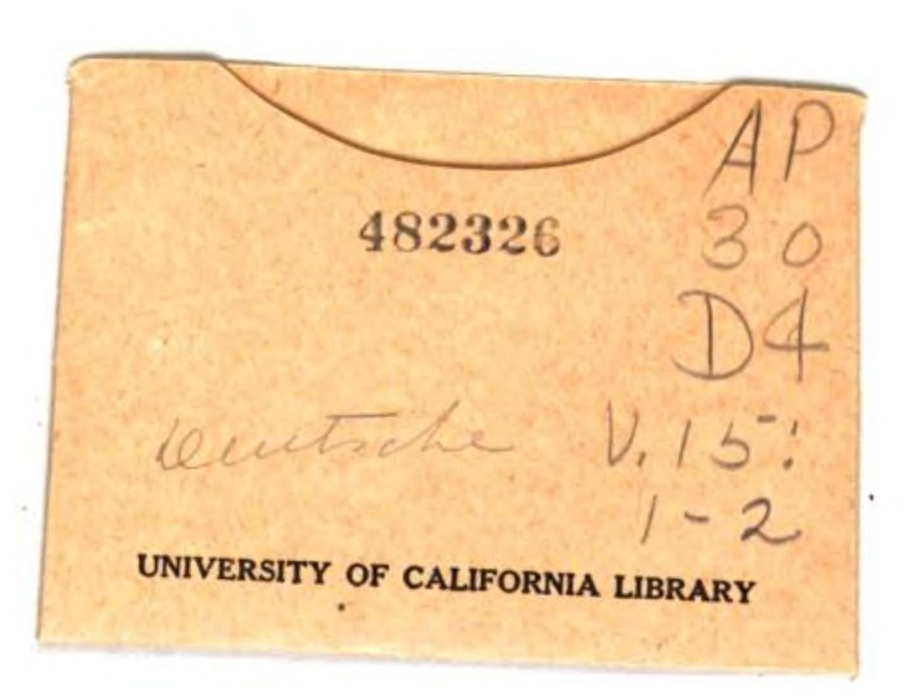
NOV 16 1989		
AUTO DISC NOV 04 1989		
NRLF PHOTOCOPY SEP 1 - '90		

FORM NO. DD6, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

YD 77224

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C021117019



Digitized by Google

RETURN TO CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

NOV 16 1989		
AUTO DISC NOV 04 1989		
NRLF PHOTOCOPY SEP 1 ? '90		

FORM NO. DD6,

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C021117019

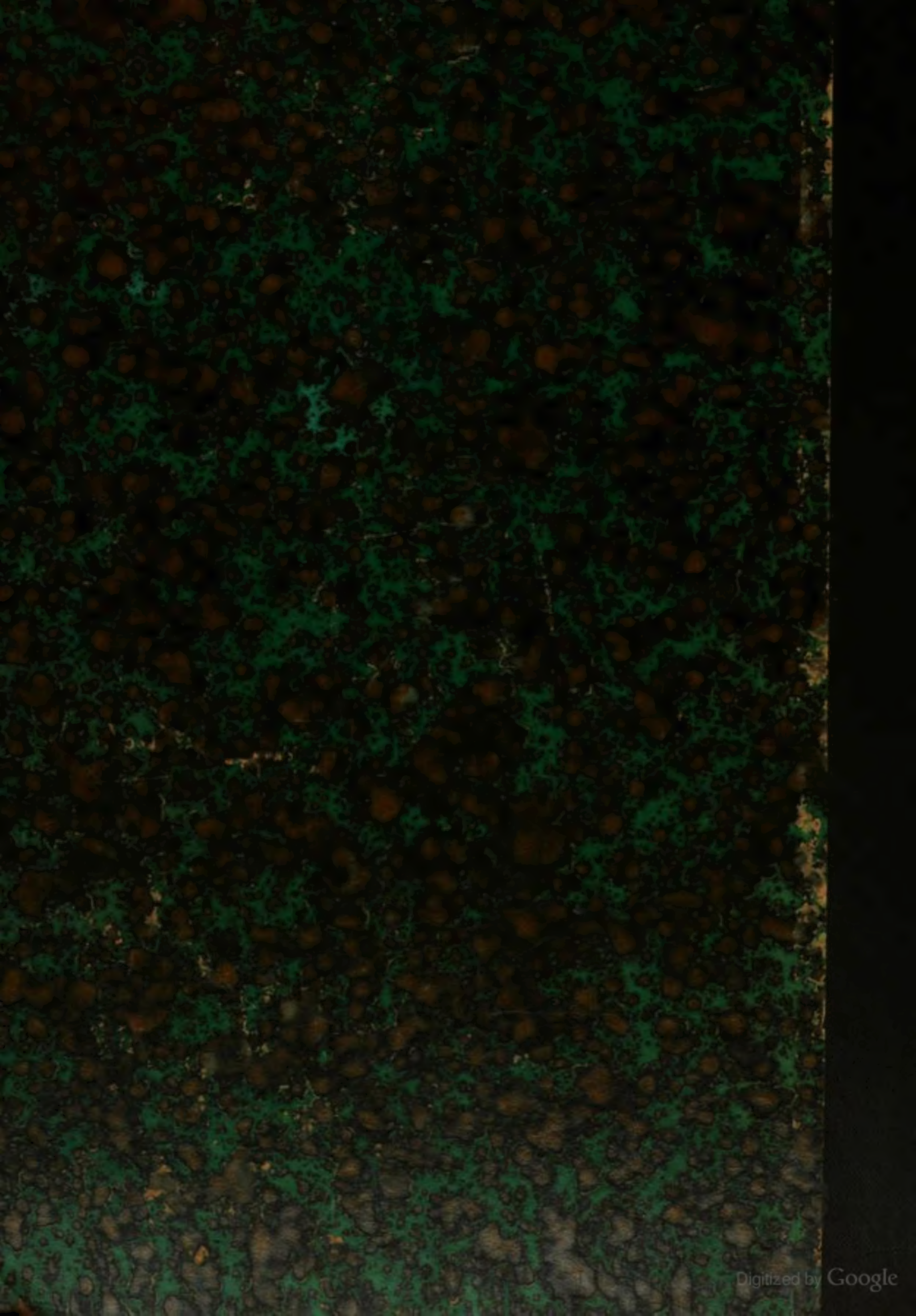
482326

AP
30
D4

Deutsche V.15:
1-2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google



Digitized by Google